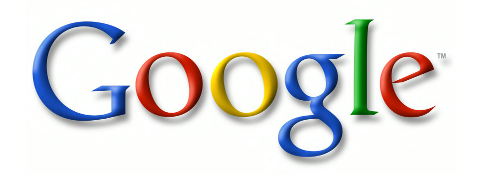





L. KRAUS
BUCHBINDEREI
M. ELEKT. BETRIEB
AUGSBURG



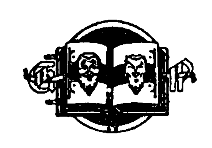
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Dreizehnter Jahrgang · Band II

.... (April bis September 1911) ....



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen



Wilhelm Raabe



Ernst Müller-Braunschweig



XIII. Jahrg. | April 1911 | Heft 7

Unbewußtes Christentum

Von Pfarrer Dr. Gustav Beißwänger

Es geht ein Klagen durch die Welt, das Christentum wolle sterben, das, was man seither Christentum genannt hat. In allen Kreisen klagt man so und laut, öffentlich; in Zeitschriften, Büchern, religiösen Versammlungen und auf Kanzeln, wie die Welt immer unchristlicher, wie das Christentum immer mehr zurückgedrängt und in die Ecke gestellt werde.

Und wenn man daheim sitzt und 's ist ein trüber Tag, die Wolken hängen tief herab, und man liest in einem frommen Blatt von der Not der Zeit und von der Verdorbenheit der Jugend, von Kirchenaustritt und Zerstörung des Glaubens im eigenen Lager der Christen, so könnte man selber traurig werden und an den Untergang des Christentums glauben.

Es ist wahr, die Kirche gibt sich Mühe wie je. Orthodoxe und liberale Prediger suchen an den modernen Menschen heranzukommen. Man veranstaltet Kirchenkonzerte und Gemeindeabende, man gründet Vereine aller Art. Männer der Wissenschaft halten den Gebildeten Vorträge, andere suchen die Arbeiter zu gewinnen.

Und doch, die Gebildeten kommen wenig zur Kirche, und die Arbeiterschaft steht allem kühl gegenüber, was Kirche und christliches Wesen heißt. Auch die heranwachsende Jugend sucht sich dem Einfluß der Kirche immer mehr zu entziehen.



XIII. Jahrg. April 1911 Heft 7

Unbewußtes Christentum

Von Pfarrer Dr. Gustav Beißwänger

Es geht ein Klagen durch die Welt, das Christentum wolle sterben, das, was man seither Christentum genannt hat. In stillen Kreisen klagt man so und laut, öffentlich; in Zeitschriften, Büchern, religiösen Versammlungen und auf Kanzeln, wie die Welt immer unchristlicher, wie das Christentum immer mehr zurückgedrängt und in die Ecke gestellt werde.

Und wenn man daheim sitzt und 's ist ein trüber Tag, die Wolken hängen tief herab, und man liest in einem frommen Blatt von der Not der Zeit und von der Verdorbenheit der Jugend, von Kirchenaustritt und Zerstörung des Glaubens im eigenen Lager der Christen, so könnte man selber traurig werden und an den Untergang des Christentums glauben.

Es ist wahr, die Kirche gibt sich Mühe wie je. Orthodoxe und liberale Prediger suchen an den modernen Menschen heranzukommen. Man veranstaltet Kirchenkonzerte und Gemeindeabende, man gründet Vereine aller Art. Männer der Wissenschaft halten den Gebildeten Vorträge, andere suchen die Arbeiter zu gewinnen.

Und doch, die Gebildeten kommen wenig zur Kirche, und die Arbeiterschaft steht allem kühl gegenüber, was Kirche und christliches Wesen heißt. Auch die heranwachsende Jugend sucht sich dem Einfluß der Kirche immer mehr zu entziehen.

Und die Prediger des Evangeliums sehen viele aus ihren Reihen scheiden, junge Theologen. Die einen gehen in den Staatsdienst, andre machen in Politik, wie Naumann ihnen vortut, die dritten werden Journalisten oder gar Dichter wie Frenssen.

Und viele, die bleiben, lassen in ihren Predigten und ihrer Lebenshaltung das bedeutend zurücktreten, was seither als christlich galt, so daß die Altgläubigen den Vorwurf des Unglaubens erheben und den und jenen Pfarrer aus seinem Amte entfernt haben möchten.

Dazu nehme man Erscheinungen, wie die des Monistenbundes, wie die freikirchlichen Vereine usw. Sie gewinnen bedenklich an Einfluß und untergraben mit Vorträgen und Traktätchen aller Art den christlichen Glauben. Und auch der Staat wacht über seiner Ehre, daß die Kirche nicht in seine Machtsphäre eingreife. Und große Volksteile hassen die protestantische Orthodoxie genau so wie das katholische Zentrum.

Wenn man das alles zusammennimmt, könnte man wirklich an einen Rückgang des Christentums in der Welt glauben und klagen über sein Sterben.

Und doch möchte ich in dieses Klagen nicht einstimmen.

Zunächst ist immer Feindschaft gegen das Christentum gewesen. Und das wird so bleiben, solange das Christentum eine Welt- und Lebensanschauung ist, die Menschen gewinnen will. Es gibt eben verschiedene Weltbetrachtungen und Lebensgestaltungen, und solange nur zwei auf Erden sind, wird Kampf und Widerstreit sein.

Das ist auch gar kein Schade. Selbst, wenn innerhalb des Christentums Kampf ist. Wofern nur mit geistigen Waffen gekämpft wird. Das protestantische Christentum wäre nie zu einer solchen Macht geworden, wenn es sich nicht gegen das katholische hätte durchsetzen müssen. Und die katholische Kirche hätte nie, gerade in Deutschland, diese Regeneration erlebt, wenn hier nicht der Protestantismus besonders energisch aufgetreten wäre. Ja, das Christentum selber hätte nie diese Ausbreitung in der Welt genommen, und so rasch, wenn es nicht einen so mächtigen Gegner gehabt hätte, wie das alte Heidentum. Da erst zeigt sich der innere Wert und die Kraft einer Lebensanschauung, wenn es um Opfer geht und unter Kampf.

Und dann, sind alle die Dinge, von denen wir gesprochen haben, wirklich Zeichen, daß das Christentum im Sterben liege, daß am Ende die Sterbestunde der Religion vor der Türe stehe? Was ist denn Christentum? Was ist Kirche? Und ist all das Neue, das heute hervorbricht und ans Licht will, Zerstörung der Religion?

Es ist nicht zu leugnen, daß die christliche Kirche — reden wir einmal von der katholischen — die gewaltigste Organisation ist, die die Weltgeschichte gesehen hat. Und wer ihre Leistungen übersehen wollte, müßte blind sein. Denken wir an eines, wie die katholische Kirche jahrhundertelang die Erzieherin der Völker Europas gewesen ist, von ihren Leistungen auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet ganz abgesehen. Auch Dinge, wie die Armenpflege, die Krankenpflege, die soziale Fürsorge, die heute immer mehr der Staat in seinen Bereich zieht, sind

auf dem Boden des Christentums gewachsen und haben in der Kirche einst eine sorgsame und ausgedehnte Pflege gefunden.

Dennoch haben sich seit alten Zeiten auch neben der Kirche her reiche Ströme christlichen Lebens ergossen, von den Zeiten der ersten Sekten an bis zur Reformation. Und wenn wir heute auch nicht in einer Zeit so hochgehender religiöser Begeisterung leben oder so durchgreifender religiöser Neuschöpfung, wie die Reformationszeit eine war, so sieht doch jeder, der tiefer ins Leben des Volkes hineinschaut, viel, viel neues religiöses Leben und Streben, das zwar nicht immer christlich und noch weniger kirchlich etikettiert, aber doch dem Geiste Christi ähnlich und verwandt ist.

Selbst bei den Sozialdemokraten, man erschrecke nicht! Es hat seit lange Propheten gegeben, die gesagt haben, auch für die Sozialdemokratie werde einmal die Zeit kommen, wo sie sich andern als rein wirtschaftlichen Fragen werde zuwenden müssen, Fragen der Seele, Bedürfnissen des Gemüts. Und wer die Sozialdemokratie von heute kennt, wer ihre Entwicklung verfolgt hat, wer ihre Bücher liest (Kautsky), wer mit Arbeitern im Einzelgespräch oder auf ihren Versammlungen schon gesprochen hat, der weiß, daß religiöse Fragen auch die Arbeiter bewegen, daß sie nur darum den Glauben an eine andere Welt so weit von sich gewiesen haben, weil sie erst im Diesseits ein menschenwürdigeres Dasein wollen, daß sie die Dogmen der Kirche darum so heftig befehden, weil sie in der Kirche die Hauptstütze der alten Weltordnung sehen, daß sie die Pfarrer darum hassen, weil diese mit den Gebildeten und Vornehmen und Reichen zu lange gegangen sind.

Auch der Arbeiter von heute hat Sinn und Interesse für religiöse Dinge, vielleicht noch mehr als der Gebildete. Und kann man leugnen, daß auch die äußere Hilfeleistung ein Motiv ist, das christlich ist, das wenigstens im Geiste Jesu eine bedeutende Stelle eingenommen hat? Er hat es gewiß zuletzt auf die Seelen abgesehen gehabt, aber er hat den Menschen auch im Diesseits geholfen; er hat nicht bloß von Sünden losgesprochen, er hat auch von leiblichen Gebrechen geheilt und in irdischen Nöten geholfen.

Die Arbeiter haben sich von ihren berufsmäßigen Agitatoren zu großen Ungerechtigkeiten gegen die Kirche und das Christentum hinreißen lassen. Aber auch die Kirche hat an den Arbeitern gesündigt. Sie hat viel an ihnen versäumt. Stoßen wir sie heute nicht aufs neue von uns weg, wo sie den Dingen des Glaubens wieder mehr ihre Aufmerksamkeit zuwenden, auch wenn sie spezifisch christlichem Denken noch ferne stehen! Auch Jesus hat die Zöllner und Fischer und Bauern seiner Heimat nicht erst nach ihrem Glaubensbekenntnis gefragt, ehe er sie in seinen Umgang nahm. Schon der Wille zum Leben hat ihm genügt, zu höherem Leben, schon die Sehnsucht danach, schon die Erkenntnis dessen, daß der Mensch auch eine Seele hat.

Und nun diese andern alle, die man oft auf christlicher Seite als räudige Schäflein ansieht, ja als böse Wölfe, die in die Herde Christi einbrechen und sie zerstören wollen, Monisten, Freikirchler, Häckelianer, Zarathustragläubige, Kalthoffianer und wie sie alle heißen.

Es tut einem weh, wenn man ihre Schriften liest, wie sie überfließen von Haß und Hohn wider das Christentum, wie sie auch die christliche Moral so heftig

und unverständig angreifen. Man mag es gar nicht nachsprechen, was Häckel über Gott und Jesus Christus und über die Unsterblichkeitshoffnung der Christen gesagt hat. Dennoch, mündet nicht auch Häckels Kampf wider das Christentum in den Versuch aus, eine neue Religion zu gründen, „die Religion des Wahren, Guten, Schönen?“ [Darf das aller Mystik entkleidete Nüchternheitsideal Häckels noch Religion genannt werden? Vgl. seine Zukunftskirche in den „Welträtseln“! D. T.] Und Nietzsches Kinderland und Übermensch, was ist's anderes als ein ergreifendes Zeugnis, daß auch Nietzsche ohne Religion nicht leben kann!

Und wenn Nietzsche die christliche Moral so heftig bekämpft, ist nicht viel Wahres daran? Wer wollte übersehen, daß auch solche Männer uns etwas zu sagen haben? Nietzsches Erscheinung ist eine flammende Predigt wider alle Unwahrhaftigkeit in christlichem Glauben und christlichem Leben. Das Christentum soll sich wirklich hüten, daß nicht zu viel „Betbrüder- und Kleinseelengeruch“ in ihm aufkommt. Und soll sehen, daß die persönliche Glaubensüberzeugung nicht unterdrückt und unmöglich gemacht wird. Die Religion darf nicht in Dogmen erstarren oder zur reinen Kirchensache werden. Sonst verliert sie ihr Innerstes, Bestes. Sie muß zuletzt eine persönliche Angelegenheit sein, die persönlichste aller persönlichen!

Und Kalthoff, der Bremer Prophet — wie weiß er von der Frömmigkeit zu reden! Sie ist „Leben in Gott in völliger Hingabe unsres Willens an den ewigen und guten Gotteswillen“. Und von Gott: „Aus ihm entquillt all unser Wollen, zu ihm strömt es hin.“ Von dem lebendigen Gott: „Wir haben Treue zu üben gegen den lebendigen Gott, der unsern Geist zu stets neuen Wahrheiten ruft ...“

Kalthoff hat gegen das Christentum keine so ungerechte Stellung eingenommen wie Häckel und Nietzsche. Das Urchristentum ist ihm sogar mit seiner Zukunftsreligion recht verwandt: „Es wirkte wie ein neuer Wein, an dem die Geister sich berauschten ... überall eine erste Liebe, ein Brennen der Herzen, ein jubilierender Überschwang von Seligkeit und Himmelswonne.“ Und wenn Kalthoff gegenüber dem Professor, dem Theologen das Recht des andern, des Dichters und Laien verficht, so zahlt er nicht bloß der neuen Zeit ihren Tribut, die nun einmal demokratischer ist und individualistischer als frühere Zeiten; er bringt auch einen gut protestantischen Grundsatz in Erinnerung, den vom allgemeinen Priestertum....

Und nun die christlichen Theologen selber, die modernen unter ihnen, die, die in der Kirche bleiben wollen, wenn man sie bleiben läßt, und die andern, die hinausstreben zu ihren Toren, und kehren nicht wieder! Warum gehen sie, und zu einer Zeit, wo die Kirche ihre Kräfte so nötig brauchte? Es ist nicht das Geld, das sie forttreibt; so niedrige Motive dürfen wir ihnen nicht zutrauen. Es sind überhaupt nicht bloß Gründe äußerer Art, irgend ein Leiden oder physischer Mangel, was sie den Beruf des Predigers aufgeben läßt. Es ist bei vielen eine innere Not: auf der einen Seite die Kirche mit ihrer Verpflichtung, mit ihrem Bekenntnis, und auf der andern das Gewissen des Menschen, der vielleicht längst eine ganz andere Stellung zu den Bekenntnissen eingenommen hat und nun keinesfalls den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit oder Halbheit auf sich nehmen will. Ist das erste eine Sünde? Und das andere — ist's wider Christus, das Streben, ehrlich zu sein und innerlich?

Wir beklagen diesen Abzug aus der Kirche. Die Nöte, die die Scheidenden drücken, haben auch die Bleibenden schon durchkämpfen müssen. Wir glauben auch, daß der Religionslehrer, der unter keiner kirchlichen Behörde mehr steht, seine Kämpfe hat und seine Schwierigkeiten. Aber davon ist hier nicht zu reden, sondern davon, ob das alles so ferne ist von Christus und seinem Geist, dieses Suchen, dieses Kämpfen, dieses Leiden! Auch draußen vor der Kirchtüre steht mancher, der denen, die drinnen sind, es zuvortut an stiller Beugung unter den, der dort, ein Einzigartiger, über die Erde schritt, und sein Leben war Liebe, und seine Liebe die Wahrheit und seine Wahrheit — Gott.

Auch die ungeheure Liebesarbeit in unserem Volk, und wenn sie nicht Jesu Namen trägt. möchte ich ein Christentum nennen, wenigstens ein unbewußtes. Alles gehört hieher, der Kampf gegen den Alkohol und die Unsittlichkeit, wie gegen Volkskrankheiten aller Art, die Fürsorge für Gefallene und Strafentlassene wie für alte, vereinsamte Leute und für Waisenkinder, die ganze soziale Gesetzgebung, Mutterschutzbestrebungen und Kinderschulen, Jünglingshorte und Auskunftstellen für Arbeitslose, das Vereinswesen für die Hebung der Volksbildung, wie die Reformbewegung auf dem Gebiet des Unterrichts, und alles, was an humanitären Veranstaltungen und Errichtungen besteht. Wer ein Auge dafür hat, wird ja gleich erkennen, was spezifisch christlich ist und was nicht. Aber warum sollen wir immer nur, was uns trennt, hervorziehen, warum gleich das Feldgeschrei erheben: Hie Christentum, hie Humanität! Samariter sind sie beide, der Christ, der um Christi willen hilft und rettet, und der Jünger der Menschlichkeit. Mögen sie auch ferner jeder seine Straße ziehen. Sie kommen von einem Vater her und werden in eines Vaters Haus sich wiederfinden.

Man könnte auch an all das Lesen unserer Tage erinnern, um darzutun, daß die Religion noch nicht gestorben ist und das Christentum nicht. Was wird gelesen? Nicht bloß Naumann und Traub und Lotzki und Joh. Müller und Emerson und Trine und James, auch Predigtbücher aller Art und fromme Blättchen, eine ungeheure Literatur.

Es ist wahr, nicht all das ist christlich. Aber ich möchte einem Lotzki oder Müller das Christentum nicht absprechen, auch wenn sie tüchtig, der eine wider die Religion und der andere wider die Kirche wettern, und einem Trine nicht, auch wenn er gut pantheistisch ist. Gott hat mancherlei Wege, um zu den Menschen zu kommen, und oft wirkt ein Paulsen oder Eucken tausendmal mehr als ein Stöcker, ein freier Christ viel mehr als patentierte Kirchenleute.

Ich sehe auch das als ein hoffnungsvolles Zeichen an — für das Christentum — daß viele Männer in der Wissenschaft aufstehen, die den Sinn für inneres Leben und geistiges Wesen wecken und schärfen, die zur Sammlung aufrufen und zur Vertiefung, die, auch wenn nicht hinein in den Tempel Gottes, so doch ein großes Volk vor seine Tore hinführen. Wer weiß, wann diese Menschen weiterdrängen und im Allerheiligsten stehn und da knien und beten!

Ja, es geht ein großes Fragen durch die Welt, ein Gären und Drängen. Nicht alles ist Geist von Christi Geist, nicht alles Fragen nach Gott. Aber auch nicht alles ist Unglauben oder Vernichtung des Glaubens. Wir sehen ein Volk kommen,

viele fremde Gesichter, viele Rufe und Stimmen, die wir seither nicht gehört haben. Viele auch, die nicht auf dem Weg zum Leben sind, nicht ewiges Leben suchen und finden werden. Aber es sind auch andere darunter, und mehr als wir ahnen, denen genügt das Irdische nicht mehr, die irdische Freude und die Arbeit für das Irdische nicht; die suchen Höheres, die begehren mehr als die Güter der Erde.

Ja, sie haben verlernt, ihren Mund aufzutun und von Gott zu reden oder über Gott, wie sich's gebührt. Und auch den Namen Jesu können sie noch nicht sagen; sie haben ihn schon zu oft gesagt. Aber sie haben Gesichter, wie jene dort, jene vielen, jene Ungläubigen und Unfrommen, die nicht mehr in den Tempel von Jerusalem gehen wollten und zu den alten Priestern, und doch suchte ihre Seele einen Priester und einen Tempel. Sie haben Herzen, wie jene, die die Herrschaft weltlicher und geistlicher Art, so wie sie ihre Väter jahrhundertelang gewöhnt gewesen waren, haßten, und doch wollten sie einen zum König machen, Jesus.

Es wird eine Frage an die Kirche sein, ob sie diese Scharen, wenn sie erst näher kommen und deutlicher sagen, was sie begehren, verstehen und hören wird und einlassen zu ihren Toren, auch im Innern für sie Raum schaffen wird, und wenn sie keine schwarzen Kleider haben und kein Gesangbuch nach der Väter Weise, und wenn sie noch gar nicht wissen, was sie in der Kirche tun sollen — es wird eine Frage an die Kirche sein, ob sie sie hereinläßt, oder ob sie sie weiter weist, weil sie den dreieinigen Gott, so wie die Väter ihn verstanden, nicht verstehen können und den Heiland mit dem Heiligenschein und das Bekenntnis und den Glauben, so wie die Väter ihn geglaubt.

Es ist ein Neues vor der Tür. Ob nicht Gott mit dem Neuen ist, wie schon einigemal? Ob nicht Gott vor der Tür steht und anklopft? . . .



Auf dem Friedhof der Protestanten in Rom

Von Wilhelmine Funke

Wieviel Hoffen, wieviel stolzer Mut
Schläft im Dunkel deiner Nachtzypressen,
Wieviel überschäumend junges Blut
Ward hier still und wurde lang vergessen!

Wohl zerriß auch sonst so festes Band,
Aber hier irrt mit gebrochnem Flügel
Heiße Sehnsucht nach dem Vaterland
Ruhelos noch immer um die Hügel.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Zweiter Teil: Pater Paulus

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel: „Judith! Judith! Judith!"

Von den Toten hinweg ging sie hinaus in den leuchtenden Maientag, an dem ein Toter auferstanden war. Nicht für sie. Für sie blieb er gestorben, begraben. Nach wie vor las sie mit ihrem inneren Auge die Grabschrift, die sie ihm im Geiste gesetzt hatte:

„Hier ruht selig in seinem Gott: Rochus, Graf von Enna, gestorben in der heiligen Stadt Rom."

Können Tote reden und einen Namen rufen? Können sie seufzen, schluchzen, weinen? ... Ihren Namen rief er. Auf seiner Mutter Grabe rief er seiner Mutter ihren Namen zu. Ihr Name war auf seiner Mutter Grab sein Gebet:

„Judith! Judith! Judith!"

Sie mochte sich wehren, wie sie nur konnte. Aus dem Munde des für sie Gestorbenen vernahm sie fort und fort ihren Namen: gesprochen wie eine inbrünstige Bitte an die tote Mutter, ihrem Sohn zu verzeihen, daß er auf ihrem Grabe diesen Namen nannte; gerufen wie im Flehen um göttliche Gnade; aufgeschrien zum Himmel wie ein Sterbender, der leben will:

„Judith! Judith! Judith!"

Und bei dem Aufschrei ihres Namens ein Seufzer gleich Stöhnen, ein krampfhaftes Schluchzen, daß sie den ganzen Mann erbeben sah, ein erstictes Weinen ... Gewiß waren es die ersten Tränen, die er seit seiner Mutter Tod geweint hatte.

Durch den jubilierenden Vogelsang, durch das Frühlingsweben in den Wipfeln vernahm sie fort und fort ihren Namen:

„Judith! Judith! Judith!"

Seine Stimme ... Auf den Klang seiner Stimme lauschte sie seit dem Tage, an dem er von ihr Abschied genommen hatte und nach Rom gezogen — nach Rom „gewallfahrtet" war. Sie kannte keine menschliche Stimme von solchem Wohllaut. Maiensonne und Lenzesjugend leuchteten und jauchzten in ihrem Laut.

Mit dieser leuchtenden, jauchzenden Stimme betete er fortan sein ganzes Leben lang den Herrn an, sang er Psalmen ab, Rispensorien und Litaneien.

Und wie zärtlich seine Stimme klang! Mit welchem Ton von Sehnsucht, Leidenschaft, Liebe —

Dagegen gewehrt hatte sich Judith Platter. Trotzdem mußte sie in ihrer Seele beständig auf den Ton von Sehnsucht, Leidenschaft, Liebe lauschen, der in seiner Stimme lebte, wenn er zu ihr sprach: Nun hörte sie plötzlich seine Stimme wieder; und es war darin immer noch jener Klang, bei dem es sie mit Schauern überlief. Aber nicht den geheiligten Namen „Mutter“ rief der auf das Grab Hingesunkene; auch nicht dreimal den gebenedeiten: „Maria“; sondern er rief den Namen einer irdischen Frau — ihren Namen ...

Judith mußte sich fassen. Sie mußte begreifen, daß sie nicht träumte und sich in einer wirklichen Welt befand. Frühling war's. Um sie her ergoß sich die ganze glanzvolle Frühlingsherrlichkeit. Es war seine Heimat, die er geliebt hatte, fast noch mehr als das Judithlein; dem er treulos geworden war, ebenso schmählich wie sich selbst. Und jetzt war er zurückgekehrt!

Deshalb also hatte man sie gerufen ... Wie konnte man sie deshalb nach Schloß Enna rufen? Was ging diese Rückkehr sie an? Es war ja doch nicht die Wiederkunft eines verlorenen Sohnes. Der Graf von Enna brauchte kein Kalb schlachten und zu dem Festschmause Gäste zu laden: war doch sein jüngster und liebster Sohn niemals verloren gewesen, konnte daher niemals wiedergefunden werden.

Was hatte sie hier noch zu suchen? ... Nichts. Was mußte sie jetzt tun? ... Sofort umkehren. Das kam davon, daß sie dem Rufe gefolgt war. Was hatte sie mit diesen Menschen zu schaffen? Wäre sie ihnen doch stets so fremd geblieben, wie ihre ganze Wesensart der ihren war und immer bleiben würde.

Sie kam zu ihrem Gefährt. Freudig wieherte der Fuchs der Herrin entgegen. Judith trat zu dem prächtigen Tier und streichelte seinen Hals: sie mußte berühren, was ihr Eigentum war. Weich, fast zärtlich glitt die kräftig gebräunte Frauenhand über das seidig schimmernde Fell. Diese Hand war das Liebkosen gar nicht gewohnt, selbst nicht bei ihren vierbeinigen Lieblingen.

— „Wir fahren wieder nach Hause!“

Ohne es recht zu wissen, sagte sie es laut, als könnte ihre Stimme die andere in ihrem Innern, die beständig ihren Namen rief, dadurch übertönen. Im Begriff, die Leine vom Baume zu lösen, sah sie den alten Grafen den Schloßberg herabkommen, ihr entgegen. So mußte sie denn bleiben und von dem Vater sich berichten lassen: sein Sohn sei zurückgekehrt! Sein jüngster und liebster Sohn.

Wie sah der Mann aus! Nicht, als hätte er ihr eine Freudenkunde zu bringen. Der Graf von Enna schien über Nacht ein Greis geworden zu sein, als hätte ihn über Nacht ein Schicksal getroffen.

„Wo bleibst du, Judith? Ich sah dich anlangen. Aber du kamst nicht.“

„Nein, ich kam nicht.“

„Ach, Judith! Judith! Judith!“

Auch sein Vater rief sie bei Namen. Dreimal! Verzweiflungsvoll, in ausbrechendem leidenschaftlichen Jammer.

„Judith, mein Sohn ist tot!

Judith starrte den Vater des Heimgekehrten an, als spräche Wahnsinn aus ihm. Sie wollte dem Manne zurufen: „Dein Sohn lebt!“ blieb jedoch sprachlos.

„Erschossen hat man ihn. Wegen einer Weibersache. Mitten durch das Herz. Eine verheiratete Frau, du verstehst. Solchen schimpflichen, schändlichen Tod! Ein Graf Enna! In Wien verdarb man ihn. An Leib und Seele ward er faul. Nun ist er tot. Und mein Sohn Rochus ist in Rom, mein Sohn Rochus ist Pater Paulus. Ich habe keinen Sohn mehr. Judith! Judith! Judith — keinen Sohn habe ich mehr.“

Sein Sohn Rochus, der sein Sohn nicht mehr war, in Rom ... Also wußte der Vater noch nichts von seines Sohnes Heimkehr. Der Heimgekehrte war zuerst zu seiner Mutter gegangen, um auf ihrem Grabe den Namen seiner toten Jugendliebe zu rufen. Aus Judiths Munde sollte der Greis jetzt erfahren, daß in der Gruftkapelle seines Geschlechts ein Mann im Gewande eines Augustinermönchs hingesunken dalag wie von der Hand Gottes niedergeworfen auf das Grab der Frau, der zuliebe er ein Gottgeweihter geworden.

Judith mußte den kinderlosen alten Mann auf den Heimgekehrten vorbereiten. Sie faßte seine Hand und sagte mit einem Ton, der klang, wie aus der Jugendzeit:

„Wir wollen gehen.“

Nach einem schweren Schweigen setzte sie leise hinzu:

„Der eine, der in Rom ist, wird gewiß wiederkommen.“

Fast wild rief der Alte ihr zu:

„Wiederkommen muß er! Wieder mein Sohn Rochus muß er werden! Ist er doch jetzt seines Namens und Stammes Letzter. Der heilige Vater muß mir den Letzten meines Hauses zurückgeben. Er muß! Ich will nicht der Letzte sein ... Und du. Weißt du, weshalb ich nach dir schickte? Damit du mir helfen sollst, meinen Sohn Rochus zurückzurufen. Schweige! Du hast ihn lieb gehabt, hast ihn noch immer lieb! Mehr als alles im Leben. Trägst du doch noch immer an deinem Finger seinen Ring. Als wüßte ich's nicht; als hätte ich's nicht immer gewußt. Und er, Rochus! Er soll dein werden, wenn du mir hilfst, ihn zurückzurufen, ihn mir wiederzugeben: der Welt, der Menschheit, seinem Vater, seinem Stamm und Geschlecht. Wir waren blind, ich und seine Mutter. Gott straft mich jetzt für unsere Blindheit. Denn Gott ließ geschehen, daß mein Sohn in Wien so schimpflich und schändlich um sein Leben kam. Und er diente doch seinem Kaiser!“

In der Halle von Schloß Enna, in der jetzt der Verfall des einst ruhmvollen Geschlechts hauste, vor dem mit rauchgeschwärzten Wappenschilde geschmückten gewaltigen Kamin, vor welchem damals das aus Wassersnot gerettete Kinderpaar mit den Gott lobpreisenden Eltern des Knaben gesessen hatte — in diesem ehrwürdigen Raume sagte es Judith Platter dem Grafen von Enna. Sie sagte ihm: der Sohn, den der Vater für die Erde und das Leben, für sein Geschlecht und sich selbst wiedergewinnen wollte, sei gleichsam durch ein Wunder gerade heute zurückgekehrt und auf dem Grabe seiner Mutter zu finden; sie sagte ihm: mit keinem Wort, keinem Blick werde sie helfen, diesen Sohn ein zweites Mal zu einem Abtrünnigen zu machen; und sie sagte ihm: wenn sie auch den Ring des lieben

Knaben an ihrem Finger trüge, und zeitlebens tragen würde, so habe sie doch für Zeit ihres Lebens ihre Seele von dem Manne gelöst, der sich dem Himmel verlobt hätte.

Es war die erste bewußt ausgesprochene Lüge, die Judith Platter gelassen und mit tiefer Feierlichkeit aussprach. Aber sie sprach sie aus, um dadurch das große Geheimnis ihres Lebens zu verbergen, das nur ihr und ihrem Gott angehörte, der da war der göttliche Geist des Reinen und Wahren, des Starken und Guten auf Erden . . .

Sie geleitete die schwankende Gestalt des Vaters, der seinen heimgekehrten Sohn suchte, bis zur Tür der Kapelle, entfernte sich alsdann von der Gruft, vernahm nicht des Grafen Ruf: er habe seinen Sohn nicht gefunden! Sah nicht an ihrem Wege den Mann im Mönchshabit hinter einem Gebüsch blühenden Weißdorns versteckt, in welchem eine Amsel sang.

* * *

Wie wundersam ist es doch um die Liebe der Frau! Von den Dornen der Entsagung und des Leidens beinahe erstickt, treibt sie dennoch Blüte um Blüte, mit glühenden Rosen die Märtyrerkrone durchflechtend, die jede unglücklich Liebende unsichtbar um ihre Stirn gewunden trägt.

Sehr anders gestaltete sich die Rückfahrt der Herrin des Platterhofs durch das blühende Land. Als sie Schloß Enna zufuhr, glaubte sie dort die Nachricht zu empfangen: „der für die Welt und sie Gestorbene hat in Rom sein Grab gefunden . . .“ Und auf der ganzen Fahrt durch seine Heimat nach dem Schloß seiner Väter begleitete sie der Gedanke: „Er sieht seine Heimat nicht wieder. Nicht wieder sieht er den wilden Eisack; nicht wieder Eidechs und Plose, das graue Brixen und den Turm von Schloß Enna.“ Aber — er war da! . . . Während ihre Blicke auf der Herrlichkeit dieses Tiroler Alpentals ruhten, schaute vielleicht auch er denselben Augenblick auf die Frühlingspracht von Berg, Wald und Flur — mit welchen Empfindungen! Mit ihr zugleich atmete er diese Lüfte, fühlte er diese Sonne auf sich scheinen, sah er dieses weiße Gewölk durch den glanzvollen Äther ziehen . . .

Bei allem, was sie auf dem Heimwege erblickte, mußte sie jetzt denken:

„Das war damals anders. Er wird bei uns vieles sehr verändert finden; und es wird ihm darum bitter leid sein. Und wenn er erst den Verfall von Schloß Enna sieht! Die Verwüstung des Forstes, die Verwilderung der Äcker; und wie vieles von dem, was jetzt nach seines Bruders Tode sein Erbe sein würde, verkauft, verschachert ward. Das Herz muß ihm bluten. Und er kann keine Hand rühren, um dem Zusammenbruch Einhalt zu tun, das Zerstörte wieder aufzubauen. Seine beiden Hände sind ihm durch seine Gelübde gefesselt.“

Plötzlich hielt sie den Fuchs an . . . Italienische Arbeiter standen im Begriff, eine mächtige Edelkastanie zu fällen. Sie erkundigte sich bei den Leuten:

„Gehört dieser Baum nicht zu Schloß Enna?“

„Freilich.“

„Er soll umgehauen werden?“

„Er soll verkauft werden.“

„Steht ihr im Dienst von Schloß Enna?“

„Gewiß."
„Welsche?"
„Aus dem Trento."
„Der Baum wird nicht umgehauen!"
„Wir erhielten Auftrag."
„Ich kaufe den Baum ... Kennt ihr mich?"
„Nein."
„Kommt diesen Nachmittag nach Bahrn auf den Platterhof und holt das Geld für den Baum."
„Er kostet viel."
„Kommt und holt das Geld!"
„Sehr wohl."
„Ich kaufe sämtliche Edelkastanien, die umgehauen werden sollen."
„Das werden viele sein."
„Ich kaufe alle."
„Sollen wir die Bäume für Euch fällen?"
„Nicht einen Ast dürft ihr brechen! ... Habt ihr verstanden?"
„Sehr wohl."

Mit einem tiefen Atemzuge trieb Judith Platter das Pferd an. Sie hatte etwas getan, wozu ihre Natur sie drängte, sie förmlich zwang. Zugleich waren die alten herrlichen Bäume, die sie für Schloß Enna erhielt, ihr heimlicher Gruß für den Wiedergekehrten, den sie selbst nicht willkommen heißen durfte. Aber —

Er lebte!

* * *

„Ohne in das Schloß deiner Väter einzutreten; ohne den Vater zu grüßen; ohne jenes junge Weib wiederzusehen, begibst du dich nach der Abtei von Kloster Neustift bei der Stadt Brixen und meldest dich bei deinem Oberen" — lautete der Befehl, den Pater Paulus in Rom empfing.

Er vollführte ihn, gehorsam dem Gebot seiner Kirche; und er pries die Weisheit der ihm auferlegten Pönitenz für alle seine schweren Gedankensünden. Weise war die Strafe, nicht milde.

Der Besuch eines Grabes war dem Büßer nicht verboten worden. Er wollte niederknien, wollte die Nähe der geliebten Gestorbenen empfinden, wollte inbrünstig beten; aber die Gewalt des Augenblicks warf den ganzen Mann zu Boden. Doch nicht das mütterliche Grab empfand er, kein Gebet stammelte er, sondern er gedachte der Nähe der einstmals Geliebten und rief ihren Namen, schrie ihn auf aus dem Grunde seines gequälten Herzens: „Judith! Judith! Judith!"

Der süße Wohlgeruch von Flieder, Narzissen und Lilien weckte ihn aus seiner Versunkenheit, die einer Entgeisterung gleichkam. Als er sich mühsam aufraffte, um weiter zu gehen: von Schloß Enna fort nach Kloster Neustift, fand er sich bedeckt mit weißen Blüten, deren Niederrieseln er in seiner Betäubung nicht gespürt hatte.

Wäre Pater Paulus ganz der fromme, katholische Christ und wundergläubige Priester gewesen, der er von Berufs wegen sein sollte, so hätte er an ein Mirakel

glauben müssen. Denn — waren es nicht die nämlichen Blumen, welche um die Frühlingszeit in Judith Platters Garten wuchsen? Während er ihren Namen zum Himmel aufschrie, waren ihre Blumen wie vom Himmel herab auf ihn niedergesunken.

Sein Empfinden war zu heftig aufgewühlt, zu zerstückt sein Denken, um das an ihm geschehene Blumenwunder fassen zu können. Wie ein Trunkener taumelte er aus der dunklen Wölbung hinaus. Der strahlende Tag umhüllte den Mann, der einst ein Maienmensch gewesen war, mit aller seiner Glorie.

Wenn ihm einer der Schloßleute begegnete! Gewiß war es noch das nämliche Gesinde, welches ihn von Kindesbeinen an kannte, für welches auch der Jüngling das „Junkerlein" geblieben war. Dieselben alten Getreuen mußten es noch sein! Und wenn ihn einer erkannt hätte!

Der alte Florian —

Der eine Name nannte eine ganze Welt von Jugendglück: sein Falbe; seine Rüden; alle die überschäumende Herrlichkeit jener Zeit ...

Damit niemand ihm begegne und ihn erkenne, wollte der Heimgekehrte vom Pfade hinweg in die tiefsten Wipfelschatten des Schloßbodens abweichen und durch die Dickichte des Unterholzes davonschleichen. Hier hatte er mit dem Judithlein Versteckens gespielt! Fand er sie, so küßte er sie. Aber nur auf Stirn und Wangen. Ihren Mund durfte er ein einziges Mal küssen: als er ihr seinen Ring gab.

Eine weiße Narzisse am Boden! Wie ein leuchtendes Zeichen lag die schöne Blume auf dem dunklen Grund, darauf Sonnenstrahlen, das dichte Laubwerk durchdringend, ihr funkelndes Spiel trieben ... Wiederum eine weiße Narzisse! Dort und dort! Unwillkürlich schritt der Mönch die bezeichnete Bahn und gelangte an den Platz, wo Judith das Pferd angebunden hatte. Hinter einem Gebüsch blühenden Weißdorns verbarg er sich.

Über ihm sang eine Amsel ihr Frühlingslied. Gerade wie damals.

Wie damals!

Dann sah er sie langsam herankommen ...

Das wäre sie gewesen? Das „Judithlein"! So hochgewachsen, schlank und — schön! Mit solchem stillen, ernsten Gesicht! Es war bleich und ihr Blick — welchen Blick hatte heute das Judithlein! Als hätte es einen Geist gesehen.

Sie war in der Kapelle gewesen, hatte seiner Mutter Grab besucht, hatte darüber Blumen geschüttet:

Weiße Totenblumen auf zwei Gestorbene ...

Daß er nicht vorstürzte, hin zu ihr; daß er vor ihr sich nicht niederwarf in den Staub, um sein geschorenes, dem Herrn geweihtes Haupt auf ihre Füße zu drücken; um sie anzurufen:

„Judith! Judith! Judith!"

Er umklammerte den Weißdorn, hielt daran sich fest, um nicht aufzuspringen; preßte die Lippen zusammen, daß sie bluteten, um ihren Namen zu ersticken. Da sah er an ihrem Finger seinen Ring —

Wie ein Blutstropfen glühte auf dem schmalen Goldreif der Rubin. Es mußte ein Tropfen Herzblutes sein, an dem Golde hängen geblieben, als sie die Hand gegen ihr Herz drückte, dem er eine Todeswunde beigebracht hatte.

* * *

Mächtig war sein Gott!

Pater Paulus hatte dem Befehl seines Vorgesetzten gehorsamt, war nicht in das Haus seines Stammes getreten, hatte nicht seinen Vater gegrüßt; und wenn er Judith Platter wiedergesehen, so war es seine Schuld nicht gewesen.

Aber nur wiedergesehen hatte er sie; war nicht zu ihr hingestürzt; hatte nicht ihren Namen zu ihr aufgeschrien wie ein Sterbender, der leben wollte; hatte sich selbst bezwungen.

Gleich einem tödlich verwundeten Tier, das sich ins Dickicht verkriecht, blieb er geraume Zeit hinter dem blühenden Weißdorn. In den schimmernden Zweigen saß noch immer die Amsel und sang dem Heimgekehrten das Heimatlied. Ehe er mit Judith auf dem Weideneiland in den wütenden Wirbeln des Eisacks hinschiffte, dem Tode entgegen, hatte solch ein schwarzer Sänger den beiden Kindern von Lenz und Liebe geflötet. Auf den Gesang lauschend, stellte sich Pater Paulus die Frage: ob es nicht besser, nicht schöner und seliger gewesen, hätten die tosenden Fluten das Inselchen damals verschlungen?

Ja — ja! Für ihn tausendmal besser, schöner, seliger.

Damit er sein junges Leben behalten sollte, wollte sich das Kind in die Wellen werfen. Und er —

Aufgepeitscht von seinen wühlenden Gedanken, sprang der Mönch empor und verscheuchte den Frühlingssänger über seinem Haupte.

Hörte er seine Rüden nicht bellen? Kam den Schloßberg der Falbe nicht hinuntergesprengt? Vernahm er nicht seines Vaters Stimme? Und der alte Florian, der seinen Junker suchte, um mit ihm auf die Plose zu steigen . . .

Auf der Plose balzte der Auerhahn!

Vom Wege wich er ab, suchte die heimlichsten Pfade durch Wald und Flur. Er kannte sie alle. Manches Bäumlein war inzwischen zum Baum, manches Strauchwerk zur Wildnis geworden, die ihm den Durchgang feindselig wehrte.

Aber hier! Wo waren die alten herrlichen Stämme geblieben? Wer hatte gewagt, sie zu fällen? . . . Auf diesem wüsten Steinacker hatte stets der prächtigste Mais gestanden. Wer ließ das reiche Feld verwildern? Wenn der Graf von Enna dafür keine Sorge trug, so war doch in Vahrn Judith Platter.

Ein heißer Zorn gegen sie überkam ihn wegen der gefällten Stämme und des verwilderten Maisackers. Dann bückte er sich und begann etliche von den Steinen aufzulesen und zu einem Haufen zusammenzutragen.

Es war so wenig, was er für die geschändete Heimatscholle tun konnte, solch armseliges Liebeswerk.

Plötzlich hielt er inne, sprach mit lauter, kraftvoller Stimme:

„Du sollst wieder Frucht tragen!"

Dabei fiel ihm sein eigenes Leben ein. Glich es nicht diesem seiner Fruchtbarkeit beraubten Acker? Köstlich und reich war es gewesen. Was war er geworden?

Ein Steinfeld . . . Da schrie er auf:

„Jeder meiner Gedanken wandelt sich in Sünde. Herr, nimm mir meine Gedanken, damit ich fortan nicht mehr sündigen kann. Herr, lasse das wüste Gestein wieder Frucht tragen, damit Gutes von ihm ausgehe, Reichtum und Segen.

Mache den Steinacker zu deinem Weinberg. Herr, siehe — ich kniee vor dir auf dieser unfruchtbar gewordenen Scholle meiner Heimat und schreie auf zu dir. Höre mich! Höre mich!

Er warf sich nieder und betete ... Sein Gebet war ein grimmiges Ringen mit Gott, dem Herrn des Himmels und der Erde, der seinen sündigen Knecht nicht lassen wollte.

* * *

An Leib und Seele wie von Gottes Hand geschlagen und gezüchtigt, erhob sich Pater Paulus und setzte schwankenden Schrittes seinen Weg fort. Den Weiler Miland umging er. Und er umging die Stadt Brixen, hielt sich an den Rebengeländen des diesseitigen Ufers des Eisacks, dessen ungestüme Jugend aus umbuschtem Bett zu ihm emporrauschte. Einmal sah er den Kirchturm von dem grünen Vahrn, sah er die im Frühlingsgold leuchtenden Wipfel um den Platterhof.

Er schaute nicht wieder auf ... Dann langte er an.

Einem Fürstensitz gleich thronte das Heiligtum in der Felsenenge, diese mit dem Palast des Prälaten und den Wirtschaftsgebäuden vom Tal absperrend, als ob das Haus St. Augustins eine Festung sei.

Schon vor dem Torbogen, den auf der einen Seite die steilgiebelige, stattliche Fremdenherberge, auf der andern der altertümliche, dreifach zinnengekrönte Rundbau von St. Michael flankiert, sah Pater Paulus die düsteren Gestalten der Schwarzgewandeten, die seinesgleichen waren. Er grüßte sie mit dem Gruß des Heiligen und empfing den Gegengruß, um vieles demütiger, als er geboten ward. Ihren erstaunten Blick auf sich fühlend, begab er sich in den äußeren Hof, über dessen grauen Mauern die Blüte der Fruchtbäume mit schneeiger und rosiger Welle emporschlug. Jetzt stand er vor der festverschlossenen Pforte, wo er von dem Rücken seines Renners aus oft, oft den Glockenstrang gezogen, dessen schriller Ton ihm schon damals das junge Herz zusammengepreßt hatte.

Damals mußte er hier seine unbändigen Rüden zurücklassen. Jetzt ließ er anderes hinter sich ...

Er läutete und ihm wurde geöffnet: Pater Paulus war heimgekehrt.

Als das schwere Tor krachend hinter ihm zuschlug, klang es wie das Echo seiner eigenen Stimme in ihm wieder:

„Judith! Judith! Judith!“

* * *

Drittes Kapitel: Pater Paulus will das Dienen lernen, macht eine Wallfahrt und opfert ein blutendes Herz

Ein dienender Bruder führte den Ankömmling nach seiner Zelle.

„Du wurdest seit langem erwartet.

„Ich komme von weit her.“

„Von Rom?“

„Von Rom!“

„Gesegnet du, der du konntest in Rom dem Herrn dienen.“

„Du sagst es."

„Unser hochwürdigster Offizial selbst meldete dich unserem hochwürdigen Prälaten an — hörte ich berichten . . . Du scheinst den Weg nach den Zellen der Väter zu kennen?"

„Ich kenne den Weg."

„Also warst du bereits einmal in unserem lieben Heiligtum?"

„Bereits einmal . . . Du liebst das Kloster?"

„Von ganzem Gemüt."

„Wir dürfen nichts lieben."

„Du wurdest streng in Rom."

„Nicht streng genug gegen mich selbst."

Ein schwerer Seufzer war die Antwort des Mönchs . . . Dann ließ er Pater Paulus in die für ihn bestimmte Zelle eintreten, ohne ihm zu folgen. Er stand in der Tür, sagte mit veränderter Stimme:

„Unser hochwürdiger Herr Prälat wünscht dich binnen kurzem zu sehen."

„Ich werde kommen."

Sobald die Türe geschlossen war, stürzte Pater Paulus zum Fenster. Seine Zelle lag über dem Klostergarten, darin unter dem leuchtenden Baldachin der blühenden Fruchtbäume die wonnigste Wildnis von Frühlingsblumen wucherte: Tulpen und Hyazinthen; Tazetten und Narzissen. Er sah die Plose und die Berge von Albeins; die Türme von Brixen und den Laubhügel, darauf das Schloß seiner Väter lag.

In dieser Zelle sollte er fortan dem Herrn dienen, Pönitenz tun und die Prüfung bestehen. Auch in der Bestimmung des Raumes erkannte er die weise tiefe Absicht.

Er fand Hauskleid und Skapulier für sich zurecht gelegt. Desgleichen neues Schuhwerk. Die düstere Kutte, welche die Söhne St. Augustins außerhalb ihres Heiligtums trugen, legte er ab und hüllte sich in das weiße, weiche Hausgewand. Es kleidete diesen Diener des Herrn schier fürstlich. Danach begab er sich zu seinem Vorgesetzten . . .

Gegen Abend dieses Tages kam von Schloß Enna ein Bote nach Kloster Neustift. Der alte Florian war's. Er sollte dem hochwürdigen Herrn Prälaten den Tod des ältesten Sohnes seines Gebieters anzeigen; sollte melden: seines Herrn jüngster Sohn sei diesen Vormittag in der Gruftkapelle gesehen worden. Ob der hochwürdige Herr Prälat von einer Rückkehr des jüngsten und jetzt einzigen Sohnes des Grafen von Enna wüßte — da derselbe doch Augustiner geworden.

Von dem Pförtner erfuhr der Abgeschickte: aus Rom sei heute ein fremder Mönch eingetroffen. Der Diener des Herrn sähe jedoch aus wie ein Gebietender. Da rief der Bote, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen:

„Das ist er! Das ist unser Junker Rochus!"

„Nicht doch. Das ist Pater Paulus."

„Den kennen wir nicht. Wir wollen unseren Junker Rochus wiederhaben. Laßt mich zu ihm!"

Aber Pater Paulus hielt mit den Vätern und Brüdern in der Klosterkirche

Andacht. Da stellte sich der Bote in dem Gange auf, den die Geweihten gehen mußten, um aus dem Chor in das Kloster zu gelangen. Mit den anderen kam Pater Paulus. Er hielt die Augen zu Boden geschlagen, sah bleich und stolz aus, Zoll für Zoll ein Herrensohn, ein Grafensproß. Dem treuen Diener seines Herrn wankten die Kniee. Beide Arme streckte er nach dem Ehrwürdigen aus, als wollte er sein Junkerlein mit beiden Armen umfangen, und mit erstickter Stimme rief er seinen Namen:

„Junker! Junker Rochus!"

Ein Beben durchlief die hohe Gestalt, als würde ein Gestorbenes bei Namen gerufen. Mit totenhaftem Gesicht schaute er auf, sah den Alten an seinem Wege stehen, sah ihm mit einem erloschenen Blick tief in die Augen, schlug den seinen zu Boden — schritt weiter, schritt an dem treuen Freunde seiner glückseligen Kindheit vorüber.

* * *

Bei der Beisetzung des zu Wien im Zweikampf gefallenen ältesten Sohnes des Grafen von Enna sah der Vater seinen jüngsten und liebsten Sohn wieder. Der gute Kaplan Plohner hatte sein christliches Erdenwallen längst beendet, und kein neuer Geistlicher war in dem verödeten Hause an die leere Stelle getreten. Der hochwürdige Herr Prälat selbst forderte Pater Paulus auf, dem letzten jungen Sohne des edlen Geschlechts das Grab zu weihen und auf Schloß Enna das Totenamt zu halten.

Mit versteinerten Zügen trat der Priester dem Schloßherrn entgegen. Weder Miene, noch Blick und Wort verrieten eine Bewegung. Als Fremder kam er ins Vaterhaus, daß alle scheu auf ihn sahen. In der großen Halle stand der Katafalk, auf den die Ahnenbilder hinabschauten. Für den Grafen war vor dem geschlossenen und mit dem Bahrtuch bedeckten Sarge ein Lehnsessel aufgestellt. Ringsum stand das wenige Gesinde, standen die Dorfleute, eine Versammlung gleichgültiger Leidtragender. Nicht der Tote war heute auf Schloß Enna die Hauptperson, sondern der junge Priester, Pater Paulus mit Namen.

Er hielt die Leichenrede; und ihr Text war die Geschichte vom verlorenen Sohne, den der Vater wiederfand: wiederfand in seinem Tod, *durch* seinen Tod ... Mit regungslosem, bleichem Antlitz verkündete der Bruder am Sarge des Getöteten das Evangelium der Verzeihung, welches war das Evangelium der Liebe. Mächtig klangen seine Worte:

„Gelobt sei mein Herr durch die, welche verzeihen um deiner Liebe willen.
Und Schwachheit ertragen und Trübsal.
Glückselig die, welche sie ertragen werden in Frieden;
Denn von dir, o Höchster, sollen sie gekrönet werden."

Ob Judith Platter die Botschaft hörte? Es war die ewig göttliche Sendung der verzeihenden, der himmlischen Liebe. Und *wenn* Judith Platter aus diesem Munde sie hörte, ob sie das Evangelium dann *glaubte*?

Er wußte nicht, ob sie gekommen war, wollte es nicht wissen. Mit seinem entgeisterten Blick sah er nichts. Nicht die hohe Wölbung, durch welche die Stimme des Knaben einst wie ein Jubelhymnus schallte; nicht das Gesinde, darunter

sich wohlvertraute Gestalten befanden; nicht seines Vaters Gesicht. Aber seine Rede, deren machtvoller Klang im Saale den Widerhall weckte, hielt er weder dem verlorenen und wiedergefundenen Sohne, der als stiller Mann vor ihm lag, noch dessen tiefgebeugtem, greisem Vater, sondern ihr — ihr: der Geliebten aus seiner glückseligen Jugendzeit. Und es geschah in dieser Stunde, daß Pater Paulus sich zum ersten Male der Gewalt bewußt wurde, die seinem Munde gegeben war, und mit der er einstmals über die Seelen der Menschen herrschen wollte — herrschen würde...

Durch die Frühlingspracht des verwahrlosten Parks trugen sie den Sarg zur Kapelle, und senkten ihn in die Gruft, darin Generationen und Generationen des einst glorreichen Geschlechts zur Ruhe eingegangen waren. Nur noch einem Friedlichen konnte daselbst die letzte Stätte bereitet werden: dem letzten Grafen von Enna.

Nach dem Leichenbegängnis sprach dieser Letzte mit dem Augustinermönch. Er sagte ihm, daß er ihn wiederholen wolle. Ihn wiederholen müsse er!

Welches war die Antwort?

„Ich wurde geistlich; geistlich bleibe ich. Ihr wolltet es nicht anders."

„Deine Mutter. Nicht ich, nicht ich."

„Du ließest es geschehen."

„Jetzt lasse ich nicht geschehen, daß du geistlich bleibst."

„Und du ließest es geschehen, weil du meinen Bruder hattest. Darum konnte ich nicht glücklich werden. Wenn du mich jetzt zurückforderst, so willst du mich nicht für dich haben, sondern für dein Geschlecht, deinen Namen. Deines Namens willen kehre ich nicht wieder zurück."

Da rief der Mann aus:

„Ich gebe dir Judith Platter zur Frau."

„Judith Platter!"

Der Name klang wie ein Aufschrei.

„Sie gebe ich dir!"

„Sagtest du ihr ... Antworte!"

„Was willst du wissen?"

„Ich will wissen, ob du es ihr sagtest?"

„Ja."

„Und sie? Judith Platter? Antworte! Ich will von dir wissen, was Judith Platter dir erwidert hat?"

Aber er erhielt nur Schweigen zur Antwort ...

Da wandte sich auch der Mönch schweigend ab, und schweigend ging er.

* * *

„Mein Sohn Paulus, du bist herrschsüchtigen, herrschwütigen Geistes. Als solchen erkannte ich dich bereits während dieser wenigen Wochen. Du mußt deinen Gebietergeist gefügig machen. Beugen mußt du ihn — brechen. Dann erst wirst du dich aufrichten können. Deine Herrschsucht muß Demut werden. Dienen mußt du lernen. Dann erst darfst du herrschen ... Was kannst du mir darauf erwidern?"

„Daß Ihr im Recht seid, mein Vater."

„Was willst du tun?“

„Meinen hochfahrenden Geist unterwerfen.“

„Wem?“

„Mir selbst.“

„Das spricht dein Hochmut aus dir.“

„Ja, hochwürdiger Herr.“

„Gott mußt du dich unterwerfen.“

„Ihr meint der Kirche.“

„Sie ist Gott . . . Auf welche Weise willst du dich unterwerfen?“

„Ich will mich demütigen. Dienen will ich lernen; lernen, mich selbst bezwingen.“

„Wohl, wohl . . . Willst du dienen lernen, um über andere zu herrschen? Erforsche dich.“

„Das will ich.“

„Wie ich dich kennen lernte, wirst du dich selbst bezwingen, um andere zu unterjochen.“

„Ihr erkanntet mich recht.“

„Das ist aber nicht das Rechte.“

„Ich weiß es.“

„Und dennoch willst du . . .“

„Hochwürdiger Herr, legt mir Buße auf. Je strenger, um so besser.“

„Ich will dich nicht züchtigen, ich möchte dich loben.“

„Laßt mich Dienste tun. Die allerunwürdigsten . . . Sendet mich aus, wo Ihr den Geringsten der Unseren hinschickt. Sendet mich zu den Mühseligsten und am schwersten Beladenen. Schickt mich zu Aussätzigen und Übeltätern; in Alpenwildnisse und Einsamkeiten. Habt kein Mitleid mit meinem rebellischen Geist, meiner widerspenstigen Seele. Ich flehe Euch an.“

Nach einer Weile erwiderte der Greis milde:

„Ich will meine Hände über dir falten und über deinem Haupte beten, daß Gott der Herr Erbarmen mit dir habe. Du bist mein Sorgensohn, und eben deshalb mein lieber Sohn.“

Von Stund an begann Pater Paulus sich in Demut zu üben und das Dienen zu lernen.

* * *

Sie lebten einander so nahe, daß eine kurze halbe Stunde sie hätte vereinigen können; und sie waren durch Welten voneinander geschieden: dieser Mann und dieses Weib, diese — zwei Menschen!

Denn wie es hätte für das erste Menschenpaar keine andere Bezeichnung zu geben brauchen, so genügt der Name für alle getrennten Hälften der Menschheit, die mit Sturmesgewalt zueinander getrieben werden, um aus zwei Menschen den einen ganzen Menschen zu schaffen, den gottgeschaffenen Menschen, der zugleich ein seliger Mensch ist. Und wären die beiden Getrennten durch Unendlichkeiten voneinander geschieden, so müßten sie einander sich suchen. Sie irren und irren, suchen angstvoll, verzweiflungsvoll; sie glauben gefunden zu haben,

stürzen aufeinander zu, jauchzen auf, wollen sich verschmelzen, um nur zu oft erkennen zu müssen:

„Es ist nicht der Gesuchte! Ist nicht meine zweite Hälfte, nicht mein zweites Ich. Es war ein Irrtum, den wir beide büßen müssen. Und wir müssen uns trennen; denn wir können uns nicht vereinen. Müssen von neuem irren und suchen, mit Verzweiflung, mit Todesangst. Denn wir müssen unseren zweiten Menschen finden; sonst haben wir uns selbst nicht gefunden, sonst müssen wir aufschreien zu der Gottheit, die uns schuf:

„Es ist so beschämend, Mensch gewesen zu sein, ohne das Allermenschlichste erlebt zu haben!“

Oder die zwei sich verzweiflungsvoll Suchenden finden sich, streben zueinander mit Sturmesgewalt, werden durch eine stärkere Macht wieder voneinander gerissen. An dem Abgrund, der sie scheidet, stehen sie nun, strecken die Arme aus, umfassen die leere Luft und erleben an sich die große Tragödie der Menschheit: Mann und Weib; zwei Menschen, die nicht *ein* Mensch werden können; denn:

„Keine Brücke führt von Mensch zu Mensch!“

* * *

So nahe von Judith Platter lebte Pater Paulus, daß er die Glocken von Vahrn läuten hörte; daß er, wenn er die Felsenlehne dicht beim Kloster bestieg, den Platterhof unter sich liegen sah. Wäre Judith gerade aus dem Hause getreten und über die Terrasse geschritten, so hätte er die Farbe ihres Kleides erkennen können. Pater Paulus blieb jedoch in der Tiefe. Den Glockenschall vom Vahrner Kirchturm mußte er freilich hören; und er mußte dabei denken:

„Auch Judith hört das Geläut!“

Bereits beim ersten Schall stand sie auf. Wenn die Glocke den Mittag ansagte, feierte auch sie mit dem Gesinde, um die Arbeit beim Einkehr-Läuten wieder aufzunehmen. Dann die Vesperglocke, das Abendläuten:

„Jetzt ruht auch sie. Gute Ruhe, Judith . . . Ave Maria, Regina Coelis!“

Um seiner irdischen Gedanken Herr zu werden, befleißigte er sich mit heißer Inbrunst des Dienstes des Himmels. Was Rom ihn nicht gelehrt hatte, wollte er in der Heimat lernen: Ergebung, Demut, Beugen von Haupt und Herz. Erst jetzt wurde jede Stunde seiner Tage und wachen Nächte zu einem starren Ringen mit sich selbst. Ein Kampf war's um Sein oder Nichtsein. Aber auch jetzt verschmähte er, seine Zuflucht zu den wundertätigen Hilfsmitteln der Kirche zu nehmen: durch sich selbst wollte er über sich selbst siegen.

Im Kloster tat er's in der Demut dem letzten der Brüder gleich. Aber er diente noch immer mit Herrschermiene. Um so tiefer neigte er das Antlitz, das so stolze Mienen zeigte. Er beaufsichtigte die Arbeiten auf den Feldern und Wiesen, in den Weinbergen und Bergwäldern; er besuchte die Armen und Trostbedürftigen in den höchsten Einsamkeiten; er hielt Wache bei Kranken und Sterbenden, die er nach ihrem Tode selbst einkleidete und in den Sarg legte. Er würde von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte gegangen sein, um Almosen zu erbitten, um zu betteln — wäre es ihm geboten worden.

Bei allen diesen demütigen Verrichtungen bemühte er sich, seine herbe Stimme leise und weich sein zu machen, seinem harten Blick Milde zu geben. Fühlte er, daß der Versuch ihm mißlang, so verdoppelte er seine Anstrengung, sich selbst zu bezwingen.

Eine Prüfung war es, durch Vahrn zu gehen, und weder nach rechts noch nach links zu schauen. Er bestand sie. Eine Prüfung war's, in der Grabkapelle von Schloß Enna für den verstorbenen ältesten und einzigen Sohn des Hauses die Totenmessen zu lesen. Er bestand auch diese. Einer anderen Versuchung wäre er jedoch nahezu erlegen.

Eines Tags aus der Kapelle tretend, schlich der alte Florian zu ihm heran, haschte nach seiner Hand, wollte die Hand des Ehrwürdigen küssen, wurde hart abgewiesen. Weinend flüsterte der Getreue:

„Willst du deinen Falben nicht wiedersehen, hochwürdiger Herr? Er lebt noch immer, hat das Gnadenbrot, wird von mir gepflegt, als ob es der Junker Rochus selber wäre. Aber jetzt geht's mit ihm zu Ende. Ihr besucht ja doch sterbende Menschen; also erbarmt Euch des sterbenden Tiers . . . Euer alter Falbe ist's! Gewiß erkennt er Euch wieder. Wer Euch einmal gekannt hat, vergißt Euch nicht mehr . . . Geht mit mir zu Eurem Falben, lieber Junker, hochwürdiger Herr.“

„Ich kann nicht mit dir gehen. Aber ich danke dir, du Getreuester der Treuen.“

Des Priesters Stimme zitterte.

Ein anderes Mal trat ihm wiederum eine Versuchung nahe . . . Er befand sich auf Schloßgebiet und kam dazu, wie eine der ältesten und herrlichsten Edelkastanien gefällt werden sollte; denn der Graf von Enna bedurfte dringend des Geldes und hatte verboten, die Bäume an Judith Platter zu verkaufen. Bei dem Anblick der Männer, die mit ihren Äxten auf den Baumriesen einhuben, verlor der Mönch alle Herrschaft über sich selbst. Er stürzte vor, um den gemeuchelten Baum mit seinem eigenen Leibe zu decken. Die Axt wollte er den Arbeitern entreißen und sie gegen diese selbst schwingen. Die Leute kannten ihn nicht, schrien ihn wütend an: was den Pfaffen der Baum schere? Er solle sich um Seelen kümmern. Das sei seines Amtes.

„Das ist meines Amtes“, sprach Pater Paulus den Männern nach, trat zurück, ging davon, ließ den Baum fällen, wich vom Wege ab, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

* * *

Das reiche Land stand in voller Sommerpracht. Die Fruchtbäume mußten Stützen erhalten, damit sie unter ihrer Last nicht zusammenbrachen; die Rebstöcke verhießen eine köstliche Ernte, und der türkische Mais ragte als Wald hoher Schäfte, aus deren saftgrünen Blattkronen die länglichen lichten Kolben mit goldigen Blütenperücken hervorglänzten. So war überall Menschenhoffnung und Erdenschönheit, Gedeihen und Himmelssegen.

Am üppigsten und buntesten prangte der Sommer in dem Garten von Neustift; nicht anders, als hätte sich sein Genius diesen zum Herrensitz erkoren. Nur auf dem Platterhof besaß das Klosterparadies einen Rivalen. An diesen erinnerte seine Blumenfülle den geistlichen Herrn, der aus dem Fenster seiner Zelle darauf

herabschaute, häufig halbe Nächte lang. Levkoyen und Fuchsien, Glockenblumen und Mohn wucherten vergnüglich durcheinander; lange Gänge waren mit blauem und rosigem Rittersporn eingefaßt; andere mit endlosen Reihen prächtiger Dahlien oder mit mannshohen Hortensien. Es gab Felder von Nelken, Verbenen und Zinnien; wahre Bollwerke bunter Winden und die glühende Blüte der spanischen Kresse überrankten Mauern und Hecken. Aber der Garten von Kloster Neustift war vornehm wie der eines großen Herrensitzes mit Laubgängen, Fontänen und Steinfiguren aus der Zeit des Barock. Längs der Wege waren Orangerien und allerlei exotische Pflanzen aufgestellt, die abends einen schwülen Wohlgeruch aushauchten, betäubend wie Weihrauch.

In diesen schönen Gefilden ergingen sich lesend und sinnend die frommen Väter; und es verbrachten darin einen Teil ihrer Freizeit die Klosterschüler, deren einer vor Jahren der Junker Rochus von Enna gewesen — allerdings Klosterschüler zu einem anderen, ganz anderen Zweck, als der war, dem diese jungen Seelen ihre Leben weihen wollten. Um den guten Jünglingen nicht ins Gesicht starren zu müssen, ging Pater Paulus stets gesenkten Auges an ihnen vorüber: sein starrer Blick hatte in den Mienen der angehenden Gottesdiener unwillkürlich nach der Veränderung geforscht, die mit ihnen bereits vorgegangen war; hätte die Wandlung der Züge gierigen Auges beobachtet. Die Knaben waren guter Dinge, oft heiter bis zum Übermut. Häufig geschah's jedoch, daß sie plötzlich verstummten; und es geschah jedesmal, wenn die hohe Gestalt in dem Kleide St. Augustins vorüberging. Sie wurden still und blieben still, bis die gebieterische Männererscheinung ihren nachschauenden Blicken entschwunden war. Pater Paulus wußte, daß bei seinem Nahen die Fröhlichen schweigsam wurden, und mied es ängstlich, ihren Weg zu kreuzen. Aber er mußte viel darüber nachdenken:

„Weshalb werden sie stumm, sobald sie mich sehen? Sie werden es stets nur, wenn ich komme. Weshalb nur bei mir? Womit bin ich gezeichnet, daß mein Anblick Scheu und Schweigen verbreitet? Steht mir auf der Stirn geschrieben, ich sei ein schlechter Priester? Ein schlechter Priester und ein unseliger Mensch. Denn das bin ich!"

Jetzt sollten die jungen Leute, denen er Scheu einflößte, seine Schüler werden. In Kirchengeschichte sollte er ihnen Unterricht erteilen: jeden Tag eine Lektion! Der hochwürdige Herr Prälat wollte ihm durch diese Berufung zum Lehrer sein Vertrauen erweisen, wollte ihn dadurch auszeichnen. Aber Pater Paulus bat:

„Ich will dienen lernen. Wenn ich das Lehramt übernehme, muß ich gebieten. Erlaßt es mir also."

Er erhielt den Bescheid:

„Gehorchen ist Dienen."

Also gehorchte er.

Aber die Klosterschüler erschraken, als sie vernahmen: „Pater Paulus ward über euch als Lehrer gesetzt!" Wie sollte das werden? In den Sälen und auf den Gängen gab es viel Zusammenstecken der Köpfe und eifriges Geflüster; und bangen Gemütes erwarteten die Scholaren des Gefürchteten erstes Erscheinen. Er kam, bestieg den Lehrstuhl, warf einen langen sinnenden Blick auf die ver-

sammelte Jugend, welcher er die Größe und Herrlichkeit der katholischen Kirche in ihrer Geschichte verkündigen sollte, und begann seine erste Stunde mit einer Erzählung von den christlichen Katakomben Roms. Er schilderte, wie er aus seinem Kloster auf dem Aventin hinabgestiegen sei in die Tiefen. Unmittelbar hinter dem Altar lag der Eingang in Roms Unterwelt, die von Toten bewohnt ward: von Legionen und aber Legionen! Völkerschaften der ersten römischen Christen lagen dort unten eingesargt in der purpurbraunen Tufferde. Symbole des Glaubens und Leidens, der Liebe und Hoffnung auf ein Auferstehen und ein ewiges Leben zeichneten ihre Grabstätten. Für diesen Glauben waren sie gestorben: Legionen und aber Legionen den Märtyrertod.

Der Redner ließ seine Zuhörer mit sich den schmalen schwarzen Felsenpfad schreiten: tiefer und tiefer hinab! Das Lämplein brannte trübe und flackernd. Es beleuchtete mit geisterhaftem Schein die Wände, die Grüfte waren: endlose Galerien von Grüften! Bisweilen weitete sich der enge Raum. Er rundete sich zu einer Grotte, die zur Kapelle geweiht worden war. Hier ruhten große Bischöfe der Kirche, ruhten Märtyrer, Selige — Heilige . . .

Auch Scharen Lebendiger hatten in diesem ungeheuren grausigen Grabe gehaust. Hinab zu den Toten hatten sie sich vor ihren Verfolgern geflüchtet, bei den modernden Leichnamen sich verborgen gehalten, häufig so lange, bis sie selbst stille Bewohner der Totenstadt wurden.

Ganze Familien, ganze Geschlechter hatten so gelebt, waren so gestorben: im Glauben an eine triumphierende Kirche!

Von einem jungen christlichen Römer erzählte der Priester seinen jungen christlichen Zuhörern . . . Der Jüngling hatte in dem fürchterlichen unterirdischen Labyrinth die Geliebte, die Gattin verloren. Er suchte sie. Tagelang durchirrte er die endlosen Gräberstraßen, den Namen der Verlorenen laut rufend, den geliebten Namen eingrabend in das Gestein. Er irrte, suchte, und rief so lange, bis sein Lämplein erlosch. Nun fand er die Geliebte im Tode.

Und Pater Paulus schilderte die gräßliche Nacht, die den Jüngling nach dem Erlöschen seines Lichtes umfing; schilderte sein allmähliches Verschmachten, allmähliches Hinsterben, den Wahnsinn, der ihn packte. Im Wahnsinn mit seinen Händen die Grüfte aufreißend und durchwühlend, um bis zu seinem letzten Atemzuge die Geliebte zu suchen, starb er . . .

Dann aber führte der Erzähler die Erschütterten aus dem finsteren Grausen wieder hinauf zu dem Glanz des Tages empor, hinauf in die Glorie der Sonne Roms. Er führte sie nach Sankt Paolo fuori le Mura; nach Santa Maria Maggiore; führte sie in den Sankt Peter.

Aus langer banger Todesnacht war die Kirche Christi auferstanden zu goldenen Sonnengluten empor. In Marmorhallen ward sie zur Triumphatorin erhoben. Ein Juwelenmantel umhüllte die Göttliche; ihr leuchtendes Haupt empfing die dreifache Krone; ein Zepter war ihrer gebietenden Rechten gegeben und zum Schemel ihrer Füße der Erdball:

„Du sollst herrschen — herrschen — herrschen!"

Staunend blickten die Jünglinge auf den Mann, der zu ihnen sprach, wie

zuvor noch niemand gesprochen hatte. Seine Wangen waren gerötet, seine Augen leuchteten. Etwas Gewaltiges, Bezwingendes; etwas Herrschendes strömte von ihm aus über die Seelen, die er sich in dieser Stunde zu eigen machte. Wie einem Banne unterwarf sich der ehemalige Klosterschüler von Neustift die Gemüter der zukünftigen Diener der großen göttlichen Siegerin.

Da geschah es zum zweiten Mal, daß Pater Paulus die Macht erkannte, die ihm verliehen war.

* * *

Wieder einmal warf der Herbst seinen Mantel aus Purpur und Gold über das Land Tirol. Auf den Wiesen sproßten des Jahres letzte Blumen: die zarten Zeitlosen, als ob Frühling wäre, und die blaßvioletten Krokusse blühten, die den Mai ankündigten. Zwischen den bräunlichen Maisfeldern, den gelben Weinbergen färbte junger Buchweizen den Grund mit sanfter Rosenröte, und die Wipfel der Edelkastanien wurden zu leuchtenden Wölbungen.

Es blieb eine goldene Welt, bis der erste Frost kam. Dann hüllte sich Mutter Erde in schleppend wallende Wolkengewänder, warf graue Nebelschleier über Antlitz und Haupt, ließ sich eine Diamantenkrone aufsetzen, und harrte des Winterschlafs.

Vor seinen Obern trat Pater Paulus:

„Ich möchte eine Wallfahrt tun. Gewährt sie mir, hochwürdiger Herr!"

„Wenn dein Herz dich treibt."

„Es drängt mich, läßt mir nicht Ruhe."

„Willst du zum Gnadenbilde unserer himmlischen Frau von Weißenstein, lieber Sohn?"

„Ich will zu dem blutenden Herzen Mariä, mein Vater."

„Dorthin zieht dich dein leidenschaftliches Gemüt? Es ist ein unscheinbares Kapellein. Doch das weißt du."

„Nur ein armseliges Heiligtum ist's, ich weiß."

„Hoch in den Dolomiten, mühselig zu erreichen."

„Gerade deshalb möchte ich hin."

„Um daselbst für deiner Mutter Seele zu beten?"

„Nein, mein Vater."

„Ich verstehe dich nicht."

„Meiner Mutter Seele hat die ewige Seligkeit, bedarf daher meines Gebetes nicht mehr."

„Wie du das sagst, Paulus, mein Sohn!"

„Wie denn sage ich's, hochwürdiger Herr?"

„Als wäre deine Seele voller Bitternis."

„Ich bekenne, in diesem Augenblick daran zu denken, wodurch die Kirche Gewalt über meine Seele gewann. Sie war damals die Seele eines Knaben."

„Bekenntnisse geziemen sich nur in der Beichte. Ich will dich nicht gehört haben."

„So hat der Herr mich gehört."

„Wann willst du die Wallfahrt antreten?"

„Den Tag zuvor werde ich's melden."

Die Meldung erfolgte jedoch erst nach vielen Tagen. Es ward spät im Jahr. Schwülem Föhn folgte eisiger Nord. Im Tal fiel der Regen in Strömen; auf den Bergen aber trat heftiger Schneefall ein.

Am frühen Morgen trat Pater Paulus seine Wallfahrt zum blutenden Herzen Mariä an. Auch eine geweihte Kerze führte er mit sich. Am liebsten hätte er der gnadenvollen Gottesmutter ein silbernes Herz geopfert. Als Mönch durfte er jedoch der Himmelskönigin nur sein eigenes Herz darbringen. Es glich dem von Schwertern durchbohrten göttlichen Herzen; denn es war auch blutend. Freilich war's lediglich ein armseliges Menschenherz . . .

Er ging den nämlichen Weg, den seine Mutter gegangen war. Je heftiger der wilde Wind ihn umtoste, je dichter die weißen Wirbel ihn einhüllten, um so leichter ward ihm ums Herz. Er atmete tief, wie von aller Erdenschwere befreit. Kaum gelangte er weiter. Jeder andere wäre zusammengebrochen, wäre hingesunken und nicht wieder aufgestanden. Pater Paulus brach nicht zusammen, sank nicht hin, drang unaufhaltsam vorwärts, als gelte es noch heute, bei dem wütenden Schneetreiben in der Felsenöde eine Mutter, die ihrem Sohne zuliebe einen Bittgang zur Gottheit tat, zu suchen, zu retten.

Auch heute ward er wiederum versucht. Eine innere Stimme sprach zu ihm, raunte und lockte:

„Lege dich hin aus freiem, eigenem Willen. Bleibe liegen, schließe die Augen, schlaf' ein. Es ist so süß, zu schlummern unter der weichen weißen Decke. Nichts weckt dich. Kein Glockengeläut, kein Kirchengesang, kein Gebet. Auch keine Menschenstimme. Nicht einmal die Stimme der Liebe . . . Schlaf ein, mein lieber Sohn! Du weißt nicht, welche Wonne es ist, so still daliegen zu dürfen und seine Augen nicht wieder öffnen zu brauchen; welche Wonne, die Welt nicht mehr sehen zu müssen — so herrlich schön sie ist. Es ist gar mühsam, seine Augen aufzutun, seine Glieder zu regen und sich zu erheben. Darum, lieber Sohn, schlafe ein."

Es war seiner Mutter Stimme, die er auf dem Todesweg seiner Mutter beständig zu sich flüstern hörte: mit solchem sanften, solchem zärtlichen Ton. Und lockend, so ganz unwiderstehlich —

Pater Paulus gab der raunenden Mutterstimme laut zur Antwort:

„Ich darf nicht. Noch darf ich nicht! Ich darf erst später es dir nachtun und der himmlischen Ruhe pflegen. Dann wird es freilich schön sein! . . . Weißt du, gute Mutter, weshalb ich zum blutenden Herzen Mariä wallfahrte?"

„Zu meinem Gedächtnis."

„Nein, Mutter."

„Also sage mir's."

„Du tatest diesen Bittgang, und dein Gebet ward erhört: Siehe, Mutter, dein Sohn wurde geistlich! Ich tue diesen Bittgang, opfere der Mutter Gottes eine Wachskerze, leiste ein Gelübde, damit auch ich bei dem blutenden Herzen Mariä Erhörung finde. Danach will ich mich niederlegen, meine Glieder strecken, meine Augen schließen und nicht wieder öffnen. Schön wird's dann sein."

So besprachen sich Mutter und Sohn zusammen, während der Sturm immer

wütender tobte, die Schneemassen immer höher sich türmten. Aber Pater Paulus drang durch.

Er langte an bei dem kleinen Heiligtum in den Dolomiten . . .

Den Schnee mußte er mit den Händen fortschaffen — genau wie damals von seiner Mutter Grab. Dann trat er ein, entzündete die Wachskerze, befestigte sie vor dem Marienbild, kniete nieder, erhob Arme und Antlitz, schaute auf das blutende Herz der heiligen Jungfrau, betete mit lauter Stimme, die einen Klang hatte, hart wie Erz:

„Ich bringe dir eine Wachskerze, Maria. Und ich bringe dir mein blutendes Herz. Für eine Wachskerze und mein blutendes Herz sollst du mir eine Seele zu eigen geben. Nur e i n e Seele. Und nur die S e e l e. Danach soll mein Amt auf Erden getan sein, soll mein Licht erlöschen — wie jetzt der Sturm meine Kerze erlöscht.

Höre mich, Maria! Erhöre mich!“

Die Kerze erlosch.

(Fortsetzung folgt)

Jesus vor des Jairus Töchterlein

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Kind — o Kind! Auf deinen schmalen Wangen,
Die oft der Mutter Zärtlichkeit gesehn,
Erblich der Jugend freudiges Verlangen;
An deinen starrgewordenen Gliedern stehn
Die Klageweiber schon und stöhnen.
Du sanftes Kind, an deiner Lippen Blaß
Kann sich mein Auge zögernd nur gewöhnen. —
Ich weiß, du schläfst. Auf den geschlossnen Lidern
Ruht noch des Nachtgebetes Trost und Glück.
O träume, träume noch und laß
Mich deine stummen Worte stumm erwidern.
„Gib, Vater, mir des Bruders starke Nähe!
Ich bin verirrt und finde nicht zurück.
Dunkel ist mein Gefühl gleich einem Wald,
In den ich zitternd nur von ferne spähe;
Gleich einer weiten, namenlosen Nacht,
Die meine Tage klein und furchtsam macht.
O hätt' ich eines Bruders Hand und Halt:
Sieh meine arme, schwächliche Gestalt!“

Dann schlich der leise Schlaf zu deinem Beten . . .
Dein Vater kam in angstgejagtem Lauf
Und bat mich, an dein kleines Bett zu treten. —
Gib deine Hand, mein Schwesterlein; wach auf!





Der Wanderer

Von Michael Georg Conrad

Die Landstraße, steinig, staubig, endlos sich hinziehend.

Glühende Feiertagssonne darüber, rastlos strahlendes Feuer, selbst im Niedergange wie sengender Brand auf Weg und Steg in der weiten Ebene.

Zur Rechten und Linken ödes Feld, das militärische Drillfeld, nicht das geringste grüne Hälmchen darauf, millionenfach abgestampfter Exerzierplatzboden, moderne Kulturwüste des Massenheeres.

Im Rücken die große Stadt mit Türmen und turmhohen Fabrikschloten in unübersehbarer Zahl.

Geradeaus, in stiller Ferne ein Waldsaum, dann Hügel, dann Berge, immer höher strebend in geschweiften, sich schneidenden Linien, dann der Himmel mit leichten Wolkenschichten, vom Abendrot der scheidenden Sonne flimmerig gerötet.

Auf der heißen Stauböde der Landstraße ein Wanderer.

Aus der Stadt.

Ganz allein.

Seine Miene traurig, sein Blick in sich gekehrt, so wandert er langsam, müden Schrittes wie ein mit schweren Gedanken und tiefen Schmerzen Beladener, die nackten Füße im grauen Staub.

Er ist gekleidet in einen schlichten Mantel von Wolle, nicht feiertäglich, nicht werktäglich. Eine Sonderkleidung, die wie Natur erscheint, wie von selbst geworden zur Hülle der einfachen Menschengestalt.

Nicht jung und nicht alt von Ansehen. Barhäuptig. Das Haar in langem Wuchs bis auf die Schultern.

Wundersamer Glanz, feucht schimmernd wie von verhaltenen Tränen, bricht aus den dunklen Augen, so oft er sein Haupt erhebt, flüchtig die Länge des Weges zu messen.

Wie in stummer Selbstrede gehen zuweilen seine Hände aufwärts, mit sanfter Fingerbewegung. Schön geformt, voll innigen Ausdrucks sind diese Hände, heil-

sam, als wären sie nur milden Wohltuns und segnenden Auflegens gewohnt. Heilige Heilandshände, wie Gabriel Max sie malt.

Er geht noch immer einsam, die nackten Füße im grauen Staub der Landstraße. Kein Mensch folgt ihm. Mit jedem müden Schritt in sinkender Sonne entfernt sich die Stadt, und näher rücken der Wald, die Berge, der Wolkenhimmel im Gesichtsfelde des Wanderers.

Jetzt Menschen, allerlei Volk, das stadtwärts zieht, ihm entgegen, aus dem Wald, von den Bergen. Einzeln, in Gruppen, in langen Abständen. Ihre Stimmen erst fern, dann näher und näher. Gewöhnliche Stimmen, von keinem Abendfrieden selig gestimmt, mißtönend und abgebraucht im Geschrei der Arbeit und des Vergnügens, des Marktes und grell sich äußernder Begierden.

Die ersten Stimmen gingen vorüber, grußlos, mit einer Pause. Hinter seinem Rücken erst schlugen sie auf in lautem Lachen.

„Jetzt den schaut an!" — „Ein alter Gaukler!" —

Und der Wanderer ging fürbaß, in gleichem Schritt, mühselig und bedrückt. Er legte die Hände an den Leib und zog den Mantel dichter.

Und als sich die zweite Gruppe näherte, blieb er ein wenig stehen und hob den Kopf mit einem langen, schmerzvollen Blick.

Aber es schienen Liebespaare, trunken von fleischlicher Lust, die hatten kein Auge für ihn. Ihre Sinne waren gefangen, sich selbander zu genießen in stummem Begehr und Gewähr.

Der Wanderer ging am Rain des Weges.

Tiefer und tiefer sank die Sonne, bleicher wurde die Erde in der Ferne vor den wachsenden Schatten des Waldes.

Soldaten mit lustigen Mädchen, singend und johlend, mit den Schuhen stampfend, daß der Staub in Wirbeln tanzt.

Streitende Arbeiter. Heftige Worte fliegen von Gruppe zu Gruppe. Und als sie im Vorübergehen den Wanderer musterten mit fragendem Blick, da stand er stille und sprach mit sanftmütiger Stimme: „Ziehet hin in Frieden, denn selig sind die Friedfertigen."

Da rief einer: „Was hat sich der Narr um uns zu kümmern?"

Und ein anderer: „Der scheint wahrhaftig einer Schaubude entlaufen zu sein."

Und ein Dritter: „Laßt ihn; der ist auf dem Weg zum Irrenhaus. Gut' Nacht, toller Onkel!"

Der Wanderer schritt weiter, gesenkten Hauptes.

Ein Reiter in funkelnder Uniform sprengte vorüber.

Immer noch dehnte sich der Weg zum Walde.

Schwarz gekleidete Männer und Frauen in Trauerfloren auf der Rückkehr von einer Beerdigung. Aber im Herzen wohnte Haß, Zank auf den Lippen, um des Mammons willen, den der Verstorbene hinterlassen. Die heiligen Bande der Blutsverwandtschaft waren ein leeres Wort, die Tränen, die am offenen Grabe geflossen, eitel Heuchelei. Alle hatten in gieriger Sucht auf den Tod des geliebten Vetters gewartet, um sich auf seine Hinterlassenschaft stürzen und einer dem andern den besten Brocken wegschnappen zu können. Und schon auf dem Heimweg vom

Friedhofe entbrannte die grimmige Fehde um mein und dein. Und morgen werden sie auf die Gerichte eilen, und die Advokaten werden sich vergnügt die Hände reiben.

Eine prächtige Kutsche rasselte vorbei, mit Lakaien in majestätischer Haltung auf dem Bock und protzig aufgeblasenen Insassen.

Dann zwei Männer in feierlich dunkler Kleidung, mit goldenen Brillen und wichtig tuenden Gebärden. Ein Pastor und ein Professor.

Mit einem Blick auf den Wanderer blieben sie stehen: „Auch eine Ausgeburt unserer entarteten Zeit. Ein Stromer im Apostelgewand. Vielleicht ein Anarchist.“

Und der Wanderer sprach zu ihnen mit unendlicher Güte im Tone: „Selig sind die Armen im Geiste.“

Da rief der Pastor mit zornig gerötetem Gesicht: „Welche Blasphemie! Was geht Sie Gottes Wort an, Mensch?“

Aber der Professor faßte den Hitzigen am Arm und zog ihn lachend von dannen: „Was ereifern Sie sich über den Hanswurst!“

Nach einer Weile kamen des Weges Bürger im Marschschritt, Laubzweige am Hut, ein banales soldatisches Lied singend. Sie schmetterten höhnisch dem Wanderer den Refrain ins Gesicht.

Dann zwei Handwerksburschen, den Fechtprügel schwingend.

„Auch 'n Bruder Straubinger?“ rief der eine den Wanderer an. „Weißt 'ne flotte Herberge?“

„Selig sind, die reines Herzens sind. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

„O der olle Pfaffenwitz! Laß ihn laufen, Bruder! Er wird froh sein, wenn er bei Muttern Grün Quartier findet.“

Einige Künstler, mit Photographier- und Malgeräten beladen.

Der Maler zwinkerte mit dem linken Auge, als er des Wanderers ansichtig ward: „Du, Borstel, der Kerl dort wär' nicht übel. Effektvoller Charakterkopf, famose Figur. Gewiß billig zu kriegen.“

„So was à la Uhde, meinst du?“

„Für die nächste Ausstellung schwebt mir etwas Ähnliches vor, irgendeine Christusgeschichte, frei nach dem Evangelium.“

„Nicht zu empfehlen. Bis nächstes Jahr ist das ganz aus der Mode. Schon zu sehr abgeklappert.“

„Also was anderes. Mir auch recht. Fahr wohl, Absalom, mein Sohn!“

Jüdische Händler in lebhaftem Gemauschel, sich unterbrechend: „Siehste den dort?“

„Stuß! Ein verkappter Anti—“

„Wo ist noch ä Sicherheit in der Welt?“

Sie schlängeln mauschelnd weiter.

Da bog der Wanderer mit einem Seufzer von der Straße ab und schlug einen Feldweg ein.

Im Grase zirpten die Grillen ihr Abendlied.

Von fernher hörte man das Stampfen und Schnauben einer Eisenbahn.

Dann wieder Stille.

Der Feldweg führte an einer armseligen Hütte vorüber.

Ein Mütterlein, alt und krank, saß stöhnend davor auf der Holzbank.

„O mach ein Ende, Herr, mit aller unserer Not!“ Und sie erhob zitternd die gefalteten Hände.

Da trat der Wanderer auf sie zu und berührte leise ihre Stirn.

Plötzlich verklärte ein dankbares Lächeln ihre gramvollen Züge, sie neigte den Kopf und entschlief mit dem gelispelten Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Am Waldesrande fand er zwei zerlumpte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, Hand in Hand stehend und bitterlich weinend. Vor ihnen lag ein großer Krug mit Beeren in Scherben.

„Wir trauen uns nicht heim!“ jammerte das Bürschchen.

„Wir finden den Weg nicht so in der Nacht —“ das Mädchen.

„O Gott, steh uns bei!“ Und sie erhoben hilfesuchend den Blick zu dem fremden Manne, dessen Antlitz ihnen in göttlicher Güte leuchtet, milder und erquickender als der schönste Stern am Himmel.

Mitten in der Stille rauschte plötzlich der Wald auf wie wundersamer Gesang, und eine rosige Wolke senkte sich langsam hernieder vom nächtigen Himmel, dicht und weich wie Engelfittiche, und ein seliges Lüftchen umfächelte die Kinder, daß ihre Tränen im Nu trockneten.

Und der gütige Mann nahm die Erstaunten auf seinen Arm und drückte sie an seine Heilandsbrust. Er entschwebte mit ihnen in der rosigen Wolke, umsäumt vom Golde des Abendrots.



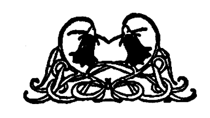
Beichte · Von Anna Bechler

Setz dich zu mir und hör mir zu:
Gar vieles muß ich dir sagen,
Was sich so zugetragen,
Seitdem du gingst zur Ruh'!

Komm, bette dein Haupt mit dem Silberhaar
An meiner Brust, daß leise
Ich in der alten Weise
Erzähle, wie alles geschehen war.

Nur eines — das Schwerste — vermag ich kaum:
Dir alle die Torheit zu klagen,
Die ich in den bittersten Tagen
Beging, wie in bösem Traum!

Ich will es flüstern leis und sacht,
Und dich umfassen und küssen —
Ach — dich verlieren zu müssen,
Hat mich so töricht und elend gemacht ...





Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise · Von Eberhard König

(Schluß)

Einsamkeit hieß fortan sein Dasein, heimatlose Einsamkeit. Da fand er je und je Genesen, Erstarken und Selbstgewißheit, wenn neue Berührung mit der schmerzlich geliebten Welt der Menschen ihm die Seele gesehrt, geängstet und verwirrt hatte. Und aller Enden in Dorf und Stadt, bei Laien und Klerikern, Gelehrten und Ungelehrten dies Fragen, Fragen nach der silberfarbenen Weise, das Rühmen und Preisen von ihr und dem, der ihr Meister möcht' sein. War's doch, als harre solchen Meisters die ganze Welt, ihm Palmen zu streuen und Halleluja zu singen, als sei dies Harren, Fragen und Suchen ihr dringendstes Geschäft. Und doch wußt' er nur zu gut, keiner hatte sie je vernommen, nur zu gut, daß keiner, keiner sie jemalen erkennen würde, so er sie ihm etwa vergönnen wollte! Doch er vergunnte sie fortan keiner Mutter Sohne mehr. Sie blieb sein Hort, sein Schatz, den er kargend vergrub, und mit ihm sollt' sie dereinst verklingen und verschwinden aus dieser Welt. Doch da ihm sein Teuerstes nicht mit den Menschen durft' gemein sein, so vermeinte er gar zu bald, nichts sei ihm mit jenem gemein, nichts als etwa Essen, Trinken und Schlafen, nichts, davon sich zu reden verlohne. So verzieh er sich Redens ganz, schier als ob er's verlernt hätte, verschloß zu tausend Malen trutziglich den Mund, wo Redens Zeit gewesen, biß sich die Lippen wund, — war doch liebedarbend sein Herz und liebesiech — aber er gedacht bei sich herben Mutes: Wozu erst?

So wußt' und ahnte keiner, was der arme, fahrende Geiger, des Gewand immer bettelhafter und zerschlissener ward, was königlichen Gutes er darunter besaß und hehlte. Er war ein Landstreicher, ein Fiedler, ein Geringer vom gehrenden Volke, geringer Gabe froh — was mehr? Und es kam eine Zeit, da Peters Herz so herb und bitter worden, daß ihm Unehr und der Welt Verachtung grimme Lust und Wonne waren; weh aber dem, der ihm zu böser Stunde den Ärmel streifte! — ob's ihn später reute und er sich schalt, nicht besser zu sein denn der gemeine Haufe, kam ihm just ein armer Spötter gelegen, so wußt' er immer noch freudiglich dreinzuschlagen gleichwie ein Streiter des Herrn. Des hatt' er

Haders und leidiger Fehde genug. So war ihm allenthalben die Welt Ungnaden voll, und ward's mit Jahren und Monden und Tagen immer mehr, immer mehr!

Bei einem Dorfbader, um den er lange Zeit scheu und mißtrauisch herumgestrichen war wie die Katz um den heißen Brei, der aber ein schnurriger und verdrossener und, nicht eben nach Baderart, wortfauler Kauz und Knurrsack war und ihn so grade recht bedünkte für sein verschämtes Gewerb, bei dem hatte er sich einen Streifen Pflasters erstanden, den in vier Stückchen zerschnitten und auf die drei Kleinodien geklebt. Der zuwidre Kerl hatte recht schadenfroh gegrinst dazu, wie das holde Licht unter seinem häßlichen Pflasterkram elend erlosch, Petern durchschauerte es sein Herz wie ein Mord. Nun sah die edle, geweihte Geige ebenso schäbig und geflickt aus wie ihr Herr, recht wie sie 'nem Bierfiedler geziemte. Ob er wohl der starken Morgenstunde noch gedachte, da er den Sendboten vom Vogelschießen angeherrscht: „Bin ich ein Bierfiedler?" Jawohl, das hatte er eines wolkentrüben Tages begriffen, der Einsame: Besser und würdiger denn diesen Menschen von seinem Besten mitteilen, war's immer noch, ihnen zu einer dörflichen Lustbarkeit einen harmlosen Ländler aufzuspielen, ein schlicht Lied, in das sie einstimmten, oder, wenn sich's schickte, in einem Ratsaal irgendwo zu einem bunten, lustigen Geschlechtertanz mit den Stadtpfeifern und Fiedlern um die Wette einen Reigen herunterzugeigen — warum auch nicht? Das war denn das dürftige Band, das den Wortkargen, Menschen- und Weltverdrossenen, allein noch den Menschenbrüdern lose verband — so brauchte er nicht Hungers zu sterben. Man weiß aber, wer so festen Stoffs, daß ihn Verkennung seines Werts nicht zermürbt und zermalmt, dem steift und stärkt der Welt Unehr den Stolz ins Maßlose, mehr denn Beifall und Sieg. Der rechte Stolz nährt sich am Darben üppiger denn am Sattessen!

Kein Wunder denn, daß der Geigenpeter kein allzu gern gesehener Gast mehr war mit seiner unergründlichen, halb versonnenen, halb verachtenden Miene, seinen ernsten, traurigen Augen. „Peter, das Bier wird sauer!" schrien die Lustigen zu ihm 'nauf; der Brautmutter war er ein arges Zeichen zur Hochzeit ihres Töchterleins, und jedem, der in der Früh auf der Dorfstraße ihm zuerst in den Weg rannte, ein übler Angang wie ein alt Weiblein oder ein Hase. Und auch seine Fiedel, Gott weiß, woran's lag, war nicht mehr geheuer! 's hatt' sein Bewenden mit der, als wär' sie behext. Mocht' sie muntere Weisen unter der Dorflinde ertönen lassen, so hatte sie doch so seltsam traurigen Ton, daß nur stille, glückverratene, blasse Frauen ihr noch gerne lauschten, und wer eines Hügels auf dem Gottesacker nicht vergessen konnt'; gebrochene, wehe Herzen fühlten sich heimisch, wo die seelenvollen, schluchzenden Töne laut wurden, verratene Liebe, verwaister Gram schlichen ihr nach und ließen sich von dieser Traurigkeit streicheln und liebkosen. Die Männer aber hieben die Faust in den Tisch und schrien: „Der Teufel hol den Geigenpeter mit seiner Begräbnismusik und seiner Leichenbittermiene!"

Doch sollt' noch einmal ein Stündlein lang durch den grauen Himmel seines Lebenstages die liebe Sonne scheinen, und das war so gekommen. War er der düstere Rattenfänger der betrübten Seelen, so war ein Mägdlein gar ihm einmal nachgelaufen mit bloßen Füßen, weit hinaus in den Wald, und wie er mittags an

einer blumenbunten Waldwiese, wo regungslos der hohe Fingerhut in die wärmeflimmernde Luft ragte und bunte Falter im Sonnenglück gaukelnd sich wiegten, recht nach seinem Herzen verträumte Rast hielt, da war sie, scheu und beherzt zumal, zu ihm getreten. Er schaute sie aus Gras und Blumen wie ein Wunder großaugig an. Sie setzte sich sacht, das grobe Schürzchen über den Knien straffend, neben ihn in den Schatten der dunklen Tannen, als sei dies nur eben ihr einzig rechter Platz auf der ganzen Welt. Demutlind ging der Ton ihrer Rede. Sie sprach von ihres Lebens Trauer und Trostlosigkeit. Ein Waisenkind war sie, von je herumgestoßen in der lieblosen Welt, hatte niemand, niemand, der sich in Treuen ihrer annahm. Schweren Frondienst mußte sie leisten, für wenig Lohn und noch weniger Dank, bei einem herrischen und hartherzigen Bauern; die Bäuerin war ihr aufsässig, weil der Alte wie der Sohn ihr nachstiegen — so erging's ihr nun schon, kaum daß sie ein mannbar Dirnlein worden, das dritte Mal, und wieder war sie mit Schimpf und Schanden von Haus und Hof gejagt. Und nirgend Ruhe, Friede und Heimat, nirgend gütiger Zuspruch und ein herzinniger Blick! Der B u r s c h e n keckeBlicke, die kannte und verstund sie leider gar wohl, sie wußte, daß deren keiner es treu und rechtschaffen meine, hielten sie alle für Freiwild — o! — sie weinte in ihre blaue Schürze — „die Menschen sind ja so hart und schlecht!" Nun aber hatte sie die Geige des stillen Musikanten wie eine verwandte, vertraute Schwesterseele nach sich gezogen.

„Denkt nicht schlecht von mir, lieber Gesell, ich muß — muß einmal mit einem Menschen Rede um Rede tauschen! Und Ihr seid gut, das weiß ich; weil Ihr traurig seid, vertrau' ich Euch." Der Geiger senkte das Haupt auf die Brust: ich gut? dacht' er bei sich — das hat mir lange keiner gesagt. Ich war es einmal, beim gütigen Gott, ich war es einmal! Ob ich's noch bin? ... Ich glaube, ich habe zu lieben verlernt. — Sie harrte seiner Antwort. Er schwieg. Da sprach die süße Stimme weiter: „Seid auch heimatlos wie ich, gelt? Seht, mir taugt halt nur einer zur Zwiesprach, der vor Harm verstummt ist, wie Ihr. Sie schwatzen so vieles von Euch — was wissen sie? Seid ihnen nicht geheuer. Der Trübe ist dem Lustigen nie geheuer! Glaub's nicht, was sie fabeln und raunen." — „Sag' doch, was reden sie, Mägdelein?" — „Ei, was Ihr doch für eine gütemilde Stimme habt! Ich wußt's wohl, Ihr seid nicht stumm, wie etliche behaupten." — „Nein, Kind, ganz noch nicht. Was reden sie noch? sag' an." — „Ihr fragt, und 's ist Euch doch gleich, was sie reden, gelt?" — „Im Grunde freilich, du kleine Weisheit, doch da wir just im Plaudern sind ..." — „So hört. Sie sagen, Ihr trüget ungesühnte Schuld, doch ich glaub's nicht."

Der Geiger war stumm und erwog mit Ernst das schwere, bange Wort — Schuld! T r u g e r S c h u l d? Oft war ihm selber so gewesen: kann ein Herz, das an Liebe verarmt, ein schuldlos Herz sein? Doch er hub das Haupt und lachte hart: von s o l c h e r Schuld wußten jene nichts, die wogen mit gröberem Maß: „Nein, glaub' es nicht, liebes Mägdelein; sieh, so sind die Menschen: wer sie nicht mag, dieweil sie aller Liebe bar, dem prägen sie aus Rache ihr Schandmal auf und sagen: er ist ein Verstoßener, wie Kain — wo sie doch allzumal Mörder und Schuldige sind." — „So ist's, guter Geiger, das weiß Gott im Himmel, so ist es!" rief mit glühenden Wangen das Kind und schlug voll die

Augen zu ihm auf, griff hastig nach seiner Hand und küßte sie, daß er schämig schier erschrak; und betroffen und errötend nahm er ihrer jetzo wahr als eines überaus lieblichen und vollerblühten Mädchenbildes, und ward ihm selig erwarmend tief drunten im Gemüte. — „O, wie tut Ihr mir wohl und lind, Geiger," rief sie, „Ihr gebt meinem eigenen Weh Worte, nun ist mir, es sei schon leichter worden. Ihr seid wohl sehr klug, gelt?"

Peter lachte. Es war fürwahr seines Herzens lichteste Stunde seit langer, langer Zeit. Fern lachte ein Kuckuck, die Grillen geigten, die Tannen dufteten mit den Blumen um die Wette, Mittsommerglück schwieg, ein selig Genügen über der blühenden Welt. „Wenn du's klug nennst, Liebliche, so man fein wundgeklopft ist," sprach er und streichelte ihre Wange, die weich und kühl war wie ein Rosenblatt. — „Ei, was Ihr sagt! Alsdann so bin ich ja auch von den Gescheiten!" — „Guck, Mädle, dann passen wir zwei ja trefflich zueinander!" und sie lachten beide wie beglückte Kinder. „Wie heißest du denn, wunderlich liebes Ding?" — „Ach, ich bin bloß das Lenele", sprach das Kind und ward, weiß kein Mensch, warum, hier zum ersten Male rot, als wär's gar zu beschämend, daß sie Lenele hieß.

„Sagt mal, Herr Geiger," — wieder schlug sie sehr ernsthaft das helle Auge zu ihm auf, daß in seinem Herzen ein inniglich Lachen aufblühte — „eins müßt Ihr mir künden. Von Eurer Geige sagt man auch ein verwunderlich Ding: weil sie so traurig und herzbeweglich tönt, erzählen sie sich, ein Nix hätt' sie Euch geschenkt, der darauf in Mondnächten in dichtem Schilfe drin gespielt und manche Menschentochter in die dunkle Tiefe verlockt. Er warb damit um eine ewige Seele und tauchte suchend im Schwarme der Menschen unter. Zuletzt mußt' er wieder heim zum Stromalten und er wußte, das werde sein Tod sein. Da stundet Ihr, so sagen die Leute, am Ufer in angstvollem Harren. Er hätt' Euch lieb gehabt, drum hätt' er Euch, eh' denn er sterben ging, seine Geige geschenkt — samt all seiner ungestillten Sehnsucht und Trauer, die darinnen saß. Ihr aber sahet schaudernd den Born, darein er versunken, dunkelrot sich färben. — Sagt nun, i st das eine Nixengeige?"

Peter schwieg lange. Dann sprach er ernst und träumerisch: „Lenele, und wenn's eine wär'? Guck, ich weiß es selber nicht, doch — sie hat ihr eigen Leben!" — Er nickte still vor sich hin: „Das hat sie, das hat sie! Wüßt' dir schon allerlei von ihr zu erzählen — allerlei — mocht's noch keiner Seele vertraun — wunderlich, Lenele: dir könnt ich's erzählen, bei Gott und unserm Heiland, dir möcht' ich's erzählen!" Er war erregt aufgesprungen: „Dir, du lieb, einfältig, wahrhaftig Kind, sonder Lauern und Falsch, dir von allen Menschen allein, du süßes, ungetrübtes Gottesgeschöpf! Zum erstenmal! — Und mehr! mehr wollt' ich dir offenbaren: ob nicht deine Kindeseinfalt weiser und tiefer denn all der Menschen hoffährtiger Witz und Dünkel — o Lenele! All mein Leid, all meine Qual, alles, was die Menschen mir angetan; wie ich's so treu gemeint, und ein Herz voll guter Liebegedanken in ihre Mitte getragen wie einen Korb roter, frischer Rosen, für jede Hand eine, und wie sie mir's erstarren gemacht, mein warmtreuwillig Herz, in Frost und Gift, in Zorn und Verachtung; wie ich so königlich reich, und so bettelarm dabei, und so einsam, so hundeeinsam — alles, alles wollt' ich dir erzählen, alles dir, mein kleines Lenele!"

Er wußte nicht, wie es geschehen, es war über ihn kommen wie Gottes Sturm, er barg sein Haupt in ihren Schoß und weinte, und, so klein sie war und so einfältigen Sinns, ihre Hand wußt' allsogleich, wie eine milde Frauenhand tut an einem weltwunden Haupte: leis strich sie ihm das lockige Haar und gab ihm, daß er fühlte wie einst, da er in jener Gewitternacht so selig ausgeweint unter dem Schuppen gelegen, und es ihm geschehen war wie Mutternähe — und wie in jener höchsten Stunde, da die Unvergessene, die Namenlose sein Gesicht in ihren Busen gedrückt, er ihr gütig Herz pochen gehört. Was das kleine, heimatlose Dirnlein für große Liebeskraft barg, welchen reichen Schatz zu beglücken — auch ein geheimes Königsgut, mußt' er denken, wie er selber, wie er selber! „Lenele," sprach er, und konnt' nicht anders — „willst du mir gut sein?" — „Ei, ich bin's ja schon lange, so gut — so gut!" — da lagen sie Brust an Brust und Mund an Munde, und sinnvoll und schön, ewiger Liebe Reigenau, war wieder die Welt.

Alles hat er ihr erzählt, alles.

Im Walde war ihr hochzeitlich Lager, und seine Morgengabe war, daß er ihr die silberfarbene Wolkensaumweise spielte. Und wunderlich, er dachte nicht und fragte nicht: ob sie's erkennen wird? und das einfältige Kind, das nichts war, denn ein liebend Weib, es war der erste Mensch, der die heilige Weise erkannte, und — ihn nahm's nicht lang wunder! Sie saß, die Hände im Schoß gefaltet, und schaute himmelauf, wie ein Bild des Glaubens, in endlose Räume. Dann fiel sie aufs Angesicht und weinte, und stürzte zuletzt dem geliebten Mann an die Brust und hauchte mit geschlossenen Lidern: „O laß uns sterben so, laß uns sterben!"

* * *

So hatte der Bierfiedler ein Weib. Nun war er ganz der Menschen Auswurf. Sie hießen die zwei Hudelpack und gingen im Bogen um sie herum, und die dickbusigen Fleischerfrauen rafften die Röcke zusammen und schandfleckten dem Pärchen nach: Pfui Deixel! Peters Geige mocht' keiner mehr hören: wie hätt' die auch einer ehrbaren Hochzeit angestanden, wenn der Hiesel der Walburg ihr Geld und ihres Alten fetten Hof heiratete? oder wie hätte sie einer ehrbaren Prügelei besoffener Rüpel geziemt, oder einer ebenso ehrbaren Hopserei, wo die Röcke flogen, die weißen Strümpfe blitzten bis hoch an die Kniebänder hinauf und der Jungfernschaften sechzig aufs Schock gingen? — Da ging's an ein Darben für unsere zwei, die nun seßhaft geworden. Was half's, daß das Lenele sich als Magd verdang, den Geiger mocht' keiner haben, die Welt ist halt zu keusch und ehrbar. Doch der gütige Himmel wollte, was so licht, so wolkenleicht und wolkenrein wie diese Liebe, nicht in Schmutz und Not verheillosen lassen. Das sollt' einmal ein kurzer, lichter Traum, ein Sommertag voll Sang und Schönheit, ein leuchtend Glück voll Ahnung ewiger Dauer gewesen sein. Das Lenele fiel in jähes und hartes Siechtum, kaum daß ein jung Leben in ihrem Schoße zu keimen begonnen, noch eh' der Schatten der Not und Schande allzu erkältend ihr heitres Kinderherz, das noch ganz nur ihres Peters voll war, zu berühren vermocht. Sie lag in wildem Fieber, die rotgoldene Abendsonne schien durch das enge Fenster, draußen schlug die Drossel, und die Kinder sangen einen Ringelreihn. Da öffnete sie die lieben, redlichen Augen,

die immer nur Wahrheit geblickt hatten, so weit und so glänzend wie nur Augen schauen, wenn das Haupt in seinen letzten Kissen ruht: „Peterle, die Silberfarbene!“ Da deckte der Mann gar sorglich und feierlich die lichten Kleinode auf seiner Geige frei und dann spielte er, mit tränenden Augen, mit schmerzlicher Inbrunst und Gewalt. Ihr junger Busen atmete hoch auf wie genesen, und die silberfarbenen Wolken nahmen ihre reine, liebende Seele hindann. Wohl ihr, sie hatte nur den Segen der heiligen Weise erfahren, nur den Segen; wohl ihr.

Ein Zweiglein einer Trauerweide, das vom Nachbargrabe her das Grab des armen Waisenkindes gütig mitüberschattete, nahm Peter mit fort. Die Weide war gütiger denn der Priester, der dies Grab nicht segnen wollen, weil das Weib darunter in unheiligem Bunde gelebt und in Sündenunrat von hinnen gefahren. Peter hatte dem Pfäfflein wild und stolz ins dumme, frommhoffärtige Gesicht gelacht: „Du trauriger Wicht! Wenn dir einst unverdiente Gnade geschehen sollte, so müßt' eine heilige Seele wie diese für dich am Throne des Höchsten Fürsprach tun!“ Das war nun freilich ein starkes Stück; der Pfaffe schäumte, tobte und segnete sich, das fromme Volk erhub sich in heiligem Zorne wider den Frevler, der obenein noch ein armer Schlucker und Habenichts. Mit genauer Not rettete Peter sein armes Leben aus der heiligen Wut. Der gute Zorn und gefährliche Tumult halfen ihm hinweg über den maßlosen Schmerz, der, da er ausgetobt, ein unverlierbarer Gewinn worden in seinem Gemüte, das er noch reicher und schöner schuf. Er hatte wieder lieben gelernt, und hatte das Bild der Frauengüte geschaut und schaute es nun immerdar und wußte: es ist doch in der Welt! Und wußte denn so ein Zweites, was ganz sonder Fehl und Falsch, was über Zweifel und Not im reinen, ewigen Lichte stund, da oben, wo auch die lichte Weise daheim: die Weibesliebe, davon er, zum andern Male ein Auserwählter, einen herzhaften, tiefen Trunk hatte tun dürfen! Und als die Stürme von neuem anhuben wider seine Brust, da faltete er die Hände und sprach: „Wohl dir, Geliebte, Gott hatte es zärtlich mit dir gemeint, da er den einen Sommertag dir vergönnt und dir den grauen Herbst nicht mehr gezeigt.“

* * *

Und er setzte den Stecken weiter, rastlos weiter. Eine neue und fürwahr eine starke Wurzelfaser seines Wesens und Wachstums reichte nunmehr in schwarze Todesgründe hinab, dahin, wo sein begrabenes Lieb ruhte, und grub weiter und tiefer, alle Tage und wachen Nächte, und ward stärker mit jeder Stunde Sinnens und Träumens, und zog ihm starke Nahrung empor in seines Empfindens Reich. Des hatte der Einsame fortan ein neues Herz, seine Gedanken liefen gern seinen Wandertagen unter dieser Sonne vorauf, ins Schattenreich, wo sie schon Bürger worden waren. Oft erwachte er morgens und fand das Pfühl seiner Wange feucht: da war seine Seele drüben zu Gaste gewesen, wo sein Weib jetzt daheim, und hatte Hand in Hand mit ihr gesessen. Sie hatten geschwiegen beide, Hand in Hand, in wehmütigem Glück, und hatten in die graue Stille der Ewigkeit gelauscht, ob nicht irgendwoher die Silberweise erklingen wollte. Sie erklang aber nicht. Seltsam still und ernst sah sie aus, auf ihrem lieben Angesichte, so holdvertraut ihm und so fremd zugleich, lag ein verschleiertes Licht rätselhaften Genügens. „Wie geht es

dir dort, lieb' Herz?" hatte er bebend gefragt. „Wohl, o gar wohl" — sprach die leise Stimme, und es klang so fern, so an ihm vorbei. „Hast mich noch immer lieb?" — „Hab' dich noch immer lieb; doch ich bin nicht traurig, gar nicht traurig." Ihn aber deucht, nichts könne trauriger sein, denn dieser verschollene Ton von einem Jenseitufer, und das stille, das trauerlose und freudelose Angesicht, und tief erseufzend breitete er die Arme nach ihr aus, die scheidend verblaßte und erlosch, und erwachte in heißen Tränen.

Und er setzte den Stecken weiter, rastlos weiter. Immer mehr gen Süden führte ihn das ruhlose Wandern, das nun schon kein Suchen mehr war, nur die krankende Unrast, die steten Wechsels bedarf. In Wien suchte er jenes Haus, von dem sein abenteuerlich Wandern und Irren in Jugendtagen einst seinen Ausgang genommen. Er konnt's nimmer finden. Er erkannte die Straße wieder und die stattlichen Häuser ringsum; an der Stelle, wo er etwa den düsteren Palast gelegen meinte, lief eine Parkmauer hin, über die schwere Zweige wilder Rosen hingen. Kopfschüttelnd ging er zum Portal, zwei verwitterte Steinpfeiler hüteten das reiche Gitter; auf jedem saß ein vom Alter zerfallener und halb verstümmelter Wappenlöwe. Das alles sprach von Tagen, die weit vor seiner Jugend lagen! Er trat, wie einem dunklen Zwange folgend, durch das Parktor, schritt einen schattigen Rüstergang hinauf. Auf den reinlichen Wegen wandelten mit lautlosen Schuhen Leute in verschollener Tracht, zierlich schreitende Edelleute mit reichgeputzten Frauen am Arm. Es war so still, als wär' dies alles nicht zu dieser Welt gehörig. Die Luft unter den üppigen Parkbäumen roch moderig feucht, und die ritterlichen Paare schritten gemessen und feierlich wie Bilder längst Verstorbener und schienen kaum zu flüstern. Einige gingen langsam an ihm vorbei. Sie sprachen, wie seltsam war das alles, von der silberfarbenen Weise, und wenn sie ihn sahen, so blickten sie verstummend mit großen, ehrfurchtvollen Augen auf ihn und grüßten ihn artig wie einen Fürsten und Herrn. Dem Geiger war alles wie ein wahnwitziger Traum. Er kam an einen Weiher, auf dem weiße Wasserrosen schwammen; ein Herr in dunklem Sammetkleide reichte zierlich einer Dame die Hand, sie drei Steinstufen, die zum Wasser hinab, zur Stelle, wo ein Kahn schaukelte, zu leiten — sie hatte das Brokatgewand überm Knie gerafft, das feine Köpfchen lächelnd geneigt und — dem Geiger stund das Herz still — ihr Antlitz glich dem der ewig Unvergessenen — nein doch! es war das Unschuldgesicht des toten Lenele; und jetzt sah er auch, daß der Herr, der ihr die Hand reichte, der Meister von dazumal war, doch schaute er nicht so bleich und vollends nimmer einem Unseligen gleich. Da packte den Geiger die Angst, toll zu werden, und er rannte wie ein Unsinniger durch die Baumgänge, die kein Ende nehmen wollten, immer verworrener und dunkler und schattiger und enger wurden. Zuletzt gelangte er an ein kleines, schmales Pförtchen. Das Schloß war verrostet und gab dem Drucke seiner wilden Angst nach. Er fand sich in einem entlegenen, ihm ganz unbekannten Teile der Wienerstadt und hatte Müh', sich nach seiner Herberge durchzufragen. Am folgenden Morgen wanderte er weiter. Er bedurfte geraumer Zeit, bis er sich wiederfand. Und als er sich wiedergefunden, hatte er für alles, sein Leben und Leiden, nur ein Kopfschütteln: wie sinnlos, zwecklos schien ihm alles, verworren

wie ein toller Traum, närrisch wie das Tun und Erleben eines Wahnsinnigen; des Lebens funkelndste Krone der Einsatz, und der Gewinn ein Nichts, zerbröckelnder, grauer Sand und der Hohn eines ewigen Umsonst. Wozu das alles? Sind meine Wanderschuh nicht endlich durchgewetzt? Muß ich, wie jener Büßer, eiserne Sohlen ablaufen, eh' denn mir Ruhe wird? —

Aber bitterster Spott stieg in ihm auf, wenn er immer noch in allen Landen, in Dorf und Stadt, die Leute die Weise rühmen hörte, um die er allein nur wußte. Er dachte längst nicht mehr daran, zu einer Menschenseele zu sprechen: „Lieber, von der du redest, ich kenne sie, ich nenn' sie mein ... Willst du sie hören?" Er *dachte* nicht daran! Er war wieder verstummt. Sein täglich Brot erfiedelte er sich schlecht und recht, auch das wenige, dessen er darüber bedurfte: zum Toback für sein Pfeiflein, das noch immer seiner versonnenen Stunden freundwilliger Genoß, sowie zu einem Schoppen feurigen Terlaners zuzeiten, bei dem sich's gar trefflich von einer besseren Welt träumen ließ — auch das bracht' ihm die gute Fiedel ohn' Murren ein. Sie mußte ihre Juwelenzier längst wieder verleugnen. Es war gut so, er vermeinte schier, so höre sie selber nicht, was sie zum Spaß der gedankenbaren Welt daherspielen müsse; doch der geheimen Lust seiner Feierabendstunden tat solches Hehlen ihrer sichtbaren Adelszeichen keinen Abbruch: zu seiner eigenen Seele Erbauung und Stärkung spielte er sich tagtäglich nach wie vor seine Weise, die immer gleiche, immer neue. Mit der aber geschah ihm mählich ein schnurrig Ding. Suchte er ehedem ängstlich und scheu damit die Einsamkeit auf, so war's ihm jetzo immer weniger darum zu tun: wo er sie spielte, *war* Einsamkeit um ihn! er hätt' sie getrost auf dem hellichten Markte vor wimmelndem Volke spielen dürfen, kein Mensch hätt' ihrer acht gehabt! Des kam ihm oft eine bitterlustige Laune an, gleich dem, den der Besitz einer Nebelkappe zu mutwilligem Schabernack verleitet, oder dem Gefeiten, der spielend der blutigen Fährnis trotzt, weil ihn kein Eisen sehrt — die höhnende Lust, so recht sichtbarlich und lässig das Kostbarste dieser Welt durch die Menge zu tragen — sichtbarlich, doch ungesehn, allen vernehmbar, doch von keinem vernommen. Wahrlich, hier war ein Schatz, nach dem nicht die Diebe gruben und stahlen, den durft' man am Tage mitten auf die Straße legen, blind und taub rannten die Hunderte an ihm vorbei. Der sei gesegnet, — der sei verflucht! Nun begriff er's ganz, bis zum Bodensatz hatte er's gekostet. Da war's seiner Seele ein erhabener Spaß, daß alle davon sprachen, alle es forderten und wünschten, und ging's ihm auf, *warum* die Welt, die männiglich, auch die Gedankenärmsten, leichthin eine Narrenwelt heißen, gewißlich und wahrhaftiglich eine Narrenwelt *ist*.

So zog er weiter und weiter, immer herber und düsterer von Angesicht, und zog über das große Gebirge dem farbigen Süden zu. Wo er weilte, es war ihm gleich, er suchte nichts, nichts im Norden, nichts im Süden.

* * *

Eine blaue, licht- und farbensprühende, eine festliche Nacht war's auf dem Großen Kanale in der welschen Stadt Venedig. Um eine Musikantenbarke, über der sich bunte, leuchtende Ampeln wiegten, schaukelten hunderte von festlich bekränzten Gondeln, drin lehnten schöne rotblonde Edelfrauen, denen stattliche Herren

in höfischer Zierlichkeit dienten. Rundum edle Paläste, die näheren rosig angeglüht, die ferneren in ernster, bleicher Schönheit dämmernd; drunten im spiegelnden Wasser eine zweite festliche Wunderwelt von Formen und Farben; zitternde Linien von Säulen, Pfeilern und hohen Fensterreihn, die ein muntrer Ruderschlag unter einem Sprühregen tanzender, bunter Lichter, flimmernden Spiegelgefunkels verschüttete und auslöschte. Hoch über der jubilierenden Erdennacht die dunkle Wölbung des Himmelsdomes mit der stillen Pracht seiner Sterne.

Peter, der mit seiner Geige die Bande der Musikanten anführte, vergaß in all der berauschenden Schönheit schier des Grams, der seines Lebens treuster Weggenoß. Das war einmal wieder Leben! Ein Trunk aus dem schäumenden Horne der Erdenlust, war eine Stunde, wert, gelebt zu werden! Er wunderte sich seiner selbst, daß seine Seelenkraft noch nicht verdorrt, daß es auch ihn noch einmal emportragen konnte anf der leuchtenden, rauschenden Woge der Lust, daß der Feuerkuß einer lebendigen Stunde seinen herben Lippen noch einmal das Geständnis abschmeicheln konnte: Wie schön ist das Leben, die Welt wie schön!

Hoch ragte seine schlanke Gestalt in der Barke, eine Lust den Augen der Männer und Frauen. Sein ernstes, edles Angesicht war angestrahlt vom Licht einer glühroten Ampel, die ihm zu Häupten schwebte. In seinem Auge wachten alte Zeiten auf. Flimmernd glitt sein Bogen über die Saiten. Er war allein. Hinter ihm blieben die anderen Geigen, die schwirrenden Mandolinen, die Flöten und Hoboen zurück, ihrer Mitte entwand sich, wie ein königlicher Elfenleib sich lechtend aufschwingt aus dem Reigen niederer Gespielen, seine immer edler und stürmischer aufsteigende Melodei. Sein Auge schweifte, höheren Lebens trunken, über die tönende Geige hin, hinüber zum herrlichen Tempel der heilbringenden Gottesmutter, über dessen hohe Kuppel silbergleißend das Mondlicht rann; und er wußte nichts mehr von der Welt und den Menschen umher, und die heilige Weise geriet ihm wie von ungefähr unter den knisternden Bogen. An der Flamme dieser hohen Stunde entzündete sich noch einmal all seiner höchsten Lebensstunden Feuer: das rote Licht der festlichen, schaukelnden Lampen war wie der Schein des Feuers, das in jener Schmiede geloht, und die sprühenden Lichter in den rudergeschlagenen Wassern die springenden Funken der Schmiedeglut — Gewesenes und tief Erlebtes erstund zu höchster Gegenwart. Denn dem Geiste ist alles, was er belebend ergreift, lebendigstes Heut, zeitloser Besitz.

Die Herde der leichtbeweglichen Gondeln löste sich auf, er merkte es nicht. Sie glitten schlank vorüber, eine nach der andern, neben der andern; die hohen, blanken Eisen, die den edlen Fahrzeugen wie die Köpfe nickender, bäumender Rosse anstehen, glänzten auf und wiegten geschart vorüber; schöne Frauen, Busen und Schultern bloß, schauten staunend zu dem ergriffenen Antlitz des weltvergessenen Meisters empor, stießen einander flüsternd und kichernd an und meinten, das müsse wohl ein Deutscher sein. Da fiel mit sirrenden, klirrenden Mandolinen und Gitarren ein Chorus junger Edelleute ein, eine Lustbarke näherte sich breit und rauschend, vor deren Bug dehnte sich schimmernd eine goldene Frauengestalt als Galionsbild, mocht' die üppige Frau Venus bedeuten, kostbare Teppiche hingen breit über Bord und schleiften im Wasser. Hei, das war, als führe der verbuhlte

Lenz samt seinem edelsten Gesinde in allen Prächten daher! Von dem schmetternden Singen und Klingen erwachte der Geiger und sank hernieder zu dieser Welt und gedacht' seines Dienstes.

Als das Fest vorüber war, Lachen und werbender Sang in den Schatten der Paläste und Brücken erstarb, der Fackeln Sprühn, der Gewänder Purpurglut und was Sammet und Seide an weißer Schönheit preisgaben, im Dunkel erlosch, und nun die sanfte Nacht und der Silberschimmer des Mondes auf den Wasserflächen wieder Herren werden wollten, da stieß noch einmal eine schlanke Gondel, mit leichtem Bogenschwunge sich Bord an Bord gesellend, an die Musikantenbarke, ein Bursch in der Liverey eines edlen Herrn winkte Petern sittig, bei ihm einzusteigen: „Mein Herr entbeut Euch Gruß und Huld, vieledler Meister, und ladet Euch freundlich ein, noch in dieser Nacht sein Gast zu sein. Folget mir sonder Scheu, er hat's gut mit Euch im Sinn.“ — Herrenlaune, dacht' Peter verdrossen; doch hatte ihm der Klang seiner Heimatsprache wohlgetan, und er stieg hinüber in die schwanke Gondel, die von dem geschmeidigen Burschen geführt, schnell davonglitt. Sie kamen aus dem Lichtkreis schnell in stilles Wasser, fuhren um einen der dunklen, träumenden Paläste in eine finstere Wasserstraße, hier legte der Führer an einer Rampe an, zog das Fahrzeug an einen hellschimmernden Pfahl, der aus der dunklen Flut ragte, warf um den eine Kette und half dem Geiger heraus. Sie schritten ein paar Marmorstufen hinan, ein Tor öffnete sich, als der eherne Ring aufschlug. Dann ging's über bunte Marmorfliesen an hohen spiegelnden Wänden vorbei, drauf eine reiche Bilderpracht in schweren Goldrahmen im Wehen des Armleuchters, den der Diener trug, seltsam zu leben und zu glühen begann; eine breite teppichbelegte Treppe stiegen sie lautlos hinan, wieder folgte ein hallender Marmorgang, spitzbogige Fenster ließen durch schlanke Säulen die blaue Nacht hereinschauen ... Der Diener schlug an eine schwere, eichene Prachttür. Eine Stimme ward drinnen laut, die Tür tat sich auf, und der Geiger stund in einem Gemach von warmer, behaglicher Schönheit, vor einem hochgewachsenen, blondbärtigen Mannsbilde in vornehm schlichtem Hausgewande. Aus des Dieners ehrfurchtvoller Anrede vernahm er, daß der stattliche Herr ein Herzog sei. Ihm war's gleich.

Der fürstliche Herr musterte den späten Gast, beider Augenpaare begegneten sich, Mann und Mann erkannten und begrüßten einander und meinte jeder: der ist wohl echt. Drauf streckte der Fürst dem Spielmann die wohlgepflegte Hand dar, der schlug ein und ward mit freundlichem Winke eingeladen, niederzusitzen. Ein zweiter Wink ließ den Diener lautlos schwinden und lautlos wiederkehren, auf dem Tische blinkten zwei geschliffene Gläser und blutrot tropfte edelster, duftatmender Wein in die kostbaren Kelche. Leis schloß hinterm Diener die Tür.

Der Herzog hielt immer noch die stahlblauen, schwermütigen Augen auf seinen Gast geheftet, strich sich dann, eine Bewegung, die ihm eigen, mit der Hand langsam, wie in quälendem Besinnen, über die hohe Stirn, von der das braune, an den Schläfen schon silberschimmernde Haar bereits zurückwich. — „Seid mir gegrüßt, lieber Meister,“ sprach er herzlich — „Ihr wundert Euch traun, daß ich Euch zu so später Stunde noch herbemüht, und ich danke Euch, daß Ihr gekommen. Schaut, 's ist meine Art geworden, zuzugreifen, wo mich etwas gut und gedeihlich dünkt,

denn mählich hab' ich's mit Schmerzen gelernt, daß kein Mensch und kein Ding auf uns wartet, und keine Stunde wie die andere ist." Er schwieg. Peter harrte bescheiden, wo das hinaus solle. „Ich" — hub der Fürst nach einer Weile stockend an, atmete stöhnend und brach ab, stemmte die Faust mit dem schweren Wappenringe aufs Knie und stund auf. Lautlos schritt er auf dem dichten, weichen Teppich mit großen Schritten auf und nieder. Dann blieb er stehn und stieß wie mit Anstrengung hervor: „Ich bedarf Euer." Nun schien er seine Gelassenheit wieder zu finden und lächelte gütig: „Fürwahr, mir ist, Ihr seid eigens für mich nach der Lagunenstadt verschlagen. Denn Ihr seid doch ein Deutscher wie ich. Ich hab' nun gelernt, anders zu denken als fürstliche Herrn wohl gewohnt sind, drum, wenn ich sage, daß ich Euer brauche, so verdenk ich's Euch nimmer, so ihr sprechet: ‚Ich aber Euer nicht'. Hört drum zu." — Dem Geiger tat die redliche Art des hochgeborenen Mannes wohl wie lange nichts, und daß etwas wie Angst und geheimes Leid aus seinen Augen schaute, in seinen offenen, doch seltsam gespannten Zügen zuckte, machte ihn seinem Herzen nicht unholder.

„Ich hörte Euch spielen, Meister," hub der Herzog wieder an, „auf dem Kanale vorhin, und — wie soll ich's Euch erklären? Nehmt an, ich sei, was man einen Musiknarren heißt; 's ist just der Narrheiten schlimmste nicht, und ich wünschte, es wär' m e i n e schlimmste! Ich hörte auch, wie Euch da der Boden unter den Füßen versank und Ihr nur für Euch spieltet. Da erkannt' ich in Heimwehnot liebdeutsche Art. So hatt' ich lang keinen Menschen mehr spielen hören, das war kein Spielen mehr, war schier wie ein Lustwandeln der Seele, da, wo Ihr allein wohl." Er seufzte —.

Freudig aufgesprungen war der Geiger, tief betroffen, selig erschüttert. Längst begrabenes Hoffen erstund machtvoll, wie ein Lenz in tausend Blüten, in seinem Gemüte, leuchtete aus seinen Augen, er erzitterte bis in alle Tiefen. „Hoher Herr! I h r h a b t's e r k a n n t? Wirklich erkannt? Was hör' ich! Was ich schon nie und nimmer mehr zu hören gehofft, geglaubt. Soll ich mein Leben neu beginnen? Warum find' ich Euch heut' erst! O seid gesegnet! Wehn auf Euren fürstlichen Höhen die Himmelslüfte so rein? Ihr habt's erkannt ..." — „Daß Ihr ein gar fürtrefflicher Meister auf Eurer Geige, und mehr: daß Ihr ein frommes, starkes, deutsches Gemüt, und darum — — was ist Euch, Freund?"

Der Geiger war wieder in den Stuhl gesunken, ließ das Haupt hangen und schüttelte die Locken mit wehem Lächeln. „Nichts, hoher Herr, gar nichts. Ich lern' es nimmer, und wenn ich steinalt würde! Ihr ließet mich mehr erhoffen ..." — Der Fürst blickte befremdet auf: „Mehr hoffen? Ich bot Euch noch nichts." — „Ihr versteht mich falsch. Wie solltet Ihr mich auch recht verstehn? Verzeiht, ich hab's längst bei Hoch und Gering aufgegeben, recht verstanden zu werden." — „Ihr seid ein Melancholikus?" — „Ach nein ..." — Leidenschaftlich erhob er das Haupt, es war, als müsse er endlich einmal nach langem Schweigen sich die Brust freireden. Nun erst, da er vor einem „Menschen" stund, ward's ihm ganz und gar bewußt, w a s er entbehrt und gelitten. „Herr Herzog! Denket Euch, Ihr müßtet, ein fürstgeborener Mann und fürstlichen Lebens gewohnt, in Schönheit erwachsen, in Reichtum und höfischer Sitte mit all Euren feinen Sinnen, in zierlichen Worten,

in adlig kühnen Gedanken und Bildern mit Herz und Geist — denket Euch, Ihr müßtet Euch bequemen, mit schmutzigen Bauern, engstirnigen Hökern und Lebensknausern Eure Tage hinzuschleppen, in Tun, Gebärde, Wort und Denken gemein sein wie sie, feig und klein wie sie, essen und trinken, was jenen den Bauch füllt, an ihren niederen Späßen und Lustbarkeiten Euch ergötzen, der Not fronen wie sie, der kleinen Werktagsnot, mit krummem Rücken und schmutzig-rauhen Händen — ja, Herr, Ihr müßtet noch des niedrigen Volkes Verachtung dulden, dieweil Ihr Euch in sein Leben nicht mit so viel Anstand zu schicken vermögt wie dort der geringste Knecht! Denket Euch, Ihr hättet zwischen Erwachen und Einschlafen tagüber keinen adligen Augenblick, dürftet auch nie und nimmer aufschrein: ‚Was wollt ihr von mir, die ihr nicht meinesgleichen seid!'" — „Nun," sprach der Herzog, „wo wollt Ihr hinaus?" — Peter runzelte die Brauen: „Ihr hießet mich einen Melancholikus. Ich sage, denkt Euch, edler Herzog, Ihr wäret solchermaßen durch einen bösen Zauber verwunschen, ein unerkanntes Dasein hinzuschleppen — was tätet Ihr dem entgegnen, der den Ernst Eurer fürstlichen Seele für schwarzgallige Laune nehmen wollte?" — Der Herzog tat einen Schritt zurück und schaute den Gast mit großen, staunenden Augen an: „Geiger," sprach er tief erregt — „wie sprechet Ihr?" — „Nehmt's für ein Bild, Herr", sprach achselzuckend der Spielmann.

Wieder nahm der Fürst seine schweigende Wanderung auf durch das hohe Gemach, dann blieb er vor dem Geiger stehn: „Die Menschen rennen aneinander vorbei, achtlos, stumpf und blind. Wem's aber vergönnt wird, von ungefähr einen Blick in ein Menschenherz zu tun, heilig ringend Leben darinnen, adlige Gedanken und jene Ehre zu erkennen, die nicht Kleid noch Wappen hat, die über alle Ehren ist, damit der Kaiser der Treue lohnt — Geiger!" er legte ihm die ritterliche Rechte schwer auf die Schulter — „der ist ein Hundsfott, so er weiter rennt, nicht aufhorcht und weilt, und zu dem wie durch ein Gotteswunder ihm Gewiesenen spricht: ‚Laß uns zusammen haushalten, Freund; vielleicht ist dir und mir geholfen.' So biet' ich Euch, Meister, zum andern Male die Hand. Seid mein Hausgenoß, der gute Gesell einsamer Stunden." Er fuhr sich wieder seufzend über die Stirn. — „Ihr wisset nichts von der Todestraurigkeit dieser Lagunenstadt an trüben Tagen, und wie die feuchte, warme, weiche Luft den frischen Willen lähmt und löst — Ihr sollt mir zum Feierabend die Grillen wegspielen und reine, starke Gedanken in den weltmüden Sinn." Er lächelte: „Vielleicht findet Ihr in mir einen Mann, der Eurem geheimen Fürstentum die gebührende Ehre gibt, einen Mann, mit dem sich leben läßt." — „Herr, edler, teurer Herr, verzeiht meine Bestürzung! Ich bin gütigen Zuspruchs so gar ungewohnt — ich dank' Euch, dank' Euch tausendmal. Es beglückt mich wie eine Gabe des Himmels, edelster Fürst — nicht was Ihr mir bietet an Friede, Heimstatt und gutem Gemach, mir unstetem Sturmverschlagenen; nein, daß es solche Güte hienieden g i b t! Das macht mich froh und zufrieden. Jedennoch — ob Ihr einen Wandervogel in Euren güldenen Bauer sperren dürft? Herr, ich bezweifl' es. Ob Ihr allerwege mit mir zufrieden sein würdet? Ich sprech frischweg von der Leber: ob ich mit Euch? Sicherlich nicht. Erwägt es recht: ein Vagant wie ich — das mag als Gast für Stunden wohl angehn; doch ein Hausgenoß? Zum Frühbrot und Vesperbrot? Ich ward zu alt, mein Sein und Wesen

noch umzuformen, und achte des Guten dieser Welt zu gering, seinwegen solchem Wandel mich gutwillig zu bequemen. Ihr könnet mir wenig geben, dieweil ich wenig bedarf und begehre, könnt mir nur nehmen, was mir einzige Notdurft meines Daseins: mein bißchen Freiheit, zu gehn und zu kommen, wann ich mag, Sonnenschein und Regen, Sturmwind und Flockentreiben nach Lust gegen der Menschen Gesichter einzutauschen, mich zu gebaren, wie mir's gefällt, dreinzuschaun, wie mir zu Mut, und zu geigen, was Gott mir eingibt. Das ist schon was, Herr, das ist viel, mag's Euch gleich bettelwenig bedünken!" — „Und eines redlichen Mannes Freundschaft gilt dir nichts?" — „Verzeiht, Herr Herzog. Da seht Ihr's, was für ein Rüpel und unleidlicher Gesell ich bin. Ich träumte oft von solcher Gemeinschaft mit einer adligen Seele, sei's nun eines Fürsten oder Bettlers, ich träumte oft . . ." Er senkte das Haupt und grübelte trüb vor sich hin. — „Gemeinschaft," sprach er leise und versunken, wie zu sich selber — „Gemeinschaft und rechte Holdschaft ward mir nur einmal, mit einem lieben und einfältigen Weibe, einem Dirnlein, das vielleicht Eurem Stallknecht zu gering wär', der Eures Leibrosses wartet. Sie ist tot. Sie hat mich so geliebt. — Der durft' ich mein Bestes offenbaren, die hörte, vernahm und erkannte, was Euch, edler Herr, nicht zu erkennen gegeben ist." Er stund auf: „Ehrlich, Herr Herzog, wie Ihr ehrlich seid! Als Ihr anhubt zu sprechen, jubelte meine Seele auf: ich vermeinte, Euer fürstlicher Sinn reiche so hoch wie der jener bescheidenen Magd, die an meinem Herzen geruht und drunten im Schwabenlande auf dem Armenkirchhof verscharrt liegt, meines kleinen Lenele —." Der Herzog warf hier doch den Kopf unwillig in den Nacken. „Laßt's Euch nicht verdrießen, hoher Herr," sprach Peter, „es wär' keinem Manne Unehr, was ich eben sprach, und wenn's der Kaiser wär'; bedenkt, ich sprech' von einem Weibe, einem liebenden! Vernehmt denn: ich hab' die silberfarbene Wolkensaumweise gespielt! — Ihr habt sie nicht erkannt! Hier ist meines Bleibens nicht. Seid von Herzen bedankt, will Euer nie vergessen."

Der Fürst war wie vom Donner gerührt in den Sessel gesunken und starrte wie entsetzt den Spielmann an. Dann stöhnte er tief auf und bedeckte die Augen mit der Hand. Peter trat bestürzt näher und drehte angstvoll sein Barett in ratlosen Händen. Was war denn nur geschehn, was hatte er gesagt, das jenen so trostlos darniederwerfen konnt'? „Hab' ich Euch so weh getan, edler, lieber Herr?" — „Laßt, laßt, guter Geiger — es ist nicht anders." Er lachte bitter auf. — „Ihr habt sie, das war sie! Und ich erkannt' sie nicht! Ihr habt recht, laßt mich meiner Unsal, meinem Fluch. Ich erkannt' sie nicht! Ihr seid der, von dem mir gesagt ward! Vorüber geht die Stunde mit ihrem Segen, ihrer Erlösung — und Euch; und ich bleib', wo ich war, unerlöst in meiner Nacht. Ich bin gemein wie alle, von denen Ihr sprachet, unter denen Eurer Seele fürstlicher Wert gelitten, gemeinen Stoffs wie sie!" Er sprang auf wie aufgejagt: „Gemein wie er!" schrie er — „der Plagegeist, der böse Dämon meiner Tage!" Weiter kam er nicht, Peter war ihm zu Füßen gestürzt und küßte seine Hände: „Edel seid Ihr, teurer Herr, so wahr ein Gott lebt, edler denn Eure Geburt, da Ihr solche Worte der Klage fandet! Ihr werdet sie verstehen und erkennen, meine Weise, habt Ihr sie doch schon geahnt! Das war halbes Erkennen, was Euch ans Herz griff, Euch auflauschen

machte. Vielleicht fehlt's Euch nur an Leid, Ihr ruht auf dem Pfühl des Glücks, lebt auf des Daseins Sonnenseite — Herzog, ich bleibe, ich bleibe!"

Der Herzog hub den Geiger liebevoll auf, sein Auge strahlte warm und zuversichtlich. Er ergriff den funkelnden Kelch und hieß Petern ihm Bescheid tun. „Ich dank' Euch, guter Meister, dank' Euch. Nun will ich Euch ganz vertraun, will Euch beichten, und Ihr sollt bekennen, ob ich recht beraten war, da ich Euch an mich zog.

„Ihr wißt ja, wißt ja gar noch nicht, was mir diese neue Mär sagt und bedeutet! Lasset Euch recht anschaun: Ihr seid's! Seht, ich wußt' ja von Euch, seit Jahren, von Euch und Eurer Geige und Eurem wunderhehren Besitz!—

Ein Spielmann durch deutsche Lande fährt,
Der führt eine heilige Geige ...

Der seid Ihr, seid Ihr! Und könntet mir bringen, was einzig mir not! Wär' mein Inneres erlöst und erschlossen, Eurer Weise wert, wär' ich nicht ganz verloren an den andern — den andern ..." — „Herzog, ich versteh' Eure Meinung nicht. Wer ist der andere? Wer konnt' Euch Kunde sagen von mir, des wahrlich kein Hund und keine Katze acht hat auf meinen Wegen durch deutsch und welsches Land? Seit mein lieb' Mädchen unter dem Weidenbaum schläft, lebt kein Weibgeborner, der von meinem Reichtum wüßte!" — „Weiset mir Eure Geige, Peter der Spielmann." — „Woher wisset Ihr meinen Namen?" — „Weist sie mir, ob ich recht unterrichtet bin?" — Peter enthüllte die Fiedel, hielt sie dem Fürsten dar. Ein Streifen Pergaments lief quer über ihre Brust. „Was birgt dieser Streifen, Peter? Soll ich's Euch sagen? Zwei edelste Rubinen, wie die Erde nicht schönere kennt, dazu eine Perle, mild wie Mondenlicht!" Der Geiger riß mit zitternder Hand die Hülle von den Kleinoden, sie strahlten in überirdischem Glanze. Sie schwiegen beide. Der Fürst hatte in beide ausgestreckte Hände die Geige empfangen und hielt sie vor sich, wie ein Priester ein Heiltum hält, dem Altarschrein entnommen. „Sie sind noch herrlicher und lichter," sprach er andachtleis, „als ich in meinen Träumen sie gesehn." — „Aber nun, um aller Barmherzigkeit willen, vielteurer Herr, nun wollet mir sagen und deuten ..."

„Hört denn zu, Meister. Mir fehl' es an Leid, vermeinet Ihr. Seid Ihr so weise und wisset nicht, daß das Leid unangefochten durch der Schloßwachen und Trabanten Hellebarden und Schwerter stracks hindurchschreitet und ungemeldet im Gemache steht? Teilt Ihr den Wahn der Menge vom schieren Glück da oben, und dem schieren Elend da unten?" — Peter schüttelte das Haupt: „Ich weiß, Herr, daß hienieden alles seinen Ausgleich findet, alles. Mag ich doch selber, so hart mir das Leben die Schultern drückt, mit keiner Mutter Sohne tauschen. Ja, ja, der sei gesegnet — der sei verflucht! Alles hat seinen Preis, und mein Segen ist mir für meinen Fluch nicht zu teuer." — „Nun seht Ihr, Geiger, Euch ist's baß gediehen denn mir. Ich bin ein Herzog ohne Land, esse der Verbannung Brot." Er strich sich über die Stirn. „Ihr wißt nichts davon, wie's dem Herrgeborenen so hart ankommt ... lasset mich's schweigen! Das waren des Fürsten Leiden. Jetzt leidet der Mensch. Das andere — hab' ich verwunden, lebe der teuren Wissenschaft,

der Betrachtung und" — wieder strich er sich seufzend über Augen und Stirn — „und anderem. Als mir Herrschen und Gebieten noch alles galt, gesellte sich mir ein Mann, der sich der Kunst vermaß, mir die Macht zu schaffen, daß ich mir wieder gewänne, was ich verlor, wieder erkaufe — Ihr versteht mich: ein Goldmacher." — „Armer Fürst!" sprach der Geiger. Der Herzog stund auf, sein Antlitz war errötet, er sprach mit lächelnder Verlegenheit, die dem stolzen, stattlichen Manne wunderhold zu Gesichte stund, in polterndem Tone, als wär's um ein dummes Ärgernis, nicht mehr, nicht um seines ganzen Daseins Unseligkeit: „Er hat des Goldes mehr gefressen denn ausgespien! — Möcht's drum sein, immerhin, und wär's das Zwiefache, Dreifache, Sechsfache! Hätt' mich auch als Junker Habenichts mit dem Leben abgefunden, und so mir ein Gaul, ein Sattel, ein Paar Reiterstiefel und ein Schwert geblieben, mich schlecht und recht durch die Welt geschlagen; jedennoch, der Böse schlug seine Krallen mir tiefer ins Fleisch! Des fremden Mannes schillernder, giftbitterer Geist tat meiner eigenen Bitterkeit wohl; er reizte mich, beschäftigte mich, wußt' in Stunden schwarzer Trauer meinen Geist zu fangen, zu lenken, in seine Kreise zu bannen, ward mir zuletzt unentbehrlich, ward mir verbunden und verhaftet wie durch Mitschuld und Sündengemeinschaft. Der Himmel weiß, warum er mich so verlassen: in dieser weichen, welschen Luft erschlaffte all mein gesundes deutsches Wollen, ich erlag dem fremden Manne ohn' Vaterland und Heimweh, und ... nun, kurz und schnöd herausgesagt: er verstrickte mich all die Jahre mehr und mehr, aus dem besoldeten Knechte zum Herrn meiner Seele werdend, in leidig Wissen um Dinge, die jedem besser unkund blieben! Er haust, es sind nun schon der Jahre sieben, hier in meinem Schlosse, drüben jenseits des Wasserlaufs, der meinen Park durchschneidet; Ihr seht das weiße Marmorbrücklein schimmern? Dort hat er seine schwarze Küche, mein Hof- und Leibalchimist, den ich lieber heut' denn morgen zum Teufel jagte, wo er daheim." — „Ja, warum tut Ihr's nicht?" — „Ja, warum nicht! Warum wird der Mensch seines Fluches nicht los!" — Der Fürst wanderte mit großen Schritten durchs Gemach. — „Ihr sollt ihn sehen, er ist kein holder Gesell. Doch Euch wird er nichts anhaben, haha! Euch nicht! Seid Ihr doch der einzige auf dieser Erde, den er, wie knirschend immer und widerwillig, scheut und ehrt." — „Er mich? Herr, wer ist der Mensch? Woher kennt er mich?" — „Er hat mir von Euch gesprochen, oft und viel, mich dünkt, öfter denn er selber gewollt, er war stets über die Maßen finster und knurrig hinterdrein; er mußte wohl, und es waren traun seine wahrsten und redlichsten Stunden, da er in dunklem Zwange das ernste Lied mir sang, das er selbst auf den deutschen Spielmann mit der geweihten Geige gesetzt hatte ..." — „Seltsam, seltsam ..." — „Seht, Meister, ich tu' Euch mein Herz auf bis zum dunkelsten Grunde, vertrau' Euch wie keinem Menschen noch zuvor — mein Sinn und Sein ist gar wüst! Helf mir Gott, verworren und zerrüttet, ratlos mein Herz! Ausgeplündert hat mich der Schwarze, die Blumen guter Gedanken mir aus meinem Hausgärtlein ausgerauft und mit kaltem Lachen vor die Füße geworfen und, ich schwör's Euch, sie sahen schwarz und welk aus, wie Unrat und Dreck, wenn sie seine lieblosen Klauen zerdrückt hatten; hier drin" — er schlug sich auf die breite Brust, und seine Stimme schwoll an in leidenschaftlicher Klage — „hier drinnen sieht's aus wie auf einer öden Brand-

und Trümmerstätte! Die Kirche ward mir fremd und leid, ihr Trost mir ein Spott. Oft komm' ich mir wie ein Teufelsbündner vor! Reuig heimschleichen zu den Pfaffen? Dazu bin ich — nicht zu stolz; nur zu ehrlich und männlich, nicht feig, nicht Schelms genug." — Er faßte den Spielmann stark an beiden Armen und schüttelte ihn, der ganze Bau des ritterlich-starken Leibes bebte, und seine machtvolle Stimme klang wie durch verhaltene Tränen: „Mann! Ich möcht' einmal wieder weinen! Versteht Ihr mich? Vom Sturmhauch Gottes, vom Odem des Ewigen angepackt werden und erbeben in süßem Erliegen; wie ein Weib, ein weiches, reines, gutes Weib; die heilige Ergriffenheit erleben, die der Hund dort mir verekelt und aus dem Herzen gehöhnt hat. O, er selber, mein düsterer Dichter und Hexenmeister, hat das Lied von Euch und Eurer Weise singen müssen:

Wer die silberne Weise vernimmt und erkennt,
Der braucht nicht Priester, nicht Sakrament!

Nach ihr hab' ich ausgeschaut in Sehnsuchtnot und in die leere, tote Welt hinausgehorcht, wie ein Pestkranker nach dem Schritte eines wundertätigen Heilands. Ach, und daß ich sie heut' nicht einmal zu vernehmen vermocht, das ist mein Gram, meine Verzweiflung!" — „Doch daß Ihr sie geahnt, ihre Nähe gefühlt, daß Ihr mich eingefangen, Herr, sei Euch Trost, sei Euch die Gewißheit, daß Gott Euch väterlich leitet und Euer nicht vergaß! Wer aber ist nun jener Mann, von dem Ihr sprachet? Eine Ahnung will in mir aufdämmern, ein Gedenken wie eines Feindes ..." — „Er ist Euer Feind, muß Euer Feind sein, er Euer Widerspiel, wie die Nacht des Tages, das Böse des Guten. Warum denn rief ich nach Euch? Weil Ihr ihm die Wage halten, ihn in meiner Seele bestehen sollt, weil Ihr mich erretten könnt von ihm, dem Unheiligen; weil ich den Frieden finden kann durch Euch, den der Christgläubige im Dome, beim Wunder der Messe findet ... Ihr lehret mich Gott schauen, Gottes inne werden! Wollt Ihr's versuchen? Geduld üben an mir?" — „Ich will's," sprach Peter tief erschüttert, „in allem treuen Ernste will ich's!" — Er wußte jetzt, wer der andere sei.

„So sei Euer Einzug gesegnet. Wir wollen zur Ruhe gehn. Ich werde schlummern diese Nacht, als hab' ein Engel des Herrn unter meinem Dache Wohnung genommen, mir nun und immerdar nah' zu sein." Er schwang eine silberhelle, durchbrochene Schelle. Der Diener erschien mit dem Armleuchter. „Gute Nacht, lieber Meister, sei mein Dach Euch hold."

Draußen schritten die zwei, der Spielmann dem Diener folgend, durch den langen, dunklen Gang. Des Geigers Brust war seltsam bewegt. Ein neu Gefühl seines Wertes war in ihm auferstanden und reckte sich freudiglich. Was starr und herb und kalt in ihm gewesen, wollt' weich werden, wollt' warm werden; und was er tief zuinnerst stets gewußt, sich nur unter hartem Lebenszwange trotzend zu verhehlen bemüht war, das lebte wieder sieghaft empor als letztes, reifstes Wissen: daß wir für andere da sind, und daß Liebe und Kunst eines! Und er verstund, was er als Kind dem alten Präzeptor in der Dorfschule hatt' herbeten müssen: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge ver-

setzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Ein herzlich Entschließen kam heiß über ihn: eine werte Seele redlich liebhaben zu wollen und Treue zu üben. Und eine tiefe Seligkeit, daß ihm doch noch einmal ein Mensch geschenkt ward, den er lieben und betreuen dürfe.

Sie schritten eine Treppe hinan. Wieder lag ein langer Gang finster vor ihnen, das gelbe Licht der Kerzen tastete schmächtig in das Dunkel voraus. „Was ist's, was dort in der Ferne schimmert, wo die Mondhelle zum Fenster hereinfließt?“ — „Ein Marmorbild der Vesta, Meister.“ — „Seht doch,“ flüsterte lebhaft Peter, den Diener am Arm festhaltend, „verschwand dahinter nicht just eine schwarze Gestalt?“ — „Ich sah nichts, Herr. Wer sollte zu dieser Stunde hier oben lustwandeln?“

Damit öffnete der Bursch ein Gemach. Gar traulich war's droben und behaglich. Eine Glastür in der Mitte führte auf einen umlaufenden Balkon hinaus. Draußen hallte eines verspäteten Gondolieren Ruf durch die blaue Nacht, auf flachen Dächern schlief das Mondlicht, und drüben ragten unbewegt die schwarzgeballten Wipfel hoher Zypressen irgend eines vornehmen Parkes. In der Ferne schwammen im bläulichen Dämmerlichte die bleichen Bilder von Kirchenkuppeln und Türmen wie in silberblassem Nebel. Der Diener hatte sogleich Fenster und Glastür geschlossen, damit das Kerzenlicht keine schwärmenden Gäste hereinlocke, die dem Schlafe des Menschen nicht hold zu sein pflegen. Nun bereitete er das Lager. Peter schaute mit schmunzelndem Behagen das hohe breite Bett, überbaut von einem reichen Baldachin, der auf schlanken Säulen ruhte, bewunderte die feine Schnitzerei des gotischen Maßwerks und staunte der kostbaren, flaumweichen Decken und des edlen Pelzwerks, so ihm des Dieners gewandte Hand auflockerte und glättete. „Das lass' ich mir gefallen, Freund,“ lachte er, „hab' schon manchmal minder herrschaftlich geschlafen, glaubt Ihr's?“ — „Ei ja, wichtiger aber sind die Gedanken, mit denen man zu Bett geht! — Meister!“ brach er, sich rasch umwendend, stürmisch heraus. „Wie'n Prinz sollt Ihr's haben, so Ihr unserm gütigen Herrn Friede bringet in sein verwüstet Gemüt! Laßt ihn Euch recht von Herzen empfohlen sein.“ Wie tief auch Peter den Ernst seines Amtes hier erfaßt hatte, bei diesen bewegten Worten dienender Treue fiel er ihm noch schwerer auf die Seele. Er hätte gern noch mehr vernommen, doch war's ihm widers Gefühl, den Diener zu fragen, wo der Gebieter begonnen, sein Herz so sonder Scheu und Schonung ihm aufzutun. Da trat der Bursch vertraulich näher: „Seht, seit die selige Herzogin von uns ging, hat der Schwarze,“ er schlug ein Kreuz vor seiner Brust — „allzuviel Macht über ihn. Und mit dem ist's nicht recht, oder ich will nicht selig sein. Außer dem, was er sonst ist, was nur Gott und Satan wissen, ist er ein Gauner, ein Betrüger! Sein Geschäft ist Ungedeih, ist Vernichtung, seine Lust Schadenfreude. Könnt' er's, er möcht' das Bild der Schöpfung schänden, bis es seiner düsteren Fratze ähnlich säh'! Ha — hab's schon oft erwogen, ob nicht ein guter Dolchstoß für den schleichenden, schwarzen Panther da drüben das geratenste wäre. Derlei ist ja billig zu haben hiezuland! — Meister,“ schloß er, da Peter nichts entgegnete, „Ihr dürft schon alleweil offen mit mir sprechen, ich mein's treu mit unserm Herrn, und Euch wird's recht sein, einen zu wissen, der Bescheid

weiß und Bescheid gibt, wo etwan Euch ein Zweifel plagt. — Christ und die Madonna mit Euch, Meister, und laßt Euch was Holdes träumen."

Die Tür schloß sich hinter ihm. Peter hängte seine Geige an einen der zartgeschnitzten gotischen Bettpfeiler. Es war ihm doch wie in reinerer, leichterer Luft zu atmen, und wie Sonntagfreude: die lieben Kleinode wieder unverhüllt zu sehn! — Nun kann noch einmal alles licht und gut werden, dachte er. In heiterer Ruhlosigkeit wandelte er noch lange auf und nieder in dem behaglichen Gemache. Ein Madonnenbild an der Wand über einem reichen gotischen Lesepult zog seinen Blick an: die Gottesmutter mit dem Gesicht eines kleinen, süßlächelnden Mägdleins — war da nicht eine flüchtige Ähnlichkeit mit einem lieben, klaren Angesicht, nach dem ihn in schlaflosen Nächten so oft wild-wilde Sehnsucht anfaßte, also daß er die Decke seines Lagers sich in den Mund stopfen und darauf beißen mußte, um nicht aufzuschreien in blutiger Entbehrensnot? Nein, sie bleibt zu leer und püppchenlieblich, diese Mutter mit dem Kinde, alles drumher so zier und glau, so purpurn, so blau, so reinlich gülden — nein, das sagt ihm nichts, Kindern mag dergleichen genug sein und kindischer Andächtelei. Sein Blick stieg zur Geige hinauf: da lebte wohl tiefere Andacht, ein männlich Gottschauen. Er reckte die Arme: Abgeben können! Helfen können! Retter sein — nur einem, nur einer ratlosen Seele, gleichviel ob eines Fürsten oder des Ärmsten der Armen. Das hieße doch seinen Preis für Gottes Sonne zahlen, sich nicht mehr so schnöd entbehrlich, so hundeeinsam, so verloren und verlaufen in der Welt fühlen. Einem etwas sein — das würde ein ganzes Leben lohnen! — Immer klarer ward sein Erkennen. Ja, das würde ein Dasein wie seines, voller Grams und Entbehrens, reichlich, überreichlich aufwiegen — weil es Liebestat! Liebestat! Und birgt seines Lebens Gefäß so köstlich lautren Wein wie den Besitz der seligen Weise — der Wein allein ist nicht des Bechers wert, der Becher nimmer des Weins, so ihn nicht Liebe einem lechzenden Munde kredenzt! „O Geliebte du meines Herzens, die mir einmal die Liebe offenbart, warum bist du nicht bei mir in dieser festlichen, einsamen Stunde, an mein Herz dich zu schließen? — Du bist tot!" Er warf sich kniend mit dem Angesicht auf das weiche Lager — so weich, und ein Lager darbender Sehnsucht! Er reckte sich straff empor: still, still! — Noch einmal will er hinaustreten, eine Brust voll Nachtodems atmen, hinaus in die Klarheit des Mondes. Er öffnet die Tür zur Galerie und tritt hinaus. Drunten schimmert matt die schwarze Flut der Lagune.

Ein seltsames, unwirkliches Traumbild, das schlummernde Venedig. Welch feierlich-strenger Ernst, wie all diese edlen Paläste ins dunkle Wasser blicken, gleich Trauernden, die eine Bahre umstehen. Überall und immer wieder: Trauer und sehnende Not — der tiefste Schönheitzauber der schönen Welt! ewiges Ungenügen! Ihn sehnte es jetzt, seine Geige zu hören, was die wohl zur versonnenen Stille der Stadt der bleichen, flutgespiegelten Marmorpaläste zu sagen hätte ...

Da knirscht ein leiser Tritt neben ihm auf dem Baltone, steht eine hohe, schwarze Gestalt an seiner Linken. Ein langer, schwarzer Mantel, ein schwarzes Samtbarett und ein langer, dunkler Bart machen für einen Augenblick den Fremden für unsern Peter unvertraut; da sieht er in die kalten, stolzen Augen, die auf eines wüsten Lebens Irrfahrten noch unsteter, grausamer, falscher und raubtierhafter

zu flimmern gelernt haben, und seine Ahnung von vorhin ist Gewißheit: der Alchimist des Herzogs ist kein anderer als der Totenbeschwörer, der Bakkalaureus grausigsten Angedenkens, sein grimmigster Feind. Jetzt noch unversöhnlicher sein Feind denn je. Er sieht das ekle Schauspiel der bewußtlosen Selbsterniedrigung wieder vor sich und hört die herrische Stirn auf die Diele pochen! — Das hat der ihm nie vergessen! Weiß er doch aus des Fürsten Munde, daß er ein Leben lang die Gedanken dieses heillosen Menschen ruhlos beschäftigt hat. Hier gilt's Leben und Tod!

Die Gedanken eilen und stürzen, wie Soldaten, wenn's durch die Nacht brüllt: „Zu den Waffen!" und der Feind mitten im Lager steht. Rasch hinein, zurück ins Schlafgemach, dort lehnt an der Wand ein spanischer Stoßdegen, dort hat er Arm- und Schulterfreiheit. Da vertritt ihm der Schwarze den Weg. Er steht breit und wuchtig vor der Glastür, im gelben Schein der fünf Kerzen drinnen auf dem Armleuchter. Grauen und Schreck befällt den Spielmann: der schwarze Doktor schaut wahrhaftig dem Wiener Meister von ehemals, der seine Seele um der Silberweise willen verlor und zu Loskauf und Ersatz die seine gesucht, ähnlich wie ein Zwillingsbruder dem andern. Das macht ihn erstarren vor kaltem Grauen. Noch immer fiel kein Wort. Da denkt Peter an Mainz, sein Obsiegen, den Stoßdegen drinnen. „Gebt den Weg frei, Doktor, wir sprechen uns morgen, 's ist spät in der Nacht." — „Seid Ihr schon wieder einmal müde? Schließlich, was gilt's? ermuntert Ihr Euch doch wieder und laßt's noch auf eine Kraftprobe ankommen wie dazumal, da Ihr die Bestien zu bändigen Euch vermaßet!" Er hat recht. Den Geiger übermeistert plötzlich tolle Wagelust. Er muß das Ding kühnlich bei seinem gefährlichsten Namen nennen, ganz die Gefahr heraufbeschwören, heraus aus der Höhle, drin sie schielend wie ein Drache lauert, sie soll ihn nicht zagend sehn. „Ihr wißt wohl noch, wo Ihr hingehöret!" spricht er scharf und gemessen, und jedes Wort fährt hernieder wie ein Peitschenhieb — „geziemt es dir wohl, ein loses Maul wider mich zu führen, soll ich dich mahnen, Dreckgewürm, wie du vor mir auf den Knien gewinselt und mit deiner Stirn den Boden geschlagen hast!" Ein Aufschrei wie eines tödlich Getroffenen, aus dem schwarzen Gewande zuckt ein stählerner Blitz, doch blitzschnell hat Peter des Angreifers Dolcharm am Gelenk gepackt und verrenkt ihm schraubend die Hand, daß der Mann sich stöhnend krümmt und windet; der Dolch klirrt am Boden. Sie haben sich gepackt. Ein grauses, stummes Ringen hebt an in der stillen Nacht, hoch auf dem schmalen Balkone über dem schwarzen Wasser. Peter schwinden einen Augenblick die Kräfte ... Er hat dem andern das schwarze Gewand vom Halse gezerrt, wo im Schein des Kerzenlichts die Haut bloß wird, sieht er — sieht er blauschwarze Würgemale an der Kehle des Magiers! „Bist du gezeichnet, Satan?" keucht er, der andere zuckt zusammen. Da packt ihn der Geiger fester. Zur Teufelsfratze verzerrt, das bärtige Kinn wider die Brust gepreßt, die Stirnadern hochgeschwollen, bäumt sich des Alchimisten Angesicht frei über der Steinbrüstung von dem Nacken weg, der schon über der Tiefe schwebt; Peters feste Faust drängt nach, nach, immer weiter lädt der Rücken über den Stützpunkt aus, der Mantel hangt schon flatternd ins Leere hinunter, angstvoll quellen dem Erliegenden die Augen aus dem Kopfe, die Füße verlieren ihren Halt, ver-

lieren den Boden des Balkons — ein gellender Schrei, die Rechte greift fingernd ins Leere, rücklings schlägt er, die Fersen hochaufbäumend, von der Galerie hinunter — Petern steht das Herz still! — Die schwarze Flut unten klatscht hoch auf, und ein paarmal noch, von ringenden Armen geschlagen, von Todesnot zerpeitscht. Dann schließt sich das dunkle Wasser, und die ernste, ungebrochene Stille der Mondnacht herrscht wieder über Palästen, Dächern, Kuppeln, Wasserstraßen und Brücken.

Peter starrte eine Weile ungläubig schier, wie wahnsinnig, über die Balustrade: war das so — wie ihm eben schien? Was war geschehen in der kurzen Frist, seit er hinausgetreten auf die Galerie, einen frischen Atemzug zu tun vorm Schlafengehn? Hatte er bereits geschlafen? Geträumt? War das nur Traumspuk? Hatte hier einer gestanden — der tückische Kerl von damals, ihn angegriffen, und lag nun — lag nun wirklich ... War hier einer ertrunken? — Sein Blut wallte noch und rauschte in den Schläfen, seine Hände bebten, seine Knie wankten nach der übermenschlichen Anstrengung. Es war so, es war so! Er wollte schreien: „Helft, helft! Ein Mensch versank, ein Mensch in Todesnot!" und beugte sich angstvoll spähend tief über die Brüstung — totenstill war's drunten, grabdunkel.

Da straffte er sich empor, geballt die Faust: Nein! Nicht rufen, nicht helfen! Untergehn lassen, ersäufen das Gezücht, das dreimal todeswürdige, Haß und Tod diesem menschgewordenen urewigen Hasse und Neide! O, es ist wohl eine Lust zu hassen, eine herrische, berauschende Lust, recht von Herzensgrund zu hassen! Wer darf den guten, herrlichen Haß uns verleiden, und schelten, seine Flamme schwäle trüb und schlackig? Das ist ein reines und reinigend, rotlichtes Brennen und Lohen, wie's reiner nimmer vom Altar der Liebe steigt! Er atmete unerhörte Lust, wildes Genügen, atmete tief und grimmig-zufrieden und dehnte die Brust. Ihm war, als hätt' er Brust an Brust mit dem starken Fürsten der Nacht, dem alten Satan selber gerungen. Nun liegt er drunten erstickt im Schlamm, und frei ist von ihm die Welt — frei! frei! Frei er selber, frei sein edler fürstlicher Freund und Herr!

Doch als der keimende Morgen ins Gemach des Schlummerlosen dämmerte, da waren die Schatten in seiner Seele alles überragend, alles überdunkelnd rundum emporgewachsen, und er meinte ein Leid zu tragen, das sich von keinem Berge überschauen lasse. Er war verflucht! Jede hohe Stunde, die ihm ein Lebensgut in ihrer Rechten darreichte, sie trug in der Linken ein unselig Angebind, mit der Rechten ihn krönend, mit der Linken ihn schändend; jede blaue Welle, die ihm eine seltene Perle an den Strand warf, sie schwemmte ihm breite Schwaden verpestenden Unrats in sein Gefild; jedes Gunstlächeln des Geschicks verzerrte sich ihm allsogleich, wenn eben sein unverwüstlich gläubig Gemüte in Dank erblühen wollt', zur grinsenden Hohnfratze. Nur der Fluch jener Verheißung ward ihm erfüllt, des Segens Schale schnellte leicht empor an der Wage seiner Lebensgeschicke. Er — Frieden bringen? Er — Erlösung und Heil? Nur Unsal haftet an seinen Fersen, und die silberne Weise, die eben noch wie Gottes Stimme klingt und seiner Seraphim Singen aus Himmelsgewölk, sie wird zum Reigen, zur Tanzweise für alle Mächte der Finsternis!

Da, wie ein riesengroß Schattengebilde, reckte sich aus all dem Jammer der Gedanke vor seinem Geiste empor: ich trag' eine Schuld! Sie gehört

nicht in die Menschenwelt, die Weise, die ich frevelnd als mein Eigen durch diese staubigen Straßen einherschleppe. Schmählich herabgefallen wie durch einen Irrtum Gottes ist sie von einem fremden, weltweiten Stern, und Schuld und Irrung ist's, den hehren Gast hienieden zu hausen und festzuhalten. Es darf nicht sein, darf nimmer sein; drum wird's nicht gut, wird's nimmer gut, bis daß sie heimgekehrt, von wannen sie kam, das Menschenunmögliche, Weltunmögliche wieder unwirklich und zunicht, getilgt der Frevel, gesühnt und wieder geschaffen das ewige Recht, das Gleichgewicht dieser Welt.

Aber wie das? Wie nur? — Wenn Wahn und Weh vorbei, wenn er still und tot, wenn dies Hirn verdorrt, dies Herze kalt, in dem wider Fug und Gottes Gebot die verlaufenen Klänge lebendig sind — die Geige zerschlagen, zerschellt; die Juwelen vernichtet, erloschen, versenkt, daß kein Auge mehr ihre Stätte ahnt!

Ausgelöscht, als wär' es nie gewesen, war das lichte Liebeserlebnis des gestrigen Abends; dacht' er sein, so war's ein Nichts, ohne Farbe und Klang. Das schwarze Geschehnis der Schreckensnacht schloß folgerecht als letztes Glied, eine letzte Vollendung und Sinnerfüllung an die Kette all der finstern Stunden, die ihm beschieden gewesen, seit sein Leben so hehren Inhalt barg.

Nicht Graun der Sünde war's, dem er erlag! Er stund heut' richtend über seinem Leben, wie über einem fremden, und wog fürwahr nicht mit kleinem Maße, mit kleiner Seelen Maß. Der Tod, der für ihn selber kein Schrecknis, kein Übel war, bedeutete ihm nicht mehr, weil er in seiner eigenen wehrhaften Faust gesessen, er empfand wie ein Mann und Krieger — nur dieses ganze Leben mit seinem Wert und Unwert, er verwarf's wie ein tolles Pfuschwerk und Stückwerk, ein häßlich, sinnwidrig Durcheinander, daran wetteifernd Himmel und Hölle gebaut und geschafft hatten. Ekel vor der Wüstheit war es, darein sein Dasein versenkt war! So hatte das Leben selber ihn geschändet, damit er seiner Vermessenheit, seines Frevels inne werde; ihm die Lehre zu geben, dem Hartköpfigen, Schwerbelehrbaren: „Sieh' doch, wie närrisch Deinesgleichen des ewigen Lebens Krone zu Gesichte steht!" Wohl oder übel, endlich begreift er's, es soll nicht sein, soll ewig nicht sein; denn sieh, es geht nicht an, daß die Hand, die den andern in die schwarze Tiefe gestürzt, den Bogen führe zu göttlichen Klängen. Ausspeien vor sich selber könnt' er! Was Schuld und Unschuld, Not und Zwang? Er starrt vom schmählichsten Unrat der Erde! Schlimmeres darf und kann nun nicht kommen. Ganz erfüllt ist der Fluch meines angemaßten Besitzes, meines frevlen Raubes. Nun sei's genug!

Das war das Ende des wilden Ringens dieser furchtbaren Nacht, eines Ringens, viel heißer und schrecklicher denn der Todeskampf dort über der Tiefe gewesen: er riß seine Geige vom Pfeiler. Draußen auf des Balkones Boden lag noch des schwarzen Doktors Dolch. Er hub ihn auf, küßte die Geige zum schlimmen Ade, und brach die Edelsteine sowie die Perle knirschend und krachend aus dem Holze. Es war, als bräche sein Herz dabei, doch kein Besinnen, nur kein Besinnen! Die köstlich schimmernden Lichter beide füllten wie bebende Blutstropfen seine zitternde Hand, wie eine schwere Träne lag die mondlichtmilde Perle neben ihnen — er drückte die Kleinode noch einmal an seine Lippen, dann warf er seinen un-

ersetzlichen Schatz abgewandten Angesichts in die Flut — dem Ertrunkenen nach, des wildes Neidherz so nach ihnen gegiert hatte. Er wäre am liebsten nachgesprungen.

Doch er steckte den Dolch zu sich, nahm die entehrte Geige und schritt entschlossen hinaus. Draußen auf der Marmortreppe traf ihn der treue Diener, der mit fröhlichem Morgengruß ihm entgegeneilte. Der prallte zurück: „Um Gott, Meister, wie schaut Ihr aus! Ihr seid ein Greis worden über Nacht! Was ist Euch geschehen?" Reichte ihm der Spielmann den Dolch: „Bring den deinem lieben Herrn, er war meines Feindes. Wir haben Wiedersehn gefeiert diese Nacht, der Schwarze und ich, und dies kalte Eisen war meinen Rippen zugedacht, schade, ich war flinker denn er. Und als er mich über die Balustrade schleudern wollte, war mein Arm der stärkere. Nun liegt er drunten im Schlamm ertrunken. Grüß' deinen Herrn, ich hab' ihn lieb gehabt wie lange keinen Menschen, doch ich bin ein Unseliger, mein Bestes ist Frevel und Fluch. Ich kann ihm keinen Frieden bringen, des ich selber darben muß. Nach einem gütigen, greisen Priester forscht, und Gott schenk ihm Gnade und Genesen."

Der Diener stund entsetzt, den Dolch in ratlosen Händen, bekreuzte sich, wollte was stammeln — da war der Gast die Stiegen hinabgeeilt. Ein sicheres Gefühl führte ihn in dem weitläufigen Schlosse den rechten Weg, er fand die Pforte zum Park, eilte auf die zierliche Marmorbrücke zu und hinüber, an des Alchimisten schwarzer Küche vorbei, wo ein dunkles Rohr an einer Stelle die Mauer durchbrach — ringsum war alles schwarz und giftgelb angeschwalcht — er fand ein Gartenpförtchen, es war verschlossen; gewandt schwang er sich hinüber und schlug sich, als werde er verfolgt, in das Gewirr der schmalen, ölduftigen Gäßchen, Brücklein und Uferstege.

* * *

So hatte er sich selber seiner Krone entäußert, sich selber unerbittlich verbannt aus seiner Welt. Stunden gab es, da er sich das Haar raufte und in wütender Selbstquälerei seinem Gewissen mit der Frage zusetzte: „Warum tatst du also? W a r u m?" und jeglich D a r u m mit wildem Hohnlachen unter die Füße trat: „Du lügst, Alter, du lügst!" Stunden, grausame, da blutige Scham und Reue die große, mannhafte Opfertat strenger Redlichkeit mit einem Schandnamen benannten, als schnöden und dummen Verrat, als läppisch feige Flucht. Nein, auch auf diesem Grabe sproßte ihm nimmer das Blümlein Seelenstill.

Er war wieder einmal ein rechter Bierfiedler worden, und ein alter dazu, dem graue Silberfäden in eine zergrämte Stirn hingen. Er mocht' auch nichts Besseres sein und gelten. Tief, tief barg er sein Haupt im Grau seines Elends wie ein weinend Kind im Schoße der Mutter. Nur nicht mehr aufschauen. Er mocht' des Himmels heitres Blau nicht mehr ertragen; ihm klang's wie ein vorwurfsvoll Fragen, wenn der Lenz durch die Welt schritt und die Menschenkinder am Kinn faßte und ihnen mit seinen Strahlenaugen ins Gesicht schaute: „Und du? Wo ist deiner Seele Zier?" Wenn die Welt in grauem Regendunst versank und hindämmerte, und in den Dachrinnen das Wasser gurgelte und sang, dann war's ihm eben recht. Lenz, was fragst du mich nach dem, was ewig dahin? Sonne, du

quälst mich mit deiner Frage nach dem ewig Verlorenen! Laßt mich, laßt mich, ich hab's nicht mehr; Gott weiß, warum! Nur nicht zurückblicken, nicht fragen, nicht grübeln! — War aber der bunte Tag entschlafen, dann besann sich unfehlbar die Seele im Traum ihres Leids und wußt' ihm sein Elend im Bilde zu deuten.

Er träumte in dieser Zeit immer wieder einen seltsam-schwermütigen Traum. Er war wieder Kind und fand sich mit bangender Kinderbrust in seinem Heimatstädtchen, vor dem alten, lieben Häuschen, das schon sein Großvater und dessen Ahn bewohnt, das so viel feiner Musika gehört hatte. Er trippelte die ausgetretenen Steinschwellen seines Elternhauses hinauf, stellte sich auf die Zehen, hub den Türring und ließ ihn fallen. Das gab so harten, mitleidlosen, schollernden Ton, daß das ganze alte Häuschen dröhnte, und er im Herzen erschrak. Lang ließ man ihn harren. Endlich tat sich lautlos und zögernd die Pforte auf, der Klingeldraht, der verrostete, rasselte, und die Schelle droben über der Tür lärmte gar unfreundlich, als gelt's einen ungebetenen Gast ansagen, eine Dienstmagd mit blauer Schürze stund im Türspalt, und sieh', es war sein gestorbenes Lieb, das hatte gar verweinte, todtraurige Augen. Sie wich ins Dunkel, und er trat beklommen ein, sah noch, wie sie Schweigen gebietend den Finger auf die Lippen legte. Des Knaben Herz zog sich wehvoll zusammen, als er sich einsam in dem großen, dämmerkühlen Vorplatz seines Elternhauses fand, kalt hauchte es aus den alten Wänden, die seine Kinderspiele belebt hatten. Nach der Mutter wollt' er rufen, doch deren Plaudern und munteres Singen klang nicht aus der Stube, nicht aus der Küche. Mutter ist wohl bei einer Nachbarin, dachte er, oder auf dem Wochenmarkt? Oder — ist sie gar tot? Einen Augenblick wußte er wieder: Vater und Mutter ruhn draußen vorm Tor auf dem Freithof, wohl unterm Syringenbaum. Wer mag ihres Grabes warten? Nicht doch, er war doch daheim, daheim — oder — er sah sich fragend um: sollt' ich fehlgegangen, in ein fremdes Haus geraten sein? Doch dort stund doch im Schatten die alte, hohe Standuhr und tackte wie immer, langsam und gewichtig; und droben an der Wand hingen ja die alten Scheibenbilder noch, ganz recht, die hatte sich Vater gar preislich erschossen; oft hatte er sie angestaunt: der hoch springende Sechzehnender, die schwarze Wildsau dort, und dort der Jägersmann, hoch zu Roß, wie er das Halali bließ. Er faßt sich ein Herz und pocht' an die Tür der Wohnstube. Da tritt ein hoher, dunkler Mann heraus, nicht sein Vater, ein fremder, riesengroßer Mann, sein Antlitz kann er nicht erkennen, doch wohlbekannt ist ihm die dunkle Stimme, die da fragt: „Was suchst du hier?“ „Ei, Vater und Mutter doch, wen sonst?“ wollt' er stammeln — „bin doch allhie geboren; schaut, dort hangt ja mein Schulranzen an der Wand!“

Da erblickte er, unterm Arme des Gewaltigen hindurch, eine schwebend bewegte, leuchtende Gestalt: Sie war's! Die Unvergessene. Um sie der Raum war nicht das wohlvertraute Zimmer mehr, da sah er ins endlos Weite, da war nur Licht, tiefes, weißes Licht wie auf der Erde höchstem Bergesgipfel, gleißende Helle. Das nackte Frauenbild war so schön, wie er's in seiner Jugend Tagen geschaut, in unwandelbarer Herrlichkeit blühte der adlige Leib. Sie drehte sich, schwang sich im Tanze wie einst; sie spielte die Geige mit leuchtenden Armen; er kannte die Geige und kannte das Schimmern blutroter Rubinen und der mondmilden Perle; und sie



sang zum Tanze und Geigenspiel, und lächelte wieder der Seligen Lächeln, das nichts weiß von Not und von Tod. Alles wie einst — alles wie einst! Nur schien sie ein stummes, bewegtes Bild, er hörte nichts, vernahm keinen Ton, nicht ihres Mundes, nicht seiner Geige. War sie so fern, daß der Raum und die Weite vor seinem dürstenden Ohre die seligen Klänge tranken? Seltsam, wie sah er dann jede Lieblichkeit der nie alternden Glieder, das Spiel der zierlichen Finger, jedes Liderneigen und Liderheben über den strahlenden Augen, die feinen Brauen darüber, die Knospen des Busens und jegliche Saite der tonlosen Geige und jedes einzelne Kleinod auf seiner Fiedel Brust? Wie sah er das alles so nah — und hörte nichts?

Doch blieb ihm keine Zeit, dem bänglichen Wunder nachzugrübeln. — „Was suchst du?" herrschte ihn die Gebieterstimme des Mannes, des Augen und Antlitz er nicht ersah, zum andern Male an. „Geh, du hast hier nichts zu suchen!" Die Tür schloß sich, dunkel, kalt und fremd war alles um ihn her wie zur Nacht auf dem einsamen Kirchhof einer fremden Stadt, wo der Herbstwind die letzten Blätter von den Trauerweiden reißt; er warf sich wider die Tür und schlug mit den Fäusten jammernd dagegen — alles blieb stumm wie das Grab. Irgendwoher aus dem Finstern, da er mit wahnsinniger Angst auf einen Laut des Lebens lauschte — klang es: tack — tack — tack — langsam und gewichtig wie die Uhr der Ewigkeit, wie der Schritt der reisigen Zeit und des nimmer rastenden Todes. Ihm war wie dem Sünder vor der Pforte des Paradieses, sein Herz brach in bitterlichem Weinen grenzenloser Verwaistheit und Heimatlosigkeit; in Tränen wachte er auf und trug ein trauerschweres Herz durch den wolkengrauen Tag.

Also träumte er oft, und da begriff er, was er verloren. Flog dann sein trüber Blick über die Wundenmale seiner entehrten Geige, so krampfte sich's in ihm zusammen wie ein emporquellender Aufschrei, doch er preßte die Lippen fest und spielte — was Lustiges. Was hier, was da! Und einen Schoppen Roten dahinter und noch einen. Wenn er aber die Klugen und die Dummen und die ganz Gescheiten von der silberfarbenen Wolkensaumweise schwatzen und preisen hörte, so lachte er gellend auf. Er wagte nicht mehr daran zu denken. —

Aber es dachte in ihm, es dachte — —

Einmal, da saß er in der qualmigen Schenke, gemieden und allein, und trank und rauchte, rauchte und trank, ingrimmig. Seine Faust ruhte schwer geballt neben dem Weinkruge. „Na," höhnte ein Bauer, „hockst ja da, Peter, als hätt'st 'nen Einbruch vor. Wo willst denn einsteigen zur Nacht? Schier fürchten könnt' man sich vor deinem Geschau. Trinkst dir 'ne Kurasch an, he?" Ja, er trank sich einen Mut: Er ertrug's nicht mehr! Und ging's um die ewige Seligkeit, er mußte wissen, woran er sei! Als er in der Scheune, wo er nächtigte, auf sein Strohlager gekrochen war, da packte es ihn wie frevle, räuberische Lust: Heut! Jetzt! Ich muß es, muß es einmal versuchen! Er riß entschlossen die Geige ans Kinn — es gelang ihm nicht mehr! Hirn und Busen waren ihm öde und leer, er fand's nicht mehr. Er war und blieb verstoßen aus jener Welt, hatte keinen Teil mehr an ihr. — „Geh, du hast hier nichts zu suchen!" Da stürzte der Elende auf sein Angesicht, fluchte sich und seiner raschen Tollheit, fluchte dem Tag seiner Geburt und wünschte sich, tot

zu sein, begraben zu liegen auf dem Armenkirchhof im Schwabenlande, an der Seite der Einzigen, die ihn geliebt hatte.

Fortan war er halb von Sinnen, kindisch und verstockt, den Menschen ein Grauen und Widerwillen. Hunger und Elend und nagender Gram und fressende Reue zehrten an des Heimatlosen stolzer Kraft, er war wie ein wandelnder Schatten, der arme, weißköpfige Bierfiedler, keinem mehr nütz und wert.

* * *

Ein armselig Dörflein lag am Walde. Darüber waren die grimmigen Hufe des Krieges einhergewettert, nun war's wie ein geschändeter Leichnam. Die Häuser und Scheunen in Flammen aufgegangen, die Felder wüst und zerstampft, vernichtet die Ernte, das Vieh geraubt oder verbrannt, die Männer erschlagen oder geflüchtet, die Weiber der wüsten Lust roher Reiter erlegen, oder geraubt oder geflohen. Das zertretene Dörflein lag da, ein schmutziger Trümmerhauf, als könne bis ans Ende der Tage niemals wieder ein Pflänzlein des Lebens dort keimen und Wurzel fassen. Die Nacht zog herauf, eine stürmische, dunkle Regennacht, die Wasser peitschten hernieder, als sollte all der Greul des Mordes und der Verwüstung hinweggeschwemmt werden vom Antlitz der Erde.

Hinter einem niedergebrochenen, halbverkohlten Zaune, in einer Lache mattblinkenden Wassers lag im Regen ein Sterbender ohn' Dach und Hausung — es schien das einzige atmende Wesen rundum. Peter der Spielmann war's. Seine Zähne schlugen in Frost und Fieber zusammen, doch er lachte und kicherte vor sich hin. Er hatte seine letzte Tat getan. Mit dem Kriegshaufen war ein Trupp Zigeuner gezogen, ein baumlanger, schwarzhaariger Kerl mit lachenden, weißen Zähnen hatte dem wehrlosen Alten seine Geige rauben wollen. Der duldete noch heute keine Gewalt! Alles Feindselige, so jemals ihn bekämpft, schien ihm in seinem Fieberwahn noch einmal auferstanden in diesem gelbhäutigen Strolch, alle Gesichter, deren Haß ihn einst bedroht, flossen in dem frechen Antlitz dieses verwegenen Gesellen zusammen. „Bist noch nicht tot? noch immer nicht tot, du neidischer Hund?" lachte heiser der wahnwitzige Alte und stieß dem Räuber das Messer ins Herz. Seine Fiedel war bei dem Balgen und Raufen in Stücke zerbrochen. Nun lag er da in der schwarzen Wasserlache, frierend, lallend und lächelnd, das arme Hirn voll toller, bunter, seliger und unseliger Gesichte, die hagere Rechte hielt krampfig den Geigenhals, der ihm geblieben war.

Zwei Dragoner preschten vorbei, fluchten über das Hundewetter, über das ausgeraubte Nest, drin nicht Feder noch Klaue mehr zu finden, der Kot spritzte unter den Hufen ihrer Gäule dem Sterbenden, des sie nicht acht hatten, übers welke Gesicht. Einer führte im Reiten einen ledigen Gaul am Handseil. Von einem Hufschmied sprachen sie — im Walde müsse eine Schmiede liegen, weiß der Teufel, wo — weg waren sie, ihr Reden, ihrer Rosse Schnauben und Galopp verhallt.

In den wirren Sinn des zu Tode Erschöpften war ein zündender Funke geflogen, das Wort: S c h m i e d e i m W a l d e! Wie ein Weckruf: „Steh auf und wandele!" wie der letzten Posaune Ruf, der die Toten aus ihren Gräbern reißt: In irrer, wahnwitziger Hoffnungswonne taumelte er empor, straffte die zerschlagenen Glieder, die wankenden Knie hielten, trugen ihn noch einmal, über-

menschliche Kraft rann noch einmal durch den halbentseelten Leib; ein rotes, lohendes Leuchten vor seinen brennenden Fieberaugen, in das stürzte, taumelte er hinein — hinein — —

Ein Schmied hämmerte zur Nacht noch fleißig auf seinen Ambos, zog die pfauchenden Bälge, ließ die Lohe tanzen. Hei, war das einmal ein frischer, arbeitfroher Kerl! Hatte auch keinen Grund, unzufrieden zu sein: bei ihm war sein junges Weib und tränkte einen rosigen Buben an der vollen Brust. Draußen rauschte der Regen. Der Schmied hielt ein Weilchen inne mit Schaffen und labte den liebenden Blick an der minnigen Schau. Lachend zog das hübsche Weib das Hemd über die nackte Brust und neckte: „Was gibt's da zu gucken? Gar nichts!" — „Oho!" schäkerte der junge Gatte, beugte sich über Weib und Kind und drückte der Geliebten einen Kuß auf den mütterlichen Busen. Sie zauste ihm den braunen Schopf: „Taugenichts! mach lieber, daß du dein Werk schaffst. 's wird Zeit, schlafen zu gehn!" — „Nur ein paar Schläge noch, Gretel, dann mag's genug sein." — „Hau nur zu, ich hör's gern und seh' gar gern die Funken stieben, und der Bub' soll sich beizeiten daran gewöhnen!"

Da wankte ein Bild des Jammers herein zur friedevollen Stätte reinsten Menschenglücks — er hielt, der Greis mit den weitoffenen, schwimmenden Augen, in der Rechten das Bruchstück einer Fiedel und lächelte unsinnig, selig-verklärt. „Endlich!" seufzte er erlöst, und hielt sich taumelnd am Türpfosten. Aus seinem weißen Haare troff die Nässe, die ganze hinfällige Gestalt in ihren Lumpen sah aus wie aus dem Wasser gezogen. „Endlich fand ich heim," lallte er, „und die Tür bleibt offen, bleibt offen! Und da bin ich! Nun schlag mir, Meister Schmied, mein Herz entzwei, dort lag's schon einmal auf deinem Ambos; und wieder tanzen soll die Schimmernde, die selige Frau, im roten, roten Lichte! Tanzen und singen, eia, singen und tanzen."

Er brach zusammen. Der Schmied hielt ihn in den Armen. Er hatte die Augen in frommer Verzückung weit aufgetan, und flüsterte kaum hörbar: „Still, still doch, Schmied — sie tanzt — die weißen Füße! — Sie singt! Die Geige klingt so schön wie nie — aber die Perle hangt noch zwischen den weißen Brüsten, den ewig jungen, und tanzt mit, tanzt mit! — Die Weise! Die silberfarbene Wolkensaumweise!" — Das Weib kniete neben ihm, achtlos in ihrem erbarmenden Bemühn noch den jungen Busen offen. Durch den Nebel des Todes sah er das Licht ihrer Brust, und lächelte dankbar und nickte beseligt — er vermeinte, die heilige Frau, die Herrin seiner Seele, neige sich über ihn, sein Angesicht an ihrem kühlen Busen zu bergen, daß er ihr Herz in Güte wieder pochen höre wie einst. In dieser Gnade Hochgefühl verschied er.

Der Schmied und sein Weib beteten bei dem Toten. „Ein wundersamer Gast, den Gott uns da gesandt!" sprach still der Schmied, „gelt, Gretel, wollen Christenpflicht an ihm tun."

Tags darauf begruben sie ihn, der Schmied und sein Weib, und der Priester sprach ein kurzes Gebet über dem Heimatlosen, den keiner kannte. An des Friedhofs äußerster Ecke lag er, wo die Ärmsten ruhen, doch er ruhte dort gut. Weiter brauste und verbrauste der Krieg, dorten blieb's Friede. Der Flieder blühte im Lenz auch dort, und die Menschen gingen vorbei in wilden und stillen Tagen, dort an der

Mauer führte der Weg des Lebens entlang. Und was sprachen sie? Von der silberfarbenen Weise — und wie die schön sein müsse; ja, wer die meistern könnte! Aber noch keiner, den ein Weib gebar, hätte sie je besessen noch gehört.



Zwei Gedichte von Antonio Fogazzaro

1. Nach meinem Tode

Nach meinem Tode werden meine Stirne
Neugierige Leute öffnen mit dem Stahl,
Die Ader bloßzulegen im Gehirne,
Woraus die Lieder flossen ohne Zahl.

Man wird die Grenzen meiner Kunst erhellen
Und lächeln, wie gering mein Wissen gar;
Vergebens wird man des Gedankens Zellen
Durchforschen, was darin denn wertvoll war.

Drauf, Liebste, werden die den Tisch umstehen,
Das Herz mir spalten, das einst dir so hold:
Da endlich werden sie geblendet sehen
Ein helles Licht von deiner Locken Gold.

Welch goldnes Haar! — so flüstert dann die Runde —
Und Augen seelenvoll, tief wie das Meer!
Dort lag sein Hort, gehegt im Herzensgrunde,
Dort holt' er seiner Dichtung Perlen her.

2. Stärker als der Tod

Des Todes Mägde kleiden mich, die Stunden,
Zum Zug des finstern Fürsten, silbern schmückt
Sein Kranz mein Haupt, und auf die Stirn gedrückt
Ist schon sein Stempel mir, dem Welken, Wunden.

Bald sind aus meinem müden Hirn entschwunden
Die holden Bilder, die mich hier beglückt,
Täglich wird eine Blume mir zerpflückt,
Die meine Hand am Wegesrand gefunden.

Doch bleibt in meines Herzens Herz erhalten
Ein Etwas noch, ein Anfang, ein Gestalten,
Ein Zucken aller Fasern, tiefgeheim,

Ein Zukunftswölkchen, sammelnd Wetterschwaden,
Die machtvoll einst in Blitzen sich entladen,
Ein Leben, stärker denn der Tod — ein Reim.

Deutsch von Otto Haendler





Die Prügelstrafe in der Schule

Entgegnung auf den Artikel von W. Mader im Türmer, Heft 6

Von G. Steffens

Es fällt schwer, als Lehrer Stellung zu diesem Artikel zu nehmen; denn wenn man anderer Meinung als der Verfasser der in Rede stehenden Arbeit ist, so kann man leicht Gefahr laufen, von ihm als Bakelschwinger, Prügelpädagoge, ja als Sadist angesehen zu werden.

Wenn der Verfasser das nach seinem Urteil „mittelalterlich barbarische und gänzlich wertlose“ Züchtigungsrecht der Lehrer bekämpft und es ausgeschaltet, beseitigt wissen will, so ist das sein gutes Recht. Aber weshalb hält er sich nicht frei von Übertreibungen und Unterstellungen? Übertrieben ist seine Behauptung: „Solange wir das Prügelrecht der Lehrer nicht abschaffen, mögen wir in sonstiger Hinsicht alle anderen Kulturvölker übertreffen, ein wirklich zivilisiertes Volk sind wir nicht.“ Übertreibung ist es, das Recht der körperlichen Züchtigung „das Recht zur Grausamkeit“ zu nennen. Es ist auch keine schöne Kampfesweise, demjenigen, der anderer Ansicht ist, „Gedankenlosigkeit“, „Urteilsschwäche“ oder „Verbohrtsein“ vorzuwerfen.

Mit voller Entschiedenheit muß die Unterstellung zurückgewiesen werden, die der Verfasser den Lehrern in der „Holzgeschichte“ macht. Was für ein Lehrer, was für eine Lehrerfrau muß das gewesen sein! Warum in aller Welt schreitet er als Ortsschulinspektor nicht gegen einen solchen Lehrer ein, weshalb veranlaßt er nicht die Behörden, gegen einen solchen Menschen mit den schärfsten Mitteln vorzugehen? Was soll das der Volksschule fernerstehende Publikum denken, wenn es folgende Behauptung des Verfassers liest: „Die Folge davon (daß der Lehrer die Heizung besorgt) ist m a n c h m a l die, daß die Kinder blaugefroren in der Schule sitzen und das Eis von den Fenstern nicht auftaut. Gelüftet wird nicht, um Holz zu sparen (obgleich dieser Grundsatz verkehrt ist)“?! Ich weiß nicht, wo der Verfasser solche Erfahrungen gemacht hat; aus dem „manchmal“ muß man entnehmen, daß er der Ansicht ist, solche Fälle ereigneten sich häufiger.

Man fragt sich überhaupt: Was hat das Heizen der Schulöfen mit dem Recht der körperlichen Züchtigung zu tun? Und was will der Verfasser mit dem Satze



sagen: „Es sind noch andere Punkte, die da hereinspielen"? Welchen Gedanken soll man da Raum geben? Ich will nicht annehmen, daß er an Bevorzugung reicherer Kinder, an Bestechlichkeit, gedacht hat. Die Zeiten, wo gesungen werden konnte: „Die erste Wurst gehöret sein, dem armen Dorfschulmeisterlein", sind doch wohl vorüber. Wenn diese Jammergestalt eines Lehrers in den Witzblättern hier und dort noch einmal erscheint, ein „Ortsschulinspektor" sollte eine bessere Einsicht haben! Freilich, der Verfasser macht es sich leicht. Jeden Protest gegen solche Unterstellungen weist er kurz zurück mit den Worten: „Mit schönen Phrasen vom guten Zutrauen, das man zu den Lehrern habe, oder entrüsteter Abwehr solcher Verdächtigungen kommt man darüber nicht weg." Damit ist für ihn die Sache erledigt.

„In jedem Menschen steckt etwas Dippoldsnatur, früher Sadismus genannt," behauptet der Verfasser, „dem Lehrer aber ist im Züchtigungsrechte eine Macht gegeben, die der Entwicklung der niedrigsten tierischen Instinkte im Menschen so förderlich ist, daß —". Er weist darauf hin, daß noch nie ein Missionar vom Tropenkoller befallen worden ist. Ob dieses zutrifft, weiß ich nicht. Wenn er aber als Grund dieser im Interesse des Christentums hocherfreulichen Erscheinung die strenge Aufsicht der Missionsgesellschaften, die gewohnte Selbstzucht und ihren moralischen Halt angibt, so drängt sich mir die Frage auf: Fehlt es denn dem Lehrer an diesen drei Dingen? Fehlt es an Aufsicht? Mangelt es dem Lehrer an Selbstzucht, an moralischem Halt? Letztere Frage zu bejahen, dazu liegt doch kein Anlaß vor. Und ist an manchen Orten die Aufsicht nicht genügend, dann führe man doch überall die hauptamtliche Fachaufsicht durch.

Ist ferner das Beschwerderecht der Eltern wirklich so wirkungslos, wie es der Verfasser hinstellt? Jeder Lehrer weiß, daß jede Überschreitung des Züchtigungsrechtes ihn mit den Strafbehörden in Berührung bringt, daß eine unberechtigte Bestrafung eines Schülers von den Schulaufsichtsbehörden geahndet wird.

Drei Gruppen von Schülern sind es, die nach den Ausführungen des Verfassers unter „dem Recht des Lehrers zur Grausamkeit" besonders zu leiden haben.

Er nennt zunächst die frechen, faulen und unachtsamen Kinder. Für die Frechlinge empfiehlt er eine ironische Bemerkung, die den Betreffenden dem Gelächter der Klasse preisgibt. Das sei gewiß die schönste Strafe und das beste Heilmittel. Gewiß, in vielen Fällen trifft dies zu. Hat aber der Herr Ortsschulinspektor in seiner amtlichen Tätigkeit noch keine Schüler gesehen, bei denen ein solcher Appell an das Ehrgefühl ohne jeden Erfolg war? Denken wir weiter an Roheitsdelikte, wie das Ausnehmen von Vogelnestern, Tierquälereien. Beim ersten Male genügt eine ernste Mahnung vielleicht, im Wiederholungsfalle hat ein solcher Bube nach meinem Dafürhalten eine ordentliche Züchtigung redlich verdient, damit er am eigenen Leibe erfährt, wie körperliche Leiden schmerzen.

Man kann zugeben, daß bei faulen und unachtsamen Kindern eine Strafarbeit oder Nachsitzen eine gute Strafe ist. Was versäumt ist, muß nachgeholt werden. Es gibt aber auch Zöglinge, bei denen diese „homöopathische Kurmethode" wirkungslos bleibt. Und was soll dann geschehen? Bei Trägheit und Unachtsamkeit wird ein Lehrer nicht gleich dreinschlagen, nicht gleich mit dem schärfsten Straf-

mittel anfangen; aber bei andauernder Faulheit und Unaufmerksamkeit muß als letztes Zuchtmittel auch die Anwendung der körperlichen Züchtigung erlaubt sein. Selbstverständlich muß der Lehrer vorher gewissenhaft nach der Ursache dieser Erscheinung geforscht haben. Ist sie seitens des Kindes unverschuldet, dann würde es barbarisch sein, mit dem Stocke einzuschreiten. Damit kommen wir zur zweiten und dritten Gruppe von Schülern.

Wird ein Kind zu sehr durch das Elternhaus ausgenutzt, werden seine Kräfte daheim zu stark in Anspruch genommen, dann werden seine Leistungen in der Schule unbefriedigend sein. Liegt es nun wirklich so, wie es der Verfasser darstellt: „Was kümmert sich aber der Lehrer um die häuslichen Verhältnisse? Bei ihm heißt es: Hic Rhodus, hic salta! d. h., ob du zu Hause Zeit hast oder nicht, das geht mich nichts an; hier in der Schule bin ich Herr, da mußt du deine Aufgaben gut gemacht haben und gut können." Mit diesen Behauptungen wird den Lehrern der Vorwurf der größten Herzlosigkeit gemacht. Haben sie das wirklich verdient? Es kann dem Verfasser nicht unbekannt sein, daß in Sachen „Jugendschutz" Volksschullehrer in erster Reihe stehen; Namen brauche ich wohl nicht zu nennen. Freimütig kann man zugeben, daß hin und wieder einem Kinde Unrecht geschieht, weil man seine häuslichen usw. Verhältnisse nicht genügend kennt; man würde manchem Kinde mit noch größerer Liebe entgegenkommen, wenn man einen genaueren Einblick in die trostlose Lage des armen Geschöpfes hätte. Aber den Vorwurf der Herzlosigkeit hat die Lehrerschaft nicht verdient.

Den Unbegabten, den körperlich und geistig Schwachen gegenüber zeigt der Lehrer nach der Behauptung des Verfassers die gleiche Gefühllosigkeit. „All ihr Fleiß, all ihre Mühe sind umsonst: Die Schläge sind ihnen sicherer, als das tägliche Brot. Es blutet einem das Herz, zu sehen, wie ein Lehrer das Recht hat, solche armen Geschöpfe zu prügeln, und es oft auch tut, während die große Mühe, die sie sich gaben, freilich ohne Erfolg, Lob und nicht Strafe verdiente." Es blutet einem das Herz, möchte man hinzufügen, daß ein Ortsschulinspektor, dem das Schulwesen doch nicht ganz unbekannt sein kann, solche Kränkungen des Lehrerstandes ohne den Schatten eines Beweises aussprechen kann! Wie wird der Lehrer dargestellt! Auswendiglernen und Hersagen, das sind nach der Ansicht des Herrn Verfassers die Angelpunkte des ganzen Volksschulunterrichts; kann der Schüler die Lektion nicht glatt herunterschnurren, dann saust der Bakel des Lehrers hiernieder auf den armen Sünder.

Es ist schwer, nicht bitter zu werden, wenn von einem Schulaufsichtsbeamten derartiges behauptet wird.

Doch den Trost hat der Lehrer: „Aber bei der Schulprüfung wird der Lehrer nach den Leistungen beurteilt: was Wunder, wenn die Nichtskönner ihn ärgern." Der revidierende Beamte weiß danach also auch nicht, daß wir die Kinder nach unserem Sinn nicht formen können; gehört der Verfasser auch zu dieser Kategorie? Ich gestehe, daß mir solche Revisoren in meiner jahrelangen Praxis selten oder gar nicht begegnet sind. Ich habe bei den meisten ein warmes Herz für Schüler und für Lehrer gefunden.

Ich komme zum Schluß: Nach meinem Dafürhalten soll körperliche Züch-

tigung in der Schule möglichst vermieden werden; ganz entbehrt kann sie nicht werden; wenn alle anderen Zuchtmittel versagen, dann muß der Lehrer sie als letztes Strafmittel anwenden dürfen. Man vertiefe mehr und mehr die Bildung des Lehrers, verringere die Schülerzahl der einzelnen Klassen und lasse die Aufsicht nicht von einem Manne ausüben, dessen Hauptberuf seine ganzen Kräfte in Anspruch nimmt, sondern von einem hauptamtlich angestellten Fachmann; jungen, eben vom Seminar entlassenen Lehrern übertrage man keine einklassigen Schulen, sondern stelle sie an mehrklassigen Schulen an, wo sie der steten Aufsicht des Schulleiters unterliegen.

Nicht das Zerrbild eines Wüstlings, „das widerlich wollüstige Glänzen der Augen und das dicke Anschwellen der Lippen jenes Lehrers, das jedesmal sein Gesicht vertierte, wenn er mit höhnischem Grinsen auf ein Opfer einschlug", soll dem Erwachsenen vor Augen stehen, wenn er seines Lehrers gedenkt, nein und abermals nein! Der Erwachsene soll sich seines Lehrers erinnern als eines freundlichen Führers und Beraters durch das Paradies seiner Jugendzeit, der manche Keime des Guten und Edlen in das Kindesgemüt gepflanzt hat. Und ich bin gewiß, daß dieses in — ich will bescheiden sein — fünfundneunzig Fällen unter hundert der Fall ist; sonst müßte man sich schämen, ein Lehrer zu sein.



Zu spät · Von Adolf Foertsch

Was deines Lebens Gram gewesen,
Nie hast du laut darob geklagt.
Daß tief ein Leid an dir genagt,
In deinem Aug' nur konnt' ich's lesen.

Du hast es mit ins Grab genommen,
Das heimlich Leiden deiner Brust . .
Daß ich's zu lindern nicht gewußt,
Macht oft mir jetzt das Herz beklommen.

Oft ist's, als ob dein Haupt sich neige
Zu mir voll Schmerz — und doch voll Huld ...
Dann tief — wie in geheimer Schuld —
Senk' ich beschämt das Haupt — und schweige.





Der Kampf um die deutsche Schrift

Der Ausschuß zur Abwehr des Lateinschriftzwanges hat folgende Eingabe an den Reichstag gerichtet:

„Berlin, den 3. II. 1911.

Dem hohen Reichstage

beehren sich die Unterzeichneten folgende Angelegenheit als äußerst dringlich zu unterbreiten.

Die Petitionskommission hat den Antrag gestellt, der Reichstag möge die Eingaben des Altschrift-Vereins um amtliche Einführung der lateinischen Antiqua in den Schulen an Stelle der deutschen Schrift dem Herrn Reichskanzler zur Berücksichtigung überweisen. Auf das Bekanntwerden dieses Beschlusses, der sofort große Erregung in weiten Kreisen hervorgerufen hat und der als Übergehung, ja als Vergewaltigung des deutschen Volkes in einer wichtigen und nachweislich noch nicht genügend durchgeprüften Kulturfrage empfunden wird, einer Frage von ernster physiologischer, wirtschaftlicher, künstlerischer und gleichermaßen nationaler wie internationaler Bedeutung hat eine ad hoc einberufene öffentliche Versammlung den unterzeichneten Abwehrausschuß gewählt und einstimmig beauftragt, den Widerspruch des deutschen Volkes zu organisieren und zunächst an das Plenum des Reichstages das Ersuchen zu richten, dem Beschlusse der Petitionskommission nicht beitreten und die Sache an die Kommission zurückverweisen zu wollen.“ — —

Dem Ausschusse sind zahlreiche Mitglieder beigetreten, insbesondere auch aus Lehrerkreisen, die seitens der Gegner der deutschen Schrift, bezw. des Abgeordneten Stengel, für seinen Standpunkt in Anspruch genommen worden waren. Zur Klärung der einzelnen Seiten der Frage wird der Ausschuß weitere Umfragen an Künstler, Volksschullehrer, Schul- und Augenärzte, sowie an die Angehörigen des Buchgewerbes in Angriff nehmen. In Frankfurt a. M. hat am 4. Februar bereits eine große Volksversammlung in dieser Angelegenheit stattgefunden, eine andere steht in Berlin bevor.

Wenn die Abwehr so energisch vorgeht, wie der Angriff erfolgte, ist ein heftiger Kampf zu erwarten. Es wird unendlich viel gesprochen und gedruckt werden, so viel, daß die Hörer und Leser bald der Sache überdrüssig werden dürften, weil sie alle die verschiedenen Argumente für und wider nicht selbst nachprüfen und sich keine Überzeugung verschaffen können. Entsteht dann erst Lauigkeit, so ist die Möglichkeit der Überrumpelung gegeben, und das Schicksal einer für das ganze Deutschtum so überaus wichtigen Frage steht auf des Messers Schneide. *Das Interesse und Verständnis der weitesten Kreise des Volkes muß u. E. für diese Angelegenheit erreicht werden, denn jeder ist*

beteiligt. Es kann aber nicht jeder die Sache völlig verstehen, wenn die Presse, nicht zuletzt die des Buchgewerbes und des Lehrerberufs, nicht klare Übersichten ohne Weitschweifigkeit bietet und Nachweise gibt, wo die Belege für die wesentlichen Argumente zu finden sind. Die wenigsten haben Zeit und Neigung, sich in Studien zu vertiefen, die nicht gerade zum Berufe gehören, oder solche nachzuprüfen, daher sind kurze, prägnante Sätze vonnöten, wie im Nachstehenden zu geben versucht werden soll.

Die Antiqua oder Lateinschrift ist zum Teil althebräischen und griechischen Ursprungs. Sie kennzeichnet sich durch entweder gradlinige oder runde und halbrunde Formen. Die Einförmigkeit und Glätte macht diese Schrift für Plakate und Schilder sehr geeignet, denn ihre einzelnen Buchstaben sind leicht lesbar im direkten Sehen.

Die Antiqua ist in der Entwicklung seit Jahrhunderten stehen geblieben. Es fehlt ihr an charakteristischen Formen und spitzen Winkeln, die im Urquell aller Buchstabenschrift, den Runen, enthalten waren.

Es fehlt der Lateinschrift die Unterscheidung von s und ſ, ihr mangeln die meisten Unterlängen (h s ss st f x y gegen h ſ ſſ ß ſt f x y) und viele Oberlängen (s st gegen ſ s ſt) und überdies bieten die wenigen erhalten gebliebenen außer t und f dem Auge keinerlei Unterschiede (k h d gegenüber k h d). Wie das die Lesbarkeit beeinträchtigt, ersieht man aus folgenden Beispielen:

Waldesseen Grossstadt Volkscharakter Ungeschicklichkeiten
Waldesſeen Großſtadt Volkscharakter Ungeſchicklichkeiten
Waldesſeen Großſtadt Volkscharakter Ungeſchicklichkeiten.

Für leichtes Lesen deutscher Sprache, welche viele lange Worte enthält, ist die lateinische Schrift weniger geeignet, als die Fraktur oder Schwabacher. Man ersieht aus obiger Probe zugleich, daß selbst die obige enge lateinische Schrift mehr Raum braucht, als selbst die breitgezeichnete Schwabacher, die Fraktur läuft noch schmäler.

Die Monotonie im Schriftbild der Antiqua tritt am deutlichsten in die Erscheinung in der **Steinschrift**, von der wir ebenfalls eine Probe geben. Diese ist als Werkschrift für Bücher absolut unbrauchbar, sie wird auch nur zu kleinen Sätzen, einzelnen Worten, zu sogenannten Akzidenzen verwendet.

Wenn man als Beweis für die leichte Lesbarkeit der Lateinschrift ein Wort aus lauter Versalien (großen Buchstaben) in Antiqua und in Fraktur nebeneinander setzt, so ist das Spiegelfechterei. Man druckt ja niemals nur Versalien allein. Antiqua wie auch Fraktur lesen sich am besten ihrer Bestimmung gemäß, im Gemisch von Versalien und Gemeinen (Kleinbuchstaben).

Der Ursprung der gebrochenen, Frakturschrift, reicht fast 1300 Jahre zurück. Schon unter Karl dem Großen entwickelte sich die fränkische oder karolingische Kleinbuchstabenschrift, die Ahnin der jetzigen deutschen Schrift, und verbreitete sich im ganzen Abendlande.

Die ursprünglichen Formen aller Buchstabenschrift überhaupt, die Runen, waren spitzwinklig, eckig, ähnlich der Fraktur, während die Antiqua gerade diesen Vorzug der Charakteristik fallen ließ. Die mannigfach geformten Züge der Fraktur, mit Schnörkeln und spitzen Winkeln sind ebenso ein Vorzug für die Erkennbarkeit, wie die zahlreichen Ober- und Unterlängen.

Wir lassen beim Lesen den Fixationspunkt von Wort zu Wort überspringen, fassen an jeder solchen relativen Haltestelle nur ein Zeichen schärfer ins Auge, während alle übrigen nur indirekt, d. h. mit der seitlichen Netzhaut gesehen werden. Wir lesen Merkmale, nicht Buchstaben wie der Abcschütze, daher ist uns die geometrisch einfachere Schablonenschrift der Antiqua schwerer lesbar. Diese eignet sich besser für die romanischen Sprachen und für Englisch, mit den kurzen Worten.

Die Fraktur ist für uns Deutsche am lesbarsten und ermüdet unser Auge weniger als die Lateinschrift. Die deutsche Schrift hat freien Schwung der Formen, ist gestaltungsfähiger

und künstlerischer als die Lateinschrift, die aus geraden Linien und immer denselben Bogen besteht. Wir haben in Deutschland die Fraktur, seit Bücher gedruckt werden, seit das Volk lesen kann. Sie ist *nationaldeutsch*. Freunde der deutschen Bruchschrift waren und sind: Dürer, Luther, Kant, Klopstock, Goethes Mutter, Wieland, Herder, Goethe, Jean Paul, Simrock, Bismarck, Gustav Freytag, Reichspostmeister Stephan, Rosegger und sehr viele andere. Hervorragende deutsche Künstler waren an ihrer Ausgestaltung und Fortentwicklung tätig.

Ausländer verwenden die deutsche Schrift gern als Zier- und Auszeichnungsschrift. Wir sahen kürzlich ein Rundschreiben der Brüsseler Ausstellung in französischer Sprache, früher ein Prayer Book, Hochzeitsanzeigen und -Einladungen amerikanischen Ursprungs in englischer Sprache, Christmas Cards in großer Anzahl *in deutscher Schrift gedruckt*. Viele Engländer schreiben ihre Briefe an deutsche Geschäftsfreunde deutsch mit deutschen Buchstaben, was sie gar nicht nötig haben.

Deutsche Schrift zu lesen, besonders die *Schwabacher* dieser Zeilen, deren Versalien mit den Gemeinen fast übereinstimmen, ist vielen Ausländern geläufig. Man hat u. a. einer Anzahl englischer Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren Schwabacherschrift zum Vorlesen gegeben, und sie haben es getan, ohne zu merken, daß sie keine Antiqua vor sich hatten.

Die Offenbacher Schwabacher von Gebrüder Klingspor bedarf nur ganz geringer Verbesserungen, um allen Ansprüchen zum Ersatz der Antiqua zu genügen.

Erschöpfende Belehrung bietet das vortreffliche Buch von *Adolf Reinecke*: *Die deutsche Buchstabenschrift*. Mit mehreren hundert Schriftproben. 277 S. Leipzig-Borsdorf 1910, A. Hasert u. C. 3 M.

Aus „wirtschaftlichen Gründen“, in Rücksicht auf den geistigen und Handelsverkehr mit dem Auslande, will man das kostbare Gut unserer deutschen Schrift aufgeben. Deutschland aber ist mit Fraktur und Antiqua emporgewachsen zu Ansehen und Macht auf beiden Gebieten, und auch die pädagogischen Gründe der angeblichen Überlastung der Schulkinder sind nicht stichhaltig. Der Lehrplan der Volksschulen ist in den letzten Jahrzehnten um viel Bedeutenderes bepackt worden, als ein Doppelalphabet. Durch die Beibehaltung der vier Doppelalphabete (große und kleine Buchstaben), die bisher im ersten Jahre gelernt wurden, wird unsere liebe Jugend keinen Nachteil erfahren.

Unsern Kindern aber die deutsche Schrift als Haupt- und Brotschrift zu erhalten, sie, die dem deutschen Charakter, der deutschen Wesensart und der deutschen Sprache entspricht, das ist unsere Pflicht, ebenso wie die Erhaltung unserer deutschen Sprache. Unsere Kinder würden uns verachten, nachdem sie groß geworden sind, wenn wir ohne zwingenden Grund ein solches Heiligtum aufgegeben hätten.

Wo bliebe unser Nationalstolz? Man hat schon viele Jahre lang gegen die deutsche Schrift angekämpft, als wir noch kaum mitzählten unter den Großmächten des Erdkreises, und man hat keinen Erfolg gehabt. Sollen wir uns jetzt wegwerfen, wo wir mächtig dastehen?

Unsere Unterwürfigkeit und Zaghaftigkeit dem Auslande gegenüber in Politik, Handelsverträgen und anderem, was uns die allerletzte Zeit gebar, kostete und kostet uns schwere Opfer. Wir werden dadurch in der Achtung der Völker nicht steigen, von manchem aber verhöhnt werden.

Peter Rosegger sagt: „Muß denn alles charakterlos werden heutzutage, sogar die Schrift? Dann traue ich ihr nicht mehr. Nein, der deutschen Väter Schrift muß unser bleiben.“

Cäsar Flaischlen sagt: „Alles erwogen und ein volles Dutzend nirgends noch erwähnter Vorteile dazu und ganz einerlei, aus welcher Urart wir unsere deutsche Schrift entwickelt haben ... sie ist nun einmal unser Werk, unsere Art, unsere Empfindung und das Zeichen, in dem wir bisher gesiegt haben! Und wir wollen eines unserer allerschönsten Kunst-

werke, unsere deutsche Schrift, ein Werk, an dem Jahrhunderte mit immer neuer Freude geschaffen haben, ein Werk, das zusammen mit der Erfindung der Buchdruckerkunst den ersten großen Kultursieg der germanischen Völker über die romanischen bedeutet und zugleich die erste innere Einigung unseres Volkes ... wir wollen das schlankweg in die Rumpelkammer werfen! Wir sind mit Deutsch und Latein geworden, was wir sind ... und plötzlich soll ... Deutsch fallen?!"

Wir wollen unsere Nationalschrift behalten, sind aber bereit, für wissenschaftliche Werke die Schwabacher anstatt der Fraktur anzuwenden, falls aus dem Auslande der Wunsch danach sich lebhaft zeigen sollte. Unter den jetzigen Verhältnissen führte Deutschland 1900 viermal so viel Bücher nach dem Auslande aus, als England (für 78 gegen 20 Millionen Mark). Das dürfte genügen, auch zur Abwehr der undeutschen Lateinfanatiker. Paul Hennig



Die Werningschen vaterländischen Festspiele

Seit vierzehn Jahren sind sie in mehr als fünfhundert Städten mehr als fünftausendmal aufgeführt worden. Tausende von Mitspielern und Hunderttausende von Zuschauern haben diese sogenannten vaterländischen Festspiele beschäftigt. Weite Gaue unseres Vaterlandes hindurch haben sich seit vierzehn Jahren in Stadt und Land Ausschüsse gebildet, um dieses „patriotische" Machwerk aufzuführen.

Der Leiter des Unternehmens ist ein Herr Direktor Werning aus Berlin. Es handelt sich bei seinen „Festspielen" um Aufführungen lebender Bilder aus den Jahren der tiefsten Erniedrigung Preußens und der glorreichen Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Der Text zu den Bildern entstammt nach den Angaben des Herrn Direktors der Feder eines „Dramaturgen". Gerade in den Tagen der Ausstellung der Schundliteratur in den Hallen des Reichstages gewinnt dieser Berliner, ausgerüstet mit der nötigen Gewandtheit, Dreistigkeit und Aufdringlichkeit des routinierten Geschäftsmannes, mit dem größten literarischen Schund glänzende Einnahmen in Rheinland und Westfalen. Sehen wir uns einmal die pekuniäre Seite seines Unternehmens an! Zur Aufführung sind 200 Personen erforderlich. Die notwendigen Kostüme und Requisiten leiht Herr Werning aus seiner Berliner Niederlage in der Friedrichstraße. Die Fracht für die gelieferten Sachen haben die Darsteller zu zahlen. Die Textbücher werden für 20 ₰ das Stück abgegeben. Herr Werning leitet zwei oder drei Proben und gruppiert die Bilder im großen und ganzen. In der Regel werden zehn Aufführungen an jedem Ort gegeben. Als Entgelt verlangte der Herr Direktor bei uns — wo ihm das Geschäft verdorben wurde — für jeden Abend 90 ℳ und 5 % der Einnahme oder die Hälfte der Gesamteinnahme. Rechnet man 400 ℳ Einnahme für den Abend, so würde Herr Werning 2000 ℳ für die Aufführungen erhalten haben. Nach H. Frese hat er in Meldorf in Dithmarschen, wo er 150 Rollen verlangte, nur 1488,55 ℳ für 11 Aufführungen bekommen, während der Reinertrag, der zu Wohltätigkeitszwecken von den Darstellern bestimmt war, 453,85 ℳ betrug. Da die Festspiele über fünftausendmal aufgeführt worden sind, so kann man für den Herrn Direktor einen Gewinn von 750 000—1 000 000 ℳ annehmen. Der ungeheure pekuniäre Erfolg dieses modernen Literaturfabrikanten ist nur zu erklären aus seinem geschickten Geschäftsbetriebe, seinem gewandten, sicheren Auftreten, seinem geradezu unversieglichen Wortschwall und der unglaublichen Urteilsunfähigkeit weiter Kreise des Volkes nicht nur in den unteren Schichten bei literarischen Erzeugnissen. Während aber der Veranstalter sich auf bequeme und billige Weise ein großes Vermögen erworben hat, haben Tausende von Darstellern Zeit, Geld und Talent für eine Sache geopfert, die es nicht verdient.



Tage- und wochenlang bilden die Aufführungen den Gesprächsstoff der Darstellenden und beherrschen ihre gesamte Vorstellungswelt, und noch in den spätesten Tagen redet Müllers Fritz mit Stolz davon, wie flott er einst den Studenten gespielt, und Meyers Else sieht sich noch lange als Elfe in dem entzückenden Kostüm und träumt von den seligen Tagen. Alle die frohbegeisterten Jünglings- und Mädchenseelen haben mit jugendlichem Feuer jene Literaturerzeugnisse auswendig gelernt, deklamieren sie mit der Begeisterung, die nur der Jugend eigen ist, und wähnen, in einem erbärmlichen Reimgeklingel voll Sentimentalität und Schwulst Perlen deutscher Poesie zu besitzen.

Griechenlands und Roms Himmel, Germaniens Schutzgöttin, Borussia und Bavaria, der Barde der Klopstockschen Zeit, Deutschlands Helden und Söhne, der russische Bär und der Zollernaar werden aufgeboten, um den Unhold Napoleon zu bannen. Ein paar Proben für den literarischen Wert dieses Werkes:

Von Tilsit heißt's:

„In Tilsit war's, dort bat den fränkischen Kaiser
Die Königin um Milde für das Land.
Er bot ihr aber nichts als schnöde Worte,
Fand schön ihr Kleid nur und die zarte Hand,
Den König schalt er, pries indes die Heere,
Die Königin nannt' er Friedensstörerin,
So schmähte er Luisens Frauenehre,
Ließ tief den Schmerz vor deren Seele ziehn."

Luise sagt:

„Der Adel nur allein befiehlt im Heere,
Dies Recht ward exklusiv ihm zuerkannt."

Friedrich Wilhelm III. zu Luise:

„Am Sarge Friedrichs schwor zu nächt'ger Stunde
Freundschaft der russische Bär dem Zollernaar."

Man stelle sich beide Tiere am Sarge Friedrichs des Großen vor!

Der Barde berichtet:

„Der Korse hat gemordet und geplündert,
Wo er und wie er konnte. Beispiellos
War seine Raubgier."

Von Napoleon heißt es:

„Die Bande deutscher Kraft und Einheit,
Sie riß der Korse meuchlerisch entzwei."

Danach Borussia als Bettelweib auftreten zu lassen, ist geradezu abgeschmackt.

Der Dramaturg fährt fort:

„Indes vermochte sie nicht zu verwinden
Die Kränkung, die ihr dieser zugefügt.
Von jenem Augenblick an ist die Edle,
Von Krankheit schwer erfaßt, dahingesiecht."

„Ganz Deutschland greif' zu Waffen!" ist sein Aufruf. 1813 betet Germania:

„Herr, o laß das tausendjährige deutsche Reich noch fortbestehn,
Laß es nicht in fränkischer Knechtschaft jämmerlich zugrunde gehn."

Von Johanne Stegmann sagt er:

„Jedwede Kugel, die durch ihre Hand
Herbeigeholt, den Weg hinüberfand
Ins Feindesheer, die streckte einen nieder;
Es wurden immer schwächer dort die Glieder."

Blücher muß beim Halleschen Tore herhalten:

„Und eine Stunde später war man dem Tore nah.
Schnell schlugen Pioniere ein großes Loch,
Und Blücher war der erste, der stürmend es durchflog."

Hermann, der Enkel, also ein Kind, sagt unter anderem:

„Nun aber ist die deutsche Einigkeit
Bei weitem ja noch immer nicht vorhanden."

1867 erzählt der Greis dem Enkel von den Befreiungskriegen:

„Geplündert Land und Volk, verlegt die Grenzen,
Bedroht sogar den König auf dem Thron.
Es kamen Männer, die das Volk beseelten
Durch Geisterblitze und durch Schwerterklang."

Barbarossa zu Bismarck:

„So sprich, was willst du hier, mein Ritter?
Warum nahmst du zu mir den Lauf?"
„Ich komme im Auftrag meiner Brüder,
Des deutschen Volkes. Steh, Kaiser, auf!"

Barbarossa darauf: „Wie kann ich mich dazu verpflichten!" Nach diesem literarischen Koch hat der Franzosenkaiser „allein Anrecht auf den Thron des spanischen Volkes". Seine Feindschaft gegen die Grammatik erhärtet der „Dichter" unter anderem durch den Satz: „Die Spanier wollten als König aus dem Zollernhause einen Prinz."

Es gibt gute Stücke, die für billiges Geld zu haben sind, und unter den Regisseuren der benachbarten Stadttheater wird man einen guten und jedenfalls entschieden billigeren Leiter der Spiele und Vermittler der nötigen Kostüme finden können.

W. Verleger



Das Neueste! Das Allerneueste!

Wenn Hebbel aus seinem Pariser Aufenthalt heraus im Jahre 1844 in sein „Tagebuch" schrieb: „In Frankreich kennt jeder Bauer den Namen Molière, in Deutschland nicht jeder Schulmeister den Namen Goethe", so können wir natürlich über eine solche Behauptung heute nur lächeln. Aber darin werden wir Hans Wantoch in der „Hilfe" recht geben müssen: „Deutschland ist auf geistigem Gebiete der freizöllnerischste Flecken der Welt, und die Modegötzen fremder Nationen halten es ebenso wie die Talmigrößen seiner Gegenwart davon ab, zu den Stammvätern seiner Kultur vorzudringen. Wir haben es in diesem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mit Gorki und Wilde und Wied und Shaw gehalten. Unsre Schaubühnen zeigen uns nicht in den Dichtungen Goethes und Schillers, Hebbels und Kleists das erhöhte Abbild unsres Lebens, sie führen uns russische und englische, dänische und — wenn möglich — japanische Dramen vor. Ich bin sicher, daß viel mehr Menschen die Gedichte Baudelaires kennen als die Lieder Eichendorffs, die die Deutschen den Zauber des Waldes erst recht verstehen gelehrt haben. Durch diese Erweckung ist aber Eichendorffs Dichtung eine lebendig wirkende Macht geworden. Sie beeinflußt unser Gefühlsleben und ist für jeden ein immerwährender Besitz seiner Seele, auch wenn er nur eine einzige Zeile Eichendorffs kennen gelernt hat. Wie ein unterseeischer Strom wirken Werke und Worte unsrer Großen fort, und wenige wissen, wie nahe sie ihnen fast zu jeder Stunde sind. Klopstocks und Herders Schriften sind vielleicht nur mehr Bestandteile öffentlicher Büchereien. Aber eines der holdesten Wörter, ohne das wir uns das deutsche Gemütsleben kaum mehr denken können, ‚einig', ist ein Geschenk Herders, das er in begnadeter Stunde geboren hat. Die Tagesaktualität scheint den überzeitlichen Lebenswert endgültig niedergerungen zu haben. Die Zeitung schleudert uns jeden Morgen und Abend eine Unsumme belangloser Tatsachen zu, deren Wirkung und Wert mit dem Augenblick enden. Die angebliche Notwendigkeit, über die wichtigsten und nichtigsten Begebnisse

des Jetzt unterrichtet zu sein, rafft alle Zeit in sich, die der Mensch zur Erwerbung bildender Werte erübrigen könnte. Nur das Neueste reizt, das Jüngste findet den besten Beifall. Die gellende Momentphotographie lockt das Publikum von der Betrachtung ewiger Meister. Und die Zeitung fördert dieses Hinterdrein der Menge hinter jedem noch so bedeutungslosen Ereignis. Es scheint zwischen ihr und ihren Lesern ein Geheimübereinkommen zu bestehen, nur den Augenblicksreiz zu beachten, sei der Augenblick auch der einzige Reiz, und es bedarf förmlich eines entschuldigenden Vorwandes in der Jährung eines Geburts- oder Todestages, um die allgemeine Aufmerksamkeit erlauchten Künstlern der Vergangenheit zuzuwenden. Dann dröhnen uns marktschreierische Jubiläumsartikel den Dank in die Ohren, den wir diesem oder jenem Toten schulden. Man entledigt sich mit hastiger Geschäftigkeit seiner gezwungenen Festfreude, deren programmatische Pflichtenartigkeit unfroh nivelliert, jeden wirklichen Aufschwung unterbindet, und schlägt sich mit einem ‚Gottlob' wieder in den gewohnten Trott; in seinem oberflächlichen Hintasten fühlt man sich wohler als beim Verweilen in Tiefen und Gründen ..."

Der wahre Mann seiner Zeit ist eben der Straßenhändler, der seine Zeitung, noch feucht von Druckerschwärze, ausschreit: „Das Neueste! Das Allerneueste!"



Das Phrasen-Feuilleton

Es hat sich unter der Unmenge der Schreibenden eine Spezialität herausgebildet: das Phrasen-Feuilleton. Es sind verunglückte Dichter. Literaten, die ihren Vorrat aus den Werkstätten moderner Poesie holten und diese poetisch klingenden Wendungen nun als Feuilleton wiedergeben. Liebhaber vieler Punkte. Sätze ohne Zeitwort (Schule Kerr) ... Viel Gebärde, wenig Inhalt. Völliges Fehlen der Maßstäbe. Instinktlos. Aber es rauscht ... es rauscht ...

Folgende drei Stichproben sind auf einer einzigen Seite des „Tag" zu finden. Und zwar sind es drei verschiedene Kritiker, die hier drei verschiedene Bücher besprechen. Man beachte die Ähnlichkeit des Rauschens!

„Dieses Werk ist von einer finsterstrahlenden, schrecklichen, unüberwindlichen Wirklichkeit. Aus den Tiefen empor. Nicht nur aus den Tiefen des russischen Lebens — hier quillt das ganze kalte Grauen aus einem abseitigen, uralten Gruftgewölbe der Menschheit auf, dieser Menschheit, wie sie ist: erbarmungslos, zynisch, absurd, voller Brutalitäten, dumpf im Dumpfen treibend, phrasenhaft, ohne Rettung. Das Tragische, das Klägliche, das Blutige, das Lächerliche aus dem Leben jener Frauen, die der ungeheuren Fleischgier der männlichen Gesellschaft leibeigen sind, das zeichnet hier, oft nur andeutend, aber immer mit ernsten Gluten ein innerst bewegtes russisches Auge, geschult an den großen Meistern dieses Landes, knapp, fast ohne schriftstellerische Hintergedanken und wie umtrauert von einer gedrückten Monotonie des Mit-Leidens, einer hilflos hindämmernden Bitterkeit ..."

So der Erste. Ihm folgt in gleichem Tonfall Nummer zwei:

„Die Hauptsache bleibt: er hat lebhafte Sinne, und viele Klänge sind ihm untertan. Er weiß, daß alle Menschen einfach sind und nur das treiben, was sie sich selber aufgegeben haben, und weil es mit dieser Weisheit doch nicht ganz richtig ist, schöpft er aus den Variationen und Stufungen des Unabänderlichen empfindsame Anregung. Sehr genau kennt er die Frauen, die sein Fühlen beschwingen. Die Welt wird warm von ihrem Widerhall, ihre Lippen sind schon des Leibes leiser Tanz, ihre Müdigkeit verrät des Schlafes Blumenglut, ihr Haar zieht überall die Sonne mit, und alle Stunden, ‚ob sie dunkel, ob sie fröhlich bluten', hängen sich als ein Lächeln an ihren Mund. Und oft gibt er ihre Worte wieder, die ihm die



Welt einzubauen scheinen. Und manche von ihnen dünkt ihn, als würde sie das schwere Herz gereifter Frauen in einem unberührten Leibe tragen ..."

Und kongenial sogleich der dritte:

„Irgendwo fängt für jeden Menschen die Ohnmacht an. Die Ohnmacht seiner Begabung wie seiner Empfindungen. Die Ohnmacht seiner Persönlichkeit wie seines Charakters. Die Ohnmacht seiner Kräfte wie seines Willens. Die Ohnmacht seines Glaubens wie seines Wissens. Und irgendein Unausgereiftes des Lebens, etwas, das leicht zur Vollendung seiner selbst kommen konnte, ein an dieser Ohnmacht Zerschelltes bleibt zurück — der unbehobene Rest unseres Daseins, der unaufgelöste Bodensatz unseres Erlebens ..."

Es sind meistens junge Leute, die so ungeheuer bedeutend über das Problem des Lebens prechen. So ungeheuer bedeutend! ... —r—

Eine Kinder-Republik

Im äußersten Norden des Staates Neuyork, so liest man in den „Deutschen Nachrichten", einige Stunden von Buffalo entfernt, liegt ein äußerlich wenig anziehendes Örtchen mit dem Namen F r e e v i l l e, das aber dem ahnungslosen Besucher ein kleines Wunder enthüllt. Schon auf den umliegenden Feldern fällt es auf, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen lauter halbwüchsige Burschen und Mädchen oder noch Kinder sind, und tritt man in das lebhafte Treiben der Straßen hinein, so erscheint als eigentlicher Bürger des Städtchens nur junges Volk, unter dem hier und da einmal ein Erwachsener auftaucht. Besonders freudig wird ein leicht ergrauter, etwa fünfzigjähriger Mann mit gutem, freundlichem Gesicht begrüßt, der in den verschiedensten Werkstätten auftaucht. „Guten Tag, Daddy!" rufen ihm alle zu, und er antwortet mit seinem gütigen Lachen: „Hallo, Bob! hallo, Jennie!", nennt jeden bei seinem Namen und widmet jedem ein gutes Wort. Wir sind in der Kinderrepublik, und der gute, freundliche „Daddy" ist der Philantrop W. R. George, der Begründer dieses einzigartigen Freistaates, der sich zwar längst von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückgezogen hat, aber noch immer wie ein guter Geist über dem ganzen Unternehmen wacht. Die Entstehung und Einrichtung des Kinderfreistaates erzählt Prof. Albert Schinz, der Freeville einen Besuch abgestattet hat, in einem umfangreichen Aufsatz der „Revue".

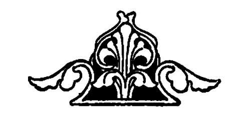
Seit Ende der achtziger Jahre widmete sich George in seinen philanthropischen Bestrebungen dem Schicksal der Kinder jener Ärmsten, die in den „Slums" der amerikanischen Städte ihr trauriges Leben fristen. Alle Jahre erhielt er von dem Bureau, in dem er angestellt war, einen einmonatlichen Urlaub, den er in seiner Heimat bei dem heutigen Freeville verbrachte. Dahin nahm er stets eine Anzahl seiner Schützlinge mit, die er bei Bauern einquartierte. Zuerst waren es nur dreißig arme Kinder, aber nachdem er menschenfreundliche Stiftungen für sein Unternehmen interessiert hatte, wurden ihm bis 200 Kinder in die Ferienkolonie mitgegeben. Einen rechten Segen aber erlebte George von dieser kurzen Erholungszeit für seine Pfleglinge nicht. Diese Geschöpfe, die aus den niedrigsten Sphären kamen und das ganze Jahr das schlechteste Beispiel vor Augen hatten, brachten ihre bösen Instinkte mit in die ländliche Umgebung, stahlen, bettelten und waren unbotmäßig. Der Philanthrop versuchte es mit allerlei Reformen; er ordnete an, daß den Kindern nichts geschenkt werden dürfte, sondern daß sie für alles Arbeit leisten sollten. Um den Vergehen zu steuern und zugleich eine wirklich bessernde Strafe eintreten zu lassen, kam er auf den Gedanken, daß die Kinder selbst unter sich ein Gericht bilden und den Schuldigen aburteilen sollten. Diese kühne Idee fand vielen Widerspruch, aber sie brachte so gute Ergebnisse, wie sie George kaum zu hoffen gewagt. Die Kinder wählten zum Vorsitzenden des Gerichts den Schlimmsten und Gefürchtet-

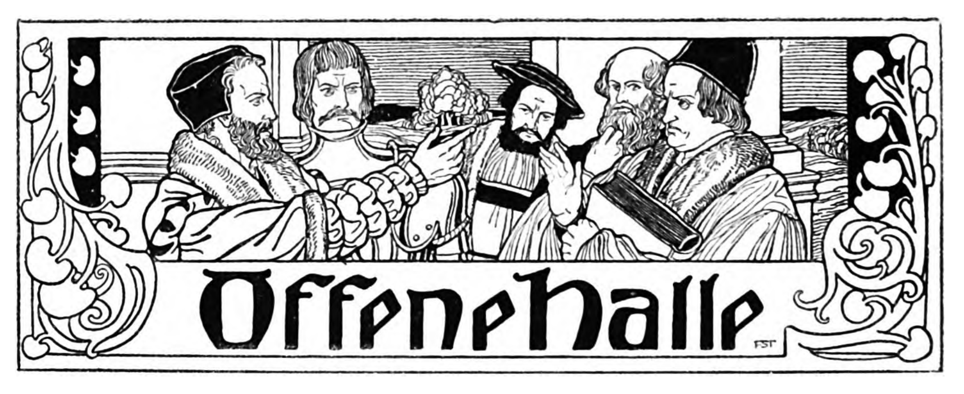


sten unter ihnen, ein Mitglied der berüchtigtsten Bande jugendlicher Verbrecher in Neuyork, des „Park-Gang". Banjo — diesen Beinamen führte der frühreife Tunichtgut — wurde selbst ein musterhafter Arbeiter, nachdem sein Stolz und sein Selbstbewußtsein geweckt waren.

Aus dieser Organisation der Ferienkolonie ging nun im Winter 1894/95 die große Idee hervor, eine Republik für Minderjährige zu gründen, die George im Sommer 1895 glücklich durchführte. Die Leitung der neuen Republik übernahm zuerst der Begründer als Präsident. Aber er gewährte seinen Mitbürgern immer mehr Anteil an der Regierung und Verwaltung, so daß er sich bereits 1897 ganz zurückziehen konnte und nur das Vetorecht gegen die Gesetze des neuen Freistaates behielt. Der Zweck seines Unternehmens war, diesen Kindern, die den außerhalb der Gesellschaft und Ordnung stehenden Kreisen entstammten, einen Begriff zu geben von der notwendigen sozialen und politischen Gliederung eines Staates und ihnen zugleich gesundheitlich günstige Lebensbedingungen zu verschaffen. Mit fünfzehn Jahren ist jeder Bürger von Freeville wahlberechtigt, ein Privileg, das mit einundzwanzig Jahren erlischt. Ein Präsident und Vizepräsident werden gewählt, die bei den monatlichen gesetzgebenden Volksversammlungen den Vorsitz führen. Auch dem Gericht, der Polizei und der Bank stehen je ein Präsident vor. Es wurde gleich von Anfang an ein besonderes Geldsystem für diese Republik der Minderjährigen eingerichtet, um die Finanzen streng gegen die Außenwelt abzugrenzen. Derjenige, bei dem anderes Geld gefunden wird, als das in Freeville gültige Aluminiumgeld, wird bestraft. Die Bürger, die die Republik verlassen, erhalten das Geld, das sie besitzen, in die Währung der Vereinigten Staaten umgewechselt. So ist also eine Bank vonnöten, die auch die eingehenden Steuern verwaltet. Jeder Bürger muß monatlich etwa 80 ₰ Steuern bezahlen; die Staatsbeamten empfangen Gehalt, der Präsident wöchentlich 2 Dollar, der Vizepräsident 1 Dollar, die beiden erwählten Richter, stets ein männlicher und ein weiblicher, je 1½ Dollar. Gegenwärtig besitzt Freeville 150—175 Bürger, davon ein Drittel Mädchen. Die Unterhaltung kostet pro Kopf wöchentlich 5 Dollar; da durchschnittlich jedes Mitglied des Staates 2½ Dollar verdient, so bleibt ein Defizit, das durch Schenkungen gedeckt ist.

Außerordentlich bemerkenswert ist das Leben, das sich in den einzelnen Kreisen dieses Organismus entfaltet. Vorzüglich bewährt sich vor allem das Gerichtsverfahren, bei dem sich der Angeklagte den männlichen oder weiblichen Richter und dazu noch Beisitzer wählen kann, und wo bei aller Milde große Gerechtigkeit herrscht. Auch die „süßen Seiten" des Lebens werden nicht vernachlässigt; die Konditorei erfreut sich der größten Beliebtheit und hat im letzten Jahr 2600 Dollar Überschuß gebracht. Eifrig sind die Bürger bei der Gesetzgebung. Aber so manches Gesetz geht hier durch, das sich dann nachher nicht bewährt. George macht von seinem Vetorecht keinen Gebrauch, sondern läßt die Gesetzgeber sich selbst von ihrem Irrtum überzeugen. So wurde vor einiger Zeit der achtstündige Arbeitstag mit großer Majorität angenommen. Von einem bestimmten Tage an sollte, wer mehr als acht Stunden arbeitete, sich strafbar machen. Die Mädchen, die die Hausarbeit besorgen, erhoben sich wie gewöhnlich um halb sieben, arbeiteten bis um halb vier und mußten dann natürlich wohl oder übel aufhören. Ganz Freeville blieb also ohne Abendbrot, und die Herren Reformatoren mußten mit knurrendem Magen sofort eine außergewöhnliche Versammlung einberufen, um das Gesetz schleunigst wieder aufzuheben. ...





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Reform der Volksvertretung

Jede Regierungsform ist an sich leer. Sie erhält erst ihren konkreten Inhalt durch die realen Machtverhältnisse, wie sie sich jeweils im Volke herausgebildet haben. Diejenige Verfassung wird also die gerechteste und somit auch die dauerhafteste sein, die diesen realen Machtverhältnissen durch eine verfassungsmäßige Volksvertretung mit entsprechender Abstufung Rechnung trägt. Das ist für die Regierung wichtig, da sie sich sonst leicht mit der Volksvertretung verständigt, ohne doch den Wünschen des Volkes gerecht zu werden. Das ist aber auch für das Volk wichtig, weil es sonst leicht die Achtung vor der Volksvertretung verliert und revolutionären oder cäsaristischen Aspirationen Vorschub leistet.

Genau ebenso wichtig ist nun freilich, daß die Volksvertretung auch wirklich ersprießliche Arbeit leistet. Denn was nützt alles Abwägen und Berücksichtigen der realen Machtverhältnisse, wenn im Abgeordnetenhause die Debatten unsachlich und ohne jede Gründlichkeit geführt werden, wenn sie sich endlos in die Länge ziehen oder gar schon in den Fraktionsversammlungen, Kommissionen und Subkommissionen im Sande verlaufen, noch ehe sie das Plenum in Mitleidenschaft gezogen haben.

Diese Gefahr läßt sich nun einfach dadurch vermeiden, daß die Zahl der Abgeordneten aufs äußerste beschränkt wird, also im preußischen Abgeordnetenhaus z. B. die Zahl 120 nicht überschreiten darf. Dadurch wird erreicht, daß in demselben Maße, wie die Zahl der Parlamentsmitglieder abnimmt, das Verantwortlichkeitsgefühl der Abgeordneten für die Parlamentsbeschlüsse zunimmt. Vor allen Dingen wird die verdummende Gewalt, wie sie in jeder Anhäufung von Menschen begründet liegt, auf ein Minimum beschränkt. Endlich wird die Wahl wieder ausschließlich auf die wirklich arbeitenden Kapazitäten fallen, wodurch die Debatten an Sachlichkeit zunehmen und gleich im Plenum erledigt werden können, ohne daß man Gefahr läuft, zwecklose Redeturniere heraufzubeschwören. Auch reichen dann, die entsprechende Einschränkung der Parlamentsmitglieder im Reichstag vorausgesetzt, die Intelligenzen aus, den Bedarf beider Parlamente zu decken, wodurch eine Mandatshäufung ausgeschlossen ist und das zeitraubende Hinundherpendeln zwischen Reichstag und Landtag vermieden wird.

Wie ist nun aber mit der möglichst geringen Anzahl der Parlamentsmitglieder die erste Forderung in Einklang zu bringen, daß die Volksvertretung das getreue Spiegelbild aller im Volksleben wirksamen Mächte ist?

Soll im Wahlergebnis der Wille der Wähler zum Ausdruck kommen, so müssen vor allen Dingen die Minderheitsparteien im Volke zu einer entsprechenden Vertretung gelangen können. Das ist nur möglich, wenn die Wahlkreise verkleinert werden, also nicht mehr denn

5000 Seelen umfassen, nun aber nicht einfach geographisch abgegrenzt, was ja sofort wieder das Überstimmtwerden der Minderheiten zur Folge haben würde, sondern mit Rücksicht auf die Bevölkerung gebildet, also daß etwa alle Kleinstädte, die nicht Ackerbürgerstädte sind, alle großstädtischen Villenvororte und alle größeren ländlichen Industriezentren Wahlbezirke für sich abgeben.

Nun würden aber auf diese Weise über 6000 Abgeordnete gewählt werden statt 120. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß die indirekte Wahl allerdings im Prinzip die einzig richtige ist, und daß auf etwa 50 Bezirksdelegierte oder Wahlmänner erst ein Abgeordneter kommen darf, doch so, daß sich die Wahlmänner eines jeden Regierungsbezirkes zur Provinzialhauptstadt begeben, hier parteiweise gruppieren und in Kurien von je 50 Wahlmännern einen Abgeordneten wählen. Die übrigbleibenden Wahlmänner oder diejenigen einer Partei, die es gar nicht erst auf 50 bringen, versammeln sich in der Landeshauptstadt, wo sich derselbe Vorgang wiederholt. Verbleibt auch hier ein Rest oder bringt es eine Partei überhaupt nicht, auch nicht einmal in der Landeshauptstadt, auf 50 Wahlmänner, so bleibt sie unvertreten.

Da vor der Wahl die Wahlmänner noch nicht bekannt sind und selbstverständlich die Abgeordneten aus den vor der Wahl noch unbekannten Wahlmännern des entsprechenden Regierungsbezirkes oder der entsprechenden Provinz hervorgehen müssen, so können die Wahlmänner auch nicht von den Urwählern auf einen bestimmten Kandidatennamen verpflichtet werden. Das Prinzip der indirekten Wahl bleibt also aufrecht erhalten. Ebenso ist jede Überstimmung von Minoritäten ausgeschlossen, da jede Partei in sich selbst die Auswahl der Abgeordneten vornimmt. Und die Urwahl kann wohl ohne Schaden für gültig erklärt werden, wenn sie auf Grund der relativen Stimmenmehrheit erfolgt ist.

Ist hiermit aber nun schon eine vollständige organische Reform der bestehenden Wahlgesetze herbeigeführt? Wohl kaum. Denn wenn auch bis jetzt erreicht ist, daß jedem Staatsbürger eine wirklich erfolgreiche Mitwirkung an der Politik ermöglicht ist, so wird doch andererseits durch die Gleichheit des allgemeinen Wahlrechts noch immer ein völlig gerechtes Verhältnis, wie es zwischen Rechten und Leistungen, zwischen Befugnis und Befähigung bestehen müßte, illusorisch gemacht. Dieses gerechte Verhältnis kann nur dadurch herbeigeführt werden, daß die Stimmen nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden.

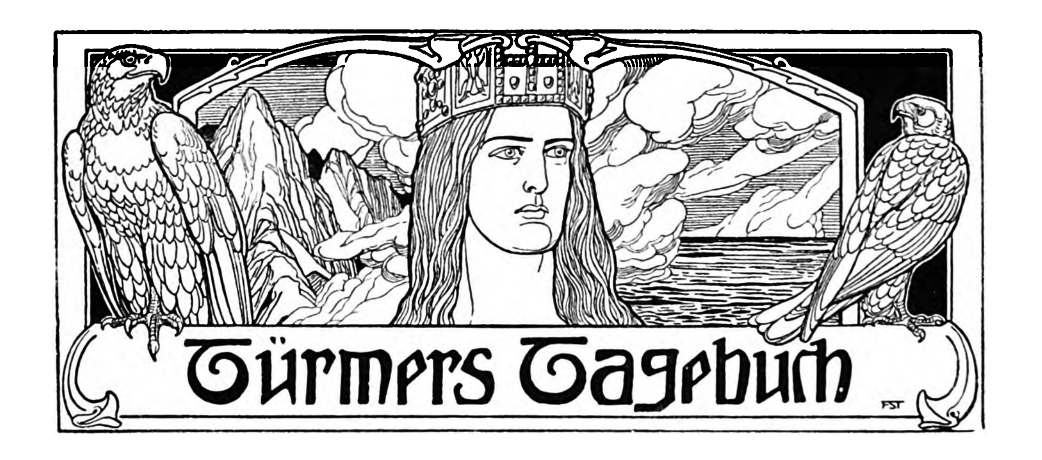
Daß ein berufständiges Parlament die wirtschaftlichen Interessen noch mehr in den Vordergrund drängen würde, als es leider schon jetzt im politischen Parlament geschieht, ist leicht einzusehen. So notwendig ein berufständiges Parlament auch ist und über kurz oder lang gar nicht umgangen werden kann, wenn anders die rein wirtschaftlichen Fragen sachgemäß ihre Erledigung finden sollen, so darf es doch niemals das politische Parlament verdrängen, sondern muß ihm vielmehr, gerade um es von wirtschaftlichen Fragen zu entlasten und den rein politischen Fragen zurückzugeben, als Volkswirtschaftsrat zur Seite treten.

Dann läßt sich aber die demokratische Gleichmacherei, die genau ebenso einseitig ist wie die mit Recht verhaßte plutokratische Bevorzugung, nur dadurch vermeiden, daß man zur Urstimme noch Zusatzstimmen hinzufügt, und zwar in Gestalt von Altersstimmen, Familienstimmen, Militärstimmen, Bildungsstimmen und Steuerstimmen.

Erst so würde sich die Wahlreform zu einem organischen Ganzen abrunden, das allen realen Machtverhältnissen im Staate Rechnung trägt. Daß dieser Organismus kunstvoll und kompliziert sein würde, wer wollte das leugnen? Aber das ist doch eher ein Beweis dafür als dagegen. Schon in der Natur sehen wir diejenigen Organismen die höchste Stufe einnehmen, die die kompliziertesten sind. Vor allen Dingen aber ist es die Geschichte, die den Beweis dafür erbringt, daß das Leben der Menschen um so komplizierter wird, je reicher es sich entfaltet und eine je höhere Kulturstufe es erreicht hat.

Dr. phil. Ph. Münch





Deutsche Not in Ost und West

Weder im Westen noch im Osten will es geraten. Hier das Elsaß, dort das Posen. Und die uns vom hohen Roß herunter die nationale Pauke schlagen, helfen uns auch keinen Schritt vorwärts. Helfen kann uns nur nüchterne, dünkelfreie Erkenntnis der Dinge, dann aber zielbewußtes Fortschreiten auf dem also erkannten Wege.

In der „Zukunft“ schildert ein in der Provinz Posen lebender Beamter Zustände und Stimmungen der Ostmark mit einer unbestechlichen Sachlichkeit und Offenheit, an die sich manche Ohren erst werden gewöhnen müssen. Man sieht auch in dieser im einschneidendsten Sinne *nationalen* Frage vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr, und je mehr die Frage erörtert wird, um so weniger weiß man mit ihr anzufangen. Da kann solche Aufklärung nicht weit genug getragen werden.

Daß unsere nationale Politik in der Ostmark ein Fehlschlag sei, ist für den Verfasser einfache Tatsache. Überall seien die Polen geschäftlich und gesellschaftlich von den Deutschen abgerückt. Zwar erwiderten diese Abneigung mit Abneigung, Boykott mit Boykott, — aber, was helfe das? Das wirtschaftliche, das geschäftliche Übergewicht neige sich doch immer mehr auf die Seite der Polen, und wenn endlich die Hoffnung auf eine Germanisierung sich an die Ansiedlungspolitik klammere, so sei diese Hoffnung bis jetzt gründlich enttäuscht worden:

„Was wollen die Zehntausende deutscher Kolonisten und ihrer Angehörigen neben den ständig wachsenden Millionenziffern der Polen bedeuten? Was bedeutet die relativ geringe Erweiterung deutschen Landbesitzes gegenüber der zunehmenden *Polonisierung* der Städte, die sich in der Residenzstadt selbst, wie in fast allen kleineren Orten von Jahr zu Jahr bemerkbarer macht und *selbst in früher rein deutschen Städten wie Bromberg* und Fraustadt hervortritt? Und das Schlimmste: der Nationalitätsstreit hat auf das bis vor kurzem völlig friedliche *Schlesien* übergegriffen, und auch dort ist eine Konsolidierung der polnischen Bevölkerung im Werden, die ganz analog den

Posener Verhältnissen und unter ihrem unmittelbaren Einfluß die nationale Stärkung des slawischen Elements mit gleichem Erfolg anstrebt."

Man habe freilich kein Recht, diesen Mißerfolg der jetzigen Regierung und ihrer durch den Ostmarkenverein inspirierten Kampfpolitik auf Rechnung zu setzen: „Die letzten Ursachen der unerfreulichen Entwickelung liegen tiefer, und diese Entwickelung selbst ist viel älter als die hakatistische Bewegung, die ja erst durch sie und zu ihrer Abwehr entstanden ist. Es ist zunächst eine geschichtliche Notwendigkeit, die sich, allen Abwehrmaßregeln zum Trotz, hier durchsetzt. Mit der Zunahme des Wohlstandes, mit der Hebung des Lebens und der Bildung erstarkt wenigstens in unserem Zeitalter unvermeidlich auch das Nationalbewußtsein. Und wo es sich von außen eingeengt, von fremdem Volkstum umgeben und niedergehalten sieht, muß es gerade aus diesem Gegensatz seine Kraft ziehen und in den Staatsgenossen fremden Stammes den Gegner sehen, gegen den es sich wendet. Die wirtschaftliche und kulturelle Erstarkung nun verdanken die preußischen Polen dem preußischen Regiment. Was vom nationalen Standpunkt aus ein Mißerfolg dieses Regimentes scheint, ist unter staatlichen Gesichtspunkten ein großer Erfolg. Als die polnischen Landesteile an Preußen kamen, sah es in ihnen schlecht aus: ein verschuldeter und verkommener Adel herrschte über unterdrückte und ausgesogene Bauern; beide Klassen waren gleich roh und ungebildet, beide ohne soziales Empfinden und politisches Streben. In den Landstädten (andere gab es nach unseren heutigen Begriffen nicht) wurde die Oberschicht des Bürgertums fast ausschließlich von Deutsch sprechenden Juden vertreten; die Polen bildeten überall das Proletariat. Die preußische Regierung hat die Straßen gebaut und die Äcker meliorisiert, hat den Bauern Rechte gegeben und Schulen gegründet. Die heutigen Städte, in denen die verschiedenen Bevölkerungselemente gleiche Vorteile städtischer Gemeinschaft genießen, sind wenigstens mittelbar sämtlich ihr Werk. Doch verstand sie nicht, mit der Hebung des Lebens zugleich die Hebung des Staatsbewußtseins zu erwirken. Als die ersten polnischen Banken gegründet wurden, als der Marcinowski-Verein seinen bedeutsamen Aufschwung nahm, versäumte sie, die Aufnahme deutscher Mitglieder und deutschen Kapitals zu erzwingen und hierdurch diese Gründungen und Institutionen ihres nationalen Charakters zu entkleiden. Und seit den Tagen Flottwells folgte ein System dem anderen. Zehn bis zwanzig Jahre lang wurden die Polen verhätschelt und mit Zuckerbrot gefüttert; dann, wenn sie sich zu laut und übermütig regten, etwa ebensolange mit der Peitsche behandelt. Solchen Wechsel, der unter allen Umständen Erbitterung hervorruft und einen ruhigen Ausgleichungsprozeß hindert, hat die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viermal gebracht. Niemals fand die Regierung einen Mittelweg, der, fern von Unterdrückung und Provokation, aber auch von schwächlicher Nachsicht, zu dauernd haltbaren Verhältnissen führen konnte. Endlich kam gegen Ende des Jahrhunderts noch die ungeschäftliche und ungeschickte Gebarung der Ansiedelungskommission in ihrer ersten Jugend hinzu. Sie wollte raschen Erfolg sehen, wo nur behutsame Arbeit ans Ziel führen konnte. Sie kaufte um jeden geforderten Preis und durchschaute nicht einmal die Manöver der polnischen Güteragenten. Sie half dem bankerotten und halbbankerotten

polnischen Adel und mittleren Grundbesitz zu Geld und übersah, daß die glücklichen Verkäufer, wenn sie eine Ecke des Landes räumten, den Kaufpreis benutzten, um sich in einer anderen (besonders gern in den Städten) wieder anzukaufen.

Die Folgen aller dieser Tat- und Unterlassungssünden fanden die heute Regierenden vor; sie haben sie nicht verschuldet, aber auch nicht zu beseitigen vermocht. Daß es ohne den Ostmarkenverein und seine Politik noch trostloser aussehen würde, mag sein. Aber die verdienstvolle Initiative der Begründer des mächtig gewordenen Vereins beweist noch nicht, daß die Politik richtig ist, in deren Dienst heute fast alle Regierungsbeamten in Posen und Westpreußen stehen. Unter den Deutschen, die im Zentrum des Kampfgebietes, in der Provinz Posen tätig sind, hält kein ernsthafter Mann noch für möglich, die Polen zum Aufgeben ihrer Nationalität, zur Auflösung ins Deutschtum zu zwingen. Eine gewaltsame Germanisierung der Polen war vielleicht vor hundert Jahren noch möglich, bevor die preußische Regierung durch die Verfassung eingeengt und an bestimmte Rechtsnormen gebunden wurde, und bevor die Polen waren, was sie heute sind: ein Volk oder doch der Bruchteil eines Volkes, das durch ein starkes Nationalgefühl, eine eigene Bildung und Literatur (mag auch noch so viel davon deutschen Vorbildern entlehnt sein) und ganz besonders durch eigne wirtschaftliche Interessen zusammengehalten wird.

Aber kann, wenn schon nicht die Entnationalisierung, so doch wenigstens die wirtschaftliche und soziale Niederhaltung der Polen das Kampfziel sein? Als Preußen die Provinz übernahm, war es möglich, die neuen Untertanen niederzuhalten und ihnen die Stellung von Proletariern oder Heloten anzuweisen. Der preußische Staat brauchte zu diesem Zweck noch nicht einmal das Land aufzuteilen, wie England mit Irland tat. Es genügte, den verschuldeten Adel seinem gerechten Schicksal preiszugeben und das Volk in dem Zustand zu lassen, in dem es war. Aber heute ist, zu einem großen Teil eben durch das Verdienst der preußischen Regierung, dieser Zustand wesentlich anders geworden. Die Entwickelung zu Wohlstand und Bildung ist im Gang; könnte eine Staatsregierung daran denken, sie gewaltsam zurückzudrängen? Selbst wenn sie wollte, würden ihr im Rechtsstaat dazu die nötigen Mittel fehlen. Wie sollte ein Ausnahmegesetz aussehen, das die wirtschaftliche Erstarkung eines einzelnen Bevölkerungsteils einiger Provinzen hemmen könnte? Oder wollen wir nur Gehorsam? Fälle von Widersetzlichkeit oder gar geplanter Unbotmäßigkeit sind in Posen nicht häufiger als anderswo. Im Gegenteil: die eigentümliche slawische Fügsamkeit und Unterwürfigkeit ist noch heute für die unteren Volksklassen ein charakteristisches Kennzeichen, und man kann von deutschen Regierungsbeamten hören, daß die Polen eigentlich ganz angenehme Untertanen seien. Und daß sie zuverlässige und disziplinarisch lenkbare Soldaten sind, wenn auch nicht gerade gewandter und intelligenter als unsere deutschen Bauernjungen, weiß jeder, der unser Militär kennt. Wer nur Gehorsam will, braucht also keinen Kampf und kein Feldgeschrei.

Wenn man die Verhältnisse in unseren polnischen Landesteilen richtig beurteilen will, muß man zuerst von den falschen Parallelen und Gleichsetzungen ab-

sehen, die man so oft liest und hört, und die meist aus Unkenntnis der Wirklichkeit hervorgehen. Posen ist nicht nach österreichischen Verhältnissen zu beurteilen. Die Zustände in den österreichisch-slawischen Ländern, besonders in Böhmen, zeigen äußerlich allerdings manche Ähnlichkeit mit unseren. In Wirklichkeit sind sie von unseren völlig verschieden, und die oft gehörte Gleichsetzung von Prag und Posen ist so grundfalsch, daß nur Unkenntnis oder böser Wille sie wagen kann. Denn erstens ist Österreich nicht Preußen, und zweitens sind die Polen nicht Tschechen. Es gibt kaum zwei moderne Staatsverbände, die weniger Ähnlichkeit miteinander haben, als das national und politisch straff konsolidierte Preußen und das dezentralisierte Österreich mit seinen vierzehn Landessprachen und seinen dieser Buntheit entsprechenden Verwaltungstraditionen. Kaum weniger verschieden aber als diese beiden Staatswesen sind die beiden slawischen Völker, die unter ihnen leben; verschieden nach Geschichte und Kulturstand, nach Temperament und Gesinnung. Ein auch nur halbwegs gerechter Vergleich fällt hier ganz zugunsten der Polen aus. Von dem fanatischen Haß gegen deutsche Kultur und Sprache, der die Tschechen erfüllt, ist bei den preußischen Polen wenigstens nichts zu bemerken. Eine Sprachenfrage im österreichischen Sinn gibt es bei uns nicht, denn der Pole lernt im allgemeinen willig und leicht Deutsch; er ist intelligent genug, um den Vorteil zu würdigen, der ihm aus der Zweisprachigkeit erwächst. In der Klasse der Handarbeiter, die ja die Mehrheit der Bevölkerung bilden, merkt man überhaupt nichts von Widerstand gegen die Deutschen. Dem einzelnen Deutschen begegnet der Pole aus dem Volk mit der gutmütigen Freundlichkeit oder auch der etwas unterwürfigen Ergebenheit, die das Erbteil dieses lange gedrückten Volkes sind; die Polen der besseren Gesellschaft halten sich fern, aber sie bleiben höflich und gemessen, wie es Leuten von Selbstbewußtsein und Kultur (das sind sie, zumal im Vergleich mit den Tschechen) zukommt. Ich habe nun jahrelang in der Provinz Posen gelebt, kleinere und größere Städte bereist: nicht ein einziges Mal ist mir eine Unhöflichkeit von gebildeten, eine Ungezogenheit von ungebildeten Polen entgegengetreten; und die meisten Deutschen werden diese Erfahrungen bestätigen. Die Antipathie gegen die Deutschen äußert sich, abgesehen von der schweigenden Ablehnung der besseren Stände, denen man schließlich das Recht dazu nicht bestreiten kann, in der Presse, in politischen Versammlungen und in der unverhüllten Stellungnahme der Kirche. Von hier sind alle Einflüsse ausgegangen, die von Zeit zu Zeit die große Masse erregt und zu einer ihrer Natur recht fremden Renitenz getrieben haben. Mit ihnen aber verbinden sich die schlimmen Mächte, die aus dem wirtschaftlichen Leben niemals zu verbannen sind: Konkurrenzneid, der den Fremden mehr haßt und fürchtet als den Stammesgenossen, Gewinnsucht, die aus den politischen Gegensätzen geschäftliche Vorteile zu ziehen sucht, Gewissenlosigkeit, die in dem nationalen Boykott das Mittel sieht, die Mitbewerber zu beseitigen.

Der Traum von einem neuen Großpolen ist für den Bestand des preußischen Staates genau so gefährlich wie die Zukunftsgesellschaft der Sozialdemokraten, wie solche Ideologien überhaupt, die immer dem, der sie hegt, mehr schaden als dem, gegen den sie sich wenden: denn sie lenken den Blick von den Realitäten,

von dem unmittelbar Gegebenen und Notwendigen ab. Mit welcher entscheidenden und vielleicht gefährlichen Kraft würde die Sozialdemokratie in unser politisches Leben eingreifen, wenn sie sich in ihrer Gesamtheit ganz der Gegenwart und der Wirklichkeit zuwenden wollte! Schade, daß die Polen sich nicht in ähnlicher Weise, durch den Gedanken an das künftige polnische Reich, abhalten lassen, ihre Gegenwartsinteressen praktisch zu vertreten! Doch man lasse sie nur von Großpolen träumen: je ungestörter, desto unschädlicher pflegen solche Träume zu sein. Will man sie aber bekämpfen: durch welche Mittel kann es wirksam geschehen? Durch Polizeimaßregeln und Schikanen gewiß nicht. Leider hat unsere Verwaltung durch den Kampf gegen die Sozialdemokratie wenig gelernt. Jahr vor Jahr untersucht die Berliner Polizei die Inschriften auf den Gräbern der ‚Märzgefallenen' und entfernt die roten Schleifen. Das scheint ihr dann ein Erfolg. In Posen reißt man den Hausbesitzern, die ihre Mauern für die Fronleichnamsprozession mit blau-weißen Fahnentüchern geschmückt haben, die Draperien herunter, muß sich aber zufrieden geben, wenn sie statt der weißen hellgelbe Tücher heraushängen. Wenn die Waschfrau Nowicki sich Nowicka nennt, wie ihre Schwiegermutter und Großmutter getan haben, so erblickt man darin eine gegen die Krone Preußen gerichtete Böswilligkeit und verficht die gebührende Repression bis zum höchsten Gerichtshof. Daß nicht jeder, der nationale Traditionen festhält, damit politische Opposition treiben will, scheint unseren Behörden ein ganz und gar fremder Gedanke zu sein. In jedem Polen sehen sie einen Politiker, also einen Gegner. Daß auch die Polen zunächst leben wollen, daß sie, soweit sie den produktiven Ständen angehören, zunächst für ihre Existenz zu sorgen haben und dann erst Politik treiben können, daß die große Masse eben wegen dieser nächsten Sorge gar nicht dazu kommt, sich politisch zu betätigen, daß viele Polen überhaupt nicht zu solcher Betätigung neigen, wenn sie nicht durch Verärgerung dazu gedrängt werden: das alles scheint unseren Ostmärkern nicht einleuchten zu wollen. Sehen sie nicht, daß ihr Irrtum erst den Indifferenten zum Anschluß an die Polenfreunde treibt und die Masse der Gegner nur noch verstärkt? Möge man den Polen ihre Tradition und ihren Zukunftstraum lassen; diese Dinge wenigstens nicht mehr allzu tragisch nehmen. Man braucht ja die Duldung nicht so weit zu treiben wie unter Caprivi, wo preußische Militärkapellen zu öffentlichen polnischen Umzügen das ‚Noch ist Polen nicht verloren' gespielt haben sollen. Freche Herausforderungen darf der Staat nicht hinnehmen. Konspirationen, selbst wenn sie mehr lächerlich als gefährlich sind, müssen unterdrückt und bestraft werden. Aber etwas mehr ruhiges Blut, etwas mehr Überlegenheit und Verständnis für den Gegner wäre unter allen Umständen vorteilhaft für die deutsche Sache. Denn von dem politischen Schlachtfeld ist der Kranz, nach dem wir streben müssen, überhaupt nicht zu holen; und der Kampf, der mit hochtönenden Worten oder kleinlichen Schikanen gegen die großpolnische Idee geführt wird, ist kaum mehr als ein Kampf gegen Schatten. Die Entscheidung liegt auf dem wirtschaftlichen Gebiet: hier ist die eigentliche Gefahr, hier fordert keine Ideologie, sondern die Wirklichkeit Kampf und Abwehr heraus. Diese wirkliche Gefahr besteht darin,

daß die preußischen Polen die deutschen Staatsgenossen, die sie nicht aufsaugen können, aus dem Grundbesitz, aus lohnender Berufstätigkeit und dadurch schließlich aus ihren Wohnorten und der Provinz verdrängen; sie besteht darin, daß die Ostmarken, zumal Posen, auch wenn sie preußischer Besitz bleiben, doch polnisches Land werden, in dem Sinn, wie es das österreichische Galizien ist. Seit langem führen die Polen den Kampf systematisch und erfolgreich. Mit den deutsch gesinnten und Deutsch redenden Juden, besonders in den kleinen Städten, ist es ihnen zuerst geglückt: deren durch Konkurrenz und Boykott erzwungene Abwanderung schafft überall dem polnischen Kaufmann und Händler Platz. Aber auch auf dem Land ist die deutsche Bevölkerung in die Defensive gedrängt, und die Frage ist in Wirklichkeit längst nicht mehr, ob der Pole, sondern ob der Deutsche sich in der Provinz zu behaupten vermag.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat einst Bismarck die Ansiedelungspolitik beschlossen; damals vielleicht noch mit dem Gedanken, daß durch die Ansetzung deutscher Bauern die Provinz Posen dem Polentum entrissen und für die deutsche Sprache und Kultur erobert werden könne. Die Aussicht auf solchen Erfolg ist klein geworden, und auch die Ansiedelungspolitik ist in Defensivstellung zurückgewichen; eben deshalb ist sie notwendig geblieben. Deutsche Sprachinseln dadurch zu schützen, daß man sie verbindet oder erweitert, deutsche oder fast deutsche Städte mit deutschen Dörfern und Siedelungen zu umgeben und ihren Charakter dadurch zu wahren: das sind nahe Aufgaben nationaler Politik. Andere freilich als vor fünfundzwanzig Jahren, da die Bodenpreise noch normal und polnische Güter noch im Handel zu haben waren. Wir möchten hoffen, daß das Enteignungsgesetz, auf das der Ostmarkenverein sich blindlings verrannt hat, der letzte Mißgriff war; der Verzicht auf seine Anwendung ist das beste Urteil über die Gewaltmaßregel, welche die Folgen vergangener Unbesonnenheit tilgen sollte. Viel eher wäre ein Einspruchs- oder Vorkaufsrecht der Ansiedelungskommission bei Gutsverkäufen zu rechtfertigen gewesen. Vor allem aber: die Polengegner dürfen nicht immer nur auf das flache Land sehen. Gerade in den Städten hat das polnische Element an Zahl und Wirtschaftskraft in der letzten Zeit zugenommen.

Seit Jahren hat ein Polenklüngel über deutsche Geschäfte und deutsche Handwerker den Boykott verhängt. Die Presse veröffentlicht nicht nur Listen der erlaubten polnischen Geschäfte, sondern auch die Namen wichtiger Personen weltlichen und geistlichen Standes, die in anderen als diesen Geschäften kaufen. Das ist eine traurige Verquickung von Hetzgewerbe und Gewinnsucht. Ist es nun aber vernünftig, den Boykott mit Boykott zu bekämpfen und nach den polnischen nun deutsche Geschäftslisten zu veröffentlichen? Das Staatsinteresse empfiehlt, den Gegensatz zu mildern und den Widerstand der Polen dadurch zu lähmen, daß man so weit wie möglich ihre Erwerbsinteressen mit dem Bestande des deutschen Regimentes verknüpft. Wenn man an den Lieferungen für den Bau und die Einrichtung des Kaiserschlosses polnische Firmen beteiligt hätte, statt, was deutsche Geschäfte der Provinz nicht leisten konnten, aus Berlin zu beziehen, so hätte man eine Bresche in die Mauer der feindlichen Festung gelegt. Und was hier im großen

möglich war, ist jeden Tag im kleinen möglich. Die polnischen Geschäfte, in denen die Deutschen nicht kaufen, finden ihre Rechnung im Anschluß an die polnische Clique und den nationalen Boykott.

Kein Deutscher darf, wenn er zwischen zwei gleichwertigen Geschäften zu wählen hat, das polnische dem deutschen vorziehen. Das Ostmarkenprogramm aber verlangt, daß wir auch den untüchtigeren, weniger leistungsfähigen Landsmann vorziehen. Die Folge dieses Prinzips ist, daß man in einzelnen deutschen Geschäften schlechter bedient wird als in polnischen: der Deutsche weiß, daß seine Kunden bei ihm kaufen müssen, auch wenn er sich wenig Mühe gibt, sie zu befriedigen, und geht die Sache einmal ganz schief, so läuft er zur Regierung und weiß sich aus dem Ostmarkenfonds einen Zuschuß zu verschaffen, der ihm weiter hilft. (Das gilt natürlich nicht von allen, doch von manchen deutschen Geschäften und besonders Handwerkern.) Die Polen aber wollen die deutsche Kundschaft gewinnen: sie lassen die Angestellten Deutsch sprechen und geben sich bei der Bedienung die größte Mühe. So wird die deutsche Leistungskraft durch die Boykottpolitik nicht gesteigert, sondern herabgesetzt.

Daß bei solchen Kampfmitteln alle schlechten Instinkte des gemeinen Brotneides und der Gewinnsucht ans Licht drängen, war zu erwarten. Wir haben die wunderlichsten Dinge erlebt. In der Stadt Posen gibt es einen Lohndiener polnischer Abstammung, der seines anstelligen und bescheidenen Wesens wegen von den Deutschen (auch von Beamten) bevorzugt wurde. Darob entbrannte der Unmut seiner deutschen Berufsgenossen: sie wandten sich mit einer Beschwerde an die Regierung (! D. T.) und siehe: in einem Rundschreiben wurde den Regierungsbeamten geraten, nur noch deutsche Lohndiener zu beschäftigen. Der Mann, gegen den der Ukas sich richtete, verlor nach dem einen Schlag die Hälfte seiner Kundschaft; und wenn die andere Hälfte ihn nicht um so energischer gehalten hätte, so wäre ihm nichts übriggeblieben als der Versuch, im polnischen Lager sich durch Gesinnungstüchtigkeit einzunisten.

In der Stadt Posen kommen auf hunderttausend Polen kaum sechzigtausend Deutsche, in der ganzen Provinz ist das Verhältnis ähnlich: etwa zwei Drittel zu einem. Da ist doch klar, wer bei einer Scheidung der beiden Lager geschäftlich mehr verliert. Ein deutscher Tischler in der Provinzhauptstadt verlor infolge des polnischen Boykotts allmählich die ausgedehnte polnische Kundschaft, die er neben seiner deutschen hatte. Der letzte polnische Hausbesitzer, für den er arbeitete, erklärte ihm nach der Annahme des Enteignungsgesetzes, daß er, zu seinem Bedauern, keinen Deutschen mehr beschäftigen könne. In derselben Zeit bekam der Mann eine größere Reparaturarbeit in einem amtlichen Gebäude in der Nähe der Stadt. Er ging hin und nahm einen polnischen Gesellen mit; natürlich: deutsche Arbeiter und Gehilfen sind in Posen ja nicht zu bekommen. Da erklärt ihm der zuständige Regierungsvertreter, daß er ihn nicht brauchen könne, wenn er polnische Gesellen beschäftige; und der arme Mann sitzt nun buchstäblich zwischen zwei Stühlen auf der bloßen Erde. Das nennt der Ostmarkenverein wirtschaftliche Stärkung des Deutschtums.

Auch hier wird übrigens die Suppe nicht so heiß gegessen wie gekocht. Es gibt Polen, sogar Geistliche, die an der Hintertür boykottierter deutscher oder jüdischer Geschäfte vorfahren und aussteigen, und die patriotischen Damen der deutschen Beamtengesellschaft, die bei keinem polnischen Bäcker und Schlächter kaufen würden, treffen sich mit dem Lächeln schweigenden Einverständnisses bei ihrer Schneiderin und Putzmacherin polnischer Nation, weil ‚diese Modistinnen bekanntlich mehr Schick haben als deutsche'.

Der Widersinn der deutschen Boykottpolitik zeigt sich dem besonders deutlich, der bedenkt, daß es schließlich doch die preußische Regierung ist, die den Polen zwar nicht die materiellen, wohl aber die intellektuellen Mittel gibt, sich im wirtschaftlichen Kampf zu behaupten. Das Schulwesen der Provinz steht auf einer sehr achtbaren Höhe; besonders die Volks- und Bürgerschulen in den Städten nehmen es mit den westlichen Teilen der Monarchie wohl auf. Die Bemühungen der Regierung, tüchtige Lehrkräfte für den Osten zu gewinnen, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Viele polnische Kinder lernen im Lauf einer sechs- bis achtjährigen Schulzeit die deutsche Sprache beherrschen und die Gebiete der preußisch-deutschen Geschichte und der Bürgerkunde recht gründlich kennen. Auch ist im regelmäßigen Gang der Dinge von irgendwelcher Widersetzlichkeit nationaler Färbung nichts zu bemerken; solange die Kinder des Volkes unter dem Einfluß der Schule stehen, fühlen sie sich offenbar in keiner Weise vom Deutschtum bedrückt oder bedrängt: sie empfinden den nationalen Zwiespalt überhaupt nicht. Es ist ein Vergnügen, die kleinen polnischen Volksschüler bei ihren Ausflügen oder Spaziergängen, auch wenn kein Lehrer dabei ist, ‚Heil dir im Siegerkranz' oder ‚Ich bin ein Preuße' singen zu hören, so harmlos, wie es je deutsche Jungen taten. Aber sobald sie die Schule oder Fortbildungsschule verlassen und ins Leben treten, wendet sich die selbe öffentliche Macht, die sie bis dahin geleitet hat, gegen sie. Sie werden dem Einfluß der polnischen Vereine einfach überlassen, oft ihm durch den deutschen Boykott geradezu in die Strömung getrieben, und sie müssen sich in vielen Fällen entschließen, das von deutschen Lehrern Erlernte gegen die deutschen Landesgenossen anzuwenden."

In den Ostmarken sei keine Kulturpolitik möglich, die nur den Deutschen und nicht auf die Dauer auch den Polen nützte. Nun aber möchte man am liebsten wohl jede Kultur- und Arbeitsgemeinschaft zwischen den beiden Bevölkerungsteilen vermeiden: „Man sieht nicht gern, daß die Deutschen Polnisch lernen, und überläßt den Polen lieber die vielen Stellen in Geschäften und auf Gütern, wo zweisprachige Leute erforderlich sind. Sollte die uralte nationale Schwäche der Deutschen, sich fremdem Volkstum leichter als dem eigenen zuzuneigen, heute noch nicht überwunden sein, sollten wir dem Selbstbewußtsein und der nationalen Treue unserer Landsleute noch heute mißtrauen müssen? Wenn es so wäre, dann gebe man den Kampf gegen die Polen heute noch auf; denn unsere Niederlage wäre vor dem Anfang ernsten Kampfes entschieden."

Das Schuldregister der Kirche, schließt der Verfasser, sei so oft aufgeblättert worden, daß er fürs erste davon schweigen und sich mit ein paar Leitsätzen, den Ergebnissen dieser Betrachtung, begnügen wolle:

„1. Das Ziel unserer Polenpolitik kann nicht Germanisierung, nicht Verdrängung oder Niederhaltung der Polen sein, sondern nur ein gedeihliches Zusammenleben und friedlich wetteifernde Arbeit beider Bevölkerungsteile. Die unbedingte Unterwerfung der Polen unter die Normen des Rechtsstaats Preußen ist Grundlage und Voraussetzung dafür. Hoffnungen auf eine zukünftige Umgestaltung der Karte Europas bleiben jedem unbenommen.

2. Da die Deutschen der wirtschaftlich schwächere Volksteil sind, so ist die Hilfe gerechtfertigt, die ihnen die Regierung durch besondere Mittel (Ansiedelungsbegründung und Unterstützungsfonds) leistet. Diese Mittel dürfen aber nicht kränkend und verbitternd wirken; insbesondere darf die Regierung keinerlei Boykottbewegung, die sich gegen die Polen als einen Volksstamm richtet, unterstützen. Daß ein Teil der aufgewandten Mittel und begründeten Institute auch der polnischen Bevölkerung nützt, ist unvermeidlich und entspricht nur der Gerechtigkeit. Denn wenn die Polen sich als preußische Untertanen fühlen sollen, haben sie auch Anspruch auf die Vorteile dieser Untertanschaft; soweit sie loyale Untertanen sind, gerade im deutschen Interesse den selben Anspruch wie die Staatsbürger deutscher Sprache.

3. Kein Pole darf, nur wegen seiner Abstammung und Sprache, als Gegner betrachtet und behandelt werden, wenn er sich nicht politisch als Gegner des preußischen Staates betätigt. Wer die nationalpolnischen Bestrebungen erfolgreich bekämpfen will, muß die politisch meist gleichgültige Bevölkerung von den Fanatikern und Hetzern scheiden. Diese Feinde müssen mit aller Kraft zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden. Das dazu wirksame Mittel ist die Entnationalisierung des polnischen Klerus."

Die möchte wohl etwas schwer halten! Vorläufig haben wir's eher mit einer Entnationalisierung des d e u t s c h e n Klerus zu tun ...

Ein Heft vorher gibt Harden selbst bemerkenswerte Urteile und Orientierungen zur Westmarkenfrage: „War's klug, sie zu einem ‚Reichsland' zu machen? Nützlich, sie, die aus einem festen, fast chinesisch abgeschlossenen Kulturverband kamen, ohne das Leitseil der Stammverwandtschaft ins Nebelmeer staatsrechtlicher Begriffe zu stoßen? ‚Ernsthaft konnte nur in Frage kommen, ob das Elsaß und Lothringen einem der bestehenden Bundesstaaten (ganz oder unter Verteilung der Länder) angeschlossen werden soll oder ob es zunächst ein unmittelbares Reichsland bleibt, bis es selbst, sozusagen, in der deutschen Familie mündig geworden ist, um über sein eigenes Geschick mitzubestimmen. Ich habe mich von Anfang an unbedingt für das Reichsland entschieden; erstens, um dynastische Fragen nicht ohne Not in unsere politischen zu mischen, zweitens, weil ich glaube, daß die Elsässer sich mit dem Namen der Deutschen leichter als mit dem der Preußen abfinden. Der Name Preußen ist nicht ohne Erfolg durch die künstlichen Intrigen der französischen Regierung verhaßt gemacht worden; es war alte Tradition in Frankreich, nicht anzuerkennen, daß die Preußen Deutsche seien, stets den Deutschen zu schmeicheln und sie als Schützlinge Frankreichs gegenüber Preußen darzustellen. Wo die Franzosen etwas Übles von uns sagen wollen, da heißt es: Les Prussiens; wo sie etwas anerkennen wollen, da sagen sie: Les Allemands.

Leichter als die Gewöhnung an den Namen Preußen wird den Elsässern der Entschluß sein, ihrer Abstammung als Deutsche sich bewußt zu werden. Aber wir dürfen nicht daran denken, den Reichstag als Elsässer Landtag zu substituieren. Alle anderen deutschen Volksstämme besorgen ihre Geschäfte, soweit sie nicht der Reichskompetenz anheimfallen, unter eigener Mitwirkung; wie sollten die Elsässer dazu kommen, bei Vertretung ihrer eigensten Angelegenheiten die Pommern, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner und andere Stämme darüber abstimmen zu lassen? Warum sollen wir dieses Land, dessen Bewohner doch vollkommen ausgetragene Kinder sind und ihre Geschäfte vollständig verstehen, gewissermaßen unter eine Reichsvormundschaft stellen?' Das hat Bismarck im Reichstag gesagt (und wer ihm, wie Herr von Bethmann, zutraut, er habe fast zwanzig Jahre nach dem Krieg ernstlich an eine Verteilung des Reichslandes gedacht, läßt sich von einer Strategenkunst blenden, die manchmal die Mühe der Aktenanlage nicht scheuen durfte.) In der Gemeinschaft mit Baden, dessen Großherzog das Herz jeder Bourgeoisie zu gewinnen verstand, hätten die Elsässer sich schnell heimisch gefühlt; und die Fuchtelsucht der sichtbarsten Lothringer hätte der Zwang der engen preußischen Wolljacke gehemmt. Wurde nach dem Kriege aber das Gebiet eines deutschen Staates oder gar zweier Bundesfürsten vergrößert, dann fühlten die anderen, die nichts erhielten, fühlte besonders Bayern sich verletzt, und schon in der Geburtsstunde des Ewigen Bundes entstand unmutiges Murren. Dem Staatsmann, der in der Wochenstube für gute Stimmung sorgen mußte, blieb keine Wahl. Um den Verdacht, daß Preußen wieder ‚etwas schlucken' wolle, zu entkräften, durfte er auch den Wunsch des Kronprinzen, der so gern (fast zwei Lustren lang) Statthalter im Reichsland werden wollte, nicht erfüllen. Die besonderen Umstände der Reichsgründung haben den Prozeß verlangsamt, in dem die eroberten Provinzen dem deutschen Staatswesen anwachsen sollten. Die Transplantation von Haut- und Knochenstücken gelingt nur, wenn für die Möglichkeit der Einheilung in eine bestimmte Körperstelle vorgesorgt worden ist; und die Vorstellung einer seit den Tagen Ludwigs XIV. auf Deutschlands Westflanke granulierenden Wundfläche, der das Elsaß und Lothringen, als der deutschen Haut gleichartiges Gewebe, rasch einwachsen werde, hat sich als Trugbild erwiesen. Die Bewohner des Reichslandes sind nicht mehr Franzosen. Werden sie einst Deutsche sein? Als das Rheinland an das alte deutsche Reich zurückgelangt war, hörte man, jahrzehntelang, in der Beamtenschaft die Klage, da sei, von diesem Bastardvolk, nichts zu hoffen, die Entfremdung von deutschem Wesen nicht in Äonen heilbar. Wer hat's den Rheinlandsöhnen angesehen, die unter Preußens Fahne fochten, unter und auf deutscher Erde dem Reich die Weltmachtstellung bereiteten? Deutschland wird die neuen Provinzen im Innersten erobern, weil es sie erobern muß. Durch Gewalt oder durch Milde? Durch Druck oder durch die Gewährung voller Freiheit? Noch heute gabeln sich vor dieser Frage die Meinungen wie vor vierzig Jahren. Und dem posthumen Zeugnis der Toten, die heute hier sprachen, kann der Lebende nichts Neues, nichts Beträchtliches anfügen.

Weil das Elsaß während der ganzen Dauer des Mittelalters ein Born deutscher Kultur gewesen ist, hat das 1870 herrschende Geschlecht seine zuversichtlichste

Hoffnung auf die Artverwandtschaft gesetzt, die nach dem ersten Frostschreck fühlbar werden und einen Frühling deutschen Empfindens herbeizaubern müsse. Ein Land, wo Eckard und Tauler der Reformation die Wege ebneten, Gutenberg seine Druckpresse ersann, der Stättmeister Sturm von Sturmeck eine protestantische deutsche Hochschule schuf, Oberlin und Schilter lehrten, Herder und Goethe studierten, wo Meister Gottfried gesungen, Meister Erwin gebaut hatte: dieses Land mußte über Nacht der Vermummung müde werden und sich wieder als einen Teil des deutschen Reichsleibes fühlen. So hoffte man; und vergaß, daß hier fünfhundert Jahre lang die Römer, dann Goten, Alanen, Alemannen, Franken befohlen hatten; die Hoheitszeichen des ostfränkischen und des austrasischen Reiches, Frankreichs und Spaniens anerkannt worden waren; den berühmtesten Söhnen des letzten Jahrhunderts, Rapp und Kleber, Ney und Kellermann, die Sache Frankreichs Lebensinhalt und Schicksal geworden war. Die Sache der Revolution und Bonapartes; der Weltbefreierin, Weltbeherrscherin. Altdeutsches Land: das klang einlullend ins Ohr. Doch dieses Landes Bewohner wollten Franzosen sein und bleiben. Sie hatten die Schmach des Rheinbundes als Nachbarn gesehen; die Norddeutschen als eine Barbarenhorde hassen, die geknechteten oder zuchtlos bedrohten Süddeutschen bedauern, die troisième Allemagne als den Stammsitz des Volksverrates mißachten gelernt. War's nicht begreiflich, daß nach dem Sieg der deutschen Waffen ein Zehntel der Bevölkerung laut den Entschluß, Franzosen zu bleiben, aussprach und der größte Teil der Zaghafteren ihn dem Nächsten zuraunte, der solches Vertrauens würdig schien? Die der Scholle Verschriebenen mußten im Land aushalten; zeigten aber nach einem Vierteljahrhundert noch den Sendlingen der Patriotenliga im Winkel der Bodenkammer die Trikolore, die des Rachetages harre, und zogen am vierzehnten Julimorgen in Scharen über die Grenze, um auf der Heimaterde das Nationalfest mitzufeiern. Deutsch? Abbé Jacot, der in einem französisch geschriebenen Buch den Lothringern vorbehaltlose Hingabe an Deutschland empfahl, hat die deutsche Sprache nie meistern gelernt. Und Graf Ferdinand von Dürckheim-Montmartin, der unter Louis Napoleon gedient und sein Schloß Fröschweiler mit den in Malmaison von Bonaparte und Josephine benutzten Möbeln geschmückt hatte, wurde von Stammesgenossen wie ein Verräter geächtet, weil er gewagt hatte, an seine Abkunft aus einem deutschen Edelmannshaus zu erinnern. Der Rückblick lehrt, daß den Deutschen der Anschluß oft schwerer geworden ist als den nie zuvor von deutscher Wesensart Berührten. Das Nationalempfinden hat auch in diesen oft durchpflügten Boden nicht so tiefe Furchen gezogen wie das Wirtschaftsinteresse. Der Weinbauer freut sich der Zollfreiheit im kaufkräftigen deutschen Reichsgebiet und wird von der Konkurrenz Frankreichs nicht mehr überrannt. Er kann sich mit dem noch immer „neuen" Zustand eher befreunden als der Spinnereibesitzer, der in Deutschland mit starken Wettbewerbern zu ringen hat und eine Zollmauer überklettern muß, um auf den französischen Markt, seine alte Absatzstätte, zu kommen. (Die Baumwollstadt Mülhausen, die doch erst 1797, auf ihren Antrag, der französischen Republik einverleibt worden war, ist lange das Zentrum des Widerstandes gegen Deutschland geblieben.) Blinder Historismus muß ewig in Irrnis führen. Im Erdwesten

schafft nicht Stammesgedächtnis noch Ahnenkult, schafft, nach dem Aristophanischen Wort, nur Wohlbehagen dem Menschen ein Vaterland. Da ist's, wo er gedeiht. Auch Elsaß-Lothringen wird's erleben. Der Wohlstand des Volkes ist, trotz mancher Hemmung, gestiegen. Und allmählich verhallt nun der Trutzruf der alten Starrköpfe: Nous maintiendrons!

Die Liste der deutschen Regierungsfehler ist lang. Von der Stunde an, da Manteuffel sich vor Monseigneur Dupont des Loges, dem Bischof von Metz, in Bewunderung bückte und diesem Paulus (den 1882, weil er sich gegen die Verleihung des preußischen Kronenordens gewehrt hatte, Gambetta und Bourbaki als großen Patrioten priesen) täglich in Schwärmertönen sein Vertrauen beteuerte, bis in die Ära Zeppelin-Aschhausen („Halten Sie mir den Bischof in Ordnung!) hat's an Mißgriffen und Übereilungen nicht gefehlt. Auch unter Bismarck nicht, der mit keinem Statthalter ganz zufrieden war und von jedem heimlich bei Hofe (in Berlin und Karlsruhe) bekämpft wurde. Die Systeme wechselten mit allzu unbedächtiger Schnelle; was gestern als wirksames Heilmittel galt, wurde morgen als Gift verschrien. Immer der (stille oder laute) Streit der Milden wider die Harten; noch in Hohenlohes Buch liest man, wie heftig Miquel für die Ausnahmegesetze sprach, die Chlodwig nicht mehr nötig fand. Dennoch ging alles leidlich: weil das Reich stark und im Ansehen noch nicht geschmälert war. Elsässern und Lothringern schwand die Sehnsucht nach dem Empire und dessen glänzender Hauptstadt. Sie schickten sich in die Gewißheit, daß Frankreich sie nicht ‚befreien' werde. In der Republik sank die Geburtenziffer, folgte ein Dutzendministerium dem anderen, blühten nur die paar Luxusindustrien. Deutschlands Macht, Bevölkerungszahl, Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr. Blieb man vor diktatorischen Maßregeln bewahrt, dann ließ sich's mit dem bißchen Homerule, das die Einrichtung des Landesausschusses gewährt, am Ende noch auskommen; konnte man den ‚Protest' für das Sonntagsvergnügen aufsparen. Den Hähnen und Hähnchen schwoll der Kamm erst wieder, als das Deutsche Reich vereinsamte und sich zu Rückzügen entschloß, die ihm der Todfeind nicht zugetraut hatte. Schon nach der Knüpfung des franko-russischen Bundes wandte sich Dr. Petri, den Bismarcks Ärger ‚den einzigen deutschfreundlichen Reichstagskandidaten im Elsaß' genannt hatte, hitzig gegen die Berliner Zentralregierung und heischte für das Reichsland das Recht unbeschränkter Selbstbestimmung und die Souveränität, die den Bundesstaaten gewahrt ist. Jeder neue Mond sah nun neuen Verlust. Schwäche und Zagheit brachten uns um den mühelosen Prestigegewinn, der von dem Dreyfushader, dem Kampf gegen die Kirche, dem Sieg der Jakobiner und der Enthüllung mancher Fäulnis für die deutsche Sache zu hoffen war. Nach Deutschlands traurigen Schlappen im Noten- und Redekrieg um Marokko wurde es schlimmer. Das Deutsche Reich isoliert und von Mißtrauen eingekesselt, Frankreich umworben und in West und Ost von stark scheinenden Großmächten gehätschelt: wer weiß, wie bald vom Frankfurter Friedensvertrag nur Fetzen bleiben? Die Deutschen verzichten auf den Diktaturparagraphen: fühlen sich also schwach und werben auf dem gefährdeten Glacis um Liebe. Deshalb kommt der Kaiser nach Urville und freut sich, wenn Statthalter und Bezirkspräsidenten ihm den Zustand

des Landes in rosigem Licht zeigen. Deshalb wird ein Herr de Schmidt, der für Frankreich optiert, in der französischen Armee aber nicht einmal die Charge des sergent-major erlangt hat, zum Rittmeister ernannt und huldvoll aufgefordert, seine Söhne bei den Potsdamer Gardes du Corps dienen zu lassen. Deshalb müssen sämtliche Würdenträger dem Haus de Wendel Reverenz erweisen (bis über den Zweck einer vom Haupt dieses Hauses angelegten Chaussee eine Erörterung entsteht, in die sogar der Große Generalstab eingreift). Deshalb müssen die Söhne eines französierten deutschen Freiherrn, der unter Louis Napoleon Kammerherr und Mitglied des Corps Législatif gewesen war, die Geschäfte des Staates und der Kirche leiten. Wird jedem Vermögenden, der sich spröd vom deutschen Leben zurückhält, des Herzens Wunsch vom Auge abgelesen und denen, die sich für die deutsche Sache ins Feuer stellen, angedeutet, daß sie besser täten, unliebsames Aufsehen und Geräusch zu meiden. Englische Touristen werden im Reiseanzug aus dem Hotel geholt und auf die bequemsten Paradeplätze geleitet; auf die Stirn französischer Grenzwächter strahlt die Gnadensonne hernieder. Mancher gute Deutsche aber friert im Schatten. In allem wittert man das Geständnis der Schwachheit; und wagt endlich wieder den derben Gestus übermütiger Feindschaft. Seit ein Hauptmann des Königsregimentes einen franzelnden jungen Lothringer, der sich wider besseres Wissen gerühmt hatte, den Deutschen in einem Restaurant geschlagen zu haben, im Zweikampf mit der ersten Kugel tot in den Sand gestreckt hat, haben die nächtlichen Belästigungen der Offiziere aufgehört. In Metz aber ist's so weit gekommen, daß ganze Horden am hellen Tag bis vor die Hauptwache gezogen sind und ‚Vive la France!‘ gerufen haben. Dreimal mußte die Wache den Platz räumen: dann erst zerstob die Schar, die nicht etwa nur aus Strolchen und Bummlern bestand. In der größten Garnisonstadt des Reiches. Nach vierzigjähriger Herrschaft und zwanzigjährigem Werben um Liebe. Wie wurde das möglich? Der alte Respekt ist eben fort.

Die Frage nach der Zukunft des Reichslandes gehört in den Bezirk der internationalen Politik und darf nicht ohne Mitwirkung des Großen Generalstabes beantwortet werden. Im Kriegsfall wären starke, in der Grenzgegend rasch ergänzte französische Truppen vor den Toren Lothringens, ehe unser Nachschub aus Westfalen angelangt sein könnte. Leben im Reichslande den Franzosen Freunde, die Schienenstränge zerstören und Telephondrähte zerschneiden, dann können die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz uns ungünstig lauten und zaudernde Gegner Deutschlands aus vorsichtiger Neutralität locken. Mit unerbittlicher, unerschreckbarer Kraft muß deshalb jeder Auflehnungsversuch niedergezwungen werden. Ist die Autorität des Reiches wiederhergestellt, den Pariser patriotards jeder Zweifel daran genommen, daß auch das behutsamste Hetzmanöver nicht ungeahndet bleiben wird, und enthebt Deutschland sich dem weichen Pfühl passiver Politik, die sich mit friedseligem Verzicht noch brüstet, dann darf es Elsässern und Lothringern gewähren, was sie wünschen. Was sie wünschen: nicht weniger; sonst ist's vernünftiger, das Gewordene nicht erst anzutasten. Sie fordern für ihr Land den Rang und das Recht eines selbständigen, im Bundesrat vertretenen Staates. Diesen Wunsch könnte eine starkes und seiner Stärke bewußtes Reich er-

füllen (die Hindernisse, die jetzt auf Papier gemalt werden, sind selbst von mittelwüchsigen Leuten leicht zu überwinden); und würde ein gutes Geschäft machen, wenn Elsässer und Lothringer dann so laut, daß man's in Paris hörte, erklärten: ‚Wir sind zufrieden.' Das Geflenn um die ‚verlorenen Töchter' müßte an dem Tag enden, wo die Beweinten ihrem Behagen rückhaltlosen Ausdruck gäben. . . .

Ein nur durch Militärgewalt ans Reich gekettetes Provinzenpaar: dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Verteilung an Bundesstaaten: zu spät. Preußische Sekundogenitur, der die Herrschaft über Elsaß-Lothringen zugesprochen würde? Die meisten Bundesfürsten würden heute nur knirschend zustimmen. Umwandlung in ein ‚Kaiserland', einen unlösbar der Kaiserkrone verbundenen Staat, dessen Landesherr und Monarch der Deutsche Kaiser wäre? Das würde bedeuten: Mehrung preußischer Hausmacht, Minderung des Reichsbesitzes. Und könnte, wenn's flinke Offiziöse jetzt auch ‚sehr annehmbar' dünkt, dem Reich und dem Kaisertum zum Verhängnis werden. Herr von Bethmann hat den Reichstag gewarnt, nach dem großen Muster Kierkegaards ‚Alles oder nichts!' zu rufen. Hier aber, gerade hier ist die tollkühn klingende Losung zum Motto vorsichtiger Staatsmannsweisheit geworden. Nichts (mag auch in fröhlicher Laune manches versprochen worden sein): wenn nur an der Fassade herumgepfuscht, doch der Wunsch mündiger Völker nicht erfüllt werden kann. Alles: wenn damit die Zufriedenheit der ruhigen Bürger zu erkaufen ist. Ein im unzufriedenen Reichsland lärmendes Parlament würde zur nationalen Gefahr. Deutschland darf sich kein Dublin oder Prag schaffen; im Vollgefühl seiner Kraft aber alles Verlangte gewähren. Muß nur, durch den Rhythmus seines Handelns, dafür sorgen, daß man ihm wieder Mut zutrauen lernt."

Die preußische Regierung ist nun inzwischen mit einer Erklärung hervorgetreten, nach der sie in der Tat einiges Zutrauen zu sich selbst gefaßt haben muß. Sie will Elsaß-Lothringen Bundesratsstimmen gewähren. Und zwar soll es drei Stimmen erhalten, die nur bei Verfassungsänderungen ruhen, im übrigen aber — einige besondere Fälle ausgenommen — den übrigen Bundesratsstimmen völlig gleichgestellt sind. „Damit", bemerkt die „Frankf. Ztg.", „erhält Elsaß-Lothringen, das bisher nur eine beratende, aber keine beschließende Vertretung im Bundesrat besaß, ein Recht zugestanden, das in materieller wie ideeller Beziehung den Wünschen des Landes, wenn auch nicht ganz, so doch einigermaßen entgegenkommt. Das Fehlen einer stimmberechtigten Vertretung war von ihm stets als eine schwere Benachteiligung empfunden worden, und darum traten selbst auch solche Kreise, die in bezug auf die Gewährung staatlicher Autonomie ernste Bedenken aussprachen, doch für die Zubilligung wenigstens wirtschaftlicher Stimmen ein. Dem wurde entgegengehalten, zuletzt noch von Herrn von Bethmann selber, daß die Grenze für die Anwendbarkeit solcher Stimmen schwer zu ziehen sei, und daß man deshalb keinen gangbaren Weg wisse. Von anderer Seite wurde auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die in der Frage der Instruktion elsaß-lothringischer Stimmen liegen, und nun hat die Notwendigkeit, zu einem positiven Ergebnis zu kommen, über alle diese Bedenken und Bedenklichkeiten hinweg einen Ausweg finden lassen, der zwar keineswegs eine restlose Lösung

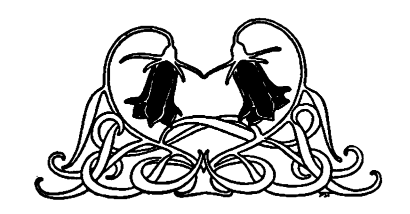
des Problems darstellt, aber doch für das Land einen bemerkenswerten Fortschritt bedeutet, sowohl hinsichtlich seines Mitwirkungsrechtes in wirtschaftlichen Fragen, wie auch seiner staatsrechtlichen Stellung innerhalb des Reiches.

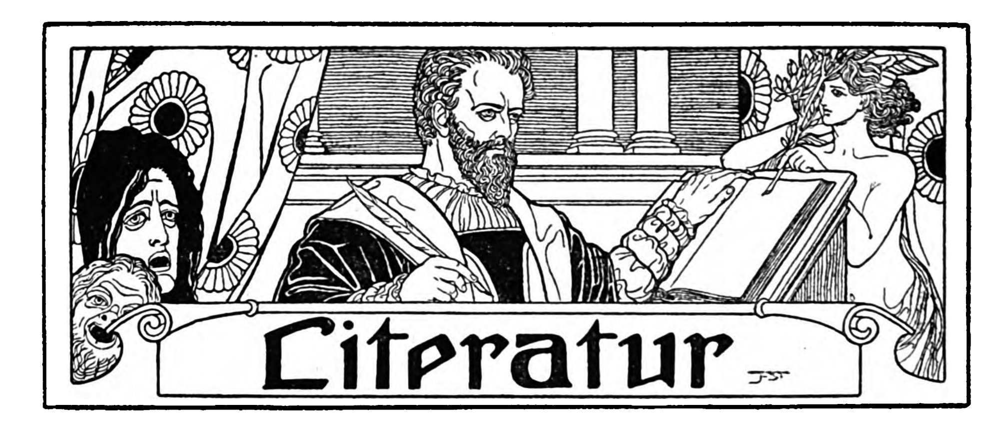
Die von der Regierung jetzt vorgeschlagene Lösung ist staatsrechtlich außerordentlich interessant, indem sie erkennen läßt, welche Rücksichten der bundesstaatliche Charakter des Reiches im einzelnen erforderte und wie auf die Wahrung des einzelstaatlichen Einflusses innerhalb des Bundesrates Rücksicht zu nehmen war. Gegen die einfache Gewährung von Bundesratsstimmen an Elsaß-Lothringen, die von Preußen instruiert worden wären, wehrten sich namentlich die süddeutschen Staaten, weil sie mit Recht eine nicht unbedenkliche Machtverschiebung zugunsten Preußens davon befürchteten, und wehrte sich vor allen Dingen Elsaß-Lothringen selbst, weil es auf solche Weise in die volle Abhängigkeit von Preußen gekommen wäre, ohne selbst den ihm gutdünkenden Gebrauch von dem ihm zustehenden Stimmrecht machen zu können. Die von der Regierung jetzt vorgeschlagene Lösung bestimmt, daß Elsaß-Lothringen drei Stimmen im Bundesrat führt, die aber dann nicht gezählt werden, wenn die Präsidialstimme nur durch den Hinzutritt dieser Stimmen die Mehrheit für sich erlangen würde, oder wenn auf diese Weise Stimmengleichheit entstünde und Preußen als Präsidialmacht den Ausschlag zu geben hätte. Bisher zählt der Bundesrat insgesamt 58 Stimmen, wovon 17 auf Preußen entfallen. Bei Stimmengleichheit gibt Preußen den Ausschlag, so daß, wenn beispielsweise 29 gegen 29 Stimmen stehen, der Antrag angenommen ist, für den die preußischen Stimmen sich entschieden haben. Künftig würde nach den jetzt gemachten Vorschlägen der Bundesrat 61 Stimmen zählen, die Mehrheit also bei voller Besetzung 31 Stimmen betragen. Sie muß aber eine qualifizierte sein, wenn die elsaß-lothringischen Stimmen sich auf die Seite der preußischen stellen. In diesem Falle genügt die einfache Mehrheit nicht. Wenn also Preußen zusammen mit Elsaß-Lothringen und anderen Bundesstaaten 31 Stimmen aufbringt, die Gegenseite 30, so gilt dennoch der Beschluß der Minderheit, da ohne die drei elsaß-lothringischen Stimmen die preußische Seite nur 28 Stimmen aufgebracht hätte und somit unterlegen wäre. Umgekehrt sollen aber die elsaß-lothringischen Stimmen nicht in Abzug gebracht werden, wenn sie sich auf nichtpreußischer Seite befinden. Die Wirkung der vorgeschlagenen Stimmenverleihung läßt sich also dahin kurz zusammenfassen, daß Preußen die elsaß-lothringischen Stimmen niemals gegen die übrigen Bundesstaaten ins Feld führen kann, daß aber umgekehrt Preußen durch sie unter Umständen in die Minderheit gedrängt werden kann.

Ein gewisses Gegengewicht in der Hand Preußens bildet allerdings die Bestimmung, daß der Statthalter die elsaß-lothringischen Stimmen instruiert, und da an seiner Stellung nichts geändert werden soll, so bleibt die Tatsache bestehen, daß auch künftig Preußen einen gewissen Einfluß auf die Instruierung auszuüben vermag, der voraussichtlich je nach der Wichtigkeit der vorliegenden Fragen und der zu erwartenden Stimmengruppierung kräftiger oder weniger kräftig sich geltend machen würde. Die Instruierung durch einen lebenslänglichen Statthalter oder durch das Gesamtministerium wäre gewiß besser gewesen, immerhin

bedeutet die Verlegung der Instruierung in das Land selbst eine gewisse Sicherung und ein Weitergehen auf dem Wege zur vollen Autonomie, um so mehr, als dem Statthalter dieses Recht durch Gesetz übertragen wird, eine Übertragung durch den Kaiser also nicht stattfindet. ..."

Schon aber sind die Angstmeier auf dem Platz, die in diesen Vorschlägen eine geradezu frevelhafte Kühnheit, eine Schicksalsherausforderung der preußischen Regierung bejammern. Würdigt man den Mut, der in der Brust solcher nicht verantwortlicher, freier, nationaler Wortführer seine Spannkraft übt, dann kann man schon geneigt werden, manchem bänglichen Schwanken, mancher Unterlassungssünde einer verantwortlichen Staatsregierung mildernde Umstände zu bewilligen ...





Schwabinger Volksfestspiele und Reinhardterei · Von Paul Marsop

Des unbemittelten Kunstfreundes Himmel wird mit Geigen vollgehängt. Der immer begeisterte, als Mensch äußerst sympathische und liebenswürdige Poet Georg Fuchs hat einen weithallenden Heroldsruf erschallen lassen — aus seiner vielgetreuen Kunsthauptstadt Schwabing vor dem Siegestor, Schwabing, dem Eldorado farbiger, munterer Karnevalsfeste, das mit dem ernst und geruhig förderſam arbeitenden München ja nicht zusammenzuwerfen ist! Volksfestspiele werden allüberall angekündigt; auch der Ärmste soll sozusagen fortan jeden Sonntag seinen Shakespeare im Topf haben. Nur wenige Pfennige braucht er zu erlegen. Freue dich, Welt! Endlich hat man das Rezept für den seit Jahrtausenden sehnlichst erstrebten sozialen Ausgleich gefunden: das Theater ist dazu ausersehen, die Kluft zwischen dem Schlotbaron, dem geübten Kuponschneider und dem Mann mit der schwieligen Hand zu überbrücken. In zwei Jahren gibt es keine Sozialdemokratie mehr. Die Macht des Dramas bezwingt alle Unzufriedenheit. Die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung ist endgültig gerettet.

„Man" berief Max Reinhardt, um solch Wunder zu vollbringen. Man weiß eben nicht, was man tut. Oder — „man" stellt sich so, als ob man es nicht wüßte.

Was müßte bei deutschen Volksfestspielen zu höchsten Ehren kommen? Deutsche Sprache, deutsches Empfinden, deutsche Kunst. Welch Verhältnis hat Reinhardt dazu?

Stellen wir uns vor, die Aufgabe, französische Volksfestspiele zu inszenieren, würde einem Pariser Theaterdirektor übertragen, der in seinem Hause mancherlei Regieprobleme recht anregend behandelte, doch eine sehr saloppe Sprechweise duldete. Ein Wutschrei schölle durch ganz Frankreich! Denn der Tag eines Volksfestspiels wäre — für den Franzosen — ein hoher nationaler Feiertag, an dem das kostbare Gut der Sprache in hellstem Glanze aufzuleuchten hätte! Wer in Italien einem zu Würden und Auszeichnungen hülfe, der die Sprache mißachtet, der sähe

sich unter einem Berg von faulen Eiern und Kohlstrünken begraben. Aber in Deutschland?

Gilt es Volksfestspiele, so ist es ein starkes Stück, sich darüber hinwegzusetzen, daß man auf keiner größeren Bühne des Reiches mit der deutschen Sprache so willkürlich, so gewalttätig umgeht, wie auf der des Berliner „Deutschen Theaters". Reinhardt läßt außergewöhnlich begabte Künstler wie die Eysoldt und die Durieux, wie Bassermann und Moissi, nicht nur deshalb mit Vers und Prosa ungestraft groben Unfug treiben, weil ihm die Herrschaft über seine vom Publikum und von einem geistig unselbständigen Teil der Presse verwöhnten weiblichen und männlichen Primadonnen aus der Hand glitt, sondern auch, weil er für das Beseelte Innige, Tiefe und ebenso für das Charakterstarke der deutschen Sprache überhaupt kein Ohr hat. Wer ihn in früheren Jahren selbst öfters spielen sah, wer sich beispielsweise an die gedrechselte, mit slawischen Eigenheiten und Orientalismen untermischte Tongebung seines „Wachtmeisters" in der „Minna von Barnhelm" erinnert, der weiß Bescheid. Als 1908 die Inszenierung des „Faust" im Münchner Künstlertheater vorbereitet wurde, legte ein Mitglied des Arbeitsausschusses — sein Name ist gleichgültig — den höchsten Wert darauf, nach jeder der unzähligen Bühnenproben mit einigen Hauptdarstellern über Vokal-, Konsonantenbehandlung, Atemeinteilung und Ähnliches sich eingehend auszusprechen. Wie dann Reinhardt ein Jahr darauf das Werk über die gleichen Bretter führte, erwies es sich, daß eine Durcharbeitung der Rollen in sprachlicher Hinsicht offenbar gar nicht unternommen oder in den ersten Anfängen stecken geblieben war. Um alles in der Welt: was würde ein Laube dazu gesagt haben, wenn bei seinen Lebzeiten jemand sich zum Leiter Deutscher Volksfestspiele hätte berufen lassen, der vom unendlichen Wohllaut Goethes, vom schwebenden Rhythmus Schillers kaum etwas ahnt! Welche Groteske! Und es geht ein Jauchzen durch den deutschen Blätterwald! Steht euch denn Schwabing höher als Weimar?

Reinhardt ist ein äußerst geschickter, hier und da fast genialer Virtuose. Als Regisseur für Operetten, Possen, Sardanapaliana wäre er ganz in seinem Element. Laut Zeitungsmeldungen kommt es ja nun auch glücklich so weit, daß unter den Fittichen Reinhardts die Operette ins Münchner Künstlertheater einzieht. Nicht nur die gewissermaßen klassische, die Offenbachische, sondern auch die „moderne". Pfui Teufel! — Die alten prinzipiellen Gegner des Künstlertheaters können jetzt beruhigt sein. Wie sagt der Famulus Wagner? „Du siehst, ein H u n d, und kein Gespenst ist da!" Doch wie wir die flotten, auch geistreichen Techniker von der Spielart Paderewski und Rosenthal mit guten Gründen als Beethoven-Ausleger ablehnen, so bestreiten wir Reinhardt das rechte Verständnis für Goethe, Schiller, Shakespeare. Was an seinem „Sommernachtstraum", seinem „Hamlet", seiner Kleist- und Hebbel-Interpretation unterhaltend, wirksam, fesselnd ist, das fällt in den Bereich der angenehmen, doch keineswegs unentbehrlichen Zugaben. Man könnte diese geruhig wegstreichen und dann sagen: So! Jetzt wollen wir einmal Shakespeare und Hebbel im Geist und in der Wahrheit inszenieren! Soll just dieser Virtuose des Nebenbei dazu ausersehen sein, dem deutschen Volk, ergo denen, die das Markstück vor der Kasse dreimal umwenden, seine Dichter näherzubringen?

Noch schlimmer: ein Volkserzieher auf erhöhtem Sitz muß die Zuschauer stets, auch in heiteren Stunden, fühlen lassen, daß der Menschheit Würde in seine Hand gegeben sei. Reinhardt aber gehört zu denen, die Schillers „Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet", mit einer Fratze abtun. Man brauchte wahrlich nicht prüde zu sein, und mußte sich doch für die in den Zuschauersaal hineingeratenen anständigen Frauen schämen, als in dem von seinen Begründern dem „Wahren, Guten, Schönen" geweihten Künstlertheater Schildkraut bei der Wiedergabe der „Lysistrata" den unverfälschten Bordellton anschlug und Waßmann in die „Revolution in Krähwinkel" einen Bauchtanz einlegte, der den an nackter Gemeinheit wesentlich übertraf, den ich in Nordafrika von besseren Wilden ausführen sah. Wie denken die Unterzeichner des Fuchsischen Aufrufs über dieses Kapitel?

Nun gut: seine „Lysistrata" wird Reinhardt dem kunsthungrigen Mann aus dem Volke wohl kaum zu bieten wagen. Welche Kost will er ihm vorsetzen? Griechische Tragödie? Sein „Sophokles" ist nach dem übereinstimmenden Urteil aller Feinempfindenden eine Karikatur — die erfreulicherweise auch kein Blatt vor den Mund nehmenden „Süddeutschen Monatshefte" haben mit allem Recht von einem Oktoberfest-Ödipus gesprochen. Dazu: von der Gräkomanie der Winckelmann-Schule haben uns die Männer der „Sezessionen" in der bildenden Kunst — hoffentlich endgültig — erlöst: es wäre hohe Zeit, auch die, leider noch von dem sonst so wundervoll hellsichtigen Meister Richard Wagner wieder mit viel schönen Reden aufgefrischte Gräkomanie im Bereich des Dramas zu verabschieden. Um den Punkt aufs I zu setzen: der ganze Gedanke der Reinhardtischen Volksfestspiele ist aus einer dilettantenhaften mißverständnisreichen Übertragung antiker Bühnengegebenheiten auf die Kunst- und Öffentlichkeitssphäre des dem Althellenentum diametral entgegengesetzten zwanzigsten Jahrhunderts erwachsen. Und sein Urheber: der bestmeinende, aufopferungsfähige, feinsinnige Lyriker Georg Fuchs, in allen Theaterdingen leider des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Erzkonfusionarius.

Es wird mit der „Volksfestspielwanderbühne" des gewiegten und gewitzten Virtuosen ähnlich gehen wie mit den millionenbelasteten Münchner Ausstellungshallen: zuerst stellt man sie unter Trompetengeschmetter hin, und dann fragt man sich bang und verlegen, was man eigentlich „hineintun" solle. In mäßig taktvoller Weise bestickt man die Reklame für die neueste Reinhardterei mit dem Namenszug der Kaiserin: sie wäre über die Ödipus-Vorstellung „tief gerührt" gewesen. Demgegenüber darf wohl daran erinnert werden, daß der Kaiser einmal das schlagend richtige Wort aussprach: der Geschichtsunterricht hätte füglich bei der Gegenwart einzusetzen. So ist auch in der Bildung der Kunstanschauung und des dramatischen Mitempfindens bei annoch Naiven nicht von Griechen und Römern, nicht von Sophokles und auch nicht von dem Shakespeare des „Julius Cäsar" und des „Coriolanus" auszugehen, sondern von Schiller, wie das im Wirkungsgebiet des Charlottenburger Schillertheaters, der Berliner, Wiener und anderer „freier" und Arbeiterbühnen längst geschehen ist: an Stätten, wo man seit Jahren gegen ein

Entgelt von fünfzig Pfennigen Meisterwerke der deutschen dramatischen Literatur in sehr annehmbarer Wiedergabe sehen kann, ohne daß dabei dem Feinfühligen mit verwaschenen, unüberlegten Reden vom „sozialen Ausgleich" in den Kelch des Genusses herbe Wermutstropfen geträufelt werden. Was will, was kann man von Schiller vor- und in einem Raum darstellen, in den man fünftausend Hörer einschachtelt? Haben wir mit Recht darüber zu klagen, daß schon bei der Aufführung von Schillerischen und Shakespearischen Dramen in unseren Opernhäusern Mimik, Geste, Tonfärbung stark vergröbert werden müssen, damit die höher Sitzenden der Handlung überhaupt nur in ihren äußeren Umrissen zu folgen vermögen: wie wird das erst werden, wenn man die doch ebenso auf das Zarte wie auf das Starke gestellten Organismen in eine Monstreausstellungshalle oder einen Zirkus schleppt? Einzelne Szenen aus dem „Wilhelm Tell" wären dort vielleicht mit Ach und Krach herauszubringen. Wer indessen das Drama auf einer Schweizer Freilichtbühne sich abspielen sah, der hat Klarheit darüber, daß der Verzweiflungsausbruch Melchthals — kein Spektakelstück, meine verehrten jugendlichen Helden! —, daß der Tod Attinghausens, die Szenen zwischen Rudenz und Berta im und am übergroßen Raume kläglich scheitern. Doch „Wallensteins Lager"! höre ich einwenden. Ja, wenn die mit ihren barocken Sprüngen ausdrücklich auf die beredteste Mimik angelegte Kapuzinerpredigt nicht wäre! Soll ich noch im einzelnen schildern, welch Geschick der verträumten Monologe des schönsten deutschen Märchenstückes, der „Jungfrau von Orleans", im Fuchsischen Nationaltheater harrt? Oder ausmalen, wie der Freiheitsschwärmer Posa im Zirkus Reinhardt notgedrungen zum Brülldemagogen würde? Oder gar die Möglichkeit ins Auge fassen, daß man sich erdreistete, den mit seiner zartnervigen Lyrik durchaus auf die kurze Szene angewiesenen Chor der „Braut von Messina" in die Münchner Musikmaschinenhalle zu schleifen und dort als kreischende Ödipushorde umzufrisieren? Nein, tausendmal nein: in jenes durch keinerlei Einbauten zu einer auch nur halbwegs wohnlichen, geschweige denn kunstwürdigen Stätte umzuschaffende architektonische Verlegenheits-Scheusal gehören Schiller, Shakespeare, Sophokles ebensowenig hinein wie in die Arena der Schulreiterei und der Clownspäße!

Was wollen Reinhardt, der Fuchs, und Fuchs, der Reinhardt, denn letzten Endes? Heute schließen sie sich denen an, die — mit allem Recht — für das deutsche Schauspiel intimere Räume verlangen; morgen recken und zerren sie es in Riesenrotunden auseinander, gegen die gehalten die ungefügen Opernkästen noch Puppenstuben sind. Sollen wir ihnen glauben, wenn sie die weiße oder wenn sie die knallgelbe Fahne aushängen? Oder hat es als Schluß ihrer Weisheit zu gelten, daß für das Volk die vergröberte, vergewaltigte Dichtung gut genug sei? Für das brave, folgsame, ach, so suggestionsfähige Volk, das mit dem Ankauf von fünftausend billigen Eintrittskarten überdies ein erheblich höher ausgerundetes Sümmchen zusammenbringt, als die reichen Leute mit dem Ankauf von fünfhundert teuren. Solche Art der Volksbeglückung lehnen wir mit aller Entschiedenheit ab! —



Antonio Fogazzaro
Von Otto Haendler

Mit größter Spannung hat die Welt dem längst angekündigten neuen Roman („Leila“, romanzo. Milano, Casa Editrice Baldini & Castoldi, 1911) des genialen katholischen Dichters und Denkers entgegengeblickt. Sein vor vier Jahren (im selben Verlag, deutsch bei G. Müller, München) erschienener „Santo“ war auf den Index gesetzt worden, ja eine päpstliche Enzyklika hatte, ohne Buch und Verfasser namentlich zu bezeichnen, doch deutlich genug vor beiden alle guten Katholiken gewarnt. Zwei dunkle Gestalten umlauerten nun den neuen Herkules am Scheidewege: ein entschiedener Modernismus und ein ebenso entschiedener — Paterpeccavismus. Fogazzaro hat weder vom einen noch vom andern sich führen nud verführen lassen: mitten hindurch ist er gegangen, seinen eignen Weg, den Weg seines „Heiligen“. Spötter freilich werden vielleicht tuscheln, er habe sich zwischen zwei Stühle gesetzt, wieder einmal; nun, auch dazu gehört Mut, nämlich wenn man's freiwillig tut. Ganz befriedigen kann (und will) dies Buch wohl keine Partei, überhaupt keinen Menschen, der es nicht allein vom künstlerischen Standpunkt betrachtet — was eher noch einem Nichtkatholiken gelingen mag.

Wer den großen Einsamen in Vicenza persönlich zu kennen die Ehre hat, weiß, daß er ein treuer und gehorsamer Sohn seiner Kirche ist und immer bleiben wird, bis zum letzten Atemzug. Aber muß dieser sonst so scharfäugige Mann darum blind sein für die Fehler der „Unfehlbaren“, muß er wirklich alles billigen, was die alternde Mutter, deren Herz mit den Jahren immer enger und strenger wird, tut oder doch geschehen läßt? Sind nicht am Ende ihre Priester sozusagen auch Menschen und können sie als solche nicht auch irren — solange sie nicht „ex cathedra Petri“ sprechen? Sind nicht auch diese Menschen — obwohl vielleicht Erdenpilger erster Klasse — im Grunde doch allzumal Sünder, und sündigen sie nicht oft gerade da, wo sie meinen, der Religion besonders treu zu dienen, durch blinden Eifer, der die Gebote des göttlichen Stifters, die sittlichen Grundwahrheiten des ganzen Christentums, verkennt?

Kein Leser des vorletzten Romans kann in Zweifel sein, wie Fogazzaro hierüber denkt. Dort, im nächtlichen Zwiegespräch mit dem Papst — das im Vatikan sicherlich den Hauptanstoß erregt hat —, sagt der wahrhaft fromme Benedetto, den das Volk den „Heiligen“ nennt: „Heiliger Vater, die Kirche ist krank. Vier böse Geister sind in ihren Leib gefahren, um den Heiligen Geist zu bekriegen.“ Und nun werden sie einzeln aufgezählt und schonungslos bloßgestellt. Erstens der Geist der Lüge (spirito di menzogna), zweitens der Geist der Herrschsucht des Klerus (spirito di dominazione del clero), drittens der Geist der Habsucht (spirito di avarizia), viertens der Geist der Starrheit (spirito d' immobilità).

Vier so wuchtige Anklagen — man denkt unwillkürlich an Zolas berühmtes „J'accuse“ —, geschleudert gegen die ganze römische Klerisei, und zwar mitten ins Gesicht ihres Oberhauptes, hieß das nicht den Stier bei den Hörnern packen?

Dies nun vermeidet klüglich der neue Roman, aber er läßt den schwergereizten drum doch nicht los, er hält sich nur an eine andre, noch empfindlichere Stelle, den Schwanz — und wird ihn damit kaum besänftigt haben.

„Leila“ ist für den naiven Leser vielleicht nur die Geschichte zweier gar wunderlichen Liebenden, die selber nicht recht wissen, was sie wollen, die zugleich sich anziehn und abstoßen, die durch gegenseitige Verkennung und nicht zum mindesten durch den unbändigen Stolz zumal des weiblichen Teils lange auch innerlich getrennt bleiben, bis sie schließlich doch den Weg zueinander finden — und zugleich den Heimweg zum „alleinseligmachenden“ Glauben, dem beide, nicht ganz aus denselben Gründen, entfremdet waren.

Das Mädchen — das eigentlich Lelia heißt und die reizvolle leichte Umformung ihres Taufnamens nur der poetischen Laune ihres ersten Bräutigams verdankt —, ist nach dessen frühem Tode von seinen reichen und feinfühligen Eltern ihrem ganz verlumpten Vater geradezu abgekauft worden und lebt nun in der reinen Luft der Villa Montanina — dem getreuen Abbild von Fogazzaros gleichnamigem stattlichen Alpenheim im Val d'Astico —, anfangs als „Reliquie“ des unvergeßlichen einzigen Kindes, dann als täglich inniger geliebte Pflegetochter des Ehepaars Trento, von denen der die Gattin überlebende Signor Marcello ihr zuletzt das ganze Vermögen testamentarisch zuwendet. Aber noch weiter sorgt er für ihre Zukunft, indem er ihr einen würdigen Gatten sichern will in der Person eines jungen Mailänder Mediziners, den er als den besten Freund seines toten Sohnes kennt und schätzt. Zufällig kommt Massimo Alberti in das stille Voralpental, um den ihm befreundeten armen Dorfpfarrer Don Aurelio, einen andern Jünger des „Heiligen“, zu besuchen, aber dieser kann ihn nicht beherbergen, weil er aus Barmherzigkeit eben einen vom Volk halbtot geprügelten und gesteinigten protestantischen Bibelverkäufer in die enge Pfarrwohnung aufgenommen hat, und diesen zweiten Zufall benutzt der graue Diplomat, um ihn ohne weiteres vom Bahnhof nach der Villa abholen zu lassen. Der ahnungslose Gast fängt denn auch wirklich gleich Feuer vor den rätselhaften Mädchenaugen, aus denen ihm einmal ein heißer Blitz entgegengeloht, aber das Glück dauert nicht lange, denn die reiche Erbin, ihrer fragwürdigen Herkunft eingedenk und in dem plötzlichen Bewerber einen skrupellosen Mitgiftjäger witternd, behandelt den ehrlich berauschten guten Kerl nun so hoffnungslos schnöde, daß endlich auch sein Stolz Löwenmähnen schüttelt und ihn mit höhnischen Abschiedsworten in die Ferne treibt. Und der liebe alte Herr, der es besser um sie verdient hatte, dem aber die ganz vernatterte kleine Person nun auch grollt wegen des gegen ihre jungfräuliche Majestät geschmiedeten Komplottes, stirbt bald darauf, herzeinsam, ohne den Trost, seinen letzten Wunsch erfüllt zu sehen.

Nun hält seinen Einzug in die vornehmen Räume Herr Buchhalter Camin aus Padua, Lelias eheleiblicher Vater, Pöbel bis ins Mark der Knochen und dazu Spitzbube von Gottes Gnaden. Als der neue Herr des Hauses tritt er auf, da die nunmehrige Eignerin noch minderjährig ist, und benutzt seine väterliche Gewalt unverzüglich, um von barem Geld, Wertpapieren und Schmucksachen zu stehlen, was er findet. Weil aber die Tochter in wenigen Monaten großjährig wird



und durch ihr kalt abweisendes Verhalten ihn doch einschüchtert, sucht er sie gleichzeitig durch scheinbare Unterwürfigkeit zu gewinnen — was sie freilich nur noch mehr anekelt. Nicht allein ist er gekommen, sondern mit einem seiner würdigen Gefolge, nämlich seiner Haushälterin und Konkubine Fräulein Carolina Gorlago und seinem Freunde", Herrn „Doktor" Molesin, einem Winkeladvokaten, der als Agent seiner zahlreichen Gläubiger ihm seine Begleitung aufgedrungen hat, um die Beute mit ihm zu teilen. Natürlich belügt und betrügt jeder der beiden Herzbrüder den andern, wo er irgend kann, ohne daß sie es sich eigentlich übelnehmen, aber darin sind sie wirklich ganz einig, daß Lelia und Massimo sich nicht „kriegen" dürfen.

Und ihr edler Zweibund erweitert sich bald zum imposanten Vierbund durch den engen Anschluß an ein zweites Paar, „das dies auch nicht gerne wollte", das aber von höheren Ideen getragen und gehoben wird. Im Interesse der Kirche im allgemeinen und seiner baubedürftigen kleinen Pfarrkirche im besonderen erachtet der Erzpriester Don Tita es für geboten, daß als vermöglicher und stets opferbereiter Nachbar in der „Montanina" künftig statt des „Modernisten" Massimo ein klerikalgesinnter Vicentiner Graf walte, während sein Kaplan Don Emanuele das im Glauben auch nicht taktfeste, starke Sinnlichkeit ausströmende Mädchen, dessen Parfüms ihn im Beichtstuhl immer nicht wenig aufgeregt haben, besser im Kloster aufgehoben und unschädlich gemacht glaubt. So treibt also auch von diesen beiden Frommen, deren Leben sonst makellos ist, jeder heimlich seine eigene Politik und sucht den andern zu täuschen, der ihn jedoch völlig durchschaut, gleichfalls ohne sich dabei aufzuregen: der „Geist der Lüge" beherrscht sie wie der „Geist der Herrschsucht". Letzterer treibt sie, die Herzensangelegenheiten junger Weltkinder mit ihrem verkümmerten Pfaffenverstande zu lenken, ersterer raunt ihnen tückisch ins Ohr: Der Zweck heiligt das Mittel. Darum müssen sie, wahre Märtyrer des Jesuitismus, den beiden stillverachteten Lumpen die schmutzigen Hände drücken, darum scheuen sie sich auch nicht, aus der Kloake des Dienstbotenklatsches die Geheimnisse fremder Häuser zu schöpfen und durch denselben unsaubern Kanal Mitteilungen zu verbreiten, die den Gegnern schaden sollen, wahre und andre, an deren Wahrheit sie selbst nicht recht glauben, ja der Kaplan — in majorem Dei gloriam! — sogar eignes Fabrikat. Dieser jüngere Priester ist überhaupt, nach protestantischer Auffassung, eine wahre Giftpflanze, wie sie in solcher Pracht wohl nur auf katholischem Boden und, wie treuherzige Katholiken mir versichern, auch nur in dem argen Welschland wachsen und blühen kann. Sproß einer altadligen venezianischen Familie und Neffe eines jener Kardinäle, die in Rom unter der Firma „Pio X" regieren, hat er als Knabe schon die geistliche Karriere erwählt, so ganz ohne Schwanken, wie er als uckermärkischer Junker Offizier oder Diplomat geworden sein würde. Daß er, obwohl minder begabt als der hochmögende Onkel, später auch einmal den Purpur tragen müsse, ist für ihn etwas ganz Selbstverständliches. Klettert doch durch seine hohe Protektion sein Vorgesetzter, der wegen seiner bäurischen Manieren und vermeintlichen gröberen Intelligenz heimlich von ihm verachtete Don Tita, schließlich zur eigenen, nicht unfreudigen Überraschung des bescheidneren Mannes, irgendwo auf einen Bischofs-

stuhl. Don Emanuele fühlt sich als treuer und eifriger Diener der römischen Kirche, deren Dogmen ihm nie Kopfschmerzen gemacht haben, deren Vorschriften er peinlich gewissenhaft befolgt. Aber von dem Wesen des Christentums hat er keine Ahnung: die Liebe fehlt ihm. Für diesen geistlichen Streber hat der schlichte Zimmermannssohn von Nazareth nicht gelebt, die Macht Roms, mit dem er als Glied der herrschenden Klasse sich eins fühlt, ist es allein, wofür er sich ehrlich zu erwärmen vermag. Er ist nicht sowohl Heuchler, als naiver Egoist, Geburt und Erziehung haben ihn dazu gemacht, nun kann er eben nicht aus seiner Haut heraus. Er liebt die Menschen nicht, nein, er haßt sie sogar grimmig, soweit sie anders empfinden als er. So verfolgt er mit blindem Haß den wahren Christen Don Aurelio, dessen edlere Natur für ihn ein stiller Vorwurf ist, und ruht nicht eher, als bis der arme Landpfarrer grade wegen der vorerwähnten Samaritertat an dem protestantischen Ketzer trotz der treuen Anhänglichkeit seiner Gemeinde ohne Angabe von Gründen plötzlich abgesetzt wird. Beiläufig: der Bischof in Vicenza und der Erzbischof haben für den unschuldig Verfolgten nur humane Phrasen, nichts mehr; die Kirche kann offenbar solche Idealisten, die sich den Luxus einer eignen Seele leisten, nicht brauchen! Don Emanuele haßt auch Massimo Alberti, der ihm ebensowenig etwas zuleide getan hat, und zwar nicht bloß wegen seines fragwürdigen „Modernismus", sondern im Grunde noch mehr, weil der junge Mediziner nicht gleichfalls zu lebenslänglichem Zölibat verurteilt ist, und versucht, Leila durch ein gradezu nichtswürdiges Komplott ins Kloster zu schrecken, weil er sie, vor der er nur mit Mühe sein eignes junges Fleisch bändigt, überhaupt keinem andern Mann gönnt. Aber auch diesem schwerbelasteten Hauptangeklagten wird von dem menschenfreundlichen Dichter doch noch der mildernde Umstand zugebilligt, daß er seine selbstsüchtigen Triebe nicht klar als solche erkennt und wähnen kann, was ihn treibe, sei nur ein heiliger Eifer für die Mutter Kirche.

In diesem unseligen Wahn ist ja auch Don Tita befangen und läßt sich dadurch gleichfalls zu Handlungen fortreißen, die der von Natur gutmütige und offenherzige Mann aus dem Volke, der für sich selbst eigentlich nur eine bescheidene städtische Pfarrstelle erstrebt hat, sonst entschieden mißbilligt haben würde. Aber die vorerwähnte Jesuitenmoral — zu der in der Praxis ja auch viele weltliche Politiker sich bekennen — hat doch seine gesunde Natur kaum minder vergiftet, und so zieht denn der würdige Erzpriester zunächst wacker an demselben Strang wie sein ihm recht unbequemer aristokratischer Kaplan. Auch er verschmäht nicht, sich des Lumpenpaars Camin-Molesin als eines Werkzeugs im Dienste der Kirche zu bedienen, wie er schon vorher die Einfalt seiner bigotten Schwägerin Siora Bettina zu allerlei bedenklichen Missionen mißbraucht hat.

Nachdem nun Don Aurelio räumlich, Massimo auch innerlich von ihr entfernt, die wunderliche Lelia durch den Tod ihres treuen Pflegevaters in die Gewalt ihres gewissenlosen Erzeugers rückgefallen und allen Ränken der beiden siegreichen Pfaffen preisgegeben ist, würd' es um die Sache der beiden Liebenden recht übel stehn, wenn nicht jetzt eine tapfre und kluge Frau, auch gegen ihren Willen, sich ihrer annähme und zuletzt gradezu ihr Leben für sie opferte. Seit ihrem siebzehnten Jahr hat Donna Fedele den zwanzig Jahre älteren Marcello



Trento, auch nach seiner Vermählung mit einer andern, still geliebt, und diese große, entsagende Liebe im keuschen Busen nährend, hat die schöne und reiche Jungfrau auch einem edleren Bewerber sich versagt. Nun ist sie Fünfzigerin und einem schweren Unterleibsleiden verfallen, doch wahrt ihre jugendfrisch gebliebene Seele noch über seinen Tod hinaus dem Einziggeliebten die Treue, indem sie allein, allen Gewalten zum Trotz, es unternimmt, seine Pflegetochter mit dem Sohn seines Herzens, dessen Mutter ihr nahegestanden, zu verbinden und beiden in der Religion einen festen Halt zu geben. Den heftigsten Widerstand findet sie da bei ihren Schützlingen selbst, deren jeder vom „Turm des Stolzes" lange alle Vermittlungsversuche zurückschlägt. Aber mit unverdroßner Geduld und selten irrender Seelenkunde arbeitet sie rastlos weiter, und es gelingt ihr endlich, das krankhaft mißtrauische Mädchen durch Mitteilung der vertraulichen Briefe des Jünglings an „die liebe Mama Fedele" zu überzeugen, daß dieser wirklich nur sie, nicht ihr Geld geliebt hat und noch immer liebt. So zugleich beschämt und beglückt, entschließt sich das Trotzköpfchen, heimlich zum fernen Geliebten zu fliehn und ihm reuig ihre Liebe entgegenzutragen. Und die mütterliche Freundin, statt durch die unaufschiebliche Operation vielleicht noch Gesundheit und Leben zu retten, reist ihr nach an den Luganersee und hat sterbend noch die Genugtuung, daß sie sich nicht umsonst geopfert hat: Massimo und Lelia — nun wieder ganz die holde „Leila" ihrer ersten Liebe — werden ein seliges Paar — und auch wieder gut katholisch!

Wie Fogazzaro selbst hat Donna Fedele, eine seiner bedeutendsten und reizvollsten Frauengestalten, ein scharfes Auge für den ungeheuren Widerstreit zwischen der hohen Idee des katholischen Priestertums und der oft recht bedenklichen Realität. Und wie ihr vielverkannter Schöpfer hat auch sie den Mut, Farbe zu bekennen. Aber ebensowenig wird deshalb sie jemals irre an der Religion ihrer Väter, an dem Glauben, den sie sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hat, der ganz und gar in ihr Blut übergegangen ist, so daß es da einen Zweifel für sie überhaupt nicht gibt. Im mutigen Kampf gegen das unchristliche Gebaren einzelner katholischer Priester bekennt sie sich doch fortwährend zu bedingungslosem Gehorsam gegen die katholische Kirche, die für sie die unfehlbare und alleinseligmachende bleibt. Dies war auch der unverrückte Standpunkt ihres toten Geliebten gewesen, der einmal gegen den modernistisch angehauchten jungen Mediziner den Modernismus Dantes für den einzig guten erklärt, und nicht minder der des Don Aurelio, der gleichfalls, besonders am Schluß, sich entschieden gegen einen von der Kirche abfallenden Modernismus erklärt. Zu diesem Standpunkt kehren also auch die beiden verworrenen Zweifler Massimo und Lelia zurück.

Er ist offenbar der des Dichters, der schon vor vielen Jahren öffentlich, in den „Sonatine bizarre", folgendes Bekenntnis abgelegt hat:

„Ich bin ein Christ, der glaubt, daß es ihm nicht erlaubt ist, unter den Dogmen und Vorschriften seiner Kirche eine Auswahl zu treffen, der vielmehr sie alle akzeptiert, mit wohldurchdachter und freier Zustimmung, mit dem Bewußtsein, daß ich damit eine Pflicht gegen Gott erfülle."

In dogmatischer Hinsicht ist Fogazzaro — zum Achselzucken seiner roten und Händeringen seiner schwarzen Widersacher — immer unanfechtbar gewesen, wie

der von ihm herzlich verehrte Franz von Assisi, nach dem offenbar sein „Heiliger" im vorletzten Roman gebildet ist, als dessen blasseres Abbild noch der demütige Dulder Don Aurelio in „Leila" erscheint. Ja der auf der Sonnenhöhe der Wissenschaft wandelnde Dichter — in dem auch ein feiner Diplomat steckt — weiß sogar seinen (platonischen) Darwinismus so harmlos mit seinem gemütvollen Katholizismus zu vereinigen, daß dieser ganz korrekt bleibt. Ich begehe keinen Vertrauensbruch, wenn ich hier etwas veröffentliche aus einem Brief vom 13. Februar 1909, worin er mir schrieb:

„Sie können im wesentlichen sagen:

Antonio Fogazzaro ist ein Katholik, erfüllt von der Zuversicht auf die Zukunft seiner Kirche. Er hat immer geglaubt und glaubt noch heute, daß das Dogma von einem Gott Schöpfer vereinbar sei mit einer spiritualistischen Evolutionstheorie; er hat geglaubt und glaubt, daß unbeschadet des göttlichen Elementes der katholischen Kirche ihr menschliches Element allmählich modifiziert werden könne nach den Forderungen der verschiednen Zeiten, aber er glaubt auch, daß diese Evolution des menschlichen Elementes der Religion gelenkt werden müsse von der religiösen Autorität. Indem er das katholische Dogma voll und ganz akzeptiert, ist er doch überzeugt, daß die Religion vor allem Entscheidung (ozione) für und Leben nach Normen göttlichen Ursprungs ist; daß der erlösende Glaube daher nicht hauptsächlich verstandesmäßiger Anschluß (adesione intellettuale) an Formeln ist, sondern hauptsächlich Anschluß des Herzens (adesione amorosa) an die göttlichen Gesetze, an die Sittenlehre Christi und der Kirche."

Wie Dante ist auch Fogazzaro nicht sowohl Dogmatiker, als vielmehr Ethiker und grade dadurch den jetzigen Machthabern in Rom so unbequem wie den früheren der unerschrockne große Florentiner — dessen „Divina Commedia" mit ihren in der Hölle bratenden Päpsten gleichfalls auf den Index zu setzen die Kirche freilich nie gewagt, für deren Studium der weitherzige moderne Papst Leo XIII. sogar eine eigne Professur in Rom errichtet hat. Unbequem wie jedem Regierenden freimütige Kritik seiner Person und seines Wirkens, das kaum je die ideale Forderung restlos erfüllen wird. Bitter unbequem wie seinerzeit der rücksichtslose Galiläer den in Jerusalem herrschenden Priestern, Schriftgelehrten und Pharisäern. So wird ohne Zweifel Fogazzaro tödlich gehaßt von den heutigen Generalpächtern der Religion, denen er das Geschäft verdirbt, und hätten sie nur noch die Macht, kreuzigen würden sie ihn, lieber heut' als morgen. Denn wenn der tadellos höfliche Mann sie auch nicht grade „Otterngezücht" schilt, harte Dinge hat er, in aller Ehrerbietigkeit, ihnen doch gesagt im „Santo", und daß er jetzt nicht mehr anklagt, sondern nur noch nach der Natur zeichnet, mit unwiderlegbarer Gegenständlichkeit, gemildert durch einen erquickenden Humor, dies werden sie ihm noch viel weniger aufrichtig vergeben.

Soll auch „Leila" noch auf den Index kommen? Will dann Fogazzaro auch dies Buch, das in mehr als einem Punkt sich wohl mit seinem „Piccolo Mondo Antico" messen darf, aus dem (italienischen) Buchhandel zurückziehn? — Chi lo sa?

* * *

Nachdem dieser vor Monaten geschriebene Aufsatz bereits gesetzt war, am 7. März, ist Antonio Fogazzaro dem Hader der Parteien entrückt worden. Nur zwei Zeilen leider darf ich ihm hier widmen — ich finde keine wahreren als die Schlußzeilen eines Sonettes, das vielleicht noch an anderer Stelle erscheinen wird:

Nennt klerikal ihn, nennt ihn Modernist,
Ich kannt' ihn besser, ich: Er war ein Christ!



Friedrich Spielhagen

Im Haushalt der Kunst gelten Gesetze des Wachsens und Vergehens ähnlich denen, die den Haushalt des Lebens regeln. Ewig ist die Kunst, wie das Leben ewig ist, aber die Erscheinungsformen beider wechseln und müssen vergehen. Mannigfaltig sind Wachstum, Lebensdauer und Lebenskraft, Art der Blüte und des Früchtebringens. Da sind Krautgewächse, die rasch zur Höhe emporschießen, eine Fülle von Gezweig und Laub hervorbringen, die in ihrer Saftigkeit und leuchtenden Farbe wie ein Urbild strotzender Lebenskraft aussehen. Aber ihre Lebensdauer ist sehr beschränkt; sie dauern ein, auch zwei Jahre, dann sind sie vorbei. Andere Gewächse schießen dünn und schmal rasch in die Höhe, daß man schon denkt, sie werden alles übersteigen. Da knickt sie, die so schwächlich im Grunde stehen, ein leiser Windhauch. Daneben ein Eichbaum. Jahrelang sieht er nur kümmerlich aus, verschwindet unter und neben den anderen. Aber ruhig und stetig wächst er weiter, legt langsam Ring um Ring, wird härter und dauerhafter mit jedem Jahre und erscheint in seiner vollen Schönheit erst zu einer Zeit, wo viele Geschlechter der Prunkenden, Kraftstrotzenden, Sichvordrängenden längst gestorben, verdorben und vergessen sind. Denen, die den Eichbaum in dieser vollen Kraft sehen, erscheint es ganz unbegreiflich, daß es überhaupt jemals hat Menschen geben können, die nicht von vornherein ihn allen anderen vorzogen, die sich an das blühende Krautgewächs, rasch wachsende Schlinggerank hielten und dessen Schönheit priesen. „Wie konnte man verkennen, daß ...?"

Der Anfang der Weisheit ist die bescheidene Erkenntnis unserer eigenen Begrenztheit im Vergleich zu den eigenen Gesetzen des Lebens und der Kunst. Dann erst gewinnen wir ein würdiges und gerechtes Verhältnis zu jenen Erscheinungen im Leben und in der Kunst, die auch zeitlich begrenzt sind, wie wir selber. Wir erkennen dann oder fühlen zum wenigsten, daß diese Begrenztheit notwendig ist im höheren Ratschluß, daß in ihr sogar Werte liegen können, die dem Dauernden, Überragenden niemals beschieden sind.

Solche Erwägungen sind unabweisbar angesichts des Schriftstellerschicksals Friedrich Spielhagens, der jetzt einen Tag nach seinem zweiundachtzigsten Geburtstage die müden Augen schloß. Sie waren müde, diese Augen, denn sie hatten längst keine Freude mehr an dem Leben, das sie um sich herum sahen. Spielhagen konnte die Zeit nicht mehr verstehen, wie sie ihn nicht verstand. Ob er Humor genug gehabt hat, um sein Schicksal unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit anzusehen, wobei ihm dann die Schicksale der vielen, die ihn verdrängt hatten und beiseite schoben, mit Recht kleiner erscheinen konnten, als das eigene, weiß ich nicht. In seinen Werken lebt kein Humor. Was ihn so ruhig in die Zeit hineinsehen ließ und ihm und uns das Verbittertwerden ersparte, war eher jene Eigenschaft seiner Natur, die Fr. Mauthner einmal veranlaßte, ihn als einen „Fürsten unter den Schriftstellern" zu bezeichnen. Er war ein ent-

thronter Fürst, aber er hatte immerhin die Genugtuung, daß die Revolutionäre, die seinen Thron zertrümmert hatten, inzwischen selber mit ähnlichen Waffen gestürzt worden waren, und daß sich doch schon wieder zeigte, daß er selber im Grunde mehr jener Kräfte aufgewendet hatte, die das Gottesgnadentum in der Kunst ausmachen, als viele seiner Verurteiler.

Spielhagen hat über seine Kunst so viel und so scharf nachgedacht, daß er sich der Begrenztheit ihrer Wirkungsfähigkeit wohl hätte klar sein müssen. Aber freilich, zwischen theoretischem Erkennen und dessen Nutzanwendung auf die eigene Person ist ein sehr schwerer Schritt, den tun zu müssen für einen Künstler und lebenskräftigen Mann ein schmerzvolles Entsagen bedeutet. Aber wir wollen doch nicht vergessen, daß Spielhagen in einer Zeit sich dazu entschloß, seine ganze Kraft der Romanschriftstellerei zu widmen, als man in dieser auch theoretisch keine reine Dichtkunst, sondern mehr eine Zwittergattung sah. Spielhagen selbst hat sich mit solchem Bewußtsein darauf eingestellt, der Sprecher seiner Zeit zu sein, daß er mit dieser Zeit das Gehör der Welt verlieren mußte. In den sechziger und siebziger Jahren dagegen lauschten ihm alle in atemloser Spannung. Er war der Volkstribun, der für jene Kräfte seines Volkes, die diesem damals als seine besten erschienen, den flammenden und begeisternden Ausdruck fand. Spielhagen war der Dichter des deutschen Bürgertums, des liberalen Freisinns, würde man wohl am besten sagen, wie er sich aus dem Jahre 1848 heraus entwickelt hatte. Der Haß gegen das Junker- und Pfaffentum stand auf seinem Schwerte, Sieghaftigkeit des tüchtigen Bürgertums stand auf der Fahne. Was ihn so stark machte in der Zeit, was ihn auch so viel packender machte, als die großen Romanschriftsteller des jungen Deutschlands, etwa Gutzkow, das war, von allem Formalen, von allem Temperament abgesehen, diese unbedingte konstitutionelle Gesinnung, dieses völlige Aufgehen in dem Begriff der Majorität. Da war nichts mehr von Individualismus oder Subjektivismus. In den „Problematischen Naturen" sagt Dr. Braun, der Dolmetsch des Dichters:

„Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen — das oberste Prinzip aller politischen und moralischen Weisheit — begriffen hat, weiß auch, daß seine individuelle Existenz nur ein Tropfen in dem ungeheuren Strome ist, und daß diese Tropfen-Existenz weder das Recht noch die Möglichkeit der absoluten Selbständigkeit hat. Wir dürfen uns nicht länger sträuben, zu sein, was wir wirklich sind: Menschensöhne, Kinder dieser Erde, mit dem Recht und der Pflicht, uns hier auf diesem unserem Erbe auszuleben und nach allen Kräften mit den anderen Menschensöhnen, unseren Brüdern, die mit uns gleiche Rechte und freilich auch gleiche Pflichten haben." —

Und Spielhagen, der in diesem ersten Werke, das ihn zum berühmten Manne machte, so tiefdringende Worte über Goethe gefunden hatte, nahm noch acht Jahre später in „Hammer und Amboß" gegen den Individualisten Goethe grundsätzliche Stellung. Wenn der Weimarer gesagt hatte:

„. . . Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein!",

so betont dagegen Spielhagen:

„Überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß. Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns sehen, alles scheint zu beweisen, daß es kein Drittes gibt. Und doch ist eine tiefere Verkennung des wahren Verhältnisses nicht denkbar, und doch gibt es nicht nur ein Drittes, sondern es gibt dieses Dritte einzig und allein, oder vielmehr, dieses scheinbar Dritte ist das wirklich Einzige: sowohl in der Natur als im Menschendasein, das ja auch ein Stück Natur ist, nicht Hammer oder Amboß — Hammer und Amboß muß es heißen —, denn jedwedes Ding und jeder Mensch in jedem Augenblick ist beides zu gleicher

Zeit, mit derselben Kraft, mit welcher der Hammer den Amboß schlägt, schlägt der Amboß wieder den Hammer."

Der Dichter wie die Welt, deren Sprecher er war, hat inzwischen erfahren müssen, daß der ältere Weise von Weimar doch im Rechte gewesen. Diese ganze Welt ist zwischen Amboß und Hammer geraten: zerstoßen und zerschlagen, zerrieben von der Hünengewalt Bismarcks und der Masse des aufmarschierenden vierten Standes. In gleichem Maße verlor Spielhagen die Kraft der Wirkung auf den Tag. Seine Gesinnungen waren nicht mehr die, an denen sich die Jugend und das Volk als Sammelbegriff zum Kampfe um die Freiheit begeistern konnten, denn das, was die neuere Zeit als Freiheit verstand, war nicht mehr das, was Spielhagen darunter begriffen hatte. Jene künstlerischen Kräfte aber, die gegen den Gesinnungswandel der Zeit standzuhalten vermögen, waren nicht so stark, daß die Werke trotz der veränderten Einstellung des gesamten Empfindens die Leser noch hätten in Bann schlagen können.

Man soll trotzdem den D i c h t e r Spielhagen nicht zu gering einschätzen. Welche Stellung er in der Entwicklungsgeschichte des Zeitromans einnimmt, erkennt man vor allem im Vergleich mit seinen unmittelbaren Vorgängern, ersieht man, wenn man seine ja immer noch recht umfangreichen Romane neben die vielbändigen eines Gutzkow stellt. In der Zusammendrängung des Inhalts zeigt sich hier das gewachsene Gefühl für Komposition. Spielhagen hatte doch wieder erkannt, daß ein Kunstwerk vor allem auch Form haben muß. Er suchte zu gestalten und nicht bloß zu reden. Er setzte sich nicht mehr über diese Grundgesetze des künstlerischen Schaffens mit jener jungdeutschen Gesinnung hinweg, daß der Roman nur ein Vehikel sei, dem man so viel aufladen konnte, als der Papiervorrat des Verlegers und die Geduld des Publikums aushielt. Mit der Dicke der Bände schmilzt auch die Phrase, in geistigem wie in stilistischem Sinne. Gewiß, auf uns Heutige wirkt die Sprache Spielhagens ja oft geschwollen, sagen wir mit einem Worte: romanhaft. Aber jenen Lesern, die sich zuvor an Gutzkow genährt hatten, mochte sie wohl als realistisch und sachlich erscheinen. Und wer an die endlosen Feuilletons gewöhnt war, die Gutzkow wahl- und zahllos in seine Romane mit einschmuggelte, wer sich von ihm über alles und jedes mit einer unheimlichen Gewandtheit hatte vordozieren lassen, auf den wirkten die Reden Spielhagens als leidenschaftliche Ergüsse einer von ihrer Überzeugung hingerissenen, für große Ziele kämpfenden Seele. Als Mitte der achtziger Jahre die Jungdeutschen daran gingen, Spielhagen von seinem Thron zu stoßen, hatten sie ihm freilich dann das Wort „Leitartikler, Journalist" entgegengeschrien und ihn immer gemahnt: „Bilde, Künstler, rede nicht!" Zu recht, gewiß. Aber wieviel wird nicht auch in den Romanen dieser Jungdeutschen, in den Romanen der Jüngsten geredet?! Die Achtung vor dem eigentlich Dichterischen ist freilich gewachsen, wie denn heute der Roman in stärkerem Maße als Dichtung angesehen wird. Dennoch erblühen so häufig gerade die sensationellsten Erfolge jenen Büchern, die nichts anderes sind als verwässerte und verbreiterte Umschreibungen von Tagesansichten.

Ein wohlwollender Beurteiler wird noch weitere dichterische Kräfte in Spielhagens Werken finden. Die Szenenführung ist oft außerordentlich geschickt, das Aufeinanderprallen der gegensätzlichen Charaktere zuweilen von dramatischer Lebendigkeit. Seine Menschen freilich geben uns nur wenig. Dazu fehlt ihnen zu sehr jene dichterische Objektivität, die unentbehrlich ist, wenn die Schöpfungen der Künstlerhand wirklich plastische Kunstwerke und nicht nur körperlose Spiegelbilder des eigenen Ich sein sollen.

Andererseits liegt in dieser Unfähigkeit zur künstlerischen Objektivität eine Eigenschaft, die ihm die Anwartschaft auf Berücksichtigung auch in ferner Zukunft verbürgt. Man wird sich einmal daran gewöhnen müssen, diesen Zeitroman, wie ihn das neunzehnte Jahrhundert ausgebildet hat, weniger als literarisches Kunstwerk, denn als menschliches Kulturdokument zu betrachten. Man wird in diesen Romanen ein Seitenstück zu Memoiren sehen, eine Zwischen-



stufe zwischen solchen und einer zeitgenössischen Geschichtsdarstellung. Vor jenen Memoiren haben diese Romane den Vorzug der höheren Einstellung des Gesichtspunktes vom rein Persönlichen weg auf die ganze Umwelt, der stärkeren sozialen Gesinnung; vor den Geschichtswerken zeichnet sie die subjektive Wahrheit, der Verzicht auf eine schier unmögliche Objektivität aus. Gerade in ihrer Ungerechtigkeit, in ihrer Einseitigkeit sind sie ein unschätzbares Material für den psychologisch sie erfassenden Historiker, Kulturforscher der Zukunft. Von diesem Standpunkte aus betrachtet gehören Spielhagens „Problematische Naturen", „In Reih' und Glied", „Hammer und Amboß" und „Die Sturmflut" zu den wertvollsten Zeugnissen für die Zeit zwischen 1848 bis nach dem großen Kriege, der uns das einige Deutschland schuf, und dessen Herrlichkeit durch die Gründerjahre so bös verdunkelt wurde. Karl Storck



Berliner Theater-Chronik

Die Theaterspielzeit neigt sich, ohne daß ein Kranz verteilt werden kann. Problematisch ihr Anfang, problematisch ihr Ende.

Eine Gesellschaft war gegründet worden, der „Pan", als dramaturgische Brutanstalt, die heimlichen Dichtern zum Licht verhelfen wollte. Große Gebärden und Verheißungen und ein recht belangloses Resultat, doch keine Tat. Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus. Etwas größer als eine Maus war ja nun freilich der panische Sprößling; er erschien in Gestalt einer leibhaftigen Kuh auf der Bühne, und das war die „Glückskuh" von Hermann Essig.

Die Komödie lag übrigens schon längere Zeit in Buchform vor, und wer sie gelesen, konnte sich kaum allzuviel von ihrer Bühnendarstellung versprechen. Sie malt die derbe Liebe auf dem Lande mit Fensterln, Einsteigen und „Probenächten" hahnebüchen in bewußtgrobianischer Holzschnittmanier, und das Hauptthema ist die bäuerliche Habgier und Gewinnsucht, die mit einem ätzenden, essigsauren Witz karikiert wird.

Die Burschen des schwäbischen Dorfes unterscheiden sehr gerissen die Mädchen ohne Mitgift, die nur zum „Vergnügen", und die mit Mitgift, die auch zum „Heuern" da sind.

Und die Hauptfigur, das Rebekkle, ist eine von der Nur-Vergnügungs-Klasse, die aber dennoch um jeden Preis ihr „Glück" machen, d. h. eine Mitgift und damit einen Mann und einen Vater für das bevorstehende Kind ergattern will. An dem Kind mitschuldig ist ein wohlhabender Bauerssohn, der Helm, aber heiraten darf der die arme Dirn nie, drum zieht er sich auf die „frohe Botschaft" hin sofort vorsichtig zurück.

Rebekkle hilft sich nun verschlagen allein weiter. Im kleinen hat sie immer, aus Notwehr, gemaust und stibitzt. Jetzt macht sie ihren großen Schlag und stiehlt im Nachbardorf sich eine Kuh. Sie führt sie im Triumph durch die Gassen ihres Ortes und stellt sie als ihr durch mühsame Ersparnisse erworbenes Heiratsgut vor.

Daß die mißtrauischen Dörfler ihr das sofort bereitwilligst glauben, ist eine Unwahrscheinlichkeit und eine jener in baufälligen Stücken so häufig vorkommenden billigen Gefälligkeiten des Personals gegen den Autor. Er braucht das, um seine tückisch-schadenfrohe Absicht auszuführen und in dem nun folgenden Kuhhandel die Bestialität gar herrlich sich offenbaren zu lassen.

Jetzt nämlich reißt sich sofort alles um Rebekkle, und mit der Kuh, die zu ihrem Fleisch fürwahr keine Knochenbeilage, mag sie jeder. Der Auserkorene wird, dem Helm zum Tort, der lange Kolb. Der ist so wild auf das Mädchen mit der melkenden Kuh, daß er bereitwilligst

auch die Zukunfts-Vaterschaft übernimmt, trotzdem er in Wirklichkeit gar nichts mit Rebekkle vorgehabt.

Daraus ergibt sich nun die Schlußpointe. Der Diebstahl wird entdeckt, das Mädchen wird ihr vierbeiniges Kapital los, aber etwas anderes bleibt bestehen, jenes Vaterschaftsgeständnis des langen Kolb. Er muß zahlen für seine Voreiligkeit, und sie nimmt nun ihren alten Liebsten.

Diese saubere Geschichte wird mit einem grimmig verbissenen Vergnügen an der menschlichen Miserabilität vorgetragen, mit dicker Tünche und ohne jeden Humor, ohne jede lächelnde Überlegenheit, wie sie im „Zerbrochenen Krug“ und auch im „Biberpelz“ spielt. Recht verfehlt schien es, solche Werke als Paten für dieses Stück, das nicht Physiognomie, nur Fratze und Grimasse ist, aufzurufen.

Dabei soll eine gewisse Begabung nicht verkannt werden, die Zankgruppen, das Aufeinanderplatzen der feindlichen Habsuchts-Parteien ist mit Schlagkraft und Pralltechnik gemacht. Aber die dramatischen Stützen, auf denen das Gefüge ruht, sind arge Hilfskonstruktionen; die Motivierungen der Führung beruhen lediglich auf Gefälligkeitsakzepten, ohne entschieden und zwingend zu sein.

Auf die eine Unwahrscheinlichkeit, daß der Kuherwerb des Habenichtschens so ohne weiteres geglaubt wird, wurde schon hingewiesen, noch zweifelhafter wirkt der mythische Amtmann, der als deus ex machina aufgeht, salomonisch schlichtet und richtet, dem Rebekkle ihr Kindsgeld verschafft und ihren Diebstahl ihr glatt straffrei durchgehen läßt.

Merkwürdig erscheint die Sprache, die teils realistisch rustikal, teils mit papiernen Redeblumen des Kolportageromans oder des Briefstellers für Liebende durchwirkt ist. Das ist so auffallend, daß man geneigt wird, an eine bewußte Absicht Essigs zu glauben, etwa in der Art Wedekinds parodistisch das Pathos des Bänkelsangs zu kopieren. Dadurch aber, daß die Personen einmal als Wirklichkeitstypen naturalistisch behandelt werden, dann wieder als ironische Figuren, als Grotesk- und Exzentrik-Ornamente, rutscht diese Arbeit noch mehr ins Schiefe und Schielende.

Eine entfernte Verwandtschaft im Stoff und in den treibenden Affekten zeigt mit der „Glückskuh“ David Pinskis „Schatz“, der im Deutschen Theater aufgeführt wurde.

Freilich ein ganz anderer Boden und andere Typen, doch gleich die allzumenschlichen Triebe.

Dort schwäbische Bauern, hier russische Juden. Dies Milieu der jüdischen Gemeinde in einem kleinen russischen Orte leibhaftig zu schildern, gelingt dem Verfasser, der wie Schalom Asch seine Stücke im Jargon, dem sogenannten „Yiddisch“, schreibt, sehr drastisch und war für das Berliner Publikum mit seiner Vorliebe für das Ethnographische ein dröhnendes Vergnügen.

Mitgift und Habgier sind nun auch hier die Motive. Die Tochter des Totengräbers, bettelarm und lebenshungrig, will um jeden Preis ihre fortune machen. Und als ihr Bruder, der Kretin, beim Verscharren seines toten Hundes Geld gefunden, staffiert sie sich damit aus und weiß geschickt das Gerücht von einer Schatzerhebung zu verbreiten.

Das Gerücht wird zum Lauffeuer und schwillt an in den erhitzten Phantasien. Die kümmerliche, verachtete Totengräberfamilie wird der Erregungsmittelpunkt des Ortes. Dankbare Szenen voll strotzender Situationskomik ergeben sich und werden wirksam ausgenutzt. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, dem Totengräber wird das Haus eingerannt. Die Szene wird zu einer ulkigen Mauschel-Menagerie: der Heiratsvermittler will sogleich die Tochter unter die Haube bringen; die Abgesandten der jüdischen Wohltätigkeitsanstalten nahen mit gezückten Kollektenbüchern; der Vorsteher der Gemeinde, der in unwiderstehlicher assyrischer Feierlichkeit gemimt wurde, verlangt Herausgabe des Schatzes, und der unselige Totengräber, der sich vor Angst krank gestellt, springt schließlich verzweifelt aus dem Bett und schwört den ganzen Schatz ab.

Diese genrehaften Ausschnitte gelingen der Beobachtungsfähigkeit Pinskis und seiner fixen Geschicklichkeit im Silhouettenschneiden recht lustig und lebendig. Sein Ehrgeiz geht aber höher, vergreift sich dabei und stürzt ab.

Er will auf die Tragikomödie hinaus und Dämonien und infernalische Besessenheiten bannen; ein wüster Hexensabbat geldgieriger Leidenschaften auf dem mitternächtigen Kirchhof soll sich entfesseln, bei dem die losgelassene Bevölkerung nach der Stelle des vergrabenen Schatzes sucht, im Mondschein, mit Laternen, zwischen aufrecht starrenden Grabsteinen, gespenstisch hügelab und hügelan, ein Totentanz und Narrenreigen über Gräbern, angeführt von jenem Kretin, der unter Kreischen und tollen Sprüngen alle nach seiner Pfeife tanzen läßt, weil er allein die Stelle kennt. Und endlich finden sie sie; auf dem Grab des heiligen Rabbi hat der Idiot den Hund verscharrt. Aber ein Schatz ist nicht da. Also viel Lärm um nichts. —

Dies helldunkle Nachtstück einer comédie humaine zu gestalten, fehlt es an dichterischer Beschwörerkraft; diese Szenen behielten etwas Spekuliertes und bekamen dadurch mehr Peinlichkeit als Schauer. So ging das Stück an seiner unorganischen Zwiespältigkeit zwischen dem gekonnten anekdotisch-genrehaft Jüdischen und dem nicht gekonnten visionär-rembrandtisch Jüdischen ein.

Ein Rassenstück mit Ausschnitt- und Zustandsmalerei war auch des Russen Leonid Andrejew „Studentenliebe".

Doch blieb es — trotzdem es sehr lebensvoll im Kleinen Theater herausgebracht wurde — nur in den Grenzen eines dramatischen Bilderbogens mit recht durchschnittlichen Typen und Situationen locker und zufällig aneinandergereiht.

Diese Szenen spielen in der Moskauer Studentenbohème. Nikola und Olga, seine filia hospitalis, lieben sich, doch Olgas Mutter, die Alte, ist recht auserlesen zum Kuppel- und Zigeunerwesen. Sie will aus dem jungen Mädchen Kapital schlagen, und Olga gehorcht der Alten, die ihr die zahlungsfähigen Männer zuführt, nur zu bereitwillig.

Daraus könnte sich nun eine russische Manon-Lescaut-Variation entwickeln mit den Konflikten und Krisen der Liebe zwischen einem schwärmenden Jüngling und einer Gefallenen. Das wird aber nicht herausdestilliert. Andrejew begnügt sich damit, Einzelsituationen aus der Versumpftheit oberflächlich illustrativ zu geben, Bilder vom nächtlichen Liebesmarkt in den Parks, Alkovenszenen, betrunkene Schnapsgeselligkeiten mit Melancholien und heulendem Elend.

Ein Versuch von Handlungsführung wird schließlich dadurch gemacht, daß Nikola Händel mit einem der von Olgas Mutter gecharterten Klienten, einem gutmütigen Offizier, nach vorausgegangener Zecherei anfängt. Säbel und Revolver fahren in der Luft herum. Aber alles geht im allgemeinen, abgründigen Rausche unter. Die Widersacher liegen sich schluchzend im Arm, trinken Brüderschaft, Olga kniet vor Nikola, und man verzeiht gegenseitig den armen Seelen.

Dieser Abschluß, dies Auflösen gewalttätiger Katastrophen-Momente in mürbe Tränenseligkeit ist freilich typisch russische Psychologie und wesensecht. Trotzdem wirkt es in diesem nicht aufgebauten, sondern nur zusammengeklebten Zusammenhang arrangiert, nach dem Schema gemacht. Will man vergleichen, wie ein Dichter solch passive Lebens- und Gefühlstragik zum zwingenden Ausdruck bringt, so muß man zu Tschechow gehen.

Interessanter als diese Stücke war schon Vollmöllers neues Bühnenwerk „Wieland", das im Deutschen Theater unter wildem Lärm von einem radaulustigen Publikum zu Tode befördert wurde.

Vollmöller, der ein Dichter der Mythen und romantischen Fernen ist und zugleich Aviatiker und rastloser Sinner technischer Probleme, versucht hier einen Zusammenklang zu stimmen zwischen dem Märchen und der modernsten Phantasie realer Erfindungswunder. Schon

dieser Versuch hat, wenn er auch nicht rein gelang, Lockung und Reiz, und ist jedenfalls nicht langweilig.

Der Zusammenhang des Menschen unserer Tage und seiner Sehnsüchte über die Unendlichkeit der Zeit hinweg mit Urmenschheitsmythen — ein Lieblingsmotiv des Dänen Johannes V. Jensen übrigens — sollte verdichtet werden, und zwar in tragikomischer Beleuchtung.

Dafür prägte sich Vollmöller die Gestalt seines Wieland, eines armen Teufels von Klavierlehrer, eines Enterbten, Verschrobenen, eines finsteren Narren mit genialischem Einschlag.

Zwei fixe Ideen beherrschen ihn: einmal seine Oper, die er nach Richard Wagners Fragment „Wieland der Schmied" komponiert, und zweitens das Projekt eines Flugapparates. Beide Ideen verwachsen in seinem monomanischen Gehirn inzüchtig ineinander, und in seiner besessenen, ideenverbissenen Seele wächst übermächtig der Wahn, daß sich an ihm selbst das Geschick jenes Schmieds aus dem Märchen erneuen müsse, jenes Geschick von der Gefangensetzung und Marterung durch den grausamen König, der Rache an ihm durch Tötung des Sohnes und Vergewaltigung der Tochter, und des Aufschwungs aus Ketten und Banden mit den selbstgeschmiedeten Erzflügeln in die Luft.

Diese Märchenmotive wiederholen sich nun auch variiert in der bürgerlichen Sphäre. Wieland wird wirklich ins Gefängnis gebracht, weil er im Hause des reichen Amateurs Sir Marks, der sich auch mit Experimenten zum Flugproblem beschäftigt, Platin gestohlen. Das Knieleiden, das er sich in der Haft holt, suggeriert er sich mit grausamer Selbstgenugtuung als die Wiederkehr jener Folterung seines Ahnen, dem die Kniekehlen durchgeschnitten wurden. Als er herauskommt, verführt er getreu seiner Rolle den Sohn Sir Marks' zu einem wagehalsigen Flug, wobei der tödlich verunglückt.

Und dann erfüllt sich sein Traum. Er fliegt wirklich mit dem großen weißen Vogel als Pilot übers Meer.

Als Sieger wird er nun verherrlicht, doch in seinem Inneren sitzt der Wurm. Bei seinem Flug, der ihn weiter getrieben, als er gedacht hat, kam zwischen Himmel und Wasser die grauenvolle Angst über ihn. Seine Nerven sind seiner Idee nicht gewachsen.

Und er weiß, daß er nie wieder fliegen wird. Und das wird ihm nur noch fühlbarer, als in der Nacht die Tochter Sir Marks', gleich dem Königskinde, zu ihm kommt, ein ekstatisches hysterisches Wesen, um ihn, wie Hilde den Solneß, zum kühnsten Wagnis aufzustacheln.

Ihre freiwillige Hingabe macht ihn zudem in seiner imaginären Existenz schwankend. So war's ja nicht beim Märchenwieland, der zwang sich doch die Tochter des Feindes. Hier aber war keine Rache, keine Gewalt. Wieland fühlt sich in seinem Wielandschicksal entgleist; der Ideenboden, an den sein wirres Sein sich klammerte, bebt unter ihm, er fühlt sich ins Nichts taumeln; und vor dem versprochenen Aufstieg am nächsten Morgen erschießt er sich.

Eine Pathologie ist das, ein Narrenschicksal, aber als solches bewußt von Vollmöller erkannt und konsequent durchgeführt. Eine Darstellung von der Macht des Imaginären über die scheinbaren Wirklichkeiten eines Menschenlebens. Vielleicht etwas zu rechnerisch konstruiert, sicher auch darin ungünstig, daß unorganisches Beiwerk — die Liebes- und Bankerottaffäre Sir Marks' — allzu schweifig überwuchert, die Interessenbalancen verschiebt und den Anteil zerstreut, und gefährlich für die Bühne durch ein paar übertrieben kraß brutale Szenen.

Aber gewiß die Arbeit eines klugen Kopfes voll Gesicht, in der auch die ironische Spiegelung des Narrentums nicht fehlt. Das Publikum war demgegenüber mißverstehend, es hielt die Ironien für unfreiwillige Komik und glaubte, weil es verschrobene Figuren sah, der Autor müsse selber verschroben sein.

Felix Poppenberg



Bücherfabriken

Entgegnung eines Literaturjünglings

Aber das wird mehr ein Hilferuf werden, glaub' ich — — —

Denn da kam mir die Angst in die Seele, als ich jene Abhandlung — eben „Bücherfabriken" — im Oktoberheft des Türmers zu Ende gelesen hatte. — Namentlich das Ende! Darin steht's:

Sie sollen uns also boykottieren, alle anständigen Literaturanstalten, uns arme „Literaturjünglinge", alle — —!? Auch die einen unter uns Hunderten, denen die bittere Ironie in Anführungsstrichen unrecht tut, auch die soll man boykottieren — —?! — Wäre das recht? —

Daß die mächtigsten Kulturorgane den ernsthaft Schaffenden, die unter die Dilettantenherde der Bücherfabrikanten geraten sind, ihre wohltätige Macht hart versagen sollen, wäre das recht? — Nein, nein! — Hilfe — —!!

Ja, Hilfe tut denen gerade am meisten not, deren blutjunges Streben Wege des Irrtums oder der Täuschung ging, weil es unberaten war, Wege, die stracks ins Garn jener literarischen Ausbeuter führten.

Über die ist wirklich nicht zuviel gesagt in „Bücherfabriken", kein Wort! Es ist sogar noch schlimmer in Wahrheit. — Aber es kann doch auch dann und wann wirklich wertvolles Schaffen in die Hände der Schundverbreiter kommen. Das muß sogar geschehen, wie die heutigen Verhältnisse auf dem literarischen Schaffensgebiet nun einmal liegen.

Dazu bedenke man nur, wie einem seines rechten Wertes Bewußten zumute wird, wenn er nach Anfrage bei einwandfreien Verlagsfirmen höfliche Ablehnung wegen Geschäftsandranges erhielt oder aber die Aufforderung zur Manuskripteinsendung mit gleichzeitig „Mark soundsoviel Lesegebühr". Und ihm wird für sein schweres Geld zunächst weiter nichts in Aussicht gestellt als Prüfung im Verlauf von einigen Monaten. — Dabei ist doch häufig gerade den Anfängern in der Kunst eine baldige Entscheidung besonders dringend, weil es sich oft um das — wenigstens künstlerische — Sein oder Nichtsein handelt. Und kein Neuling unbekannten Namens und ohne „Protektion" findet Hilfe in seiner Not bei einflußreichen Personen oder Organisationen der Literatur, wenn er wirklich in Not ist. Und das sind die Besten meistens! — — Aber die literarischen Größen von heut' — Schaffende wie Kritiker —, die können wohl auch gar nicht den paar Einzigen Helfer sein, weil deren Rufen vom Schreien der Vielzuvielen übertönt wird. Und die ernsthaft literarische Presse muß gewiß so viel Schundeinsendungen von Manuskripten erdulden, daß weder Lust noch Zeit zur Prüfung übrigbleibt. Also können die Eigenen nicht heraus aus der Herde und müssen mit den Wölfen heulen. — —

Da kommt nun der Bücherfabrikant und bietet zunächst den Beweis schnellster und kulantester Bedienung. Auf die Manuskripteinsendung geht nämlich innerhalb 24 Stunden „Vertragsformular in duplo" zunebst der schmeichelhaften Bemerkung, daß das Werk als starke Talentprobe einen schönen Erfolg verspreche. Dies Urteil mag in diesem Falle nun wirklich gerecht sein; so freut sich der arglose Literaturjüngling — ohne Anführungsstriche — über die Möglichkeit raschen Bekanntwerdens und gibt dafür mit seiner Unterschrift gern die paar hundert Mark hin, die er noch hatte oder gepumpt bekam. Denn im Vertrage schienen seiner geschäftlichen Unerfahrenheit nur geringe Änderungen nötig, die der Herr Verleger auf mündliche Rücksprache großmütig zugesteht.

O, der Herr Verleger ist überhaupt ein feiner Mann, elegant im Auftreten, liebenswürdig im Verkehr, ganz Weltmann! Der junge Autor muß von ihm sofort den Eindruck eines vollkommenen Ehrenmannes bekommen. Außerdem ist er selber Schriftsteller, jawohl! Der Herr Verleger hat ein schönes Buch über „Unkultur" geschrieben, das er dem jungen Geschäfts-



freunde huldvollst dediziert. Und danach muß der Herr Verleger wirklich der idealste Kulturmensch sein, der gewiß keine kulturfeindlichen Werte fördern wird. Und sein Buch ist auch schon im fünften Tausend erschienen, in einem Beilageheft „Pressestimmen" glänzend besprochen und macht dadurch die Versicherung des Herrn glaubhaft, er habe beste Verbindungen in Literaturkreisen. Also m u ß t e doch der Novize sicher werden, daß er den geeignetsten Förderer seines Talentes gefunden habe. — O weh!

Oder aber der unbekannte Könner ist so vorsichtig gewesen, sich über normale Verlagsbedingungen zu informieren. Daraufhin macht er einen eigenen Vertrag, in dem er auch eine wirklich angemessene Druckkostensumme aufführt und sich alle erheblichen Rechte sichert. Und diesen Vertrag akzeptiert der Verleger. Was soll der reine Tor da wohl anderes denken, als daß das in Würdigung des Wertes und der Absatzfähigkeit seiner Arbeit geschieht? Denn nach seinem besten Ermessen kann jetzt der Verleger nur dann verdienen, wenn er das Buch erfolgreich vertreibt. — Also der Vertrag wird perfekt und der Druck auch ziemlich zur vereinbarten Frist fertig, freilich nach vielem Drängen des Verfassers erst. Und siehe, das Bändchen präsentiert sich in einer Stärke von drei Bogen weniger, als kalkuliert war, so daß der Fabrikant an der gezahlten Druckkostensumme doch noch genügend „verdient" hat. Danach denkt er ja gar nicht mehr an eine reelle Vertragserfüllung. Die Wertsache wird jetzt genau ebenso behandelt wie die gedruckten „Muster ohne Wert", mit denen zusammen summarisch angekündigt und „vertrieben", d. h. im Dutzend der andern als Rezensionsexemplar verschickt. Freilich wird dadurch in Wirklichkeit weiter nichts vertrieben, als den ernsthaften Berufsrezensenten die Lust, im Misthaufen die Perle zu suchen. Das ist schon verständlich.

Aber da liegt gerade die ganze Gemeingefährlichkeit jener Kulturschädlinge, daß sie a l l e s annehmen und gleich behandeln, das eine Gute wie das Hundert oft unsinnig Schlechte. Denen, die durchaus gedruckt sein wollen, schaden sie nicht, die bekommen für vereinbarten Preis ihren Willen und könnten doch niemals mehr erreichen. Ohne Dumme kein „Geschäft". Aber daß solche Geschäftsleute auch die Not eines Talentes als dumme Beute nehmen und Werte auf Zeit oder gar für immer totschlagen, für deren Leben sie nichts tun k ö n n e n, das ist ein Verbrechen an der Kultur. Und jeder macht sich zum Mitschuldigen dieses Verbrechens, der den Bücherfabrikanten Zutreiberdienste leistet. — —

Und nun untersuchen wir doch einmal, wer das tut! — Etwa die Literaturzeitschriften von häufig unantastbarem Rufe n i c h t, in deren Inseratenteil die gedruckten Fallen der literarischen Bauernfänger aufgestellt sind, die ihre Annoncen verbreiten —? Etwa die nicht?? Nämlich es gehen auch gerade fähige junge Arglose in diese Fallen, weil sie anscheinend auf so sicherem Boden stehn. Also das heißt: jene öffentlichen Kulturorgane gießen selber Eimer in die Schundflut der bücherfabrizierenden Unkulturträger. Und die Motive sind hier und da gar nicht mal so verschieden: „Geschäft ist Geschäft."

Aber dieselben Organe sollen nun die Rezensionsfendungen ihrer besten Inserenten verächtlich beiseite legen, grundsätzlich nichts ansehn davon? Das wäre schon ungefällig gegen die gute zahlende Kundschaft, die doch wenigstens auf Titelanführung unter „Neuerscheinungen" rechnet, damit der Form Genüge geschehe und der „Vertrieb" hübsch nachweisbar ist! Doch wo bleiben dann die, deren Bücher ein Recht darauf haben, gelesen zu werden? Und es s i n d welche darunter!

Nein, sie dürfen uns nicht boykottieren! Wenn jene anständige Presse nicht die einzig wirksame Form des Kampfes gegen den Schund wählen will, die Aufnahmeverweigerung gegenüber den Lockinseraten der Bücherfabrikanten, dann m u ß sie sich auch die Mühe machen, die paar Perlen aus dem vielen Mist zu suchen, die durch ihre Mitschuld dahinein gekommen sein können. Die Möglichkeit allein schon verpflichtet hier.

Und die Pflicht wird gar nicht mal so schwer erfüllbar sein. Wenn auch wirklich jedes eingesandte Buch angesehen werden muß, einige Stichproben daraus enthüllen ja schnell Wert



oder Unwert, und der Prüfer wird meist schon auf den ersten Blick Könner und Stümper erlesen. Er darf sich's freilich nicht verdrießen lassen, wenn die Ausbeute seiner Mühe nur gering ist. Um des einen Talentes willen, das er doch einmal finden könnte! — —

Ach, dem Buche des Tüchtigen ist ja die Marke der Bücherfabrik auf dem Titelblatt ein Fluch der Lächerlichkeit, der ihn allzuschwer bestraft für den Leichtsinn der Not, in dem er zur Herde der Untüchtigen ging. Aber die Not der Verhältnisse ist heute so groß, daß dem ehrlich Strebenden oft nur der e i n e Weg zum Erfolg gangbar scheint, der ihn gerade ins Verhängnis führt. Rettung könnte ihm allein die Macht der Kritik einflußreicher Presseorgane bringen, die dem Wert seiner Leistung gerecht wird.

Und d i e sollen nun die Irregegangenen ruhig liegen lassen, die sie selber mit auf den Abweg wiesen?

Nein, nein! Nicht Boykott!

Hilfe! Hilfe!!



Nornengast

Der Lyriker Karl E n g e l h a r d verdient ernste Beachtung. Hier ist eine ungewöhnlich reiche dichterische Stimmung, verbunden mit einer stahlgeschmeidigen Behandlung der Verssprache. Sein Balladenbuch „N o r n e n g a st" (Straßburg, J. Singer, 3 ℳ) enthält eine Fülle von packender Poesie.

Ein Hendrichsches Farbenbild, „Die blaue Blume", ziert das Buch. Die Eingangstöne (Die blaue Blume, Nornengast) schlagen zunächst nur Stimmungsakkorde an; auch das „Wielandlied", neu geprägt in Anlehnung an die alte Sage, mit elastischen Versen auf Zeppelin eingeleitet, ist noch nicht der eigentliche Engelhard. Dann aber, mit den nächsten Sängen, die gleichfalls den düster-harten Bezirken der Edda angehören, setzt die plastische Kraft dieses Gestalters ein: das Lied von der Glücksmühle, die schließlich Frodis Palast und Reich in Stücke mahlt, das Lied von Gunnars Tod in der Natterngrube, die fast zu gedrängte, dramatische Ballade von Gunnars wildschönem Weib, das aus Rache für einen empfangenen Schlag die Haarsträhne zum zerrissenen Bogen verweigert und den Gatten untergehen läßt, das ebenso berserkerhafte Abenteuer zwischen Helge und Oluf samt ihrem Kinde Yrsa, der Tod Hjalmars im Zweikampf um Ingeborg — alle diese Sänge sind von einem geschmeidigen, starken Schwung der Empfindung und der sprachlichen Prägung. Es ist etwas Impressionistisches im Vortrag; aber das paßt zu den Stoffen. In den nun folgenden knappen Balladen ist der Dichter auf der Höhe; wir spüren lachende Kraft in diesen Skaldengesängen: „Blutsbrüderschaft", „Die Hjadninge-Schlacht", beide mit einem wild hinauszuckenden Kehrwort nach jeder Strophe, wobei man ordentlich das Chorgebrüll der Mannen h ö r t; ebenso „Jung-Fjolner", das wirksame „Tyrfing", der groteske „Julnachtspu.". Im letzteren Sang soll der Knecht das Julbier aus dem Keller am Meeresfund holen; schon ist er hinab und will wieder herauf — da —

> „Was steht an der Tür so bleich und grau, umzittert vom Meeresleuchten?
> Was sperrt dem Knechte den Ausgang keck mit Augen, moosgrünen, feuchten?
> ‚Hinweg, verteufeltes Meergespenst! Ich kenne dich, Zähneblecker!
> Was willst?' — ‚Einen kleinen Julnachttrunk!' und schlampft mit grausem Geschlecker.
> ‚Da trink!' brüllt der Knecht. ‚Und trink und trink!' und schmeißt ihm den Krug in die Zähne.
> Und huscht ihm vorüber aufs Schneeland hinaus. Aber schnaufend wie eine Hyäne:
> Hinterher, hinterher — mit langem Arm, mit spinngleich schreitenden Beinen
> Des Meeres Unhold! Der Unhold des Meeres mit Grinsen und Grunzen und Greinen" —

— und mit ihm ein ganzes Geschwirre von Geistern, die nun den Knecht hetzen. Der flüchtet auf einen Kirchhof. „Herauf, ihr Christen!" Da bersten die Särge, da kracht es und dröhnt —

und eine barocke Schlacht beginnt zwischen Kirchhofsgeistern und Ungeheuern des Meeres. Knapp und schön ist „Klein-Karin“; anmutig die „Elfin“ —

„Wenn nachts der Mond überm Tannenwald
Auseinanderfaltet sein goldnes Gespinst,
Und der Nebel heraufwächst grau und kalt:
Dann eilt er wohl heimlich,
Geisterhaft heimlich
Hinunter, hinunter zum Elfendienst.

Und tanzend wie wird ihm so wolkenleicht!
Seine Schwere wie wird sie ihm erdenlos!
Und ehe die Nacht den Morgen erreicht,
Legt er beseligt,
Liebebeseligt,
Einer sein Haupt in den seidenen Schoß.“ . . .

Ebenso sind das gespenstisch-düstre „Ritter Höllenbrand“, „Eilidh Seidenhaar“, „Die verstoßene Königin“ im nordischen Balladenton gehalten. Einige mehr spielende Töne — „Marie Madlen“, etwas an Heines Tonfall anklingend, „Das Kaiserliebchen“, das launige „Jürgen Tobi“ usw. — schließen sich an und leiten zu modernen Balladenstoffen über („Jarms Hain“, „Jäger Barthel“, „Kleine Legende“); hier wäre auch die Zeppelin-Erinnerung und die lyrisch gestimmte „Traumballade“ (einem verstorbenen Freunde gedichtet) zu nennen. Die leichtflüssige Versbehandlung fällt im Boccaccio-Stoff „Die Auferweckte“ angenehm auf; und sogar buddhistische Stimmungen formen sich gegen Ende, um noch einmal dem Lied von einer britannischen Königstochter Platz zu machen, das halb epische Erzählung, halb altenglische Volksballade ist.

Alles in allem hat man den Eindruck, daß dieser begabte Dichter noch im Werden ist. Das hier Gebotene ist noch nicht ganz die edle Geschlossenheit der Ballade, wie sie von Uhland oder Fontane gestaltet worden, es ist noch mehr Strachwitz — mit andren Worten: es ist noch mehr Ansprung und Aufschwung als knappe, aber in jedem Satz festbewußte Mannesrede. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Entwicklung dieses Talentes in der Richtung Fontanes oder Uhlands, dieser ruhigen Naturelle, liegen werde. Engelhard hat sein Eigenes zu geben. Doch vorerst überwiegen Stimmung und Rhythmenschwung; es ist Melodie in dieser Diktion; man spürt dahinter unberuhigte lyrische Glut. Diese sprachliche Kraft des Anpackens, dieser rhythmische und akustische Sinn, diese Fähigkeit des Stimmungschaffens zeugen von der magischen Meisterschaft eines echten Dichters. Ich denke mir viele dieser Balladen zum Vortrag geeignet.

-r-



Neues an Dramen

Kann ein Dramatiker von heute Neues bringen? Gibt's überhaupt neue Motive? Die Fragen sind für jeden überflüssig, der der Kunst wie dem Leben ohne Anspruch gegenübersteht. Kulturmüdigkeit in die Kunst hineintragen ist nun die Hauptsünde gegen den heiligen Kunstgeist. Den Geist dämpfet nicht! Das bleibt das einzige große Gebot auch in der Kunst. Übrigens wehet der Geist, wohin er will. Und er weht immer, weil in ihm ewiges Leben haucht. Gottfried Keller hat noch kurz vorm Tode den ewig Fragenden zugerufen: „Wenn sie (die Dichter) keine Probleme mehr auftreiben können, so sollen sie in Gottes Namen schweigen“. Er wußte, daß dem echten großen Künstler einzig vor der verwirrenden Überfülle bangt, was Hebbel in frommdurchschauerte Worte gießt:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!

Wem persönlich „die Alten“ in der Kunst „alles vorweggenommen“ haben, der verrammelt sich selbst die Aussicht. Das Leben braust an ihm vorüber, lassen wir Lebendigen ihn! Uns kommt aufs Lebendigbleiben alles an.

Mit der allgemeinen Kulturentwicklung hält die Kunstentwicklung Schritt, wenn sie

ihr nicht gar vorauseilt. Was aber heißt Kunstentwicklung anders als ständige, ewige Neu- oder Umformung der Probleme?!

Tiefer in diese Gedankengänge einzudringen, geht hier nicht an. Es würde eine ganze Dramaturgie heraufführen; vor allen Dingen die Erörterung über die Frage: was ist dramatisch? über das Verhältnis vom Dramatischen zum Leben ... Man denke an Hebbels tiefe Erkenntnisse! —

Die zahllosen Nichtigkeiten an Dramen, die tagtäglich im Buchhandel erscheinen, geben manchem schon Kunstmüden das Recht, vom neuen dramatischen Schrifttum verächtlich zu denken und zu reden.

Der sich immer beängstigender breitmachende Dilettantismus, der ganz wunderliche Blüten treibt, trägt die Hauptschuld an der elenden Vielschreiberei. Aber ihm ist trotz seiner Gemeingefährlichkeit leider nicht beizukommen. Wer Geld und „Beziehungen" hat, der läßt sein Gesudel eben drucken. Das Drama gilt nun einmal als Probierstein jeglicher Begabung. Jedes „Genie" fabriziert zuerst ein Drama, bei dem es natürlich stolz von der „vergröbernden" Wirkung der Bühne absieht.

Wie gering bei allem großen Fortschritt unsrer ästhetischen Bildung der Formsinn unsrer Dichtenden noch immer ist, das zeigt deutlich das Reinsprachliche. Das Undeutsche und an den Haaren Herbeigeholte vieler „Dramen" wird schon durch den Titel verraten. Was denkt man sich bei einer Komödie: Kyzikos oder bei Hippagretos, einem Schauspiel aus Athen und Sparta mit dem Problem: der einzelne und der Staat? Was sagt die philosophische Überschrift: Nirwana über einer „Kritik des Lebens in Dramaform"? Der herkömmliche Schlendrian im Jambendichten, im Verseschreiben, gemäß dem „humanistischen" Unterricht in Rhetorik und Poetik, zeitigt Sprachungeheuerlichkeiten und zeugt von einer bedauerlichen sprachlichen Zuchtlosigkeit Berühmter und Unberühmter.

Wer einem Seeleninhalt nicht seine poetische Form zu geben vermag, der ist kein Dichter. Und: auf den Rhythmus kommt alles an. Für die überwiegende Mehrzahl aller modernen Dramen paßt der Jambus nicht mehr. Und es gehört zur künstlerischen Ehrlichkeit: Prosa zu schreiben, wo sie sich folgerichtig ergibt.

Nächst dem Mangel an Sprachgefühl und der Sucht zur Sentenzenjägerei gibt's noch ein Merkmal für den Dilettantismus. Ein Dramatiker von unsicherem und falschem Instinkt gibt leicht einem Stoff nicht seine bestimmte Dichtungsform. Also ein Drama „Am roten Brook" deutet schon durch den Kopf auf eine Novelle. Es war auch eine prosaische, noch dazu von Frank Wedekinds Gnaden.

Beim historischen Drama läßt sich's manchmal rein sprachlich nachweisen, ob man es mit einem echten Kunstwerk oder nur einem historisch angekränkelten Stück zu tun hat. So ein: „Nanu! Ihr seid schon wieder in Florenz zurück!" oder „Das Schicksal weiß, wie, wo und wen es hat zu Hütern hinbestellt" ist vielsagend genug. Man wende nicht ein, das seien Kleinigkeiten. Das ist nicht wahr! Ein echter Dichter ist echt bis ins Allerkleinste. Ein Großer bleibt groß, selbst wenn er im Eifer danebenhaut.

Der Dilettantismus wird noch von einer hier leider nicht näher zu bezeichnenden Art von Verlegern großgezüchtet. Wie nennt man am besten einen Verleger, der einem unerfahrenen Anfänger für ein unreifes Werk 300 bis 500 Mark abnimmt, in der edlen Absicht, nichts, aber auch gar nichts für das Buch zu tun? Schickt dann so ein „Literarisches Bureau" wirklich Rezensionsexemplare aus, so kommt den Redaktionen meist gleich ein ganzer Ballen von neuen und elend ausgestatteten Verlagswerken auf einmal zu. Wer soll da Zukunftskeime herausfinden?! — Die größte Ironie ist nun, daß nach erfolglosen Monaten dem Herrn Autor vom Herrn Verleger der viel zu teuer bezahlte Büchervorrat — zum Rückkauf angeboten wird.

Selbstkritik! Selbstkritik! kann man jedem dichterisch Begabten von heute nicht oft und eindringlich genug sagen. Leider züchten jene Verleger nicht nur „verkannte



Genies", Schmierer und Schmarotzer, sie verderben oft genug wirkliche Talente und nehmen ihnen den Zeiterfolg, der ihnen zuweilen mehr als manchem „Berühmten" zu gönnen wäre.

Ein Stoff scheint jetzt allen Anfängern als Versuchsgegenstand zu dienen: die Renaissance. Sie wird Mode wie in der Nachromantik das Konradin-Drama. Willibald Alexis bekennt in seinen Erinnerungen (Berlin 1900): „Es gab eine Zeit, wo unter zehn aspirierenden Dichtern wenigstens sieben den Untergang des letzten Hohenstaufen dramatisierten ... Man könnte daran die Geschichte unsrer Ästhetik studieren. Auch ich habe natürlich meinen Konradin geschrieben." Heute glauben immer sieben von zehn Dichtern, sie hätten ein Renaissance-Drama geschaffen, wenn sie einen Papst mit Anhang, einige Künstler, dazu vergifteten Wein und spitze Reden zusammenbringen. Da stellt man „Das Ende der Borgias" in einem Einakter von 25 Seiten dar. Das ist ebenso vergeblich, wie wenn ein andrer in drei Einaktern „Römer" zu gestalten meint. Es bleiben bescheidene Lebensbildchen. Oder man bringt den abgelebten Konflikt zwischen Familienpolitik, die ja im Mittelalter alles beherrscht, und Liebe. So ein Schauspiel „Giuliano" (warum denn nicht Julian?) von fünf langen Akten mit vielen Gedankenstrichen und einer mageren Sentenz: „Man kann nur König sein im eigenen Herzen", ist von recht fraglicher Berechtigung und Bedeutung. Selbst wenn ein an sich wertvoller Renaissance-Stoff dramatisiert wird, braucht es deshalb kein Renaissance-Drama zu sein.

Unsere Neuromantik gräbt die Renaissance aus, wie die erste große „Romantik" es mit der Gotik tat. Dieses Bevorzugen einer ganzen Zeit beruht wohl auf einer inneren Verwandtschaft unserer Epoche mit jener: im heißen Aufbegehren gegen alle inneren und äußeren Schranken, im wilden Lechzen nach dem vollen „Sichausleben", nach vertiefter Lebenskultur, endlich im Umwerten jahrhundertealter Kulturideale.

Es gibt nur zwei Wege, um die Renaissance künstlerisch zu bewältigen. Entweder man baut dem Riesenstoff gemäß ein Riesendrama von zahllosen Szenen. So hat's in einer Reihe großartiger Geschichtsfresken Gobineau getan. Ein Drama im modernen Sinn ist es freilich nicht, dazu ist es nicht einheitlich genug. Denn eine „Zeit" ist keine rechte Kunsteinheit. — Oder der Dichter schöpft den Gehalt der Zeit in ihren großen Persönlichkeiten aus. Die Persönlichkeit bleibt das Ideal der künstlerischen Einheit. Der Genius, der Bergkristall aus Menschheitsalzen, spiegelt seine Zeit. Etwas von dieser Auffassung ist in Karl Hepps „Paracelsus" verwirklicht, dem freilich ein ganz anderes Thema zugrunde liegt: ein Moderner im selbständigen Forschen und unerschrockenen Erkennen bahnt sich seinen Weg durch seine Zeit, in der wunderbar Renaissance, Humanismus und Reformation zusammenfließen. Die Szenen, die am päpstlichen Hof in Rom spielen, sind in ihrer Art prächtige und wahre Renaissance-Bilder.

Hierher gehört auch Hans Karl Abels: Michelangelo (bereits in 2. Auflage bei der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin). Die Weltgeschichte ist nur der Hintergrund für die „Historie in fünf Aufzügen", für die Entwicklung des großen Unbeugsamen, des steinernen Giganten: Michelangelo. Was der Künstler in seiner Zeit lebt, ist in glänzenden stimmungssatten Szenen dargestellt. Oft spürt man den Hauch reinen, verinnerlichten Künstlertums. Der edle Rhythmus findet edlen Ausdruck. — Wie Goethe, überlebt Michelangelo drei Menschenalter, er selbst wächst immer, gleich seinem „Moses". Sein Genie ist sein Fleiß. Immer kämpfend, immer arbeitend für eine Menschheit, die es nicht gibt, beugt er sich schließlich doch: vor seiner letzten großen Aufgabe. Er, dem „In der Stille leben und frei sein ein" war, fügt sich den Vorschriften der kleinen lautschreienden „Einflußreichen", um die Peterskuppel zu vollenden. — Angreifbar an der „Historie" ist vielleicht der Schluß. Mir scheint die einzige Lösung der Tod zu sein. Abel läßt die große stille Freundin Vittoria Colonna vor dem Künstler sterben, in einer wundervollen Szene; Gobineau ließ umgekehrt den Künstler in den Armen seiner „Madonna" verhauchen. Das mag unhistorisch sein,

ist aber reinkünstlerisch wirksamer. Immerhin läßt sich Abels Schluß rechtfertigen, und zwar mit einem Wort der Colonna über den Großen: „In ewige, erhabene Entsagung erstarrtes Leben — die Sehnsucht auszukosten, die die Brust eines Titanen verzehrte, befriedigt durch die Gestaltung unvergänglicher Schönheit".

Nichts mit dem Leben zu tun hat Paul Heyses „biblische Historie in fünf Akten": König Saul (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5060). Angeregt durch den tüchtigen Ästhetiker Johannes Volkelt, hat es sich der Dichter zum Ziel gesetzt, „die Gestalten der ehrwürdigen Überlieferung, wie sie vor seinem Geiste standen, zu dramatischem Leben zu erwecken, eine ‚biblische Historie' zu dichten, die auf den Rang einer ‚Tragödie' im höchsten Sinne keinen Anspruch hätte, da sie ihre epische Herkunft von der alten Legende nicht verleugnen kann." Es handelt sich um das fruchtbare Motiv, mit Heyse zu reden: „des vor unseren Augen alt Werdenden, der das Schwinden der einst gewaltigen Kraft mit tiefer Erbitterung empfindet und gegen das Naturgesetz, dem er erliegen muß, mit ohnmächtigem Trotz sich aufbäumt". Auf den andern tragischen Konflikt im Saulstoff hat schon Emanuel Geibel hingewiesen, der selbst mit dem Plan eines König Saul umging: auf den Kampf zwischen Königsmacht und Priestertum. Was bei Paul Heyses Drama: Francesca da Rimini — solche überlieferten Stoffe lagen den Münchenern! — Theodor Storm einsah (von Theodor Fontane in seinem Buch „Von 20 bis 30" mitgeteilt): „... trotz aller Feinheit des Geistes und aller Kraftanstrengung einen Mangel an Frische, an notwendigem Zusammenhang des Dichters mit seinem Werke ..." das gilt auch für diesen König Saul: „Es scheint mir mehr ein Produkt der Bildung und der Wahl zu sein ... Viel Schönes, Poetisches, Interessantes ist darin". Auch Gottfried Kellers Äußerung gehört hierher: „Übrigens ist und bleibt Paulus (Heyse) auch auf den Brettern immer der Dichter par excellence".

An einem anderen: König Saul, einem Schauspiel in vier Aufzügen von Jörg Joachim ist nur wenig von ästhetischer Kultur zu spüren. Gerade diesem Versuch gegenüber wird es mir völlig klar, daß die Freude an alten überlieferten und vorgeformten Stoffen nichts als schwächliche Resignation am Stoff ist. Eine moderne Königstragödie zu dichten, ist nicht leicht, wohl aber das Drama eines Judenkönigs oder eines — Langobardenprinzen mit vielen gemeinplätzlichen Weisheiten. Was bedeuten Dramen ähnlicher Art für unsere neudeutsche Kultur? Wird durch solche Stilübungen die deutsche Kunst bereichert? Eine Kunst, die aus dem Schutt der Altertumskunde ausgegraben worden ist, kann doch gar nicht lebensvoll sein. Die Kunst für das Leben: für die seelische Höherentwicklung der Menschheit! Das Leben, das zur Kunst erglüht, weckt Leben.

Friedrich Schönemann



Der Niedergang Berlins als Theaterstadt

Karl Strecker, der Theaterkritiker der „Tägl. Rundschau", stellt in einer Reihe von Betrachtungen fest, daß Berlin als Theaterstadt in einem fortwährenden Niedergang begriffen sei (Nr. 30 ff., 1911). Nun, wir abseits Stehenden, die wir bewußt eine seelische Eroberung jener Sphäre aufgegeben haben, stimmen ihm bei; zumal wir das schon vor zehn Jahren („Die Vorherrschaft Berlins") noch ausführlicher und umfassender dargelegt haben. Es ist eine Tatsache, die uns nicht mehr erregt; denn wir haben uns an sie gewöhnt. Diese Tatsache hat viele Ursachen; sie hängt zusammen mit dem insgesamt wachsenden Übergewicht der geschäftlichen und politischen Schwingungen über die edleren Fähigkeiten der Seele.

„Am Vorabend von Lessings Geburtstag“ — schreibt Strecker — „gab es in Berlin drei Premièren: ‚Das kleine Schokoladenmädchen‘ im Neuen Schauspielhause, ‚Pariser Menu‘ im Residenztheater und ‚Hippolytes Abenteuer‘ im Trianontheater. Da im Residenztheater das ‚Menu‘ aus drei Gängen bestand, waren es fünf Pariser Schwänke, mit denen des Deutschen Reiches Hauptstadt zur Gedenkfeier Lessings gleichzeitig beglückt wurde. Ein Zufall? Nun: die darauf folgende Woche brachte uns nur drei ‚Novitäten‘: ein Trauerspiel Heinrich Laubes, ein Lustspiel Ernst Wicherts und abermals eine Pariser Oberflächlichkeit: ‚Der unbekannte Tänzer‘. Diese einfache Tatsache spricht Bände, lacht Satiren, summt ein altes Trauerlied, in dessen sehr wundersame Melodei die Uferbäume am Kleinen Wannsee (Kleists Grab!) rauschend einstimmen“ ...

In erster Linie — führt der Kritiker aus — sind für diesen Niedergang die Theaterbesucher verantwortlich zu machen: weil es hauptsächlich die Mitglieder des Handels und der Industrie sind, die hier, vermöge ihrer günstigen Vermögenslage, den Ton angeben. „Es ist die Scheinkultur und Afterbildung, die sich in den Zuschauerräumen unsrer großen Bühnen breit macht und den Geschmack bestimmt.“ Dazu kommt dann „die Hast des heutigen Lebens, der Wechsel der Eindrücke und die ungeheuren Anforderungen an Geist und Nerven im Daseinsringen. Der Tag macht müde und schwächt gen Abend die Empfänglichkeit für schwere Kunst.“ Unter den Gebildeten aber ist eine „auffallende Gleichgültigkeit und Müdigkeit“ gegenüber dem Theater. Denn „feine Naturen stößt ohne Frage die im Bühnenlicht notwendige Vergröberung der seelischen Vorgänge ab; merkwürdigerweise begegnen sich in dieser Empfindung zwei so verschiedene Naturen wie Maupassant und Wilhelm Raabe. Sicherlich ist auch die geradezu beschämende Überschwemmung der Berliner Bühnen mit Pariser Possenfabrikaten zum großen Teil schuld an dieser Abkehr des Geistesadels vom Theatertreiben....“ Noch andres wird angeführt; und man wird dem Referenten Beifall zollen müssen.

Aber keine Betrachtung, sei es schärfster Art, ändert vorerst jene Zustände. Die brutalen Tatsachen — das rücksichtslose Geldmachen und das Getöse der modernen, großstädtischen Zivilisation nebst ähnlichen Stimmungen — sind stärker.

Und so kommt ein anderer Betrachter in der „Deutschen Tageszeitung“ (8. März) zu folgendem bedenklichen Ergebnis: „Einmal sollte allenthalben klar werden im Lande: das Theater geht uns Deutsche gar nichts an. So wie es besteht, verdient es weder unsren Besuch noch unsre Förderung, noch daß wir uns überhaupt um diese Kunstblüte kümmern. Es muß sich erst unsre ganze Kulturgrundlage erneuern, bis uns das Theater wieder Werte bieten kann. Und wenn das der Fall ist, so wird der deutsche Geist auch noch Mittel finden, sein Theaterwesen deutsch zu machen.“

Ebenso herb äußert sich eine Stimme in den „Grenzboten“ (Dr. Artur Westphal): „Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich die Berliner Theaterverhältnisse von Jahr zu Jahr unerfreulicher gestalten. Die ‚erste Theaterstadt der Welt‘, wie sie sich mit Vorliebe titulieren läßt, macht eine schwere und besorgniserregende Krise durch. Niemand kann heute sagen, ob und wie sie diese Krise überstehen wird. Aber daß die Situation unhaltbar geworden und daß die Frucht zum Abfallen reif ist, darf leider nicht länger verschwiegen werden. Die Symptome dieses ungesunden Zustandes sind rasch gekennzeichnet. Die Berliner Bühnen sind immer mehr zum Tummelplatz eines unsinnigen Ausländerkultus und eines verdrießlichen Snobtums geworden. Die wirklich ernsthafte deutsche Dramatik wird nahezu grundsätzlich ausgeschlossen. Wo nicht irgendeine stoffliche Pikanterie so etwas wie einen Erfolg verspricht, findet der Autor in der Hauptstadt des Deutschen Reiches verschlossene Türen.“

Wir alle wissen von diesen Dingen ein ernstes Lied zu singen. L.





Fritz von Uhde †

Von Dr. Karl Storck

Vor vier Jahren am Pfingstmontag war ich bei Uhde in seinem Münchner Atelier. Der Tag hatte nichts vom „lieblichen" Pfingsten an sich und nichts von Maienwonne. Ein heftiger Bergwind jagte eisige Regenschauer durch Münchens Straßen, und es umfing mich die behagliche Wärme des großen Ateliers besonders wohlig. Den Mann mir gegenüber aber fröstelte; er war schon damals ein vom Oberforstherr Tod gezeichneter Baum im Menschheitswalde, so straff er, dem man den früheren Offizier unschwer anmerkte, sich auch hielt. Ich habe diesen Offizierstypus gerade bei Sachsen öfter getroffen, wo bei allem Eindruck tüchtiger und starker Männlichkeit und einem gewissen martialischen Zuge, den man auch in Uhdes Gesicht wohl aufblitzen sah, doch das eigentlich Schneidige ganz fehlt, dafür etwas Weiches, Versonnenes, Verträumtes hineinkommt, wodurch eine Mischung entsteht, die für ernstes männliches Kunstempfinden besonders günstig ist. Ich habe in der Tat in Sachsen die Offizierskreise immer für ernste Kunstbestrebungen besonders empfänglich gefunden.

Unser Gespräch gewann sehr rasch einen ungewöhnlich lebhaften Charakter, fast den eines Meinungsstreites, wobei wir uns aber beide so wohl fühlten und doch wohl auch so gut verstanden, daß statt der angesetzten halben Stunde ein halber Tag vorübergegangen war, als ich das Atelier verließ.

Das war dadurch gekommen, daß ich auf das Pfingstfest hinweisend ihn als „religiösen" Maler begrüßt hatte. Es war ihm unschwer anzumerken, daß ihm diese Bezeichnung als religiöser Maler unangenehm war. Das war mir natürlich nicht unbekannt gewesen. Es waren ja damals bereits gesprächsweise viele Ausführungen Uhdes bekannt geworden, in denen er die Bedeutung des Stofflichen für seine Kunst abzuschwächen strebte, indem er sich als Maler um des Malens willen verkündete, wie er ja auch offenkundig in den Werken der letzten Zeit diese Bevorzugung rein malerischer Probleme scharf betonte und sich vom religiösen Stoffgebiet, auf dem er zum Ruhme gelangt war, fast grundsätzlich

abwendete. Gerade weil ich diese Stimmungen und Entwicklungen beim Künstler sehr wohl verstand, fühlte ich mich gedrungen, den religiösen Maler in Schutz zu nehmen, und sei es gegen ihn selber.

Es ist merkwürdig, welch starken Eindruck ästhetische Meinungen, wenn sie nur mit der nötigen Sicherheit und Dauerhaftigkeit vorgetragen werden, allmählich auch auf ganz eigenartige Künstlernaturen ausüben, so daß die Reicheren, die mehr Gebenden, sich schließlich fast um ihres Reichtums willen entschuldigen gegen jene, die aus ihrer Not eine Tugend machen. Die Ästhetik jener Kunst, die von der Mitte der achtziger Jahre an „modern" war, hat etwa durch zwei Jahrzehnte unentwegt für die Malerei den Satz von der Gleichgültigkeit des Stofflichen verkündet. Die Lehre, daß es bei der Malerei nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankomme, wurde in zahlreichen Abstufungen ausgesprochen, von dieser wenig greifbaren Phrase an bis zu der derben Art, daß es für den Kunstwert eines Bildes an sich völlig belanglos sei, ob man einen Dunghaufen oder eine Madonna darstelle.

Der Satz hat, wie alle derartigen Aussprüche, eine bedingte Richtigkeit. Man kann in der Tat in der Darstellung des gleichgültigsten oder auch des widerwärtigsten Vorwurfes ein unendlich höheres malerisches Können bekunden, als es sich bei dem größten und edelsten Stoffe zu zeigen braucht. Darüber hinaus kann ein solches Bekenntnis durch zeitliche Umstände wertvoll, ja sogar notwendig werden, wenn es als Rückschlag gegen eine ebenso irrtümliche gegenteilige Auffassung auftritt. Für die deutsche Malerei war das der Fall. Man hatte hier vielfach vergessen, daß die Vorbedingung der Malerei doch eben das Malen ist. In der Genrekunst, in der Historienmalerei, in der religiösen erst recht, hatte man eine Unmasse von Werken geschaffen, die überhaupt nur insofern Teilnahme zu erwecken vermochten, als ihr rohstofflicher Inhalt diese aufrief. Das war in zahllosen Fällen ein Stoff, der an sich durchaus nicht nach einer bildlichen Darstellung verlangte, so daß diese bildliche Darstellung überhaupt erst dadurch zu rechtfertigen war, daß einer so stark bildnerisch empfand, daß sich ihm die ganze Welt und damit auch dieser Stoff, der ihm eben ans Herz gegriffen hatte, nur in bildnerischer Form mitteilbar machte.

Es ist in der Hinsicht unendlich viel gesündigt worden. Eine Unmasse von technischer Unzulänglichkeit, von völliger malerischer Ahnungslosigkeit drängte sich in der bildenden Kunst vor und täuschte den ungeschulten Beobachter über diese Ohnmacht dadurch hinweg, daß der betreffende Maler einen Vorwurf gewählt hatte, der rein an und für sich als Rohmaterial der Anteilnahme sicher war, also für diesen Zweck überhaupt der künstlerischen Behandlung gar nicht erst bedurfte. Aber wir wollen über dieser Tatsache doch nicht vergessen, daß — unsere Sezessionsausstellungen beweisen es ja — man auch am denkbar gleichgültigsten Vorwurfe sein malerisches Nichtkönnen beweisen kann, daß andererseits eine Unmasse von Genrebildern vorhanden ist, die mit höchstem maltechnischen Geschick gemalt sind und doch künstlerisch durchaus nichts bedeuten.

Es muß also hierbei auf ganz andere Dinge ankommen. Und das ist in der Tat der Fall.

Es kommt darauf an, daß sich in einem Werke eine künstlerische Persönlichkeit offenbart, daß es sich eben um ein Kunstwerk handelt. Ein solches Kunstwerk kann nur dann entstehen, wenn eine künstlerische Persönlichkeit sich mit ihren vollen Kräften ausspricht, mitteilt. Nun trifft es zweifellos zu, daß diese Möglichkeit, sich mitzuteilen, an sich unabhängig ist vom Stoffe. Und in dieser Hinsicht, aber auch nur in dieser, kann man von der Gleichgültigkeit des Stofflichen sprechen. Ich kann bei der Errichtung eines Schweinestalles oder einer Bedürfnisanstalt zeigen, daß ich ein guter Baumeister bin, nach jeder Richtung hin, als Techniker wie als Gestalter, insofern ich das betreffende Bauwerk nicht nur beständig, sondern auch im höchsten Sinne zweckentsprechend, also „schön" errichten kann. Aber wenn derselbe Baumeister mit demselben Gelingen in technischer und geistiger Hinsicht einen gewaltigen Dom, einen riesigen Palast zu errichten vermag, kann doch nur noch ein Wahnwitziger behaupten, daß das Stoffliche gleichgültig sei. Es ist weder gleichgültig für ihn selber, der in ganz anderen Maßstäben seine Persönlichkeit zu offenbaren gezwungen ist, noch ist es gleichgültig für die Welt. Ich kann bei der Abfassung eines Aktenstückes, bei der Darstellung eines Vorganges, bei irgendeiner Schilderung dieselbe Sprachgewandtheit, dieselbe Fähigkeit der unbedingt zutreffenden Ausdrucksweise, dieselbe Klarheit der Veranschaulichung erweisen, wie an der Dichtung des Faustproblems. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß an sich jenem einfacheren Vorwurfe gegenüber ein höherer Grad von absoluter Vollkommenheit erreicht wird, indem sich Form und Inhalt bis aufs letzte treffen, als bei dem riesigen FaustStoffe, für dessen völlige Durchdringung das kurze Menschenleben kaum ausreicht. Wird darum ein Vernünftiger wagen, von der Gleichgültigkeit des Stofflichen, wo nicht gar von der Minderwertigkeit des großen Stoffes zu sprechen, weil bei diesem das Wie nicht zu jener absoluten Vollkommenheit zu gelangen vermochte?

Die Ästhetik unserer modernen Malerei hat derartige Behauptungen oft genug aufgestellt.

Die Tatsache, daß bei der Darstellung jedes beliebigen Naturausschnittes sich die höchste Fähigkeit zu sehen bewähren kann, daß bei der Wiedergabe des Gesehenen ein Höchstmaß von technischem Vermögen des Farbenauftrags sich zu offenbaren vermag, hat diese ungeheuerliche ästhetische Lehre hervorgerufen. Denn in der Tat sind ja die eben erwähnten Fähigkeiten die ausgesprochen malerischen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn man sich schließlich bis zu der Feindschaft gegen alles stofflich Wertvollere und Stärkere verstieg, indem man behauptete, daß dadurch das Augenmerk von jenen eigentlich malerischen Dingen abgelenkt würde. Man hat dabei völlig vergessen, daß das Malen an sich doch nicht Endzweck sein kann, sondern nur immer ein Mittel ist, Persönlichkeitswerte mitzuteilen.

Die Verfechter dieser Anschauung wählten gern das Wort „Temperament", das viel weniger sagt, vor allen Dingen nicht jenen starken Unterton des Geistigen hat, wie unser deutsches: Persönlichkeit. In der Tat wird das Problem erst dann wirklich getroffen, wenn wir an die Stelle des Wortes Stoff „geistigen und seelischen Inhalt" setzen.



Nun wäre es durchaus verkehrt, jenen rein malerischen Darstellungen der Natur, wie sie etwa der Impressionismus anstrebt, das Geistige völlig abzusprechen. Nur daß dieses Geistige hier mehr verstandesmäßig ist, die Geistigkeit eben des Materialismus. Dieses leidenschaftliche Erfassen der Lebenskräfte des Lichtes, das Form und Farbe der Dinge in stetem Wandel erscheinen läßt, ist ein geistiges Verhältnis zu dem dargestellten Naturvorwurf.

Für das erste Zusehen ist diese Art des geistigen Ringens um die Materie bei der Übertragung in die Kunst ausgesprochen malerisch. Denn Erscheinungen, die sich in Farbe offenbaren, werden durch Farbe wiedergegeben. Es soll also keineswegs bestritten werden, daß diese Art der Malerei in der Tat die am reinsten und unvermischtesten malerische Kunst ist. Wenn es, wie Max Liebermann gelegentlich verlangte, möglich ist, daß in dem Individuum „Künstler" der Maler vom Menschen sich loslöst und nur jener zur Welt spricht, so entsteht auf diese Weise ein rein malerisches Kunstwerk. Das wird aber nur dann eintreffen, wenn in dem betreffenden Künstler das Menschentum sehr schwach oder doch sehr einseitig entwickelt ist, wenn er der Welt nichts von sich sagen will, sondern sich nur als Mittler zwischen die Welt und ein Stück Natur stellt. Fern sei es uns, diese Art Künstlertum zu leugnen oder allzu gering einzuschätzen. Aber so seltsam es gerade diesen Leuten klingen mag, vom menschlichen Standpunkt aus liegt ihr Hauptwert in der erzieherischen Kraft, nicht in ihren Kunstwerken. Diese erzieherische Kraft liegt darin, daß sie durch ihre Kunstwerke der Menschen Augen schärfen für die Natur, daß sie uns unsere Fähigkeit zu sehen steigern. Die höchste Aufgabe dieses künstlerischen Mittleramtes kann nur sein, uns selbst diese Fähigkeit der Naturaufnahme zu verschaffen.

Wenn wir dagegen glauben, daß das eigentliche Künstlertum höchstes Menschentum bedeutet, daß das Beste und Stärkste, was die Kunst der Welt geben kann, starkes, geklärtes, von den Zufälligkeiten befreites Menschentum ist, dann muß jener Künstler, für den die Malerei Mitteilungsmittel ist, in der Malerei die Möglichkeiten finden können, sein Menschentum mitzuteilen. Es ist nicht wahr, daß dazu ein geringeres, weniger inniges Verhältnis zu den sinnlichen Erscheinungen der Welt nötig ist, als in dem zuerst geschilderten Falle. Des bildenden Künstlers Mitteilungsmittel liegen alle im Bereich der sinnlichen Anschauung der Welt. Will er sein geistiges und seelisches Erleben mitteilen, so muß sich in ihm die Erkenntnis gestaltet haben, daß den unendlichen Abstufungen und Möglichkeiten seines geistigen und seelischen Schauens eine ebenso unendliche Fülle des Sehens entspricht, daß in den sinnlichen Erscheinungsformen der Welt irgendwo und irgendwie der Ausdruck seines seelischen Lebens vorhanden sein muß.

Wir wären kein einheitliches Wesen „Mensch", wenn das nicht der Fall wäre, wenn nicht unserer seelischen Innenwelt eine sinnliche Außenwelt entspräche. Und wie der Musiker aus der unendlichen Fülle der Töne, ihren unbeschränkten Kombinationsmöglichkeiten gerade die herausgreifen muß, die sein Empfinden vollkommen ausdrücken, wenn er ein vollkommenes Kunstwerk schaffen soll, so muß der bildende Künstler alle Möglichkeiten der sinnlichen Erscheinungswelt beherrschen, um als freier Schöpfer und Neugestalter durch sie dem innerlich



Erlebten und Erschauten die Gestalt zu verleihen, die überzeugender Ausdruck seines Schöpferwillens ist. In der Überzeugungskraft der Gestaltung liegt das Maß der Vollkommenheit des so entstehenden Kunstwerkes.

Bei einer Künstlernatur wie Böcklin entsteht da gar kein Zweifel. Man kann sie völlig ablehnen, wenn man für diese Art des Weltsehens gar kein Verständnis hat — wir haben gerade für Böcklin diesen Fall noch immer häufig bei Franzosen —, aber der Künstler selber kommt gar nicht ins Zweifeln. Soviel Böcklin technisch experimentierte und über seine Kunst nachdachte, das Problem des Stofflichen hat ihn niemals nach der Richtung hin beschäftigt, daß er gefürchtet hätte, als Maler zu kurz zu kommen, wenn er seine inneren Gesichte darstellte. Auch Böcklin hätte mit vollem Recht von sich behauptet, daß er seine Bilder nur malerisch empfinde, und zahlreiche Einzelzüge beweisen, in wie hohem Maße das der Fall war, wie er rein aus dem Geiste der Farben heraus und mit ihren Mitteln den Raum gestaltete, wie ihn irgendein farbiger Eindruck dazu drängte, Formen und Gestalten zu erfinden, an denen er diesen rein sinnlichen Eindruck der Netzhaut aufs höchste sinnfällig wiedergeben konnte.

Wenn sich Uhde dagegen so viel über das Stoffliche in seinen Bildern äußerte, so offenbart sich darin eine gewisse Unsicherheit seiner Natur, die weniger im Charakter als in den Zeitumständen begründet war. Uhdes Aufstieg und Künstlerkampf fällt in die Zeit, in der neue maltechnische Anschauungen so um ihr Daseinsrecht kämpfen mußten, daß im Verlaufe des Streites vielfach die Ausdrucksmittel als die Sache selbst erschienen. Das konnte um so leichter geschehen, als diese technischen Probleme von solcher Bedeutung für die Gestaltung des Stofflichen wurden, daß sie in der Tat etwas Geistiges erhielten. Sie waren mit diesem aufs innigste verknüpft, und gerade diese enge Verbindung zwischen technischen Problemen und geistigen Strömungen des Lebens sollte jene Ästhetiker stutzig machen, die die Lehre von der reinen Malerei verkünden.

Es ist natürlich kein Zufall, daß Pleinairismus und Impressionismus aufs engste verbündet waren mit demokratischem oder gar sozialdemokratischem Weltempfinden, mit einer realistischen und naturalistischen, also materialistischen Anschauung der Dinge. So ist auch hier das Geistige vom Technischen gar nicht zu trennen, und daraus erklärt es sich, daß im Streite der Meinungen beides durcheinandergemengt wurde. Uhde hat sehr häufig auf seinen Freund Max Liebermann hingewiesen und dessen einfache Sicherheit rühmend hervorgehoben. Freilich verschloß er sich nicht, wie ich gerade bei meiner Unterhaltung mit ihm erfuhr, der Tatsache, daß zahlreiche Bilder Liebermanns doch eben dem Gemüte, dem ganzen seelischen Empfinden keine Nahrung geben.

Es war aber gerade der seelische Reichtum seines Innenlebens, der Uhde in die künstlerischen Konflikte führte. Uhde war eine tief religiöse, christlich-religiöse Natur. Es mag sein, daß er den strengen Dogmenglauben verhältnismäßig früh über Bord geworfen hat; aber den Sohn des christlichen Pfarrhauses verließ darum doch das ausgesprochen christliche Religionsempfinden nie. Wer die Bibel im Tornister in den Krieg mit sich führt und sie später dauernd nahe zur Hand im Atelier liegen hat, bei dem verschlägt es nicht viel, wie er zu den einzelnen Dogmen

einer Kirche steht. Er ist jedenfalls ein Gottsucher und ein Christussucher. Das Leben mag ihm d e n Heiland rauben, den ihm die Lehre der Kindheit geschenkt; aber es wird der Augenblick kommen, wo er das ewig Göttliche im Leben Christi als ewig, d. h. als stets gegenwärtig finden wird. Und es bleibt in dem Herzen eines solchen Menschen die dauernde Sehnsucht, den Heiland, der ihm die Kindheit verklärte, wiederzufinden.

Uhde hat ihn gefunden. Das geschah so natürlich und unaufdringlich für ihn, daß es ihm später als ein Zufall wirkte; wenigstens erschien es ihm ein Zufall, daß er zur religiösen Malerei gekommen sei. Rosenhagen erzählt diesen „Zufall" in seiner Monographie zu dem Uhdebande in den „Klassikern der Kunst" der Deutschen Verlagsanstalt. Danach kam Uhde einmal in eine Dorfschulstube, in deren Mitte auf einem Stuhl ein freundlicher Pfarrer saß, dem von Eltern und Geschwistern die Kleinen zugeführt wurden. Die Art dieses Mannes, sein liebevolles Plaudern mit den Kleinen und ihre Zutunlichkeit zu dem ihnen bis vor wenigen Augenblicken Fremden wirkte auf ihn so, daß er hier die Verwirklichung des Bibelwortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" sah. Man kann eine ganze Anzahl gut christlicher Genremaler aufzählen, die dabei eben nichts anderes gesehen hätten, als eine anmutige Genreszene, und ich kann mir Leute genug denken, die so eingestimmt gewesen wären, daß sie aus derselben Szene so etwas wie Seelenfang oder sonst irgendein Schlimmes herausgefunden hätten. Für Uhde aber wurde dieses Erlebnis zu einem Christusfinden, weil er ein Christussucher war. Der „Zufall" öffnete ihm die Augen, und zwar vor allem die Augen seiner Seele. Er erkannte die ewige Geltung vieler Begebenheiten in Jesu Leben, weil in ihnen sich das Allmenschliche so wunderbar verdichtet hat. Er fühlte, daß die stete Gegenwart Jesu für Millionen von Menschen darauf beruht, daß die wichtigsten Geschehnisse seines Lebens Dauergeschehnisse der Menschheit sind, und nun kam es für ihn nur darauf an, den Gegenwartsausdruck für solche Erlebnisse zu finden.

Aus dem zufälligen Finder wurde nun ein bewußter Sucher. Was bei diesem Beginnen so viel Widerspruch, ja Entrüstung aufrief, war die Umwelt, in der Uhde suchte. Und doch konnte er sich, wenn er unter den Armen und Mühseligen das Leben des Heilandes sich abspielen ließ, sogar auf den geschichtlichen Christus berufen. Aber man empfand es als eine Entheiligung, wenn er die Apostel, die Männer und Frauen, mit denen Jesus freundschaftlich verkehrte, als Arbeiter und Handwerker darstellte. Man hätte dazu doch nur dann ein Recht gehabt, wenn das Ganze im Ideenhaften, Allegorischen stecken geblieben wäre, wie es bei vielen französischen Bildern der Fall ist. Bei Uhde trifft das nicht zu. Gerade die Arbeitskleidung in ihrer unaufdringlichen Armut, ihrer bedeutungslosen Wertlosigkeit duldet zuallererst eine malerische Behandlung, durch die sie völlig zurücktritt hinter der Gesamthaltung der Gestalt und dem Ausdruck der Köpfe und Hände. Gerade die Ähnlichkeit der Gesamterscheinung in Raum und Gewandung ist besonders günstig, weil sie die Gleichgültigkeit des dem Wechsel und Zufall Unterworfenen aufweist im Vergleich zu dem ewig geltenden Geiste dieser Vorgänge. Sicher hätte man sich auch an diesen Dingen nicht so sehr gestoßen, vielleicht wäre

auf der anderen Seite allerdings auch Uhde gar nicht darauf verfallen, wenn nicht diese Bilder in der Zeit der heftigsten Kämpfe um die junge sozialdemokratische Bewegung gefallen wären. Uhde war hier oft ein sehr glücklicher Finder in Vorwürfen wie: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!", „Die Jünger von Emmaus", in den verschiedenen Bildern, in denen Jesus als Lehrender auftritt, und auch im Abendmahl, in dem vielleicht am ergreifendsten zum Ausdruck kommt, wie ganz einfache Menschen dadurch gehoben werden, daß sie ihr ganzes geistiges und seelisches Vermögen aufbieten, um einem so überragenden Spender seelischer Nahrung sich völlig hingeben zu können.

In diesem außerordentlichen Vorzuge der starken Durchgeistigung lag andererseits auch die Grenze für diese Art religiöser Malerei. Es durften nur Vorwürfe gewählt werden, bei denen eine solche Vergeistigung des Vorganges möglich war. Ich brauche bloß an die Kreuzigung zu erinnern, und wir erkennen scharf die Unmöglichkeit, dieses einmalige Geschehnis als dauernden Zustand versinnlichen zu können. Gewiß ist auch die Kreuzigung, das Sich-opfern-müssen, das Hingeschlachtetwerden des Heilsbringers leider ein ewiger Vorgang. Aber seine sinnliche Gestaltung, sein In-die-Wirklichkeit-treten ist ein so ungeheuerliches Geschehen, daß es in dieser sinnlichen Darstellung die historische Rechtfertigung verlangt. Das Dauernde in der Kreuzigung dagegen ist ein absolut Geistiges, das überhaupt keine sinnliche Gestaltung verträgt. Wir erkennen hier den großen Unterschied zwischen Uhdes Beginnen und dem Gebhardts. Auch Gebhardt wollte uns das Leben Christi und sein Wirken menschlich näher bringen, indem er es unserer ganzen Anschauung zuführte. Aber weil er viel stärker an das Kirchliche dachte, blieb er doch in der historischen Einkleidung und wählte dafür nur an Stelle der italienischen die deutsche. Man kann nicht sagen, daß dadurch unserem Empfinden die Vorgänge näher gerückt worden wären, da uns die italienische Renaissancegewandung viel geläufiger ist. Aber er erreichte dadurch die höhere Aufmerksamkeit des Beschauers. Das Ungewohnte machte diesen aufmerksam und riß ihn aus der allmählich gleichgültig gewordenen Anschauung dieses Geschehens heraus.

Wäre Uhde mit seinen religiösen Bildern nicht allmählich doch durchgedrungen, hätte er nicht mit ihnen so starken Erfolg gehabt, so würde er wahrscheinlich die oben gezeichneten Grenzen nie überschritten haben. So aber geschah das menschlich ja so leicht Begreifliche, daß er Aufträge auf solche Bilder annahm und manche religiösen Szenen malte, zu denen er das heilige innere Verhältnis nicht gefunden hatte, aus dem allein ein vollwertiges Kunstwerk erwachsen konnte. Hier haben wir den Hauptgrund, der ihn seiner religiösen Malerei unfroh werden ließ. Es war das künstlerische Gewissen, das in ihm schlug. Wer sich schuldlos fühlt, mag den ersten Stein aufheben. Wo es darauf ankommt, das künstlerische Vermögen eines Mannes abzuschätzen und seine Bedeutung für die Zeit, haben wir uns an sein Bestes, an die Äußerungen seiner starken Stunden und nicht an seine Schwächen zu halten.

Allerdings bleibt noch ein Zweites, Tieferliegendes, was eine restlose Lösung der Probleme, die sich Uhde gestellt hatte, erschwerte. Auch das hat er gefühlt, wenn er sagte: „Vielleicht wäre eine Kunst, die, ohne Christus zu geben, doch reli-



giös wäre, größer und hätte noch tiefere Werte, vielleicht wenn man noch tiefer hineingegangen wäre ins Lichtproblem, daß man die Gestalt des Heilands selbst doch hätte entbehren können." In der Tat: Christus der Heiland ist ewig, aber Christus als menschliche Gestaltung ist historisch. Es ist uns nicht möglich, unsere innere Vorstellung Christi von dieser geschichtlichen Erscheinung zu trennen. Und so bleibt seine körperliche Erscheinung in einer Umwelt, die wir als einer anderen Zeit zugehörig empfinden, ein Anachronismus. Und je stärker ein Künstler den gesamten Gehalt seines Bildes auf die Wirklichkeit einstellt, um so schärfer muß diese eine Gestalt als unwirklich herausspringen. Sie soll nur ein Geistiges sein und steht doch als Körper vor uns.

Dieser Zwiespalt ist malerisch nicht zu überwinden, und nicht umsonst hat Uhde dauernd am schwersten mit der Gestalt des Erlösers gerungen, hat er bei vielen Bildern, z. B. bei jenem ersten religiösen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!", die Gestalt des Erlösers erst zuletzt ausgeführt. Es ist aber gerade ein Zeugnis für die tiefe seelische Veranlagung des Künstlers, daß er nach einem geistigeren Elemente verlangte, als es auch der verklärteste Körper sein kann. Wenn er das Licht dabei wählt, so fühlen wir deutlich, daß er dabei an Rembrandt dachte, und wir können jetzt häufig auf Rembrandt hinweisen hören, daß diesem im Vergleich zu Uhde die Überwindung des Gegenständlichen gelungen sei. So gewiß Rembrandt als Künstler weit über Uhde steht, so sicher ist gerade dieses Empfinden unberechtigt. Die Zeitgenossen Rembrandts haben sicher auch die Neuartigkeit seiner Umwelt als „stofflich" empfunden. Für uns aber ist auch die Umwelt Rembrandts historisch. Sie erweckt in uns nicht mehr das gegensätzliche Empfinden zwischen der Gestalt des Erlösers und den anderen dargestellten Menschen, und wir empfinden hier ein einheitliches „Milieu" genau so gut, wie bei den Renaissance-Bildern, bloß deshalb, weil wir von ihm weiter entfernt sind.

Andererseits offenbart sich auch hier wieder die stärkere Abhängigkeit Uhdes von seiner Zeit. Rembrandts Licht würde niemals seine Wunderwirkung auszulösen vermögen, wenn Rembrandt sich nicht mit der Selbstherrlichkeit des Schöpfers über die Bedingnisse und Zufälligkeiten der Wirklichkeit hinweggesetzt hätte. In dieser schöpferischen Selbstherrlichkeit hat er sich *sein* Licht geschaffen, das unabhängig ist von dem Lichte der wirklichen Welt. Uhde als Realist des neunzehnten Jahrhunderts hat sich dagegen an die Wirklichkeit der Lichtquellen gebunden gehalten. Er hat diese Frage meistens sehr geschickt zu lösen verstanden, hat die Fenster, durch die er das Licht einfallen läßt, meistens vorzüglich in den Raum hineingebracht und wie z. B. beim Abendmahl dadurch reizvolle und malerische Wirkungen ausgelöst. Aber er hat trotzdem durch diese Hingabe an die Wirklichkeit dem rein Geistigen eine neue Fessel angelegt.

Dagegen glaube ich nicht, daß er in den besten seiner religiösen Werke sich als Maler beengt gefühlt hat. Sie fügen sich ganz zwanglos in seinen künstlerischen Entwicklungsgang ein, und malerisch liegt zwischen dem 1884 entstandenen „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" und dem berühmten Bilde vom Vorjahre „Das Trommelständchen" keinerlei Widerspruch, erst recht nicht, wenn man noch Zimmerbilder wie „Die holländischen Näherinnen" (1884) dazu nimmt. Daß er



seine religiösen Bilder nicht im grellen Freilicht malte, sondern dafür das gebrochene Licht des Innenraumes, oder wenn die Bilder im Freien spielen, der Dämmerung, des wolkigen Himmels wählte, teilt er sogar mit Max Liebermann, der auch die grelle Beleuchtung instinktmäßig fast immer gemieden hat. Bei Uhdes religiösen Vorwürfen kam dafür als verstärkender Grund noch hinzu, daß er den Ausdruck der Gesichter zeigen mußte, was bei der völligen Auflösung der Formen durch das grelle Licht unmöglich gewesen wäre.

Daß ihn in den späteren Jahren immer mehr die grellen Lichtprobleme reizten, erklärt sich einmal aus seiner stärkeren Abhängigkeit von den Zeitströmungen, andererseits liegt darin sicher eine Auflehnung seines rein malerischen Wollens gegen jene mehr „aus Geschäftsrücksichten" entstandenen religiösen Malereien, die wir oben bereits gekennzeichnet haben. Es bleibt aber für die Erkenntnis der Geistigkeit Uhdes bedeutsam, daß er auch bei diesen grell beleuchteten Bildern Vorwürfe brauchte, die ihm an Herz und Gemüt gingen. Auch auf ihnen hat er zumeist seine Kinder dargestellt. Es ist wunderschön, wie in Uhde als Einheit mit dem religiösen Maler sich der Kindermaler entwickelt, wunderschön deshalb, weil auch uns die Gestalt Christi schier unlösbar mit den Kindern verbunden ist.

Solange ein geistiges Verhältnis zu Christus in der Menschheit lebt, solange diese die Kindheit und die Kinder liebt, wird man unschwer zu Uhdes Kunst ein Verhältnis finden, wenn auch sein größtes kunstgeschichtliches Verdienst darin liegt, daß er für charakteristische Strömungen eines ganz bestimmten Zeitraums den überzeugenden Ausdruck gefunden hat.



Eugen Burnand

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß wir in dem Hefte, in dem wir von Fritz von Uhdes Hinscheiden berichten müssen, einige Proben aus dem Schaffen eines anderen Künstlers zeigen, der die religiöse Malerei über Uhde hinaus dem Ziele zugeführt hat, das diesem selber vorschwebte. Wir haben bei der Würdigung Uhdes sein Wort vernommen, wonach er die Möglichkeit einer religiösen Kunst erwog, die noch tiefere, vergeistigtere Wirkungen ausgelöst hätte und dabei der Gestalt des Heilandes selbst und der mit ihr verbundenen Problematik hätte entbehren können. Eugen Burnand hat diese Kunst geschaffen. Wie alle echte Kunst sind seine hier gemeinten Werke nicht das Erzeugnis dei Grübelei, eines mühseligen Suchens nach einer sinnlichen Form für ein verstandesmäßig Erkanntes. Nein, diese Bilder sind ganz natürlich, selbstverständlich geworden, indem der Künstler sich einfach auslebte. Es ist sehr lehrreich, daß die Konfessions- und Dogmenlosigkeit, das völlige Loslösen vom historischen Jesus, die Uhde aus seiner eigenen Dogmenlosigkeit heraus erstrebte, aber nicht erreichte, von einem kirchengläubigen Manne ohne allen Zwang gefunden wurde, lediglich aus seinem Drang nach einfacher Natürlichkeit, und zwar gerade deshalb, weil ihm dank seiner Gläubigkeit die ganze Welt voll ist seines Gottes.

Aus dieser Einstellung heraus tat Burnand schon den ganz bedeutsamen stofflichen Griff. Er wählte für seine Bilder die Gleichnisse Jesu. Der französische Akademiker

Eugen Melchior de Vogüé hebt in seiner Einleitung zur französischen Ausgabe dieser Bilder mit Recht hervor: „Bei den Gleichnissen verschwindet die Schwierigkeit, zwischen den verschiedenen Schulen zu wählen, nämlich der der zeitgeschichtlichen Wahrheit in Typen, Kostümen und Staffage; der der traditionellen Umänderung, wie sie durch die Ikonographie des christlichen Okzidents eingeführt wurde; der der kühnen Anpassung an unsere Zeit und unser Milieu. Die Gleichnisse lassen dem Künstler volle Freiheit, da sie nur lehren und keine historischen Tatsachen bringen wollen. Sie ertragen wechselnde Erklärungen, wie die Zuhörer ja auch verschieden sind, die sie unterrichten sollen. Sie fordern eine Verallgemeinerung, die so weit reicht als die Welt, welche durch diese Lehre erobert wurde."

Aus der tiefen Versenkung in Jesu Leben und Lehre gewann Burnand ein so enges Verhältnis zu dieser charakteristischen Form der Lehrweise Jesu, daß sie für ihn alles Fremdartige verlor, vielmehr zur natürlichsten Art der Unterweisung wurde. Er erkannte, daß diese Gleichnisse nicht mühselig ersonnen seien, sondern gewissermaßen zufällig gepflückte Früchte eines mit hoher Weisheit und Güte aus einheitlichem Geiste heraus alle Geschehnisse und Erscheinungen des Lebens schauenden Menschen. Dem wird jeder Vorgang des Alltags, an dem ein anderer gleichgültig vorübergeht, jedes Geschehnis, das einem anderen höchstens den Stoff zu einer Anekdote abgäbe, zur willkommen erfaßten Gelegenheit, an diesem Geschehen das Dauernde, das Große, das Überirdische aufzuzeigen. Der ganz im seelischen Leben aufgehende Jesus entdeckt eben überall die Seele der Dinge.

So erstand in dem Künstler der Gedanke, seinerseits einfach diese Geschehnisse zu illustrieren, sie in Bilder zu übertragen. Er hat sich selber darüber geäußert: „Ich hätte freilich, indem ich meiner graphischen Erklärung einen symbolischen Charakter gab, den Geist des Beschauers nach dem transzendenten Sinn lenken können, der in dem berichteten Ereignis liegt. Aber abgesehen davon, daß meine ihrem Wesen nach realistische Kunst kaum geeignet ist, Symbole zum Ausdruck zu bringen, glaubte ich doch, der Natur der Gleichnisse selbst treuer zu bleiben, wenn ich mich an die konkrete Tatsache hielt, die mit möglichst großer Naturtreue wiedergegeben wurde. Ich habe bei der Wahl der Typen, Kostüme und der Umgebung alles vermieden, was dem Bericht seinen menschlichen, dauernden, ewig wahren Charakter hätte nehmen können. Die Orientmalerei hat ein Daseinsrecht nur, wenn sie ganz authentisch und vollständig die Gestalten, Gegenstände und Landschaften der Zeit Jesu schildern würde. Aber nichts verbürgt uns, daß die Juden oder Araber, die zurzeit Palästina bewohnen, den Typen ähnlich sind, die Jesus vor sich hatte, als er das Volk in den Flecken Judäas lehrte. Die Dokumentierung mit Hilfe des Kodaks ist deshalb ein Schwindel. Sie läßt den Geist in Unruhe. Die wissenschaftlichen Bestätigungen sind nur dann von Wert, wenn sie unangreifbar sind. Hätte ich übrigens mein Werk nach der Formel, auf welche die ethnologischen und archäologischen Künstler schwören, ausführen wollen, so hätte ich mich drei Jahre nach Palästina begeben müssen. Ich habe vorgezogen, entsprechend dem Vorbilde, das uns ein Beato, ein Bellini, ein Giotto, ein Rembrandt gegeben hat, zum Ausdruck der menschlichen Empfindungen, die ich so verständlich als möglich wiedergeben wollte, die Elemente zu benutzen, die jedem vertraut waren und die ich unter Händen hatte."

Um diesen Vorsatz verwirklichen zu können, bedurfte es der von Vogüé hervorgehobenen Kraft der Verallgemeinerung. „Man sagt, Burnand hätte die Mehrzahl seiner Bilder in der provenzalischen Landschaft, nicht weit von Montpellier, gezeichnet. Ich glaube, in einzelnen Landschaften ihre dürren Steppen, ihre weiten Flächen, ihr karges Strauchwerk zu erkennen; und in einzelnen Physiognomien der Landarbeiter das derbe Knochengerüst, die charakteristischen Züge jener Winzer, die sehnig und geschmeidig sind wie Rebranken; eine feine Rasse, in der sarazenisches Blut einige Tropfen im lateinischen Blut gelassen hat. Für andere Persönlichkeiten sind — so scheint es — Bewohner der romanischen Schweiz Modell gestanden. Aber man muß von diesen Volkseigentümlichkeiten zuvor wissen und sie aufmerksam betrachten,

um sie unterscheiden zu können. Auf den ersten Blick erweckt die Gruppe von Männern und Frauen, die bei Burnand vereint sind, nur die Gattungsidee einer weiten Menschheit. Gestalt, Ausdruck, Gewand, nichts kennzeichnet sie und weist sie in ein bestimmtes Land, eine Rasse, eine Zeit. Skandinavier oder Germane, Slave oder Romane, der Bürger einer jeden Nation kann sich in diesen Brüdern wiedererkennen, welche von dem gemeinsamen Erbe reden, das vom Vater der Menschheitsfamilie allen seinen Kindern gelassen wurde. Der Mensch der Gleichnisse ist der unbestimmte Mensch, der Heide, dem die frohe Botschaft ohne Ansehen der Person, in allen Ländern der Erde gepredigt wurde."

Ich glaube in der Tat, und ich habe auch schon die Probe daraufhin gemacht, daß auch der Deutsche ohne Schwierigkeiten ein enges Verhältnis zu Burnands Menschen gewinnt. Es ist ja an sich noch eine beschränkte Zahl von Typen, mit denen er arbeitet, und so ist es nicht allzu schwierig, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Man bekommt schier das Gefühl einer Familienzusammengehörigkeit, sagen wir des Verkehrskreises, in dem sich ein geliebter und bewunderter Mann, in diesem Falle Jesus Christus, bewegte.

In höchstem Grade besitzt dabei Burnand die Fähigkeit, Seelenleben in Körperformen auszudrücken und dabei doch durchaus naturwahr zu sein. Man studiere daraufhin die Charaktertypen der vier Männer auf dem Bilde: „Die anvertrauten Pfunde". Der Künstler, der viel und eindringlich über das Wesen seiner Kunst nachgedacht hat, hat sich auch darüber ausgesprochen. Gerade weil er den Gleichnissen Geschehnisse des Alltags zugrunde liegen sah, mußte er darauf bedacht sein, auch wirklich lebendige Menschen von Fleisch und Blut hinzustellen. Es galt also zunächst eine Auswahl der Typen zu treffen. „Von da an handelt es sich nur darum, vollständig und kraftvoll den Charakter der gewählten Persönlichkeiten herauszuarbeiten. Es ist zwischen den einzelnen Zügen eines Gesichts eine gewisse Harmonie vorhanden, von welcher der Künstler nicht absehen kann. Die Wahrheit in den wesentlichen Wechselbeziehungen, die ein Gesicht beherrscht, drängt sich auf. Die Aufgabe des Künstlers besteht darin, diese Beziehungen zu unterscheiden und sie zu unterstreichen. Indem er sich so viel als möglich den wesentlichen Data der Wirklichkeit durch aufmerksame Analyse nähert, wobei er diese Wirklichkeit durch die Macht seines persönlichen Empfindens beherrscht, schafft der Künstler ein Werk der Wahrheit, geht er doch von Leben und Schönheit aus. Durch die gewissenhaft studierte und getreu wiedergegebene Wirklichkeit hindurch dringt er zur lebendigen Wiedergabe seiner inneren Schauung. Die Gewißheit, daß das benutzte Modell ihn hindern wird, sich in einen Irrtum zu verwickeln, gibt dem Künstler die Freiheit und Sicherheit, ohne die er nicht schaffen könnte. Die Hauptsache bleibt für den Künstler, daß er an dem Modelle sofort die Elemente der wesentlichen Schönheit, die es in sich birgt, erkennt und sie voll erfaßt. Es gibt keine Schönheit außerhalb der Wahrheit. Der Christus von Rembrandt ist schön, weil er wahr ist, von einer echt-menschlichen, ja individuellen, vollständig zum Ausdruck gekommenen Wahrheit. Was der photographische Apparat, der unfähig ist, zu sondern und zu analysieren, nicht verwirklichen kann, das erfaßt und bringt zum Ausdruck der Künstler."

Man sieht, wie einfach und natürlich sich für diesen Künstler Realismus und Idealismus zur Einheit zusammenschließen. So ist es bei ihm dahin gekommen, daß auch bei Bildern, die einfach Wirklichkeitsschilderung zu sein scheinen, dem Tieferblickenden eine Kraft starker Symbolik erwächst, während umgekehrt der Künstler in diesen Gleichnisbildern selbst für reine Gedankenhaftigkeit noch eine ganz natürliche Ausdrucksform findet. So gelingt es ihm sogar, für das Gleichnis vom Senfkorn eine ganz einfache Gestalt zu finden, weil er darauf verzichtet, eine allegorische Deutung zu geben, sondern sich einfach in die Stunde versenkt, in der Christus mit seinen Jüngern an dem Felde vorbeiging, auf dem der Pflanzer eben mit größter Sorgfalt das einzelne Senfkorn in die Erde senkte.

Wir danken wohl ein gutes Teil dieser glücklichen Erscheinung den äußeren Lebensumständen Burnands.

Eugen Burnand ist 1850 in Moudon im Kanton Waadt geboren. Ich kenne viele Waadtländer und zähle einige zu guten Freunden. Es ist ein eigentümliches Völkchen, das hier zwischen Jura und Alpen haust, auf das neben dem Eindruck der ungeheuren Bergwelt die lieblichen Gestade des Genfer Sees dauernd einwirken. Dieselbe Mischung von Herbe und Fröhlichkeit, von tiefem sittlichen Ernst und fröhlicher Sinnlichkeit offenbart sich auch im Geistigen dieser Menschen, denen der Kalvinismus nichts Nüchternes gebracht hat. Es kommt noch ein anderes hinzu: Das romanische Blut muß hier mit germanischem stark durchsetzt sein. Vielleicht beruht es auch bloß auf der Einwirkung von Natur und Geschichte, jedenfalls zeigen die Waadtländer, so selbstverständlich ihnen selber die französische Gestaltung ihres künstlerischen Wollens ist, ein ganz auffallendes Gefühl für deutsche Art und ein ganz scharf erfassendes Verständnis für die Unterschiede der beiden Rassen. Sie sind mir in der Hinsicht oft als glücklicher Gegensatz zu den Elsässern erschienen und haben auch selber den Nutzen von ihrer willigen Einstellung zu den beiden großen Kulturrichtungen. Die leichte Fähigkeit der Formgestaltung, der rasch aufnehmende Sinn für die Erscheinungen der Welt, das starke Gefühl für die Formschönheit, teilen sie mit den Romanen. Aber daß ihnen die Form allein nicht genügt, daß sie in ihr nur Ausdruck sehen mögen, Ausdruck eines Geistigen und Seelischen, das ist germanisch. Hinzu kommt, daß natürlich sehr viele Waadtländer auf den deutschen Schulen der Schweiz ihre Ausbildung erhalten, daß die politische Luft, in der sie leben, einen Kulturgegensatz zu deutsch und germanisch nicht aufkommen läßt. Da entwickeln sich dann so glückliche Verschmelzungen, wie wir sie in früherer Zeit schon bei einem Jean Jacques Rousseau, heute auch etwa bei E. Jaques-Dalcroze haben.

Auch Burnand hat auf dem Gymnasium in Schaffhausen eine deutsche Erziehung erhalten und von deutschen Künstlern — Gottfried Semper, dem Baumeister, und Gottfried Kinkel, dem Dichter — auf dem Polytechnikum in Zürich die ersten Anregungen empfangen. Doch duldete es ihn nicht lange beim Studium der Architektur; seiner ganzen Art nach drängte es ihn zu einem weiteren, umfassenderen Wirkungskreise, und so ging er zur Malerei über. Es ist leicht erklärlich, daß er hier die französische Schulung, nach der ja auch alle unsere deutschen Maler strebten, vorzog. Aber auch in Paris spricht am stärksten zu ihm die Kunst Rembrandts. Dann führt ihn das Leben in die Provence und bringt ihn dort in Verbindung mit Frédéri Mistral, dem großen Dichter, dessen „Mirèio“ Burnand illustrierte. Es ist ein Stück biblischer Welt, diese provençalische Bauern- und Hirtenschaft, und nicht umsonst hat er bei der Darstellung der Gleichnisse am meisten aus dieser Umwelt geschöpft: die großlinige Natur, die einfachen elementaren Menschen, das alles überstrahlt von einer wunderbaren Sonnigkeit. Hier die weiten Flächen des Südens, daheim im Vaterhause die urgewaltige Gebirgswelt — es kam noch die im geistigen und sozialen Leben aufgeregte Großstadt hinzu, als Burnand 1878 die Tochter des Pariser Kupferstechers Girardet heiratete. So gibt ihm bis auf den heutigen Tag das äußere Leben die Gelegenheiten dieser vielseitigen Aufnahme von Natur und Welt, und seine Kunst spiegelt sie getreulich wider.

Ich habe schon oben angedeutet, daß die Provence die Heimat seiner religiösen Malerei ist. Der S c h w e i z e r Burnand hat die Herrlichkeit der Alpenwelt, die Farbenfülle der von Bergen umsäumten blumigen Wiesen, die Kraft und Urnatur der Tierwelt, auch die Gewalt der Alpenmenschen in kühnen Bildern festgehalten. Burnand ist einer der glänzendsten Tiermaler der Gegenwart, vor allen Dingen auch deshalb, weil er die Tierseele so stark erfaßt.

Auch historische Stoffe hat er ergriffen. Wenn man die düsteren Stimmungen des Schlosses Chillon auf sich wirken läßt und durch die Erinnerung an Byron die Phantasie bewegte Bilder längst vergangener Kämpfe vor sich erstehen ließ, so ist man in der rechten Stimmung, ein Bild in sich aufzunehmen, das in dem größten der Schloßräume untergebracht ist. Es steht ausführlich darunter: „Karls des Kühnen Flucht nach der Schlacht bei Murten“. Schon Herman Grimm hat beim ersten Erscheinen des Werkes hervorgehoben, daß es einfach „Die

Flucht" heißen soll. In der Tat tritt alles Persönliche, alles einmal historisch Dagewesene völlig zurück hinter dem ungeheuer starken Eindruck der rastlosen Flucht von Männern, denen dieser Begriff bisher fremd war, die völlig überwältigt von einem ihnen bis dahin Unbekannten nun dahinjagen, ohne zu wissen wohin, lediglich von dem Gedanken beherrscht, einem Furchtbaren zu entweichen. Es ist, als ob der dunkle Tannenwald, durch den sie jagen, erschrocken schweige über das seltsame Schauspiel.

Die religiösen Stimmungen und Motive treten früh auf, verdichten sich aber dann vor allem Mitte der neunziger Jahre zu einigen großen Bildern, unter denen die „Einladung zum Feste" und „Das hohepriesterliche Gebet", sowie die „Heimkehr des verlorenen Sohnes" in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. In den zweiundsiebzig größeren und kleineren Bildern, mit denen er zweiunddreißig Gleichnisse Jesu illustrierte, hat Burnand bis jetzt die Höhe seines Schaffens erklommen. Als die Bilder 1908 im Pariser Salon erschienen, haben sie bei Vertretern der verschiedensten Konfessionen und Weltanschauungen die gleiche Begeisterung ausgelöst.

Es ist ein Verdienst des Pfarrers Dr. David Koch, diese Kunst dem deutschen Volke besser zugänglich gemacht zu haben. Im Verlage für Volkskunst (Richard Keutel) in Stuttgart ist eine schön ausgestattete Ausgabe in großem Quartformat, mit Einführung, zu dem billigen Preise von 15 ℳ erschienen. Es ist damit dem deutschen Volke ein religiöses Andachtsbuch allerersten Ranges dargeboten; zumal als Geschenk zur Konfirmation und ersten Kommunion ist das Buch kaum zu übertreffen. Bei keiner Gelegenheit wird die Jugend sinnloser beschenkt, als bei dieser. Ein jeder will seine Gabe darbringen und verfällt dabei auf die nichtigsten und vergänglichsten Gegenstände. Zu keiner Zeit aber ist der Mensch leichter zugänglich für große religiöse Kunst, als gerade zu dieser Zeit, wo die Religion in seinem Leben und Denken einen so großen Raum eingenommen hat. Man sollte diese Zeit nicht ungenützt vorübergehen lassen, und für die späteren Tage, in denen diese Hochspannung nicht vorhalten kann, Vorsorge treffen, und gerade das religiöse Kunstwerk wird dazu am besten geeignet sein. Der Einwand, daß 15 ℳ die Geschenkverhältnisse der weitesten Volkskreise weit übersteigen, hält nicht Stich gegenüber der Tatsache, daß sich ja mehrere der Schenkenden zusammentun können. Sie werden die erste Aufgabe jedes Geschenkgebers, mit seiner Gabe wirklich Freude und Nutzen zu schaffen, viel eher erfüllen, wenn sich erst mehrere zu einem wertvollen Geschenk zusammenschließen, als wenn ein jeder für sich nur Unzulängliches zu geben vermag.

Neben dieser Buchausgabe sind auch zwölf der Bilder als große Wandbilder erschienen. Auch hier sind die Preise billig angesetzt. Trotz einer Blattgröße von 90 × 65 cm kostet das Bild nur ℳ 3,60 und ist für 10 ℳ bereits gerahmt zu beziehen. Im übrigen bietet ein Katalog, den der Verlag für Volkskunst unentgeltlich verschickt, jede denkbare Auskunft über diese und andere Ausgaben der Werke Burnands. Möchte es gelingen, diesem französischen Schweizer, der so deutsch fühlt, im deutschen Hause Heimatrecht zu gewinnen zum Nutzen echter, wirklich lebendiger und darum auch lebenspendender religiöser Kunst. **Karl Storck.**



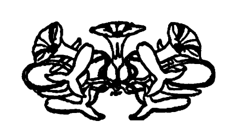
Zu unseren Bildern

Die Gemälde, mit denen R a f f a e l S c h u s t e r - W o l d a n den Bundesratssaal im deutschen Reichstagsgebäude geschmückt hat, zeichnen sich vor dem größten Teil der neueren Monumentalmalerei durch ein feines Empfinden für die Sonderbedürfnisse dekorativer Wandmalerei aus. Der Künstler sah in dem zu schmückenden Raume den ersten Gesetzgeber für seine Arbeit, und so hat er die neuen Wandgemälde in einem fein

berechneten Gegensatz zu den schon früher gemalten Deckengemälden gehalten. Während diese mehr ein leicht bewegtes Stimmungsspiel in lustigen hellen Farben verkünden, betonen die Wandbilder die tragende Fläche in der Architektur. Sie sind zurückhaltender in der Farbengebung, wodurch die Decke noch stärker hervorleuchtet, drängen sich also gar nicht auf, sondern wirken als ruhige Fläche, haben aber dafür die Pflicht, dem sie näher Betrachtenden, sich in sie Versenkenden einen reicheren Inhalt zu geben. Ohne den allzu beliebten Darstellungen großer Staatsaktionen oder berühmter historischer Momente nachzugehen, ohne einer frostigen Allegorie zu verfallen, erweckt der Künstler in uns bestimmtere Vorstellungen zu bedeutsamen Lebenserscheinungen, zu wichtigen Lebensanschauungen, wobei ihm doch dank der Allgemeinheit des Gedankens völlige Freiheit bleibt.

Jede der vier Saalwände zerfällt in zwei Felder, alle sind dekorativ untereinander verbunden. Am bedeutendsten wirken die in diesem Heft wiedergegebenen Bilder an der Nordwand, die beide den „Triumph der Kultur" verherrlichen, wobei das eine die Überwindung der Kulturfeinde, das andere die Aufnahme des siegreichen Kulturträgers darstellt. Mehrere Frauengestalten verkörpern die Verschiedenartigkeit der Empfindung von der leidenschaftlichsten Anteilnahme bis zur ruhigen, in sich gefestigten Betrachtung. Die Ostwand ist ganz ruhig gehalten. „Ackerbau und Jagd" füllen das eine Feld; durch charakteristische Frauengestalten und eine Schar disputierender Männer wird auf dem anderen die „Gesamtheit der deutschen Volksstämme" verkörpert. Von der Südwand zeigen wir das Bild „Friede und Ruhm", mit dem durch Putten, die mit Rüstzeug beschäftigt sind, verbunden ist die Allegorisierung der „Land- und Seemacht" auf dem anderen Felde. Die Westwand schließt sich an diesen Stoff an mit einem großen Bilde „Handel und Kolonien" und führt mit einem an der Figur der Geschichte vorüberziehenden Reiterzuge wieder zu dem großen bewegten Reiterbilde „Der Triumph der Kultur" hinüber. Geteilt ist diese Wand durch die Uhr, die von zwei Monumentalfiguren umgeben ist. (Vgl. Abb.)

Mit besonderer Freude zeigen wir unseren Lesern die neue Büste, die Professor Ernst Müller-Braunschweig von Wilhelm Raabe geschaffen hat. Jene Türmerleser, die dieses Werk mit der bekannten früheren Büste nach dem lebenden Vorbilde (VII. Jahrg. Heft 4) und dem ebenfalls nach dem Leben gearbeiteten Relief vom Raabe-Denkmal auf dem großen Sohl (XIII, Heft 1) vergleichen, werden erschüttert vor dieser Offenbarung eines Menschentums von höchster Eigenart und seltener Tiefe stehen. Ich kenne in der ganzen neueren Bildnisplastik kein Werk, bei dem sich einem mit so unmittelbarer Überzeugungskraft das Wort Lionardo da Vincis aufdrängt, daß die Seele sich den Körper bilde. Freilich gehört dazu ein gleich eindringliches Studium des Körpers und der Seele des Darzustellenden. In zwanzigjähriger Freundschaft hat Ernst Müller den Dichter und Seher Wilhelm Raabe zu erkennen gestrebt, und mit der steigenden Erkenntnis ist seine Liebe gewachsen. Als nun der Tod der Welt den Mann genommen, da überfiel den Künstler der Zwang, der Welt sein Bild zu erhalten. Und so aus der innerlich aufgespeicherten Kenntnis jeglicher Körperform heraus, aus dem tiefsten Eindringen in das Gesamtschaffen und Empfinden des Dichters, erstand dem Künstler innerlich das völlige Ineinander-aufgehen von Form und Inhalt. Da kam die Weihestunde, in der sich das innerlich geschaute Gebilde löste, in der die Hände mit fliegender Hast dem seelisch Erschauten die sinnliche Formgestaltung gaben. Wenn einmal der Impressionismus ganz Geist und Seele geworden ist, so ist es in dieser Büste geschehen, die hoffentlich bald an hervorragender Stelle der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird.





Die ältere deutsche Solokantate

Von Dr. B. Engelke

Die schöne Solokantate des alten Dresdener Oberkapellmeisters Schmidt, welche wir heute darbieten, ist ein Spätling einer Kunstform, die sich während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland entwickelt hat. Ungefähr seit dem ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts war die dunkle Kunde von allerlei musikalischen Herrlichkeiten, die man jenseits der Alpen hören könne, zu uns gedrungen. Dort sei es gelungen, die griechische Tragödie in der Oper zu erneuern, da man dem Geheimnis des Sprechgesangs der Alten auf die Spur gekommen sei, der ausdrucksvolle Gesang des einzelnen sei etwas viel Höheres und Wahreres, als die alte vielstimmig verschlungene Chormusik. Das verachtete Tasteninstrument, das Cembalo, rückte mit einem Male in eine hohe Stellung auf, es war berufen, den Sänger zu stützen, seinem Gesange den harmonischen Untergrund zu geben oder ihm ein Halt zu sein, wenn der Chor der Instrumente mit seinen wechselvollen Rhythmen ihn zu verschlingen drohte. Die deutschen Meister horchten staunend auf bei solchen Erzählungen, und als dann die ersten Produkte der neuen Kunst über die Alpen kamen, da entspann sich ein heftiges Für und Wider, die konservativen älteren Meister hielten zäh an der vokalen Polyphonie fest, aber die jüngeren, ein Mich. Praetorius, Schein, Schütz, wandten sich ihr begeistert zu. So traten nun zu der Vokalmotette instrumentale Partien hinzu, die Vielstimmigkeit der Chormusik ging zurück. Dem Reiz der Solostimme konnten auch die deutschen Meister nicht widerstehen, man braucht nur die kleineren Gesangswerke von Heinr. Schütz durchzugehen, um die sprechendsten Beispiele dafür zu finden. Die weltliche Musik machte diese Schwenkung ebenfalls mit, schon Johann Herm. Schein rät, seine dreistimmigen „Waldliederlein" so zu musizieren, daß der Vokalbaß, „wenn man ein ‚Corpus' [d. i. Cembalo] darbey hat, oder auch wol, in mangelung des discentisten Soprano II auf Concertenart gantz ausgelassen werde". Damit war das einstimmige

Klavierlied auch für Deutschland geschaffen, das dann in Heinr. Albert und Adam Krieger seine Klassiker für dieses Jahrhundert fand.

Um dieselbe Zeit drang nun auch von England eine neue Kunst nach Deutschland herüber, das mehrstimmige Violenspiel, und wieder war der geniale Herm. Schein einer der ersten, der auch diese Satzart und ihre charakteristische Kunstform, die Suite, pflegte. Der italienischen Form der Kantate, die eine beschränkte Anzahl von Instrumentalstimmen, meist eine oder zwei Violinen, hinzuzuziehen pflegte, legten die deutschen Meister nun das prächtige Gewand des mindestens fünfstimmigen Violensatzes an und schufen so für die Bedürfnisse des Gottesdienstes eine neue Form, die bis auf Joh. Seb. Bach sich der eifrigsten Pflege erfreute. In keiner andern Kunstform haben diese alten Meister uns so Tiefes und Ergreifendes zu sagen, wie in der Solokantate. Nehmen wir einmal die Werke des Lübecker Organisten Franz Tunder her (Denkmäler deutscher Tonkunst, III). Da finden wir ein Salve coelestis pater (Basso solo con Violino), einen innigen Wechselgesang zwischen der Baßstimme und der Violine, zu dem das Cembalo leise die stützenden Akkorde angibt. Ein zweites Baßstück „O Jesu dulcissime" verwendet schon die Violinen doppelt, und zwar chorisch. In dem dritten, dem gewaltigen „Da mihi Domine", ist das fünfstimmige Violenorchester mannigfach benutzt. Nach einer düsteren Sinfonia des Orchesters trägt zunächst der Bassist seine leidenschaftlichen Bitten nur mit Begleitung der Orgel vor. Zwei Takte des Orchesters leiten zu einem neuen Satze ($^3/_2$ Es-Dur) über, in dem die Singstimme und ihr Stützinstrument (Orgel) mit dem Streichorchester konzertieren, und dieses Verhältnis wird auch in den nächsten Abschnitten nicht mehr aufgegeben. Von einer liedmäßigen oder arienhaften Abrundung der Melodie ist keine Rede. Tunder, wie seine Nachfolger, bilden ihre melischen Gänge direkt aus dem Worttext heraus, so daß wir in diesen Kantaten eigentlich die Prinzipien Richard Wagners, die auch schon Monteverdi und seine Getreuen verkündet hatten, in idealer Weise verwirklicht sehen. Es ist jammerschade, daß von den Kantaten Tunders nur eine, allerdings die allerherrlichste, „Ach Herr, laß deine lieben Engelein" (für Sopran) in praktischer Neuausgabe bei Breitkopf & Härtel veröffentlicht ist, denn wieviel ist für die Kirchenmusik aus dem Lebenswerk dieses Meisters zu holen! Wo zwei rechte Baßstimmen vorhanden sind, da sollten sie das herrliche Canticum Simeonis „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" singen, der tiefen Altstimme hat der Meister das wundervolle „Salve mi Jesu" beschert, vor allem aber die Sopranistinnen sollten zu diesem Bande der „Denkmäler" greifen, außer der obenerwähnten finden sie darin die jubelnde Kantate „Wachet auf", die sinnige „Ein kleines Kindelein" und die schmerzliche „An den Wasserflüssen Babylon", Stücke, deren tiefe Wirkung ich schon mehrfach erprobt habe.

Auch der sechste Band der „Denkmäler", der den Schützschülern Weckmann und Bernhard gewidmet ist, enthält gleichfalls einige Solokantaten des Erstgenannten, die von großer Schönheit sind. Tüchtige Bassisten finden darin ein herrliches „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid". Entzückend in ihrer Naivität sind die beiden Zwiegesänge „Angelicus coeli chorus" für Sopran und Baß und „Gegrüßet seist du, Holdselige!" für Sopran und Tenor. Nament-



lich das zweite Stück ist von einem Adel und einer Keuschheit der Melodik, die noch heute aufs innigste zu rühren vermag. Schon aus dem Ausgange des Jahrhunderts stammt die wundervolle Baßkantate des Weißenfelser Hofkapellmeisters Phil. Krieger (Denkm. der Tonkunst in Bayern, VI, 1), ein Stück, das, von Zachau kopiert, direkt auf Händel gewirkt hat. Doch ich will die verehrten Leser nicht länger mit utopischen Hinweisen auf schwer zu erreichende Kostbarkeiten langweilen, sondern, ehe ich über unser Stück einige Worte sage, noch auf ein bei Breitkopf erschienenes Meisterwerk allerersten Ranges hinweisen: die Solokantate „O amantissime sponse Jesu" von Christian Ritter. Prof. Buchmayer in Dresden hat das große Verdienst, dieses einzige Stück der Öffentlichkeit wiedergeschenkt zu haben. Es liegt in zwei Stimmlagen vor: für Sopran in A-Moll und für Alt in F-Moll, doch würde ich die letztere Fassung vorziehen. Der Klavierauszug kostet nur 1 M, daher sei es allen Musikfreunden dringlichst zum Studium empfohlen!

Der Komponist unseres Werkes, Johann Christian Schmidt, ist 1664 in Hohenstein geboren. Erst zwölfjährig kam er als Sänger in die kurfürstliche Kapelle nach Dresden, wurde 1687 Lehrer der Kapellknaben, 1692 zweiter Organist und 1696 Vizekapellmeister und Kammerorganist. Ein Jahr später wurde er dann erster Kapellmeister und entfaltete eine segensreiche Tätigkeit bis zu seinem Tode am 13. April 1728. Er war ein Schüler Christoph Bernhards gewesen und hatte auch 1694 Italien besucht, aber es scheint, als ob er von der welschen Kunst seiner Zeit wenig berührt sei. Er war ein tüchtiger Kontrapunktiker, der sich Sebastian Bachs Schätzung erfreute, auch seine Schüler Chr. Schröter und C. H. Graun legen lebendiges Zeugnis für ihren Lehrer ab. Den Künstler Schmidt zeigt unsere Kantate in günstigstem Lichte, wie prachtvoll sind die beiden ariosen Sätze, die die wundervoll lebendige Choralphantasie einrahmen! Solche Musik darf nicht verloren gehen, sie muß wieder in den lebendigen Bestand des Kirchenrepertoires aufgenommen werden und das seichte Zeug der Mendelssohnianer verdrängen helfen, das ja leider immer noch den eisernen Bestand unserer volkstümlichen Kirchenkonzerte ausmacht.

Vom Wert der Militärkapellen

Wie regelmäßig in den letzten Jahren, ist auch bei der diesjährigen Beratung des Militäretats im Reichstag die Bedeutung der Militärkapellen für unser Gesamtleben lebhaft erörtert worden. Es wurde dabei das Wort „Kultur" in den verschiedensten Wendungen gebraucht, während doch die tiefere Grundlage der ganzen Behandlung sozialer Natur war.

Seit Jahren führen die Zivilmusiker einen erbitterten Kampf gegen der Militärmusiker Konkurrenz, die der Abgeordnete Zubeil als „schmutzig" zu bezeichnen sich verstieg. Da ich seit Jahren einen beträchtlichen Teil meiner schriftstellerischen Tätigkeit der Besserung der sozialen Lebensbedingungen von Musik und Musikern widme, hoffe ich, gegen den Vorwurf ungenügenden sozialen Empfindens auch dann geschützt zu sein, wenn ich nicht mit voller Kraft in diesen Klagegesang gegen die Militärkapellen mit einstimmen kann. Und zwar aus sozialen, vor allem aber aus kulturellen Gründen nicht.

Es bleibt eine Grundlage aller sozialen Gerechtigkeit, daß die Entlohnung in einem gesunden Verhältnis zu der Arbeitsleistung stehe. Darum ist es völlig unberechtigt, so in Bausch und Bogen von einem Stande der Zivilmusiker zu sprechen, wie es der Abgeordnete Zubeil tat, der vor der Lächerlichkeit nicht zurückschreckte, die Leistungen der Berliner Philharmoniker in Vergleich mit denen von Militärmusikern zu stellen. Es zeugt dafür, wie wenig der Reichstag diese Materie beherrscht, daß diese Entgleisung weder vom künstlerischen noch vom sozialen Standpunkte zurückgewiesen wurde. Denn auch in sozialer Hinsicht treffen für die Mitglieder des Philharmonischen Orchesters die Verdienstverhältnisse, die als Durchschnitt der Zivilmusiker angegeben werden, in keinem einzigen Falle zu.

Es ist überhaupt vollkommen unerfindlich, wie von einer Konkurrenz der Militärkapellen gegen jene Körperschaften von Zivilmusikern, die mit dem Philharmonischen Orchester zu vergleichen sind, gesprochen werden kann. Diese musikalischen Körperschaften sind die Theater- und sogenannten städtischen Orchester, sowie einige als rein private Unternehmungen auftretende künstlerische Vereinigungen, deren ganze Tätigkeit von der der Militärkapellen grundverschieden ist und sich nirgendwo mit dieser begegnet. Wenn auch diese musikalischen Körperschaften vielfach einen sehr schweren sozialen Kampf zu bestehen haben, so liegt das nicht an der Konkurrenz mit anderen Musikern, sondern daran, daß vielfach unsere Gemeinwesen noch nicht zu der Einsicht gelangt sind, daß die Stützung dieser Kapellen zu ihren Kulturaufgaben gehört. Erst jetzt stehen wir endlich davor, daß die reiche Stadt Berlin dem Philharmonischen Orchester mit einer Summe von 60 000 ℳ das Dasein erleichtern will und damit als Gegenwert von dieser hervorragenden Künstlerschaft wenigstens einige Veranstaltungen gemeinnützig-kultureller Art verlangen kann. Die Stadt Berlin tut damit im Verhältnis noch immer weniger, als das Offizierkorps des ärmsten Regimentes für seine Kapelle.

Die Konkurrenz der Militärkapellen trifft also eine ganz andere Schicht von Zivilmusikern. Und wenn hier der Maßstab der Leistungsfähigkeit angelegt wird, so sinkt die Wage sehr bedeutend zugunsten der Militärmusiker. Der einzelne Militärmusiker ist durchweg viel besser geschult, er ist leistungsfähiger, weil weniger ausgenutzt, und vor allen Dingen ist das Zusammenspiel der Militärkapellen weit besser als das der weitaus größten Zahl dieser größeren und kleineren Vereinigungen von Zivilmusikern, deren schlimme Notlage hauptsächlich darauf beruht, daß sie von kapitalistischen Unternehmern ausgebeutet werden. Was in der Hinsicht diese Nachkommen der alten Stadtpfeifer sich vielfach leisten, spottet jeder Beschreibung. Das Schlimmste aber, was sie ihren Angestellten zufügen, ist die höchst mangelhafte musikalische und instrumentaltechnische Ausbildung, so daß die Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Zivilmusiker überhaupt nicht imstande sind, sich durch ihre künstlerischen Leistungen bessere Stellungen zu erwerben. Die Lage ist doch heute bereits so, daß unsere besseren Kapellen durchweg Mühe haben, ihre Bläsergruppen gut zu besetzen, einfach weil ein brauchbarer Nachwuchs aus diesen kleinen Zivilmusikerverbänden fehlt. Da ist eine Ergänzung aus Militärmusikerkreisen viel eher möglich, so gern zugegeben werden mag, daß auch hier die Vorbildung noch besser sein könnte, und zwar mehr noch in musikalischer als in instrumentaltechnischer Hinsicht. Es liegt also keineswegs bloß an der Vorliebe des Publikums für die bunte Uniform, wenn die Militärkapellen im allgemeinen der hier in Frage kommenden Gattung von Zivilmusikerkapellen vorgezogen werden, sondern an der tatsächlich besseren Leistungsfähigkeit der ersteren.

Daß damit unlauteren Formen der Konkurrenz nicht das Wort geredet werden soll, versteht sich von selbst. Es wird ja aber auch allseitig zugegeben, daß den hier eingerissenen Mißbräuchen bereits mit Kräften von den Behörden gesteuert wird, wobei freilich die Frage offen bleibt, ob es möglich ist, die Militärkapellen auf der Höhe der jetzigen Leistungsfähigkeit zu erhalten, wenn der Verdienst der Mannschaften geringer wird, als er bisher gewesen.

Es kommt nach meinem Gefühl für unsere Verwaltung nicht in Betracht, Abzüge an den für die Militärkapellen ausgesetzten Summen zu machen, sondern diese zu erhöhen. Und zwar aus sozialen und kulturellen Gründen. Aus sozialen, weil bei höheren Gehaltsbezügen die Möglichkeit gegeben wäre, die außerdienstliche Tätigkeit der Militärkapellen wesentlich einzuschränken und so für die Zivilmusiker jene Formen der Konkurrenz zu beseitigen, die nicht nur von den Zivilmusikern als besonders drückend empfunden werden, sondern die auch des Soldatenrockes und des Militärdienstes unwürdig sind (Aufspielen in Privathäusern, bei Hochzeitsgesellschaften u. dgl., Spielen in Nachtcafés usw.).

Viel gewichtiger aber noch sind die kulturellen Gründe. Die kulturelle Bedeutung der Militärkapellen könnte man auch dann nicht leugnen, wenn sie ausschließlich für das Militär verwendet würden. Dieses Heer besteht doch aus 600 000 jungen Männern, die in einem für die Entwicklung des ganzen Menschen außerordentlich bedeutsamen Alter stehen. Die Eindrücke, die diese Männer aus ihrer zweijährigen Dienstzeit mitnehmen, können von höchstem Segen für ihr ganzes Leben und ihre spätere Wirksamkeit werden. Diese jungen Männer stellen doch die körperliche und geistige Auslese der Nation auf dieser Altersstufe dar, sie sind die künftigen Walter und Verwalter des Volkslebens, die Väter der nächsten Generation. Wenn wir die Reden von der kulturellen Bedeutung der Kunst, von ihren ethischen Werten nicht überhaupt als Gephrase abtun wollen, so muß es doch von kaum abzuschätzender Wichtigkeit sein, wenn es uns möglich ist, auf die Menschen in diesen Lebensjahren mit Kunst stark einzuwirken. Bedenken wir, daß der größte Teil dieser Männer nachher aufs flache Land hinauskommt, wo die äußeren Vorbedingungen zu stärkeren Kunsteinwirkungen fehlen, so erkennen wir, daß diese Militärjahre eigentlich die letzte Gelegenheit zu einer Erziehung durch die Kunst darstellen. Es ist also außerordentlich kurzsichtig und nur aus einem ganz äußerlichen Antimilitarismus erklärlich, wenn man den Kulturwert der Militärkapellen danach beurteilen wollte, was sie für die nicht militärischen Kreise der Bevölkerung leisten. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß die Militärkapellen den höchsten Segen dann leisten würden, wenn sie möglichst stark für die im Heer versammelte männliche Jugend des Volkes ausgenutzt würden. Das geschieht heute bei weitem nicht genug, und darin liegt zweifellos ein grober Unfug.

Es ist mit Recht getadelt worden, daß die Militärkapellen oft wochenlang beurlaubt sind, daß sie durch ihre Beschäftigung in Konzerten und bei sonstigen Gelegenheiten allzu sehr dem Dienst entzogen werden. Dem ist aber doch wirksam nur dadurch entgegenzutreten, daß man die Militärmusiker besser besoldet, so daß sie nicht im bisherigen Maße auf den Nebenverdienst angewiesen sind.

Als Gegenleistung für diese höhere Besoldung hätte dann das Volk im kulturellen Sinne die künstlerische Arbeit der Militärkapellen zu verlangen. Die außerordentlich wichtige unentgeltliche Musik im Freien wird heute nur noch von Militärkapellen ausgeübt und könnte in höchstem Maße gesteigert werden. Darin läge das einzige Mittel, wirklich dem ganzen Volke bis in seine ärmsten Schichten hinab den Genuß musikalischer Kunst zuzuführen. Und es ist nicht einzusehen, weshalb nicht Militärkapellen an Sonntagen oder auch an Abenden der Wochentage auf einem öffentlichen Platze der Stadt spielen sollten, zur Ergötzung und Erquickung jener Tausende, die selbst einen Groschen nicht aufbringen können, um die Musik in einem Wirtshause oder in einem Biergarten sich anhören zu können, ganz abgesehen davon, daß sie dann durch den Aufenthalt an solchen Stätten zu weiteren Ausgaben gezwungen sind, andererseits auch nicht jene Erholung dort finden können, die in der freien Bewegung draußen liegen würde.

Das wäre eine wirklich ideale Kunstpolitik von weitschauenden sozialen Gesichtspunkten, während für die Kunst und die gesamte musikalische Kultur sicher nichts heraus-



kommt, wenn man jenen sehr weiten Kreisen unzulänglicher Zivilmusiker mit der wirtschaftlichen auch noch die künstlerische Konkurrenz der Militärkapellen wegnimmt.

Was endlich die künstlerische Leistungsfähigkeit unserer Militärkapellen angeht, so trifft nach meinen reichlichen Erfahrungen sicher nicht zu, was vom Abgeordneten Zubeil hervorgehoben wurde, daß die französischen Militärkapellen höher stehen. Ein so allgemeines Urteil läßt sich da überhaupt nicht fällen, da die Leistungsfähigkeit der einzelnen Kapellen außerordentlich verschieden ist. Das hängt einerseits von glücklichen Zufällen in der Zusammenstellung der Mannschaft ab — wenn z. B. viele Konservatoriums-Einjährige in Kapellen mitwirken, können deren Leistungen sehr leicht künstlerisch höher sein —, vor allem aber hängt es ab vom Dirigenten. Eine strenge Auswahl bei diesen, eine Erhöhung ihrer gesellschaftlichen Stellung, würde außerordentlich segensreich für die ganze Einrichtung wirken.

Wir brauchen nur den Gedanken des Volksheeres richtig aufzufassen und damit alle Einrichtungen dieses Heeres, soweit es irgendwie möglich ist, auch dem Volke dienstbar zu machen, so ist uns in den Militärkapellen ein Mittel zur künstlerischen Einwirkung auf das Volk gegeben, wie wir es sonst auf keinem Gebiete besitzen. Eine wirklich kulturfördernde Volksvertretung müßte dafür mit Freuden erhöhte Mittel bewilligen. **Karl Storck**



Einige Mozartiana

Wenn einige in den letzten Jahren angeschnittene und nicht endgültig erledigte Fragen in Mozartsachen hier noch einmal kurz erörtert werden, so soll weder das Bild des unsterblichen Meisters in seinem Gesamteindruck dadurch berührt noch das Gebiet der Polemik betreten werden.

Am wenigsten Zweifel begegnen wir heute noch der „Requiem-Frage“, ob das ganze Werk eine Schöpfung Mozarts oder nur ein Teil desselben, etwa bis zum „Lacrymosa“, das übrige aber von seinem Schüler Süßmayer vollendet sei. Durch Forschungen Pressels und Engls-Salzburg, denen sich in neuerer Zeit wohl sämtliche Biographen Mozarts angeschlossen haben, ist festgestellt worden, daß geistig Mozart das ganze Werk vollendet und dem von Mozart oft genug als mäßig veranlagt bezeichneten und gehänselten Schüler durch die auf Mozarts Arbeitstische vorgefundenen „Entwürfe“ nur die äußere instrumentale Ausarbeitung der letzten Sätze geblieben sei. Robert Franz tadelt diese Süßmayersche Instrumentierung und wünschte, daß sich ein Mozart mehr ebenbürtiger Musiker finden möge, um sie zu verbessern.

Finden sich wirklich dann und wann noch unter studierten Musikern Ansichten, welche von dem Gesagten abweichen, so sind diese stets auf mangelhafte Studien, auf Unkenntnis der oben bezeichneten Forschungen zurückzuführen.

Es gibt ja leider überall Halbheiten auf geistigem Gebiet, in Wissenschaft und Künsten, weshalb die Jugend immer wieder Irrtümern ausgesetzt ist.

Eine andere auch anscheinend ziemlich erledigte Frage betrifft das Mozartsche „Wiegenlied“. Es wird noch immer von Sängerinnen als Mozarts Wiegenlied gesungen, von Herausgebern und Musikalienhandlungen als „Wiegenlied von Mozart“ in Sammlungen aufgenommen, obgleich der auf dem Gebiet der Liedforschung hochgeachtete Schriftsteller Professor Dr. Max Friedländer es als nicht von Mozart stammend hinreichend gekennzeichnet hat.

Man könnte den Gebrauch der Sängerinnen, die mit dem Liede immer einen mächtigen Eindruck machen, als Gewohnheit oder Gleichgültigkeit, das Verfahren der Musikverleger als

Geschäftstrick im Sinne größeren Absatzes gelten lassen —, aber damit ist die Sache nicht abgetan und genügend erklärt. Es gibt eine große Anzahl gerade berufener Mozartsängerinnen, die ihre volle Überzeugung von der Echtheit dieses ganz Mozartischen Liedes aufrechthalten, und die Zahl der Mozartkenner und Schriftsteller ist nicht minder groß, welche gerade dieses Lied für echt Mozartisch erklären. In der Friedländerschen ersten Schrift gegen die Echtheit, in der er noch den Komponisten Fleischmann gegen Mozart ins Treffen führte, fanden sich mancherlei Schwächen und Angriffspunkte, welche den Kaiserlichen Rat Engl in Salzburg zu einer Gegenschrift veranlaßten.

Friedländer hatte angeführt, die Schwester wisse nichts von dem Liede. Ja, die Schwester Mozarts wohnte aber in Salzburg und wollte von des Bruders Ehe mit Konstanze Weber in Wien wenig wissen, sie war als Zeugin von vornherein ausgeschlossen. Dagegen hatte die Frau Konstanze oft genug Mozart als Komponist dieses Liedes bezeichnet. Ihr zweiter Gatte Nissen hatte in seiner kompilatorischen Biographie Mozarts das unter Mozarts Werken — allerdings gedruckt und nicht als Manuskript — vorgefundene Wiegenlied, welches hier keinen Namen als Komponist enthielt, aufgenommen, da Konstanze die Echtheit behauptete.

Das Weitere bezüglich des Gedichts „Esther“ von Gotter, welches das Lied enthielt, und der Anfangstakte der Komposition, welche Friedländer wegen fehlerhafter Stellen unmöglich Mozart zutrauen wollte, müssen wir hier übergehen. In letzterem Falle lag offenbar nur ein Druckfehler vor. Die Behauptung Friedländers, Mozart könne das Gedicht „Esther“ noch nicht gekannt haben, ist hinfällig geworden.

Friedländer hat nun später in der Hamburger Stadtbibliothek dasselbe Wiegenlied, gedruckt mit Fließ' Namen als Komponist, entdeckt. Das Manuskript fehlt allerdings auch.

Damit ist für Friedländer der Komponist Mozart ausgeschaltet, und es ist ja nicht zu leugnen, daß dagegen wissenschaftlich kein Einspruch erhoben werden kann. Tatsachen reden, allerdings bleibt auch die Tatsache bestehen, daß Mozart oft Manuskripte verschenkte — womit selbstverständlich der Name Fließ in keiner Weise berührt werden soll.

Vielleicht wirft die folgende Tatsache etwas Licht in diese dunkle Angelegenheit. Mozart war 1789 in Berlin, Fließ soll in demselben Jahre dort gewohnt haben; er hat Mozart vielleicht kennen gelernt. Letzterer starb schon zwei Jahre später in Wien. Immerhin bleibt der Umstand merkwürdig, daß in Mozarts Nachlaß in Wien das Lied ohne den Namen des Komponisten, in der Hamburger Bibliothek mit dem Namen Fließ sich vorfand.

Geistig unentschieden bleibt die Frage nur noch, weil jeder wahre Mozartkenner bei dem Anhören des Liedes sofort den echten Mozart heraushört. Vom Komponisten Fließ weiß die Welt heute nichts; wenn der dieses Wiegenlied wirklich komponiert hat — und sein Name auf dem Funde in Hamburg spricht ja dafür —, dann müßte er immerhin zu den besten Liederkomponisten des achtzehnten Jahrhunderts gerechnet werden. Mozarts Größe würde auch das Fehlen dieses Juwels im Kranze seiner Lieder keinen Abbruch tun — aber es ist nun einmal „echt Mozartisch“. Können wir es den Sängerinnen verdenken, wenn sie immer wieder das Wiegenlied von Mozart singen? Vielleicht ist's auch ein Kompaniegeschäftslied: Fließ hat es kunstgerecht komponiert und Mozart die Melodie erfunden?

Eine dritte Mozartfrage bildet die Umgestaltung der Oper „Cosi fan tutte“ unter Zuhilfenahme des Calderonschen Lustspiels „Dame Kobold“. Der intelligente Sänger Scheidemantel-Dresden hat aus dem genannten Lustspiel einen Operntext hergestellt und die Mozartsche köstliche Musik darauf gepfropft. Wie weit ihm das gelungen ist, darüber weichen die Urteile sehr voneinander ab. Die Motive zu seinem Unternehmen sind zweifellos durchaus gut und richtig. Er teilt die Ansicht derjenigen, welche den Operntext von da Ponte zu „Cosi fan tutte“ für gänzlich verfehlt halten, weshalb die aus Mozarts reifster Zeit stammende herr-

liche Musik trotz aller Versuche, den Text zu verbessern, noch niemals voll und ganz zu ihrem Recht gekommen sei.

Mozart sowohl wie da Ponte konnten den Auftrag Kaiser Josephs zu der Oper „Cosi fan tutte", der eine wahre Begebenheit zugrunde lag, nicht ablehnen. Da Ponte aber wurde von seiner großen Begabung, die er in „Figaro" und „Don Juan" gezeigt hatte, hier fast gänzlich im Stich gelassen, und Mozart ging ungern an diese Arbeit.

Die Mängel im Text zugegeben, so kann man aber doch denen nicht beipflichten, die aus Prüderie an der Handlung selbst Anstoß nehmen. Die Frauenwelt Wiens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand nicht auf der sittlichen Höhe der deutschen Frauen späterer Zeit. Die Handlung in dieser sogenannten Offizierswette muß man als ein Sittenbild damaliger Zeit sich gefallen lassen.

Hotho meint sogar in seinen „Vorstudien zu Leben und Kunst", Mozart habe es offenbar gereizt, nachdem er in seinen Opern bislang stets die Männerwelt in schlechtes Licht gestellt, nun auch einmal die Frauen in weniger günstigem Licht zu zeigen.

Also käme es wesentlich darauf an, die Oper „Cosi fan tutte" in der Originalgestalt, wie jetzt in München alljährlich geschieht, so vollkommen wie möglich aufzuführen — der glänzende Erfolg bestätigt das! Man müßte aber auch immerhin weiter versuchen, die Schwächen des Textes zu verbessern.

Der bewährte Mozartkenner R. Genée in Berlin steht in seinen „Mitteilungen der Berliner Mozart-Gemeinde" der Arbeit Scheidemantels weniger ablehnend gegenüber, er hat durch eigene Anschauung die Überzeugung gewonnen, daß Scheidemantel in „Dame Kobold" Besseres erreicht habe, was vielleicht in Zukunft noch weiter verbessert werden könne. Nach der alleinigen Zuhilfenahme des Klavierauszuges läßt sich natürlich kein sicheres Urteil fällen.

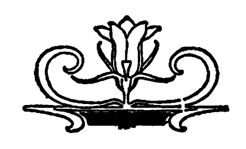
Eine Reihe anderer Preßurteile, welche auch auf Anschauung des Stückes selbst beruhen, vermissen die dramatische Intrige des alten Stücks, von der feinen Ironie Mozarts sei schlechterdings nichts geblieben, und der dritte Akt wäre nicht mehr als ein großes Arienbündel.

Also bleibt die „Dame Kobold" noch „eine offene Mozartfrage"! Wir möchten uns für Beibehaltung der Oper „Cosi fan tutte" erklären, schon deshalb, weil Mozart auf diesen Text seine herrliche Musik komponiert hat.

Man muß ins Residenztheater nach München gehen, um diese Oper richtig kennen zu lernen.

In München soll auch „Titus" neu in Szene gehen. Schade, daß die daran gewandte Mühe nicht der sicher lebensfähigern Oper „Idomeneus" zugute kommt. „Idomeneus" erlebte in demselben Residenztheater 1781 unter Mozarts Leitung seine Uraufführung. Jetzt hat Professor E. Lewitzki in Dresden nach Mozartschen Angaben aus seiner Wiener Zeit „Idomeneus" völlig neubearbeitet und dadurch vieles in der Lieblingsoper Mozarts nach Gluckschen Prinzipien tatsächlich wirkungsvoller gestaltet. Also noch eine vierte Mozartfrage, die wir hiermit dem begeisterten Mozart- und Wagnerkenner Mottl ans Herz legen möchten.

L. Mirow



Zwei volkstümliche Osteroratorien

Vielleicht ist es das Erfreulichste an unserem Musikleben, daß die großen Passionen Joh. Seb. Bachs volkstümlich geworden sind. Und in dem vielen Unbehaglichen, ja Beängstigenden, was unser heutiges Musikleben zeigt, wirkt die Art, wie Meister Johann Sebastian bei hoch und niedrig, bei Fachleuten und Laien, bei den Gelehrten und den geistig Einfachen an Verständnis und Liebe gewinnt, als Trost und Beruhigung. Aber eins bleibt dabei doch ungelöst. Die würdige Aufführung der Werke Bachs erheischt einen großen Aufwand musikalischer Mittel und ein bedeutsames Können. In kleinen Verhältnissen ist beides nicht aufzubringen. Dazu kommt als Zweites, daß die höchste und segensreichste Wirkung der Kunst im Sinne der Volkserziehung darauf beruht, daß man möglichst weite Kreise zur eigenen künstlerischen Betätigung heranzieht. Gerade darauf beruht ja die fruchtbare Sonderstellung der Musik, daß in ihr dank der einzigartigen Bedeutung der Reproduktion Tausende künstlerisch sich zu betätigen vermögen, denen es auf allen anderen Gebieten schon durch die gesamte Lebenslage und Bildungsmöglichkeit versagt wäre. Nur wer für die Bedeutung dieser einfachsten und tiefdringendsten Form der Kunsterziehung keinen Sinn hat, wird sich hochmütig auf den genießerischen Standpunkt stellen, von dem aus er die Bemühung, große seelische Vorwürfe mit kleinen Mitteln zu behandeln, um so einen künstlerischen Ausdruck für kleine Verhältnisse zu schaffen, durch den Vergleich mit den großen künstlerischen Lösungen von vornherein abtut. Wer vor allen Dingen durch eigenes Wirken in kleinen Verhältnissen erfahren hat, wie stark doch auch hier das Verlangen nach künstlerischer Erhebung ist, wie bedeutsam die ausgelösten Wirkungen ins Leben eingreifen, weil zu ihrer Erzielung das Aufgebot aller vorhandenen Kräfte nötig war, der wird mit besonderer Aufmerksamkeit alle jene Versuche verfolgen, die darauf ausgehen, äußere und innere Ereignisse und Geschehnisse des Lebens mit Hilfe der Kunst zu veredeln und in ihrer Eindrucksfähigkeit zu verstärken.

An der ersten Stelle stehen hier gerade für die kleinen Landverhältnisse die kirchlichen Feiertage. Wie sich im Bestreben, sie zu verschönern und zu verherrlichen, große volkstümliche Kunstformen überhaupt erst entwickelt haben, so ist auch heute noch zu Weihnachten und Ostern Gemüt und Herz des Volkes am weitesten aufgetan für die Aufnahme religiöser Kunst. Nicht nur alle jene, denen das religiöse Leben unseres Volkes eine Sorge ist, sondern auch alle jene, die von der Kunst starke Wirkungen auf das Volk erwarten, sollten diese kirchlichen Festgelegenheiten mit besonderem Eifer für solche künstlerische Aufführungen wahrnehmen, weil die Wirkung eine wechselseitig ergänzende ist. Das religiöse Gefühl wird durch die Kunst vertieft, aufs neue belebt, aus der abstumpfenden Gewohnheit zu erneutem seelischen Eindringen angeregt. Die Kunst ihrerseits hat den Vorteil der willigen Einstellung des gesamten Menschen, der gehobenen Feststimmung und des prächtig vorbereiteten Verständnisses.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat ein für das Volksempfinden und für religiöse Strömungen so fein angelegter Künstler wie Karl Loewe seine Kunst mit sicherem Bewußtsein in bescheidene kleine Formen einzuspannen vermocht, und auf diese Weise ein Passionsoratorium in drei Abteilungen: Das Sühnopfer des neuen Bundes, geschaffen, das jetzt neuerdings aus dem Nachlaß des nun bereits ein halbes Jahrhundert toten Komponisten herausgegeben worden ist (Klavier- bzw. Orgelauszug im Verlag von F. W. Gadow & Sohn, Hildburghausen; M 3.50). Es ist wohl auch weiten Kreisen bekannt, daß sich der große Meister der deutschen Ballade dauernd um das Gebiet des Oratoriums bemüht hat. Allerdings in größerem Maße hauptsächlich um das weltliche Oratorium, über das nach meinem Gefühl trotz allem das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, das mir vielmehr oft als eine Zukunftsgattung erscheint, in der vielleicht zu allererst die Lösung für große Volksaufführungen und Volksfestspiele zu finden wäre. Ein genaues Studium der großen weltlichen und biblischen

Oratorien: Johann Huß, Gutenberg, Die Zerstörung Jerusalems, Palestrina, Der Segen von Assisi, Das Hohe Lied Salomonis, Die Apostel von Philippi, wird für die Neugestaltung dieser Gattung sehr fruchtbar sein. Neben diesen großen und hohe Ansprüche stellenden Werken hat Loewe dann gerade seine ausgesprochen geistlichen, ja kirchlichen Oratorien für kleine Verhältnisse geschaffen. Drei kleine Oratorien: Die Heilung des Blindgeborenen, Die Auferweckung des Lazarus und Johannes der Täufer, hat er nur mit Klavier- oder Orgelbegleitung versehen. Dann hat er die günstige Gelegenheit der kirchlichen Feste für Kunstwirkungen wohl erkannt und in den „Festzeiten“ versucht, die großen Kirchentage musikalisch zu verherrlichen. Dieses Werk umfaßt acht für sich geschlossene Teile, in denen überall Worte der Heiligen Schrift mit freieren Versergüssen abwechseln und die Erzählung der Anlässe zu den Festen vom Ausdruck der Empfindungen der christlichen Gemeinde begleitet wird.

In ähnlicher Weise ist auch dieses Passionsoratorium „Das Sühnopfer des Neuen Bundes“, angelegt, das ursprünglich auf die Begleitung des Streichquartetts rechnet, aber auch mit Klavier- oder Orgelbegleitung allein seine Wirkung nicht versagen wird. Allerdings hätte es wohl nichts geschadet, wenn für diesen letzteren Fall die Instrumentalbegleitung etwas reichlicher ausgearbeitet worden wäre. Die Dichtung, für die Worte der Heiligen Schrift und Choräle geschickt verwendet sind, rührt von W. Telschow her, der leider in seinen eigenen Versen sich zuweilen von einer unangenehmen Süßlichkeit nicht freizuhalten weiß. Der erste Teil setzt ein zu Bethanien, am Grabe des Lazarus, und schließt mit der Einsetzung des Abendmahls. Der zweite bringt die Gefangennahme Christi, sein Verhör, des Judas Verzweiflung, Christus vor Pilatus, und endet mit dem Geschrei der Juden: „Ans Kreuz mit ihm!“ Der dritte Teil zeigt uns den Heiland auf dem Wege zur Schädelstätte, die Szene mit Simon von Kyrene, die Begegnung mit den heiligen Frauen; dann folgt Christi Tod am Kreuze und sein Begräbnis. Die Erzählung des Evangelisten löst sich ab mit kleinen dramatisch gehaltenen Chorsätzen, durchaus lyrischen Ergüssen einzelner Gegenwartsstimmen und Gemeindechorälen. Nur die Chöre, die die Abteilung beschließen, sind etwas größer angelegt und erinnern durch ihren leicht fugierten Stil an die großen Vorbilder der Oratorienkomposition.

Musikalisch das Beste bietet Loewe in den lyrischen Ergüssen, und sehr schön bei aller Einfachheit sind die Choralbearbeitungen. Wie tief er in den Geist des Chorals eingedrungen war, beweist seine eigene Choralmelodie auf „Wenn alle untreu werden“. Gewiß tritt die künstlerische Eigenart Karl Loewes hier nicht glänzend und überzeugend hervor. Aber es war ihm ja wohl auch hauptsächlich daran gelegen, ein für kleine Verhältnisse brauchbares Werk zu schaffen. Und das hat er entschieden erreicht. Ich glaube, daß, in solchen kleinen Verhältnissen aufgeführt, dieses Passionsoratorium auch heute noch eine tiefgehende Wirkung auslösen wird.

Für noch kleinere Verhältnisse berechnet ist das neueste Werk Erwin Degens: „Siehe! Das ist Gottes Lamm!“, ein volkstümliches Passionsoratorium für Soli, Chor, Orgel und Gemeindegesang nach Worten der Bibel. (Karlsruhe, F. J. Reiff, ℳ 4.50.) Dieses Werkchen kann man mit einigem guten Willen selbst in einem kleinen Dörfchen herausbringen. Der Komponist, der sich bereits mit einem Weihnachtsspiel und einem Weihnachtsoratorium bewährt hat, hat Gefühl für sinnfällige Melodik und erreicht es bei größter Schlichtheit in den Mitteln doch, würdig zu bleiben. Das Werkchen bringt in zwei Teilen neun Szenen, die in insgesamt achtundzwanzig Musiknummern sich abspielen. Der Klavierauszug hat dabei nur achtundfünfzig Oktavseiten. Man erkennt schon daraus, wie einfach das Ganze gehalten ist. Nicht nur die kleinste Gemeinde, auch der erweiterte Familienkreis wird imstande sein, das Werk aufzuführen.





Genosse Knallprotz

Im Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands war bald nach der Beerdigung Singers folgende nachdenkliche Anmerkung zu lesen: „Man konnte vielfach die Meinung hören, daß bezüglich der mitgeführten Kränze des Guten zuviel getan wurde und daß jetzt vielleicht die Zeit gekommen sei, gegen die immer größer werdenden Ausgaben für Kränze allgemein aufzutreten. Es kann tatsächlich nicht bestritten werden, daß sich in den letzten Jahren ein gewisses Protzen mit Kränzen bemerkbar gemacht hat. Früher galt ein Kranz für zehn bis zwölf Mark als sehr anständig, heute wagt es kaum noch ein Organisations- oder Werkstellenvertreter, mit einem solchen billigen Kranz zu einem Begräbnis zu gehen... Man hat vielfach bei Begräbnissen das Gefühl, daß es besser sei, das gesammelte Geld den Hinterbliebenen zukommen zu lassen, die ihres Ernährers beraubt wurden und schweren Zeiten entgegen gehen, als es für die leicht vergänglichen Kränze auszugeben. Da aber, wo für die Familie gesorgt ist, könnte das Geld für andere Zwecke (Jugendheim u. dgl.) bessere Verwendung finden.“

Manche — die meisten vermutlich — werden sagen: da habt ihr die Sozialdemokratie, wie sie leibt und lebt. Wie kann sie sonst sich nicht genug tun, auf die knallprotzende Bourgeoisie zu schelten, und ist doch selbst der Sünde bloß! Andere, die zu ironischer Weltbetrachtung Neigenden, vielleicht nur: Tout comme chez nous. Ich möchte weitergehen und finden: Aus dieser im lokalen Teil des „Vorwärts“ versteckten Laienpredigt wider den Luxus weht es uns an wie eine Bankrotterklärung der sozialdemokratischen Heilslehre. Die ist mit dem Anspruch aufgetreten, die Menschheit von Fehlern und Gebresten zu erlösen und ihre Art von Grund auf umzugestalten. Und muß nun erkennen, wie wenig unter ihren Einflüssen diese Menschenart bislang sich wandelte; wie auch die innigste Marxodoxie (denn die größten Kränze und die breitesten Schleifen werden wahrscheinlich von den Allerrechtgläubigsten stammen) ihre Bekenner nicht vor eitlem, großspurigem Spießertum schützt. Das heißt, sie müßte es erkennen. In Wahrheit wird sie's natürlich nicht tun. Den Teufel spürt dies Völkchen nie... Sie müßte ja sonst verzweifeln, mit diesem Material eine neue Welt aufzubauen. R. B.

*

Studenten und soziale Arbeit

„Warum wenden unsere deutschen Studenten ihre Kraft und ihre Tatenlust nicht auch auf Dinge an, aus denen Segen für Tausende hervorwächst? Könnte nicht gerade der Student auch in Deutschland das Bindeglied sein zwischen den verschiedenen Klassen, und durch seine Arbeit der Haß besänftigt werden, der gerade jetzt mehr denn je wie ein breiter dunkler Strom vornehm und niedrig voneinander trennt?“

Es ist dies ein Vorwurf, den uns Studenten im letzten Türmerheft ein Herr M. L. in Hinblick auf das dänische Studententum macht. Und es ist ein Vorwurf, der uns Studenten gewaltig mahnend in die Ohren klingen müßte, wenn er voll und ganz gültig

wäre. Aber Gott sei Dank — schon sind wir imstande, wenigstens Anfänge einer sozialen Arbeit aufzuweisen.

Es bestehen seit einigen Jahren an den meisten deutschen Universitäten sogenannte „Arbeiterunterrichtskurse“. Es sind dies Nachhilfe- und Fortbildungskurse in allen möglichen Fächern, die von Studierenden gratis an Arbeiter und solche, die sich gern weiterbilden möchten und denen die Mittel dazu fehlen, erteilt werden, und die immer mehr dahin ausgebaut werden, ein Berührungs- und Ausgleichspunkt zweier sozial verschiedener Schichten zu werden.

An der Universität Freiburg i. Br. z. B. bestanden in diesem Wintersemester acht Kurse, in denen folgende Gegenstände behandelt wurden: Zweimal Deutsch, einmal für Anfänger und dann für Fortgeschrittenere, weiter Schönschreiben, ein Kurs, der wegen des unmittelbar daraus entspringenden Nutzens am meisten besucht wurde, dann drei Rechenkurse in verschiedenen Stufen, ein Geometriekurs und ein Geographiekurs.

Der Verkehr mit den Arbeitern beschränkt sich aber nun nicht nur auf die Kursstunden. Die Studenten gehen auch hin und wieder mit den Arbeitern zusammen nach den Kursen zu einem gemeinsamen Abendschoppen, wo sich beide Teile durch Aussprache über alle möglichen Fragen immer näher kommen. Auch gemütliche Zusammenkünfte und Feste werden veranstaltet, an denen sich die Kursteilnehmer — Nehmende und Gebende — vergnüglich durcheinandermischen, und die bei den Arbeitern sicherlich den Eindruck hinterlassen, daß wir Studierende, die wir nun einmal an die leitenden Stellen zu kommen prädestiniert sind, es nicht scheuen, mit der „Plebs“ und dem „Proletariat“ in nähere Berührung zu kommen.

Allerdings wird ja der Same dieser Arbeit — der eben tiefer als nur in der bloßen Kenntnisabgabe liegen muß, sonst wäre diese Arbeit wirklich der Mühe nicht wert — oft durch das Treiben gewisser studentischer Kreise wieder im Keime erstickt, und es ist bedauerlich, zu sehen, daß sich so selten eine bunte Mütze unter den teilnehmenden Studenten erblicken läßt. In Freiburg i. B. war der bei weitem größte Teil Nichtinkorporierte, und von diesen wieder die meisten Freistudenten, das soll hier heißen, solche, die positiv an der Freistudentenschaft mitarbeiten. Ja, die Zahl dieser war so überwiegend, daß die Arbeiterkurse in die freistudentischen Abteilungen einorganisiert wurden, wie ja die Freistudentenschaft überhaupt ihre Hauptaufgabe in der sozialen Arbeit sieht.

Diese Bestrebungen stehen noch sehr in den Anfängen. Damit sie ein gedeihliches Fortkommen finden, ist es notwendig, auch weitere außerakademische Kreise damit bekannt zu machen und dafür zu interessieren.

Aus diesem Grunde diese wenigen Zeilen.

E. H., stud. phil.

*

Hoch klingt das Lied vom (gesetzes-) braven Mann

Von der neueingerichteten polizeilichen Zentralstelle zur Bekämpfung anstößiger Postkarten usw. sind in letzter Zeit vielfache Beschlagnahmungen erfolgt. Wer von den Auslagen der einschlägigen Geschäfte her weiß, was auf solchen Karten an versteckter und offener Schamlosigkeit und Schmutzerei öffentlich ausgestellt, also auch polizeilich geduldet wird, kann sich eine Vorstellung davon machen, wessen Kalibers die Dinge sein müssen, die endlich beschlagnahmt worden sind. Um so ergreifender wirkt ein Brief, den der Berliner „Lokal-Anzeiger“ als „aus den Kreisen der Interessenten geschrieben“ veröffentlicht:

„Es handelt sich in vielen Fällen um Postkarten, welche teils lange Zeit unbeanstandet gehandelt wurden, teils um solche Bilder, die Szenen aus dem Leben darstellen oder in Galerien und Museen zu besichtigen sind. Unser Streben geht nun nicht etwa dahin, daß die Behörde uns diejenigen Waren, von denen sie verlangt, daß sie nicht verkauft werden, freigeben soll, sondern wir richten nur die dringende Bitte sowohl an die Königliche Staatsanwaltschaft als auch an das Königliche Polizeipräsidium, uns jeweils diejenigen Waren zu bezeichnen, die wir nicht vertreiben sollen. Einer zu diesem Zwecke eingerichteten

Zensur würde sich der größte Teil aller Geschäftsinhaber gern fügen, um sich die übergroßen Aufregungen, Geld- und Zeitverluste, die eine Anklage mit sich bringt, zu ersparen. Wenn man bedenkt, daß durch die jetzt erfolgten massenhaften Anklagen viele aus unserer Branche zu bestraften Menschen werden, ohne daß sie in zahlreichen Fällen in der Lage waren, eine gesetzwidrige Handlung zu erkennen, da es tatsächlich unmöglich ist, von Fall zu Fall vorauszusehen, wie weit nach Ansicht des Gerichts die Grenze des Erlaubten geht, so ist sicherlich der obengenannte Weg nicht dringend genug zu erbitten. Wer natürlich — trotz eines einmal ergangenen Verbotes oder einer Beschlagnahmung — derartige Artikel führt, der mag sich auch mit einer Anklage abfinden. Es sollte jedoch der großen Mehrheit die Gelegenheit geboten sein, sich den ehrlichen und unbescholtenen Namen zu erhalten."

Sind sie nicht rührend, diese Biedermänner? Wer könnte sich des Mitleids für sie entschlagen, wenn er sie in heftigen Seelenkonflikten sieht, ob eine Schmutzerei noch eben „durchgehen" wird oder nicht?! Sie wollen alle „ehrliche, unbestrafte Männer" bleiben und ihren „guten Namen" bewahren. Aber das Geschäft mit pikanter Ware, das darf ja nicht darunter leiden. Und so soll, damit ihnen ja kein Schaden aus irgendwelchen „Mißgriffen" erwachse, die Öffentlichkeit eine Behörde für sie einrichten und bezahlen, die ihnen noch die Auswahl besorgt! Man kann sich des Mitleids für diese Leute nicht entschlagen, die bei all ihrer Geriebenheit so schandbar dumm sind, einen so tiefen Einblick in die Seelenverfassung dieser wackeren, ehrlichen, braven Bürger zu gewähren, die so emsig auf den Erhalt ihres guten Namens und die Befolgung der Gesetze bedacht sind. St.

*

Kulissenkultur

Die mannigfache Belästigung der Öffentlichkeit mit mehr oder minder parfümiertem Kulissenklatsch, nicht zuletzt aber auch das leidenschaftliche Interesse, das ein großes Publikum ihm entgegenbringt, ist nachgerade auch starken Männern auf die Nerven gefallen. Die „Tägliche Rundschau" hat sich daher einer durchaus nützlichen Aufgabe unterzogen, als sie es für angebracht hielt, den kochenden Gemütern eine kalte Dusche zu applizieren. Ganz recht: dieses „heftige Interesse läßt in grellem Lichte zunächst die ungesunde Überschätzung erscheinen, die man in weiten Kreisen allem entgegenbringt, was Theater heißt und nach Kulisse schmeckt. Dieses Interesse bauscht dann jeden Kulissenskandal zu einer öffentlichen Sensation auf. Es wird dadurch, was sonst die unerfreuliche persönliche Angelegenheit einzelner bleibt, zu einer cause célèbre. Dieselbe unkultivierte Torheit, die das Virtuosentum *vor* den Kulissen ins Zentrum aller Dinge stellen möchte, dieselbe unkultivierte Torheit hilft den Klatsch und Stank hinter den Kulissen weit hinaus tragen und verbreiten und so schließlich zu einer öffentlichen Gefahr machen.

Dabei steht diese groteske Überschätzung des Kulissenwesens in einem schreienden Gegensatz zu den tatsächlichen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zuständen des ganzen Theaterwesens. Es gibt vielleicht kein Gebiet, auf dem die Sozialpolitik bis jetzt alles so im argen gelassen hat, wie eben auf diesem. Man sollte denken, daß diese nachgerade niemanden mehr unbekannten sozialen und wirtschaftlichen Mißstände beim Schauspielertum die geschmacklose Begeisterung für diese Dinge etwas abgekühlt hätten. So lange das freilich nicht der Fall ist, — und das blinde Zudrängen Unberufener und Unberufenster zum Theater und zum Glanz der Rampenlichter beweist, daß es nicht der Fall ist, — so lange darf man nicht hoffen, etwas zu erreichen mit dem Hinweis auf die greuliche Unkultur, die in diesem sinnlosen Drängen sich dokumentiert. Es muß stark betont werden, daß es im Theaterwesen sehr viel *selbstverschuldetes* und natürliches, durch keine sozialpolitische Hilfsaktion zu beseitigendes Elend gibt, weil kaum anderswo noch so viel lächerliche Überhebung von Nichtskönnern und Nichtswissern ihr größenwahnwitziges Wesen treiben darf, kaum anderswo noch ein so groteskes Mißverhältnis zwischen Leistungs-

fähigkeit und Ansprüchen möglich ist. Eine Hauptschuld daran trägt freilich jenes fiebernde Interesse weiter Kreise für alles Komödiantenwesen. Es erzeugt immer die ungesunde Treibhausluft, in der jene intellektuellen und moralischen Unverhältnismäßigkeiten gedeihen.

Nachgerade müßte es doch jeden Menschen von einigem Geschmack nervös machen und zum Protest zwingen, wenn ihm tagtäglich die ungesunden Blüten entgegenduften, die in jener Treibhausluft aufschießen. Ganz egal, ob es sich darum handelt, täglich zweimal darüber unterhalten zu werden, wie Herr Nissen und Herr Gregor sich miteinander herumzanken, oder wie Herr Richard Strauß — auch er gehört hierher — seine geschäftlichen Arrangements zum Brennpunkt der Tagesgeschichte zu machen weiß, oder ob wir der Gefahr ausgesetzt werden, täglich zweimal mit in die Strudel der Caruso-Begeisterung zu geraten, die solche Pyramiden von Geschmacklosigkeit, Unkultur und Widerwärtigkeit aufbaut, wie der unter Leitung einer königlichen Generalintendanz aufgeführte Kampf um die Caruso-Billetts. Einem Aristophanes könnte dieser Kampf Stoff geben zur bittersten Satire auf ein Zeitalter, das seine künstlerische Kultur in Roheitsakten betätigt."

Erscheinungen, wie sie kürzlich erst durch den Prozeß des Theaterdirektors Zickel (ihm wurde bekanntlich wegen mangelnder „moralischer Bürgschaften" dreimal die Konzession entzogen) in die Öffentlichkeit traten, bringen „von neuem in Erinnerung, daß unsere Berliner Theater nur zum weit kleineren Teil nicht ganz und gar geschäftliche Unternehmungen, sondern nebenbei auch noch Kunstanstalten sind. Freilich haftet diesen geschäftlichen Unternehmungen die ganze moralische Schadhaftigkeit an, die der Verteidiger Herrn Zickels so geschmackvoll zu dessen Rechtfertigung auszunutzen sucht, wenn er bittet, daran zu denken, daß ‚das Theater nun einmal ein Boden ist, auf welchem sich nur Menschen von Temperament bewegen'. Das heißt von uns verlangen, daß wir diesem Kulissenwesen und denen, die mit ihm zu tun haben, die bedenklichsten Lizenzen im ‚Namen der Kunst' machen sollen, ohne daß sie uns doch von ihrer Seite im Namen der Kunst bedienten. Das heißt denn doch mit Phrasen auf die unkultivierteste Auffassung eines pp. Publikums spekulieren. Die Sache ist einfach die: wer hier einen Musenstall aufmacht, der soll verpflichtet sein, ihn reinlich zu halten im Interesse der öffentlichen Hygiene, genau wie andere Leute an Vorschriften im Interesse der öffentlichen Hygiene gebunden sind ..." G.

*

Vom schönen Rhein

Am freien deutschen Rhein bereiten sich Überraschungen vor. Schon seit längerer Zeit blickt man dort mit einiger Beängstigung nach der heiteren Elisenhöhe bei Bingen, wo im Angesicht der Niederwaldgermania ein Bismarckdenkmal errichtet werden soll. Die Geschmacklosigkeit der ganzen Idee lag von vornherein ziemlich offen zutage und wurde kaum durch die Anteilnahme erster Künstler an dem Wettbewerb um das Denkmal gemildert. Auch nicht durch die Prämiierung erster Künstler. Hermann Hahn-München erhielt zwar den ersten Preis; doch dürfte man darin kaum mehr als eine Beschwichtigungsplänkelei für gutmütige Optimisten sehen. Die Reserve allem gegenüber, was Kunst heißt, konnte man deutlich aus den Worten des Herrn von Rheinbaben heraushören, die gelegentlich der Eröffnung der Ausstellung der Entwürfe in Düsseldorf fielen. Herr v. Rheinbaben betonte vor allem: „Von einem Nationaldenkmal für Bismarck müssen wir verlangen, daß es direkt zum Herzen des deutschen Volkes spreche, daß es keines Kommentars bedürfe. Es darf also kein Denkmal sein, das aus Allegorien oder Symbolen besteht, sondern ein solches, dessen schlichter Anblick sofort in das Herz bringt." Da aber Hahns preisgekrönter Jung-Siegfried nun einmal eine symbolische Figur ist, so hat er damit seinen Hagenstich an der verwundbaren Stelle weg. Herr v. Rheinbaben empfiehlt — ein Probedenkmal aufzustellen (Bitte, nicht lachen!) in billigem

Material, aber in der Größe des beabsichtigten Originals. Und darüber sollen die Leute — das ganze Deutschland soll es sein! — ihr Urteil abgeben. Denn er will „nur ein Denkmal, das der Zustimmung des ganzen Volkes und nicht nur eines geringen Teiles desselben (aha!) sicher sei“. Herr v. Rheinbaben kennt auch bereits den Geschmack des Volkes, wie wir aus der Äußerung ersehen: „Das deutsche Volk verlangt (!), daß das Denkmal vor allen Dingen in Harmonie stehen soll zu dem Denkmal Kaiser Wilhelms am Deutschen Eck und zum Germaniadenkmal am Niederwald.“ Herr v. Rheinbaben meint auch, Bismarck hätte „als Erster“ diese Forderung erhoben. Wir wissen nun leider nicht, wie Bismarck über Nationaldenkmäler dachte, aber wir können uns nicht gut denken, daß er je als Erster die Forderung erhoben hätte, dem Heldenmädchen vom Niederwald gegenüber Schildwache zu stehen. Was übrigens „die Zustimmung des ganzen Volkes“ betrifft (wie mag sich das nur Herr v. Rheinbaben denken!), so kontrastiert damit sonderbar die offizielle Nachricht, daß die endgültige Entscheidung über die Wahl des Entwurfs in Wiesbaden zur Zeit der Maifestspiele getroffen werden wird. Die gesamten Entwürfe, zurzeit in Düsseldorf, werden nach Wiesbaden wandern und dort von Seiner Majestät besichtigt werden. Sodann wird die Baukommission im Verein mit dem Kunstausschuß und dem Preisgericht dort die Entscheidung fällen. Vielleicht wenden sich die Dinge dahin, daß wir mit der Zeit am schönen grünen Rhein eine Filial-Siegesallee bekommen werden. Civis

*

Der Bankrott der künstlerischen Wettbewerbe

Die Ergebnisse der letzten künstlerischen Wettbewerbe müßten jedermann davon überzeugt haben, daß diese Einrichtung sich völlig überlebt hat und nur noch ein Schaden ist. Ein Schaden für die Kunst und für die Künstler. Die Ergebnisse des Wettbewerbes für das Bismarckdenkmal bei Bingerbrück sind künstlerisch denkbar kläglich und bewegen sich auch in gedanklicher Hinsicht in ausgetretensten Bahnen. In der Künstlerschaft herrscht größte Unzufriedenheit, die durch äußere Maßnahmen des Komitees noch vermehrt wird. Hat dieses sich doch veranlaßt gesehen, nachträglich für eine Veröffentlichung der Entwürfe „Verbesserungen an denselben“ zu gestatten. Vielleicht schämt man sich, ohne solche Verbesserungen die Bloßstellung unserer Bildhauerei aller Welt noch mehr bekannt zu machen, als es durch die Ausstellung in Düsseldorf geschehen ist.

Der Wettbewerb für das Bismarckdenkmal in Stettin ist ebenso kläglich verlaufen, und damit aller guten Dinge drei sind, hat sich jetzt auch nachträglich herausgestellt — was Einsichtige übrigens damals gleich betont haben —, daß die Entscheidung für das Denkmal, welches die Deutschen zur Jahrhundertfeier Brasiliens stifteten, den dortigen Stiftern keineswegs gefällt, weil es gar nicht für den vorgesehenen Platz paßt. Man hat sich also jetzt nachträglich entschließen müssen, den Preisträger hinüberkommen zu lassen, damit er überhaupt erst die Vorbedingungen für die künstlerische Arbeit studiere.

Man kann sich einen schlimmeren Hohn auf das ganze Wettbewerbssystem gar nicht vorstellen. Steht es nun um unsere deutsche Bildhauerei wirklich so jämmerlich, wie man aus diesen Wettbewerben schließen könnte? — Keineswegs! Aber kann man sich darüber wundern, wenn Künstler, die es wirklich ernst mit ihrer Kunst nehmen, die Lust verloren haben, sich an derartigen Wettbewerben zu beteiligen? Eine bunt zusammengesetzte Schar von Preisrichtern, die meistens gar keine Gelegenheit gehabt oder sie nicht genügend wahrgenommen haben, sich selber tief in die gestellte Aufgabe zu versenken, sieht sich plötzlich vor eine Unzahl von Entwürfen gestellt und soll nun hier in wenigen Stunden eine Entscheidung treffen. Es ist ganz klar, daß da von einem Hineinleben in Künstlerarbeit keine Rede sein kann. Es ist denn auch nicht zu verkennen, daß sich bereits

eine besondere **Wettbewerbstechnik** herausgebildet hat. Man strebt Arbeiten an, die durch ihre Silhouette, durch ihre ganze äußere Aufmachung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Folge davon ist, daß gerade Arbeiten, die das Ergebnis tiefen Nachdenkens, und darum in der Regel zu hoher künstlerischer Vereinfachung gediehen sind, überhaupt nicht gesehen werden. Dann gibt es Spezialisten für Wettbewerbe, Künstler, die nur darauf ausgehen, einen Preis zu gewinnen, die also nach erprobtem Schema arbeiten. Ernste Künstler, die keine Zeit zu verlieren haben, haben keine Lust, sich dieser Art der Beurteilung ihrer Arbeiten auszusetzen, noch die immerhin unangenehme Wirkung in der allgemeinen Wertschätzung zu tragen, die eine völlige Nichtbeachtung seitens der Preisrichter für sie hat. So halten sie sich eben grundsätzlich von Wettbewerben fern.

Man wird deshalb aus den zahllosen Wettbewerben der letzten Jahrzehnte kaum zwei oder drei Fälle aufzählen können, in denen diese ein günstiges Ergebnis gehabt haben. Hält man dagegen die Unsumme von verschwendeter Arbeit und von verschwendetem Kapital, das z. B. für die Bingerbrücker Konkurrenz mit einer halben Million sicher noch viel zu niedrig eingeschätzt ist, so will der immer erhobene Einwand, daß auf diese Weise doch vielleicht einmal ein sonst ganz im Verborgenen arbeitender junger Künstler entdeckt werden könnte, gar nichts bedeuten. Diese „Entdeckung“ kann man viel einfacher machen. Freilich ist es weniger bequem, als die jetzige Art der Wettbewerbe. Es setzt voraus, daß sich die zur Entscheidung über ein neues Denkmal Berufenen wirklich in die zeitgenössische Kunst hineinleben, daß sie z. B. die Ausstellungen von ein, zwei Jahren gründlich daraufhin studieren, ob sich in den hier ausgestellten Werken nicht Talente zeigen, die für die in Aussicht genommene Aufgabe besonders geeignet sind. Mit einer beschränkten Zahl von ihnen, die mit der Höhe der für die Vorbereitungsarbeiten verfügbaren Summe in Einklang steht, setze man sich für einen engeren Wettbewerb in Verbindung. Von diesen Künstlern kann man verlangen, daß sie die örtlichen Verhältnisse, die für die Aufstellung des Denkmals maßgebend sind, genau studieren, und daß sie Entwürfe einreichen, die soweit durchgearbeitet sind, daß sie wirklich ein Urteil für die später auszuführende Arbeit zulassen. Diesen aufgeforderten Künstlern bezahle man eine vernünftige Entschädigung für die aufgewandte Arbeit. — Auf diese Weise wird den jetzigen, in jeder Hinsicht unwürdigen Zuständen ein Ende bereitet werden. K. St.

*

Kunsthandel und Kunstgeschichte

Der außerhalb des Betriebs Stehende wird sich die Beziehungen zwischen Kunsthandel und Kunstgeschichte höchstens so vorstellen, daß der besonders eifrige Kunsthändler auch geschichtliche Studien treiben wird, um seine Urteilskraft und Sachkenntnis zu steigern. Daß der Kunsthandel seit längerer Zeit zu einem **Macher** der Kunstgeschichte geworden sei, kann sich ein echter Kunstliebhaber kaum vorstellen. Es ist aber Tatsache, und auch im Türmer haben wir wiederholt auf die innigen Beziehungen hingewiesen, die zwischen den Spekulationsmanövern von Kunsthändlern und „Entdeckungen“ begeisterungstrunkener Historiker und Kritiker zweifellos vorhanden sind. Wir haben dabei immer betont, daß man deshalb noch nicht an plumpe Bestechlichkeit der betreffenden Schriftsteller zu glauben braucht. Es gibt so viele andere suggestive Mächte. Jedenfalls aber ist es für die Aufklärung des so gutmütig die verschlungensten und dornigsten Wege neuerungssüchtiger Kunstkritiker nachtrottenden Publikums sehr wertvoll, wenn man sich in der Presse durch die Rücksicht auf die betreffenden Gelehrten nicht mehr abhalten läßt, solche überraschenden Wandlungen des Kunsturteils mit gehörigem Verdacht aufzunehmen. Von einem neuen Falle wird dem „Tag“ aus Florenz geschrieben: „Hier in Florenz wird in diesen Tagen eine Ausstellung eröffnet, von der sich die Veranstalter Großes versprechen: eine Ausstellung der italienischen Porträtmalerei seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, also

im wesentlichen aus der Zeit des Barocks. Als Vorbereitung hat der Vater dieser Ausstellung, der Generaldirektor der Schönen Künste in Italien, Corrado Ricci, soeben einen Vortrag im Collegio Romano zu Rom gehalten, der die Künstler und Kunstfreunde lebhaft erregt, ein Streit, der auch in den Zeitungen lebhaft widerhallt. Die einen jauchzen ihm zu, die anderen sind entrüstet und schelten den Enthusiasmus Riccis falsch und gemacht. Das Hauptblatt Roms geht sogar so weit, in dieser aufblühenden Schwärmerei für die Kunst des siebzehnten Jahrhunderts in Italien die Mache der Kunsthändler zu wittern, die auf dem Markt von guter Ware aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert nichts mehr finden und auch kaum noch ein gutes Werk der großen Holländer, Franzosen oder Engländer erwerben könnten. Wie sie vor einem oder zwei Jahrzehnten den Goya entdeckt hätten, um wenige Pesetas seine Bilder in Spanien aufkaufen ließen, wie sie dann durch ihre Preßfreunde Reklame für die Meister machen ließen und schließlich mit ihren ‚Schätzen' an das Licht traten und Zehntausende und Hunderttausende dafür zu machen wußten, wie sie vor wenigen Jahren dasselbe Manöver mit dem ‚großen' Greco aufführten und damit noch größere Erfolge dank der glänzenden Reklame seitens der sogenannten Kunstkritiker aufzuweisen hatten, so daß sie Hunderttausende für die tollsten, manieriertesten Bilder, die der ‚Meister' so und so viele Male wiederholte, erzielten, so wollen jetzt diese Meister im Kunstschacher just die italienischen Barockmaler rehabilitieren, sie in ihre Scheuern sammeln und dann für Hunderttausende an die Amerikaner und Berliner zu verkaufen suchen. Im Kunsthandel gelten nämlich die Berliner Sammler schon seit geraumer Zeit als die Rivalen der Amerikaner; ob wirklich mit einigem Recht?" — —

Ich möchte die letzte Frage hinsichtlich der parvenühaften Dummheit und Protzerei bejahen. Jedenfalls haben es die Kunsthändler in alten Kulturländern nicht so leicht, den Leuten Bilder aufzuschwatzen, die ihnen nicht gefallen, die sie nur an ihre Wände hängen, weil sich in dieser Liebhaberei der modernste Höchststand der „Bildung" offenbaren soll. Freilich, so lohnend, wie mit den verschiedenen Impressionistengruppen und deren Vorahnern (Greco, Goya) dürfte der Feldzug ins italienische Barock nicht werden; denn unsere Museen sind damit reichlich versehen, und so fehlen hier die Lücken, die mit Hilfe von Riesensummen auszufüllen unsere stets zu spät kommenden Museumsdirektoren sich noch als ein besonderes Verdienst angerechnet wissen wollen. St.

*

„Nicht eilige" Sendungen

Unter Stephan waren wir allmählich daran gewöhnt worden, daß alle Postsendungen mit der gleichen Sorgfalt und Promptheit befördert wurden, ob unter Kreuzband oder geschlossen. Diese schönen Zeiten sind nach allem, was man erlebt, vorüber. Immer öfter muß man den Kopf schütteln, wenn man mit dem Datum des Empfanges gewisser Sachen den Aufgabestempel vergleicht.

Letzthin erfuhren wir nun aus der Wochenschrift „Lawn-Tennis und Golf" des Rätsels Lösung. Viele Exemplare waren zuletzt um zwei, ja drei und vier Tage zu spät in die Hände der Leser gekommen, der Ärger war in Sportkreisen allgemein, die Redaktion aber hatte (vgl. Heft 20) auf ihre Beschwerde hin von der Postverwaltung den Bescheid erhalten, daß das Blatt bei der Aufgabe möglicherweise unter die „nicht eiligen" Sendungen geraten sei.

Das offizielle Eingeständnis dieses Novums muß man sich merken. Wer aber entscheidet darüber, was eilig oder nicht eilig? Und nach welchen Indizien? Vielleicht zitiert der betreffende Postsekretär den klassischen Zeugen Joseph von Eichendorff und belehrt uns:

> „Daß die Art der Geschäfte zweierlei sei:
> Die einen sind die eiligen,
> Die andern die langweiligen.
> Auf jene pflege ich ‚cito' zu schreiben,
> Die andern können liegenbleiben."

Gibt es denn aber bei unserer Post Sendungen, die an sich für u n w i c h t i g gelten? Wenn Herr Krätke solche Tendenz ablehnt und

auch, wie wir fordern dürfen, die „liegenden" Sachen für wichtig erklärt, so gerät er freilich schnell vor die noch schrecklichere Wahl, ob etwas „mehr eilig oder mehr wichtig" sei.

„Der Punkt ist von Einfluß. Denn wir vermeiden
Die Species facti, wie billig, sofort,
Find't sich der Fall mehr eilig als liegend.
Ist aber das Wicht'ge überwiegend,
Wär' die Eile am unrechten Ort," —

sagt Eichendorffs Bürgermeister.

Hoffentlich hören wir im Reichstag, wie sich unsre hohe Postverwaltung aus diesem Dilemma zu ziehen beabsichtigt, ohne unsre Schriftsachen-Bestellung unter die der Türkei sinken zu lassen. rh.

*

Edle Wirkung

„Zuerst schlug A. dem B. ein Auge blutig und zwang ihn auf den Boden. Danach war der eine Arm des B. blutunterlaufen. Hierauf wurde B. wieder zu Boden geworfen und ihm das andere Auge blutig geschlagen. Danach stellte sich A. hin und ließ sich von B. ruhig schlagen, ohne daß es diesem, der nur noch taumelte, gelang, dem A. erheblichen Schaden zuzufügen. Nun schlug A. den B. wieder zu Boden, auf dem er mehrere Sekunden liegen blieb. Er vermochte sich aber nochmals zu erheben, und als jetzt A. durch einen Fehltritt zu Boden fiel, schlug er so wüst auf seinen Gegner ein, daß er — disqualifiziert wurde."

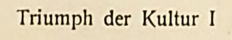
Aus dem letzten Worte erkennen unsere Leser, daß es sich in Obigem nicht um den Gerichtsbericht über einen wüsten Streit, sondern um eine Sportnachricht handelt. Es ist schier überflüssig zu sagen, daß sich das betreffende Blatt („B. Z. am Mittag") diese für unsere Kultur so außerordentlich wichtige Tatsache als besondere Drahtnachricht aus London hat schicken lassen. A. war ein Neger, B. ein Australier. Beide zerschlugen sich zur Erbauung einer riesigen Zuschauerschar um den Preis von 70 000 ℳ. Nun steht das feierlichere Ereignis, nämlich der Wettkampf zwischen diesem siegreichen Neger und seinem sattsam bekannten Rassegenossen, dem „Weltmeister" Johnson noch bevor. Einstweilen geschah das noch in London. Bei der sklavischen Nachäffung, in der sich unsere deutschen Sportskreise gegenüber dem englischen Vorbilde gefallen, dürfen wir ja die Hoffnung hegen, daß wir auch in Deutschland bald diese Segnungen der Kultur des Sportes kennen lernen werden. Glück zu! St.



Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und dringend ersucht, **sämtliche** Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber"** oder **„an die Redaktion des Türmers"** (beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Triumph der Kultur I

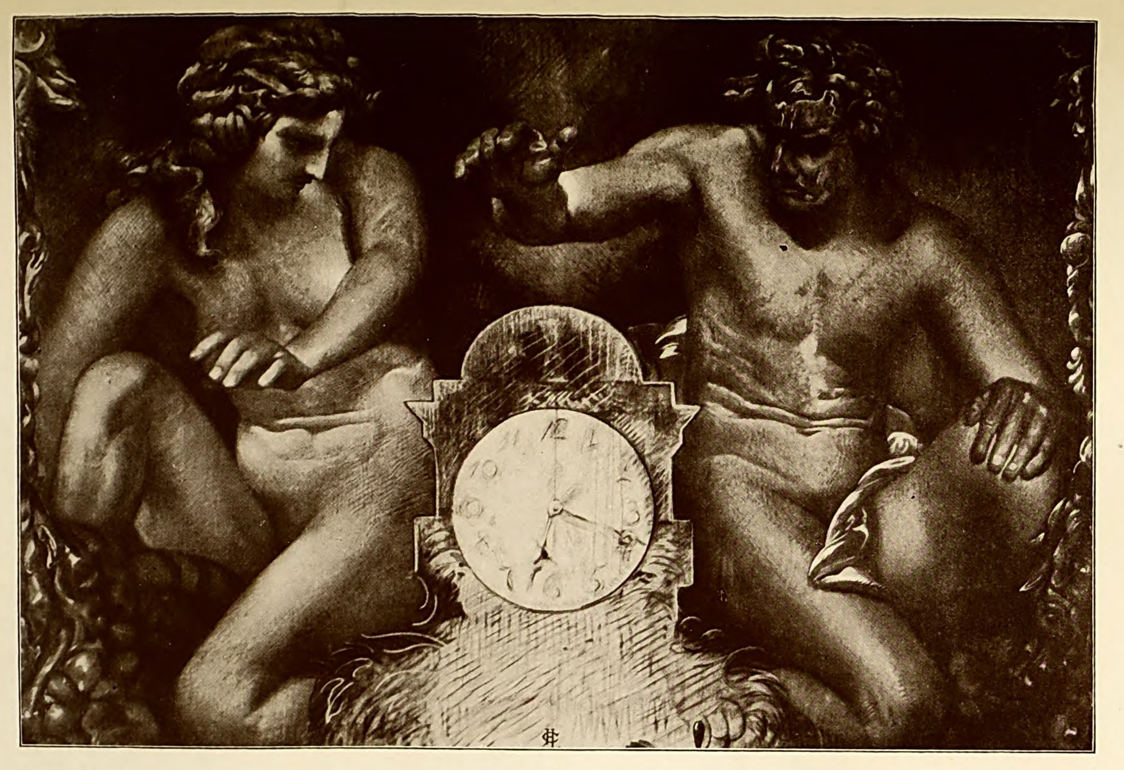



Raffael Schuster-Woldan

Friede und Ruhm



Raffael Schuster-Woldan



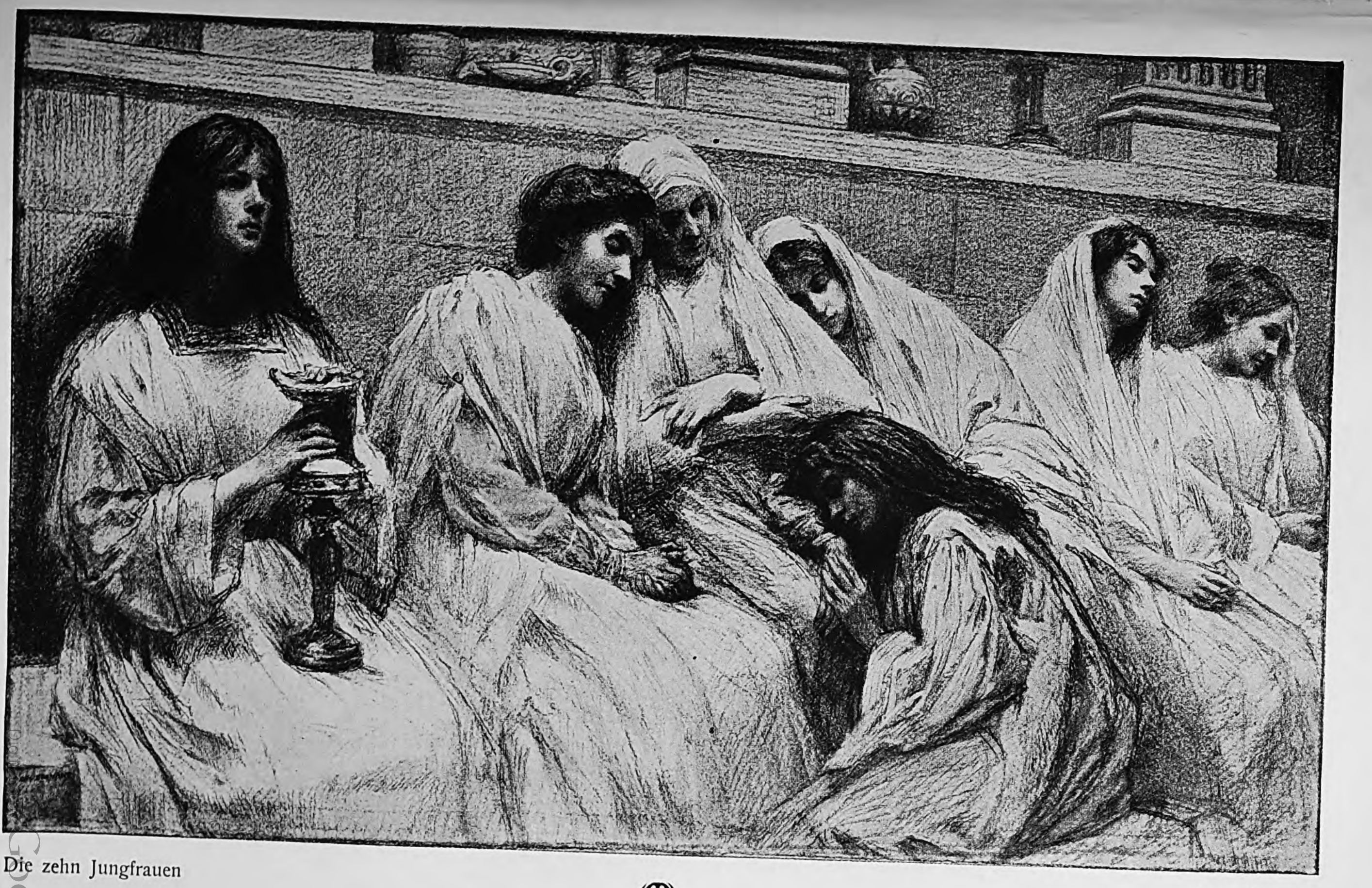
Uhrwand — Raffael Schuster-Woldan

Die anvertrauten Pfunde



Eug. Burnand

(Aus dem Werke: „Die Gleichnisse Jesu", Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart



Die zehn Jungfrauen

Eug Burnand

(Aus dem Werke: „Die Gleichnisse Jesu“, Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart

Der verlorene Sohn

Eug. Burnand

(Aus dem Werke: „Die Gleichnisse Jesu“. Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart)

Mein Heimattal — Herm. Daur



XIII. Jahrg. Mai 1911 Heft 8

Eine Verkehrsstraße von weltgeschichtlicher Bedeutung · Von Paul Dehn

Wer die Verkehrsmittel eines Landes in seiner Gewalt hat, sagte einmal Friedrich List, hat auch, falls Recht und Vernunft ihm zur Seite stehen, das Land selbst in seiner Gewalt.

Dies gilt in erhöhtem Maße von der See. Was Seeherrschaft oder Oberseeherrschaft genannt wird, ist im Grunde genommen nichts anderes als die Überwachung der wichtigsten Straßen und Plätze des Meeres („control of the sea"). England besitzt die stärkste Flotte und außerdem zahlreiche Inseln, Häfen, Kolonien, Marinestationen, Flottenstützpunkte und Kohlenstationen in allen Teilen der Erde und gerade an den geeignetsten Punkten. Noch Anfang 1908 verlangte der Londoner „Standard" für England die alleinige schrankenlose Herrschaft über alle Verkehrswege der See.

Diese englische Oberseeherrschaft wird im Jahre 1914 an einer außerordentlich wichtigen Stelle empfindlich durchbrochen werden: da, wo sich das Atlantische und das Stille Meer berühren, am Panamakanal.

I.

Nikaragua war um 1840 ein ungeordnetes Staatswesen. Bis 1821 spanischer Besitz, konnte es erst 1848 eine gesetzmäßige Regierung herstellen. England

Mein Heimattal Herm. Daur



XIII. Jahrg. Mai 1911 Heft 8

Eine Verkehrsstraße von weltgeschichtlicher Bedeutung · Von Paul Dehn

Wer die Verkehrsmittel eines Landes in seiner Gewalt hat, sagte einmal Friedrich List, hat auch, falls Recht und Vernunft ihm zur Seite stehen, das Land selbst in seiner Gewalt.

Dies gilt in erhöhtem Maße von der See. Was Seeherrschaft oder Oberseeherrschaft genannt wird, ist im Grunde genommen nichts anderes als die Überwachung der wichtigsten Straßen und Plätze des Meeres („control of the sea"). England besitzt die stärkste Flotte und außerdem zahlreiche Inseln, Häfen, Kolonien, Marinestationen, Flottenstützpunkte und Kohlenstationen in allen Teilen der Erde und gerade an den geeignetsten Punkten. Noch Anfang 1908 verlangte der Londoner „Standard" für England die alleinige schrankenlose Herrschaft über alle Verkehrswege der See.

Diese englische Oberseeherrschaft wird im Jahre 1914 an einer außerordentlich wichtigen Stelle empfindlich durchbrochen werden: da, wo sich das Atlantische und das Stille Meer berühren, am Panamakanal.

I.

Nikaragua war um 1840 ein ungeordnetes Staatswesen. Bis 1821 spanischer Besitz, konnte es erst 1848 eine gesetzmäßige Regierung herstellen. England

benutzte diese Lage, als der Plan eines Nikaraguakanals ernsthaft hervortrat, um sich auch dort die Vorhand zu sichern, besetzte 1841 die Moskitoküste und Anfang 1848 den Hafen San Juan del Norte, den es Greytown nannte. In Washington aber witterte man die Gefahr, legte gegen Englands Einbruch Verwahrung ein und nötigte England in dem Vertrag von 1850, sich aus Nikaragua wieder zurückzuziehen. Dagegen mußte die Union einwilligen, daß der Kanalbau von Englands Zustimmung abhängig gemacht wurde. Keines der beiden Reiche sollte allein auf eigene Hand den Nikaraguakanal bauen und beaufsichtigen.

Von Anfang an betrachtete man in der Union den Vertrag als eine lästige Fessel und war bedacht, sich davon zu befreien.

Mit Unbehagen sah man, wie 1880 von dritter Seite her der Bau eines Panamakanals in Angriff genommen wurde, wie „die Baggermaschinen des Herrn von Lesseps die ehrwürdige Monroelehre durchlöcherten". Das Unternehmen brach 1889 zusammen. Seine Weiterführung mißlang.

Endlich kam für die Union der lang erwartete Augenblick. Anfang Februar 1900 war die Lage der Engländer in Südafrika nach den anfänglichen Burensiegen sehr ungünstig, fast kritisch geworden. In London suchte man nach Freunden und gewährte der Union, was sie zunächst verlangte. In den Verträgen von 1900 und 1901 verzichtete England auf seine Beteiligung am mittelamerikanischen Kanalbau, begnügte sich mit dessen Neutralisierung und gestattete die Errichtung einer militärischen Polizei am Panamakanal durch die Union.

II.

So erlangte die Union freie Hand in bezug auf den Panamakanal. Minder schwierig war die Auseinandersetzung mit Kolumbien, unter dessen Souveränität die Landenge von Panama stand. Die Union verlangte 1903 die Pachtung eines Landstreifens von 10 km Breite für den Kanal auf hundert Jahre und bot dafür 42 Millionen Mark einmalige Abfindung und 1 Million Mark Pachtzins jährlich. Die parlamentarischen Machthaber in Kolumbien glaubten, größeren Gewinn einheimsen zu können, und forderten 80 Millionen Mark einmalige Abfindung.

In Washington aber kannte man die Verhältnisse und finanzierte eine Revolution in Panama. Das war nicht schwierig und nicht einmal kostspielig. Panama löste sich von Kolumbien los, erklärte sich mit seinen 300 000 Bewohnern als selbständige Republik, stellte sich unter den Schutz der Union, wurde von ihr sofort anerkannt und ging auf alle Vertragsvorschläge ein. Panama verlängerte den Pachtvertrag mit der Union auf ewige Zeiten und verzichtete überdies auf den jährlichen Pachtzins. Seither gilt das Kanalgebiet als ein Teil der Küste der Union.

Damals waren die Engländer über solche Politik der Union nicht wenig erbittert, begnügten sich aber mit sittlicher Entrüstung. „Wir können uns", schrieb der Londoner „Daily Graphic", „keine bedauerlichere Vergewaltigung des Gewissens der zivilisierten Welt denken und nur unser tiefstes Bedauern darüber zum Ausdruck bringen, daß die Vereinigten Staaten ein so trauriges Beispiel internationaler Ungesetzlichkeit gegeben haben."

In bezug auf Heuchelei und Perfidie hatte die englische Politik, wie Bismarck einmal äußerte, die französische weit übertroffen. Auch dieses Monopol wurde nach englischer Auffassung von den „lieben Vettern jenseits des Atlantik" gebrochen.

III.

Als Herrin des Baugebiets ging die Union mit Tatkraft an die Vollendung des Kanals. Schon zu Neujahr 1915, für kleinere Schiffe noch früher, soll er eröffnet werden. Er wird zu den größten und kostspieligsten Verkehrswerken des Jahrhunderts gehören. Mit den üblichen Übertreibungen nennt man ihn in Amerika das „Tor der Meere", den „Schlüssel der Erde", den „ersten Verkehrsweg der Welt".

Die Kosten waren auf 750 Millionen Mark veranschlagt worden, davon entfielen 168 Millionen Mark auf die Abfindung an die französische Gesellschaft, die 430 Millionen Mark verlangt hatte, 42 Millionen Mark auf die Erbpacht an die Republik Panama und 540 Millionen Mark auf die eigentlichen Arbeiten. Die wirklichen Kosten dürften 1500 Millionen Mark übersteigen. Der Suezkanal erforderte nur einen Aufwand von 380 Millionen Mark und bringt reichlich 25 % Gewinn. Auf einen Ertrag des Panamakanals ist in absehbarer Zeit nicht zu rechnen.

Der Panamakanal ist 75 km lang, mit drei Doppelschleusen versehen, an der schmalsten Stelle 90 m breit, durchweg 12,3 m tief und erhebt sich bis 25 m über dem Meer. Für die Durchfahrt werden 10—20 Stunden erforderlich sein. Die Gebühren sollen zwischen 2,10 und 6,30 ℳ für die Tonne von 1000 kg (gegen 5,80 ℳ auf dem Suezkanal) schwanken. Alle Staaten sollen meistbegünstigt sein, doch wird eine Bevorzugung der Unionsschiffahrt als Küstenschiffahrt angestrebt, etwa durch Erhebung eines Kanalzolles auf Kohlen von 2,10 ℳ für die Tonne bei der Durchfahrt von nichtamerikanischen Schiffen weiter Fahrt. Für Segler ist der Kanal wegen der Windverhältnisse kaum benützbar.

Für den Verkehr der europäischen Staaten hat der Panamakanal keine große wirtschaftliche Bedeutung. Von Hamburg nach Ostasien bleibt der Weg über den Suezkanal kürzer, und selbst nach Australien bietet er, obwohl etwas länger, so große Vorteile, daß man ihn auch in Zukunft bevorzugen wird. Ausschlaggebend für die große Schiffahrt ist der Zwischenverkehr mit seiner nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Zu solchem Zwischenverkehr bietet der Suezweg vom Mittelmeer bis über Indien hinaus mit zahlreichen Zwischenstationen und ihren bevölkerten Hinterländern reichliche Gelegenheit, nicht aber auch der Weg über den Panamakanal, der durch weite Wasserwüsten an kleinen Inseln ohne Massenverbrauch und ohne Massenerzeugung vorüberführt. Nur die westamerikanische Küste wird den nordwesteuropäischen Häfen nähergerückt, aber auch sie ist verhältnismäßig verkehrsschwach.

Greifbarer sind die verkehrswirtschaftlichen Vorteile der Union zunächst für ihre Handelsbeziehungen mit Kalifornien und dem Westen, mit dem westlichen Südamerika, mit Australien und Ostasien, indessen nur für die Länder östlich von Hongkong. Dieser Hafenplatz steht für Neuyork auf der Verkehrsscheide. Von Neuyork nach Hongkong hat man über Panama wie über Suez 28 000 km zurückzulegen.

IV.

Maßgebend für den Bau des Kanals waren in Washington weniger wirtschaftliche als politische und strategische Erwägungen.

Der Panamakanal stärkt die Stellung der Union in Mittel- und Südamerika, kräftigt den allamerikanischen Gedanken und verdoppelt die Verteidigungsfähigkeit der Flotte. Von Neuyork nach San Franzisko durch die Magelhaenstraße mußte sie 23 700 Kilometer überwinden und benötigte dazu 70 Tage. Durch den Panamakanal verkürzt sich der Weg auf 9000 km und 18—20 Tage.

Die politische Bedeutung des Panamakanals tritt in ein helles Licht durch die Absicht der Union, ihn zu befestigen. Nach dem Wortlaut der Verträge mit England kann vielleicht das formelle Recht der Union dazu bestritten werden. Allein England wird es nicht wagen, irgendwelchen Einspruch zu erheben. Ohnehin würde die Union unbekümmert darüber hinweggehen. Der Kanal wird starke Befestigungen und 12000 Mann Besatzung erhalten. Vorläufig sind die Kosten dafür auf 50 Millionen Mark veranschlagt worden.

In der Befestigung des Kanals erblicken sowohl Präsident Taft wie sein Vorgänger Roosevelt die beste Bürgschaft für die Neutralität des neuen Seeweges. Im Frieden soll der Kanal allen Völkern offenstehen, im Kriegsfalle aber ein nordamerikanischer Kanal bleiben, der mit seinen Ufern als ein Teil der Küstenlinie der Union angesehen wird. Nicht Verträge, sagt man in Washington, nur Kanonen können den Kanal für die Union so sichern, daß er nicht gegen sie benützt wird.

Diese Auffassung hat in England merkliches Unbehagen erregt. Auf englisches Betreiben beschloß im August 1910 die interparlamentarische Friedenskonferenz in Brüssel, nach dem Vorbilde des Suezkanals auch die Neutralisierung des Panamakanals durch internationales Abkommen vorzubereiten. Allein auf solche Neutralisierung durch andere Mächte will man in Washington nicht eingehen und sieht darin nur ein Bekenntnis der Schwäche.

Als die Befestigung des Panamakanals ernstlich erörtert wurde, machten englische Blätter mit den „Times" an der Spitze den Vorschlag, die Befestigungsfrage dem Haager Schiedsgericht zur Entscheidung zu unterbreiten. Wohl ausgesonnen! Taft wie Roosevelt sind eifrige Freunde internationaler Friedens- und Schiedsgerichte und oft genug dafür eingetreten, wenn es sich um andere als amerikanische Fragen handelte. Auf diesem Standpunkt verbleiben sie und geben neue Verheißungen. Noch am 22. Januar 1911 versicherte Präsident Taft, er werde Vorschläge zu Schiedsgerichten unterbreiten, wie sie so weitgehend noch nicht dagewesen seien. Doch zuvor müsse der Panamakanal befestigt werden. Die Bewachung des Kanals durch Kriegsschiffe würde einen Teil der Schlachtflotte ihrem eigentlichen Angriffszweck entziehen. Später will der Präsident mit Eifer bemüht sein, auch Mittel zur Einschränkung der Rüstungen zu suchen, und er hofft, daß sie gefunden werden, da die Abrüstungsbewegung nicht aufzuhalten sei.

Und wer noch an der Weltfriedensliebe der Union zweifelt, der möge sich vergegenwärtigen, was der freigebigste aller Weltfriedensfreunde, Herr Carnegie, darüber gesagt hat. „Die Befestigung des Panamakanals widerspricht den Interessen

des Weltfriedens weniger als eine Flottenvermehrung, da sie ausschließlich zur Verteidigung bestimmt ist.“ Handelt es sich aber um die Flottenvermehrung, dann hüllt sich Herr Carnegie in Schweigen.

Im Kriegsfalle gilt die Macht. Dann werden die Engländer den Suezkanal wie die Nordamerikaner den Panamakanal gegen ihre Feinde, ja vielleicht selbst gegen die Freunde ihrer Feinde absperren, sie werden lediglich ihre Interessen walten lassen und über die formelle Neutralität der internationalen Wasserstraßen unbekümmert hinweggehen.

Um den Panamakanal vollends sicherzustellen, will die Union auch die davor liegenden Inseln erwerben. Mit Ekuador verhandelt sie über die Pachtung der felsigen Galapagosinseln im Stillen Meer, fünfzehn an der Zahl, mit nur 400 Einwohnern, wirtschaftlich wertlos, aber mit guten Ankerplätzen, von Wichtigkeit als Flottenstützpunkt und für die Verteidigung und Beherrschung des Panamakanals, 1550 km von ihm entfernt. Außer Japan hatte auch England Absichten auf diese Inseln, verzichtete aber, um nicht die Kreise der Union zu stören. In den Händen einer andern Macht erscheinen die Galapagosinseln der Union als eine Bedrohung des Panamakanals.

Erheblich näher, nur 980 km nordöstlich vom Panamakanal, liegt im Atlantischen Meer eine ungleich wichtigere Insel, das englische Jamaika mit dem stark befestigten Port Royal, mit den englischen Bahama- und Bermudainseln (im Hinterhalt). Diese englische Nachbarschaft empfinden die Herren des Panamakanals äußerst unangenehm. Jamaika ist ein wunder Punkt für die Stellung der Union am Panamakanal. Admiral Mahan, der nordamerikanische Seemachtspolitiker, hat Jamaika den Trittstein für die Überwachung der Landenge von Panama, ja ganz Mittelamerikas genannt. Von Jamaika aus kann England mit seiner Seemacht im Kriegsfalle den Panamakanal beaufsichtigen und blockieren, die Vereinigung der Unionsflotten verhindern und schließlich den militärischen Zweck des Panamakanals vereiteln. Dagegen hat auch, was Mahan aus Rücksicht auf England hinzuzufügen unterließ, die Befestigung des Panamakanals geringen Wert.

Was soll mit Jamaika geschehen? In der Union besteht über die Beantwortung dieser Frage nicht der geringste Zweifel, aber man ist sich noch nicht klar darüber, wie man rascher zu der über kurz oder lang unvermeidlichen Regelung kommen kann. Schon zu Anfang 1906 verlangten nordamerikanische Zeitungen wie die „New York World“ die Angliederung Jamaikas an die Union. Nach dem Erdbeben auf Jamaika vom Herbst 1906 forderte der Konsul der Union seine Landsleute auf, den günstigen Zeitpunkt zu benützen, um den Handel der Insel in ihre Hände zu bringen und die wirtschaftliche Abhängigkeit der Insel von der Union endgültig zu besiegeln. Damals klagten englische Blätter über den steigenden Einfluß von Angehörigen der Union auf Jamaika und besorgten den Verlust dieser Insel.

Nach einem Vortrage des Senators Beveridge vom Frühjahr 1907 muß die Union alle westindischen Inseln, also auch Jamaika, unter ihre Herrschaft bringen. Das kann in Frieden und Freundschaft durch Kauf geschehen. Hat doch die Union weite Gebiete, so Luisiana, Florida und Alaska, durch Kauf erworben.

Wird die englische Politik in ihrem oft genug bekundeten Wohlwollen und in ihrem Entgegenkommen gegenüber der Union so weit gehen, Jamaika abzutreten? Fast scheint es, als ob man in der Union darauf rechnet. Denn bei Beratung des Gegenseitigkeitsvertrages mit Kanada erhob sich am 14. Februar 1911 im Repräsentantenhause von Washington der Leiter der demokratischen Mehrheit Champ Clark, betonte, daß die Verschmelzung zwischen der Union und Kanada schon viel weiter fortgeschritten sein würde, wenn der Gegenseitigkeitsvertrag von 1854 nicht aufgehoben worden wäre, versicherte, daß die Union eines Tages den ganzen Norden Amerikas beherrschen werde, und erklärte unter besonderem Beifall des ganzen Hauses: „Die Zeit wird kommen, wo Großbritannien mit Freuden die Abtretung seiner nordamerikanischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten ins Auge fassen wird."

Schon in dem republikanischen Programm von 1896, auf Grund dessen Mac Kinley gewählt wurde, hieß es: „Wir sehen zuversichtlich dem schließlichen Rückzuge der europäischen Mächte von unseren sowie der Vereinigung aller Englisch sprechenden Länder des Erdteils durch freien Vertrag seiner Bewohner entgegen."

Am schärfsten hat Roosevelt dahingehende Folgerungen der Monroelehre in seinem Buch über Amerikanismus gezogen: „Jeder rechtschaffene Patriot, jeder Politiker in unserem Lande sieht verlangend dem Tag entgegen, wo keine einzige europäische Macht mehr ein Stückchen amerikanischen Bodens im Besitz haben wird."

Unter solchen Umständen wird der geplante Schiedsgerichtsvertrag zwischen der Union und England, wenn er wirklich zustande kommen sollte, nur akademische Bedeutung haben, zumal alle Fragen ausgeschlossen werden, die irgendwie mit der Monroelehre zusammenhängen, also auch die Zukunft der englischen Kolonien in Amerika.

VI.

Wie die Beschleunigung des Panamakanalbaues, so ist dessen Befestigung in erster Reihe nicht gegen England, sondern gegen Japan gerichtet. Vor Ankon erschien gegen Ende 1910 ein japanisches Kreuzergeschwader. Wohl oder übel mußte man den japanischen Offizieren die Besichtigung des Kanals gestatten. Angeblich sollen sie sich über die geplanten Befestigungswerke nicht günstig geäußert haben. Auch von anderer Seite hat man gesagt, der befestigte Kanal werde ein schwacher Punkt der Union bleiben.

Ohne Zweifel läßt sich der Kanal gegen einen Angriff zur See hinreichend befestigen, ob aber auch lückenlos gegen einen Angriff zu Lande, bei 75 km Länge? Nördlich der Panamagrenze, hinter der Insel Coiba, in der Bucht von David, sollen geeignete Landungsstellen für feindliche Truppen vorhanden sein. Mindestens wären sehr starke Besatzungen notwendig. An Soldaten aber fehlt es der an Geld so reichen Union.

Zunächst ist die Union entschlossen, jedwede Festsetzung der Japaner auf dem amerikanischen Festlande zu verhindern. Anfang März mobilisierte sie ein volles Drittel ihres Landheeres, zog es an der mexikanischen Grenze zusammen und zwang den Präsidenten Diaz, einen Vertrag mit Japan zu lösen, der einer japanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft die Errichtung einer Kohlenstation in der

Magdalenenbucht gestattete. Auf die Magdalenenbucht hatte die Union gewisse Pachtrechte, die abgelaufen waren. Die Magdalenenbucht kann zu einem Gibraltar des Stillen Meeres ausgestaltet werden und liegt auf der mexikanischen Halbinsel, die auch wegen ihres Namens Niederkalifornien ein Gegenstand der Begehrlichkeit für die nordamerikanischen Politiker ist. Mexikos Zukunft erscheint recht unsicher und nach Lage der Dinge kann sich dort nur eine Regierung halten, die sich den Wünschen und Forderungen der Union fügt.

Unter allen Umständen ist eine starke Flotte die oberste Voraussetzung für die Verteidigung und Behauptung des Kanals. Die Entscheidung fällt zur See. Unterliegt die Unionsflotte einer feindlichen, dann sind die Kanalbefestigungen nur von geringem Wert.

Inzwischen stärkt die Union ihre Stellung im Stillen Meer und schafft sich in den Hawaiinseln auf Oahu in Pearl Harbour ein nordamerikanisches Helgoland mit Befestigungen und Werften im größten Stil. Strategisch haben die Hawaiinseln eine unvergleichliche Lage. Von San Franzisko 3800, von Panama 8400, von Manila 8600, von Yokohama 6200 km entfernt, sind sie inmitten eines Umkreises mit einem Halbmesser von annähernd 4000 km der einzige namhafte feste Punkt, die einzige große Wasser-, Kohlen- und Lebensmittelstation und somit vorzüglich geeignet als Flottenstützpunkt, als Operationsbasis, vor allem als der gegebene Platz für die Überwachung und Beherrschung des Stillen Meeres.

VII.

„Das Stille Meer ist unser Meer“, sagte Senator Beveridge 1900. „Im Laufe des jetzigen Jahrhunderts muß das Stille Meer unter amerikanischen Einfluß kommen“, bekräftigte Roosevelt 1903. Ende April 1902 erklärte Schatzsekretär Shaw in Pittsburg, daß die Union die ganze westliche Halbkugel einschließlich der vom Stillen Meer bespülten Länder und Inseln überwachen wolle. „Amerikanischer Wohlstand und amerikanische Tatkraft, dazu der Besitz Hawais, der Philippinen und des Panamakanals, sowie die größte Handelsflotte der Welt, die zu erlangen die Vereinigten Staaten bestrebt sein müssen, werden die Herrschaft im Stillen Meer von der britischen auf die amerikanische Flagge übertragen.“

Das Streben der Union nach der Seeherrschaft im Stillen Meer trifft also nicht nur Japan, sondern auch England. Diejenige Macht aber, die da behauptet, das Meer ertrüge nur e i n e n Herrn, und sie sei dieser Herr, sie weicht zurück, sie läßt sich verdrängen. Vom Panamakanal hat sie sich ausschalten lassen. Nunmehr sieht sie ihre Stellung im amerikanischen Mittelmeer wankend geworden zu einer Zeit, da dieses Meer als Durchgangsmeer erhöhte Wichtigkeit gewinnt, sieht ihre Oberseeherrschaft im Stillen Meer bestritten, ja bedroht, Jamaika gefährdet, Kanada in Annäherung an die Union und selbst Australien beunruhigt über das Verhalten des Mutterlandes, das durch sein Bündnis mit Japan diese gelbe Macht, den gefährlichsten Nachbarn Australiens, in die Höhe brachte. Alles in allem vom englischen Standpunkt aus bedenkliche Anfänge kommender weltpolitischer Neubildungen.

Die Erschütterung der englischen Oberherrschaft im Handel und zur See



geht von Nordamerika aus und erstreckt sich weit über Panama und das Stille Meer bis nach Europa hin.

Bisher war Europa im Verkehr mit dem fernen Osten auf die Straße über Suez angewiesen, die in ihren wichtigsten Teilen von Gibraltar bis Indien mit ihren Wasser-, Kohlen- und Lebensmittelstationen gänzlich unter englischer Aufsicht und Herrschaft steht. In kriegerischen Zeiten hingen die Mächte von Englands Wohlwollen ab, da ein anderer Weg nicht zur Verfügung stand.

Auch dieses englische Monopol wird durch den Panamakanal durchbrochen werden. Ein zweiter Weg, eine erwünschte Konkurrenz außerhalb des englischen Machtkreises wird vorhanden sein und allen Völkern gestatten, freier als bisher mit dem fernen Osten zu verkehren, dem Deutschen Reiche auch mit seinen Südseebesitzungen.

In dieser Zurückdrängung Englands liegt die weltpolitische, die weltgeschichtliche Bedeutung des Panamakanals.

Wird sich England diese Zurückdrängung gefallen lassen? Wird, kann es seine alte Stellung, seine Oberseeherrschaft behaupten, nachdem eine der wirtschaftlich und strategisch wichtigsten Seeverkehrsstraßen seinem Machtbereich entzogen bleibt? Muß es nicht versuchen, gegen die anwachsende Seemacht der Union das verbündete Japan auszuspielen, und mit Hilfe seiner überlieferten und bewährten Politik duobus litigantibus tertius gaudet mindestens ein Gleichgewicht im Stillen Meer herzustellen? Wird es fortfahren, wie hypnotisiert auf Deutschland zu blicken, sich eine deutsche Gefahr, eine deutsche Invasion einzubilden, anstatt andere, wirkliche Gefährdungen zu beachten? Das sind Zukunftsfragen, die sich nicht beantworten lassen.

Welche Politik die Engländer aber auch einschlagen mögen, darüber sind sie sich klar, daß es ihnen immer schwieriger wird, ihre Oberseeherrschaft zu behaupten. Die ganze neuzeitliche Entwicklung drängt zur Beseitigung der Oberherrschaft einer einzigen Macht über die Meere und zur Herstellung eines wirklichen Gleichgewichts der Mächte und ihrer Kräfte zur See. Mit den Flottenrüstungen der nichtenglischen Mächte hat diese neuzeitliche Entwicklung eingesetzt und der nordamerikanische Panamakanal bringt sie um einen großen Schritt vorwärts.

Du · Von Rudolf Leonhard

In die blauen Fliederdolden
Taucht dein blasses Angesicht;
Golden
Schläft auf deinem Haar das Licht,

Schläft in deinem Blick die Güte.
Regungslos im Sonnenscheine
Stehst du. Und bist selber eine
Wundervolle zarte Blüte —.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Zweiter Teil: Pater Paulus

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel: Judith steht mit einem anderen am wilden Eisack und zieht aus, ihr hohes Königreich zu suchen



Der Winter war für diese gesegneten Gegenden ungewöhnlich lang und hart. Seit „Menschengedenken“ hatte es nicht so viel Schnee gegeben. Aber dem Sohne des Landes, der von seinem Aventinischen Heiligtum aus durch Jahre und Jahre nur den Schnee auf dem fernen Sabinergebirge gesehen, erschien die grimmige Kälte und der gefrorene Glanz über Berg und Tal wie eine glückselige Jugenderinnerung. Auch jetzt noch konnte er die Schneeschuhe anschnallen, wenn sein Priesteramt ihn zu den höchsten Hütten emporführte; konnte auch jetzt pfeilschnell über die beschneiten Flächen hingleiten, die steilen Hänge nieder. Nur galt es jetzt keinem fröhlichen Weidwerk: Berghasen und Schneehühner waren sicher vor der ragenden Gestalt, die in ihrer schwarzen Gewandung gleich einem unheilvollen Schatten über den leuchtenden Gefilden schwebte. Dann sah er unter sich in der Tiefe, wie in einen glanzvollen Abgrund versunken, die Türme von Schloß Enna; und er sah die zinnengekrönten Mauern des Platterhofs ... Die Prüfung, die seine Kirche über ihn verhängt hatte, war schwer. Doch er bestand sie.

Im Frühling kam Wassersgefahr. Um Mitternacht talauf, talab schallte das Geläut der Notglocken. Auch Kloster Neustift ward alarmiert. Mit den Vätern und Brüdern und der Schar der Klosterschüler eilte auch der greise Prälat zum Eisack. Ganz nahe von dem Hause St. Augustins wälzte der empörte Fluß seine wilden Wogen weit über die Ufer. Er hatte unweit des Klosters ein Haus eingerissen, dessen Trümmer mit der Habe seiner Bewohner in den Wirbeln forttrieben.

Die Klosterleute mußten nach den Dämmen sehen, um ihr Gebiet vor den flutenden Gewalten zu schützen. Gluten loderten auf. Bei den roten sturmgepeitschten Flammen der gelbe tosende Strom und das Gewimmel der geistlichen Gestalten im weißen Haushabit ...

Das Gesinde vom Platterhof, die Herrin vom Platterhof!

Judith stand den weiter und weiter ins Land hineinwogenden Wassern so nahe, als wollte sie sich von ihnen mit fortreißen lassen. Pater Paulus sah sie re-

gungslos dastehen und abwesenden Geistes in die Wirbel starren. Sie, Judith Platter, bei einer Gefahr abwesenden Geistes! Erkannte sie nicht die Gefahr für sich selbst?

Er wußte kaum, was er tat; wußte kaum, daß er zu ihr hineilte. Plötzlich stand er bei ihr; seine Arme streckte er nach ihr aus, um sie zu fassen und vor den machtvoll andrängenden Fluten zurückzureißen. Und er wußte nicht, daß er ihren Namen rief: dreimal ihren Namen, wie in seinem Gebet auf seiner Mutter Grab:

„Judith! Judith! Judith!"

Die Angerufene schien aus einem Traum zu erwachen. Sie blickte auf. Es war, als wollte sie vor dem nach ihr sich ausstreckenden Arm des Augustinermönchs in den Strom entweichen. Pater Paulus trat mit einem Laut wie erstickten Stöhnen zurück.

„Rettet!"

Wer rief? War ein Mensch in Todesgefahr? ... Nur ein Hund. Samt seiner Hütte trieb er in dem Fluß — noch angekettet. Das Geheul des Tieres in Todesangst klang schaurig durch das Tosen von Sturm und Flut. Um den Hund zu retten, warf sich einer der Klosterschüler in die Wirbel. Es war gerade der jüngste und zarteste.

Im nächsten Augenblick war der Platz neben Judith leer ...

Nach kurzem, grimmigem Ringen mit der empörten Naturgewalt waren beide gerettet. Zuerst der todesmutige Knabe, dann auch das arme Tier.

Regungslos, starren Blickes hatte Judith dem Kampf zwischen Mensch und Element zugesehen, bereit, dem priesterlichen Retter sich nachzustürzen, wenn von den in Todesgefahr Schwebenden keiner gerettet worden wäre.

* * *

Am Morgen nach der Nacht dieser Ereignisse befand sich Judith in dem neben dem großen Saalflur befindlichen kleinen Gemach. Es war die ehemalige „Schreibstube", darin Judiths Vater und Großvater und deren Väter und Großväter gesessen und über das Gedeihen ihres Geschlechts Buch geführt hatten, Haus und Habe sorglich verwaltend und glücklich vermehrend: vermehrend durch redliche Arbeit von Vater, Sohn und Sohneskind.

Der ganze Raum bestand in einem einzigen, kunstreichen Schnitzwerk aus rötlichem Zirbenholz: Wand, Decke und Tür. Jedes Gerät war altertümlich und ansehnlich: der mächtige Schreibtisch voller Fächer, Aufsätze und Geheimnisse; der hochlehnige Stuhl mit vergilbtem Lederpolster; die mit Urkunden und Briefen gefüllten Truhen, und sonst jeder Gegenstand. Die bunten Majolikakacheln des mächtigen Ofens zeigten in kindlicher Darstellung biblische Gestalten und Ereignisse; eine behagliche Bank lief rings um den winterlichen Wärmespender. Die Wände ließen sich öffnen, erwiesen sich als Schränke, darin die Trachten von Generationen aufbewahrt wurden. Sie waren höchst seltsam; Moden, von denen das neue Geschlecht nicht begriff, daß sie einst „modern" gefunden wurden; viele kostbar und reich: Sammet, Seide, Spitzen, Stickereien. Und zu jedem Gewande Kopfputz, Haube und Hut, Degen und Stock, Schlüsseltasche und Gürtel.

In dem Saalflur nebenan hingen die Porträts vieler Männer und Frauen des Geschlechts, die diese Kleider einstmals durch ein langes oder kurzes Leben getragen hatten: immer in Ehren und Züchten, das Alte hochhaltend und selbst ein schon morsches Herkommen feierlich vererbend von Sohn auf Sohn. In ihren Staatsgewändern, die Frauen behangen mit ihrem reichsten Schmuck, hatten sie von bescheidenen Künstlern sich abbilden lassen, auf daß ihr Gedächtnis auch in ihren Zügen den kommenden Generationen bewahrt bleibe ...

Judith Platter, die letzte dieses tüchtigen Geschlechts, besaß keine Empfindung für Ahnenbilder und Ahnenkult, für Urväter Hausrat und Urvätersitte. Das Vergangene ehrend, lebte sie in der Gegenwart für Zukünftiges: für das, was sich gestaltete, was reifte und Frucht trug, was ward. In das verstaubte Familienarchiv tat sie keinen Einblick, den von Motten zernagten Inhalt der Wandschränke hätte sie längst fortgeschafft, würde sie in dem weitläufigen Hause der Räume bedurft haben. Von dem meisten, was seit Jahrhunderten hier aufgehäuft und pietätvoll bewahrt wurde, wußte sie nur, daß es da war.

Nicht einmal das altehrwürdige Familienlinnen flößte ihr sonderlichen Respekt ein. Auf ihren Feldern wollte sie eigenen Flachs bauen und in ihrem Hause spinnen lassen, während des Winters am Webstuhl sitzen und Neues wirken ...

An diesem Frühlingsmorgen war sie anders als sonst; zum Erschrecken anders, wie sie selbst fühlte. An allen Lebensgeistern ermattet, saß sie in dem hochlehnigen Sessel, die Hände müßig im Schoß; und es waren Hände, die Tags keinen Augenblick ruhten.

Das Fenster stand weit offen, um Sonne und Luft einströmen zu lassen. Den Vogelgesang übertönte von fernher und dumpf das immer noch wilde wütende Brausen des Eisacks. Was war diese Nacht geschehen? ... Was in vielen Frühlingsnächten geschah: Wassersnot, Überschwemmungsgefahr. Sie hatte am Rande der Flut gestanden. Ein anderer trat zu ihr, streckte nach ihr seinen Arm aus, um sie von den Wirbeln zurückzureißen und — sie hatte sich von ihm nicht anrühren lassen; dann aber —

Ein winselnder Hund trieb auf den Wogen hin, ein zarter Knabe sprang in die Flut, um einem Tier das Leben zu retten. Tier und Mensch wären umgekommen, hätte der andere sein Leben für sie nicht gewagt. Wie konnte es geschehen, daß sie in jenem Augenblick dachte:

„Wenn er umkommt, stürzest du dich ihm nach!“

Immer noch sah sie ihn in der Hochflut untertauchen, vor ihren Augen versinken, wieder sich emporheben. Nicht wie ein Mönch, sondern wie ein Held kämpfte er mit den Wogen. Als er den Knaben am Ufer geborgen hatte, sogleich nochmals hinein und hinab, um ein zweites Mal heldenhaft mit den Wassern zu ringen: eines in Todesangst heulenden Hundes willen!

Und sie stand untätig daneben —

Blickte er nicht hinüber zu ihr, nachdem er seine zweite Rettungstat verübt hatte? ... Aber sie hatte sich bereits abgewendet, war bereits fortgegangen mit ihrem Gesinde, den nächsten von der Überschwemmung gefährdeten Stellen zu.



Und jetzt saß sie todesmatt, von der Morgensonne überflutet, in dem Gemach ihrer Ahnen und sann darüber nach:

„Wie hat es nur geschehen können? Wie ist es nur möglich gewesen?“

Jemand mit einem Anliegen wurde ihr gemeldet: der alte Florian von Schloß Enna!

Schon wieder dieser Name. Immer wieder! Die Leute von Schloß Enna nagten an ihrem Leben. Und sie hatte doch mit ihnen nichts mehr gemein; hatte in Wahrheit nie etwas mit ihnen gemein gehabt: die Bürgerin mit den Grafenleuten.

„Soll der Florian warten?“

„Laß ihn eintreten.“

Noch einmal wollte sie einen von diesen Leuten anhören, ein letztes Mal.

„Was ist's, Florian?“

„Der Falbe ist nun auch nicht mehr. So geht alles dahin, was einmal war.“

„Kommst du des Falben wegen auf den Platterhof?“

Der Alte wich einer Antwort aus. Er berichtete:

„So lange es anging, pflegte ich ihn: unseres lieben Junkers willen. Dann litt er aber doch zu sehr. Heute in aller Frühe erschoß ich ihn. Nun ist auch der Falbe dahin. Unser Junker hat seinen alten Falben nicht wiedergesehen. Er wollte nicht.“

„Der Pater wollte nicht ... Was weiter?“

„Nichts weiter, als daß es mit allem dahingeht.“

„Wie meinst du das? Mit allem?“

„Alles geht an die Welschen. Oder geht's an die Juden? Beides ist eins.“

„Enna soll verkauft werden? Schloß und — alles?“

„So viel noch übrig ist.“

„Steht's so mit dem Grafen von Enna?“

„Der gestorbene Graf ... Nicht der Junker, sondern der andere. Aus Wien kam das Unheil. Mehr und mehr Schulden. Schulden wegen Weiber und Spiel; Schulden bei Juden und Christen. Da alle Schulden bis auf den letzten Kreuzer bezahlt werden müssen, so muß eben alles dahin gehen. Ihr versteht.“

„Ich verstehe nicht, was ich dabei tun soll.“

Judiths Stimme klang rauh, ihr Blick sah hart auf den treuen Diener seines Herrn, daß der Alte sie anschaute, als hätte soeben eine Wildfremde zu ihm gesprochen. Er bemerkte nicht, daß die müßig im Schoß ruhenden Hände sich hoben und die Lehne des Sessels umfaßten, als müßten sie daran Halt suchen.

Leise und scheu meinte der Erschreckte:

„Was Ihr dabei tun sollt? Judith Platter! ... Ich dachte: ‚Wenn du zu ihr gingst; wenn du sie bätest. Sie ist doch — Judith Platter ist sie! Vielleicht, daß sie dennoch die Schloßfrau von Enna wird.‘ So dacht' ich und ging zu ihr. Verzeiht, daß ich kam.“

„Ich soll Schloß Enna kaufen?“

„Sonst kauft es ein Welscher, oder ein Jude, was dasselbe ist. Denkt doch: Schloß Enna ein Jude oder ein Welscher! An unseren Junker denkt!“

„Ich denke daran. Und weil ich daran denke —"

Sie sprach nicht aus, schloß die Augen, blieb eine lange Weile stumm, stand auf. Sie ging zu dem Bittsteller, sah ihm in die Augen, wie man einen Freund ansieht, sagte dann leise und weich:

„Ich kann nicht ‚dennoch' Schloßfrau von Enna werden. Ich kann nicht, alter, lieber Florian. Du weißt, weshalb ich nicht kann. Aber ich danke dir, daß du kamst, um mich zu bitten, es zu werden."

Der treue Mann wußte, weshalb Judith Platter ihn mit seiner Bitte abweisen mußte. Er hatte es nur versuchen wollen — als letzte Hilfe für seinen lieben, alten Herrn.

* * *

Sie ließ ihn nicht sogleich fort. Speise und Trank ließ sie für ihn auftragen; und hieß ihn Platz nehmen. Es wäre das erste Mal gewesen, daß jemand von Schloß Enna auf dem Platterhof einkehrte, ohne mit des Hofes Bestem bewirtet zu werden. So sollte es auch bei diesem letzten sein, der von Schloß Enna kam.

Judith setzte sich zu ihrem Gast, und er mußte ihr erzählen. Damit er nicht von seinem Junker sprach, fragte sie nach diesem und jenem, was mit den Schloßleuten nichts zu tun hatte:

„Daß du Südtiroler bist, weiß ich. Aber ich weiß noch immer nicht, aus welchem Tal oder von welchem Berg?"

„Ist das möglich?"

„Also sage mir's."

„Das ist leicht gesagt. Aus den Dolomiten bin ich. Von dort, wo sie am einsamsten und wildesten, am höchsten und herrlichsten sind. Und für die Menschen am mühseligsten und armseligsten. Nichts als Felsen und Wald; und wiederum Fels. Unersteigliche Gipfel, steil wie der Kirchturm von Vahrn. Himmelhoch! So recht zum Himmel aufweisend. Aber der kümmert sich nicht groß um das Völklein dort unten, obgleich dieses zu ihm betet und aufseufzt, ihm sein Leiden klagt und um Hilfe bittet, daß die Dolomiten selbst Erbarmen fühlen könnten. Der Himmel hat keines. Der Himmel läßt seine armen Menschenkinder ihr mühseliges Leben weiterführen, läßt sie beten und lobsingen, jammern und klagen. Deshalb glauben die Dolomitenleute doch an den Himmel. Woran sollten sie sonst glauben?"

„Ja, ja . . . Wild und einsam, sagst du, ist's in deiner Heimat?"

„Eine Wildnis. Adler und Gemsen haben es dort besser als die Menschen. Auch Bären gibt's dort noch. Vielen graut's vor der Öde. Euch würde sie gefallen; denn so seid Ihr."

„Wie bin ich?"

„Anders als alle anderen. Ich kenne keine wie Euch. Nicht eine einzige! Ihr seid eine Kraft wie der Eisack, wie der Sturm und alles, was sonst stark ist. Eine Kraft geht aus von Euch. Ihr selbst wißt's nicht; aber wir anderen wissen es. Wir fühlen es, wenn wir bei Euch sind. Jeder, der zu Euch kommt, nimmt, wenn er von Euch wieder fortgeht, von Eurer Kraft mit sich fort . . . Weshalb seht Ihr mich so an?"

„Weil ich gerade heute meine Schwachheit empfand."

„Gerade heut'?"

„Es geht vorüber."

„Gewiß. Bei Euch geht dergleichen schnell vorüber. Aber — auch Ihr seid doch nur ein Mensch."

„Auch ich bin nur ein Weib, ein sehr schwaches."

„Hört, Judith! Wenn Euch die Welt unten einmal zu eng werden sollte, so steigt in meine Heimat hinauf. Hinter dem Schlern liegt sie. Dort oben wird's Euch wohl sein. Tief aufatmen werdet Ihr. Die Luft dort oben ist von derselben Kraft, wie Ihr sie in der Seele habt. Ihr gehört dort hinauf. Ich wollte, ich könnte Euch führen."

„Weshalb kannst du nicht?"

„Weil ich bei meinem Herrn bleiben muß. So lange ich lebe, bei meinem Herrn! . . . Ach, Judith! Judith!"

Plötzlich brach aus dem Greis aller Jammer um Schloß Enna, um seinen lieben Herrn, um seinen liebsten Junker hervor. Blaß und stumm stand Judith daneben; blaß und stumm hörte sie zu. Aber —

Sie konnte dem Manne nicht helfen.

* * *

Als es ihr wiederum einmal in der Tiefe „zu eng" um die Seele ward, unternahm sie eine Wanderung zur Höhe empor. Sie war für ihre Seele eine Wallfahrt.

Zum ersten Male geschah's, daß sie ihr Heimattal verließ; und es erhob sich darüber unter dem Gesinde ein Wundern und Staunen, als ob die Herrin auszöge, um sich in der Fremde einen Gatten, dem Platterhofe einen Herrn zu suchen.

Einen Herrn für den Platterhof . . . Seit Jahren suchten die Leute für Judith Platter einen Mann, für den Hof einen Herrn. Sie fanden diesen und jenen, wählten und wählten, wunderten sich, ärgerten sich, weil Judith Platter nicht diesen und jenen zum Manne nahm. Überhaupt keinen Mann. Plötzlich bildeten sie sich ein, Judith Platter suchte und wählte selbst; und sogleich bemächtigte sich ihrer eine starke Erregung; denn —

„Wozu braucht der Platterhof einen Herrn? Judith Platter *ist* Herr!"

Bis Bozen blieb Judith im Tal. Sie fuhr in ihrem eigenen Bergwagen, neben sich den Knecht. Im „Greifen" wurde eingestellt, Wagen und Roß dem dienenden Geist des biedersten und behaglichsten aller Drachenungetüme anvertraut, und die Reise zu Fuß fortgesetzt. Der Knecht trug das Reisegepäck. Es war nicht schwer.

Den dunklen Lodenrock hochgeschürzt, einen kräftigen Stecken mit spitzer Eisenzinke als Stütze, begann der Aufstieg empor zu der wilden und einsamen, der königlichen Welt der Dolomiten . . .

Am Vormittag des zweiten Wandertages erreichte sie ihr Ziel auf Alpenwegen, die häufig Hirtenpfaden glichen. Es war ein Hochtal mit einem altertümlichen Gebäude auf steilem Fels, von den elenden Behausungen eines kleinen Dorfes weltfremder Waldbauern umlagert. Die Leute, die einen verwahrlcsten, geradezu verkümmerten Eindruck machten, starrten die Fremde an, als hätten sie noch niemals Menschen aus einer anderen Gegend gesehen; noch niemals eine Frau

aus einem Kulturland. Judith grüßte und erhielt mürrischen, nahezu feindseligen Gegengruß. Als sie nach einem Gasthof fragte, wurde ihr erwidert: es gäbe keinen. Sie sollte nur wieder gehen. Das wollte sie jedoch nicht. Also erkundigte sie sich:

„Was für ein finsteres Gebäude liegt dort oben über dem Dorf?"

„Wißt Ihr's nicht?"

„Ich bin hier fremd."

„Weshalb seid Ihr gekommen, wenn Ihr's nicht wißt? Wollt Ihr nicht einen von dort oben besuchen?"

„Einen von dort oben?"

„Die dort oben können Euch bei sich aufnehmen."

„Wer sind sie?"

„Solche, die Unrecht verübten. Und wir müssen sie bei uns haben. Nicht einmal die Messe dürfen sie für uns lesen; nicht einmal die Beichte uns abnehmen und unseren Sterbenden das letzte Sakrament nicht geben. Wenn wir die Messe hören, und unsere Sünden bekennen wollen, müssen wir weit über die Berge gehen. Von weit über den Berg her müssen wir für unsere Sterbenden und Toten einen Priester rufen."

Judith rief:

„Mönche, Priester wohnen in dem großen, grauen Hause?"

„Geistliche Übeltäter."

„Also kein Kloster, sondern eine Strafanstalt?"

„Und wir müssen sie bei uns haben! Als ob wir nicht so schon elend genug wären? Auch noch ihre Sünden müssen wir tragen. Und es sind Geweihte des Herrn ... Geht nur zu ihnen."

Inzwischen hatte Judiths Knecht nach Unterkunft gesucht und solche in einem zu der geistlichen Anstalt gehörigen Hause gefunden, darin bisweilen Fremde aufgenommen wurden: Verwandte und Freunde von — jenen! Er führte die Herrin hinauf und berichtete unterwegs:

„Das sind üble Gesellen. Sie gehorsamen keinem Oberen, leben wie sie mögen, beten wann sie mögen ... Ja, und denkt Euch: es sind Augustiner."

„Augustiner?"

„Dieselben wie im Kloster Neustift."

Judith wollte umkehren. Etwas Seltsames geschah ihr plötzlich: ein Schauer überkam sie gleich einem Grauen. Wie eine Ahnung, wie eine Warnung war's ... Im nächsten Augenblick schämte sie sich der Anwandlung und folgte dem Führer, auf den die Büßermönche starken Eindruck gemacht hatten:

„Was haben sie nur getan? Es sind doch Geweihte! Wie können sie Übeltäter sein? ... Oder — was meint Ihr, Frau — sind es vielleicht nur arme Unglückliche?"

Aber der Knecht erhielt zur Antwort:

„Ich weiß von solchen nichts, will von solchen nichts wissen."

Sie hatte einen harten Ton in ihrer Stimme und ihre Augen bekamen einen in sich schauenden, starren Blick.

* * *

Drei Tage gewährte das Haus der Büßer der fremden Frau Herberge Es war ein trauriger Aufenthalt. Die geistlichen Bewohner nahmen es mit einer Befolgung der Ordensregel nicht allzu genau, hielten es für Buße und Strafe genug, in der Wildnis zu hausen. Sie jagten und fischten. Im übrigen lebten sie gleich den Dolomitenleuten von Buchweizen und schlechtem Mais. Keiner der Waldbauern besaß eine Kuh; nur Ziegen und Schafe. Aus der dunkelgefärbten Schafswolle verfertigten sie ihre Kleider: Männer sowohl wie Frauen. Zu Weihnachten wurde ein Hammel, zu Ostern ein Lamm geschlachtet. Es waren des Jahres größte Feiertage — des Fleischgerichts wegen.

Drei Tage hielt Judith Umschau. Von früh morgens bis spät abends stieg sie umher. Sie sah nicht nur die Herrlichkeit dieses entlegenen Alpenlandes, sondern auch seine Fruchtbarkeit. Es war jungfräuliche Erde.

Allerdings mußten Wälder ausgerodet, mußten die gerodeten Strecken in Weideland verwandelt werden. Dann aber würde es in diesem Hochtal eine Almenwirtschaft geben, wie nirgends wo anders im Lande.

Arbeit würde es kosten! Durch Jahre und Jahre unermüdliche Arbeit! Ein starres Ausharren würde das Kulturwerk erfordern; einen unbeugsamen Willen, unbeugsame Kraft ...

Am dritten Tage gelangte Judith auf ihren einsamen Wanderungen hinauf zu den sogenannten Königswänden. Hier umfing sie die ganze Majestät der Dolomitenwelt. Es war, als trüge die Welt hier eine Krone.

Am dritten Tage wies man sie fort.

Die Mönche, die Sünder waren, fragten sie:

„Wer seid Ihr eigentlich? Ihr scheint eine schlechte Christin zu sein! Nicht ein einziges Mal kamt Ihr in die Kirche. Seid Ihr überhaupt eine Christin?"

Der Knecht, der dabei stand, als seiner Herrin so schmählich begegnet ward, wollte auffahren. Ein Blick Judiths gebot Ruhe. Sie erwiderte:

„Ich habe meinen Glauben, wie ihr den euren habt."

„Was wollt Ihr bei uns?"

„Ich will bei euch bleiben."

„Ihr bei uns bleiben? In dieser Wildnis? ... Was fällt Euch ein!"

„Nicht hier unten will ich bleiben. Ich steige hinauf."

„Hinauf?"

„So hoch ich kann. Bis zu den Königswänden hinauf."

„Das ist unmöglich!"

„Das wird möglich sein ... Wem gehören dort oben die Wälder und Fluren? Sind sie Klostergut?"

„Staatsgut."

„Um so besser."

„Geht! Geht! Wir wollen Euch nicht länger hier haben."

„Ich komme wieder."

Und sie kam wieder. Unter den Königswänden gründete Judith Platter ihr neues Reich, wurde sie die „Königsfrau".

* * *

Fünftes Kapitel: Pater Paulus ruft einer jungen gläubigen Menschenseele „Kreuzige! Kreuzige!" zu; und wie dieses Wort erfüllt wurde

Schloß Enna ward verkauft. Aber weder „Welsche, noch Juden" erstanden den einstmals herrlichen Besitz des alten Geschlechts, sondern ein fremder, reicher Edelmann, der die Schönheit des Ortes erkannte, und ihm mit seinem vollendeten Geschmack — dem Geschmack des Mannes der großen Welt — seinen alten Glanz wiedergeben wollte.

Was in der Seele des letzten Sohnes des untergegangenen Hauses bei dem Ereignis vorging — als solches ward es von jedem Bauer, jedem Knecht des Brixenertales empfunden —, erfuhr nicht einmal der hochwürdige Herr Prälat in der Beichte; das bekannte dieser Letzte allein seinem Gott. Als Pater Paulus die Nachricht empfing, begab er sich nicht in die Kirche, um seine Seele in heißem Gebet sich ergießen zu lassen; er ging auch nicht in sein Kämmerlein, sondern er erbat sich Erlaubnis zu einem einsamen Berggang in der heiligen Frühe des aufdämmernden Tages. Zur Plose stieg er hinauf. Droben stand er lange, lange. Von hoch droben schaute er lange, lange hinab. Er ließ über den Gipfeln die Sonne aufgehen, deren erste Strahlen auf sein gesalbtes und geweihtes Haupt fielen. Von seinem Haupte glitt der Himmelsschein an ihm herab über seine ganze Gestalt, daß er in Verklärung dastand. Gleichsam von dem Priester hinweg, sank der Glanz in die Tiefe des Tals auf seiner Väter Haus und brachte diesem vom letzten Enkel den Abschiedsgruß.

Gelassen vernahm Pater Paulus später:

Nahezu die ganze Kaufsumme ging zur Tilgung der brüderlichen Schuldmasse nach Wien, daß für den Grafen von Enna nur ein winziges Kapital übrig blieb. Der frühere Herr aber fand unterhalb des Schlosses in einem ehemaligen Wächterhause am Ufer des Eisacks ein lebenslängliches Asyl — so lange dieses zerbrochene Leben noch dauern würde . . .

Hatte sich die Nachricht von dem Verkauf des Schlosses Enna wie ein Lauffeuer durch die Umgegend verbreitet: von Mühlberg bis Klausen, so schien Föhnsturm eine andere Botschaft auf seine rauschenden Schwingen zu nehmen und weithin durch das Tirolerland zu tragen:

„Judith Platter gab den Platterhof hin!"

Es klang fast wie:

„Die Plose verlor ihren Gipfel; der Schlern seinen Rosengarten!"

Der Schaldererbach, der an dem veräußerten Besitz vorüberfloß, raunte die Kunde dem Eisack zu; die Wipfel der Edelkastanien, die seit drei Jahrhunderten des Hofes Wahrzeichen gewesen, rauschten sie zu den Lärchen von Raudegg empor:

„Judith Platter gab den Platterhof hin!"

Alles gab sie hin. Nicht ein einziges Stück behielt sie zurück. Auch das Gesinde übernahm der neue Besitzer; sämtliches Vieh. Nur der Reiher durfte die Fortziehende in die neue Heimat begleiten: Judith Platter wollte das Leben in der hohen Wildnis unter den Königswänden von Anfang an beginnen, mit nichts

anderem als ihrer Jugend, ihrer Kraft, ihrer Arbeit. Ihr neues Leben in der Öde sollte eine Prüfung dieser Kraft sein: nicht nur der Priester von Kloster Neustift würde eine solche bestehen können.

Diesem teilte man mit:

„Judith Platter gab den Platterhof hin!"

Pater Paulus veränderte keine Miene, erwiderte kein Wort ... Weil Judith Platter zu Bahrn auf ihrem Hofe saß; weil dieser Hof nahe bei Kloster Neustift lag, war er von Rom in die Heimat zurückgekehrt, hatte er alle Qualen dieser Heimkehr erduldet. Jetzt ging sie fort.

Was sie als törichtes Kind phantastisch geträumt hatte, führte sie als reifes Weib aus. Selbst ihren Kinderträumen hielt sie die Treue; hielt allem die Treue so fest wie an ihrem Ringfinger den Goldreif.

Also mußte sie auch ihre Jugendliebe unentreißbar im Herzen behalten — obwohl sie vor ihm zurückgewichen war, als er in jener Nacht am Rande des Eisacks seine Arme nach ihr ausgestreckt hatte.

„Also mußte sie auch ihre Jugendliebe unentreißbar —"

Als er es dachte, schien unter ihm der Boden zu schwanken. Schwindel ergriff ihn. Fast hätte er nach einem Halt tasten müssen, um nicht wie von einem Faustschlag getroffen zu Boden zu stürzen. Er hätte das Kruzifix fassen und umklammern können; aber von diesem göttlichen Zeichen stieß den seiner Schuld sich Bewußten eine unsichtbare Hand zurück.

„Sie geht fort. Wohin geht sie? Fort von dir! Also flüchtet sie vor dir? Nicht doch! Flucht wäre Feigheit; und sie ist stark, ist stärker, als du bist. Sie wird dich daher überwinden ... Überwinden? S i e — d i c h! ... Das darf nicht sein ... Darf nicht? Du Tor! Sie geht fort; du aber mußt bleiben."

In der Zeit, während welcher Judith ihren Hof räumte und einem anderen Besitzer überließ: einem reichen Kaufmann aus Bozen; während sie davonzog — in allen diesen Wochen trat in des Priesters Leben etwas, das er bis dahin von sich fern gehalten hatte, als ob es eines Mannes unwürdig sei. Dieses Neue waren jene gewaltigen Hilfsmittel der Kirche. Pater Paulus fastete bis zum grimmigen Hunger; er betete bis zur völligen Ermattung aller Lebensgeister; er geißelte sich, bis sein Körper mit Wunden bedeckt und blutrünstig war. In diesen Wochen geschah es, daß seine Schüler, die er gelehrt hatte, ihn fanatisch zu lieben, von ihrer alten Scheu vor ihm ergriffen wurden, wenn sie ihm in das blasse Gesicht sahen, darin die Augen wie im Fieber glühten. Aber einer der guten Jünglinge fühlte in dieser schweren Zeit seine Liebe zu seinem geistlichen Mentor wachsen, daß das junge Herz sie kaum tragen konnte und überfloß in zärtlichem Mitleid mit dem sichtlich grausam Leidenden.

Dieser heimlich Liebende war Einhard vom Rinn, dem Pater Paulus das Leben gerettet hatte, um dieses junge und zarte Menschenleben nicht Vater und Mutter, nicht Brüdern und Schwestern, nicht dermaleinst einer Geliebten und Gattin, auch nicht der Welt und dem Leben, sondern dem Himmel und der Kirche zu erhalten.

* * *

Einhard vom Rinn war der Liebling des Klosters. In dieser allgemeinen Vorliebe mußte er sich jedoch mit dem Hunde Argas teilen — so tauften die Klosterschüler nach dem treuen Hunde des Helden Odysseus das aus den Wirbeln des Stroms gerettete Tier, dessentwillen der junge Einhard sein Leben gewagt hatte.

Der Hund Argas schien von den Bären abzustammen, deren es in den Dolomiten noch geben sollte, und war ein zottiges, kleines Ungeheuer, eine wilde Bestie, das gleich seine Zähne zeigte, gleich zusprang und zubiß. Aber im Kloster benahm sich der grimmige Raufbold sanft wie ein Lämmlein, vollends gegen den blondlockigen feinen Knaben Einhard. Was seinen Retter, den Pater Paulus betraf, so war dieser — da er noch der lustige Junker Rochus gewesen — von keinem seiner Rüden mit solcher unbändigen Leidenschaft geliebt worden, obgleich er den Hund stets hart anließ und feindselig fortscheuchte.

Da er Judith Platter nicht lieben durfte, so sollte ihm nicht einmal ein Tier anhängen . . .

Aber er konnte nicht verhindern, daß er, ihm selbst unbewußt, dem von ihm geretteten guten Jüngling zugetan wurde. Es war ein Gemüt von geradezu lichter Lauterkeit, von jedem Lebensstaub unberührt, ahnungslos, daß diese wunderschöne Gotteswelt durch das Häßliche des Menschlichen, Allzumenschlichen getrübt und entstellt werden könnte. Dazu kam ein Kinderglaube: der Glaube des Einfältigen, welcher das Himmelreich haben wird. Mit heißer Inbrunst, voll stiller Glückseligkeit bereitete er sich auf sein zukünftiges Priesteramt vor, nicht wagend, sich selbst für einen der Erwählten zu halten, die der Menschheit den Gott verkündigen sollten. Dieser Gott war für ihn ein Gott der Liebe, der Gnade und ewigen Güte. Auch das edle Blut, das diesem liebenswürdigen und liebenswerten Menschenkinde durch die Adern floß, mochte den Priester aus altem Grafengeschlecht mit geheimnisvoller Macht zu dem Knaben ziehen.

Wenn Pater Paulus im Hörsaal zu seinen Schülern sprach, suchte sein Blick unwillkürlich das schöne, fast frauenhaft reizende Gesicht des einen unter den vielen. Er sah es zu dem seinen aufgehoben mit einem Blick, daraus ihm eine hingegebene, ihm angehörende Seele entgegenstrahlte. Das Leuchten dieses Blicks verfolgte ihn beständig, er mochte den seinen noch so oft abwenden. Wenn er den Schülern im Garten begegnete, so hemmte er unwillkürlich seinen Schritt, um von allen den einen zu grüßen; ja, er kreuzte deshalb bisweilen mit Absicht die Wege der jungen Leute, die jetzt bei seinem Nahen nicht mehr verstummten, ihm nicht mehr betroffen nachschauten, sondern die ihn am liebsten in ihre fröhlichen Gespräche, ihre kraftvollen Spiele gezogen hätten; denn schließlich war auch diese fromme Jugend eben — jung.

Und es geschah bisweilen, daß Einhard vom Rinn von den Gefährten sich absonderte und sich in einen der Laubgänge stahl, wo er Pater Paulus zu finden wußte. Es war das wider die Klosterregel, was der geistliche Herr dadurch strafte, daß er den Übertreter völlig übersah — da er ihn nicht strafend zurechtweisen wollte. Einmal jedoch dachte auch der Lehrer nicht an das Verbot der Absonderung, sprach den freudig Erglühenden freundlich an: fragte ihn nach diesem und jenem: nach



Heimat, Eltern, Freunden; und allmählich wurde aus der Ausnahme nachgerade eine Gewohnheit.

Nun erlebte der Priester das Erschließen einer jungen reinen Menschenseele. Es war ein wundersames Sprießen, ein köstliches Erblühen. So voll und schön hatte sich ihm einst ein anderes Gemüt aufgetan und sich ihm ganz zu eigen gegeben — so hätte er über jenes Macht gewinnen können. Denn Einhard vom Rinn kannte außer Gottes Gebot kein höheres Wort, als von diesen Lippen, denen eine zwingende Gewalt zu eigen war, zu ihm gesprochen ward.

Was aber sprach der beredte Mund? Selten über Irdisches, fast immer nur Dinge des Himmels, des Glaubens, der Kirche. Bei diesen Gesprächen, in welchen der Jüngling dem Priester sein ganzes Herz darbrachte, ertappte sich Pater Paulus bei einer bis dahin vollkommen unbekannten Empfindung. Sie jemals zu fühlen, hatte er für unmöglich gehalten.

Es war Neid.

„Hätte i c h dieses Knaben Glauben! I c h seine Überzeugung, Inbrunst, Hingabe. Meine ewige Seligkeit gäbe ich hin dafür. Er wähnt dich reich an Schätzen, an denen du arm bist, ein elender Bettler, dem er von seinem Überschuß Almosen erteilt. Wenn er deine Armseligkeit wüßte, er würde voller Entsetzen vor dir zurückweichen, oder voller Erbarmen zu dir sich herabneigen. Er würde nie aufhören dich zu lieben; aber er müßte aufhören an dich zu glauben. Eigentlich täuschest du ihn beständig. Du belügst ihn. Deine Lüge entsteht aus deiner Furcht, und deine Furcht ist Feigheit. Was du dadurch ihm antust, ist ein Verbrechen, begangen an seinem Glauben an dich."

Fortan schien der Priester vor dem Klosterschüler Scheu zu empfinden, als hätte er ihm gegenüber ein böses Gewissen, während der Jüngling ihm immer fester, immer schöner vertraute . . .

Einmal fragte ihn Pater Paulus:

„Was dachtest du, als du dich in den hochgehenden Fluß warfest, um einem Tier das Leben zu retten? Dachtest du: Auch ein Hund ist ein Geschöpf."

„Ach nein. Ich dachte an etwas ganz anderes."

„An deine Eltern, die dich lieben, denen dein Tod einen großen Schmerz zugefügt hätte?"

„Ich dachte nur an eines."

„Nenne mir's."

„Wenn ich umkam, ward ich nicht geistlich."

„Nur an dein zukünftiges Priesteramt dachtest du?"

„An nichts anderes."

„Dein zukünftiges Priesteramt ist also dein Leben. Und dieses wolltest du fortwerfen eines Hundes willen."

„An mein Leben dachte ich nicht."

„Du hast es behalten. Vielleicht wäre es für dich besser gewesen, wenn du —"

„Wie?"

Pater Paulus besann sich, faßte sich, sagte nach einer Weile leise und mit tiefem Ernst:

„Du kennst das Leben nicht, welches Gott dir erhielt, damit du ihm dienen sollst. Hast du noch niemals darüber nachgedacht, es könnte ein ganz anderes Leben sein, als du jetzt träumst?“

„Ein ganz anderes?“

„Weniger rein, gut, köstlich; mehr von der Welt, von den Menschen, dem Erdenleben.“

„Ich werde Priester sein.“

„Auch an diesen tritt das Erdenleben, das Menschliche heran. Als Versucher sich nahend, wird es häufig zum Totschläger: die Träume, die Illusionen, die Ideale schlägt es tot. Das ist grausamer als ein Totschlag des Leibes durch Dolchstöße. Nicht nur für deinen zukünftigen Priesterberuf mußt du deine junge Seele vorbereiten und stärken, sondern auch für den Menschen in dir und für das Menschentum der anderen, die an dich glauben und denen du Priester, Helfer, Retter sein sollst. Dann erst wirst du das Leben kennen lernen. Möchtest du es nicht zu sehr erkennen müssen.“

Ein plötzliches, heißes Mitleid mit der jungen, vom Leben unberührten Menschenseele hatte den Priester ergriffen und so ernst mahnend — so ernst vorbereitend zu dem lieben Knaben sprechen lassen. Was sollte aus dem Guten und Unschuldsvollen werden, wenn er ohne jede Warnung und Vorbereitung das Leben erfassen, die Menschheit begreifen lernte? . . . Was wurde aus dem kindlich Gläubigen, wenn er einsehen mußte, daß auf der Welt selbst an des Menschen Allerheiligstem gerüttelt ward? Würde dieses weiche Gemüt stark genug sein, daran nicht rühren zu lassen? Würde die Erkenntnis von Leben und Menschheit den Feinen und Reinen nicht niederwerfen, wie es die wilde Eisackwoge getan? Auch in der Kirche Christi war das Bildnis der Gottheit von Schleiern umwoben; auch für den christlichen Priester bestand das Gebot: die Hand nicht auszustrecken, den Schleier nicht zu heben. Auch in den Tempeln der triumphierenden Kirche Christi konnte eine junge gläubige Seele das Schicksal des Jünglings von Sais erleben . . .

Der Satz, welchen Pater Paulus nicht beendet hatte, sollte lauten:

„Vielleicht wäre es für dich tausendfach besser gewesen, du hättest in jener Frühlingsnacht dein junges Leben in den Eisackfluten gelassen — wie dasselbe Schicksal für mich besser gewesen wäre, da ich noch jung, gut und rein war, mit dem Glauben eines Kindes im Herzen. Auch für mich tausend- und tausendfach besser!“

Das durfte er dem Knaben nicht sagen . . . Die Worte unterdrückend, kam es ihm zum ersten Male mit aller Klarheit zum Bewußtsein, daß er den Ertrinkenden, für den der Tod vielleicht tausendfach besser gewesen wäre, am Leben erhalten hatte. Also hatte er durch seine Rettungstat die Verantwortung für dieses Leben auf sich genommen . . . So mußte er denn mahnen, warnen, vorbereiten.

Das war dieser Seele gegenüber fortan seine priesterliche und zugleich menschliche Pflicht.

* * *

Voll innigen Mitleids mit dem guten Jüngling, in dem qualvollen Gefühl seiner Verantwortung, dem starken Drang dessen, was er seine Pflichterfüllung

nannte — von so vielen machtvollen Regungen erfüllt, beachtete Pater Paulus zu wenig den Eindruck, den Mahnung und Vorbereitung auf das Gemüt des Klosterschülers machten. Dieses Gemüt war eine nur mit heiligen Lettern beschriebene Tafel, darauf die flammenden Worte des geliebten und verehrten Lehrers wie von einem glühenden Stift eingegraben, eingebrannt wurden.

Der Warner sah nicht das bleiche Gesicht, mit dem der arme Knabe zuhörte; der Vorbereitende verstand nicht den Blick des Schreckens, das allmählich zum Entsetzen, zum Grausen ward.

So sollte das Leben sein? So furchtbar ernst, traurig, trostlos! So die Entsagung? So schwer und marternd und trotzdem niemals völlig Entsagung werdend — da der lebendige Mensch nicht zu entsagen vermag: nicht den Wünschen und Hoffnungen, nicht einem heimlichen heißen Sehnen.

Sehnen wonach?

Nach Glück; nach . . . Eben nach L e b e n!

War solches Sehnen für einen Priester nicht gleichbedeutend mit dem unwiderstehlichen Verlangen nach dem Himmel; nach dem Glück im Glauben, dem Leben in Gott?

Doch nicht ganz gleichbedeutend. Denn es war nicht Sehnsucht nach diesen heiligen Dingen allein. Im Menschen mußte erst der M e n s ch überwunden, mußte der Mensch erst g e t ö t e t werden, um allein nach diesen höchsten Begriffen Verlangen zu empfinden, allein darin sein Glück und die Erfüllung seines Daseins zu suchen.

Wenn jedoch der Mensch im Menschen n i ch t überwunden ward? Nicht überwunden und getötet von dem P r i e st e r?

Was dann?

Dann war's ein Jammer, nicht auszudenken.

Und wenn der Priester lernen mußte, an vielem zu zweifeln, woran nur mit einem Hauch zu rühren Schuld, Sünde, Missetat war —

Was dann?

Und wenn der nicht mehr gläubige Priester durch seinen sündhaften Zweifel zu einem schwankenden, einem schlechten und falschen Geistlichen ward; wenn er sich entstellte zu einem treulosen Diener des Herrn —

Allmächtiger Herr des Himmels und der Erde, was dann, was dann?

D a n n w i r d a u s d e m Z w e i f e l V e r z w e i f l u n g . . .

Von Jammer und Verzweiflung wurde die junge Seele bereits jetzt gepackt. Aber Pater Paulus sah es nicht. Die verzweifelte Menschenseele versank in den verheerenden Wogen hilflosen Schmerzes, ging darin unter. Aber der Retter rettete nicht.

* * *

Um die Osterzeit war's. Die Klösterlichen bereiteten sich auf die heiligen Tage vor: Priester, Laienbrüder, Schüler. Sie hielten streng die langen Fasten und verrichteten voll Eifers die geistlichen Übungen. Viele gesunde Knabenwangen erblaßten in diesen Wochen; manche fröhlich blitzenden Augen wurden trübe.

Daß dies vor allem bei Einhard vom Rinn der Fall war, fiel nicht besonders auf: war er doch nicht nur der jüngste und zarteste, sondern auch der frommste und

zugleich leidenschaftlichste unter den Jünglingen; dabei mit einem bedenklichen Hang zu religiöser Schwärmerei, einer geradezu genialen Begabung zum Fanatiker. Sie fand in den Gesprächen mit Pater Paulus eine Nahrung, als würde in ein dürres Kornfeld die Fackel geworfen: die junge hilflose Seele mußte auflodern in Flammen, mußte sich in dem Brande verzehren . . .

Die Karwoche begann. Altem Brauch gemäß, oblag die Ausschmückung der Klosterkirche den Schülern. Alles Goldwerk des prächtigen Gotteshauses wurde mit schwarzem Flor umhüllt; mit schwarzen Draperien wurden die Säulen, die Wände bekleidet. Das helle Tageslicht, das durch die Fenster den Himmel in das Heiligtum brachte, wurde durch düstere Schleier getrübt.

Alle Altäre erhielten Trauerschmuck; vor sämtlichen Kreuzen sollten umflorte hohe Wachskerzen brennen. Die Nähe eines göttlichen Sterbens machte in allem sich fühlbar. Eine erhabene Feierlichkeit, von Todesschauern durchzittert, bereitete sich vor.

Als Letztes und Höchstes galt es, die Gruft des gekreuzigten Herrn und Heilandes zu schmücken. Sie befand sich vor dem Hochaltar, eine künstliche Höhlung, darin der blutüberströmte, blasse Leib des toten Gottessohnes gebettet ward.

Dieser war eine mittelaltrige Holzfigur aus der St. Michaelskapelle, ein weit berühmtes Meisterwerk der Schnitzkunst, erschreckend durch die Wirklichkeit der Darstellung: nicht Nachbildung schien dieser Tote zu sein, sondern Wahrheit.

An der lebensgroßen Gestalt haftete eine dunkle Sage: um den gekreuzigten Leib in jeder Muskel der Natur abzulauschen, sollte der Meister seinen eigenen jungen lieben Sohn gekreuzigt haben.

Es war ein grauenvolles Totengesicht: kein göttliches Antlitz, sondern das eines Menschen, der unter Qualen starb, eines ganz jungen Menschen, fast noch eines Knaben . . .

Einhard vom Rinn gehörte zu denen, die den Gekreuzigten in feierlicher Prozession aus der vor dem inneren Klostergebiet gelegenen Kapelle des Erzengels zur Kirche überführten und in das von Jünglingshänden bereitete Grab legen durften. Voller Entsetzen starrte der Knabe in die vom Kampf eines fürchterlichen Todes verzerrten Züge. So grausig — menschlich hatte Christus leiden müssen! Aber er litt, um die Sünden der Welt auf sich zu nehmen, um die Welt durch seinen Opfertod von ihren Sünden zu befreien.

Der gekreuzigte Heiland der Welt war nach drei Tagen von den Toten auferstanden: dem Karfreitage folgte der Ostersonntag . . .

Bei der Totenfeier Christi sollten die Klosterschüler das Miserere singen: im Kirchenchor, durch den großen Altar verdeckt, daß es wie aus der Ferne dumpf und geisterhaft herüberklang. Jeden Tag wurde die Totenklage von den jungen Sängern eingeübt. Einhards vom Rinn helle Stimme erschallte wie die eines Cherubims durch die schon tieferen Stimmen seiner Gefährten.

Je näher der erhabene Gedächtnistag kam, um so mehr bemächtigte sich der Gemüter der Klosterleute die Stimmung des großen Mysteriums, das sich erfüllen sollte: göttliches Leiden, Sterben und — Auferstehen.

* * *



In der Nacht zum Karfreitag fand Pater Paulus in seiner Zelle nicht Ruhe. Die engen Wände umfingen ihn, erdrückten ihn. Er mußte hinaus! Da alle äußeren Ausgänge verschlossen waren, konnte er nur die Galerien und Säle durchirren. Aber sein auf den Steinfliesen widerhallender Schritt hätte gehört werden können. Auch klang es wieder so geisterhaft hinter ihm drein. Von seinen eigenen gespenstischen Schritten gescheucht, wie verfolgt von sich selbst, gelangte er in die Kirche.

Unter den hohen Wölbungen würde er gewiß freier aufatmen können, würde über sein eigenes Gemüt vielleicht Frieden kommen.

Frieden — in dem Grabe vor dem Hochaltar lag der aus Todesqualen erlöste Gottessohn. Ihm zu Häupten brannte eine Kerze, wie sie für einen in Wahrheit Gestorbenen angezündet ward; und wie bei einem in Wahrheit Gestorbenen hielt jemand bei dem Leichnam des Herrn die Nachtwache.

Eine schlanke, schmächtige Gestalt in der dunklen Kutte der Klosterschüler war's. Hingekauert saß der junge Wächter und sah dem Gekreuzigten in das Gesicht. Regungslos, wie entgeistert durch die Qualen, die der Tote vor seinem Ende gelitten, starrte der Jüngling in das von der Kerze grell beleuchtete Antlitz. Jetzt seufzte er, stöhnte er auf. Ein Laut war's so voller Jammer, als müßte er dieses Sterbens Marter an sich selber erdulden.

„Einhard! . . . Einhard, mein guter Knabe! . . . Was tust du hier?"

„Ich halte Wache, ehrwürdiger Herr."

„Du mußt schlafen, ausruhen. Für dich hat das Leben noch Nächte voll Schlafes und Friedens."

Pater Paulus trat zu dem einsamen Wächter, der noch so jung bereits schlaflose Nächte hatte, blieb bei ihm stehen. Einhard regte sich nicht, wandte seinen Blick von dem Leidensantlitz vor sich nicht ab, sprach wie im Traume:

„Es muß sehr weh getan haben!"

Und plötzlich aufschauend mit einem Blick, darin eine Welt von Leiden lag:

„Er war hier so allein. Da mußte ich aufstehen und zu ihm kommen."

„Jetzt komm mit mir!"

„Bitte, nein. Bitte, laßt mich bei ihm die Wache halten."

„So wache ich mit dir."

Er setzte sich zu dem Knaben auf eine der Stufen, die zu dem Grabmal emporführten, und sprach in seiner eindringlichen Weise auf den krankhaft Erregten ein:

„Du darfst dich nicht in solcher Weise deiner Empfindung überlassen. Sieh, mein Knabe — es ist schön, daß auch Christus Todesqual litt. Was tut das? Nicht allein für ihn, sondern auch für uns. Was sind Todesqualen? Was galten sie ihm, welcher wußte, daß er nach drei Tagen auferstehen und zum Himmel fahren würde, um zu sitzen zur rechten Hand Gottes, um in ewiger Glorie zu thronen."

„Ach ja! Er wußte es. Wie schön, daß er es wußte. Dann freilich konnte das Sterben leicht sein."

„Siehst du wohl! Ich sage dir: es ist nicht schwer, sein Leben zu lassen. Und gar wenn es für die Menschheit ist: für die Sünden — für die Leiden der Menschheit. Tausende von uns würden um Geringeres willen den grausamsten

Qualentod erdulden; erdulden mit Jauchzen und Frohlocken. Ich beneide diesen Jesus von Nazareth seines qualvollen Sterbens willen zu solchem großen, solchem göttlichen Zweck; ich könnte darum mich selber an ein Kreuz schlagen."

„Sich selber an ein Kreuz schlagen ...", sprach der Jüngling ihm nach. Der Priester fuhr fort:

„Aber müßten wir alle uns nicht kreuzigen, auf daß das Wort erfüllt werde? Steht nicht geschrieben: wir müssen unser Kreuz auf uns nehmen. Wenn wir das müssen, so muß der Kreuzesaufnahme auch der Kreuzestod folgen. Zunächst der unserer Selbstsucht. Für uns katholische Priester muß unserer Kreuzesaufnahme der Kreuzestod alles Menschlichen folgen. Das sind freilich tausendfach größere Qualen, als der qualvollste Märtyrertod, dessentwillen Scharen von Gestorbenen heilig gesprochen wurden."

Aber der junge Einhard schien nichts anderes gehört zu haben, als die Worte, die er Pater Paulus jetzt ein zweites Mal nachsprach:

„Sich selber an ein Kreuz schlagen . . ."

„So sagte ich: Kreuzige! Kreuzige dich selbst! Und ich sage dir: um sich selbst zu kreuzigen, bedarf der Mensch nicht einmal des Glaubens, binnen dreien Tagen von den Toten aufzustehen. Er bedarf des Glaubens ü b e r h a u p t nicht, um für die Leiden der Menschheit sich selbst mit Dornen zu krönen, sich selbst die Nägel durch Füße und Hände zu bohren, sich selbst den Speerstich zu geben."

Da wurde er mit tiefer Feierlichkeit von einer Knabenstimme befragt:

„Gibt es Menschen, die nicht an eine Auferstehung glauben?"

„Lieber Knabe . . ."

„Gibt es Menschen, die überhaupt keinen Glauben haben? Gibt es Priester ohne Glauben?"

Was ging in der Seele des Priesters vor? Welche Macht zwang ihn, an diesem Grabe des gekreuzigten und gestorbenen Gottessohnes, der in drei Tagen auferstehen sollte von den Toten, dem Knaben gegenüber ein Geständnis abzulegen, welches sich selbst zu bekennen er bisher nicht gewagt hatte: das Geständnis seines Unglaubens an eine Auferstehung von den Toten, seines Unglaubens überhaupt.

„Ihr glaubt nicht? Ihr, den ich verehre wie keinen anderen Menschen auf Erden; Ihr, zu dem ich aufblicke wie zu einer Gestalt in der Höhe — Ihr glaubt nicht? Und Ihr seid Priester! Ein ungläubiger, unchristlicher, gottloser —"

Mit einem Laut wie ein Sterbensschrei brach der Knabe neben dem Leichnam Christi bewußtlos zusammen.

(Fortsetzung folgt)







„Du bist Orplid, mein Land ...“

Von Charlotte Dittmann

Im Lande Nirgendwo mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten und seinen Mysterien, in dem Lande, wo jeder Schritt ins Unbetretne geht, ist mancher schon daheim gewesen, der hinterher kein Dichter geworden — oder besser, der später keiner geblieben ist und nun auch noch seine heimlichen Ausflüge dahin leugnet, wenn man ihn danach fragt. Der Dichter Mörike trug das Land „Orplid“ in seiner Phantasie und würdigte nur seine nächsten Freunde während der Studentenzeit, es mit ihm zu betreten. Die Freunde entwarfen mit ihm Landschaftsbilder, dichteten ihrer Götterinsel eine eigene Geschichte an und spannen diese bis in die Gegenwart herüber.

Mancher, der dies in Mörikes Biographie liest, glaubt, es handle sich nur um die besonders sonntägliche Phantasie eines Sonntagskindes, und ahnt nicht, daß rings um ihn herum ein Orplid neben das andere gebaut ist — sintemal vielleicht seine eigenen Kinder in phantasiegeweihten Räumen wandeln.

Abgesehen von einer lebendigen Erinnerung an die eigene Traumwelt muß man die Möglichkeit eines vertrauten Kinderumgangs haben, wenn man bis in diese Tiefen schauen will. Man muß die Kinder gerade in allervertrautesten Stunden g a n z besitzen. Welches Staunen dann zu sehen, daß unsere bunte innere Welt, die wir, um nicht um ihretwillen verspottet zu werden, so ängstlich verschlossen hielten, durchaus nichts war, auf das wir und unsere Kindheit das Monopol hatten. Ja, in den eigenen Kindern finden sich sogar ganze Gedankengänge wieder, die einst wir gedacht haben.

Phantasiebegabte Kinder — und ich behaupte, daß sie viel zahlreicher sind, als der moderne Mensch annimmt — bauen sich Wand an Wand mit dem Alltag eine Traumwelt, die sie so lebhaft umgibt wie dieser selbst. Woher die Motive dazu genommen werden, ist schwer zu sagen; das Kind selbst weiß es natürlich am wenigsten. Der gemeinsame Grundzug ist aber ausnahmslos der, daß ein Kreis von Möglichkeiten geschaffen werden soll, der, über dem Niveau des Alltags liegend — wenigstens für uns selbst und in der Idee — eine Verwirklichung unserer Ideale in Aussicht stellt.

Und in d e m Sinne ist diese Traumwelt etwas ganz Gesundes, ja eine Naturnotwendigkeit, eine Quelle, aus der der kleine Mensch nach allen Härten und Ent-

täuschungen neue Seelenkräfte schöpft. Erwachsene staunen oft die wundervolle Elastizität der Kinder fast voll Neid an. Ja, wenn den Erwachsenen ein kleines Eden blühte wie den Kindern, so vermöchten auch sie im Schatten heiliger Bäume zu rasten.

Meist handelt es sich im Erleben jenes Orplid zuerst um den Verkehr mit erdichteten lieben Gestalten. Sie werden die Vertrauten aller Nöte, und je lebhafter dieser Verkehr wird, um so mehr drängt sich die Notwendigkeit auf, dem geheimnisvollen Gefährten eine Abkunft und Geschichte anzudichten. Das im Märchenreich heimische Kind findet nun natürlich allerhand Beziehungen, die in die Wirklichkeit nicht passen, und dichtet dieselbe deshalb allmählich für seine Bedürfnisse um, zu der ersten Person gesellen sich andere, und — die Insel Orplid erhebt sich aus dem Meere der Phantasie. Ein Mädchen hegte in diesem Stadium die Vorstellung einer Stadt, deren Straßen Wasserarme bildeten, obwohl es von Venedig noch nichts gehört hatte. Es teilte die eigene Persönlichkeit in zwei Rollen: die eines Knaben und die eines Mädchens, und gefiel sich merkwürdigerweise in der des Knaben am meisten. Die ritterlichen Gefühle, der Beschützerdrang, ein heroischer Zug und die Begeisterungsfähigkeit waren bei ihm besonders stark entwickelt. Es trug im Geiste als Knabe seine Gefährtin — die andere Hälfte seines Ich — schwimmend über die Wasserstraßen, wozu vielleicht die Anregung im Anblick der schönen, kräftigen Knaben gelegen hatte, die das Kind oft auf Dampfschiffahrten beim Nahen des Dampfers sich ins Wasser hatte stürzen sehen.

Der Drang nach Heldenverehrung spielt überhaupt beim Kinde — und vielleicht n i c h t am stärksten beim Knaben — eine große Rolle. Sein Traumland bevölkern wohl ausschließlich — wenigstens kann ich das, soweit mir der Einblick vergönnt war, behaupten — großzügige und liebenswürdige Gestalten. Spielen düstere Bilder hinein, wie es etwa Hebbel von sich erzählt, so liegt gewiß eine besondere Sensivität für das Düstere darin ausgesprochen, die das ganze Leben hindurch standhält, wie es ja bei Hebbel tatsächlich der Fall war.

Im Wettbewerb mit diesen erdichteten Freunden, in ihrem engen Verkehr den kein Mißton trübt, und im Verweilen in jener besseren Welt, die diese Freunde umgibt, liegt durchaus nicht die Gefahr, den Boden der realen Welt zu verlieren, wie nüchterne Erwachsene fürchten. Der Alltag hält jeden von uns fest — allzu fest manchmal, und auch das Kind wird durch Haus, Schule und Kameraden oft unsanft genug darin umhergetrieben. Dieser Verkehr und Wettbewerb erzieht vielmehr allmählich eine hochgestimmte Seele, der das Edle und Unvergängliche zum Selbstverständlich-Alltäglichen wird fürs ganze Leben. Es ist wahrlich nichts Kleines: heimisch zu werden in einer höheren Welt und aus der Kinderzeit die Sehnsucht nach Befriedigung geistiger Bedürfnisse ins Leben zu tragen.

Die Nutzanwendung beginnt übrigens bereits in der Kindheit. Das Kind zieht die Konsequenzen seiner inneren Erlebnisse, ohne sich dessen bewußt zu sein. Hochinteressant ist z. B. die Art und Weise phantasiebegabter Kinder, sich von Furchtgefühlen zu befreien. Ich spreche nicht von den Furchtgefühlen krankhaft überreizter Kinder. Sie k ö n n e n sich nicht befreien, sondern geraten immer tiefer ins Grauen hinein, weil selbstverständlich auch ihre Phantasie krankhaft überreizt

ist und der gesunden Spannkraft entbehrt. Ich denke hier an das gesunde Kind, das natürlich auch nicht gefeit ist vor Angst und Schreckensvorstellungen. Wenn z. B. in seiner Gegenwart vom Tode gesprochen worden ist, überfällt sein kleines Herz lange Wochen hindurch beim Einschlafen eine Art Todesbangigkeit. Ein kleines Mädchen half sich dadurch, daß es „spielte“, es sei Schneewittchen. Es gab sich Mühe, sich recht niedlich hinzulegen, genau wie Schneewittchen im Märchenbuch liegt, die Hände auf der Brust zu falten und „spielend“ — im Märchentraum, des frohen Erwachens sicher — schlief es ein.

Ein anderes Kind konnte den Schauer, den es beim Anblick einer Mumie empfunden hatte, lange nicht überwinden. Wenn es mit gefalteten Händen im Einschlafen begriffen war, fuhr es von der Vorstellung erschreckt auf, so eine Mumie zu werden. Dann half es sich damit, die Stellung zu ändern, träumte sich in eine Reisekutsche, deren Pferde es am Zügel hielt, und fuhr davon, unterm Sternenhimmel hin — ins Land der Träume.

Die Kinderphantasie ist sonnig; die ungeheure Freudefähigkeit des Kindes hält alle freundlichen Bilder mit geradezu großartiger Energie und Intensität fest, während ihm die düsteren in einen Schatten von allgemeiner und eintöniger Form und Färbung zusammenschwimmen. Dafür spricht deutlich genug die Tatsache, daß Kinderträume licht und freundlich sind. Quälende Träume deuten ganz besonders beim Kinde auf krankhafte Störungen des körperlichen oder seelischen Wohlbefindens. Der Traum ist ein Ventil der Seele und gibt selbst dem Erwachsenen wertvollen Aufschluß über sein geheimes Hoffen, Wünschen, Fürchten und Denken. Es ist falsch, Kinder abzuweisen, wenn sie erzählen wollen, was sie geträumt haben. Wohl soll kein Erwachsener törichten Traumaberglauben in einen Kinderkopf säen. Aber wer es verschmäht, in seines Kindes buntscheckige Traumwelt zu blicken, der gibt den allergeheimsten Schlüssel zur Erforschung der Kinderpsyche aus der Hand.

Meist wird es sich zwar um traumhafte Ausgestaltung alltäglicher Erlebnisse und Verhältnisse handeln, die immerhin auch interessante Streiflichter auf des Kindes Stellungnahme zu ihnen werfen. Manche Träume verraten eine rührende, spiegelklare Frömmigkeit, wie z. B. die Engelträume, die jüngere Kinder bis ins schulpflichtige Alter hinein bisweilen haben. Bei diesen letzteren erwacht oftmals, angeregt durch den biblischen Geschichtsunterricht, eine Sehnsucht, Jesus zu sehen, die bis zur Verwirklichung des Wunsches im Traum führt. Charakteristisch ist, daß sie ihn dann meist nur „von fern“ erblicken und trotz einer glückseligen Gehobenheit beim Erwachen längere Zeit vergehen lassen, bis sie davon erzählen mögen. Es liegt darin eine unendliche Keuschheit des Empfindens.

Die praktische Bedeutung dieser Seite der Kinderpsyche läßt sich leicht dahin zusammenfassen, daß Kinder mit einer beschwingten Phantasie ein starkes Innenleben haben und von reichen, mannigfaltigen inneren Erlebnissen erzogen werden. Sie sind vorwiegend sonnige Naturen, obgleich ihnen hin und wieder das Prädikat „Träumer“ angeheftet wird. Ob sie wirkliche Träumer sind, die sich in der Wirklichkeit schwer zurechtfinden, oder nur gelegentliche, wenn ein inneres Erlebnis sie stark in Anspruch nimmt, ist lediglich Temperamentssache und nicht

abhängig von der Phantasie an sich. Sie sind sonnig, weil eine gewisse Heiterkeit des Gemüts auf ihnen liegt, sie sind gewissermaßen „hellenische Naturen“ und setzen oftmals durch ein überraschendes Verständnis des Lebens in Staunen. Das macht, sie bleiben nicht an der Oberfläche hängen; der Blick in die eigene Tiefe erschließt ihnen das Verständnis für die Umwelt.

Als Beleg hierfür möchte ich von einem dreizehnjährigen Knaben erzählen, dessen starkes Eigenleben ihm oft den Namen „Träumer“ eintrug. Er verkehrte weniger mit Knaben, als seiner Familie, welche immer fürchtete, er würde sich in das Leben schwer finden lernen, lieb war. Als eines Tages eine Konfirmandenklasse gefragt wurde, was ein jeder von ihnen für das Höchste hielte, antwortete einer unter ihnen: „Geld!“ Ohne im mindesten in pharisäische Entrüstung auszubrechen, fügte der dreizehnjährige Knabe daheim seiner Erzählung des Vorfalls hinzu: „Das war gewiß ein recht armer Junge, bei dem das Geld zu Haus eine so große Rolle spielt.“ Liegt darin nicht eine sonnige Klarheit des Gemüts, eine Reife der Lebensauffassung, die gleich weit entfernt ist von harter Kritik wie vom Herabsteigen in die Niederungen der Alltagsanschauungen? Verstehen ist alles!

Gehen also Kinder den Weg ins Unbetretne, schiffen sie sich ein nach dem Inselland Orplid — und es sind ihrer viele, die das tun — so sei ihre Fahrt gesegnet. Es sind kleine Bürger einer bessern Welt, deren schöne Gesetze sie in ihren Mannesjahren auf die Wirklichkeit zu übertragen streben werden. Und der nüchterner angelegte Mensch, dem alles dies fremdartig klingt, möge mit Stieler bedenken:

Du sollst nicht mit den Menschen rechten,
Weil sich ihr Weg von deinem trennt,
Denn jedes Herz folgt eignen Mächten
Und Wegen, die's allein nur kennt —!

Und so möge er ihnen frei Geleit gewähren.



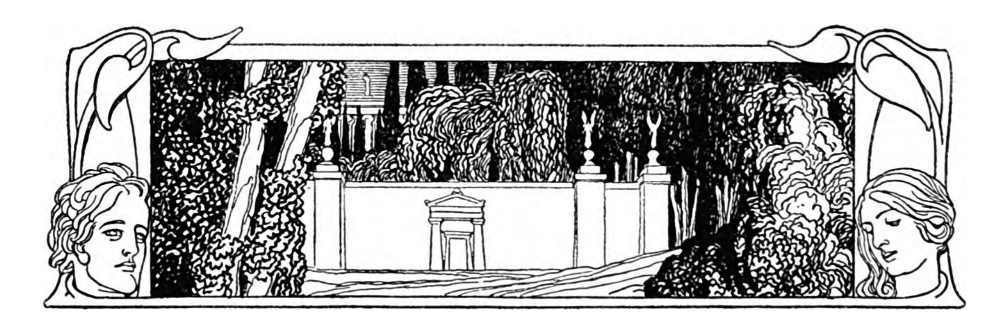
Das Eschenbäumchen · Von Paul Quensel

Du Eschenbäumchen am Weg ... Wie schade!
Du bist so jung und schlank und gerade.

Der Knecht braucht einen Peitschenstecken,
Das Kind ein Stänglein, die Gänse zu necken,
Und die Annedort aus dem Spittel
Gegen die Katzen ein wirksam Mittel.
Wenn sie dich sehn, so bist du verloren.

Wärst du seitab im Hag geboren,
Du könntest dich strecken nach deinem Sinn.
Aber am Weg die Geraden
Kommen zu Schaden
Und fahren dahin.





Das Gärtlein des Lebens – das Gärtlein des Todes · Erzählung von Albert Geiger

Erster Teil

I.

Felsenabgrund, ewige Berge,
Wassersturz, der donnernd fällt,
Singet Lob dem hohen Werke,
Das sich schuf der Herr der Welt.
Tu dich auf. Gewittertür,
Laß das Morgenrot herfür,
Daß es mit den brünst'gen Flammen
Alle Frommen ruf' zusammen!

Also sang der alte Wendelin Hipp, der Totengräber, Gärtner und Naturheilarzt in einer Person war, sitzend vor dem Beinhaus des hochgelegenen Gottesackers, seine Morgenandacht. Er hatte die runzlichten Hände im Schoße gefaltet und sah ernst hinaus auf das Land, über dem aus rötlichen Schleiern die Sonne hinaufstrebte. Weit war die Schau. Da war das ebene Land des weiten Seegaus, aus dem trotzig halb kahle, halb bewachsene Berghügel emporsprangen. Als habe der Erdriese seine Faust gen Himmel geballt. Da waren dunkle Waldkämme und Rebhügel und Saatfelder und Wiesen und Bäume ringsum verstreut, und freundliche Schlößchen auf den Hügeln, und Höfe und Mühlen am langsam dahinschleichenden Fluß. Über die Ebene hinaus in gemessener Entfernung blinkte ein Zipfel des großen Sees. Wie gerade die Sonne schien oder von Wolken verdeckt war, blitzte er auf wie frischgefallener Schnee, über den ein rotes Leuchten geht, oder er sank in müdes Grau. Dort sah man auch die Türme einer großen Stadt, und zuweilen weit in der Ferne über blauen Vorbergen, wenn das unruhige Frühlingsbrauen der Luft den Schleier auf Augenblicke öffnete, traten mit einem seltsamen Schauer berührend mächtige Berghäupter und glänzende Firnfelder hervor.

Über dem Gottesacker stieg fast senkrecht die Wand des mächtigsten der Bergklötze im Seegau empor. Furchige schwarzgraue Felsenwände, bewachsen mit Eschen und Zwergeichen, Holunder und Haselnußbüschen, Ebereschen und Waldreben, Epheu und Silberdisteln. An den Felsen triefte das Wasser herab, denn

es hatte die Nacht ein starkes Gewitter gehabt, das erste des Frühjahrs. Bis in den wolkenhastenden Aprilmorgen hatte der Sturm getobt. Jetzt war es stiller geworden. Nur ab und zu schütterte ein Hauch die Büsche und Bäume der mächtigen Felswand und streute den Segen der Nacht auf die sprossende Erde.

Der Totengräber, der Hippe-Wendel, hatte noch drei Vaterunser gesprochen, dann stand er auf, strich seinen mächtigen graubraunen Bart, den er nach seiner weit und breit bekannten Gewohnheit in kleine Zöpfchen geflochten hat, mit den hageren Fingern zurecht, nahm einen Spaten, der neben ihm stand und schritt bedächtig zwischen den Gräbern hin und her, zu sehen, was für Schaden der Sturm angerichtet habe. Dabei brummte er nach seiner Weise allerlei vor sich hin.

„Schau!“ sagte er, ein halb umgewehtes Kreuz aufrichtend, „du arme Färber-Sofie, dir haben die bösen Geister auch keine Ruh' gelassen die Nacht hindurch. Hast sie doch redlich verdient.“

Er steckte das Kreuz tiefer in die Erde und patschte mit dem Spaten den aufgewühlten Grund.

„So!“ brummte er. „Du sollst dein gutes ordentliches Bett haben. Hast bei Lebzeiten doch nie eine rechte Nachtruhe gehabt.“

Die Färber-Sofie war im Städtchen unten Hebamme und Waschfrau gewesen, zwei ziemlich ruhelose Gewerbe, und ihr Mann hatte sie geschlagen, so oft er Lust hatte. Er schlug auch die zweite Frau. Und da ihm diese eine kleine Wirtschaft mitgebracht hatte, so war die Versuchung zum Trinken und zum Prügeln noch schlimmer. Dieser edle Weltbürger hieß Dionysius Weber und wurde kurzweg der Weber-Donisl genannt.

Der Totengräber schritt weiter, da und dort zum Rechten sehend. Ein kleinerer Grabhügel, ein Kindergrab, sah besonders schlimm aus. Das kürzlich erst aufgeschüttete Erdreich hatte noch nicht den Zusammenhalt wie die älteren Gräber. Der Hippe-Wendel blieb davor stehen, schüttelte das grau-silberumbuschte Haupt und sagte:

„Du kleine Fürrers-Eva, dir haben sie dein Bettlein so gar wüst verstört. Und liegst doch erst die zweit' Nacht darinnen. Ja, wären sie nur nit zum Doktor gelaufen und hätten auf mich gehört, dann sprängst jetzt noch lustig herum. So geht's.

Wenn Unverstand nicht hören will,
Da schweigt der liebe Herrgott still.

Auch das war eine Eigenheit des Hippe-Wendel, das Versemachen. Früher hatte er für die ganze Gegend roh gezimmerte, aber herzlich gemeinte Hochzeits-, Tauf- und Grabverse, Richtsprüche und Beschwörungsformeln verfaßt. Jetzt war die Kundschaft in diesem Zweig seiner Tätigkeit zurückgegangen, seit die besseren Leute zu einem jungen Schulmeister liefen, der dies alles viel zierlicher und blumenreicher zu setzen wußte. Auch war der Hippe-Wendel, der ein erklärter Anhänger des Pfarrers Kneipp geworden war, jetzt zu viel mit der Doktorei beschäftigt, zumal er noch die Gärtnerei nebenher betrieb, unten im äußersten Haus des Städtchens, da wo die Straße zum Hammerstein hinaufführte. Aber es blieb ihm noch unbewußt der Drang, Verse zu machen, und zumal Sentenzen seiner Lebens-

philosophie kleidete er in das zweiflügelige Gewand seiner Verspaare, wo denn manchmal Weisheit und triviale Gossenwahrheit höchst wundersam durcheinanderpurzelten.

Er machte das Gräblein der kleinen Fürrers-Eva, die an einem Scharlachfieber gestorben war, mit sorgsamer Hand zurecht, hing den Glasperlenkranz ordentlich auf und richtete im Weitergehen die Rosensträucher auf etlichen Gräbern. Dann nahm er eine Gartenschere heraus und schnitt da und dort an den Rosenstöcken, mit den grauen Augen vorsichtig prüfend.

Dieweil hatte die Sonne sieghaft ihren blitzenden Wolkenspeer durch die treibenden Wolken gestochen. In seinem Strahl glänzte das Städtlein unten, das nun vor des Totengräbers Blicken lag, mit tausend blanken Scheiben aus der Ebene herauf. Aus den Kaminen stieg der Rauch. Der von Süden kommende Luftstrom trieb ihn dem Norden zu, wo blauschwarze Bergkämme herüber zu den Schweizeralpen grüßten. Die Sonne durchleuchtete die graublauen Rauchwolken mit einem zarten, warmen Silberton. Unten war das Leben schon in vollem Gang. Kinder sprangen zur Schule. Wagen klapperten über das Pflaster. Die Hähne in den Höfen krähten unaufhörlich. Der Totengräber hielt die Hand in die Luft.

„O, ihr Malefizer, ihr braucht nicht so zu spektakulieren. Wir wissen's auch so: es gibt noch mehr Regen. 's Regenfaß ist noch voll. Schau, schau, und schon donnert's und bollert's drüben wieder. Das geht mit dem schlechten Wetter bis in den Mai hinein."

Indem sah er den Hohlweg, der als Abkürzung der Hauptstraße zum Gottesacker heraufführte, zwei Menschenkinder heraufkommen. Er legte die Hand über die buschigen Augenbrauen, wie das so seine Gewohnheit war, und sagte:

„Ei, schau, da kommt die Jungfer Anna und 's Josefle! Was wollen die schon so früh in meinem Gärtlein?"

Er blieb, auf seinen Spaten gestützt, die beiden erwartend, stehen. Die waren den Hohlweg ganz heraufgekommen, bis zum Eingang des Friedhofs, zu einer stark verrosteten schmiedeeisernen, schöngeformten Gittertür. Da stand das Mädchen still, etwas rascher atmend, daß auf ihren zarten, blassen, durchsichtigen Wangen ein helles, fast krankhaft helles Rot erschien. Ihre großen blauen Augen, in denen sich die Heiterkeit einer wahrhaften Kinderseele widerspiegelte, lachten dem Totengräber entgegen. Ihre weißen, feinen, länglichen Hände hielten ihm einen leeren Hängekorb hin. Das gab der leichten zierlichen Gestalt eine kecke, fröhliche Linie.

„Rat', was ich holen will, Hippe-Wendel?"

„Was wird die Jungfer Anna holen wollen? In meinem Gärtlein ist nit viel zu holen. Meine Leut' sind alle sehr genügsam.

Sie ruhen in dem lieben Gott
Und essen dort das ewige Brot.

Und das ist noch das Beste vom Leben!"

„Ei was, wie kann man so schwätzen!" rief das Mädchen mit seiner hellen, manchmal etwas verschleierten Stimme. „Ich leb' gern."

„Ja, ja, Ihr, Jungfer Anna! Das glaub' ich! Wenn man versprochen ist. Wann soll denn die Hochzeit sein?“

„O jegerl, da hat's noch gute Wege! Bis der Richard das zweite Examen gemacht hat und praktizieren kann, dauert's immer noch an die zwei Jährle. Aber er ist jung und ich bin jung. Wir können warten. Und 's warten hat auch sein Schönes.

Ja, und jetzt wollt' ich fragen, ob ich einen Armvoll von dem Efeu da haben kann. Und zweitens schickt mich der Vater: Du sollst morgen 's Gärtle am Haus machen. Bis jetzt war's ja so wüstes Wetter, daß man nichts hat machen können.“

„Alleweil. Und 's wird noch nit viel besser. Schau, wie's blitzet aus dem Wetterloch. Das bedeutet niend Guts. Aber die Jungfer soll das Efeu wohl haben. Kommt nur 'rein, Scheurer-Anna, da an der Mauer wachst mir das Zeugs ohnehin zu wild. Nehmt nur herzhaft. Wartet, ich schneid' euch!“

Anna und das Josefle, ein etwa sechzehnjähriger, sehr blonder junger Mensch mit einem schwermütigen Gesicht und den schönsten braunen Augen, an einem Fuße hinkend, traten in den Friedhof ein.

Der Josefle war der Sohn eines Schreiners unten in der Stadt. Er war ein guter Bub und geschickt in seinem Handwerk. Da er aber das lahme Bein hatte und ziemlich schwächlich war, so bürdete ihm der Vater nicht zu viel Arbeit auf. Sein Traum war, Maler zu werden. Er besaß ganze Mappen voll Zeichnungen und hatte sich auch schon in Wasserfarben und Ölmalerei versucht. Anna und er waren Spielkameraden gewesen, und es hatte sich zwischen dem zwei Jahre älteren Mädchen und dem Knaben eine geschwisterliche Freundschaft ausgebildet, die freilich bei dem Knaben tiefere Wurzeln geschlagen hatte: Wurzeln in jenem Erdreich, aus dem das furchtsame Pflänzlein Liebe in die Höhe strebt.

„So!“ sagte der Totengräber. „Das wird langen. Aber was ist das für ein Freudenfest im Lehrerhaus, daß da bekränzt und geziert muß werden? Kommt am Ende gar der Bräutigam? Da möcht' ich lieber halt warten mit dem Gärtlemachen. Denn er führt immer so spitze Reden mit meiner Doktorei. Er ist halt ein g'studierter Herr und versteht das alles viel besser. Er muß es ja besser verstehen. Aber ein alter Mann sieht auch manches, was die Jungen nicht sehen. Und hätt' man Fürrers Eva mit Heublumenwickel behandelt, statt ihr die dummen Pulver zu geben, so wär' sie heut' noch da.“

Anna hatte geduldig dem Ergusse des Alten zugehört. Jetzt sagte sie lächelnd:

„Ei, Hippe-Wendel, das ist ja nur Einbildung. Der Richard zieht halt manchmal die Leut' gern auf. Komm nur morgen. Ich mach' eine Flasch' Nußlikör auf, von dem, den noch die Mutter angesetzt hat.“

Des Alten Gesicht, das bei seinen letzten Worten von einer leichten Verdrießlichkeit beschattet worden war, hellte sich auf.

„Ja, den Nußlikör hat ihr keiner nachgemacht. Sie war überhaupt eine gescheute und gute Frau. Daß sie nur so früh hat sterben müssen! Der Weber-Donisl aber wird sicherlich achtzig. Das ist halt so.“

Anna war bei diesen Worten ernster geworden. Sie schien über etwas nachzusinnen. Dann nahm sie den mit Efeuranken dichtgefüllten Korb hoch und sagte mit verdunkelter Stimme:

„Es tut uns beiden an, dem Vater und mir, daß die Mutter hat fort müssen. Ich mein' als, ich müßt' noch ihre Stimme hören oder sie im Gärtlein sehen. Sie hätt' so gern noch leben wollen, so arg sie hat leiden müssen."

„Jetzund ist sie in meinem Gärtlein und wohl aufgehoben," sprach der Totengräber mild und feierlich.

Anna ging mit dem Korb die kleine, von Akazien eingefaßte Allee entlang. Dort am Ende war ein noch ziemlich neuer Grabstein mit einer Urne darauf. Sie setzte den Hängekorb auf den Boden und kniete vor dem Grabe nieder. Mit niedergeschlagenen Wimpern sprach sie ein stilles Gebet. Der Hippe-Wendel und Josefle standen andächtig hinter ihr. Als sie sich erhob, sagte der Totengräber:

„Schaut, wie prächtig die Rosen ansetzen. Das hier ist Kaiserin Augusta. Eine Prachtsrose. Die hab' ich neu eingepflanzt. Es wird schön sein, das Grab, wenn sie im Juni blühen."

„Adieu, Hippe-Wendel! Ich muß mich eilen. Um halb zehn kommt der Zug von Schaffhausen."

„Von Schaffhausen? Ich denk', in Heidelberg studiert der Richard."

„Hippe-Wendel, was redst du daher! Meine Freundin kommt doch, die Ottilie. Weißt du nicht mehr: die vor zwei Jahren bei uns in den Ferien war?"

„Die schwarzhaarige Große?"

„Ja, die!"

„So so! Ei ei! Das wird aber eine Freud' sein!"

Anna stieß einen trillernden Laut aus, wie eine Lerche. Und in diesem Laut war ihre ganze Freude ausgesprochen.

„Adieu, Hippe-Wendel! Vergelt's Gott auch!"

„Ja, für was? Lebet wohl, ihr Kinder. Und gib acht, Josefle! 's ist schlüpfrig im Hohlweg."

Der Totengräber sah den beiden nach, wie sie den Hügel hinabstiegen. Er legte wieder die Hand über die buschigen Brauen:

„Kurios, wie sie ihrer Mutter gleicht, als sie noch jung war! Ganz so zierlich, leicht und schmächtig. Wie ein Vögele. Der darf auch kein allzu rauher Wind um die Ohren fahren."

Dann begann er, ein neues Grab auszustechen. Der Schuster-Adam sollte da hinein.

* * *

II.

Der Oberlehrer Scheurer kam mit gewichtigen Schritten in seiner bedächtigen Art über den Schulhof herüber. Es war Pause. Die Buben und Mädchen sprangen und schrien um die Wette. Und es lag nicht an dem guten Willen der Spatzen in den alten Linden des Schulhausplatzes, daß sie nicht noch lauter schrien. Der Südwind war stärker geworden und trieb große, regenschwere Wolken über das Städtchen. Zuweilen auch streute die durchbrechende Sonne grelle Lichter über die Kirche, das Schulhaus, die alten Bäume, die hin und her springenden Kinder. Es war ein lebhaft bewegtes Bild.

Der Oberlehrer war ein stattlicher, vorzeitig ergrauter Mann mit lebhaften blauen Augen und gutmütigen, aber gleichwohl ernsthaften Gesichtszügen. Er machte nicht viele Worte, war aber nicht unheiteren Gemüts, und einem guten Glas Wein nicht abhold. Seine treueste Freundin und Gefährtin war eine silberne Schnupftabaksdose, die immer wohl gefüllt sein mußte. Er schnupfte vor dem Einschlafen und schnupfte beim Aufwachen. Er schnupfte vor dem Unterricht und vor dem Orgelspiel. Er schnupfte vor der Suppe und nach der Suppe. Und kaum war der letzte Bissen gegessen, so klapperte schon wieder die Dose. Ja, es war sicher, daß er auf dem Totenbett noch schnupfen würde. Wie er auch bei seiner Liebeserklärung und nach der Trauung geschnupft hatte. Als ihm seine Tochter geboren wurde, hatte er seine Enttäuschung, daß es kein Bub war, in einer Prise verborgen. Kam er in Gemütserregung, so schnupfte er. Selbst als man seine Frau hinaufgetragen hatte zum Friedhof, war er, schon vor dem Hause, umgekehrt, um seine Dose zu holen. Er war ein großer Gewohnheitsmensch und akkurat bis zur Pedanterie. Wie die meisten vom ehrenwerten Lehrerstand war er ziemlich rechthaberisch. Widersprach man ihm dann, so geriet er wohl in Zorn, und er hatte dann einige Redensarten, die er auch sonst anwendete und mit denen er sich dann nebst der üblichen Prise zu besänftigen pflegte. „Ah, das ist doch auch!" Oder: „Nein, was ist jetzt auch das!" Als letztes Hilfsmittel aber sagte er: „Bisch guet!" Das war wie Öl auf die Wogen. Sein Wesen war durchaus aufs Praktische gerichtet, und für Sentimentalität hatte er wenig oder gar nichts übrig. Er war vom Heuberg auf der Rauhen Alb gebürtig, hatte dort lange als Lehrer gewirkt und ein gutes Stück jener Bauernstarrheit abgeschlossener Gegenden in sich.

Anders war seine Frau gewesen. Sie stammte aus dem mittleren Rheintal, jener weichen, gesegneten, lieblichen Gegend, die das Herz weit und die Sinne offen für das Schöne macht. Sie war ihrem Mann eine liebende Gattin und eine tüchtige Hausfrau geworden. Aber ihre liebe- und anlehnungsbedürftige Natur war an der Seite dieses schweigsamen, durch und durch realen Mannes verkümmert. Nur in ihren grauen, sanften Augen wohnte noch ein Schimmer des von ihr geträumten Lebens. Zart, wie sie war, hatte sie in dem Dorf auf der Rauhen Alb bereits den Keim ihrer späteren Erkrankung in sich aufgenommen. Eine Typhuskrankheit war hinzugetreten. Einige Jahre war es ein müdes Siechtum. Dann losch die schwache Flamme ihres Lebens aus. Auf dem Totenbett hatte sie ihrer Tochter ins Ohr geflüstert: „Ich hätte so gern einmal wirklich gelebt. Und jetzt ist es schon zu Ende und ich bin gar nicht dazu gekommen." Mit diesem Sehnsuchtsseufzer und einem irre suchenden Schimmer in den Augen war sie gestorben.

Die Tochter hatte sie damals nicht recht verstanden. Sie hatte nur ein beklommenes Gefühl und eine dunkle Angst, wenn sie dieser Worte gedachte. Es gab ihr dann einen schmerzlichen Stich an der linken Seite. Sie hatte vom Vater das Offene, Bestimmte. Von der Mutter das Weiche, Träumerische, Sehnende. Diese Mischung der Temperamente gab ihr etwas ungemein Reizvolles. Aber auch jene Neigung zu Stimmungsübergängen, die sich so gern einer vollen, dauernden Glücksempfindung entgegenstellen. Alle im Städtchen hatten sie lieb. Sie hatte etwas so Zutrauliches und doch Feines. Es war, als ginge die Sonne

mit ihr. Tagelang hörte man sie singen und zwitschern wie ein Vögelchen. Dann, mit einem Male — es war etwa ein hartes, nicht einmal böse gemeintes Wort des Vaters gefallen, oder Richard, der Bräutigam, hatte nicht geschrieben, oder vielleicht war es eine geheime innere Ursache, über deren Wesen sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte — mit einem Male dann war sie verstimmt, ja fast reizbar. An solchen Tagen machte sich ein nervöses, kurzes Hüsteln bemerkbar. Der Vater hatte für diese Verstimmungen weder Auge noch Ohr. Diese zitternden Schwingungen einer zarten weiblichen Seele blieben ihm unvernehmbar, und selbst, wenn er sie ja einmal wahrnahm, unverständlich. Er ging seinen Weg, kerzengerade, und alles, was von diesem Verstandesweg abseits lag, bestand für ihn nicht. So fühlte sich die Tochter mit diesem Vater recht einsam, und so getrennt und einander fremd war der beiden Leben und Empfinden, wie einst bei Vater und Mutter.

Der Oberlehrer war in dem Gärtlein vor seinem Hause stehen geblieben und betrachtete die Schosse an den Rosensträuchern, die er notdürftig aufgebunden hatte. Anna und Josefle waren damit beschäftigt, die Haustüre mit Efeugirlanden und Tannenreisig zu schmücken. Anna stand auf einer Küchenleiter und reckte ihre schmiegsame Gestalt im Rahmen der Haustüre bald dahin, bald dorthin, band und hämmerte und befahl bald dies, bald jenes dem Josefle, der wie ein getreuer Diener ihrer Befehle wartete. Nun sah der Oberlehrer auf und betrachtete mit gutmütigem Erstaunen den Schmuck der Haustüre.

„Nein, was ist jetzt auch das! Ist Fahnenweihe oder Frohnleichnam?"

„Die Ottilie kommt doch, Vaterle!" erwiderte Anna mit einem strafenden Blick und einem anmutigen Schmollen auf den Lippen.

„Ja so, die Ottilie! Man könnte meinen, der Kaiser kommt. Ist das eine Gefreundschaft!"

„Vater, das verstehst du nicht! Schnell, Josefle! Schnur und Nägel!"

„Aber durchlassen tut ihr mich doch! Ich hab' Hunger. 's ist lang seit sechs Uhr."

„Es ist alles gerichtet. Der Most und der Bibbeleskäs. Der Metzger-Karl hat frische Leberwurst gehabt. Ich hab' mitgebracht und dir ein Stück zum Morgenessen hingelegt. — So, jetzt bin ich fertig! Achtung, Vaterle, 's kommt ein Engel vom Himmel!"

Mit diesen Worten sprang sie von der Leiter herab, gerade dem Vater in die Arme, der sie wohl oder übel auffangen mußte.

„Was ist jetzt auch das!" sagte er etwas unwillig. „Das sind Faxen, das!"

Aber Anna kehrte sich nicht an seine brummigen Worte. Sie hing sich ihm an den Hals und küßte ihn ab.

Jetzt wurde der Herr Oberlehrer wirklich ärgerlich. Von allen solchen Dingen war er ganz und gar kein Freund.

„Geh doch! Mit dem dummen Zeug! Das kannst mit der Ottilie machen!"

Da ließ Anna die Arme herabgleiten. Mit verdunkelten Augen und veränderter, leise bebender Stimme sagte sie:

„Verzeih, Vater! Ich hab' so eine unsinnige Freud, daß die Ottilie kommt! — Josefle, nimm den Korb! Ich muß mich jetzt umziehen für die Bahn. 's ist höchste Zeit!"

Dem Vater tat der rauhe Ton seiner Worte nun leid. Er nahm Anna beim Kinn und suchte ihr in die niedergeschlagenen Augen zu sehen. Dann klopfte er ihr die heiße Wange.

„Bisch guet!“ beschwichtigte er sie.

„Vaterle!“

Sie sah ihn an. Ihre Augen hatten sich getrübt. Sie war am Weinen gestanden. Das machte ihn ernst und innerlich wieder ein klein wenig ärgerlich.

„Was seid ihr Frauenzimmer für zimperliche Wesen! Aber ganz wie deine Mutter! Ganz wie deine Mutter!“

Mit diesen Worten ging er den Hausflur entlang und die Treppe hinauf.

* * *

Vor dem kleinen Spiegelchen mit einem verblaßten Goldrahmen, in ihrem bescheidenen Mädchenzimmer, stand Anna und richtete sich die hellblonden Haare, die sie in der Frühe nur eilfertig und obenhin geflochten hatte. Sie zog den beinernen Kamm durch die hellen, wie gesponnenes Gold glänzenden Strähnen. Sie sah mehr vor sich hin als in das Spiegelchen. „Bin ich doch dumm!“ dachte sie und schalt sich aus. Sie kannte doch den Vater. Warum dieses rasche Gekränktsein! Ihre feinen Finger flochten geschickt und behende die Zöpfe. Dabei fielen ihre Blicke durch das Fenster hinaus ins Freie. Da waren zunächst eine Menge Gärten. Etwas entfernter ragte der geschwärzte und verwitterte Feuerwehrturm. Dann ein zweistöckiges häßliches Haus mit abgebröckeltem, gelbem Verputz und vergitterten Fenstern: der Ortsarrest. Daneben ein kleineres: das Totenhaus. Aber mächtig über diesen so sehr an die Unvollkommenheit und Nichtigkeit des Erdenlebens gemahnenden Dingen erhob sich der Hammerstein, der gewaltige Bergklotz mit seiner stolzen Krone, der herrlichen Burgruine. Man sah auch ein Stück des Friedhofs und das ragende weiße Kreuz inmitten. Weiße, milchige Regenwolkenschwaden zogen an der wuchtigen Bergwand hin. Der Frühling webte in der Luft. Durch das halboffene Fenster kam sein herbwürziger feuchter Geruch, gemischt aus Erde, Dünger, sprießendem Gras, keimenden Knospen und nasser Baumrinde. Vom nahen Farrenstall hörte man das dumpfe Brüllen der Farren und ihr Poltern und Gestampfe. In der Ferne tönte ein Eisenbahnpfiff und man vernahm das Rollen der Züge.

Anna schrak auf. Sie war in Sinnen versunken gewesen. Sie hatte an Richard gedacht, und wie er wohl Ottilie und wie sie ihm gefallen würde. Sicherlich gut, sehr gut! Ein glückseliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Das sollten herrliche Tage werden, wenn dann erst Richard kam! Wie gut war doch Gott gegen sie! Einen geliebten Bräutigam, eine teure Freundin hatte er ihr geschenkt, und deren durfte sie froh sein in dieser herrlichen Gegend, im heranbrechenden Lenz, im lichtstrahlenden Mai. Sie schloß die Augen, wie unter einem leichten Schwindel, einer Angst dieses Glücksgefühls.

Rasch setzte sie den einfachen Hut auf die blonde Flechtenkrone, band die schwarzsamtenen Hutbänder unter dem zarten Kinn, sah, daß der Nestel an einem Schuh aufgegangen war und richtete ihn zurecht, zog ein Paar schwarze Seidenstäucherchen über die schmalen Hände und stieg trällernd die Treppe hinab.

Aber als sie unten ankam, da stand die Freundin schon lächelnd vor der Schwelle. Sie hatte den Eilzug benützen können und war eine Viertelstunde früher eingetroffen, als Anna sie erwartet hatte.

Ja, da stand sie und lächelte. Und Anna betrachtete sie wie einen Geist. Dann lachten alle beide. Und fielen sich aufatmend in die Arme. Und besahen sich lange.

„Bist du durch die Luft geflogen?“ fragte Anna.

„Wie du siehst, auf zwei Füßen gekommen!“ entgegnete Ottilie mit ihrer tiefen, wohllautenden Altstimme.

Und sie nahm der Freundin Haupt in die Hände und sah ihr in die Augen.

„So sieht also eine Braut aus!“

Anna errötete.

„Ach du!“ sagte sie lachend.

„Komm jetzt! Du hast sicher Hunger.“

„Ja, mein Magen ist leer wie die Welt vor der Schöpfung.“

„Komm schnell!“

„Aber sag doch!“ fragte die Freundin. „Wen erwartet ihr denn, daß das Haus so festlich geschmückt ist?“

„Ei, das ist für dich!“

„O Dummerle du!“ lachte Ottilie. Sie küßte Anna und legte den Arm um ihre Hüfte, und Anna tat auch so. Und so stiegen sie zur freundlichen Wohnstube hinauf, wo eben der Oberlehrer Scheurer den letzten Schluck Apfelwein genommen hatte.

„Nein, was ist jetzt auch das!“ sagte er freundlich, und bewillkommte den Gast. Aber erst nahm er noch rasch eine Prise.

* * *

III.

Der nächste Tag brachte unerwartet lindes, freundliches Wetter. Eine silberig-blaue Luft machte alles frisch und fröhlich und gab doch der ganzen Natur einen so verschwiegenen Reiz, etwas Heimliches und noch in sich Gehaltenes. Schwalben schossen blitzend über die Dächer und Straßen. Die Amseln und Finken sangen aus den Gärten. Alles lockte hinaus. Und so gingen denn auch die beiden Mädchen den Weg zum Hammerstein hinauf. Sie schritten Hand in Hand. In Annas Augen spiegelte sich die strahlende Freude über dieses Zusammensein mit der Freundin. Und Ottilie zeigte in ihrem Wesen das ruhige Gelassensein und die starke Heiterkeit einer innerlich gefestigten Natur.

Ottilie Uslar war das einzige Kind eines reichen Fabrikanten in der Nähe von Basel. Von früh auf war sie aufs sorgfältigste unterrichtet worden. Auch in dem Kloster, dessen Ausbildung sie mit der jüngeren Anna zusammen zwei Jahre ziemlich widerwillig genossen hatte, hatte sie durch mannigfache Privatstunden ihren Wissenskreis über das Herkömmliche erweitert. Dann war sie als Hospitantin nach Zürich gegangen, um Kollegien über Naturwissenschaft und Medizin zu hören. Daneben interessierten sie auch lebhaft die eben neu aufblühende

deutsche Baukunst und das kräftig einsetzende Kunstgewerbe. Sie las viel, auch philosophische und psychologische Werke. Das Schicksal hatte ihr die Fähigkeit gegeben, ihre Eindrücke zu ordnen und ohne Überstürzen und Sprunghaftigkeit vorsichtig die Grenzen ihrer Bildung hinauszurücken. Ernst, energisch, klug, gewandt, manchmal mit einem leichten Anflug von Ironie, schien sie wie geschaffen zu sein, eine im besten Sinne moderne Frau zu werden.

Sie hatte als eine sehr selbständige Natur, die sich auch dem Vater nicht so recht unterzuordnen und anzuschließen wußte, keine Freundin im eigentlichen Sinn. Keine ihr ebenbürtige Natur. Aber die zierliche, schmächtige, treuherzige Anna hatte es ihr beim ersten Blick angetan, und die Liebe zu dem schlichten Mädchen war durch die spätere Trennung nur stärker geworden. Anna hatte für sie die köstliche Ursprünglichkeit einer taufrischen Wiesenblume. Sie liebte sie, wie man eine jüngere zarte Schwester liebt. Anna aber sah zu ihr auf wie zu einem Wunderwerk. Und wenn sie auch dunkel und zuweilen mit einigem Schmerz fühlte, daß Ottilie sich ihr nicht ganz gebe, daß irgend etwas in Ottilie war, das diese ganz für sich hatte, so war sie doch viel zu glücklich und zu stolz im Besitz einer Freundin, die aus allen andern gerade sie, die Unscheinbare, erwählt hatte, um sich über diese Zurückhaltung lang Gedanken zu machen.

Die Mädchen waren plaudernd die Straße weiter geschritten. Da und dort grüßten die Leute freundlich im Vorübergehen. Vor einem Barbierladen unter den hellblinkenden Messingschüsseln stand ein Mann in mittlerem Alter. Er hatte rote Haare, listige, sehr bewegliche Äuglein, eine seltsame, steil abfallende, gegen das Ende unerwartet noch einmal verlängerte Nase über einem schmalen Mund, um dessen Winkel immer die Vorahnung irgend eines dummen Spaßes zu zucken schien, und ein rötliches Spitzbärtchen. Dazu hatte er einen leichten Buckel und ungeheuer große, lange Hände. Er war sich seines merkwürdigen Aussehens bewußt und meinte, die Natur habe ihm nur eine indirekte Schönheit verliehen. Für seine Nase mit ihrer breiten Verlängerung habe seine Mutter das Absehen an den Felsennasen des Seegaus genommen. Er sei ein Opfer des Patriotismus geworden. Er stak immer voller Streiche und machte manchmal schlechte, manchmal gute, wie es traf; zuweilen auch solche, bei denen er das Fell zu Markt trug.

„Grüß Gott, Helfer-Baule (Pauli)!“ rief Anna in heiterem Ton hinüber.

„Grüß Euch, Jungfer Scheurer! Wohin geht der Weg?“

„Zum Berg.“

„So, so! Ich hab' gemeint, Ihr wollt Laubfrösch fangen. Sie hopsen jetzt so schön im Gras und man kann sie so gut brauchen zum Wettermachen.“

„Wenn ich einen fange, bring' ich ihn Euch mit.“

„Gut so! Ich dressier' ihn dann und schenk' ihn Euch zur Hochzeit. Als Ehestandsbarometer.“

„Helfer-Baule, Ihr seid ein Schlimmer!“

„Kann nichts dafür. Ist konstitutionell. Kommt alles von der Nas' her.“

Anna lachte und die Mädchen gingen weiter.

Einige Häuser weiter stand der Bäcker-Waibel in der Tür. Groß, breit, dick, wie ein Mond im vollsten Umfang. Seine Augenlider hingen immer schläfrig

über die wasserblauen Augen. Aber man behauptete von ihm, er stelle sich nur so schläfrig. Im Wirtshaus horchte er so die Gäste aus, und manches erfuhr er so, das er nützen konnte, indem er andern beim Materialeinkauf und beim Ankauf von Gelände zuvorkam. Man sagte darum, er habe sich sein Vermögen erschlafen. Weiterhin kam der Nägele-Pankraz des Wegs, der Lumpenmann, ein gebückter und verdrückter alter Geselle, der schon des öfteren wegen Schmuggels bestraft war. Er und seine Frau gaben sich mit Viehbeschwören und Gesundbeten ab, und auch dieserhalb hatte man ihnen schon den Prozeß gemacht. Am Ende der Straße, wo es den Berg hinaufging, hörten die Mädchen aus einem halbverfallenen Wirtshaus das Schreien eines Mannes und das Heulen einer Frau.

„Ich will dich Mores lehren, wart du! Katze, schlechte! Bist du der Herr oder ich? Ich will dir's beibringen, deutsch und französisch und englisch dazu. Du bist falsch wie Wasser. Willst mir die Geldschlüssel abziehen? Und den Schnaps einschließen? Warte nur! Ich will dir's auf den Buckel trommeln, daß ich der Mann bin und du die Frau. Du Zeisig! Du Wiedehopf! Du Spatz!“

In dieser Tonart ging es noch eine Weile fort. Dazwischen erklang das Schluchzen der Frau.

Anna war stehen geblieben. Sie war ganz blaß. Die Freundin sah ihre Aufregung und suchte zu scherzen: „Der schwärmt nun ganz und gar nicht für die Emanzipation!“

Da ging die Türe auf, oder vielmehr, sie ward brutal aufgerissen, und ein Mann in den Vierzigern trat heraus. Das kleine schwarze Hütchen schief auf dem Kopf. Rock und Weste unordentlich aufstehend. Die Augen in dem geröteten Gesicht flackerten unstet. Er stolperte die Treppe herunter. Dann drohte er noch einmal mit der Faust zurück.

„Schämt Euch, Weber-Donisl!“ sagte Anna bleich, aber mit fester Stimme.

„Was? Was ist das?“

„Schämen sollt Ihr Euch! Die arme Kättel!“

Der Halbtrunkene sah das Mädchen trotzig und drohend an. Aber sie blickte ihm fest, mit der Kraft eines reinen, starken Gemüts, in die unsteten Augen. Da griff er nach dem Hut.

„Ja so!“ murmelte er. „Die Jungfer Scheurer ... Das sind halt so Ehesachen —“

Damit trollte er fort. Weiter in der Gasse aber kehrte er sich um und schrie:

„Das sind meine Sachen! Das geht niemand nüt an! Niemand geht das nüt an!“

Anna war die Treppe hinaufgegangen. Die Freundin folgte ihr halb zögernd.

Ein ziemlich kleiner, schmutziger Raum. Wein- und Schnapsgläser standen unordentlich auf den schlecht gewischten Tischen herum. In der Ecke am Fenster saß eine Frau, die blaue Schürze überm Antlitz. Sie schluchzte leise in sich hinein und bemerkte die Eintretenden in ihrem Schmerze nicht. Anna ging auf sie zu und berührte ihre Schulter.

„Weber-Kättel!“ sagte sie sanft.

Die schaute auf mit einem tränenüberströmten, furchigen Antlitz, in dem das Alter — die Frau mochte etwa dreißig zählen — mit der Not und der Verzweiflung gemeinsam sich vorzeitig Wohnung geschaffen hatte.

„Gehet fort, Jungfer Anna! Hier ist kein Platz für rechte Leute! Nur für Gesindel und Bettelleut und Lumpen. O je! O je! Ich hab's gewußt und war doch so dumm! Hab' gedacht, ich bring' ihn auf die rechte Bahn. O — o — o —" Sie wiegte den Kopf in ihrem Jammer: „Du meine schöne, gute Jugend — du meine schöne, gute — alles hin — in den Dreck —"

„Und gibt's gar kein Mittel, den Donisl zu bessern?"

„Den — bessern? Der bringt mich ins Grab wie die Färber-Sofie. Und dann ist doch noch eine Dritte so dumm und probiert's. — Nein, den bessert keine! Da müßte die Jungfrau Maria schon selber vom Himmel steigen. Aber 's gibt ja keine Wunder mehr!"

Die Weber-Kättel wischte sich die vom vielen Weinen entzündeten Augen.

„Wär's doch unsres Herrgotts Wille, daß er mich hinaufnähme in sein Gärtlein! Gar nix wollt' ich als ganz ruhig schlafen —"

„Jetzt ist das Neueste," fuhr sie fort, „wenn er nachts heimkommt, muß ich gehn und den Hochzeitsstaat antun, und dann — ach du lieber Gott, man meint, man sei im Narrenhaus, und wenn's nicht so traurig wär', müßt' man drüber lachen — dann macht er mir Liebeserklärungen — und —"

Sie sprach nicht weiter. Die Hintertüre ging auf und herein traten zwei Kinder, Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen, dunkelhaarig, mit verschüchterten blauen Augen.

„Ist der Vater fort?" fragte der Knabe mit furchtsamer Stimme.

Die Weber-Kättel gab keine Antwort.

Von neuem Schluchzen unterbrochen, fuhr sie fort:

„Um mich ist mir's nit leid. Ich hab's so gewollt. Wie man sich bettet, so liegt man. Aber die armen Würmer — wenn ich einmal nit mehr da bin — was soll aus ihnen werden?"

Und herzbrechender begann sie zu weinen.

„Da muß etwas geschehen! Da muß etwas geschehen!" murmelte Anna mit bebender Stimme vor sich hin.

„Lebet wohl, Weber-Kättel. 's kommt auch noch besser!"

Die schüttelte nur den Kopf. Und darin lag eine unendlich trostlose Verzweiflung.

„Adieu, Barbara! Adieu, Sepple! Kommt einmal wieder! Gelt! Dann zeig' ich euch schöne Sachen und wir spielen!"

Die beiden Mädchen gingen, beide innerlich erregt, die Gasse weiter. Ottilie dachte im stillen, welch ein gutes, tapferes Gemüt doch die Freundin habe. Sie drückte ihr unwillkürlich und schweigend die Hand.

Aus dem letzten Hause hörte man das Schnurren der Drehbank und Hammerschläge. Hier hauste der Schreiner-Konrad, der Vater des Josefle. Eine Vogelhecke stand vor dem Haus unter einem mächtigen, schon üppig grünenden Fliederbaum. Distelfinken, Zeisige, Schwarzköpfe, Dompfaffen hüpften darin

umher. Am offenen Fenster der Wohnstube saß der Großvater, der Nepomuk. Das ehrwürdige, weißbehaarte, runzlichte Antlitz zeigte eine mit dem Leben versöhnte Milde. Er hatte eine mächtige Hornbrille auf und las aus einer schweinsledernen Bibel mit großen Messingbeschlägen. Zitternd bewegten sich die dünnen, bartlosen Lippen. Die laue Luft tat ihm wohl. Als die Mädchen vor sein Fenster kamen, lüpfte er das braune, gestickte Käpplein.

„Guten Tag, Nepomuk! Wie geht's Euch? Was macht 's Brustweh?"

„O, so so —" gab eine müde Stimme zurück. „Man muß es halt tragen."

Aus der Schreinerwerkstätte reckte sich ein Kopf heraus: der Josefle. Als er die Mädchen sah, ward er ein wenig rot. Er sah sie nur an und sagte nichts

„Josefle?" fragte Anna heiter. „Kennst die Otti nimmer?"

Der nickte stumm. Eine kleine Eifersucht ward in seinem Herzen wach. Eifersucht auf diese Freundin, die ihm Anna nun für Wochen entziehen sollte.

Nun sprach auch der Schreiner heraus, ohne sich zu zeigen:

„So, die Jungfer Anna! Sie will gewiß die Aussteuer bestellen?"

„O jegerl, da hat's noch Zeit! Da lauft noch manches Wasser den Berg hinunter."

Der Josefle war bei den Worten des Vaters noch verlegener geworden. Er nickte kurz und kehrte an seine Arbeit zurück.

Die beiden Mädchen schritten weiter.

„Er ist ein armer Kerl, der Josefle!" sagte Anna, beim Höherschreiten schwer atmend. „Daß er den Gebresten haben muß! Wenn er nur Maler werden dürfte! Du wirst staunen, was er für Fortschritte gemacht hat!"

„Komm!" rief Ottilie lebhaft. „Hinauf jetzt aus dem Tale und seinem Dunstkreis auf den Berg! Fort von den guten und bösen Menschen, zur Natur!" Und sie faßte Anna unter dem Arm um die Hüfte und trug sie fast mehr, als daß sie die Freundin geführt hätte, den steiler werdenden Weg hinauf. Am allerletzten Haus, dem Haus des Totengräbers, unter mächtigen alten Bäumen, mit einem kleinen Gärtlein davor, gewann das Auge schon freieren Raum. Der zarteste blaue Himmel lachte aus silbernen Wolkenschleiern, und ferne blitzte der See. Und nun schritten die Mädchen langsamer und kosteten ganz das Gefühl ihrer Freundschaft und die Schönheit der Natur um sie herum.

* * *

IV.

„Nun sollst du mir erzählen, Mäusle!" sagte Ottilie heiter und erwartungsvoll.

„Was soll ich erzählen?" fragte Anna etwas verwirrt in einer süßen Beklommenheit.

„Das muß ich dir erst sagen? Du bist mir eine schöne Braut! — Komm, lege dein Köpfle einmal daher. So. Nun schließe einmal die Augen, und nun streich' ich dir so über die Haare und die Backen, und nun kommst du in einen Traumzustand und sagst mir alles, was ich will."

Anna tat gehorsam, was die Freundin verlangte. Aber ehe sie die Augen schloß, schickte sie einen Blick zu ihr hinauf, so bittend und so ängstlich und so glück-

lich und so schamhaft, daß Ottilie von dieser scheuen Anmut einer liebezitternden Seele hingerissen, ihre weichen Lippen küßte. Da schlang Anna die Arme um die Freundin und preßte sie fest an sich.

„O du!“ stammelte sie. „Du bist doch nicht der Beichtvater. Erinnerst du dich noch an den Pater Cyprian, der uns zuweilen die Beicht gehört hat? Der gute dicke alte Herr? Er hat immer etwas Schnupftabak im Bart gehabt.“

„St! Stille jetzt! Augen zu!“

Und Ottilie küßte die Freundin auf die Wimpern.

So saßen sie eine Weile im stummen Genuß dieses Beisammenseins. Ein liebliches Bild. Sie hatten sich Kränze geflochten. Anna trug einen Kranz von blaßblauem Krokus, Ottilie einen von lustigen Schlüsselblumen. Neben ihnen auf der Bank lagen duftende Sträuße frischgepflückter Veilchen. Große Büschel von Kätzchenzweigen. Morgen war Palmsonntag. Da sollten sie geweiht werden. Über ihnen schaukelten die hellgrünen, mit braunblauen Knospendolden besäten Zweige alter Fliederbäume. Die Bank, auf der sie saßen, stand an einem mit Gras überwachsenen Seitenturm der Burgruine. Ringsum sah man mächtige Strebepfeiler, hohe, zum Teil eingestürzte Wände, gotische Türbogen, zerfallene Rundfenster, Reste einstiger Kemenaten und anderer Gelasse. In dem weiten Raum wuchsen wilde Äpfel- und Birnbäume, die kleinen wilden Sauerkirschen blühten schon mit leuchtendem Weiß, Eichen standen dazwischen und Ahornbäume. Mit dicken Wurzeln und Stämmen kletterte der Efeu an den Mauern und Pfeilern empor, und überall machten sich Hauswurz und Mauerpfeffer breit. Durch die Fenster grüßte das weite Land draußen. Das Land mit seinem Leben in dieses Einsamsein der Versunkenheit und Vergessenheit. Es war ein Blick so recht in die weite große Welt hinein. Die vielen Regentage vorher hatten die Luft dünn und sehr durchsichtig gemacht, so daß man die ganze ferne Alpenkette sah und den großen See hinauf bis ins Tirol hinein. Die Stadt an dem untern Teil des Sees lag mit besonnten Türmen und Zinnen. Der See in einer unendlichen Ruhe und Heiterkeit. Die Vorberge blau mit einem braunen Knospenschimmer darüber. Die schönen Schlösser und niedlichen weißen Landhäuser drüben auf der Schweizer Seite waren zum Greifen nahe. Die Insel inmitten des unteren Sees mit ihrem alten Kloster und den Rebbergen sonnte sich behäbig in der Wärme des herrlichen Frühlingstags. Ein Dampfer verließ eben die Lände, und sein topasfarbener Rauch schwamm weich in der linden silbernen Luft. Tief drunten auf der Landstraße knirschten schwerbeladene Steinfuhren. Eine Mühle klapperte im Tal. Auf den Wiesen schrien die Raben. Störche kreisten. Ein Bussard stieg in die Höhe. Irgendwoher kam ein verwehter Glockenton. Ferne, ferne in schweigender Schönheit die Schneeberge, wie eine erhabene Mahnung zum Schweigen und In-sich-hineinhorchen. Mückenschwärme tanzten in der Luft wie ein schwirrendes Zaubernetz. Die Vögel sangen leise wie verträumt. Nur zuweilen erhob sich eine hell schmetternde Stimme, ein Aufruf zur Freude. Dann fielen die andern ein, um bald wieder stiller zu werden.

In diesem lösenden, durch halbe Laute nur noch schläfernder gemachten Schweigen war es, als zittere von den Lippen des jungen Mädchens ein unge-

sprochener Laut. Unter den durchsichtigen bläulichweißen Lidern hatten die Augensterne etwas Unruhiges. Sie schien die Lippen zu regen, ohne sprechen zu können. Nun trat auf ihre Wangen ein leises, sich vertiefendes Rot. Die Freundin beugte sich noch tiefer auf Anna herab.

„Na, du Dummerle?"

„Ja, was soll ich erzählen?" fragte Anna nach einem Schweigen, die blauen Augen halb aufgeschlagen. „Es gibt da nichts zu erzählen. Wir haben uns halt lieb. Das ist alles."

„Närrle, das muß aber doch einmal angefangen haben."

„Angefangen? Ich denke, es war immer da."

„Wohl. Aber an einem schönen Tag habt ihr's euch doch gesagt."

„Ja, ja, ja — so ist's —"

„Nun siehst du: gerade von diesem Tag möcht' ich was wissen."

„Ja, dann darfst du aber mein Gesicht nicht sehen! Ich will dort hinaus gucken."

„Also dort hinaus! Ist das eine Not!"

Beide lachten. Und Anna drehte ihren Kopf im Schoß der Freundin nach der Ferne hin. Ottilie sah lächelnd auf sie nieder. Anna blickte eine Zeitlang hinaus in das weite leuchtende Land und zu den silbernen Schneeriesen hinüber. Von dorther kam eine holde Beruhigung über ihre zitternde Seele, und endlich fand sie Worte und begann zu erzählen.

„Daß der Richard und ich uns von Kindesbeinen kennen, weißt du ja."

„Es ist der Sohn vom Pfarrer, gelt?"

„Ja! Aber der Vater hat nicht gar viel Freude an ihm. Er hat doch Theologe werden sollen. Und dann hat er in Erlangen heimlich das Physikum gemacht, statt Theologie zu studieren, und jetzt bereitet er sich in Heidelberg auf das Staatsexamen vor. Dazwischenhinein baut er den Doktor, wie er sagt. Er hat ein arg schweres Thema."

„Na, was denn? Ich bin wirklich neugierig."

„Die Peripolitis heißt es, glaub' ich, und ihre —"

„Peritonitis, Kind."

„Halt etwas mit grausig langen Namen."

„Da wird er wohl sehr arbeiten müssen."

„Ja, schrecklich. Er schreibt mir nur alle vierzehn Tage. Aber ich bin nicht so wie andere. Da ist die Rosel, dem Bäcker-Waibel seine Tochter. Die hat einen Bräutigam, der ist Ingenieur und an einem Bahnbau im Polnischen angestellt. Was die den armen Menschen drangsaliert, es ist nicht zum Sagen!"

„Ich will jetzt aber nichts von der Rosel wissen."

„Nun, also, wie die Mutter gestorben war, da ist der Richard öfter gekommen. Er hat viel mit dem Vater geschwätzt, von dem und jenem, Politik und anderem, damit der Vater seinen Schmerz leichter vergessen soll. Da hab' ich gemerkt, was er für ein guter Mensch ist. Und ich war ihm dankbar, von Herzen dankbar. Denn der Vater war in der Zeit wie tot. Er hat fast kein Wort zu mir gesprochen. Der Vater hat halt die Mutter doch recht lieb gehabt hat, wenn er's ihr bei Lebzeiten

auch nicht hat zeigen können. Dann ist der Richard auch gekommen, wenn der Vater nicht da war. Und ich war froh, daß ich hab' mit ihm schwätzen können. Denn du kannst dir keine Vorstellung machen, wie bang es war mit dem Vater allein. Ich hab' oft gemeint, die Mutter müßte hereinkommen und sich zu uns an den Tisch setzen und mit einem guten Wort und einem Blick ihrer treuen, lieben Augen all die furchtbare Stille fortnehmen. Wenn nun der Richard so bei mir gesessen ist, und ich genäht oder geflickt habe, da — weißt du, Otti — da war es mir, als ob das nun etwas ganz Besonderes, Schönes, Feines sei! So etwas wie Sonntag. Gelt, jetzt schwätz' ich halt dumm daher!"

„Nein, ganz und gar nicht! Ganz und gar nicht! Erzähl nur weiter!"

„Einmal" — Annas Stimme sank nun zum Flüstern herab, und öfters stockte sie — „einmal in den Herbstferien — da ist er wieder dagewesen, und der Vater war in der Schule. Ich habe mir gerade ein Jäckchen genäht. Wie es nun kam, ich weiß es nicht, ich habe die Nadel einfädeln wollen — und hab's nicht fertig gebracht. Darüber ist mir die Nadel auf den Boden gefallen — und — da — haben wir alle zwei uns gebückt und die Nadel gesucht. Dabei — sind — unsere Hände aneinandergestoßen. Daraufhin ist er ein paar Tage nicht gekommen. Und als er wieder gekommen ist, war's Zeit, ins Semester zu gehen. Da hat er denn Lebewohl gesagt. Wie er aber Abschied genommen hat, ich hab' ihn noch herunter begleitet, da hat er mich so merkwürdig angeguckt: ‚Ich muß dir noch was sagen, Anna. Aber nicht jetzt! Später.' Dann hat er mir die Hand so fest gedrückt, daß ich beinahe geschrien hätte, und ist gegangen, ohne noch einmal umzugucken. Ich aber hab' ihm nachgeschaut und hab' mich gefreut an seiner aufrechten Haltung und seinem festen männlichen Schritt.

Gelt, das ist langweiliges Zeugs?"

„Dummerle! — Weiter!"

„Dann ist er im Frühjahr wiedergekommen. An einem Tag, akkurat so wie der, ist er nachmittags bei uns eingetreten, und ich hab' ihn nie so froh gesehen wie an dem Tag. Und er hat den Vater gebeten, mit mir und ihm einen Spaziergang auf den Berg zu machen. Dem Vater war es recht. Im Wirtshaus auf dem halben Weg ist der Vater geblieben, ein Glas Wein trinken. Und so sind wir allein hinaufgestiegen. Ja — und dann — auf dieser Bank sind wir gesessen — und da hat er mir gesagt, daß er nicht Theologie studiere, sondern das Physikum gemacht habe und Doktor werden wolle. Und sein Vater werde jetzt wohl eine Weile recht erzürnt sein. Aber es ginge nun einmal nicht anders. Ich solle also nicht bös sein, wenn er in der nächsten Zeit etwas mehr komme als sonst. ‚Warum soll ich bös sein?' hab' ich geantwortet. ‚Ich freue mich, so oft du kommst, Richard. Und der Vater freut sich auch, das weißt du.' Da hat er mir dankbar die Hand gedrückt und mich wieder so merkwürdig angeguckt. Mir ist's geworden, ich weiß gar nicht, wie. Als ob ein Regenbogen über die ganze Welt ginge. So war mir's vor den Augen. Ja" — Anna verschluckte sich bei diesen Worten und war herzensfroh, daß die Freundin ihr Gesicht nicht sehen konnte — „und da hab' ich ihm gesagt, ich sei oft so einsam, und es sei so traurig bei uns, seit die Mutter nicht mehr da ist, und da sei er der einzige Mensch, mit dem ich reden könnte und zu dem ich Vertrauen hätte.

Und da hat er geantwortet: Ja, das sei bei ihm gerade so. Die Mutter sei ja auch tot. Und er habe auch gar keinen Menschen. ‚Was meinst du, Anna, so werfen wir's halt zusammen?' hat er dann gesagt. ‚Aus unserer Einsamkeit machen wir eine Gemeinschaft. Dann ist es leichter zu ertragen.' — Nun darfst du glauben, Ottilie, daß ich kein Wort darauf gesagt habe. Aber ich hab' ihm ruhig meine Hand gelassen, und da haben wir beide gewußt: so ist es recht und so muß es sein!"

Anna schwieg aufatmend.

Ottilie wußte nichts zu sagen. So rein und innig und stark war ihr der Strom von Liebe aus den schlichten Worten der Freundin ins Herz geflossen, daß sie mit einem Nachschauern ihr Glück ins tiefste fühlte.

Sie streichelte die blonden Flechten Annas. Sie streichelte ihre heißen Wangen. Sie beugte sich herab und küßte wieder diesen zarten blassen Mund.

„Werde glücklich, du Liebe, du!"

Anna richtete sich auf und umschlang die Freundin.

„Du mußt auch so glücklich werden wie ich!"

Ottilie sah vor sich hin. Sie hatte den Kopf gesenkt. Ihre blauschwarzen Haare leuchteten in der Sonne. Ein gelber Schmetterling gaukelte darüber hin. Das feine Gesicht, das in der Stirne und dem vollen roten Mund doch so viel Energie verriet, war voller Nachdenken. Die großen schwarzen Augen hatten fast etwas Trauriges.

„Ich — glücklich? — Ich habe meine Arbeit."

„Aber wenn dich nun jemand so recht von Herzen lieb hätte?"

„Das tust ja du!"

„Nein — ich meine: so wie Richard mich."

Ottilie war aufgestanden.

„Das wird nicht geschehen! Und — selbst dann — ich bin anders als du!"

„Anders? Wie meinst du das?"

„Ich glaube: ich würde das wie einen Zwang empfinden, einen Mann zu lieben."

„Das versteh' ich nicht, Otti."

„Sei glücklich, daß du's nicht verstehst, Mäusle!"

Sie sah wieder vor sich hin.

„Wenn ich aber einmal lieben müßte — wenn ich lieben müßte — — Ach was! Dummheiten! Komm! 's wird kühl. Nicht daß du dich erkältest!"

Anna schauerte zusammen. Sie verstummte und sprach eine Weile nichts mehr. Es hatte sich doch wieder das Fremde zwischen ihr und Ottilie aufgerichtet. Die Gegend ihres Innern, von der sie ausgeschlossen war und wohl auch blieb.

Wenn ich aber einmal lieben müßte! Wenn ich lieben müßte! klang es ihr in den Ohren mit dem eigentümlichen dunklen Nachdruck auf dem Wort „müßte".

(Fortsetzung folgt)





Welchen Wert hat die Religion?

Die im Türmer (Dezemberheft, S. 479) mitgeteilte niederschmetternde Antwort, die diese Frage in einer Mannheimer Volksschule gefunden hat, erregt in unserem Leserkreise, wie wir aus zahlreichen Zuschriften entnehmen können, viel Trauer und Bestürzung. Aber natürlich regt sich auch der Widerspruch. Wie schon in der ersten Zuschrift (Januarheft, S. 632) betont wurde, war Mannheim als durch und durch sozialdemokratische Industriestadt für diese Frage doch wohl ein besonders schlechter Boden. Denn es kommt noch die spöttische Skepsis hinzu, die eine Volkseigentümlichkeit dieses Stammes von pfälzisch-fränkisch-alemannischer Blutmischung ist. Aus der Überzeugung, daß nicht allerorten die Antwort auf diese Frage so durchaus unkindlich-nüchtern, so altklug-resigniert lauten könnte, wie es dieses „Die Religion hat keinen Wert, denn wir können sie im Geschäft nicht gebrauchen“ ist, haben Lehrer an anderen Orten dieselbe Frage an ihre Kinder gerichtet. Von zwei Stellen liegen mir die Aufsätze vor, deren Durchsicht so viel psychologisches Interesse bietet, daß die Antworten, die ja natürlich keine tiefen eigenen Gedanken geben können doch eine eingehendere Betrachtung verdienen

Ein Lehrer in Stettin hat der Oberklasse der Gemeindeschule, also dreizehn- bis vierzehnjährigen Knaben, das gleiche Thema gestellt: „Welchen Wert hat die Religion?“ „Ich teilte leere Blätter aus, schrieb *ohne jede* Vorbereitung die Aufgabe an, über die sich die Jungens sehr wunderten, und forderte sie auf, ohne jede Sorge frei von der Leber herunter zu schreiben, was jeder wolle. Irgendeine Hilfe hat nicht stattgefunden, absehen war ausgeschlossen.“ Alle fünfunddreißig Arbeiten, die nur „im unreinen“ angefertigt wurden, liegen mir vor. Nur ein einziger Knabe hat einfach geantwortet: „Ich weiß nichts.“ Alle anderen Kinder stimmen darin überein, daß die Religion „einen großen Wert“ hat. Für manche Kinder wird das schon dadurch bewiesen, daß „in allen Schulen von der untersten bis zur obersten Klasse Religion abgehalten wird“.

Besonders ein Knabe baut sich aus dieser Anschauung heraus seine ganze Welt zusammen Sein Aufsatz lautet: „Die Religion hat einen großen Zweck. In jeder Schule nimmt man daher Stunden, in welchen man sich mit der Religion beschäftigt. Denn die Kinder sollen schon in der frühesten Jugend angelernt werden, daß sie an Gott glauben. Die Lehrer erzählen den Kindern von den großen Taten, welche Gott vollbracht hat. Sind die Kinder dreizehn Jahre, so haben sie in der Woche zwei Konfirmandenstunden. Hier haben sie Pastoren; sie sind die Diener Gottes; diese legen es den Kindern klar, wie sehr Gott jeden Menschen liebt und wie er für uns gestorben ist. Ist man nun schon erwachsen und man will einen Beruf erlernen, nämlich Lehrer oder Pastor, so muß man schon die Heilige Schrift können, um den Kindern in der Schule oder

den Erwachsenen in der Kirche von Gott zu erzählen. Also ist es gut, wenn man schon in der Jugend von der Religion lernt. Hätte man dieses nicht gelernt, so wüßte man nichts, und wir könnten nicht Lehrer oder Pastor werden. Etliche studieren die Heilige Schrift. Sind sie etwas älter, so ziehen sie in fremde Länder und lehren hier den Heiden das Wort Gottes, welche noch nie etwas von Gott gehört haben. Solche Leute nennt man Missionare."

So ganz in der „praktischen" Theologie bewegt sich aber nur diese eine Antwort. Ein anderer Knabe, dem auch die Wichtigkeit der Religion hauptsächlich aus der Tatsache des Schulunterrichts einleuchtet, fährt dann doch weiter: „Ohne Religion würde es in der Welt traurig aussehen. Wenn z. B. das siebente Gebot nicht wäre, würde keiner arbeiten; das Stehlen würde überhandnehmen. Ohne das achte Gebot würden viele unschuldig bestraft werden. Fehlte das fünfte Gebot, so würden viele ermordet werden, was trotzdem noch oft genug vorkommt. Ohne Religion wäre an Gottesdienst gar nicht zu denken. Es wären überhaupt keine Schulen möglich. Einen Kaiser gäbe es nicht. Der Boden würde nicht gedüngt werden, und es gäbe keinen Bauern, der das Korn mäht, und keinen Bäcker, der Brot backt. Keine Häuser wären möglich, die Leute würden sinnlos herumlaufen. Die Welt würde heute noch nicht so aussehen, wie sie bei den alten Deutschen aussah. Der Mensch würde den Affen gleichen. Der Mensch würde Tiere fressen, und die Tiere würden Menschen fressen."

Überhaupt scheint den Kindern im Unterricht den stärksten Eindruck die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Religion den Kulturfortschritt gebracht hat, daß sie den Menschen veredelt und zu einem sittlichen Zusammenleben geführt hat. Fast in allen Aufsätzen kehrt diese Begründung wieder. Es ist sehr bezeichnend und lehrreich, daß die Kinder gerade diesen Gründen so zugänglich sind. Besonders günstig für den von echt friedlichem Geist beseelten Unterricht an dieser Schule spricht, daß die meisten Kinder ein Gefühl für den Unterschied von Religion und Kirche haben und in jener das Weitere sehen. So sagt ein Junge: „Ein jeder Staat hat seine Religion. Es gibt die christliche, mohammedanische und heidnische Religion. Die Religion ist die Anerkennung eines höheren Wesens, welches Erde und Menschen geschaffen hat. Die Religion hat also den Wert, daß ein jedes Volk dieses Wesen anerkennt und daran glaubt. Ein jedes Volk hat eine andere Überzeugung ..."

Ein anderer Knabe drückt den Gedanken noch schroffer aus: „Die Religion hat den Wert, daß die Menschen zu einem gesitteten Leben geführt werden. Ein Volk, welches keine Religion hat, führt ein barbarisches oder sittenloses Leben. Welche Religion es hat, ist gleich." Ihm stimmt ein anderer zu, welcher ausspricht: „Die Religion ist das größte Werk der ganzen Welt. Sie ist über die ganze Erde verbreitet. Jeder Menschenschlag hat eine Religion. Seien es die wildesten Völker, auch sie haben ihre Götter, denen sie ihren Dienst erweisen. Sie werden durch den Götterdienst veredelt." Dann fährt dieser kleine Philosoph fort: „Hätten wir von jeher keinen Gott oder keine Götter gehabt, so wären die kultivierten Völker noch weit zurück. Sie hätten keine Gebote, keine Gesetze. Wenn sie nun keine Gebote hätten, so würden sie roh und ungezügelt leben und einer möchte dem andern sein Hab und Gut nehmen und den Besitzer desselben erschlagen. So veredelt und zügelt die Religion die bösen Begierden, und sie ist es, die jedem, vereint mit der Staatsgewalt, kraft der Gebote Gottes sein Recht und seine Freiheit zusichert."

Wieder ein anderer Junge zieht auch seine Folgerung aus der Religionsverschiedenheit. „Die Religion hält gewissermaßen die einzelnen Völker zusammen. Darum ist es gut, wenn in einem Volk nicht so viele verschiedene Religion ist. Dann würde es gar nicht lange dauern, so wäre Streitigkeit unter den einzelnen Parteien. Nach dem Streit wird dann bald Krieg folgen, und das ganze Land wäre zerrüttet." Es scheint, daß nicht die Kenntnis der Geschichte den Knaben auf diesen Gedanken gebracht hat, sonst würde er wohl darauf hinweisen. Nur ein einziger Junge gerät in die religiöse Polemik. „Wir können Luther danken, daß er die Religion in Deutschland eingeführt hat. In der jetzigen Zeit herrscht in Deutschland Zucht und

Ordnung. Wir können mit unserem Verstande sagen, daß die Katholiken für uns die größte Dummheit ist."

Natürlich betonen sehr viele Kinder, daß die Religion uns nach dem Tode das ewige Leben verheißt. Ein Knabe, dessen Schrift auch etwas Altes hat, schreibt darüber: „Ein jeder Mensch hat seine Religion, ob es ein Christ ist oder ein Heide. Jeder hat die Hoffnung, nach seinem Tode ein besseres, angenehmeres Leben im Reiche seines Gottes zu haben. Der eine stellt sich den Himmel und seinen himmlischen Vater wieder anders vor als sein Nächster. Das ist ja auch selbstverständlich, denn niemand hat je das Himmelreich und seinen himmlischen Vater gesehen."

Schön ist, wie manche Kinder in sich selbst um eine Verinnerlichung dieser Anschauung kämpfen. „Die Religion übt einen veredelnden Einfluß auf die Menschen aus. Wenn die Religion nicht wäre, so würde wohl nur die Angst vor Strafe den Menschen vom Verbrechen abhalten. Laster wären viel häufiger als jetzt, daher wären auch die Menschen schlechter. Viele Menschen, welchen an dem ewigen Leben nicht viel gelegen ist, haben doch Angst vor dem ewigen Tode. Und eben diese Angst verhindert vielleicht, daß die Laster überhandnehmen. Die Religion verhindert auch viele Selbstmorde. Jeder Mensch muß doch an das Leben nach dem Tode denken, wenn er Religion hat. Die Religion macht dem Frommen auch das Sterben leicht; er weiß ja, daß nach dieser kurzen Leidenszeit eine ewige Freudenzeit folgen wird. Es liegt auch ein Trost darin, daß wir von einem solchen reinen, erhabenen Wesen, wie Gott ist, geliebt werden."

Nicht so häufig, wie man sich wohl denken könnte, ist die Nutzanwendung aus dem alltäglichen Leben. Nur drei der Knaben weisen darauf hin. Man möchte wohl glauben, daß sie in ihrem Hause bereits diese Lebenserfahrungen gesammelt haben. „Der Mensch soll stets arbeiten und schaffen, solange er kann. Wenn er einmal in schlechten Zeiten nichts zu arbeiten hat, dann hilft ihm die Religion wieder denken, daß es noch einen Gott gibt, der ihn nicht umkommen läßt ..." Ein anderer Knabe meint: „... Manch einer, der schon heruntergekommen war, ist durch Zureden, daß er auf Gott vertrauen solle, wieder zu einem ordentlichen Lebenswandel gekommen. Noch andere sind in Not gekommen, aber sie vertrauten auf Gott und sie sind wieder zu Wohlstand gekommen. Die Frucht der Religion ist: Liebe zu den Mitmenschen, Friede untereinander, Freundlichkeit gegen jedermann und ärmeren Leuten etwas abgeben." Die Mutter hört man wohl aus den Worten eines nach seiner Handschrift sehr energischen Knaben: „... Menschen, die nicht an Gott glauben, erkennt man oft an ihrem Leben. Denn es sind meistens Säufer und arbeitsscheue Menschen. Und wenn sie keinen Groschen haben zu Branntwein, dann gehen sie oft hin und stehlen. Oder sie gehen nach Hause und schlagen die Frau, wenn sie kein Geld gibt. Manche Leute waren vorher ordentliche und fleißige Leute, welche den Schnapsbrüdern aus dem Wege gingen. Sind sie aber doch eins in ein Restaurant gegangen, dann gehen sie (jetzt) öfter hin und kommen betrunken nach Hause. Gingen diese Leute Sonntags zur Kirche und hörten andächtig zu und säßen nicht Sonntags in der Kneipe, dann wären sie andere Leute. Auch das Sprichwort sagt: ‚Im Becher sind mehr ertrunken als im Meer.' Es haben sich deshalb Vereine gebildet. Diese nehmen die heruntergekommenen Leute auf und führen sie aus der schlechten Gesellschaft in eine gute Gesellschaft. Und oft wird aus dem Trinker ein Solider, aus dem Dieb ein Wohltuender. Die christliche Religion muß deshalb bleiben."

Der Weisheit besten Schluß aber hat jener Knabe gezogen, der seinen Aufsatz mit den Worten endet: „Darum müssen wir auch danach leben, sonst hat die Religion keinen Wert für uns."

* * *

Die andere Gruppe von Aufsätzen aus dem hessischen Wächtersbach hat mehr — ich möchte sagen — theologisches Gepräge. Man fühlt, daß hier der Religionslehrer seinen Kindern öfter die Bedeutung und die Segnungen der Religion auseinandergesetzt hat. Das ist ge-



wiß kein Fehler. Aber die Arbeiten werden dadurch gleichartiger und doch auch weniger kindlich. Die Beziehung des Menschen zu Gott steht hier überall im Mittelpunkt: die Güte Gottes und der Segen, den es für den Menschen bedeutet, sich ein Einheitsbewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl mit Gott zu gewinnen. Allerdings wird auch hier die veredelnde Wirkung der Religion für die Sitten wiederholt betont. Als Typus dieser Aufsätze mag der eines Dreizehnjährigen hier folgen: „Wir setzen den Fall, es gäbe keine Religion und keinen Glauben. Dann sähe es in der Welt bös aus. Mord und Totschlag wären Tagesereignis. Ein Mensch würde den anderen hassen. Keine Liebe würde auf der ganzen Welt zu finden sein. Rache und Räuberei würden überhandnehmen. Überhaupt, die Sünde würde Herrscher sein. Nun wissen wir, was der Mensch an Glauben und Religion hat; sie halten den Menschen in den sittlichen Schranken zurück. Denn die Menschen wissen durch die Religion, daß es einen Rächer dieser Sünden gibt, nämlich Gott. Und dieser Glaube hält sie von der Sünde zurück. Die Religion hat auch noch einen anderen Wert: nämlich den Glauben auf ein ewiges Leben. Den Kranken stärkt diese Hoffnung, dem Armen gibt sie Mut, sein Schicksal zu ertragen. Dem Sünder gibt sie Hoffnung auf Vergebung usw."

Das alles klingt ja nun freilich wesentlich anders als der Mannheimer Bericht. Darum gebietet aber auch die Gerechtigkeit, nun auch einer Stimme Gehör zu geben, die es ihrerseits als sehr verwunderlich erklärt, daß das Mannheimer Ergebnis in allen Lagern verblüfft. „Denn", so fährt diese Zuschrift aus Osnabrück fort, „jeder, der die Volksschule durchlaufen hat, weiß, daß schon vor einem Jahrzehnt die größere Hälfte der Schüler sich erhaben fühlte über religiöse Dinge." Der Einsender führt dann allerlei Erlebnisse an. So, wie der zwölfjährige Sohn eines Maurers zu einem Spielkameraden sagt: „Du bist dumm, wenn du glaubst, die Mauern Jerichos seien durch das Trompetenblasen umgefallen. Die Geschichten sind alle nicht wahr." Dann wieder wird ein gläubiger Junge ausgefragt „über Joseph und Potiphars Weib, über Lot und seine Töchter und noch andere derbe Gegenstände des Alten Testaments". Es wird angeführt, wie zerstörend es auf ein gläubiges Kindergemüt wirkt, wenn es erleben muß, daß die ihm als ungläubig oder religionsspöttisch bekannten Mitschüler die aufgegebenen Sprüche in der Religionsstunde am besten herunterleiern können und natürlich dann auch die besten Noten bekommen.

Der Türmer hatte im Januarheft (S. 630) die Schuld für das Mannheimer Ergebnis „in dem System des Religionsbetriebes" gesucht. „Einem System, unter dem die Lehrer und Schüler gemeinsam leiden. Überbürdung im Lehrplan, Überfüllung in den Klassen und so manches andre noch, was den unerläßlichen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler immer wieder zerstört." Vielleicht erklärt es sich aus diesen Gründen, daß in drei voneinander weit entfernten Bauernschaften der Religionsunterricht einklassiger Schulen folgende Resultate erzielte. Die Schüler wählten auf Geheiß unter den Hauptfächern ihr liebstes. Für Religion erklärten sich in Hu. 2 %, in H. 0 % und in M. 5 % der Knaben und Mädchen. Die obigen Gründe treffen nicht mehr zu für Mittelschulen, wo die äußeren Verhältnisse im allgemeinen günstig sind. Der Prozentsatz des Interesses für Religion ist hier noch niedriger. Man beachte folgende Tabelle über Schüler der Mittelstufe zweier Parallelklassen und einer anderen.

Es wählten

Zahl der Schüler	Durchschnittsalter	1. Religion	2. Geschichte bezw. Sagen	3. Naturbeschreibung	4. Englisch	5. Rechnen	6. Lesen
42	9—10 Jahre	1	21	4	—	12	4
31	10—11 Jahre	0	6	1	16	8	—
34	10—11 Jahre	1 (auswärtiger Schüler)	4	7	9	13	—

Die Zahl der Jünger der einzelnen Fächer schwankt je nach der Persönlichkeit des Lehrers und der Art des behandelten Stoffes; nur bei einem Fache bleibt sie konstant: Religion. Schwerlich wird die Oberstufe einen höheren Prozentsatz aufweisen. Die Mittelstufe macht schon die weitere Nachfrage überflüssig."

In der Tat, gerade wer selber zu starker Religiosität gekommen ist, wem diese Religion nicht ein äußeres Ordnungsmittel des Lebens, wo nicht gar bloß ein Schutzmittel gegen die Drohungen des Lebens ist, der kann sich eigentlich nicht wundern, wenn Religions unterricht nur geringen Erfolg hat. Echte Religion ist eben nicht zu unterrichten, sondern kann nur erlebt werden. Darum ist der Religionsunterricht in der Schule künstliche Treibhauskultur, wenn er nicht durch eine tiefe Religiosität des Elternhauses unterstützt wird. Diese tiefe Religiosität liegt aber nach der ganzen Art unserer heutigen Zeit nicht im Dogmatischen. Und darin liegt die große Gefahr, unser religiöses Leben zu ausschließlich mit der Bibel zu verbinden. Wie sollen es die scharfsichtigen und hellhörigen Kinder nicht merken, daß die Erwachsenen in den meisten Fällen selbst an die Wunder nicht glauben, die die Kinder als Hauptinhalt des Religionsunterrichts sich einprägen müssen?

Ich möchte dabei scharf betonen, daß die Bedeutung der Dogmatik zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist. Die Menschheit war zu gewissen Zeiten ihrer ganzen Art nach so dogmatisch eingestellt, daß alles auf die Fassung der Dogmen ankam. Bedenken wir doch, um welche Kleinigkeiten die verschiedenen evangelischen Bekenntnisse zur Reformationszeit sich verzankten! Durch das Erleben von Jahrhunderten ist im Menschen die Freude am „Glauben" zerstört worden. Die Kritik hat so unendlich viel niedergerissen, was unbedingt festzustehen schien, daß man zu nichts mehr Vertrauen hat. Andererseits hat die Menschheit, um dieser Kritik gegenüber nicht in Verzweiflung zu geraten, sich jene Überzeugung gewinnen müssen, die Lessing scharf in die Worte faßte, daß das Suchen nach der Wahrheit wertvoller sei, als der kampflose Besitz derselben. So kann für uns Religion auch nicht mehr in einem überkommenen Besitz, sondern nur im Ringen um irgendein Gut bestehen. Und das heißt Erleben. Wer seine Kinderjahre in einem Hause verbracht hat, in dem dieses wirklich religiöse Leben waltete, der wird die Religion niemals verlieren. Er wird zu ihr zurückkehren, wenn ihn das Leben andere Wege geführt haben sollte. Wo dagegen die Religion bloß auf Wissen oder gar auf dem Erfüllen äußerer Vorschriften beruht, da bricht sie vor dem ersten Windhauch zusammen.

Darum braucht man nun noch nicht für die Abstellung des Religionsunterrichts in den Schulen zu stimmen. Aber eine Wandlung müßte er durchmachen. Das Memorieren von Sprüchen, Berichten usw. muß aufhören. An dessen Stelle muß treten die Erkenntnis, wie die Lehre und vor allem das lebendige Beispiel Christi den Menschen erheben und besser machen. Die Religionsgeschichte, der Lebensgang einzelner Menschen, wird zu den mehr theoretischen Ausführungen die lebendige Anschauung geben. K. St.



Die große Täuschung

Das Buch Norman Angells, das den Titel führt: „Die große Täuschung" (in deutscher Übersetzung bei Dietrich in Leipzig) ist vor Jahresfrist in englischer Sprache erschienen. Seitdem ist die Schrift ins Französische, Deutsche, Spanische, Holländische, Schwedische und Norwegische übersetzt worden; vier Staatsoberhäupter haben im Lauf von drei Monaten nach der Veröffentlichung Zuschriften an den Verfasser gerichtet; die in dem Buch skizzierten Grundsätze bildeten den Ausgangspunkt für eine diplomatische Kundgebung des deutschen Botschafters in London ... Das mag genügen, um die Neugier des Lesers wachzurufen. Es handelt sich in der erwähnten Schrift tatsächlich um eine Entdeckung, die geradezu

wie ein befreiendes Gewitter auf die Zeitgenossen wirken sollte. Nicht als wäre Norman Angell in jeder Hinsicht originell. Novicow hat ihm in seinem Darvinisme social bedeutend vorgearbeitet. Wir deutschen Friedensfreunde haben oft darauf hingewiesen, daß die Eroberungen heutzutage, da man die unterworfenen Völker weder von ihren Höfen noch von ihren Hufen verdrängt und die annektierte Provinz ebenso viele Verwaltungskosten verursacht, als die Steuern betragen, die der Staat von ihr erhebt, kein vorteilhaftes Geschäft mehr sind. Wir empfehlen das Buch nicht deshalb, weil es dasselbe sagt, was wir sagen; wir rühmen es auch nicht derjenigen glänzenden Partien wegen, in denen der Verfasser zeigt, wie sich die angeblich unveränderliche menschliche Natur im Lauf der Jahrtausende tatsächlich verändert hat, und wie die anfangs sehr kriegerischen Wilden allmählich sich in friedliebende Bürger umgewandelt haben, oder indem er nachweist, wie der Prozeß der Ausschaltung der Gewalt immer größere Dimensionen angenommen hat und in immer rapiderem Tempo vor sich geht. Nein, die Durchschlagskraft der Schrift liegt in ihrem ersten Teil, in dem geradezu klassischen Nachweis von der Machtlosigkeit der politischen Macht auf wirtschaftlichem Gebiet. Hier einige Proben. „Die Wohlfahrt der Völker ist nicht von ihrer politischen Stärke abhängig"; das ist die erste These Norman Angells; „die Konkurrenz des Auslandes läßt sich nicht durch militärische Maßnahmen beseitigen", dies die zweite. „Keine Nation", schreibt er wörtlich, „kann in unsern Tagen durch militärische Eroberungen dauernd oder für eine längere Zeit den Handel einer Nation zerstören oder wesentlich schädigen." „Der Feind könnte nur den Handel zerstören, indem er die Bevölkerung vernichtet, was praktisch nicht durchführbar ist, und wenn es durchführbar wäre, die Vernichtung des eigenen Markts bedeutete, und zwar des bestehenden und des möglichen; das aber wäre kaufmännischer Selbstmord." Eine Plünderung der Bank von England beispielsweise durch einen deutschen General wäre auch vom Standpunkt Deutschlands aus der reine Unsinn. „Die Kaufleute der ganzen Welt würden infolge des Ruins und des Zusammenbruchs der Banken von England alle Kredite in Deutschland zurückziehen, das deutsche Bankwesen würde kaum eine geringere Krise durchmachen als das englische, und der deutsche General würde, indem er die Bank von England auszuplündern versuchte, bemerken, daß dadurch sein eigenes Guthaben bei der Deutschen Reichsbank sich in blauen Dunst aufgelöst hätte." Es ist aber auch „eine physische und ökonomische Unmöglichkeit, den Außen- oder Transporthandel einer andern Nation militärisch zu erobern. Große Kriegsflotten sind ungeeignet, den Völkern, welche sie besitzen, einen Handel zu verschaffen, und können nichts tun, um den kommerziellen Wettbewerb zu beschränken. Wenn Deutschland Holland eroberte, würden die deutschen Kaufleute ebenso wie bisher mit der holländischen Konkurrenz zu rechnen haben, und dies um so mehr, als dann die holländischen Kaufleute innerhalb der Zollgrenzen des Deutschen Reiches liegen würden ... Da es die einzig mögliche Politik für einen Eroberer geworden ist, den Reichtum eines gewonnenen Territoriums im vollständigen Besitz der Individuen zu lassen, welche das Territorium bewohnen, so ist es eine Täuschung, zu glauben, daß ein Volk seinen Reichtum vermehrt, wenn es sein Territorium vergrößert ... Als Deutschland Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen eroberte, wurde nicht ein einziger gewöhnlicher deutscher Bürger um einen Pfennig reicher, und obwohl England Kanada besitzt, wird der englische Kaufmann von den kanadischen Märkten durch Schweizer Kaufleute verdrängt, welche Kanada nicht besitzen. Daraus folgt, daß politische und militärische Macht ökonomisch wertlos ist." Früher mag das anders gewesen sein. „In der Tat war es in der römischen Welt richtig, daß die Eroberung eines Territoriums dem Eroberer einen greifbaren Vorteil brachte; sie bedeutete die Ausbeutung des eroberten Gebiets durch den Sieger; gewöhnlich hatte sie auch die Gewinnung von Sklaven zur Folge. Aber unter den heutigen Verhältnissen kann Herrschaft oder Vorherrschaft oder Überlegenheit zu Wasser und zu Lande für Handel, Industrie und allgemeine Wohlfahrt nichts bedeuten; wir mögen — schreibt N. Angell im Hinblick auf sein eigenes Volk — 50 neue Dreadnoughts bauen, und wir werden deshalb nicht ein Federmesser mehr verkaufen. Wir mögen Deutschland morgen

erobern, und kein Engländer wird deshalb einen Schilling reicher geworden sein. Wollten wir aber Deutschland vernichten, so würden wir dadurch uns selbst den größten Schaden tun, da wir uns dadurch eines Markts beraubten, der so groß ist wie der von Kanada und Südafrika zusammengenommen." „Dieser fundamentale Wandel ist hauptsächlich ein Erfolg der letzten dreißig Jahre und hat seinen Grund in dem innigen Verwobensein finanzieller Interessen und der daraus folgenden gegenseitigen Abhängigkeit der Weltplätze. Der verwickelte Mechanismus der modernen Finanz macht Neuyork von London abhängig, dieses von Paris und letzteres von Berlin in einem weit höheren Maß als früher." Dazu die Binsenwahrheit, die trotz ihrer Selbstverständlichkeit noch lange nicht allgemein bekannt zu sein scheint, daß „jedes Land nicht nur ein Konkurrent, sondern auch ein Klient oder ein Markt ist. Es kann für den, der die Frage studiert, kein Zweifel sein, daß die wirtschaftliche Solidarität zwischen den Völkern im Wachsen begriffen ist ..."

Aber beweist nicht England selbst durch den Besitz seiner Kolonien, daß es erobernd vorgegangen ist und dadurch seinen Reichtum gesteigert hat? Zunächst zeigt Norman Angell, daß die „Eroberung" der englischen Kolonien von Anfang an einen andern Charakter trug als diejenige der spanischen, portugiesischen, ja französischen Kolonien; sodann aber weist er nach, daß fast in allen englischen Kolonien das Prinzip der Selbstverwaltung so weit durchgeführt ist, daß diese Schutzgebiete, die der landläufige Geograph in Bausch und Bogen zum englischen Riesenreich rechnet, in Wirklichkeit fast selbständige Staatsgebiete sind, die in einer ganz losen Allianz mit dem Mutterland zusammenhängen, die weniger fest mit ihm verbunden sind als z. B. die Donaumonarchie mit dem Deutschen Reich, die in vielen Fällen gerade das Gegenteil von dem tun, was das Mutterland will, und nicht daran gehindert werden können. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung das Beispiel der Buren, die jetzt, nachdem sie durch den südafrikanischen Krieg englischer „Besitz" geworden sind, in Südafrika erst recht die Oberhand gewonnen haben und gerade das tun, woran sie durch den Krieg verhindert werden sollten, indem sie sich nämlich gerade jetzt und jetzt erst recht erlauben, die Uitlanders mit anderem Maß zu messen als die herrschende Rasse, ein Vorgehen, das ihnen heute, da sie unter dem englischen Banner stehen, weniger gewehrt werden kann, als es unter Ohm Krüger der Fall war. Wir glaubten u. a., die Engländer haben es bei der Eroberung von Transvaal auf die Goldminen von Johannesburg abgesehen. Angell aber belehrt uns, daß die Minen in den Händen der Aktienbesitzer waren und *sind* und der englische Staatsschatz durch die Annexion von Johannesburg sich um kein Pfund bereichert hat. Interessant ist dabei, zu sehen, daß die Kolonien den Engländern nicht mehr einbringen, als sie ihnen kosten; im Gegenteil, daß dabei vielfach mit Unterbilanz gearbeitet wird. Aber warum in aller Welt, könnte einer fragen, halten dann die Engländer ihre Kolonien fest? Sie tun es nur, antwortet Norman Angell, aus — Sentimentalität, aus gefühlsmäßiger Anhänglichkeit an das Althergebrachte. Ein Gedanke, einleuchtend für denjenigen, der die englische Nation eben nicht nur von der Seite der praktischen Nüchternheit, sondern auch von der Seite einer fast lächerlichen Perückenträgerei und Überlieferungsverehrung kennen gelernt hat. — Ähnlich steht es mit der Annexion von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich. „Die Heiligkeit von Verträgen", schreibt Norman Angell im Blick auf die Verletzung des Berliner Vertrags von seiten der Donaumonarchie, „ist offenbar ein sehr schwacher Schutzwall für kleine Staaten. Die künftige Sicherheit derselben wird einzig und allein auf der Tatsache beruhen, daß der Eroberer keinen Vorteil aus der Eroberung zieht, vielmehr mit Schaden arbeitet. Dies wird auch in Österreich selber zugegeben. So schreibt ein österreichisches Blatt: Die Annexion hat uns Millionen gekostet, war ein großer Hemmschuh für unsern Handel, und wir können keinen einzigen Vorteil verzeichnen, den uns die Annexion gebracht hat. Die aktive Politik des Grafen Ährenthal war also nicht durch die Hoffnung auf einen ökonomischen Gewinn, sondern durch bloße Eitelkeit diktiert."

Obwohl nach dem eben Gesagten die relativ schutzlosen Kleinstaaten am meisten bedroht erscheinen, so ergibt sich doch aus einer genauen Beobachtung der Verhältnisse das merk-



würdige Faktum, daß die Wohlfahrt der Kleinen eine relativ größere ist als die der Großen, ja daß z. B. die Kleinstaaten von der Hochfinanz als feuerfestere Sicherheitsherde eingeschätzt werden als die bis an die Zähne gewappneten, aber darum auch allezeit zum Losschlagen bereiten Großstaaten. Reichtum und Wohlfahrt einer Nation hängen in keiner Weise von ihrer politischen Macht ab. Wäre das der Fall, so müßte die kommerzielle Prosperität kleiner Nationen, die keine politische Macht ausüben, offenbar tiefer stehen als die der Großmächte. Dies ist offenbar nicht der Fall. „Die Kopfquote des Handels der kleinen Nationen (Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark) ist im Gegenteil größer als die Kopfquote des von den großen Völkern betriebenen Handels. Der holländische Bürger, dessen Regierung keine Militärmacht besitzt, befindet sich so wohl als der deutsche, dessen Regierung eine Armee von zwei Millionen besitzt, und wesentlich besser als der Russe, dessen Regierung ungefähr vier Millionen Mann zur Verfügung hat. Dem gibt die Hochfinanz Ausdruck durch die eigentümliche Wertung der betreffenden Staatspapiere. So stehen die 3%igen Renten des machtlosen Belgien auf 96 und die 3%igen Renten des mächtigen Deutschen Reichs auf 82; die 3½%igen russischen Staatspapiere auf 81, während die 3½%igen Papiere der Norweger, denen fast keine Armee zur Verfügung steht, auf 102 stehen. Alles das scheint das Paradoxon zu beweisen, daß der Reichtum einer Nation um so unsicherer ist, je stärker er beschützt wird. Und das ist nicht die einzige Vergleichsbasis. Wer Europa nur einigermaßen kennt, weiß, daß die Lebenshaltung in den kleineren Ländern, wie in Skandinavien, Holland, Belgien und der Schweiz, sehr hoch ist. Und Norwegen hat einen zu seiner Bevölkerung verhältnismäßig größeren Handel als England. Uns wird von allen Seiten gesagt, daß große Kriegsflotten und Armeen nötig seien, um unsern Reichtum gegen den Angriff mächtiger Nachbarn zu schützen. ... Aber wenn der finanzielle Genius von Europa die Frage unter dem rein materiellen Gesichtspunkt betrachtet und darüber zu entscheiden hat, ob die großen Nationen mit ihren protzigen Riesenarmeen und teuren Schlachtschiffen gegenüber den kleinen zu bevorzugen sind, so entscheidet er sich, wie jeder Kurszettel beweist, Tag für Tag mit einer erschrecklichen Wucht zugunsten der kleinen und hilflosen Staaten, die, wenn unsere politischen Größen recht hätten, jederzeit durch gefräßige Nachbarn ihres Reichtums beraubt werden könnten. In Wahrheit sind die Papiere der unverteidigten Nationen sicherer als die der Großmächte."

Ich breche hier ab. Manches könnte ich noch berichten, z. B. über die treffliche Erklärung, die N. Angell für die rätselhafte Tatsache beibringt, daß kein Volk durch eine Kriegsentschädigung bereichert wird. Ich könnte auch an der Hand Angells die Leser darüber unterrichten, wie es kam, daß Frankreich sich nach dem siebziger Krieg ökonomisch rascher erholte als das durch den „Krach" geschwächte Deutsche Reich, und wie der nachherige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands sich keineswegs aus den kriegerischen Erfolgen, sondern aus der raschen Bevölkerungsvermehrung erklärt. Aber das bisher Gesagte muß genügen, um den Leser zur Lektüre des hochaktuellen Buchs, von dem wir reden, zu reizen.

Mir liegt am Herzen, die Ausführungen Norman Angells durch eine möglichst entgegenkommende Kritik zu ergänzen und, wo es not tut, zu korrigieren. Angell findet es eigentlich selbstverständlich, daß die Pazifisten alter Observanz, die mit sittlichen Begriffen operieren, wenig Erfolg hatten; er seinerseits verwirft zwar die sittlichen Ideen nicht, nur meint er, die echte Sittlichkeit weise auf eine Gesellschaftsordnung hin, in der nicht etwa nur das Interesse des Starken, sondern das Interesse aller gewahrt werde; einen durchschlagenden Eindruck aber werde erst derjenige machen, der beweise, daß der Krieg die materiellen Interessen nicht fördere, sondern schädige. Nun, wir haben nicht versäumt, diesen Nachweis zu erbringen, wenn auch unsere Waffen vielleicht nicht so scharf waren als die Angells. Aber eigentlich ist es doch ein schmachvolles Zeichen für das heutige Geschlecht, daß es überhaupt nur Ohren zu haben scheint, wenn von I n t e r e s s e die Rede ist, als ob es wirklich keine Menschenpflicht, keine Gesetze der Barmherzigkeit, der Menschlichkeit, des Rechtes gäbe.

Dabei identifiziert Angell vielleicht doch das Interesse zu sehr mit dem Geldinteresse. Wenn Bismarck die Interessenpolitik zum ausgesprochenen Grundsatz der Diplomatie machte, so tat er es nicht ausschließlich in dem Gedanken, den deutschen Kapitalismus zu stärken: ihm ist das Staatsinteresse vielfach gleichbedeutend mit der Staatsmacht. Wer Hannover, Hessen, Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen besitzt, ist vielleicht nicht reicher, aber er ist mächtiger als zuvor. Der Krieg vom Jahre 1866 wurde nach Moltke um eines rein idealen (!) Interesses, um der Machtfrage willen geführt. Angell wird das als „Sentimentalität" bezeichnen, weil keine Bereicherung an materiellen Gütern dabei herausspringt; aber wer bürgt uns dafür, daß nicht beispielsweise die Franzosen bei günstiger Gelegenheit aus rein „idealen und sentimentalen" Beweggründen, d. h. um ihr Prestige wiederherzustellen und um die „geraubten Provinzen" wieder zu gewinnen, über uns herfallen? Angell kommt auf denselben Ausweg, den ich nach E. Schlief schon so oft gezeigt habe: es gilt, daß die großen Staaten sich ihren territorialen Besitzstand garantieren, damit sie dieselbe Sicherheit genießen wie die Kleinstaaten; aber er versäumt es, zu zeigen, daß sie sich, um ganz sicher zu gehen, verbünden müßten mit der Zusage, einander gegenseitig gegen jeden Friedensbrecher beizustehen. — Auch auf dem Gebiet rein materieller Interessen müßte vor dem Abschluß des Dauerfriedens noch eine Vorkehrung getroffen werden, durch welche die Verbündeten gegen den Versuch materieller Vernichtung sichergestellt würden. Ich meine die Möglichkeit, daß die Mehrzahl der Großstaaten sich durch die chinesische Mauer des Hochschutzzolls so gegeneinander abschlössen, daß dadurch der Außenhandel tödlich getroffen würde. Es ist ja nicht gerade wahrscheinlich, daß das englische Weltreich sein gesamtes Kolonialgebiet gegen die übrige Welt hermetisch abschließt; die Entwicklung scheint sich vielmehr in entgegengesetzter Richtung zu bewegen; aber eine Möglichkeit eines solchen Abschlusses liegt trotzdem vor. Die Schutzzollbewegung in England ist nicht zu unterschätzen, und selbst Angell gibt zu, daß die britische Regierung gezwungen sein könnte, zu diesem System überzugehen, um die immer teurer werdende Rüstung zu bezahlen. Der Schutzzoll als solcher bringt dem Handel keinen tödlichen Schaden, wohl aber kann dies der Hochschutzzoll tun. Gewisse europäische Industrien sind bekanntlich schon heute durch den amerikanischen Dingley-Tarif tödlich getroffen.

Andrerseits ist die absolut freie Konkurrenz auch kein durchaus friedlicher Grundsatz. Nicht umsonst ist sie schon als Raubtierprinzip bezeichnet worden. Und unmöglich kann geleugnet werden, daß ein gut Teil der internationalen Feindschaft auf nichts anderes als auf den Ärger zurückzuführen ist, den das eine Volk über die erdrückende Konkurrenz, die ihm von seinen Nachbarn gemacht wird, empfindet. Dem ist nur zu begegnen, wenn man dem Gedanken räumlich beschränkter Lieferungsgebiete, wie er auf dem Boden der Privatindustrie vielfach schon durchgeführt ist, und wie er z. B. von Barolin in seinem allerdings noch utopistisch gefärbten Büchlein „Die Teilung der Erde" vertreten wird, näher kommt, oder wenn man endlich fähig ist, die Idee des schwäbischen Philosophen Plank vom Berufsstaat zu fassen, wonach die Glieder der menschlichen Gesellschaft nicht dazu da sind, einander auf der Jagd nach schnödem Gelderwerb das Leben sauer zu machen, sondern dazu, als Berufsarbeiter dem Ganzen zu dienen. Wendet man dieses Grundgesetz auf die Völker an, so könnte beispielsweise das deutsche Volk seine Aufgabe nicht darin sehen, den englischen Handel auf dem Weltmarkt so weit als möglich zurückzudrängen, sondern darin, der Welt mit den eigenartigen deutschen Qualitätswaren zu dienen, ohne daß darum nötig wäre, andre Nationen durch Zuckerausfuhrprämien und ähnliche handelspolitische Mätzchen in die Enge zu treiben. Es mag sein, daß wir bis dahin noch einen weiten Weg zurückzulegen haben; immerhin ist es nötig, schon heute diesen Weg zu zeigen. Eine Etappe auf diesem Weg aber wird erreicht werden, wenn die Nationen das Eine einsehen, was Angell ihnen zeigt, nämlich daß es eine ungeheure, ja unverzeihliche Täuschung ist, die Wohlfahrt der Völker von ihrer politischen Machtentfaltung abhängig machen zu wollen.

O. Umfrid

Zur Lösung der polnischen Frage in Preußen

Von einem Wohlmeinenden

Daß die bisher eingeschlagenen Wege zu einer Lösung der preußisch-polnischen Frage geführt hätten, wird kein Kenner der Verhältnisse behaupten. Allzu groß ist das Gewicht der polnischen Volksmasse — nach der Zählung von 1905 bekennen sich in Preußen etwa 3 680 000 Menschen zur polnischen Muttersprache, ferner betrachten 150 000 neben der deutschen die polnische Sprache als die ihnen angeborene, und vermutlich gibt es noch außerdem zahlreiche geborene Polen, die nur aus äußeren Rücksichten sich als Deutsche aufspielen. Es ist also keiner Staatskunst gestattet, diese nahezu 4 000 000 zählende Nationalität außer Rechnung zu lassen. Und doch besteht die polnische Gefahr nicht in der brutalen Zahl, auch nicht in der stärkeren Vermehrung des polnischen Bestandteils und ebensowenig in der Anhänglichkeit unserer Polen an ihre Muttersprache, ihren geschichtlichen Erinnerungen und dem kulturellen Zusammenhang mit ihren Volksgenossen in Rußland und Österreich, sondern so gut wie ausschließlich in den staatsrechtlichen Bestrebungen nach einer Sonderstellung innerhalb des Staates, und diese wieder haben ihre stärksten Wurzeln in dem territorialen Block des 1815 geschaffenen Großherzogtums Posen, das heute fast 1½ Millionen Polen in einer provinzialen Organisation zusammenfaßt und überdies in den durch Personalunion verknüpften Erzbistümern Gnesen und Posen die historische Erinnerung an die alte Stellung des polnischen Primas, des Interrex (Zwischenkönigs) bei Erledigung des polnischen Thrones aufrechterhält.

Es soll keineswegs unterschätzt werden, was Preußen bisher für die Hebung des welkenden Deutschtums in seinen östlichen Provinzen geleistet hat, besonders die Ansiedlungskommission hat das Menschenmögliche getan, dem Lande frisches deutsches Blut zuzuführen. Aber — keinem zulieb und keinem zuleid! — das Polentum ist dadurch keineswegs geschwächt worden, es empfindet den Druck, dessen einzelne Maßregeln nicht immer auf der Höhe modernen Rechtsgefühls stehen und gerade den besten Deutschen hier und da den Gedanken aufnötigen, daß das parlamentarisch regierte Preußen hinter dem friderizianischen Staat der Gewissensfreiheit und rücksichtslosen Rechtspflege zurückgewichen sei. Das Polentum erwidert diesen Druck durch immer straffere Anspannung seines Nationalgefühls, dessen edle Züge der echte Deutsche nicht verkennen wird. So sind die Verhältnisse in der Provinz Posen recht unerquicklich geworden: wie Öl und Wasser sondert sich Deutschtum und Polentum, ein stiller Bürgerkrieg verschlingt immer neue Opfer.

Wo soll der Ausweg gesucht werden? Der Alldeutsche Verband hat geglaubt, das Allheilmittel entdeckt zu haben in der Wiederbelebung des früheren Namens Südpreußen für das Gebiet der jetzigen Provinz Posen. An der Sache wäre durch solche Umtaufung doch nicht das mindeste geändert.

Würde es nicht eine viel tiefer einschneidende Änderung der Verhältnisse bedeuten, wenn das heutige Großherzogtum Posen als geschlossenes Gebiet der Vergangenheit verfallen würde, und zwar so, daß eine neue Einteilung der östlichen Provinzen Preußens die einzelnen Bruchstücke des polnischen Sprachgebietes in organische Verknüpfung mit kerndeutschen Staatsteilen zu bringen hätte?

In Kürze geht also der Vorschlag dahin:

Der nördliche Teil der Provinz Posen, der Regierungsbezirk Bromberg, wird zu Westpreußen geschlagen, das überhaupt als Provinz zu klein geraten ist, zu dem er übrigens als Netzedistrikt schon früher gehört hat. Ferner wird vom bisherigen Regierungsbezirk Posen der südliche, ganz überwiegend polnische Teil abgelöst, als neuer Regierungsbezirk Lissa eingerichtet — wovon schon früher die Rede gewesen ist — und mit dem kerndeutschen Regierungsbezirk Liegnitz, bisher zu Schlesien gehörig, zu einer neuen Provinz Niederschlesien zusammengefaßt.

Dadurch würde die bisher allzugroße Provinz Schlesien auf das Maß des Übersehbaren vermindert, sie würde die beiden Regierungsbezirke Breslau und Oppeln umfassen als Provinz Oberschlesien.

Nun aber der Rest des bisherigen Großherzogtums Posen, der verkleinerte Regierungsbezirk Posen? Wenn man doch einmal in patriotischen Phantasien sich ergehen darf, so ist wenigstens auf dem Papier gar nichts einfacher, als ihn mit dem von der Mark Brandenburg abzulösenden Regierungsbezirk Frankfurt a. O. zu verknüpfen, und für die neue Provinz, die von der Oder bis zur russischen Grenze reichend, das Herzstück des polnischen Landes zu dem Außenteil einer weit überwiegend deutschen Provinz machen würde, den historischen Namen Neumark aus der Vergangenheit hervorzusuchen. Noch einen kleinen Schritt weiter — die Wiedervereinigung der Altmark mit der nach unserm Vorschlag verkleinerten Provinz Brandenburg wäre historisch durchaus berechtigt, und soviel uns bekannt, möchten die Altmärker gerne aus ihrer Zwangsehe mit der Provinz Sachsen heraus in die alte Gemeinschaft zurückkehren.

Eine solche Neueinteilung würde den großpolnischen Traum von einem Großherzogtum Posen als selbständiger nationalpolnischer Organisation und als Kristallisationskern einer Wiederaufrichtung des weiland Königreichs Polen zu einer harmlosen Träumerei verwandeln. Nur folgerichtig wäre es dann, auch die bisherige Personalunion zwischen dem Erzbistum Gnesen, das ja fortan zu Westpreußen gehören würde, und dem Erzbistum Posen zu lösen, beide einfach Bistümer zu nennen und sie entweder dem Fürstbistum Breslau oder — was freilich ein kühner Griff wäre — der alten Mutterkirche der deutschen Kolonisation des Ostens, dem neuerstehenden Erzbistum Magdeburg zu unterstellen. Man wird zuerst vor diesem Gedankenflug in die Vergangenheit ein protestantisches Kreuz schlagen, aber ist der päpstliche Nuntius in Berlin nicht viel bedenklicher für den gesamten Protestantismus in Preußen als ein katholischer Erzbischof samt seinem Domkapitel in einer treu protestantischen Stadt? Und wäre der Unterschied zwischen einem Fürstbischof in Breslau und einem Erzbischof in Magdeburg denn so ungeheuerlich?

Um nun aber zu zeigen, wie das Polentum bei einer derartigen Neueinteilung der östlichen Provinzen Preußens in die Verteidigungsstellung einer Minderheit zurückgedrängt würde, müssen wir die trockene Schwester der Politik, die Statistik, zu Hilfe rufen.

Die Provinz Westpreußen umfaßt bisher die beiden Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, 25 520 qkm und 1 650 000 Einwohner, davon sind $1^1/_8$ Mill. Deutsche und 370 000 Polen. Mit dem Regierungsbezirk Bromberg würden noch 11 500 qkm mit 710 000 Einwohnern hinzukommen, davon 355 000 Deutsche und 365 000 Polen — das Deutschtum hätte also in der neuen Provinz Westpreußen mit 1 688 000 Seelen immer noch eine starke Mehrheit gegen 730 000 Polen. In der Provinz Oberschlesien, also den Regierungsbezirken Oppeln und Breslau, würde ebenfalls das Deutschtum mit 2½ Millionen gegenüber 1¼ Mill. Polen sein Übergewicht behalten. Die neue Provinz Niederschlesien würde im Regierungsbezirk Liegnitz mit 1 100 000 Deutschen und einigen tausend Polen ihre sturmfreie Stellung behaupten. Der neu hinzukommende, überwiegend polnische Bezirk Lissa mit 125 000 Deutschen und 350 000 Polen würde viel stärker von deutschen Einflüssen durchzogen werden, als dies bei seiner jetzigen Zugehörigkeit zu Provinz und Regierungsbezirk Posen möglich ist. Endlich der Regierungsbezirk Posen selbst nach der Ablösung etwa der Kreise Adelnau, Schildberg, Kempen, Ostrowo, Krotoschin, Pleschen, Koschmin, Gostyn, Rawitsch, Lissa, Fraustadt und Jarotschin um 6200 qkm und 480 000 Einwohner, wovon 360 000 Polen und 120 000 Deutsche, verkleinert auf 11 300 qkm und 800 000 Einwohner, würde durch Verknüpfung mit dem Regierungsbezirk Frankfurt a. O. als Neumark dem Deutschtum völlig eingegliedert. Dieser Bezirk hat auf 19 200 qkm 1 200 000 Einwohner, fast nur Deutsche, neben denen das verkleinerte Posen mit 280 000 Deutschen und 500 000 Polen politisch harmlos erscheinen müßte. Die Zahlen mögen im einzelnen zu verschieben sein — ein neuer Regierungsbezirk



Lissa ließe sich ja auf verschiedene Weise abgrenzen —, im ganzen und großen beruhen sie auf den Grundlagen der Zählung von 1905 (Preuß. Statistik, Bd. 206, Teil I).

Es mag zum Schluß noch ein Nebengedanke seinen Platz finden. Der Wunsch einer neuen Universität in der weiten Lücke von Königsberg bis Breslau ist unbedingt berechtigt. Würde nun — wer kann patriotische Gedankenflüge unterbinden? — durch die Verknüpfung des Mittelstücks von Posen mit der Neumark deutschem Leben ein breites Strombett nach dem Osten gegraben — denn wie ein Keil würde diese nach Osten sich verjüngende Provinz Neumark in das Slawentum eindringen —, so würde auch der latente Wunsch einer Wiederaufrichtung der alten brandenburgischen Universität Frankfurt a. O. sich mit Macht regen. Er steht ja anscheinend im Gegensatz zu den Bestrebungen, die Posener Akademie in die Bahnen einer Universität hineinzuschieben. Nun verlautet aber, man gedenke an entscheidender Stelle aus der Posener Akademie eine pädagogische Hochschule zu machen oder sie wenigstens mit einem Monopol für die Weiterbildung des aufstrebenden Volksschullehrerstandes auszustatten, wodurch ihre Lebensfähigkeit gesichert werden könnte. Als Hort akademischer Freiheit kann man sich eine Universität in Posen schwerlich denken.

Es mag das alles auf den ersten Blick abenteuerlich aussehen, aber große Maßregeln zur rechten Zeit ersparen kleinliche und gehässig wirkende Eingriffe einer Politik, die sich mehr von den Bedürfnissen des Tages als vom Fernblick in die weite Zukunft beraten läßt. Aber ist eigentlich irgend jemand recht innerlich befriedigt von dem, was die bisherige Politik gegenüber den Polen erreicht hat? Und soll der Ausnahmezustand in Posen, über den die Polen wie auch viele Deutsche innerlich seufzen, in alle Ewigkeit konserviert werden?



Psychologie des Verbrechers

Wenn wir das einigermaßen unbestimmte Wort „Psychologie des Verbrechers" näher bestimmen als die Lehre von den seelischen Eigentümlichkeiten des rechtbrechenden Menschen, so wird ohne weiteres die außerordentliche Bedeutung ersichtlich, die eine wohl begründete Wissenschaft dieses Inhaltes besitzen kann. Ein wirkliches Verständnis dafür, an welchen Merkmalen das verbrecherische Wesen haftet und aus welchem Grunde Verbrechen geschehen, muß ja nicht nur allen an der Rechtsprechung Beteiligten, sondern auch uns andern von Wert sein. Aber freilich, dies Verständnis ist schwer zu gewinnen. Fast fürchte ich, daß auch das umfangreiche Buch des Dresdner Staatsanwaltes Dr. Wulffen „Psychologie des Verbrechers, Ein Handbuch für Juristen, Ärzte, Pädagogen und Gebildete aller Stände" (verlegt bei P. Langenscheidt, Groß-Lichterfelde. 2 Bde.) nicht dicht genug an das Ziel heranführt.

Die Unzulänglichkeit des Werkes ist namentlich in zwei Momenten begründet. Zunächst verfährt Wulffen mit dem ihm vorliegenden Stoff in einer Weise, die es wohl erlaubt, schnell ein dickes Buch zusammenzuschreiben, aber unmöglich macht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er rafft wahllos eine Menge Material zusammen, und gibt es dann im Rohzustande weiter. Am merkwürdigsten scheint mir, daß so vieles aus Zeitungen abgedruckt wird, denn Wulffen selber bekämpft die „sensationell gefärbte" Berichterstattung der Tagespresse und verlangt, daß bei besonders wichtigen Prozessen die Justizverwaltung von Amts wegen geprüfte und vereidete Stenographen bestellen und deren Niederschriften im „Regierungsblatt" veröffentlichen soll. Ja, er drückt sich noch härter aus. „Man muß nur wissen, wie wenig Zeit und Sammlung ein Zeitungsredakteur zu ernster Geistesarbeit hat. Dabei fehlen ihm vielfach genügende tatsächliche Unterlagen, aber geschrieben soll und geschrieben muß werden." Nun

wollen wir hier nicht prüfen, ob das Urteil zutrifft, aber keinesfalls dürfte ein Mann, der so über die Zeitungen denkt, ihnen ungezählte Berichte Wort für Wort entnehmen; sogar was Wulffen über die grausame Erziehung des jungen Raphael Mengs erzählen will, sagt er nicht von sich aus, sondern mit Hilfe eines dem „Berliner Tageblatt“ entnommenen Artikels. Wir verlangen mehr von dem, der einen so wichtigen Gegenstand behandelt, zumal wenn er — wie Dr. Wulffen — ein begabter, im allgemeinen durchaus einsichtsvoller und von den besten Absichten beseelter Schriftsteller ist: wir fordern, daß er den Stoff selbständig durchdringe und in einem aufs Wesentliche verdichteten Zustande dem Leser übermittele, es sei denn, daß Urkunden aus guten Gründen wortgetreu abgedruckt werden müssen.

Zu dem gerügten Mangel gesellt sich ein zweiter, ihm nahe verwandter. Der Verfasser sucht Hilfe bei vielerlei Wissenschaften, insbesondere bei Psychologie, Psychiatrie und Ethik. Das ist begreiflich und berechtigt. Leider jedoch folgt er blindlings, nach Art der Scholastiker, einigen „Autoritäten“ und fügt ihren Ansichten lediglich ein paar Beispiele oder Nutzanwendungen hinzu. Am selbständigsten ist noch der Abschnitt über die Temperamente geraten. Im übrigen gibt er einen Auszug aus Wundts und anderen Schriften, als ob hiermit dem Leser gedient sei. In Wahrheit ist unerläßlich, daß die allgemeinen psychologischen und ethischen Probleme wirklich durchgedacht, ja durchgelebt werden, nämlich unter dem Gesichtspunkt des Kriminalisten, damit die besonderen Probleme in naturnotwendigem Fortgang aus jenen Voraussetzungen sich entwickeln können. Das äußerliche Nebeneinanderstellen von Schulmeinungen einerseits, Zeitungsberichten anderseits leistet noch nicht das, was Wulffen erstrebt, nämlich „das Volk w i s s e n s c h a f t l i c h über die wirklichen inneren Zustände des rechtbrechenden Menschen aufzuklären und dadurch die vielen falschen Meinungen zu verdrängen.“ Die vorliegenden zwei Bände sind im Grunde nur Vorarbeit, Materialsammlung; jetzt sollte Wulffen das eigentliche Buch schreiben.

Dennoch hat auch schon dieses Werk einen gewissen Wert. Die bloße Tatsache, daß ein im Amte stehender Staatsanwalt sich zu solchen Betrachtungen innerlich getrieben und verpflichtet fühlte, scheint mir bedeutsam. An vielen Stellen sieht man, wie aus Erfahrungen der Berufstätigkeit heraus das Bedürfnis nach Aufklärung, vorerst für den Schreibenden selbst, dann für die Berufsgenossen, schließlich für den weiten Kreis gebildeter Leser hervorgegangen ist. So betont Wulffen beispielsweise mehrfach: die Richter müßten in der Lage sein, die Beweisführung des Sachverständigen über Zurechnungsfähigkeit oder Zurechnungsunfähigkeit des angeklagten Verbrechers, die doch einen wesentlichen Teil der Rechtsfindung bilden sollte, selbständig nachzuprüfen. Ich denke, man könnte noch weiter gehen und sagen: für Staatsanwälte, Rechtsanwälte und Richter ist eine bestimmte Vorbildung nötig, um die Gutachten zu verstehen, ja schon um zu wissen, in welchen Fällen ein Gutachten einzuholen ist und wann es sich erübrigt. Allerdings läßt sich diese Schulung aus Büchern allein kaum gewinnen, sondern es müßte die Anschauung hinzutreten. Aber wann wird diese neuerdings mehrfach erhobene Forderung erfüllt werden, da sie doch das Studium der Rechtswissenschaft wiederum erweitern d. h. verlängern und erschweren würde?

Wulffens Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: Physiologie und Psychologie, Psychiatrie, Anthropologie, Statistik, Ethik, Charakterologie, Psychologie des Verbrechens und Verbrecherspezialisten, Psychologie im Strafverfahren und im Strafvollzug. Mit welchem Recht das letzte Kapitel in das Werk aufgenommen worden ist, vermag ich nicht zu sagen; die übrigen Teile bilden, mindestens der Absicht nach, ein zusammenhängendes Ganzes. In ihnen allen sind diejenigen Bemerkungen am förderlichsten, die sich auf die sozialen Bedingungen des Verbrechens und des Verbrechers beziehen. Der Verfasser hat einen guten Blick für das tatsächliche Rechtsgefühl des Durchschnittsmenschen. So sind seine Ausführungen über die Abschleifungen des Rechtsbewußtseins ebenso lebendig wie zutreffend. Er erzählt beispielsweise von den Kohlendiebstählen der Hausverwalter, die für manche Leute gleichsam noch unterhalb der

Schwelle des Rechtsbewußtseins liegen, und gelangt überhaupt zu dem Ergebnis, daß viele Diebstähle auf Gedankenlosigkeit, d. h. Mangel innerhalb der intellektuellen Sphäre zurückzuführen seien, nicht auf bösen Willen. Vor allen Dingen erkennt er, welche ungeheure Bedeutung die wirtschaftliche Lage und die Umgebung für die Entstehung von Verbrechen haben. Diese unbefangene und warmherzige Teilnahme an der sozialen Seite des ganzen Vorganges wäre gewiß noch reiner hervorgetreten, wenn Wulffen sich für eine „Soziologie des Verbrechers" entschieden hätte, anstatt über seine Psychologie zu schreiben. Denn sobald er auf das eigentlich Psychologische zu sprechen kommt, gelingt es ihm weniger gut. Wie einseitig und äußerlich ist seine Charakteristik des Weibes! Wie merkwürdig verkehrt, daß er die Sorge um die Zukunft, die zu Eigentumsvergehen verleiten kann, dem Affekt der Furcht unterordnet! Wie unpsychologisch ist es, die Eisenbahnfrevler und Automobildelinquenten als besondere Klassen zu behandeln! Daneben finden sich natürlich auch hübsche Beobachtungen, etwa über die Landstreicher, oder auch über die Wucherer, obgleich hier die Tatsache, daß gelegentlich ein hartherziger Wucherer der zärtlichste Familienvater sein kann, schärfer hätte ins Auge gefaßt werden sollen. Und schließlich werden auch für die psychologische Analyse Kronzeugen angerufen, so für die Charakterologie des Falschspielers der Kriminalkommissar von Manteuffel; oder es heißt: „Die Psychologie des Bankverbrechers können wir aus der Abhandlung ... erkennen". Auf diese Art ergründet man schwerlich das Seelenleben des Verbrechers.

Das Entscheidende ist doch wohl, die seelische Verfassung des Verbrechers in den wenigen Beziehungen, in denen sie wirklich eigenartig ist, aus dem Gattungsmäßigen der Seele verständlich zu machen. Unter den zu Verbrechern gewordenen Menschen gibt es sicher eine Anzahl, die sittlich minderwertig oder geistig abnorm sind. Ihnen ist von den Ärzten und den durch sie beeinflußten Juristen eine (wie mir scheinen will) ungebührlich große Berücksichtigung zuteil geworden. Denn es gibt doch auch genug geistig gesunde Verbrecher, gleichwie anderseits sehr viele Menschen abnorm oder sogar geisteskrank sind, ohne deshalb je zu Verbrechern zu werden. Eben jene sonst normalen Verbrecher müßten den Hauptgegenstand eindringlicher psychologischer Untersuchung bilden. Wulffen hebt wenigstens den einen oder andern Punkt des Sachverhaltes richtig hervor. Er bemerkt ganz zutreffend, daß die Intelligenz des Verbrechers häufig überschätzt wird, teils weil man seine berufsmäßige Übung außer acht läßt, teils weil man die Torheit, Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit des gewöhnlichen Menschen unterschätzt. Hierzu erzählt er eine Geschichte, die so köstlich ist, daß ich sie erwähnen will, obwohl ich sonst auf solche Einzelheiten nicht eingehen möchte. „Einem berühmten Mitgliede der Académie des Inscriptions wurde ein ‚ausgegrabenes' Töpfchen mit der Inschrift M. J. D. D. vorgelegt. Der Gelehrte las ‚Maximo Jovi Deorum Deo' — und der Topf kam ins Museum. Die richtige Lesung und Lösung der Senftöpfchen-Etikette war aber Moutarde Jaune De Dijon."

Darf es uns wundern, wenn solche Weltfremdheit weidlich ausgenutzt wird? Man kann sich zur menschlichen Dummheit verschiedentlich verhalten, man mag darüber lachen oder weinen oder sie zu bessern suchen. Der Künstler verewigt sie, zumal in Gebilden der Wortkunst. Aber sie fordert doch auch zur Ausnutzung heraus. So macht sie den einen zum Humoristen, treibt den andern zur Verzweiflung, läßt den dritten zum Reformator, den vierten zum Dichter und den fünften zum — Hochstapler werden. Und während wir jene Wirkungen bewundern, bestrafen wir diese letzte. Aber sie ist genau so natürlich und verständlich wie die übrigen.

Eine andre echt psychologische Einsicht Wulffens ist die folgende. Er findet eine Beziehung zwischen dem normal Handelnden und dem verbrecherisch Handelnden durch die Annahme einer latenten Kriminalität, d. h. derjenigen Kriminalität, die im Bereich der Vorstellungen verblieben ist. Oft genug hört man das offne Bekenntnis: Wenn ich könnte, wie ich wollte, so würde ich den Kerl niederschießen! Oder es gesteht jemand ein, daß er bei einer besonders günstigen Gelegenheit „dicht daran" war, einen Diebstahl zu begehen. Von diesem

angebornen Hang zum Bösen sprechen übrigens Religion und Ethik seit Jahrtausenden. Es wäre nun zu erforschen, ob diese latente Kriminalität bei einem Menschen, den wir als völlig normal ansprechen dürfen, nach allen Richtungen hin sich erstreckt. Ich glaube es nicht. Meiner Meinung nach wird z. B. die Vorstellung eines auszuführenden Lustmordes, auf die sich Wulffen bezieht, nur bei einem in seinem Geschlechtsleben schon stark erschütterten Menschen lebhaft auftreten können. Noch wichtiger wäre alsdann eine Untersuchung darüber, weshalb solche Gedanken an ihrer Verwirklichung gehemmt sind. Dieser Aufgabe entzieht sich der Verfasser des uns vorliegenden Buches und beschränkt sich auf die Nachweisung einiger Übergänge, also etwa des Überganges vom „normalen" Aufschneiden zum Hochstapeln. Indessen, der springende Punkt liegt doch gerade darin, daß auch die tollsten Phantasien des nichtverbrecherischen Menschen mit aller Sicherheit vor der Ausführung Halt machen. Welche Verschiedenheit in der Arbeit des seelischen Mechanismus bringt den Verbrecher dahin, diese Schwelle zu überschreiten?

Auf die Beantwortung der Frage wird Wulffen ganz unwillkürlich geführt, leider ohne es selbst zu merken. In einem andern Zusammenhang behandelt er nämlich die Unfertigkeit des jugendlichen Geisteszustandes. Er sagt: „Man denke nur an seinen eignen inneren Zustand im Alter von achtzehn Jahren zurück. Welche ethischen Begriffe, welche sittliche Weltanschauung hat man zu solcher Zeit!" Darin steckt etwas Richtiges. Wäre Wulffen seiner Beobachtung weiter nachgegangen, so hätte er in jener Unklarheit des Werdenden eine Weichheit und Unzerlegtheit des seelischen Seins gefunden, die einer Ausbildung nach verschiedenen Richtungen fähig ist. Mit andern Worten: er hätte hier einen Ansatzpunkt gehabt, um zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Fragen zu gelangen. Natürlich braucht man nicht in der angedeuteten Weise, d. h. genetisch zu verfahren. Auch die Vergleichung mit andern Formen der gesamten seelischen Verfassung könnte fruchtbar werden. Einige Andeutungen finden sich wiederum in Wulffens Buch. Am wertvollsten ist wohl folgende Bemerkung: „Manolescu versichert glaubhaft, daß er in einer traumartigen Stimmung die Hotelzimmer zum Zwecke des Stehlens betreten habe.... Die Natur macht keinen Unterschied zwischen moralischen und unmoralischen Handlungen. Für sie bleibt es dasselbe, ob der Träumer unsterbliche Gedichte niederschreibt oder Juwelen stiehlt. Sie wirkt immer und überall mit gleichen Kräften." Eine solche „traumartige Stimmung" hat mit der Bewußtseinslage des noch unentwickelten Menschen dies gemein, daß gewisse Hemmungen fehlen. Daher können Handlungen zustande kommen, die bei regelrechter Tätigkeit des erworbenen seelischen Zusammenhanges unmöglich sind. Ihre abnorme Beschaffenheit kann aber nach zwei Richtungen hin sich geltend machen, gewissermaßen als eine Abweichung nach oben oder nach unten, als überwertige oder unterwertige Leistung. Ob ein geniales Kunstwerk entsteht oder ein Verbrechen verübt wird, ist natürlich wiederum psychologisch begründet; doch läßt sich das in der hier gebotenen Kürze nicht näher zeigen.

Für die Soziologie und Psychologie des Verbrechers dürfte entscheidend sein, ob die im Gesetz vorgesehene Androhung der ordentlichen Strafe als hinreichende Hemmung wirkt oder ob sie versagt. In diesem Falle wird man den geistigen Zustand des Individuums gemeingefährlich nennen müssen, selbst *vor* dem Augenblick, wo die erste verbrecherische Tat geschehen ist. Die erziehlichen und sichernden Maßregeln sollten daher bereits vorher einsetzen, z. B. gegen verwahrloste Kinder und Trunksüchtige, die ja leicht in den Zustand völliger Hemmungslosigkeit geraten. Jedenfalls liegt zwischen der latenten Kriminalität und dem wirklichen Verbrechertum, zwischen dem Phantasieverbrecher und dem Tatverbrecher die Mittelstufe der drohenden Gemeingefährlichkeit.

Doch genug der Randbemerkungen, die durch Wulffens Buch veranlaßt worden sind. Vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit, unabhängig von der Beziehung auf ein schon vorliegendes Werk den Gegenstand für die Leser des „Türmers" zu erörtern.

Max Dessoir



Was lesen unsere Arbeiter?

Auf Grund von Zusammenstellungen, die er selber in Berliner Arbeiterbibliotheken im Jahre 1910 gemacht hat, und zahlreichen anderen Angaben aus deutschen Städten teilt Joseph Kliche in den „Sozialistischen Monatsheften“ in einem Aufsatz „Arbeiterlektüre“ einige Erfahrungen mit, die des regsten Interesses sicher sind:

„Es zeigte sich da, daß für die Benutzer der Bibliotheken im wesentlichen drei Hauptgebiete in Betracht kamen: schöne Literatur, Geschichte und Sozialismus. Die anderen Gruppen, die Werke aus den Gebieten der Philosophie, der Naturwissenschaften, der Geographie, des gewerblichen Wissens usw., bildeten nur untergeordnete Gruppen und entbehrten zum größten Teil eines lebhaften Interesses.

Die weitaus meisten Leser aller Bibliotheken wurden in erster Linie von den Erzeugnissen der schönen Literatur gefesselt. Der Grund ist klar: dieses Literaturgebiet vermittelt die geistigen Genüsse auf die leichteste Art und trägt vor allem auch dem oberflächlichen Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnis am ehesten Rechnung. Daher umfaßte die Abteilung Belletristik fast überall 75—80 % der gesamten Benutzungsziffer. Innerhalb dieser Gruppe neigt sich das Schwergewicht Dumas, Gerstäcker, Spielhagen, Schweichel, Kretzer, freilich auch Zola und Maupassant zu: sicherlich gute und einwandfreie Autoren, namentlich die letztgenannten. Gleichwohl läßt die Auswahl der Werke den Schluß zu, daß auch die Schar der Gartenlaubendichter, wäre sie nur in den Bibliotheken vorhanden, daß auch die Werner, Marlitt, Heimburg und Eschstruth zahlreiche Verehrer noch finden würden; daß deren Bücher nur in wenigen Arbeiterbibliotheken anzutreffen sind, ist entschieden ein Verdienst der sozialistischen Presse. Ich teile nicht die wenig begründete Abneigung gegen Mays Reiseromane, darf aber doch mitteilen, daß sie in einer großen Bibliothek die am stärksten verlangten Bücher sind. Die starke Nachfrage nach den Zolaschen Werken entspringt auch nicht immer reinem Kunstbedürfnis; nur wenige ihrer Leser dürften „Nana“ als Kunstwerk würdigen.

Bitter enttäuscht dürften diejenigen werden, die etwa glauben, daß die Klassiker eine Lieblingslektüre der deutschen Arbeiter sind. Ich sage das, weil bei jeder Erinnerungsfeier der Mund etwas voll genommen wird, und weil so lebhaft darüber gestritten wird, in welchem äußern Gewand die Klassiker den Arbeitern dargeboten werden sollen. Die Bibliothek der Berliner Maurer z. B. umfaßt insgesamt 2300 Bände, von denen 856 auf die Belletristik entfallen. In den 10 Monaten Februar bis Dezember vorigen Jahres fanden aus dieser Kategorie 1808 Entleihungen statt. Hiervon entfielen auf Goethe 1, auf Lessing 1, auf Heine 3. Dabei sind alle klassischen Autoren in mehreren vollständigen Ausgaben vorhanden, so daß von einem Exemplarmangel nicht die Rede sein kann. Der unkundige Leser blättert in seinem Katalog und denkt sich, daß das ‚Tagebuch einer Verlorenen‘, die ‚Beichte einer Gefallenen‘ oder gar ‚Die Dame mit den Meeraugen‘ interessanter sein müssen als Werke von Goethe, Lessing oder Heine. In anderen Verbandsbibliotheken sieht es ähnlich aus.

Die zweitstärkste Leserzahl hat in der Regel die Abteilung Geschichte. Ohne Zweifel eine sehr empfehlenswerte Literaturgattung. Doch ist auch hier eine starke Vorliebe für die oberflächlicheren und nach billigen Effekten haschenden Werke zu verzeichnen. Wo in dieser Rubrik der Corvinsche ‚Pfaffenspiegel‘ sich befindet — und er fehlt kaum in einer Bibliothek —, da stellt er neben den wirklich nicht wissenschaftlichen ‚Gekrönten Häuptern‘ meistens das stärkstbegehrte Buch dar. Daß die breite Ausmalung von mehr oder minder unschönen Privatangelegenheiten irgendwelcher Fürsten und Kleriker sich nicht gerade an die höchsten und würdigsten Interessen des Menschen wendet, dürfte jeder Psychologe zugeben. Ein einsichtiger Bibliothekar wird daher immer von der Lektüre solcher Bücher abraten ...

Das Gebiet des Sozialismus und der Politik zieht im allgemeinen nur fortgeschrittene



Leser an, oder es ist eine starke äußere Einwirkung, die viele darauf hinweist. Von einem systematischen Eindringen in diese Gegenstände ist nur bei ganz wenigen die Rede. Das hat mannigfache Ursachen, deren erste die ist, daß dem Arbeiter meist in der Tat die Vorbildung fehlt, die nötig ist, um solche Werke mit Nutzen zu lesen. Es fehlt da vor allem an einer richtigen Systematik, und daher ist hier ohne eine besondere Anleitung durch die Bibliothekare so gut wie gar nichts getan. In der Bibliothek der Berliner Maurer war Bebels ‚Frau' mit 16 Entleihungen das meistgelesene Buch. Es folgte Marx' ‚Kapital' mit 14 Entleihungen. Engels wurde 1mal, Lassalle 3mal verlangt, Liebknechts ‚Hochverratsprozeß' und Leuß' ‚Aus dem Zuchthaus' je 4mal. Abgesehen von den beiden letzten Büchern, die ja einen ganz andern Charakter aufweisen, sind alle wichtigen Werke des Sozialismus 1-, 2mal, zum Teil auch gar nicht gelesen worden. Bebels Buch hat aus zwei Ursachen mehr Freunde als die meisten anderen: einmal ist es kein ausgesprochen theoretisches Werk, sondern gibt mehr ein kulturgeschichtliches Bild; zum andern war gerade bei Beginn des vorigen Jahres aus Anlaß der 50. Auflage des Buches und des 70. Geburtstags seines Verfassers so viel davon die Rede, daß viele darauf aufmerksam wurden. Skeptischer wird man der Tatsache gegenüberstehen, daß das ‚Kapital' so stark begehrt wurde. Die hohe Benutzungszahl dürfte vielmehr daraus zu erklären sein, daß so mancher glaubt, durch die Lektüre des Monumentalwerks sich die aller übrigen sozialistischen Schriften sparen zu können und so den ganzen Sozialismus gewissermaßen mit einem Zug einzuschlürfen. Er nimmt das Buch mit nach Hause, sieht sich die ersten Seiten an und hat genug. Denn daß an ein Erfassen des Inhalts ohne jede Vorbildung gar nicht zu denken ist, dürfte klar sein. Das Fazit ist: das Werk wird mehrfach entliehen, aber kaum gelesen. Das ergibt sich auch durch die mündliche Befragung der Entleiher ...

Im allgemeinen befriedigt der Arbeiter sein Lesebedürfnis auf dem Gebiet der Politik und des Sozialismus durch die Parteizeitung. Die Zeitungsrezension oder -polemik ersetzt ihm die Lektüre der Bücher selber. Welch ein dauernder Schaden dadurch der Urteilsbildung zugefügt wird, und wie dadurch auch das bloße Kennenlernen neuer und abweichender Anschauungen fast zur Unmöglichkeit gemacht wird, ist leicht ersichtlich.

Diese kurzen Darlegungen dürften gezeigt haben, daß es um die Arbeiterlektüre noch nicht sehr gut bestellt ist. Gewiß ist das gewaltige Verdienst der Organisationen, namentlich der Gewerkschaften, um die Massenbildung ohne weiteres anzuerkennen. Doch täuscht man sich, wie gesagt, vielfach über den Wert des Erreichten. ..."

Man sieht, der Verfasser geht ehrlich und sachlich zu Werke, wie dies den „Sozialistischen Monatsheften" überhaupt nachzurühmen ist, die denn auch für den „Vorwärts" und die Orthodoxen der Partei das Enfant terrible sind. Zweckmäßig, schließt der Verfasser, wäre ein literarischer Wegweiser durch die Bibliotheken der verschiedenen Organisationen, der am besten in den Katalog hineingenommen würde. In eindringlichen Worten könne dort auf die Werke von bleibendem Wert hingewiesen, dem Unkundigen = Unsicheren eine Brücke gebaut werden. Freilich, betont er mit wenig Respekt vor dem Parteidogma, aber um so größerem Rechte: „Grundbedingung muß sein, daß er wirklich tendenzfrei, namentlich ohne jeden Richtungsfanatismus innerhalb der Partei zusammengestellt ist, daß die Werke lediglich nach ihrer geistigen Bedeutung, nicht nach ihrer Gesinnungstüchtigkeit gewertet werden. In wahrhaft unabhängigem Geist geschrieben, könnte ein solcher Leitfaden ein bedeutendes Stück Arbeit leisten. Es gilt eben, dem Ungeschmack und der Unbildung nicht aus Gleichgültigkeit Vorschub zu leisten, sondern sie unaufdringlich und geschickt zu korrigieren. Auch die Arbeiterlektüre muß zum Qualitätserzeugnis werden."

Welcher wahre Freund unseres deutschen Volkes wollte dieser Forderung nicht von Herzen beistimmen? Gr.





Von Ehe und Eheleuten

Ein merkwürdiges und nachdenkliches Buch, das Heinrich Lhotzky soeben in die Welt hinaussendet — das Buch der Ehe (Karl Robert Langewiesche, 1911; 1,80 ℳ)! Es ist für die breiten Massen geschrieben; aber für reife Menschen. Sehr jungen Leuten möchte ich es nicht in die Hand geben. Ich denke es mir da von Nutzen, wo bereits Enttäuschungen, Zerwürfnisse, Unzufriedenheiten — alle jene grauen, häßlichen Dinge, von denen die Jugend noch nichts weiß — eingetreten sind. Da kann es nutzen. Denn es regt zu starkem Besinnen an über Wert und Unwert der Menschen und Dinge. Jenen vielen, die aus unnützen und unwichtigen Gründen sich und andern das Leben erschweren, kann dieses Buch ein goldener Ratgeber sein. Denn es ist ein außerordentlich verständiges Buch.

Auf Neujahr lernst
Du was — den Ernst,

heißt es in einem alten Kinderlied. In den Ernst des Lebens hat Lhotzky mit sehr verstehendem Herzen hineingeschaut, und seine Ratschläge, die er gibt, sind alle aus persönlichen Erfahrungen gewonnen. Nicht der Mensch, wie er in unsrer Idealvorstellung lebt, sondern die Menschen, wie sie sind, beschäftigen ihn. Er sucht mit seinem Buche nichts Neues, nichts Fremdes in sie hineinzutragen, sondern nur das Vorhandene auszubauen, zu vertiefen. Den klarsten Überblick über das, was Lhotzky will, empfangen wir in dem schönen Kapitel „Das Du", wo er den Eintritt des Menschen in die Welt des andern schildert.

„Er darf das Du schauen, wie es Gott schaut, von der liebenswerten Seite ... Bisher kannte er das Du nur als Nicht-Ich. Es kam als Mutter, als Vater, Bruder, Schwester oder sonst wer. Aber nun naht es ihm als etwas ganz Neues, unaussprechlich Großes. Wer das Du gesehen hat, der hat endgültig die „Schwelle der Kindheit" überschritten. Ihm dämmert ein Wert, der dem Ich gleich ist, der wertvoller und liebenswerter ist als das Ich ... Es ist ein Gottesblick, der dem Menschen aufgeht, den wir Liebe nennen."

Die Augen der Liebe durchschauen den äußern Menschen und blicken auf den Grund. Dieses Grundsuchen und Ankerwerfen im tiefsten Menschentum ist der Ausgangspunkt, von dem aus Lhotzky das Eheleben verstanden wissen will. Er sieht das Scheitern zahlloser Ehen an Belanglosigkeiten. Man soll den Menschen suchen, nicht seine Eigenschaften. „Wer Eigenschaften heiraten will, verheiratet sich ganz gewiß." Und von da aus, von der allgemeinen äußern Verschiedenheit der Menschen, geht der Verfasser zu der tiefern der Geschlechter über. „Am drolligsten sind die Männer, die das Weib wirklich zu verstehen vorgeben, und die Frauen, die die Männerwelt erkundet haben."

Also die Kardinalforderung ist: sich ertragen lernen. Die Geschlechter, die Charaktere sind verschieden und wollen und sollen sich ihrer Verschiedenheit nicht begeben. Sie können sich ergänzen; aber nicht verschmelzen. „Wer also in die Ehe tritt, mache sich auf sehr Schweres gefaßt." „Die Ehe ist zumeist Kampf, nicht Seligkeit, wie ein chemischer Vorgang, der mehr oder weniger stürmisch verläuft."

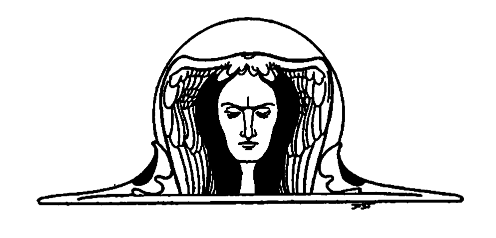
... Es gibt heutzutage viele, die in allen jenen, die sich als die ewig Unverstandnen erklären, jenen, die über den wohligen Breitengrad des Stumpfsinns hinausstreben, die „neuen Menschen" begrüßen. Aber auch unter diesen „neuen Menschen" gibt es bereits eine unverwüstliche Mittelmäßigkeit. Man sehe darin keinen Spott, sondern nur die Feststellung einer Tatsache. An diese, wollen wir sagen, „bessern Mittelmäßigen" wendet sich das Buch. Und wie gesagt, für diese spielt es große Werte aus. Es ist ein häuslicher Ratgeber, in nicht ganz ferner Verwandtschaft zu jenen gleichnamigen Spalten der Familienzeitschriften, in denen die trefflichsten Mittel angegeben werden, wie man zerbrochene Tassen kitten, Fett- und Obstflecke beseitigen, alte Schachteln, Eierschalen, Glasscherben und tausend andre Dinge zu Wunderwerken



der Salondekoration verwenden könne. Die ausschließlich Praktischen werden davon profitieren. Es gibt so viele zerbrochene und befleckte und verdorbene Ehen — Ehen, die sich immerhin noch mit gegenseitigem gutem Willen und einer starken Dosis Klugheit zusammenflicken lassen —, daß ein solcher häuslicher Ratgeber ganz und gar nicht zu verachten ist.

Aber trotz alledem liest man das Buch doch mit einem gewissen Befremden. In allen den vielen, die verschiedensten Fragen berührenden Kapiteln ist das Hauptthema völlig ausgeschaltet — die Liebe. Die Liebe, die in dem Buche geschildert ist, ist allgemeine Menschenliebe, weder Eros noch Amor, sondern Caritas. Sittliche Pflicht und Wertschätzung. Natürlich läßt sich darauf eine Ehe bauen. Aber in Wahrheit beruht doch das Zusammenfinden von Mann und Weib auf andern als allgemein gesellschaftlichen Grundlagen. Lhotzkys Theorie gipfelt in einer zu erwerbenden Liebe. Ungleich kommen die Menschen zusammen, reiben sich aneinander glatt, um sich endlich am Abend des Lebens befriedigt zuzunicken. Eine solche Ehe kann glücken; aber sie ist kein Glück. Ihr Sieg liegt in der Gewohnheit, nicht in der Liebe. Wirkliche Liebe kann nicht erworben werden. Sie ist Gnade. Unverdientes Geschenk Gottes. Aber diese Liebe sucht nicht den Menschen an sich, sondern die Persönlichkeit. Sie wird nie auf bestimmte Eigenschaften des Geliebten, selbst wenn es Fehler sind, verzichten wollen. Aber sie wird auch nie mit diesen Eigenschaften in Konflikt kommen, weil es gerade jene sind, die in irgendeiner Weise das eigne Wesen ergänzen. Wenn Lhotzky schließlich sagt: „Der Sinn für die Wirklichkeit ist der Sinn für das Unerwartete“, so stellt sich dem eben wieder die Tatsache gegenüber, daß die Liebe das Erwartete ist, dasjenige, wovon die Seele etwas weiß, nahezu solange sie denken kann, und dasjenige, worüber sie sich im tiefsten Grunde, mögen alle äußeren Umstände dagegen sprechen, nie täuscht.

M. E.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Nicht eilige" Sendungen

(Zu Heft 7, S. 143, von einem Fachmanne)

Noch unter Stephans Leitung hat die Reichspostverwaltung den Grundsatz, alle Briefpostsendungen (Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere) gleich schnell zu befördern, aufgeben müssen, nachdem ihn die Praxis schon lange vorher durchlöchert hatte. Die übrigen Kulturstaaten mit hoch entwickeltem Verkehrsleben haben stets zwischen den vorwiegend einen persönlichen Gedankenaustausch vermittelnden Briefen und Postkarten einerseits und den massenartigen Presseerzeugnissen usw. andrerseits einen Unterschied gemacht und erstere Gattung, entsprechend ihrer höheren Gebührentaxe, mit Vorrang befördert. Gerade aus diesem Grunde hat auch die Reichspostverwaltung im internationalen Verkehr schon von jeher eine gleichartige Scheidung vornehmen müssen. Infolge des allgemeinen Verkehrsaufschwungs und der Verdichtung des Eisenbahnnetzes war der Drucksachenversand nach und nach derartig angeschwollen, daß die pünktliche Beförderung der Briefe und Postkarten vor allem in den Bahnposten auf den Haupteisenbahnstrecken ernstlich in Frage gestellt war, weil Zahl und Größe der Bahnpostwagen und ihre Besetzung mit Postpersonal in den Bahnbetriebsvorschriften natürlich enge Grenzen finden. Nachdem Abhilfeversuche, wie beschränkte Zuführung oder vollständige Fernhaltung der Drucksachenmassen von bestimmten Schnellzügen, Zurückhaltung von stark belasteten Bestellungen usw., keinen wesentlichen Erfolg gehabt hatten, entschlossen sich die Reichspostverwaltung, die bayerische und die württembergische Postverwaltung und bald darauf auch die österreichische, die ungarische und die schweizerische Postverwaltung zu einer weiteren grundsätzlichen Änderung, indem sie die Verteilung der nicht eiligen Massendrucksachen besonderen Drucksachenverteilungsstellen an den wichtigeren Verkehrsmittelpunkten zuwiesen, bei denen diese Drucksachen, allerdings mit einem Zeitverlust bis zu etwa 24 Stunden, zur Bearbeitung und Versendung kommen. Außerdem bleibt zu berücksichtigen, daß auf Wunsch des Reichstags zur Erzielung einer angemessenen Sonntagsruhe die Bearbeitung der nicht eiligen Massendrucksachen während der Sonn- und Feiertage ruht, diese Zeit also unter Umständen mit in Betracht gezogen werden muß. Der angestrebte Zweck, eine größere Sicherheit in der pünktlichen Beförderung der Briefe, Postkarten und eiligen Drucksachen, ist mit dieser Einrichtung in den verflossenen drei Jahren nach dem Urteil aller Beteiligten in der Hauptsache erreicht worden.

Rein theoretisch lassen sich natürlich vom Standpunkt des Publikums wie der Postverwaltung grundsätzliche Bedenken dagegen geltend machen, daß der Postbetriebsbeamte,

der gerade im Abfertigungsdienste meistens mit einer gewissen Hast arbeiten muß, neben der formellen Prüfung der Versendungsbedingungen auch noch über die Dringlichkeit des Inhalts der offenen Sendungen entscheidet und ihnen *trotz gleicher Gebührentaxe* unter Umständen eine verschiedenartige Beförderung zuteil werden läßt. In der Praxis ergeben sich denn auch bisweilen insofern Schwierigkeiten, als die Ansichten einzelner Absender über den mehr oder minder eiligen Charakter ihrer Drucksachen mit den von den Postverwaltungen aufgestellten Versendungsgrundsätzen in Widerspruch geraten. Zum Beispiel können Preislisten, geschäftliche Mitteilungen über Handels- und gewerbliche Unternehmungen, *Fachzeitschriften*, ja selbst einfache Geschäftsanzeigen auch eiliger Natur sein, was der Postbetriebsbeamte und die in zweifelhaften Fällen zur Entscheidung berufenen Aufsichtsorgane oft nicht ohne weiteres erkennen können. Das führt dann leicht zu Reibungen, bei denen womöglich der Auflieferer, der den Mund am weitesten aufreißt, auf Kosten anderer Vorteile herausschlägt. Demgegenüber ist schon seit Jahren in Fachkreisen gefordert worden, man möge die Entscheidung allein dem Absender überlassen — in Form einer höheren Gebühr für eilige Drucksachen. Scheut man noch davor zurück, nur geschlossene Briefsendungen nebst Postkarten mit kürzerer Beförderungsdauer gegen höhere Gebühren, und offene Briefsendungen mit entsprechend längerer Beförderungsdauer gegen geringere Gebühren zu unterscheiden, dann bleibt als Ausweg nur die Einführung einer besonderen, in Form und Farbe von allen übrigen Postwertzeichen stark abweichenden Zusatzmarke für eilige Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere übrig. Erhebliche Mehreinnahmen für den mageren Reichssäckel wären daraus nicht einmal zu erwarten; denn in jedem größeren Verkehrsinstitut kann man fast täglich die Erfahrung machen, daß nach Ansicht der Auftraggeber sehr eilige Sendungen und Aufträge schnell erheblich von ihrem dringlichen Charakter einbüßen, sobald für die vorzugsweise Behandlung eine nur den Selbstkosten entsprechende besondere Gebühr verlangt wird. Vermutlich würden alsdann auch die Halbmonats-(nicht Wochen-)schrift „Lawn-Tennis und Golf" zu den nicht eiligen Drucksachen gehören. W.

Diese Ausführungen eines einsichtigen und wohlwollenden Fachmannes, insbesondere seine praktischen Vorschläge, verdienen ernsthafte Erwägung. D. T.



Macte Imperator!

Eine Utopie und natürlich alles andere als ein Glaubensbekenntnis des Türmers. Aber eben darum und erst recht! Unkultur, ja Feigheit ist's, anderen Geist, sofern er nur Geist ist, nicht anhören zu wollen. Und locker muß dem die Haut sitzen, der darob aus der eigenen fahren zu können fürchtet. D. T.

* * *

Wußten wir überhaupt noch, eh du erschienst, was ein Held, was ein Herrscher war? Wenn ich daran denke, wie unser Volk bald diesen, bald jenen mit lärmender Verehrungsgier zu seinem „Großen" machte, nur um einen Gegenstand für seinen Hunger und seinen Glauben zu haben; — wie jeder Maßstab für die Rangordnung echten Lebens verloren gegangen war und man Kehlakrobaten wie Fürsten empfing, armselige Kunstposeure mit metaphysischer Aureole umkränzte; — wie doch Angst, Öde, Trostlosigkeit immer sichtbarer hinter dem Schauspiel der Gesellschaft lauerten und selbst die inbrünstige Hoffnung der letzten Ehrfurchtsvollen zu verschlingen drohte: „Könige!" Man ahnte, was das ist, ebensowenig, wie man noch eine Vorstellung vom äußeren Kopf und Blick des Königs hatte. Und Geschichtskenntnis und Wissen, das von solchen Gestalten erzählte, diente nur dazu, „sich die Vergangenheit vom Halse zu schaffen". —



Da kamst du. Eben als Europas Demokratisierung vollendet war und die Volksvertretung im letzten noch autokratischen Lande gesiegt hatte, da kamst du als Autokrat, absoluter und selbstherrschaftlicher, als je ein Zar und Tschingiskan gewesen war, unbekümmert um den Trotzschrei und die Millionen geballter Pöbelfäuste. Was dem Kenner der Entwicklungsgeschichte ein Wahn, ein Widersinn, eine Unmöglichkeit dünkte, du machtest es möglich und wirklich, — nur weil du ein König warst, in Auge, Wille, Blut und Herz ein wirklicher König. Wie kalt und steinern dein Haupt inmitten der gellenden Menge ragte! Wie „unleutselig“ und „unpopulär“ du es verschmähtest, deine Verachtung in Herablassung zu kleiden!

Das fühltest du gleich: erschüttern und hinreißen konnte man dies Volk nicht mehr; überreden und gewinnen konnte man sie nicht, die an Gehirn und Bildung dir mindestens gleichzustehen meinten und die Quellen nicht kannten, aus denen eine andere Hoheit entsprang; auf die Knie zwingen durch Herrscherblick und Geste konnte man nicht die, welche auch nicht den Keim solcher Mächte mehr in sich spürten. In dieser heillosen, unheilbaren Vermischung und Verfälschung des Lebens gab es nur eins: die härteste Gewalt. Sollte in diesem Chaos von Kompromissen und Scheinwerten, in dieser Welt von Larven und Maschinen noch ein Funke von Leben erweckt werden, so ging es nur durch Blut und Eisen. Denn du sahst durch alle Gründe hindurch gleich den letzten Grund dieser Zeit; — und daß du in jener Nacht, die dem Sturmzug deiner Taten voranging, den Giftbecher nicht trankest, das wirkte dein Genius, — der Genius, der in dir zum erstenmal wieder erstand — ein lebendiger Gott, den die Zeit schon zum allegorischen Plunder geworfen hatte, und der lächelnd dich durch das Spinngewebe menschlicher Voraussichten und Gewißheiten führte: bis die darob toll gewordene, entsetzte, ratlos gaffende Menge merkte, was ein schicksalschwangerer Mensch ist und vermag. —

Was unsrem Volk seine Herrscher gegeben hatte, war ein Gesetz, das lange seinen Sinn verloren hatte. Es ruhte auf einer Voraussetzung, die schon lange nicht mehr lebendig war: daß nämlich ein edles Geschlecht aus Natur und durch Jahrhunderte gefestigte Anlage an Herrschaft und Fähigkeit die andern überrage. Jetzt bestimmten in Wirklichkeit nur Bequemlichkeit und Ratlosigkeit das Festhalten an der Erbfolge — die Ratlosigkeit vor der Frage, wie denn sonst das Herrschergeschlecht zu erkennen und zu finden sei. Denn das war das Schlimme, daß das Adelige nicht mehr das Edle war, und daß es weder instinktive noch deutliche, weder körperliche noch seelische Zeichen gab, die untrüglich die höhere Menschenschicht verrieten. Daneben hatte das „Volk“ in Revolutionen sich eine Mitregierung erzwungen, und der Verfall der Herrscher gab ihnen ein Recht dazu. Es war zu spät, die steigende Sintflut der demokratischen Kultur aufzuhalten, die durch eine listige Psychologie und durch das Allerweltsmittel „Bildung“ die Kluft der Blutgegensätze und angeborenen Naturverschiedenheiten zu überbrücken vermeinte. Und weil sie weder die Klugen und Überlegenen erkennen konnten, noch einem vertrauten, daß er sie ihnen wähle, so hatten sie bei der Wahl ihrer Regierenden kein anderes Rechenexempel, als daß eine Summe von Dummen zuletzt einen Klugen ergebe. Ein Handel war ihr Staatsleben, bei dem die meisten und Meistbietenden zu entscheiden hatten. Eine Horde von schlauen und brutalen Kaufleuten war ihre „Volksvertretung“, deren Mitglieder sich wie rücksichtslose Konkurrenten behandelten und sich in den schlechten Manieren hemdsärmeliger Formlosigkeit überboten.

Du schafftest mit einem Strich die Volksherrschaft ab! Kein Wille sollte befehlen als der deine; niemand sollte dir an dein Werk tasten; von niemand wolltest und brauchtest du ein Urteil als von deinem „Schicksal“. So gingst du daran, dein Volk zur Heilung zu zwingen.

Deine erste Tat geschah auf einem Gebiete, das deine Vorgänger weder gesehen noch betreten hatten. Nicht um Handel und Industrie, um Nutzen und Wohlstand handelte es sich, sondern um die „Seele“ des Volkes. Die aber lag in der Sprache. Niemand hatte wie du erkannt, daß vom Heil der Sprache die Heiligtümer der Seele abhingen. Was war aus dem Sprachgut geworden, das die einzelnen wenigen Schöpfer zum Ausdruck ihrer Erlebnisse ge-

schaffen hatten? Es war „popularisiert“, d. h. in kleine Scheidemünze umgesetzt, die durch alle fettigen Finger des Marktes ging. In jeder Zeitungsspalte, jedem blöden „Artikel“ begegnete man den heiligsten Worten und Werten. Am gefährlichsten aber wirkten die metaphysischen Sprachjongleure, die ihre autochthonische Weisheit aufbliesen zu einem lügnerischen Stilgemisch. Es gab weder Erziehung noch Vorschrift noch Schutz in der Sprache.

Du hobst zunächst die Preßfreiheit auf und führtest eine strenge Zensur ein — eine Zensur, die freilich nicht von Polizisten ausgeübt wurde, sondern von den Getreuen, die dein sicheres Auge um dich versammelte. Man wollte reden und schreiben, „wie einem der Schnabel gewachsen war“; jeder Kleinkopf wollte seine Meinung an den Tag bringen; jeder etwas von Kunst verstehen. Dagegen verbotest du, daß überhaupt für die nächste Zeit etwas über Kunst geschrieben würde; verbotest du die Verbreitung von Sensationen und von Unglücksklatsch, durch dessen Lektüre nur eine imaginäre Anteilnahme gezüchtet und die wirkliche dem Leben entfremdet wurde; verbotest du das Schreiben und Lesen von Romanen, durch die eine nach innen gewandte unfruchtbare Phantasie und ein betäubendes Spazierenführen des Geistes erzogen wurde. Bei Strafe der Bastonade aber untersagtest du, gewisse Gebiete der Metaphysik und Religion öffentlich zu berühren, gewisse tiefe Worte und Wendungen in Druck und Verkehr anzuwenden. Nietzsches Wortschatz wurde „gesetzlich geschützt“ und ein Kodex derjenigen Bücher aufgestellt, die dem Buchhandel und den öffentlichen Bibliotheken zu entziehen seien, um sie vor der allgemeinen Profanierung durch Gehirnfexe und unreine Augen zu retten. Gleich Verbrechern endlich sollten die behandelt werden, die mit geschickten Sprachkünsten dem Volke unechte Weisheit und unerlebten Tiefsinn vorzutäuschen suchten — die Parasiten mit dem „guten Gewissen“.

Mit solchen Geboten trafst du freilich der „persönlichen Freiheit“ dieses Volks von Emporkömmlingen mitten ins Herz. Ihr köstlichster Schatz sollte ihnen geraubt werden! Aber wie konntest du dich auf Erklärungen und Begründungen einlassen mit dem superklugen Geschwätz einer Schar, die nichts mit dir gemein hatte; die auf jeden Fall sich überlegen fühlte und, noch mit der Hand am geschlagenen Gesäß, ironisch davonhüpfte. Hier half nur der Stock, und er half wirklich. —

Das zweite, was du brachtest, war der Krieg. — Was sollte zunächst dieses Heer von „Soldaten“, die keine Krieger waren und so leicht ihre Leidenschaften zu Schlacht und Schlagen zu unterdrücken vermochten? Was für eine Rolle spielten diese „stets verhinderten Helden“, die seit Jahrzehnten sich, wie ewige Kandidaten aufs Examen, immer auf den Krieg vorbereiteten? Mut und Tat, das waren überhaupt Eigenschaften, die im damaligen Kulturleben so gut wie verloren gegangen waren. Wurden sie doch in dem polizeilich gehüteten Zivilisationsgehege nie erprobt. War doch das ganze Leben des Bürgers darauf gerichtet, sein ängstlich gepflegtes Selbst nach allen Seiten geschützt zu wissen und sich mit aller Art „Versicherung“ zu bewaffnen gegen Krankheit, Feuer, Diebstahl, Angriff, Unglück und (wenn's möglich wäre!) auch den Tod. In dies verächtliche Hüten des bloßen Daseins als der Güter höchstes warfst du deinen Kriegsruf. „Ewiger Friede“ war das Ziel deiner Vorgänger gewesen. Du aber höhntest: „Was kommt auf das Leben an, wenn es sich nicht in Sturm und Gefahr fühlt? Was liegt daran, ob du, Hinz oder Kunz, lebst? Ihr habt zuviel Zeit und Langeweile und zankt euch tagelang, ob Meier-Graefe oder Böcklin das Rechte sei. Ihr haltet eure Musikfeste und Weltausstellungen für Ereignisse und kaut die Weltgeschichte wieder und wieder. Liest man eure Börsenberichte, eure Sportzeitungen, so meint man, es ginge um Sonne, Mond und Sterne. Hinaus mit euch in Wetter und Blitz, vor die Mündungen der Gewehre!“

So riefst du und zogst in den gefürchteten „Weltkrieg“.

Dein Land ging kleiner daraus hervor. Aber für dein Volk hattest du zweierlei gewonnen: gerade die kleinere Ausdehnung deines Reiches wurde für die Kultur ein Vorteil. Die früheren Herrscher hatten das unmittelbare Verhältnis zu den einzelnen Teilen ihres Ge-



bietes fast verloren, vor allem auch das persönliche Verhältnis zu ihren Untertanen. Die prunkvolle Kaiserreichsgründung hatte damals die eigenartige Kultur der vorhergehenden Zeit der „Kleinstaaten" vernichtet. Das Ganze war mehr ein durch elektrische Drähte verbundenes System, in dem an irgendeinem Punkt der Kaiser sitzen sollte. — Dir aber war nun eine engere Konzentration des Staatslebens möglich, eine menschlichen Maßen entsprechende Einheitlichkeit, ein näheres Verhältnis zwischen Meister und Werk.

Die wesentlichere Folge des Krieges jedoch war die Abwendung einer Gefahr, der deine Vorgänger machtlos gegenüberstanden, und die doch das Schicksal deines Volkes zuletzt untergraben hätte: die Gefahr der Übervölkerung. Das Verhältnis zwischen dem verfügbaren Raum und den Existenzmöglichkeiten einerseits und der stetig wachsenden Bevölkerungszahl andererseits hatte ja krampfhafte Anspannung und rücksichtslose Konkurrenz erzeugt, die das Leben damals tatsächlich zu einem Kampf ums Dasein machte. Konnte man noch von einer allgemeinen Wohlfahrt reden, wenn unzählige sich bis zum fünfzigsten Jahre wie Sklaven quälen mußten, um den Rest ihres Lebens in Ruhe verbrauchen zu können? Wessen Natur nicht in die zu Gebote stehenden Schubfächer der Berufe sich einpressen ließ, der war verfemt. Und doch pries man als Ideal immer den Pastor mit ein Dutzend Kindern! Und doch gab man die karnickelhafte Vermehrungslust und passionslose Sinnlichkeit als „Volkskraft" aus! — Raum mußtest du haben für den einzelnen und Ausbreitungswohligkeit und weiten Hintergrund, damit auch seine Bewegungen Ruhe und Fülle bekämen. Der Übervölkerungsgefahr waren deshalb die Krieger gefallen. Du setztest eine Steuer auf jedes Kind, das nach dem zweiten geboren wurde; du verbanntest alle Gemeingefährlichen; ja du gabst dem Vater das alte Recht, ein allzu schwächliches Kind nach der Geburt zu töten, um es einem mühseligen Lebenskampf zu entziehen: ein Opfer für das Vaterland, dergleichen das frühere Geschlecht nicht mehr kannte. So kam Luft ins Land.

Dann wandtest du dich der anderen Gefahr zu, in der das Volk seit langem sich selbst zerstörte: dem Gift des Alkohols. — Dieses Volk, wie es war, konnte sich nicht die Steigerung festlichen Rausches leisten, die den Alten ein Reiz des Lebens war. Die Milliarden, die das Volk ausgegeben hatte zur gewohnheitsmäßigen Betäubung eines verworrenen Daseins, dienten nur einer systematischen Erziehung zur Dummheit und zum Irrsinn. Und die Herrscher waren machtlos gegenüber einer Volksvertretung, die sich aus Anhängern der Trinksitte und der Alkoholindustrie zusammensetzte. Auch hier konnten weder Gründe noch Mahnungen helfen: mit einem Gewaltstreich verbotest du die Fabrikation alkoholischer Getränke. Wohl schrie man, daß ein „blühender Industriezweig" zugrunde ginge, daß viele Existenzen brotlos würden. „Mag er zugrunde gehen!" antwortetest du ruhig; „regieren heißt nicht: jedem das Seine geben, sondern allen das Beste. Ein Herrscher, der das als richtig Erkannte nicht durchführen, der nicht Opfer verlangen will, mag abtreten. Ein Volk, das nicht Opfer bringen kann, verdient keinen Herrscher." —

Nun auch konntest du an die Erziehung und Bildung des Volkes gehen. Bis zum siebten Jahre blieb das Kind bei der Mutter; vom siebten ab übernahm der Staat die Erziehung, doch zunächst nur in der Weise, daß fünf Jahre lang (bis zum zwölften Jahre) Knabe und Mädchen ausschließlich zu körperlicher Übung und Abhärtung angehalten wurden, und auch in der folgenden Schulzeit nahm die Körperausbildung die Hälfte des Pensums ein: denn was das Volk bisher hinter Kleidern verhüllte, war im allgemeinen so kläglich und traurig, daß man sich auf der Straße die Vorübergehenden nur einen Augenblick ohne Hülle zu denken brauchte, um sich die Illusion der Gewänder weiter zu wünschen. Du aber wußtest, daß mit der Plastik des Leibes die Tiefe der Seele gebildet wurde.

Man wunderte sich, daß du die humanistischen Gymnasien neben den Realschulen empfahlst, da doch die „humanistische Lüge" mit antiker Bildung nichts zu tun hat und eine Rückkehr zu jener Welt uns versagt ist. „Wir müssen alles hegen, was irgend dem Utilitarismus

entgegenwirkt," sagtest du, „und so unsinnig es ist, von allen eine Kenntnis dessen zu fordern, was nur ganz wenigen naturgemäß sein kann, so mögen die fragmentarischen Lehren der humanistischen Anstalten doch bestehen bleiben als eine dunkle Form des zweckfreien Lebens. Im übrigen gebe ich den Forderungen nach ‚realerem' Unterricht nach, bis das Volk einmal wieder reif wird, die Probleme antiker Bildung zu sehen. Denn den Geist des Altertums will ich nicht denen preisgeben, die noch fragen, was die alten Sprachen ‚nützten', und die es sich leicht machen, ihre Neuzeit auszuspielen gegen das, was sie sich in naiver Bescheidenheit unter Altertum vorstellen. Sie mögen ihre Praxis weiter pflegen. Noch verdienen sie es nicht besser."

Die freilich täuschten sich, welche hofften, du würdest der „Individualität" des Kindes noch mehr entgegenkommen, alles für die Fassung der „Kindesseele" zurechtlegen lassen, die Examina abschaffen usw. „Verschont mich mit dem kandierten Gebäck dieser Leute! Die Zähne sollen sich die Jungen härten und schärfen an Stücken, die für ihren Mund zu groß, für ihren Geschmack zu bitter sind!"

Alles kam darauf an, ein hartes Geschlecht zu erziehen, ein Geschlecht, das erst Ansprüche an sich stellte und sich geißelte mit selbstgestellten Befehlen. Dann ergaben sich die Forderungen der Moral und Ehe von selbst. Warum hatte man früher dem Volk die Ehescheidungen erschwert, seine Liebesgelüste umgrenzt, seine Moral in engen Geboten festgelegt? Weil man der Haltung und Würde dieses Geschlechtes nicht trauen konnte, weil man wußte, daß es, einmal der Freiheit überlassen, zügellos seinen Schlaffheiten frönen würde. Der Mensch mit härteren und sichereren Instinkten aber konnte sich seine Leidenschaft, sein Binden und Lösen leisten. — Wehe dem, der früher für Rache, Haß und Feindschaft einen tätlichen Ausdruck fand! Man hatte es dem Staate zu petzen, und er, der große „Bruder", nahm dem Kinde das Amt der Bestrafung ab. Was wußte die staatliche Strafmaschine von lebendiger Leidenschaft, der nur eigene Tat Lösung und Heilung bringen konnte? von dem Recht der Natur, das kein Fremder ihr abnehmen konnte? von der lebenzersetzenden Gefahr gestauter und unterbundener Leidenschaft? Nur eine Zeit, die die elementare Feindschaft blutverschiedener Naturgegensätze nicht mehr fühlte und verstand, konnte aus diesem Mangel die Tugend der Selbstbeherrschung und des Untertanengehorsams machen. — Du aber befahlst: „Wo es nicht um Nutzen und Vorteil, um Geld und Gut geht, da mische sich der Staat nicht ein, da lasse man den Staat in Ruhe, es sei denn, daß das Gemeinwohl gefährdet werde. Und die Polizei vergesse nicht, daß sie kein Sykophantentum ist."

Wie jedoch sollte man die rechten Richter für so „willkürliche" Entscheidungen finden? „Die Richter wähle ich!" Du aber warst der neue Pol, auf dem das Leben ruhen konnte, weil er unverrückbar und sieghaft fest in sich den Maßstab des Lebens trug. Was von dir gewählt und bestimmt wurde, war das Rechte, weil es aus der Quelle unverfälschten Lebens entsprang, an die die Früheren nicht mehr geglaubt hatten, die den Früheren eine unberechenbare idealistische Subjektivität war. Das ihnen Unerhörte: daß an Stelle der Rechenmechanik und Kompromißkunst ein „Gefühl" praktisch maßgebend und wirksam wurde, — du machtest es wahr durch Tat und Erfolg; und staunend sah das Volk, wie „real" die Kraft der Instinkte ist und wie diese Kraft lebendig und glaubhaft wurde, nur weil sie in einem Menschen rein erstanden war.

Du suchtest der Liebe ihren Adel wiederzugeben — der Liebe, die in der Ehe zu einem unreinen Gemisch aus Sinnlichkeit, Freundschaft, Erwerbsgemeinschaft, Haushältertum und Gewohnheit geworden war. „Unsittlich allein ist die Lüge", sagtest du. — Wieder aber enttäuschtest du die, die aus der „Unfreiheit des Willens", aus der Unabänderlichkeit der Naturen eine Entschuldigung der Leidenschaften, eine Straflosigkeit der Verbrecher herleiten wollten. „Was dem Volke schadet, muß heraus. Wer wider das allgemeine Wohl ist, muß fort. Was gehen mich seine Gründe und Erklärungen an! Wenn sein Charakter nicht zu ändern ist, um so schlimmer!" —



Jubeln aber muß ich, wenn ich denke, was du, Herrlicher, in der Kunst tatest. O sie hatten gehofft, unter deiner Regierung würde ein Böcklin in jedem Hause hängen; würde auch der kleinste Mann seinen Goethe von Staats wegen geschenkt erhalten; würde in riesigen Volksbildungsküchen die Menge umsonst mit Kunst gespeist oder „stufenweise" zur Kunst erzogen! — Wie schlugst du den Volksbildnern und Kunstverbreitern ins Gesicht! „Die Kunst ist nicht für das Volk", sagtest du — und alle riefen mit verständnisvollem Lächeln Beifall, denn alle glaubten über dem „Volk" zu stehen, das denn schließlich nur ein abstraktes Postulat ihrer Anmaßung war. „Aber euch grade meine ich mit dem Volk", fügtest du hinzu, „und ich verbiete jedes Mittel, durch das die Kunst leicht gemacht und verbreitet wird; ich verbiete alle Vorträge, Volksausgaben, Veranstaltungen, durch die im Volk die Täuschung hervorgerufen wird, es verstände etwas von Kunst; ich verbiete alle Lehren, Abhandlungen, Unterweisungen im Kunstverständnis. Vor allem brauchen wir wieder ein Publikum, Hörer, Aufnehmende und Schüler anstatt der kleinen und großen Kritiker, aus denen heute das Volk besteht. Dadurch will ich die Kunst schützen, daß ich sie euch entziehe und sie, die lärmbetäubte, preisgegebene, vorerst einmal möglichst verschließe. Wenn sie zehn Jahre lang in der Einsamkeit gewesen, wenn ihr zehn Jahre ihres Anblicks entwöhnt sein werdet, dann wird es an der Zeit sein, etwas von ihr euch wieder zu schenken."

„Besonders", fuhrst du fort, „gehört die Kunst nicht in eine Schule für Kinder: für Kinder ist sie (die von seltenen Erwachsenen für seltene Erwachsene geschaffene) zu schade; — und für das, was man gewöhnlich in der Schule dafür ausgibt, sind die Kinder zu schade. Das einzige, was der Lehrer tun kann, ist: das Gefühl des Nichtverstehens, des Geheimnisvollen, Nochzulösenden im Schüler zu erwecken. Der Augenblick aber, wo der reifere Schüler zum erstenmal ein Gedicht zu hören bekommt, sei ein bedeutsamer Akt, eine Weihe, ähnlich der Konfirmation, und ich wünsche, daß die Einführung in die verschiedenen Arten und Stufen der Poesie verbunden sei mit einer ernsten Form und Zeremonie, von deren Eindruck (wenn ihr Inhalt auch verblaßt) in der Erinnerung des Schülers noch etwas am Begriff der Dichtkunst haften bleibt."

Wo waren unter deinen Vorgängern die Zeiten geblieben, da ein König Künstler und Dichter dauernd an sich, in seinen Verkehr, zu eigener Bildung und zum Ratholen auch in entfernteren Dingen gezogen hätte? Hätte man dich nicht als den härtesten und realsten Mann kennen gelernt, so würde man dich als Idealisten verspottet haben, als man in deiner Begleitung einen Dichter zu sehen gewohnt wurde. Du aber wähltest und wertetest die Künstler, nicht weil du selbst ein Künstler wärest, sondern weil du vom echten Leben ein Stück warst, das überall das gleiche Leben erkennt, in welcher Form es auch sei. Deshalb waren die, die du bezeichnetest, in Wahrheit die bedeutendsten Naturen und Köpfe.

Um dich zog sich ein Kreis von Menschen, der, stetig wachsend, unter deiner Ausstrahlung zum Seelen- und Leibwächter des Volkes wurde und zugleich als ein neuer Adel über dem Volk stand. Dieser Kreis entstand aus der kleinen Schar, die in dem Interregnum deiner Vorgänger ihre Hoffnung und Ehrfurcht zu retten wußten und als ungekannter, verstreuter Geheimbund den schwachen Pulsschlag des Lebens hüteten. Indem du das Volk in seine Grenzen eindämmtest und ihm seinen Platz gegenüber dem neuen Adel anwiesest, gabst du beiden den Stolz und die Bescheidenheit ihres naturgegebenen Wesens wieder.

Um dem Volk etwas sein und geben zu können, mußtest du vor allem dir selbst leben und dich dir erhalten können. Wie hatten deine Vorgänger zu solchem „Egoismus" Zeit gehabt! Sie hatten genug damit zu tun, sich in den Frühstückspausen der Regierung laufend auf dem laufenden zu erhalten, und waren freilich nicht in Gefahr, aus übermäßiger Grübelei einmal im Kloster St. Juste zu enden. Du schlossest zuzeiten hinter dir die Riegel, und, dem ernannten Reichsverweser vertrauend, ruhtest du in kühlender Einsamkeit und goldener Muße. Hier lerntest du auch, ein Ding wenigstens besser zu können als alle deine Untertanen, — gleich

jenem König, der außer dem Regieren eines meisterhaft verstand: die Flöte blasen und Französisch sprechen.

Endlich die Religion. Du ließest, woran das Volk gewöhnt war, taktvoll bestehen. Ein Gebot aber griff auch hier ein: du verbotest, den Namen Gott außerhalb der Kirche auszusprechen. Man verstand anfangs nicht, weshalb; weil man nicht wußte, daß mit dem Aussprechen eines Wortes sein Wesen dem entschleiernden Tageslicht und der Öffentlichkeit ausgesetzt wird. — Der Jugend (in der Schule) wolltest du die Religion nur so weit nahebringen, daß, wie bei der Kunst, der Schüler den Eindruck des Mysteriums festhielt. „Zunächst lerne das Volk wieder, was Ehrfurcht ist — Ehrfurcht vor dem Großen und Verborgenen, vor der Natur und zuletzt vor dem Menschen als einem Teil der Natur." In der Erziehung solcher Eigenschaften sahest du ein wichtigeres Ziel als in allen Erfolgen der Naturüberlistung und Technik. Daß überhaupt „nutzlose" Eigenschaften — wie Freimut, Edelsinn, Freude, Stolz — als höchste Wirklichkeiten angesehen wurden, wirklicher als medizinische Heilerfindungen, Nahrungsmittel und elektrische Bahnen, — daß gar eine Regierung sie zum Mittelpunkt systematischer Zwecktätigkeit machen konnte: das war ein Gedanke, von dem das frühere Staatsleben nichts mehr gewußt hatte. Darin lag — von der Vorlage der Schriftformen im Schulunterricht bis zu den Ringkämpfen und öffentlichen Wettspielen (auch das „Glücksspiel" erlaubtest du) — darin lag die Wendung der Kultur, daß du das Wunschbild des erstrebenswerten Staatsbürgers umwandeltest: ein neuer Menschentypus.

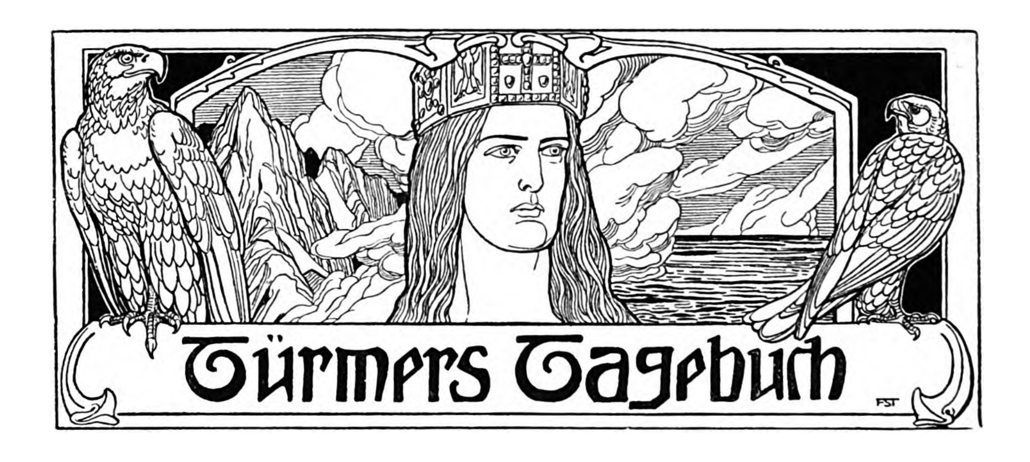
Du selbst hieltest dich der Kirche fern. Nur sah man dich und deinen Kreis Gedächtnisfeiern zur Erinnerung an die großen Toten begehen — Feiern, bei denen das lauernde Volk so wenig heidnische und fremdartige Bräuche gewahren konnte, daß sie vielmehr in langem Schweigen vor Urnen und Gedenksteinen bestanden, auf denen der Name des Toten eingegraben war. Todesstrafe aber stand auf jeden, der die Stätten und Gräber der verstorbenen Großen mit frevelnder Hand anrührte. —

Möge auch dich dereinst ein solches Schweigen vor deinem Grabstein ehren, der du statt aller Denkmäler und entwerteten Auszeichnungen die Namen deiner Verehrten und Freunde in eine einfache Steinwand hauen ließest — eine Wand, welche von der schönsten Waldhöhe deines Reiches ins Land hinausragte.

Auf deinem Grabstein soll nach deinem Willen stehen: Er war ein Herrscher. Er erfüllte sein Schicksal. Er ehrte die Toten.

Macte Imperator! Hugo Eick





Eine unverbindliche Bilanz · Revolution oder neue Bourgeoisie? · Parlamentarismus und Partei der Gebildeten · Kulturskandale · Nach den Festen · Aufs Ganze

Vierzig Jahre Deutscher Reichstag! Am 3. März 1871 gewählt, wurde er am 21. März durch Kaiser Wilhelm I. mit einer Thronrede eröffnet, deren Verheißung, daß das neue Reich ein Hort des Friedens sein werde, sich als Wahrwort erwiesen hat.

„Vierzig Jahre lang“, bilanziert das „Berl. Tagebl.“, „hat der Deutsche Reichstag im wesentlichen in seiner ursprünglichen Gestalt fortbestanden. Nur die Vertreter Elsaß-Lothringens kamen zu den Abgeordneten der alten Landesteile bald hinzu. Der Deutsche Reichstag hatte seine unmittelbaren Wurzeln im Norddeutschen Reichstag, aber in der Idee ging er auf das Frankfurter Parlament zurück. Und wie das neue Reich sich als der zeitgemäße Ausdruck des alten römischen Reiches deutscher Nation darstellte, so mußte man auch des ehemaligen Reichstages sich erinnern, der freilich kaum mehr als den Namen mit der neuen deutschen Volksvertretung gemein hatte. In jedem Falle aber konnte der neue Reichstag darauf hinweisen, daß er mit seinen Anfängen weit in die deutsche Vergangenheit zurückreiche.

Man wird sich der Erkenntnis nicht entziehen können, daß in diesen vierzig Jahren auch in der äußeren Zusammensetzung wie in der inneren Struktur des Reichstages sich manches geändert hat. Sieht man sich die Verschiebungen innerhalb des Reichstages von einer Wahl zur anderen an, dann erscheinen sie verhältnismäßig geringfügig. In vierzig Jahren und zwölf Legislaturperioden tritt doch bereits der Wandel der politischen und wirtschaftlichen Anschauungen innerhalb der Nation sinnfällig zutage. Vergleicht man die Zusammensetzung des ersten Reichstages, wie er vor vierzig Jahren zusammentrat, mit dem heutigen Reichstage, dann ergibt sich das folgende Bild:

	1871	1911
Deutschkonservative	50	58
Reichspartei	38	25
Deutsche Reformpartei	—	3
Wirtschaftliche Vereinigung	—	17
Zentrum	60	105
Polen	13	20
Nationalliberale	116	50
Liberale Reichspartei	30	—
Fortschrittspartei	44	49
Sozialdemokraten	3	52
Bei keiner Fraktion	28	17
	382	396

Schon ein flüchtiger Blick zeigt, daß sich der Wandel der Zeiten auf Kosten des Liberalismus vollzogen hat. Nimmt man die Nationalliberalen, die liberale Reichspartei und die Fortschrittspartei zusammen, dann verfügten die liberalen Parteien vor vierzig Jahren über 190 Abgeordnete. Heute machen Nationalliberale und Freisinnige nur noch 99 Abgeordnete aus. Die Konservativen haben sich, wenn man ihnen die Agrarier und Antisemiten hinzurechnet, nicht bloß behauptet, sondern sogar noch von 88 auf 103 vermehrt. Um so stärker sind die Klerikalen gestiegen. Zentrum und Polen, die übrigens ursprünglich kaum etwas miteinander gemein hatten, machten 1871 nur 83 Abgeordnete aus. Heute zählen sie 125 Abgeordnete. Noch erstaunlicher ist freilich der Aufstieg der Sozialdemokratie, die vor vierzig Jahren mit ihren 3 Mann noch zu den Fraktionslosen gezählt wurde, während sie heute über 52 Mandate verfügt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie im kommenden Reichstag dem Zentrum mindestens gleichkommen wird. Der Abgeordnete Bebel, der einzige aus dem Reichstage vor vierzig Jahren, der heute noch im Reichstage sitzt, kann mit Mephisto in der vermotteten Studierstube Fausts sprechen: ‚Wie mich die junge Schöpfung freut! Man säe nur, man erntet mit der Zeit.‘ ...“

Eine Bilanz, aber eine unverbindliche — für die nächsten Wahlen.

* * *

Es ist nun eine Rechnung von überwältigender Einfachheit, daß bei einem solchen Anschwellen der Sozialdemokratie auch die „Revolution“ nicht mehr ferne sein könne. In der Tat, setzt sich Erich Lilienthal in den „Deutschen Nachrichten“ mit dieser elementaren Rechenkunst auseinander, „gibt es kleine, einflußreiche Kreise in Deutschland, die mit Krieg und Revolution zu spielen belieben. Es gibt Kreise, in denen bei einem Widerspruch gegen irgendein Gesetz oder Verbot die Maschinengewehre als bequemstes Lösungsmittel jedes sozialen Problems empfohlen werden, und deren kindliche Einbildungskraft sich daran ergötzt, wie wenig Kavallerie dazu gehörte, um die ganze Friedrichstraße von etwaigen Rebellen zu säubern, die man ja nur paketweise auf die Lanzen zu spießen brauche. Stichproben dieser Auffassung sind ja in letzter Zeit häufig an die Öffentlichkeit gedrungen, und es sei hier nur nachdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Anschauungen tat-

sächlich in begrenzten Kreisen als Rudimente mittelalterlicher Gesinnung und als Niederschlag der Furcht, eine immer noch privilegierte Stellung einmal aufgeben zu müssen, vorhanden sind. In keinem Lande ist eine wirkliche Revolution unwahrscheinlicher als in Deutschland, denn jede Revolution würde durch das phänomenale Organisationstalent und das bürgerliche Ordnungsgefühl, das sich auch in der Entwickelung und Gliederung des vierten Standes keinen Augenblick verleugnet, sich fast augenblicklich in eine Evolution verwandeln, die bedächtig und gründlich vollzogen würde. Eine solche Evolution läßt sich aber nicht durch Maschinengewehre und Gardekavallerie bekämpfen. Unsichtbar wie der Zeiger der Stundenuhr geht der Gang der Entwicklung, und man mißt den Weg erst, wenn das Neue schon weit über das Alte hinweggeglitten ist. Der eruptive Elan französischer Volksbewegungen fehlt in Deutschland; was sich jetzt vollzieht, das Heranreifen eines Teils des vierten Standes zur Herrschfähigkeit, seine Vorbereitung für die künftige Teilhaberschaft am Regiment, läßt sich nur mühsam durch vergleichendes Betrachten und durch unbefangene Würdigung hier und da geschehener Ereignisse erkennen. Das von den genannten Laudatores temporis acti gefürchtete und per Maschinengewehre abzuwendende Unheil ist ja *längst eingetreten*. Die soziale Evolution *hat* begonnen, und es ist nur ein Zeichen für den Fortschritt der Welt, daß sie sich nicht mehr in der früheren Tagen einzig geläufigen Form durch Mord und Totschlag, gemildert durch Hurra auf der einen Seite und Barrikadenheroismus auf der anderen, sondern in der sanfteren Form der allmählichen Umwandlung und des Aufrückens der Stände zu vollziehen scheint.

Die Organisation des deutschen Proletariats ist in ihrer Gesamtheit ein ebenso großartiges Werk wie der Aufbau der preußischen Bureaukratie und der preußischen Armee, die Guglielmo Ferrero als die größten Kunstwerke erscheinen, die dem preußischen Geiste geglückt sind.

In den Jammerjahren der Gründerzeit wäre dieses Werk niemals zu schaffen gewesen, damals wäre nichts anderes möglich gewesen als Hungerrevolten, Straßenkämpfe und ein gänzlich unfruchtbarer Sansculottismus mit dem dabei unvermeidlichen Maulheldentum. Erst dem Arbeiter des reichgewordenen Deutschland war es möglich, das seelische Gleichgewicht und die ruhige Überlegtheit aufzubringen, die den Demonstrationen des deutschen Proletariats ihr so imponierendes Gepräge stiller gesammelter Kraft verleiht. Schuld daran ist aber vor allem, daß die Lebenshaltung des gelernten Arbeiters sich immer mehr der *der früheren Bourgeoisie zu nähern* beginnt, daß die sich in der Kleidung und mancher äußerlichen Form noch vorfindenden Unterschiede häufig in Wirklichkeit ein Plus im Jahresbudget zugunsten des Arbeiters ergeben. Es sei hier nur auf die durch das Gehalt in keiner Weise gerechtfertigten Repräsentationskosten bei den meisten Bureauangestellten hingewiesen.

Je ruhiger und gesicherter Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft werden wird, desto mehr wird der große Stamm der gelernten Arbeiter sich der unteren Bourgeoisie und dem mittleren Beamtenstand angleichen und voraussichtlich trotz des Sträubens der Regierenden sich mit diesen zu Interessengemeinschaften verbinden, die über kurz oder lang den Staat nach ihren Bedürfnissen einzurichten

imstande wären. Dieser **neue Mittelstand** wird weit zahlreicher und kompakter als der bisherige sein und allem Anschein nach, da er jung und teilweise konventionslos ist, für die Kultur der Zukunft einen vorzüglichen Nährboden abgeben. Denn aus diesem ungeheuren Menschenreservoir heraus werden die künftig Regierenden immer neue Kräfte zu ziehen imstande sein. Allerdings hätte die proletarische Bewegung dann nur einen Etappensieg erfochten, der Kreis der als Proletarier Lebenden wäre durch das Aufrücken eines Teils des Proletariats in die unteren Stufen der Bourgeoisie nur relativ kleiner geworden. Die großen Massen der ungelernten Arbeiter zu verringern, auch sie zu ‚Bourgeois' zu machen, wäre das Ziel einer noch weiter abliegenden Zukunft ..."

* * *

Wir sind eben Deutsche, weder Franzosen noch Engländer; von Natur aus überhaupt unpolitisch veranlagt, daher auch andere Interessen viel zu sehr bei uns vorwiegen, als daß uns politischer Radikalismus irgendwelcher Art auf die Dauer faszinieren könnte. Insoweit wird man auch Oskar A. H. Schmitz nicht unrecht geben können, wenn er im „Tag" dagegen streitet, daß der englische Parlamentarismus einfach auf deutsche Verhältnisse übertragen werden könne oder solle. „England wurde groß gegen einige schlechte oder zu schwache Könige: Johann ohne Land, die Stuarts; ihnen wurde von einem selbständigen Adel die Regierung abgetrotzt; daher sind es in England oft die Konservativen, die sich auf die Verfassung berufen, um radikale Änderungen als antikonstitutionell zu verwerfen. Deutschland wurde groß gegen ein von fremden Theorien verblendetes Bürgertum. Der erste Schritt zur Gestaltung Deutschlands, die Befreiung von dem österreichischen Einfluß, geschah bekanntlich **wider** das Parlament. Die Verfassung ist eine Konzession der herrschenden Klasse an die Mittelschicht und wird daher von dieser eifrig gegen befürchtete Übergriffe jener ausgespielt. Aus diesen Gründen lassen sich englische Institutionen, die in einem Jahrtausend von einem politisch fühlenden Adel und Rittertum erkämpft worden sind, nicht auf Deutschland übertragen, dessen durch und durch unpolitisches Menschenmaterial durch die Gewalt eines einzelnen Willens Bismarcks zunächst einmal summarisch zusammengeschlossen werden mußte."

Bei dem Ausbau dieses kühnen Gebildes „Krethi und Plethi hineinreden zu lassen", müsse selbst dem faktisch unmöglich erscheinen, der sich an der gelegentlichen Großzügigkeit des englischen Parlamentarismus erfreut. Daß wir keine besondere politische Begabung haben, daß die meisten Deutschen politisch gleichgültig sind, sei keine Schmach, wie manche neueren Schriftsteller und Politiker behaupten:

„Wer den agitatorisch-politisierten Mob englischer und französischer Städte beobachtet hat, wird den unpolitischen, aber kenntnisreichen Durchschnittsdeutschen liebhaben lernen. Unsere politische Gleichgültigkeit ist die Kehrseite eines höheren geistigen Lebens, von dem sich der Durchschnittsbrite überhaupt keine Vorstellung macht. Sie ist, auch ohne diese Kehrseite gesehen, kein Unglück, denn trotzdem Deutschland, wie die Radikalen mit schönem Pathos jeden Tag erklären, politisch ‚geknechtet' wird, so ist es doch das am volksfreundlichsten verwaltete Land der Erde. In keinem Lande sind der kleinen Börse so viele geistige und materielle Ge-

nüsse zugänglich gemacht wie in Deutschland, nirgends hat man mit so wenig Geld so viel vom Leben wie bei uns.

Dem Deutschen, der Wirkung fühlen will, scheint es dankbarer zu sein, in einer Bank oder in einem Industrieunternehmen Herrscher zu sein, als Forscher oder Künstler ein selbständiges Leben zu führen, als mit Phrasen einen Wahlpöbel zu gewinnen. Ein Volk, das in Goethe seine stärkste Vollendung sieht, ist für den Cant des Parlamentarismus zu kritisch.

> ‚Das Beste, was du wissen kannst,
> Darfst du den Buben doch nicht sagen,“

noch weniger aber den Wählern, und gerade das ist es, was der befähigte Deutsche immer gerade sagen möchte. Darum ist er ein so schlechter Politiker, aber ein so scharfer Denker und auch guter Leiter, wo er selbständig ist. Wenn wir auch den Parlamentarismus einführten, unser bestes geistiges Material bekämen wir dann doch nicht ins Parlament. Auch die Möglichkeit für den Parlamentarier, selbst zur Macht zu kommen, wird daran nichts ändern, denn mit dem Amt ist ja die Komödie des Parlamentariers nicht zu Ende. Am andern Morgen stürzt er wieder über seinen Gegner, und das Reden, Entstellen, Schmeicheln und Beteuern beginnt von neuem.

Es war eines geistig orientierten Mannes würdig, dem englischen Unterhaus anzugehören, als es noch einem Klub von Gentlemen ähnlich war. Im 19. Jahrhundert, besonders aber seit Gladstone ist das englische Parlament in schlimmen geistigen Verfall geraten, die Politik ist Wettrennen geworden. Am verderblichsten aber sind jene vom Parlamentarismus getragenen ‚gemäßigten‘ Leute, die, um sich bei den Radikalen beliebt zu machen, für ihre Forderungen stimmen, weil sie wissen, daß sie ja schließlich doch nicht angenommen werden. Man läßt lieber anderen das Odium der Ablehnung, so wie es zahlreiche englische Parlamentarier im letzten Frühjahre gemacht haben, als in Westminster über die Frage des weiblichen Stimmrechts beraten wurde. Da die Frauen schon heute in England im Wahlkampfe eine große Rolle spielen, haben die Kandidaten keinen Grund, sich bei ihnen unbeliebt zu machen, solange es sich noch nicht um definitive Entscheidungen handelt. Aus eben diesem Grunde liebäugelt heute ein großer Teil des Liberalismus mit der Sozialdemokratie. Ginge es um das Gold der Überzeugung, so wäre dies unmöglich, aber im Parlamentarismus handelt sich's ja nur um das Spielgeld der Meinungen. Darum stellen sich sehr viele Wähler von vornherein auf die Seite, die wahrscheinlich gewinnen wird. Der Engländer will immer, in the right set‘ sein, ‚the right thing‘ tun. Soviel ich weiß, ist noch nie darauf hingewiesen worden, wie sonderbar doch eigentlich die Tatsache ist, daß Majoritäten so schnell wechseln. Das kann doch nur dadurch kommen, daß eine sehr große Gruppe nicht weiß, was sie will, sich bald von rechts, bald von links beschwatzen läßt. Diese Gruppe aber, die weder konservativ noch liberal ist, wahrscheinlich gar nicht genau weiß, was diese Worte bedeuten, ist bei den englischen Wahlen ausschlaggebend.

In Frankreich und Belgien dient die Politik ganz offen dem Ehrgeize geschickter Advokaten, ‚on épouse une opinion‘. Die Sozialistenführer sind Größen



in Automobilen, die nicht so ‚verrückt' sind, in diesem Zeitalter konservative Ideen zu haben. Wer heute den Antimilitarismus und den Widerstand gegen die Staatsgewalt predigt, wird morgen Premier. In Amerika ist es längst so weit, daß ein Gentleman die Politik für keine anständige Beschäftigung hält. Roosevelt, der aus einer der ältesten Familien des Landes stammt, scheint eine Ausnahme zu machen. Was inzwischen in der Politik aus diesem Gentleman geworden ist, durften wir mit eigenen Augen sehen und sogar mit eigenen Ohren hören.

Wenn man auch den Parlamentarismus verwirft, braucht man noch nicht die Berechtigung, ja sogar die Erwünschtheit einer starken Opposition zu leugnen. Ohne Bismarck zu verkleinern, kann man zugeben, daß seine großartige Sozialgesetzgebung, um die uns das Ausland beneidet, unter den Drohungen der roten Gefahr entstanden ist. Damit ist aber nicht im mindesten bewiesen, daß es wünschenswert wäre, die Opposition selbst ans Ruder zu bringen, vielmehr nur, daß eine Regierung durch die bedrohliche Kritik einer starken Opposition zu ihren besten Taten angeregt werden kann.

Ein modernes Land mit vielfältigen Interessen kann radikale Parteien als Kritik nicht missen, aber der Radikalismus als herrschendes System führt notgedrungen zum Untergang. Das schließt nicht aus, daß begabte liberale Führer gelegentlich Minister werden, wie schon im 18. Jahrhundert in England, als der Parlamentarismus dort noch nicht bestand. Der König nahm die Minister aus allen Parteien, aber er war nicht durch Majoritäten gezwungen. Seit 1832 ist erst die absolute Parlamentsherrschaft in England von den Liberalen durchgesetzt worden, aber es ist bekannt, daß England jedesmal nach liberalen Regierungen im Ansehen Europas gesunken ist. Unser deutsches System ist die Regierung über den Parteien. Das braucht aber nicht zu heißen: Regierung ohne die Parteien. Staatsfeind kann ein Staatsmann natürlich nicht sein; da aber der gescheitere Teil der Sozialdemokratie längst aufgehört hat, den Umsturz zu erstreben, ist nicht einzusehen, warum die Regierung sich nicht die Hilfe der begabten Gegner sichert, ehe sie durch die Einführung des Parlamentarismus die Herrschaft ihrer Parteien erzwingen. Wir brauchen in Deutschland keine Umwälzung, wenn nur aus dem, was heute nur Buchstabe ist, Wahrheit wird: die Regierung über den Parteien. Dies und nichts sonst kann uns von der Verflachung und Demoralisierung des Parlamentarismus schützen."

Hiergegen kann man ja nun je nach seinem Parteistandpunkte mancherlei einwenden. Nicht zu verkennen aber ist, daß hier eine Stimmung sich ausspricht, die auch sonst öfter, als daß es nicht auffallen müßte, ihren Niederschlag findet. Wenn Dr. Adolf Grabowsky z. B. in den „Grenzboten" nach einer „Partei der Gebildeten" ruft, so ist das nur eine positive Ergänzung jener negativen Stimmung, nämlich verdrossener Abneigung gegen jeglichen Radikalismus, mag er von rechts oder links geübt werden.

„In einem Zeitalter des Amerikanismus," meint Dr. Grabowsky, und man soll auch ihm, wo's einem nötig scheint, ruhig widersprechen dürfen, „können und wollen wir nicht mehr zu den Männern der Paulskirche zurück, die mit Welt-



anschauungen alles zu lösen vermeinten und darum gar nichts lösten. Wir sind ein praktisches Volk geworden, mit praktischen Zielen, das sich auf dem Weltmarkt durchsetzen will. Und innerhalb dieses Volkes ringen erbittert Interessengruppen miteinander. Hierdurch ist ein neuer Ständestaat geschaffen worden, der zwar nicht die klare Gliederung des alten aufweist — denn die Interessen werden meist mit Phrasen und Schlagworten drapiert —, in dem aber doch die verschiedenen Berufskreise zu ausreichendem Einfluß gelangt sind. Indem sich die Berufe aneinander rieben, tausend mögliche und unmögliche Forderungen stellten und immer wilder einander den Rang abzulaufen suchten, wurden sie zu einer Kraftentfaltung gedrängt, aus der heraus die wirtschaftliche Macht des Deutschen Reiches geboren ward.

Dieses Stadium mußte Deutschland erleben. Aber es darf nicht mehr sein als ein Stadium. Der wilde Konkurrenzkampf der Berufe führt zur Atomisierung des Staates. An diesem Punkte halten wir jetzt. Hätten wir in Deutschland nicht eine so starke Monarchie, die sich immer wieder ausgleichend über die Berufe und Klassen erhebt, und verteidigte diese Monarchie nicht unnachgiebig den Antiparlamentarismus, so wäre Deutschland heute zerbröckelt.

Diese Monarchie aber steht allein, um sie herum wogt das Gewühl. Auch der mächtigste Turm muß fallen, wenn er nicht Männer hat, die sich an seine Schießscharten stellen. Es ist die Gefahr, nicht daß die Monarchie verschwindet — das scheint für absehbare Zeit ausgeschlossen in Deutschland —, wohl aber, daß sie geschwächt und so dem Parlamentarismus ausgeliefert wird. Parlamentarismus aber wäre bei uns, wo zu dem Kampf der Interessen noch derjenige der Stämme und Konfessionen tritt, gleichbedeutend mit Desorganisation.

Niemand kann wollen, daß die wirtschaftlichen Gegensätze einschlafen. Selbst der riesige Kampf zwischen Landwirtschaft und Industrie ist zum Segen für beide Teile. Hätte sich die Landwirtschaft, wie in England, einfach darein ergeben, daß unser Staat Industriestaat wird, hätte sie sich nicht zusammengeschlossen und bis zum äußersten für ihre Existenz gestritten, so wäre sie heute ruiniert und den Getreidefabriken Amerikas ausgeliefert, und Deutschland hätte gleichsam seine Wurzeln in der Luft, statt in der Erde. *Es gibt aber eine Grenze des Kampfes und einen Anfang der Hetze.*

Als Glied einer Hetze schwindet dem einzelnen der Staat aus den Augen, und er *sieht allein den Vorteil seiner Schicht und sein allerpersönlichstes Ziel.* Damit aber wird *sein Glücksbedürfnis ärmlichster Art.* Indem er seine Interessen bis zum letzten Blutstropfen verficht, scheint er individualistisch zu handeln und handelt doch nur als Splitter einer Masse; denn sein Verlangen, ob es sich auch vielleicht auf andere Gegenstände richtet als das seines Nachbarn, ist immer von den gleichen schematischen Instinkten der bloßen Nützlichkeit beherrscht. Hierin verstehen und finden sich ohne weiteres alle Teile der Masse. Es ist einem richtigen Kaufmann ganz gleich [? D. T.], ob er Felle verkauft oder Nähnadeln; er wechselt auch, wenn es sich gerade so macht, leicht von einer Branche in die andere. Genau so ist es heute mit den sogenannten individuellen Wünschen der einzelnen: sie entspringen nicht

ihrem inneren Menschen, sondern sind äußerlich aufgeklebt, je nach dem Beruf, in dem die Personen sich gerade befinden. Und so kann man mit vollem Recht sagen, daß alle den einen Massenwunsch haben, für sich Terrain zu gewinnen.

Dies ist der demokratische Zug, der durch unsere Zeit geht und von dem die Fortschrittsleute so lobend reden. Gewiß, er ist vorhanden, er ist in ungeheuerstem Maße vorhanden, und er macht alle Parteien, von rechts nach links, ohne Ausnahme, demokratisch und demagogisch. Alles ist eine demokratische Masse. Im Parlament redet man aus dem Fenster hinaus, in dem Wahlkampf ist immer der Gegner der Abschaum der Menschheit, in Volksversammlungen schreit man, als ob man am Spieße steckte. Demokratismus und Verpöbelung!

Langsam aber wächst in diesen Wirren eine neue Partei empor, eine Partei, bisher ohne Programme und Organisation, positiv allein in ihrer Liebe zum Vaterlande und negativ in der Abwehr des Massenbegehrens, eine Partei, die aristokratisch ist und antidemokratisch, vor allem aber patriotisch. Es ist die Partei der Gebildeten.

Durch diese Gebildeten geht ein tiefes konservatives Gefühl, ein Glauben an feste überindividuelle Mächte, die jenseits aller Nützlichkeiten sind. Dies ist kein Gegensatz zu einem Aristokratismus, vielmehr entflammen sich aristokratische Tugenden erst an überindividuellen Ideen. Erst am Überindividuellen entzündet sich das Individuum.

Es liegt nahe, daß man diese Partei der Gebildeten mit der berüchtigten Partei der Parteilosen verwechselt. Die neue Schicht aber ist ganz etwas anderes: sie will gerade hin zur Politik, sie ist davon überzeugt, daß, wer sich ausschließt von dem Anteil am staatlichen Leben, zur Einflußlosigkeit und Geducktheit verurteilt ist. Nicht jene Stillen im Lande, die sehr brave Menschen sein mögen, aber sehr schlechte Musikanten sind, umfaßt die neue Partei, und auch nicht jene immerwährenden Außenseiter, die bei keiner Partei unterkommen können, weil sie ein Reformchen zur Reform hinaufphantasieren. Abstinenzbewegung und Vegetariertum mögen ganz schöne Dinge sein, aber sie sind vielleicht Gegenstand sozialpolitischer Maßregeln, doch niemals Inhalt der Politik ...

Das Bewußtsein ihrer Stärke, der Wille, gegen Massenbequemlichkeiten anzurennen, treibt die Gebildeten, die hier gemeint sind, in unserer Zeit zur Politik. Sie sind politisiert, weil sie empfinden, daß nur Sichregen die allgemeine Demokratisierung noch verhüten kann. Sie wollen nicht abseits stehen, sondern eingreifen in das Getriebe.

Aber sie stehen abseits, und zwar, weil sich keine Partei ihrer erbarmt, weil jede heute radikal ist und auf die Masse rechnet. Zu den linken Parteien, die aus Weltanschauung, nicht aus Opportunität radikal sind, können sie sich selbstverständlich niemals schlagen. Es bleibt für sie nur die Rechte. Dorthin drängen sie, aber dort übersieht man sie. Dort muß man sie schließlich auch übersehen, weil sie noch nicht Macht geworden sind. Die Politik hat es nur mit Kräften zu tun, was nicht Kraft ist, zählt nicht für sie.

Es gibt aber heute für die rechtsstehenden Parteien keine größere Aufgabe,



als die Partei der Gebildeten zu formieren und zu sich heranzuziehen. Unter den rechtsstehenden Parteien sind nicht nur die Konservativen und Freikonservativen, vielmehr auch die wahren Liberalen verstanden. Zwischen Konservatismus nämlich und Liberalismus ist kein Fundamentalunterschied, da der Liberale stets konservative, der Konservative stets liberale Elemente enthalten wird. Bülow ahnte dies wohl, als er seine Blockpolitik begann, aber er wußte die Grenze nicht zu ziehen. Er wollte in seine Kombination Agrarier ebenso aufnehmen wie Demokraten, und dies war das Verhängnisvolle. Der radikale Agrarier ist nicht konservativ, da er die überindividuelle Macht des Staates zugunsten seiner Klasse aufopfert. Der Demokrat wiederum hat gar nichts zu tun mit den Liberalen, da er die Masse über den Staat oder an Stelle des Staates setzt. Gemäßigte Konservative aber und wirkliche Liberale sind die gegebenen Bundesgenossen. Schließen sie sich fest zusammen und stellen sie ihre Sache auf die Intelligenz, so können sie die neukonservative Partei bilden, nach der wir uns sehnen, nach der unsere gesamte Kultur verlangt ...

Und es handelt sich ja um nicht mehr und nicht weniger, als den Barbareneinbruch der Demokratie abzuwehren und ihm ein neues — ach so altes! — Ideal entgegenzustellen. Will aber die konservative Partei künftig so auf die Gebildeten zählen, so muß sie sich mit der ganzen Kultur des Jahrhunderts bewaffnen. Mit Muckereien und hinterwäldlerischen Ängstlichkeiten kann sie nicht vorwärts kommen. Der Gebildete will zu ihr, aber sie muß auch zu ihm. Geht es so weiter, daß der Mann der Wissenschaft und Kunst, der sich eigene Wege bahnt, nur von der radikalen Presse gesucht und empfangen wird, so wird die Partei der Gebildeten niemals zur konservativen Partei stoßen. Der Konservatismus, der tausendmal mehr mit dem Liberalismus zu tun hat als die Demokratie — denn die Masse haßt und beneidet immer den einzelnen, der sich über sie schwingt —, überläßt heute dem Radikalismus alle liberalen Trümpfe. Wird das nicht anders, so ist die konservative Partei verloren, ist mit Haut und Haaren aufgezehrt von dem Agrariertum ..."

* * *

„Die Regierung über den Parteien", proklamiert Oskar A. H. Schmitz, und er selbst muß in dem selben Atemzuge zugeben, daß das nur ein schöner Gedanke, ein Phantom, ein toter Buchstabe sei. Die konservative Partei, begeistert sich Dr. Grabowsky, soll den Grundstock einer „Partei der Gebildeten" abgeben, aber — „mit Muckereien und mit hinterwäldlerischen Ängstlichkeiten kann sie nicht vorwärts kommen". Und sieht man genauer zu, — ja wie viele sind denn auch da nicht schon alles andere eher, als „konservativ-aristokratisch", als „überindividuell"?

Und der Zopf? Und der Stock? Solange die von der „über den Parteien stehenden" Regierung und dem „Kulturkonservativismus" (als solchen ersehnt sich Dr. Grabowsky eine konservative Partei) gehegt und gepflegt werden, Kulturskandale, wie sie H. v. Gerlach in der letzten „W. a. M." wieder geißelt, an der Tagesordnung sind, solange wird die Botschaft wenig Gläubige finden.

Stoße man sich dreist an der bissigen Tonart, — die Tatsachen sind allemal noch viel bissiger. Eben weil sie Tatsachen sind. Gepfeffert ist schon die Einleitung:

„Der Preuße kann sich in Preußen wohl fühlen, wenn er z. B. als schnapsbrennender Rittergutsbesitzer viel Liebesgaben bezieht und wenig Steuern zahlt, oder wenn er als korrekter Pfarrer der Staatskirche immer mit der jeweiligen Ansicht des jeweiligen Oberkirchenrats konform geht, oder wenn er als streberhafter Beamter vor seinen Vorgesetzten katzbuckelt, oder wenn er als normaler, d. i. als sich duellierender, die Agrarier poussierender und gegen den Kanal rebellierender Landrat seinen Kreis an Königs Statt regiert, oder wenn er als Schutzmann einen unschuldigen Arbeiter vom Leben zum Tode befördert. Solche Leute haben es, von Rußland natürlich abgesehen, in der ganzen Welt nicht so gut wie in Preußen. Sie alle können mit Stolz und Überzeugung das schöne Lied anstimmen: ‚Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben'. Und sie werden dabei immer sogar noch ‚Liberale' vom Schlage der Tante Voß finden, die mit ihnen Chorus machen.

Auch eine kleine Anzahl von Ausländern gibt es, die für Preußen geradezu schwärmen. Der moralisch tiefst stehende Teil des russischen Volkes, die russischen Geheimpolizisten, fühlt sich nirgends so sehr zu Hause wie in Preußen. Nur bei uns vermißt dies Schurkengesindel seine geliebte Heimat nicht.

Wenn aber ein anständiger Ausländer zu einem anständigen Zwecke uns besucht, dann — nun, dann kann es ja jedem so ergehen, wie es eben der Frau Dr. Ottosen in Nordschleswig ergangen ist.

Frau Dr. Ottosen, geboren in Norwegen und aufgewachsen in Amerika, lebt jetzt als Gattin des Oberarztes eines Sanatoriums in Skodsborg bei Kopenhagen. Sie hat sich nie politisch betätigt. Ihre ganze öffentliche Tätigkeit dient der Aufklärung des Volkes in gesundheitlichen Dingen, namentlich der Bekämpfung des Alkoholismus. Zu diesem Zweck hielt sie auch in Nordschleswig eine Anzahl von Vorträgen in gemeinnützigen Vereinen, natürlich dänisch, da dänisch ja ihre Muttersprache ist und auch die meisten Leute dort oben nur dänisch verstehen. Gerade als sie in Rödding in einem abstinenten Verein einen Vortrag über Hygiene hielt, überreichte ihr ein Gendarm einen Ausweisungsbefehl. Der kommissarische Amtsvorsteher v. Massow, ein nach Nordschleswig importierter ostelbischer Junker, befiehlt der Dame, sofort das preußische Staatsgebiet zu verlassen, widrigenfalls sie zwangsweise dazu angehalten werde. Grund? Sie ist ‚lästig' gefallen! Wodurch? Das wird nicht verraten.

Frau Ottosen bekommt nicht 24, nicht 12 Stunden Frist. Will sie nicht per Schub zur Grenze gebracht werden, so muß sie sich sofort auf den Weg machen. Sie darf nicht mehr die Nacht in Rödding zubringen. Sie kann keinen Zug benutzen, da der letzte bereits fort ist. So ist sie gezwungen, einen Wagen zu requirieren, um das ungastliche Preußen so rasch wie möglich mit ihrer gastlichen Heimat zu vertauschen.

Die Tatsache dieser Ausweisung ist empörend, die Art und Weise ihrer Ausführung direkt abstoßend. Als Preuße schäme ich mich eines Vorganges, der



mein ganzes Volk vor dem gesamten Auslande bloßstellt. Wäre ich Däne, so würde der Wunsch nach Rache in mir aufglimmen.

Man sage nicht, hier handle es sich ja vielleicht nur um das Versehen eines untergeordneten Beamten. Nein, der Fall Ottosen paßt genau in das ganz infame System hinein, mit dem Nordschleswig seit Jahren mißhandelt wird. Und wenn die Regierung wirklich die Kulturtat des Herrn von Massow mißbilligt, so hätte sie ihn längst desavouieren, sich bei Frau Dr. Ottosen entschuldigen, ihr Entschädigung anbieten und sie bitten müssen, die unterbrochene Vortragsreise wieder aufzunehmen.

Dänemark liebt Preußen nicht, was man, von allem anderen abgesehen, ihm nach den Ereignissen von 1864 nicht übel nehmen kann. Es ist natürlich viel zu schwach, um an einen Krieg gegen Deutschland zu denken. Wenn aber doch einmal der große Weltbrand ausbrechen sollte, so wird die preußische Nordmarkenpolitik nicht gerade die Stimmung in Dänemark erzeugt haben, die es an die Seite von Deutschland treiben könnte.

Preußen ist schuld daran, daß sich Deutschland nirgends neue Freunde erwerben kann. Ja, die preußische Politik gefährdet sogar unsere ältesten und scheinbar festesten Freundschaften.

Es sind tolle Dinge, die Dr. David beim Etat des Auswärtigen Amtes über die Behandlung österreichischer Staatsangehöriger in Preußen vorgebracht hat. Kaum hat sich die Erregung über den Fall der unglückseligen galizischen Dienstmagd Ciaston gelegt, die ohne jeden Grund acht Monate in preußischen Gefängnissen zubringen mußte, so werden neue Skandalosa aus Preußen bekannt, die unseren ‚brillanten Sekundanten' in Empörung versetzen müssen. Dr. David legte seinen Ausführungen die amtlichen Stenogramme der deutschen Delegation des österreichischen Reichsrats zugrunde. Seine Angaben mußten von Herrn v. Kiderlen-Wächter bestätigt werden.

Was passiert jemand, der von Wien nach London über Holland reisen will und dabei Preußen passieren, notabene, wenn er den Personenzug benutzt? Denn von Unannehmlichkeiten der Insassen von Schnellzügen hat man noch nie etwas vernommen.

Ein österreichischer Handlungsgehilfe hat eine Stellung in London angenommen. Er reist von Wien nach Rotterdam. Als er am 27. Dezember in Rheine ankommt, wo die holländische Bahn beginnt, hält ihn die preußische Polizei an. Er wird untersucht, sein Paß sowie seine Zeugnisse werden ihm abgenommen, ja, man versucht sogar, seine Barschaft zu bekommen, wogegen er sich allerdings mit Erfolg sträubt. Er wird behandelt wie ein Verbrecher, muß die Nacht auf dem Bahnhof zubringen. Weiter reisen darf er nicht. Er soll sich auf eine der ‚Kontrollstationen' begeben, die in Spandau, Bingerbrück und Ratibor für die Auswanderer eingerichtet sind. Da der Handlungsgehilfe dazu natürlich keine Neigung hat, so fährt er eine Strecke zurück und ändert seine Reiseroute. So gelingt es ihm zu seinem Glück, die preußische Polizei zu täuschen. Unbehelligt gelangt er nun über Vlissingen nach London. Natürlich hat ihn die famose Polizeiaktion von Rheine Zeit und Geld genug gekostet.

Dieses war der erste Streich. Doch der zweite folgt sogleich.

Ein österreichisches Brautpaar, das in London in Stellung ist, fährt nach Wien, um die Eltern zu besuchen. Für die Rückfahrt nehmen sie ein Fahrscheinheft Wien—Rotterdam und kommen am 3. Januar 1911 nach Rheine. Dort hält sie die Polizei an. Sie zeigen ihre Fahrkarte nach Rotterdam vor. Das hilft ihnen nichts. Sie hätten noch keine ‚Kontrollstation' passiert! Geld und Papiere werden ihnen abgenommen. Sie müssen, von einem Polizisten eskortiert, 12 Stunden lang bis Bingerbrück fahren. Dort werden sie von dem Agenten des Norddeutschen Lloyd in die Baracke der Kontrollstation gebracht, ärztlich untersucht, gesund befunden. Und nun ist doch wenigstens alles gut, und die Leutchen können reisen, wohin sie wollen? Bewahre! Sie befinden sich ja in Preußen. Man verlangt, daß sie über Hamburg oder Bremen reisen — also sich der Hamburg-Amerika-Linie oder dem Norddeutschen Lloyd überantworten! — und zur Sicherheit dafür 200 *M.* Kaution hinterlegen. Sie weigern sich dessen. Einmal haben sie nicht mehr so viel Geld, und dann haben sie ja auch die Fahrkarte nach Rotterdam in der Tasche. Da werden sie zwangsweise nach Passau gebracht, unter Leitung eines Polizisten, und dort an der österreichischen Grenze ihrem Schicksal überlassen. Den ganzen Rücktransport einschließlich der Tagegelder des Polizisten müssen sie mit 77 *M.* 40 ₰ bezahlen, wobei ihnen noch zu allem Überfluß die österreichische Krone mit 80 statt mit 85 ₰ angerechnet wird.

So verfährt Preußen mit anständigen Leuten, die das Pech haben, daß ihr Reiseweg sie durch Preußen hindurchführt!

Die Geschichten klingen so ungeheuerlich, daß der freikonservative Abgeordnete Linz Dr. David zurief, er sei wohl mystifiziert worden. Aber als sich alles als authentisch herausstellte, da schlug sogar einzelnen Herren der Rechten das Gewissen. Der Abgeordnete Arendt gab seinem Befremden Ausdruck und kündigte an, er werde die Angelegenheit im preußischen Landtag zur Sprache bringen. Nur der Fortschrittler (!) Hormann-Bremen fand alles in der Ordnung. Er sprach freilich überhaupt nicht wie ein Vertreter des deutschen Volkes, sondern wie ein Vertreter des Norddeutschen Lloyd. Herr v. Kiderlen-Wächter aber, dem die ganze Sache sehr unbehaglich schien, verschanzte sich hinter Kompetenzbedenken. ‚Die Fremdenpolizei ist nicht Reichs-, sondern preußische Angelegenheit.'

Ja, Gott sei's geklagt, das ist sie noch. Zwar überweist die Reichsverfassung das Fremdenrecht der Reichsgesetzgebung. Aber noch fehlt das Reichsgesetz, das diese Materie regelt. Deshalb gibt es in Preußen bisher kein Fremdenrecht ... Schutzlos ist der Ausländer der preußischen Polizei überantwortet. Und was das heißt, das kann man sich denken, wenn man weiß, wie schon die Polizei mit Inländern umzuspringen pflegt ..."

* * *

Der diese spitzigen Sätze schreibt, stammt aus dem christlich-konservativen Lager, war begeisterter konservativer Parteigänger, Redakteur und Mitarbeiter hochkonservativer Blätter, einer der Getreuen Stöckers, aktiver Regierungs-

assessor und Vetter eines der feudalsten preußischen Minister (jetzt Oberpräsident). Nun wird ja freilich gerade ihm diese Wandlung zum Demokraten als eine Art persönlicher Makel vorgeworfen, als ob es von besonderer Gesinnungstüchtigkeit zeugte, sich äußerlich zu Anschauungen zu bekennen, die sich innerlich längst in ihr Gegenteil verkehrt haben; als ob irgendwelche Überzeugung überhaupt anders sein könnte als subjektiv, von der persönlichen Veranlagung, Erfahrung, Umgebung usw. bedingt! ...

Ja, wenn es sich noch um vereinzelte „Fälle" handelte! Dann könnte man immerhin zur Not von „Querköpfigkeit", „Außenseiterei" oder dergleichen reden. Aber die vielen, die vielen, die auf der Rechten nicht das gefunden haben, was sie dort finden zu dürfen glaubten, enttäuscht, ernüchtert ihr Schifflein nach links steuerten, um dann dort — auch nur einen Nothafen zu finden!

Am empfindlichsten gelitten hat unter dieser Desillusionierung das monarchische Gefühl. Nicht der monarchische Gedanke. Die Überzeugung, daß für Deutschland die monarchische Staatsform immer noch die vernünftigste, die gegebene ist, steht in der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes unerschüttert fest. Aber das monarchische Gefühl ist erkaltet, die Begeisterung ist schlecht und recht einer „grauen Elendsstimmung", wenn nicht gar „Simplizissimusstimmung" gewichen: — „Verflogen ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben".

Ein bis vor kurzem noch so feuriger Herold deutscher Fürsten- und Kaiserherrlichkeit, wie Wilhelm Schwaner, führt jetzt in seinem „Volkserzieher" die bittere Klage:

„... Um den Gegensatz bei uns in Deutschland auf die Spitze zu treiben, erhöht man die Zivilliste der Landesherren, hält man die Portofreiheit für die Fürsten aufrecht und schließt die Hoheiten aus von der Pflicht zur Entrichtung der Wertzuwachssteuer, just zur selben Zeit, in der man aus prinzipiellen Gründen den Kriegsveteranen von 1870 und 71 die Ehrenpension versagt! Dem Patrioten wird's wahrlich schwer gemacht, der nationalen Fahne treu zu bleiben und die junge Welt vor der Vernichtung alter Werte zu bewahren. Man hütet sich freilich in großen Versammlungen vor allzu offener Kritik des Lebens am Hofe; auch in Zeitungen und Witzblättern wird Grand Carterets Buchthema ‚Lui' trotz des locker gewordenen Majestätsbeleidigungsparagraphen kaum noch angeschlagen; aber um so intensiver arbeitet der Fürstenklatsch privatim bis tief in die Reihen der Konservativen und Ultramontanen hinein; oder man sagt überhaupt nichts mehr, in der festen Überzeugung, daß dank der Fehler und der Abschließung von oben eines Tages auch bei uns in Deutschland wie in Spanien, Portugal, Frankreich oder Italien die Bombe platzen und die liberale, soziale oder adlige Rebublik schaffen werde.

Im Mai wird Wilhelm II. mit seiner Gemahlin einer Einladung des Königs Georg von England folgen und wird der Einweihung eines Denkmals für die Königin Viktoria beiwohnen, das am Todestage Eduards VII. enthüllt werden soll. Dabei wird dann wieder allerlei Großes und Schönes zu lesen sein, nicht bloß über die deutschfreundliche ‚gracious queen', sondern auch über den ‚friedliebenden', genialen Bündnisschürzer Eduard. Wißt ihr aber, wer dieser Onkel



Europas in Wirklichkeit war? Der Freund der Burenhenker Rhodes, Jameson und Beit! Der Intimus des gefeierten Börsianers Sir Ernest Cassel, von dessen Jugend und Tugend eine Berliner Bank allerlei Interessantes berichten könnte. Durch eine gewagte, glückliche Spekulation wurde dieser Cassel der Busenfreund ‚seines' Königs. Eines Tages hatten die ‚Fürsten' des Dollars und des Sovereigns die Papiere der Northern Canadian Pacific auf einen geradezu madigen Wert herabverdächtigt, um sie nach vierzehn Tagen wieder zu schwindelnder Höhe hinaufzutreiben. Auf diese Weise wird's nämlich ‚gemacht'. So ‚spielt' die Börse, d. h. so schaffen sich die arbeitsscheuen Herren des Automobils und der Rennjacht unverdienten Wertzuwachs. Und leider beteiligen sich an diesem Spiel mit dem beweglichen Vermögen kleiner Rentner auch viele regierende Fürsten. Eduard VII. gehörte zum Konzern der ‚Casseläner', wie Leopold II. von Belgien mitzählte, und andere Hoheiten immer noch feste mitspekulieren. An den Shares der N.C.P., die Eduard VII. auf Cassels dringenden Rat zur Zeit der Baisse kaufte, verdiente der König innerhalb zweier Wochen 20 Millionen Mark, die ihm Sir Ernest, der ehemalige jüdische Banklehrling aus Berlin, als ‚reinen' Gewinst auf den — Spieltisch legen konnte. Inzwischen ‚erschließt' der Bewässerer und Befruchter Ägyptens das Euphrattal, und es wird gewiß nicht lange dauern, daß er dem Sohne ‚seines Freundes Eduard' ähnliche ‚Tips' wie dem Vater in sichere Aussicht stellen kann.

Neulich war diesem Freunde Eduards eine hoffnungsvolle Tochter gestorben. Da schickte unser Kaiser als Zeichen seines Beileids einen Kranz und einen eigenhändigen Brief. Wir wären gewiß die letzten, unserem Volksersten einen Vorwurf zu machen wegen eines reinen Aktes schöner Menschlichkeit. Aber wenn wir uns erinnern, daß Wilhelm II. bei der Leichenfeier seines Kanzlers Caprivi fehlte, nachdem er wenige Jahre vorher dessen ‚rettende Tat' der Handelsverträge mit weithin schallender Stimme gefeiert hatte; wenn wir daran denken, daß unser Kaiser bei der Zentenarfeier zu Ehren Schillers schwieg; wenn wir bei Lehrertagen immer noch auf ein direktes Danktelegramm nach huldigender Begrüßung vergeblich warten müssen: dann berührt diese Aufmerksamkeit für ausländische fremdrassige Millionäre doch recht eigentümlich; denn uns will scheinen, der deutsche Lehrerstand mit seinen mehr als 150 000 Mitgliedern, der Schöpfer Wilhelm Tells und Wallensteins, und selbst der verstorbene Nachfolger Bismarcks repräsentierten denn doch andere Personalwerte für das deutsche Kaisertum als die Weltspekulanten Cassel und Carnegie! ...

Die Fürsten *müssen* wissen, daß unser nationales und moralisches Gefühl mit Recht erwartet, daß sie sich als erste Diener des Staates *keiner Pflicht entziehen, deren Erfüllung man von dem ärmsten Bürger und Arbeiter verlangt*: beizutragen zu den Lasten, die um der Sicherheit des Ganzen willen jedem einzelnen auferlegt werden müssen. Und sie sollten an das alte Bibelwort denken, daß niemand essen darf, der nicht arbeiten will. Spekulieren (mit Shares oder Grundstücken) ist aber keine Arbeit. Sondern Spekulation ist ‚Geschäft', ist unsauberer Gelderwerb. Man kann nicht mit ehrlicher Arbeit innerhalb weniger Tage, Wochen, Monde oder Jahre Millionen ‚ver-

dienen'. Millionen Mark in einer Hand bedeuten immer Millionen Verlust in den Händen vieler; Gigantomachie drüben setzt voraus Verelendung hüben.

Schon nahen die Totengräber. Und Bauern und Pastoren, Handwerker und Professoren, Arbeiter und Fürsten stehen bereit, der deutschen Zukunft das letzte Geleite zu geben. Selbst ‚Kulturträger' sind mit beim Fellversuff. Einer schimpft den andern Schwachkopf und Trottel; ja es gibt schon elende Kunden, die das Wort Deutsch aus ihrer ‚Firma' zu streichen bereit sind, wie sie als ‚gebildete' Allerweltsfreunde die deutsche Schrift auf den Index setzen wollen. Der Purpur fällt, Majestäten und Hoheiten: was folgt, hat euch Schiller in seinem ‚Fiesco' gesagt. Und wenn ihr selber dieser ‚Herzog' seid, so sind nicht wir daran schuld, die wir das Ende der Tragödie ahnen, sondern jene gefährlichen Spekulanten, die die Taschen des Mantels mit Goldrollen füllten. Die mit euch ‚spielten'... Wie die Katze mit der Maus spielt ..."

Nach den Festen. Vor Tische las man anders ...

* * *

Auf der einen Seite gilt der Gegner als boshafter Nörgler, verkappter Umstürzler, Vorfrucht der Sozialdemokratie oder noch lieber „schlimmer als Sozialdemokrat". Welches erlösende Wort erst in ganzer Pracht erstrahlt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein echter, ein richtig gehender Sozialdemokrat schon so eine Art Verbrechertypus darstellt und eigentlich und von Rechts wegen gar nicht frei herumlaufen dürfte.

Die andere Seite macht sich's nicht minder bequem. Sie hat ihre Widersacher ein für alle Male als „kapitalistische Ausbeuter" und „Junker und Pfaffen" der öffentlichen Verachtung überliefert. Nun ist besonders diese letzte Bezeichnung gerade in unseren Tagen wieder so reichlich geschwungen worden, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Betroffenen dagegen vorstellig werden. „Der Kampf", so meldet sich ein „Junker", Herr von Pfister, für seinen Stand in der „Kreuzztg." zum Wort, „richtet sich gegen die angebliche Vorherrschaft des Adels. Aber das wirkliche Ziel dieses Kampfes, dem Beschimpfungen nicht fehlen, ist vielfach nicht die Gleichberechtigung von Adel und Bürgertum, die wohl nicht erst errungen zu werden braucht, sondern im Gegenteile wird von sehr vielen tatsächlich eine Herabsetzung der ‚Junker' zu Bürgern zweiter Klasse erstrebt; sie sollen nach dem Geschmacke mancher Gegner zu geschmähten Parias des deutschen Volks herabgedrückt werden, indem man sie als Drohnen und Schädlinge am Volkskörper darstellt, die demgemäß natürlich möglichst beseitigt und ausgeschaltet werden müßten."

Ein Agitator des liberalen Deutschen Bauernbundes habe sich jüngst (nach einem Bericht der „Ostpreuß. Ztg.") zu der Behauptung verstiegen, die große Bewegung von 1813 hätten nur die Bauern und der Mittelstand, nicht die großen Herren gemacht, und ebenso sei es 1870 gewesen, wo die Bauernsöhne vorgeschickt worden seien und die Herren Offiziere sich hinter die Front zurückgezogen hätten. Um diese letzte Behauptung zu kennzeichnen, genüge es, die Verlustlisten der preußischen Garde bei St. Privat durchzusehen. „Und 1813 hat kein Namen so, wie der des Junkers Blücher, die Herzen entflammt, und die Taten eines anderen Junkers, des Generals v. York, waren in hohem Grade bestimmend für den Beginn

und die Durchführung der Erhebung gegen Napoleon. Er schloß die bahnbrechende Konvention von Tauroggen auf eigene Faust, und als Gouverneur von Preußen war er bei der ersten Errichtung der Landwehr und der Organisation der Volksbewaffnung hervorragend tätig, ebenso in den folgenden Schlachten. Und begeisternd hatten im Streite gegen Napoleon auf die Volksseele neben Scharnhorst, Körner, Jahn, Arndt, Hofer auch eingewirkt die Junker Gneisenau, Schill, Lützow, Dörnberg, Stein. Das alles soll nun einer aufwühlenden Politik zuliebe von manchen Seiten verdunkelt und verwischt werden. Das Volk soll dessen nicht eingedenk sein, daß solche Männer in treuer gemeinsamer deutscher Volksarbeit seinem Fühlen, Denken und Handeln wohl näher standen, als wie so manche Börsenleute, Warenhäusler und radikale Journalisten. Doch an den Mängeln solcher Gruppen, die denn doch auch nicht fehlen, soll der kritische Blick nicht haften bleiben, und so wird er einseitig tendenziös auf die Junker geleitet."

Man berufe sich auf Bismarck —: „In seinem Sinne handeln wir, wenn wir sagen: nicht eine Bevorzugung des Adels soll erstrebt werden, nicht besondere Vorzüge desselben sollen behauptet werden, sondern es soll nur zur Abwehr der planmäßigen wahrheitswidrigen Herabsetzung und Verunglimpfung desselben entgegengetreten werden einem Streben, das bei den erbittertsten Gegnern des Adels sogar praktisch so weit geht, die Junker als Schädlinge am Volkskörper zu — Volksgenossen zweiter Klasse herabzudrücken. Wir wissen, daß alle Volkskreise, ob Junker, Bürger, Bauer, Arbeiter, dem Vaterlande in guten und bösen Tagen gedient haben und auch Blut und Leben für das Vaterland eingesetzt haben; wir wissen, daß wir alle Söhne des einen großen deutschen Volkes sind und als solche zusammenzustehen haben, wenn auch naturgemäß verschiedene Berufe und Lebensverhältnisse Besonderheiten und Unterschiede herbeiführen müssen, wie dies schon in den einzelnen Familien der Fall ist. Wir wissen aber auch, daß es ein Verbrechen ist, wenn man diese Unterschiede durch Unwahrhaftigkeit, Ungerechtigkeit oder Haß zu vertiefen und zu verschärfen sucht."

Nach dem „Junker" der „Pfaffe". Wie den Gegnern auf jener Seite jeder Adlige ein rückständiger, reaktionärer, frivol auftretender und seine Mitmenschen am liebsten mit Sporen und Reitpeitsche traktierender Unkulturmensch, eine Art „Heckenreiter" und „Schnapphahn" nach dem Vorbild mittelalterlicher Räuberromantik sei, so gelte ihnen jeder Geistliche, Prediger oder Pastor oder Priester, ob evangelisch oder katholisch, als ein herrschsüchtiges, volksverdummendes, orthodox-borniertes, geistig-träges und unkultiviertes, unersättliches „Pfäfflein", einzig und allein darauf bedacht, das niedere Volk in geistlichen Bann und Wahn, und dadurch im Zaum zu halten, ein geschworener Feind alles Fortschritts, ja als ein Heuchler und Dunkelmann: „So geschieht's und liest man's täglich nicht bloß in den Blättern der Sozialdemokraten ... Daß mit solchem unausgesetztem Reden und Schreiben ... dem Volk nach und nach der Stand der Geistlichen, ebenso wie der der Adligen, mehr und mehr verdächtigt und verekelt und entfremdet werden soll und tatsächlich wird, ist nicht zu verwundern ... Die Frucht solcher fortgesetzten Verunglimpfung und Verhetzung zeigt sich ja auch in der Zunahme der Entfrem-

dung von der Kirche, in der Zurückhaltung vieler ‚gebildeten' Kreise vom Verkehr mit Geistlichen, in dem geringschätzigen, absprechenden Urteil der unreifen Menge, auch der Jugend, über kirchliche und geistliche Dinge, der beliebten Verhöhnung in W tzblättern und auf gewissen Bühnen gar nicht zu gedenken.

Daß die Vertreter des geistlichen Standes das oft genug schmerzlich empfinden und dies bitter beklagen, ist ihnen gewiß nicht zu verdenken. Zwar können gerade s i e sich über solche ungerechte Schmähungen und üblen Nachreden am allerersten und allerleichtesten hinwegsetzen, sofern sie namentlich von offenkundigen Feinden der Religion und Kirche ... von erbitterten Gegnern Jesu Christi und des Christenglaubens ausgehen. ... Aber das schließt nicht aus, daß der unverdiente Anwurf, die schmähsüchtige Verdächtigung, die sich in dem Worte ‚Pfaffe' ausspricht, jeden ehrliebenden, gewissenhaften Geistlichen schmerzlich berührt und daß er solche ungerechte Anfeindung nicht sowohl seiner Person wegen, als seines wichtigen Amtes und seiner Stellung wegen, ja seiner hohen und wichtigen Berufstätigkeit wegen, schwer empfindet und darunter zu leiden hat. Denn mehr wie irgend ein ander Amt ist das geistliche Amt ein Vertrauensamt, und mehr wie in irgendeinem andern Beruf beruht die Bürgschaft des Erfolges und des segensreichen Wirkens im Volk beim seelsorgerischen Amt auf der allgemeinen Achtung und der Hochschätzung vor diesem Amt und vor seinen Trägern. Und hat sich denn dieser Stand nicht — ohne daß wir uns dessen rühmen wollen — so gut wie jeder andre im Staat und im Volksleben ein Anrecht auf solche Achtung und Anerkennung erworben? Ist das Wirken treuer, gewissenhafter Geistlicher und Seelsorger, ihr Hirtenamt an den Seelen der Erwachsenen und der Jugend, und ihr Einfluß auf das Volksganze nicht ein unermeßlicher, oft äußerlich am allerwenigsten hervortretender, aber dafür innerlich an den Herzen und im Geistesleben der anvertrauten Seelen oft durch Generationen fortwirkender und zu verspürender? Ist nicht vom Pfarrhause, wir sprechen hier besonders von dem evangelischen, ein kulturhistorisch unschwer nachweislicher Segensstrom in unser Volk ausgegangen von der Zeit der Reformation bis auf diesen Tag? Auf welchem Gebiete christlicher Nächstenliebe hat sich das geistliche Amt nicht betätigt und (ich erinnere an v. Bodelschwingh — zufällig auch ein ‚adliger' Pastor) Bemerkenswertes und Großes geleistet? Auf welchen Gebieten menschlicher Wissenschaft und Kunst haben praktische und wissenschaftliche Theologen beider Konfessionen nicht mitgearbeitet und sich einen Namen gemacht? Wie viele ausgezeichnete Männer oder Charaktere in allen Berufszweigen aus evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen, ist oft (besonders von Bauer) nachgewiesen worden. Und wie es mit der Kultur der Menschheit, mit Religion und guter Sitte, mit der Volksbildung und Heranbildung des nachwachsenden Geschlechts stehen würde, wenn nicht die große Schar in der Stille treuwirkender Geistlichen und Seelsorger daran bis auf diesen Tag oft bei sehr kargem Lohn und in geistig vereinsamter, dürftiger Lage, unbekümmert um menschliche Anerkennung, mitgearbeitet hätte, das überlassen wir jedem billig Denkenden zu beurteilen. Daß es unter den Tausenden von Vertretern dieses Standes auch Unwürdige gibt und gegeben hat, daß es manche Geistliche gibt und gegeben hat, die durch herrisches Auftreten,

ungeistliche Amtsführung sich dieses Amtes und seiner Würde unwert erzeigt, sich der Bezeichnung als ‚Pfaffe‘ oder ‚Pfäfflein‘ schuldig gemacht, das wird und kann niemand leugnen und müssen auch wir beschämt zugestehen.

Aber ist es deswegen recht und erlaubt und verrät es viel Gerechtigkeit und Billigkeit, wenn man um der einzelnen Ausnahme willen — und wo finden sich solche nicht — den ganzen Stand fort und fort herabzusetzen und verächtlich und verhaßt zu machen sucht? Was würden die Juristen empfinden und sagen, wenn man sie besonders im politischen Wettkampf stets als ‚Rechtsverdreher‘, was die Ärzte, wenn man sie gemeiniglich als ‚Kurpfuscher‘ oder als ‚Giftmischer‘ bezeichnete? Was der ehrenwerte Kaufmannsstand, wenn man ihn als einen Stand von Betrügern und Fälschern hinstellte, was der ganze Literatenstand, wenn man von ihm nur spräche, als von nichtsnutzigen ‚Federfuchsern‘, ‚Brunnenvergiftern‘, ‚Preßpiraten‘ u. dgl.

Deswegen diese unsre Abwehr und unsre Bitte für uns und unsern Stand, in demselben Sinne und Geiste, wie von Herrn v. Pfister für den Stand der Adligen: ein wenig mehr Achtung auch vor dem so viel geschmähten geistlichen Stand, ein wenig mehr Gerechtigkeit auch gegenüber dem politischen Gegner, auch im geistlichen Gewand, ein wenig mehr Rücksicht auf seinen Mitmenschen und dessen Ehre und Ansehen im Volk, wo es sich zugleich um den Erfolg seines Wirkens handelt! Leider müssen wir sagen, daß besonders auch durch die neueren politischen Parteikämpfe die öffentliche Moral bei uns Deutschen schwer gelitten hat und das allgemeine Takt- und Anstandsgefühl sichtlich im Sinken begriffen ist. Wie ganz anders denkt und spricht man zum Beispiel im englischen Volk von Religion und Kirche, von den Geistlichen und vom geistlichen Stand! Jeder, der wie unsere Parteiblätter und einzelne Vertreter der liberalen Partei in solcher despektierlichen Weise von ganzen Gesellschaftsklassen reden würde, wie hier von ‚Junkern und Pfaffen‘, würde dort gesellschaftlich für ‚gebildet‘ bzw. für ‚gentlemanlike‘ nicht gehalten werden ...“

Es ist leider beschämend viel Wahres sowohl in den Ausführungen des „Junkers“ wie in denen des „Pfaffen“. Auch das „Berliner Tageblatt“ muß zugeben, daß der preußische Adel Tüchtiges und Hervorragendes geleistet hat, wobei freilich, wie es einschränkend bemerkt, nie vergessen werden dürfe, daß die anderen Stände von der Mitregierung so gut wie ausgeschlossen waren und keine Gelegenheit hatten, an sichtbarer Stelle ihre Tüchtigkeit zu beweisen.

„Wir wissen auch — und wer zweifelte daran? —, daß es nicht minder unter den heutigen Junkern ausgezeichnete, charaktervolle und höchst respektable Männer gibt, und es ist gewiß für jeden, dessen Gerechtigkeitssinn im politischen Hader noch lebendig geblieben ist, betrübend, daß ein ganzer Stand bekämpft werden muß [? D. T.], wo man lieber nur die einzelnen bekämpfen möchte. Aber wer trägt die Schuld daran? Wir haben oft ausgeführt, daß unseres Erachtens der preußische Adel einen grundlegenden und folgenschweren Fehler begangen hat, als er sich als Partei etablierte, und wir haben auf den englischen Adel hingewiesen, der immer klug genug war, nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimm-



ten, rückwärts gerichteten Partei als eine Standespflicht zu bezeichnen. Hätten bei der preußischen Wahlreform nur zwei Dutzend der preußischen Adligen sich auf die Seite des Volkes gestellt, hätten die im Grunde ihres Herzens gar nicht so reaktionär gesinnten Grandseigneurs vom Schlage der Hatzfeld, Lichnowsky, Hohenlohe usw. den derben Krautjunkern entgegenzutreten gewagt, so würde nicht mehr der Adel als solcher mit dem Odium der Volksfeindschaft belastet sein. Aber das würde Herrn v. Pfister vielleicht auch nicht gefallen haben, denn er betont zwar sehr warm, ‚alle Volkskreise' sollten ‚zusammenstehen', aber er sagt nichts davon, daß er ‚allen Volkskreisen' nun auch die gleichen staatsbürgerlichen Rechte gewähren will. Und kann man seine Klage ernst nehmen, die ‚Gegner des Adels' wollten die Junker ‚zu Volksgenossen zweiter Klasse' herabdrücken? Es sind bekanntlich nicht die Gegner, die an einem Klassensystem festhalten, und wenn die preußischen Adligen auf einige ihrer Vorrechte und auf das Dreiklassenwahlrecht verzichten wollen, so wird das, was Herr v. Pfister den ‚Feldzug gegen den Adel' nennt, bald beendet sein. Mit Deklamationen über das ‚Zusammenstehen' aller Volkskreise ist es freilich nicht getan. Wirksamer und den wahren Interessen des preußischen Adels dienlicher wäre ein wenig Opferfreudigkeit."

Ähnlich ließe sich die vom Pfarrer Schall beklagte Abneigung weiter Kreise gegen den geistlichen Stand begründen, es ist darüber sattsam geredet und geschrieben worden, auch Gutes und Wahres. Aber all das berechtigt noch lange nicht zu dem bei uns üblichen summarischen Verfahren.

Wird so aktiv einer Verallgemeinerungssucht gefrönt, die weder auf entwickelten Billigkeitssinn noch auf persönliche Kulturreife schließen läßt, so begegnen wir passiv einem womöglich noch leidenschaftlicheren Zug „aufs Ganze". Unterfängt sich nämlich jemand, in irgendeinem Stande nicht alles und alle in idealer Vollkommenheit zu finden, gibt er der Meinung Ausdruck, die Glieder auch dieses (sonst sehr ehrenwerten) Standes seien nur Menschen, wie wir alle, mit Nerven und Leidenschaften, Fehlern und Irrtümern, ja es gebe darunter auch solche, denen man Machtbefugnisse nur mit Vorsicht übertragen sollte, so wird darin a tempo eine „Beleidigung" und „Herabwürdigung" des „ganzen Standes" gesehen, die manche — gesetzt, sie wäre wirklich erfolgt — nicht durch ruhige und begründete Abwehr, sondern nur durch hysterische Entrüstungsschreie, maßlose Ausbrüche gegen den unglücklichen Kritiker, Abbestellung und Boykott des noch unglücklicheren Organs widerlegen zu können glauben. Also ein Gebaren, das selbst auf die Spitze treibt, worüber man sich beim Gegner so bitter und zornig beschwert. Und seltsam, mit welcher gelassenen philosophischen Ruhe nimmt man ganz andere Kritiken, Anwürfe hin, die diesen Namen tatsächlich verdienen, wenn's — nur den eigenen Stand nicht angeht!

Nun soll kürzlich durch einen Türmerartikel („Die Prügelstrafe in der Schule" von W. Mader) der Lehrerstand herabgesetzt worden sein. Muß der Türmer wirklich, wie schon in einem Schreiben an Lehrerblätter, auch hier erst ausdrücklich betonen, daß ihm nichts ferner lag und nichts ferner liegen konnte, als ausgerechnet eine Herabsetzung des deutschen Lehrerstandes, für den er im Gegenteil stets mit

der Wärme ehrlicher Überzeugung eingetreten ist, mit dem er die langen Jahre hindurch Schulter an Schulter gekämpft hat, und dessen Mitglieder er mit aufrichtiger Genugtuung und Dankbarkeit in guten und bösen Tagen zu seinen treuesten Freunden zählen durfte? Eben dieses — er darf wohl sagen: Vertrauensverhältnis zur deutschen Lehrerschaft hielt der Türmer für so gefestigt, daß er auch nicht von ferne an die Möglichkeit gedacht hat, der Aufnahme eines sich schon selbst als ganz persönliche Aussprache („Notschrei") charakterisierenden Aufsatzes werde die Absicht einer „Verunglimpfung des Lehrerstandes" zugrunde gelegt werden können.

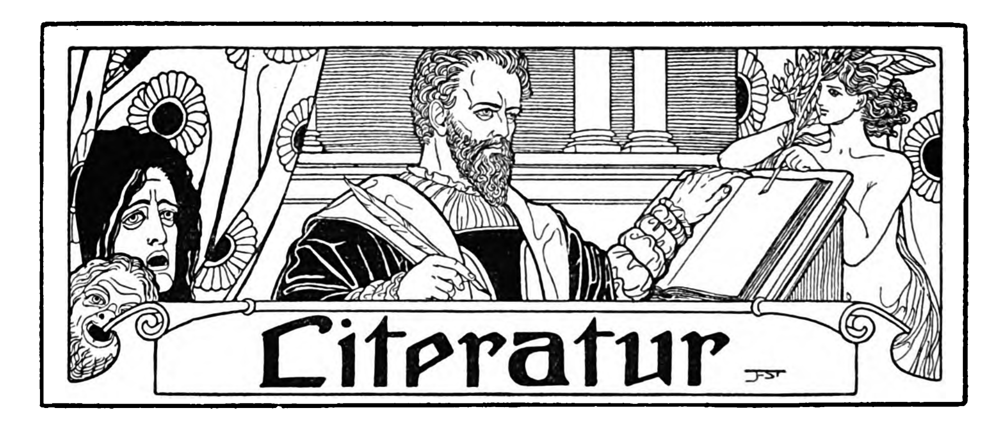
Der Gesichtspunkt, unter dem er sich zur Aufnahme des Artikels ohne einschränkende redaktionelle Bemerkungen berechtigt glaubte, war ja überdies das von ihm allezeit hochgehaltene Prinzip der Achtung vor der Persönlichkeit, vor dem freien Wort, — dasselbe Prinzip, dem er ja auch für den Lehrerstand Geltung zu verschaffen stets sich bemüht hat.

Die Sache hat aber dabei doch ihr Gutes gehabt. Wie die persönliche öffentliche Aussprache erweist, wird die Prügelstrafe in der gesamten deutschen Lehrerschaft nur als ein Notbehelf betrachtet, und zwar als ein Notbehelf, dessen man sich nur mit innerstem Widerstreben und als vermeintlicher Ultima ratio bedient. Ein Teil der Lehrerschaft ist aber grundsätzlicher Gegner der Prügelstrafe überhaupt.

Was mir die Aufnahme des Maderschen Aufsatzes in Lehrerkreisen wiederum einmal dringend nahegelegt hat, das ist die Abschaffung der kirchlichen Schulinspektion und ihr Ersatz durch erlesene Kräfte aus der Lehrerschaft selbst. Gewiß hätte sich Widerspruch gegen Herrn Mader erhoben, auch wenn er nicht geistlicher Ortsschulinspektor gewesen wäre. Aber zu einer solchen Schärfe hätte er sich nicht zugespitzt, solche Erbitterung ist nicht von heute, sie muß von lange her aufgespeichert sein. Durch die geistliche Schulinspektion wird das Verhältnis zwischen Kirche und Schule, Pfarrer und Lehrer geradezu v e r g i f t e t, und das kann doch keiner der beiden Parteien erwünscht sein. Auch der Kirche, dem Pfarrer nicht. Diese Erkenntnis verbreitet sich denn auch in immer weiteren Kreisen der evangelischen Geistlichkeit, und es sind schon wiederholt Stimmen aus ihr heraus laut geworden, die den Abbau der geistlichen Schulaufsicht nicht minder entschieden verlangen als die Lehrer selbst. Eben aus Gründen des Friedens und der Eintracht, christlich-brüderlichen Zusammenlebens und -wirkens. Zum Heile der Gemeinschaft, zur Ehre und in Nacheiferung des göttlichen Meisters.







Martin Greif †

Von Dr. Karl Storck

„Ein frumber deutscher Dichter" ist mit Martin Greif am 1. April heimgegangen, dorthin, wovon er sang:

„Meine Heimat liegt im Blauen,
Fern und doch nicht allzu weit,
Und ich hoffe sie zu schauen
Nach dem Traum der Endlichkeit.

Wann der Tag schon im Versinken
Und sein letztes Rot verbleicht,
Will es manchmal mich bedünken,
Daß mein Blick sie schon erreicht."

„Ein frumber deutscher Dichter" — das Verslein geht mir nicht aus dem Sinn, wenn ich an Greif denke, trotzdem es ursprünglich ja wohl heißt: „Ein frumber deutscher Landsknecht". Die Ideenverbindung beruht ja nun sicher nicht darauf, daß Martin Greif einstmals den Waffenrock trug, sondern er trifft ein Wesentliches der Art dieses Dichters. „Einfalt, Geradheit, Ehrlichkeit" hat Ernst Moritz Arndt einmal als das Eigentümlichste der Deutschheit bezeichnet. Und mag ein gut Stück Verklärung dabei mitunterlaufen, der deutsche Landsknecht, wie er etwa im Dienst des Frundsberg sein Blut hingab, verkörpert diese Deutschheit sehr gut. Er *fragt* nicht lange: wie und warum? — er *tut*, was ihm befohlen ist. Er fragt auch nicht: was habe *ich* davon? Er hat seine *Pflicht*, und die erfüllt er, und macht sich daraus nicht einmal ein Verdienst. Treue halten dem erkorenen Herrn, dabei tapfer wie ein Held, von unerschrockener Ehrlichkeit, unbekümmert um den Glanz der Welt, treu seinem Ziel.

Martin Greif war so etwas wie ein Landsknecht der Muse.

Über vierzig Jahre ist es her, daß er den Soldatenrock ablegte, und damit auch den Namen *Hermann Frey*, auf den er am 18. Juni 1839 zu Speyer geboren war. Achtzehnjährig war er als Kadett in die bayrische Armee eingetreten und tat schlecht und recht seinen Dienst. Damals war der Name Greif der Deckname für seine ersten lyrischen Versuche und novellistischen Skizzen, die er hie und da erscheinen lassen konnte. Einige starke Erlebnisse, vor allem der nie verschmerzte Tod seiner Braut, und dann der Bruderkrieg des Jahres 1866

machten ihm klar, daß er für den gewählten Beruf nicht tauge. Er hielt innere „Einkehr“:

„Habe manches Land durchmessen
So zu Fuße, so zu Roß —
Doch nun bin ich abgesessen
Und verschwunden aus dem Troß.

Mir im Busen ward verraten,
Welches Los mir sei erwählt:
Nicht zu Kämpfen, nicht zu Taten,
Rief es, ward dein Herz gestählt.

Bücke dich zur Erde nieder,
Pflück die Blumen auf der Flur:
In dem Hauche deiner Lieder
Wohnet deine Seele nur.“

Das war 1867; 1868 erschienen zum erstenmal „Gedichte“ von Martin Greif. Es ist für den Mann kennzeichnend, daß er dann auch fürs bürgerliche Leben seinen Dichternamen annahm. Geibel, der „Hochdonnerer“ im Münchener Dichterkreise, wie ihn Leuthold gelegentlich nannte, hatte Martin Greif alles Talent abgesprochen. Aber Eduard Mörike, der schwäbische Dichter, der damals zwar auch nur eine kleine Gemeinde, aber dafür eine solche hingebendster Verehrung besaß, hatte den schier Entmutigten als Dichtergenossen an die Brust geschlossen und ihm in dem damals noch sehr zurückhaltenden Verlage Cotta ein Unterkommen für seine Musenkinder verschafft.

Das ist aber auf Jahre hinaus der einzige Erfolg geblieben. Die tonangebenden Kritiker und Dichter kümmerten sich nicht um den neuen Namen. Das Publikum kaufte sein Büchlein nicht. Es waren nur vereinzelte, die in dem jungen Dichter einen Auserwählten sahen oder erhofften. Da gehörte viel braver Landsknechtmut dazu, um treu auszuharren. Es waren Jahre allerschlimmster Not, die Greif damals durchmachte. Michael Georg Conrad, der ihm von früh an Freund war, berichtet in seinen „Erinnerungen“ an den Dichter (Frankf. Zeitung) ein kleines charakteristisches Erlebnis, das wir auch hier wiedergeben wollen: „An seinem fünfundvierzigsten Geburtstage schenkte mir Martin Greif die Ehre, mein Gast zu sein — wir waren nur zu dritt zu Tisch, der Dichter, meine Frau und ich. Nach dem einfachen Mahl traten wir auf den Balkon und erfreuten uns des lieblichen Blickes auf das Isartal mit dem Kranz der Alpen im Hintergrund. Das Gespräch wurde stiller und stiller. Wir hatten uns an der Schönheit und dem Segen der Landschaft müde gepriesen. Plötzlich wurde meine Frau lebhaft: ‚Und Sie, lieber Herr Greif, auf wieviel goldene Stunden edelsten Genusses dürfen Sie als Münchener an Ihrem Geburtstage heute zurückblicken und wieviele dürfen Sie noch erhoffen!‘ Sie reichte dem Dichter die Hand. Der sah sie groß an, ließ den Kopf sinken, dann stürzte er ins Zimmer zurück und weinte wie ein Kind. Als er sich beruhigt hatte, brach er in die Worte aus: ‚Verzeihen Sie mir — die Not, die Armut — ein Mensch in meinem Alter, voll Kraft und Lust zur Arbeit, ein Dichter — und keine Kunst, kein Fleiß schützt ihn vor gemeinen Nahrungssorgen —‘ Und bald lächelte er wieder: ‚Soll es mir besser ergehen, als allen echten deutschen Dichtern?“

Greif konnte sich ja allenfalls mit seinen Künstlerfreunden trösten. Ging es Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Wilh. Trübner und Leibl, den vier

später so geschätzten und hochbezahlten Malern etwa besser? Und mußten unter den Dichtergenossen nicht um dieselbige Zeit im gleichen München Leuthold verderben und Heinrich von Reder um die kärgste Anerkennung ringen?

An Bemühungen, sich eine sichere, bürgerliche Stellung zu verschaffen, hat es Greif, zumal seitdem seine früh verwitwete Schwester mit ihren vier unmündigen Kindern von ihm eine Stütze erwarten durfte, nicht fehlen lassen. 1870 war er als Kriegsberichterstatter mit ins Feld gezogen, später hat er Reisefeuilletons übernommen; zeitweilig hat er sogar Redaktionsdienst getan. Es war die Treue des „frumben deutschen Dichtermannes“, die ihn an all diesen Stellen nicht ausharren ließ, die Erkenntnis, daß er infolge seiner Art solche Stellungen nicht richtig auszufüllen vermochte, und die Überzeugung, daß er dadurch sein ihm heiligstes Dichtertum schädigte. So hieß es denn sich bescheiden und durchhalten.

Nicht so deutlich, wie man es aus den Worten des oben wiedergegebenen Gedichtes vermuten möchte, hatte Greif die beste Wesensart seiner künstlerischen Begabung erkannt. Auch im Reiche der Dichtung war er „nicht zu Kämpfen, nicht zu Taten berufen“. Auch hier „wohnte seine Seele nur im Hauche seiner Lieder“. Greif aber hat zeitlebens seinen eigentlichen Beruf im Dramatiker gesehen. Er hat in hingebungsvollster Arbeit ein Dutzend Dramen geschaffen, hat bis zur Bitterkeit und verletzenden Schroffheit die Entwicklung des modernen Dramas (ob Ibsen oder Wagner) bekämpft, und in seinen Werken nicht nur echt dichterische, sondern auch theatergemäße Schöpfungen zu gestalten geglaubt.

Wir können dem nicht beipflichten. Es fehlt allen Dramen Greifs am eigentlich dramatischen Leben, auch dort, wo ein gewisses Geschick des szenischen Aufbaus nicht zu verkennen ist. Es fehlt ihm auch an richtiger Schwungkraft, und so echt und wahr sein persönliches Empfinden in diesen Kämpfen um die Größe des Vaterlandes, die den Angelpunkt seiner Dramen ausmachen, mitsprach, der gewollt einfache Ausdruck derselben wirkt sehr oft nicht als Schlichtheit, sondern als Nüchternheit. Als Volksschauspiel hat sich allerdings sein „Ludwig der Bayer“, der von den Kraiburger Bürgern wiederholt aufgeführt wurde, gut bewährt. Rührend ist es, daß der Dichter in einem Dörflein begraben sein wollte, von dessen Kirchhof der Blick auf jenes Schlachtfeld von Mühldorf reicht, auf dem dieses Dramas entscheidender Schauplatz ist. Auch darin liegt wieder ein prachtvolles Stück echt deutscher Treue für die einmal als recht erkannte Art.

Nein, Dramatiker der Bühne war Greif nicht. Und auch die dramatischeren Formen der Lyrik hat er kaum einmal vollwertig auszufüllen verstanden. In Greif lebte neben der starken Liebe zum deutschen Vaterlande ein leuchtendes Verehrungsgefühl für große deutsche Männer. Aus diesem Empfinden heraus drängte es ihn zu Huldigungsgedichten, und er war leicht bereit, für Festtage Prologe zu schaffen. Aber trotz dieses willigen Eifers — seine eigentliche Natur kam hier selten zu Worte, und nur vereinzelt begegnen uns so glückliche Strophen wie die folgenden, an Goethe gerichteten:

Schreitet dem schwachen
Menschengeschlechte
Einmal ein Seher
Deutend voran,

Nimmer vergessen
Werden die Züge,
Denen die Gottheit
Sprache verliehn.

Spät noch die Enkel
Sehen ihn wallen
Mit der erhobnen
Lyra im Arm.

Ewige Jugend
Rollt ihm die Locken,
Ewiges Feuer
Nährt ihm den Blick.

Seine Gesänge
Rauschen hernieder,
Frei wie die Ströme
Nieder ins Land.

Freudig vernimmt sie,
Himmlisches ahnend,
Dankbar im Volke
Jegliches Ohr.

Ihn zum Vertrauten
Wählt sich das junge,
Rosenumbuschte,
Liebende Paar,

Ihn zum Gefährten
Wählt sich das stille,
Schicksalgeprüfte,
Einsame Herz.

Gleich wie ein Sternbild
Über der Irdischen
Scheitel heraufzieht,
Allen ein Freund,

Also erscheint er
Mitten im Wirrsal,
Lebenden Augen
Tröstlich zu schaun.

Wie hier die letzten Verse der dritten Strophe der Wirkung gefährlich werden, so finden sich in allen anderen größeren Gedichten neben Versen von höchstem Schwung unvermittelt die alltäglichsten Wendungen und die abgebrauchtesten Worte. Das zerstört die gesamte Wirkung vieler seiner prächtig angelegten Oden, wirkt auch als Mangel in der Fassung von manchem Edelstein seiner innerlichsten Lyrik. Martin Greif hat zeitlebens das nicht gehabt, was man gemeinhin als Selbstkritik bezeichnet. Ich halte ihm gegenüber dieses Wort für falsch. Es war nicht Liebäugeln mit der eigenen Art, was ihn dieser Schwäche verfallen ließ, sondern er sah solche Mängel nicht aus der Eigenart heraus, der wir andererseits sein Bestes verdanken. Er war eben in jeglicher Hinsicht ein „elementarer“ Lyriker, wie ihn Bayersdorffer bezeichnete. Greif hat als Mann die Lücken seiner Bildung mit Eifer auszufüllen gestrebt, und hat sich wohl ein ganz beträchtliches Wissen erworben. Aber geistige Kultur im Sinne einer bewußten Kunstarbeit hat er nie besessen. Er blieb ein Naturbursche bis ins Greisenalter hinein. Zum Glück für die Poesie.

Was man aus seinen Gedichten schließen kann, bestätigen alle, die ihn kannten. Greifs Poesie beruht auf dem innigsten, nicht nur geistigen und seelischen, sondern auch körperlichen Zusammenhang mit der Natur. Wenn es nur irgend möglich war, wanderte er. Dann stellte er gar keine Ansprüche ans Leben; mit dem bescheidensten Unterkommen, mit dem einfachsten Mahl war er zufrieden; nur draußen mußte er sein. Hier empfing er die Gaben seiner Dichtung. Er sah und erlebte. Bei den scharfen Beobachtungen der Erscheinungen draußen in der Natur, die sich so zwanglos in seinen Gedichten finden, muß ich immer an Bauernregeln denken. Es wirkt wie die Verdichtung uralter, immer aufs neue gemachter Erfahrungen. Die Art, wie der Vogel fliegt, wie der Wind geht und die Wolken stehen, das Licht durch die Äste spielt, das alles ist für ihn beredte Sprache vom Leben der Natur, dessen Äußerungen ja Wetter und Jahreszeiten sind. Und wie die Natur immer dieselbe bleibt, „in gleicher Frische Jahr um Jahr“, so suchte er auch kein besonderes Wort, um diese Beobachtungen auszudrücken. Das konnte ja nicht einfach und schlicht genug gesagt werden.

Ich glaube, daß kein deutscher Lyriker so durchaus Volkskind gewesen ist wie Greif, wenn es auch andere sind, die dem Volkslied noch kongenialere Gedichte geschaffen haben, als er. Das Beste, was Uhland, Mörike und auch Goethe nach der Richtung hin gestaltet haben, ist von Greif nicht erreicht. Aber nicht, weil er nicht so volkstümlich empfunden hätte wie diese drei, sondern weil er noch volkstümlicher war, dagegen weniger bewußter Künstler. Greif arbeitete nicht wie die Genannten aus der starken Kunsterkenntnis der Elemente des Volksliedes heraus, sondern er gab sein ganz persönliches subjektives Empfinden. Ein solches bedarf aber erst der Korrektur durch die Zeit, jenes Zersungenwerdens, wie es Uhland nannte, bis es ein richtiges Volkslied wird. Diese Patina, die den hohen Reiz des Volksliedes ausmacht, haben Künstler wie Goethe, Mörike und Uhland ihren Schöpfungen künstlich zu geben verstanden. Dazu war Greif nicht bewußter Künstler genug. Aber so ganz elementar volkstümlich, wie er, hat keiner von den drei anderen zur Welt gestanden.

Es gibt wohl überhaupt keinen bedeutenden Dichter, bei dem so ganz alle Bildungselemente seiner Zeit fehlen, wie bei Greif. Aus seinen Gedichten heraus ist, zumal wenn man nur eine Auswahl seines Besten zusammentrüge, die Zeit, in der er geschaffen hat, nicht zu bestimmen. Und auch auf den Stand und den Bildungsgrad des Dichters ist kein Schluß zu ziehen. Wenn man dabei bedenkt, daß Greif in einer Zeit geschaffen hat, in der auch die Lyrik so stark von den geistigen Strömungen des Lebens berührt wurde, in der aus den gesamten Bildungselementen der Zeit, vor allem auch von Musik und Malerei her, für die formale Gestaltung der Lyrik eine Fülle neuer Kräfte gewonnen wurden, so ist diese vollständige Unberührtheit nicht nur für den Dichter bezeichnend, sondern auch ein ganz eigenartiges, heute wohl kaum wieder anzutreffendes Merkmal für den Begriff des Volkstums. Denn was dem Volkslied seine Einzigartigkeit verlieh, war doch, daß eben die ganze Nation eine Einheit war, daß es keine Standesunterschiede, ich meine auch keine geistigen, gab. Das Elementare liegt darin, daß der Kaiser wie der letzte Bauer, der Gelehrte wie die einfältige Frau, der städtische Fabrikarbeiter wie der verträumte Wanderer, daß alle diese Art der Weltempfindung zu gewissen Stunden teilen können.

In Greifs „Stimmen und Gestalten“ und „Romanzen und Balladen“ finden sich eine ganze Zahl von Stücken, die zu den besten volkstümlichen Menschenbildern gehören. Auch er weiß, wie Mörike, der „Verlassenen Leid“ in wenige Verse zusammenzudrängen, und sichtbar ersteht vor uns die zum Typus gewordene Volksgestalt, die er als Sänger eines Liedes einführt. Die Knappheit und tiefe Tragik des epischen Berichtes, wie die Volksliedballade ihn zuweilen trifft, findet sich auch bei ihm. Man höre zum Beispiel dessen zwei kleine Stücke:

Das zerbrochene Krüglein

Ich hab' zum Brunnen ein Krüglein gebracht,
Es ging in Scherben;
Mein Schatz verließ mich über Nacht,
Und ich möcht' sterben.

Ich ginge zum Brunnen nimmermehr,
Wollt' einer werben!
Sein Schiff ist wohl schon weit im Meer
Und ich möcht' sterben.



Das treue Paar

Zwei Liebste waren so traurig
Und gingen viel allein,
Sie sind zusammen ertrunken
Zu Nacht im tiefen Rhein.

Man hat sie beide gefunden
Weit unten im fremden Land,
Sie hielten sich noch umschlungen,
Und niemand hat sie erkannt.

In seiner berühmtesten Ballade, dem „klagenden Liede", finden sich Stellen von so geschlossener Rundung, wie die besten alten Melodien, dabei von goldechter Volkstümlichkeit in jeder Silbe. Aber trotzdem liegt in allen diesen Stücken nicht Greifs Einzigartigkeit. Die findet sich dort, wo er nur von sich spricht. Daß ein Mensch von heute für sein durchaus ihm und nur ihm gehörendes Empfinden, für die Mitteilung seines persönlichen Lebens einen so durchaus elementaren Ausdruck finden kann, ist das Unvergleichliche, eigentlich kaum Begreifliche. Freilich gehört dazu, daß dieses Erleben sich auch in diesen einfachen Linien bewegt. Für Greif hat das Leben einmal wirklich geblüht, und das war in seiner Jugendliebe. Nun diese ihm durch den Tod genommen worden, der leidenschaftliche Schmerz über den Verlust verwunden ist, bleibt ihm das Glück der Erinnerung. Die dauernde Stimmung aber ist eine milde Wehmut, die sich erhellt und verdüstert, je nachdem die Natur draußen auf ihn einwirkt. So bildet sich das Schema seiner Gedichte heraus. Irgendein Erlebnis in der Natur erregt seine Aufmerksamkeit, die Beobachtung verdichtet sich ihm, bis er den ganz charakteristischen Einzelzug der Erscheinung herausgearbeitet hat, und dann erklärt sich dem einsamen Dichterwanderer wie von selbst, warum diese Erscheinung so stark auf ihn gewirkt hat: im Zusammentreffen derselben mit seinem persönlichen, seelischen Empfinden und Erleben. Dieses letztere wirkt auf uns oft zu klein oder zu alltäglich im Vergleich zu der feinen, vorangehenden Naturbeobachtung. Und darauf beruht dann der Vorwurf, den die Kritik dem Dichter immer wieder machte, daß er zu nüchtern und zu schwunglos, zu alltäglich sei. Aber sein Leben selbst bewegte sich eben jahrzehntelang in den elementarsten Formen. Sollte er da durch künstliche Überlegung eine Vertiefung herbeiführen? Man mag bedauern, daß der geistige Gehalt in Greifs Schaffen nicht tiefer ist. Ich glaube, das geschieht aber nur dann, wenn man zu viel desselben auf einmal auf sich einwirken läßt. Wenn bei irgendeinem Dichter, so wäre bei ihm eine strenge Auswahl und schroffe Beschränkung unbedingt erforderlich. Der zehnte Teil dessen, was jetzt den Band der Dichtungen füllt, würde völlig ausreichen. Und auch dieses sollte man nur in einzelnen Proben genießen. Am schönsten wird es sein, wenn unsere Komponisten für diese Greifschen Lieder, die innerlich so voll Musik sind, die zugehörigen Melodien gefunden haben werden. Dann wird man, wenn die Musik vertiefend und unterstreichend hinzutritt, erst voll die Schönheit des vom Dichter geschauten Naturbildes nachfühlen, die jetzt in der gedrängten Form der wenigen Verse leicht zu rasch an uns vorüberzieht. (Wir freuen uns, schon im nächsten Türmerhefte einige charakteristische Vertonungen Greifscher Gedichte bringen zu können.)

Wilhelm Trübner hat ein Bild Martin Greifs gemalt. Der Dichter sitzt in seiner geschlossenen Männlichkeit auf dem Stuhle, halb weltfremd, halb abweisend, jedenfalls für sich ganz allein eine Welt. Er hält ein Gedichtbuch in der Hand,

zwischen den Fingern hängt ein Strauß von Maiglöckchen. Ich denke mir, wenn er einige Verse gelesen, ein kleines Gedichtchen, dann klappt er das Buch zu und zieht den Duft des Sträußleins ein. Dabei erscheint ihm dann vor den geschlossenen Augen das Bild der Natur, von dem er eben gelesen.

So muß man Martin Greif selber lesen. Dann erhält man die tiefe Schönheit, die in seine Gedichte gefaßt, oft hineingepreßt ist:

Ort der Liebe

Ich stand auf hohem Berge
Und sah hinab ins Land,
Den Ort wollt' ich erkunden,
Wo unser Herz sich fand.

Schon hatt' ich ihn erschauet
In seiner stillen Ruh',
Da deckte eine Wolke
Ihn fern mir wieder zu.

An einem Herbsttag kommt er dann selbst an den Ort, an dem er einst mit ihr geweilt:

Herbst war es auch, als wir einst hier geweilt,
Ich weiß es noch, die späten Astern blühten. —

Und dennoch heut' aus jedem welken Strauch,
Aus allen Astern mein' ich es zu lesen,
Es sei, wenn es gedenk' uns anders auch,
Doch jenes Mal ein Maientag gewesen.

Das schwere Leid hat den Dichter vor allen Dingen für die Bilder des Vergehens empfänglich gemacht, die er aus den leisesten Zügen erkennt:

Wann am späten Sommertage
Sich im Duft die Flur erstreckt,
Berge in umstürmter Lage
Schon der erste Schnee bedeckt.

Auf den abgeräumten Feldern
Durch die Stoppeln streicht der Wind,
In den stummgewordnen Wäldern
Blätter schon im Fallen sind,

Da gesteht das Herz sich offen,
Was es gern sich sonst verhehlt,
Daß von manchem stolzen Hoffen
Kaum ein Traum es noch beseelt.

Oder das andere:

Ich weiß es nicht, was es wohl ist,
Das mir zu Herzen geht,
Seh' ich das erste Sommergras
Vom Schnitter hingemäht.

Wohl sprießt das neue bald ihm nach,
Und Sommer bleibt noch lang,
Doch wird mir gar so trüb dabei,
Hör' ich der Sichel Klang.

Aber der Dichter müßte kein Wandersmann sein, fühlte er nicht nach des Winters Haft die ersten Regungen des Frühlings:

Wieder seh' ich jenen Schimmer,
Jenen Schimmer an den Bäumen,
Der mir sagt, es könne nimmer
Lange mehr der Frühling säumen.

Alles in der Natur hat sein eigenes Leben, selbst die „einsame Wolke“:

Sonne warf den letzten Schein
Müd' im Niedersinken,
Eine Wolke noch allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing,
Ferne den Genossen,
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

Wunderbar, wie dieses Herz im Gleichtakt mit der Natur steht:

Der Klee hat sich gefaltet,
Die Sonne geht zur Ruh',
In Wolken, wie erkaltet,
Sinkt sie der Tiefe zu.

Noch ehe sie geschieden,
Ihr Blick sich schon verlor,
Der Seele selbst, der müden,
Legt sich ein Schleier vor.

Und am schönsten vielleicht ist es dann, wenn die Natur ihr Leben so ganz für sich hinlebt, wenn in der „Sommerstille“

„Nur die Lerche, unverdrossen,
Hängt am blauen Himmelszelt,
Und vergißt, vom Licht umflossen,
Unter sich die ird'sche Welt.“

Da waltet dann das heimliche Leben:

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

Und

Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.

Nur am Berge rauscht der Born —
Zu der Ernte Hut bestellt,
Wallen Engel durch das Korn.

Nun ist der Dichter im jungen Frühling gestorben. Schwer nur hat sich der von ihm so oft herbeigerufene Freund Tod zu ihm gefunden:

Sterben, ach Sterben, wie bist du mild!
Richt mir meine Kissen,
Tod, des Schlummers Ebenbild,
Laß mich nichts mehr wissen!

Wir werden des Dichters, der so weltmüde war und doch dankbar jeden Sonnenstrahl aufnahm, der ihm ins Leben schien, nicht vergessen. Es liegt ein Etwas im Besten seines Schaffens, was nur ihm gehört, und dieses Persönliche kann nicht vergehen. Da dieses Persönliche bei Greif auf einem ganz eigenartig tiefen Deutschvolklichen beruht, wird das deutsche Volk diesem Dichter einmal dankbar sein, wenn es ihn eben kennt. Einen Denkstein wird es ihm hoffentlich dann nicht errichten, aber dafür müßten seine Freunde sorgen, daß ein anderer Wunsch dieses Naturkindes erfüllt würde:

Einst im kalten Ruhetal
Um das eingesunkne Mal
Laß es nicht an Blumen fehlen!



Kulturbücher

Man darf bei diesem Titel nicht etwa an die vom „Simplizissimus“ herausgegebenen Witzsammlungen mehr oder weniger satirischen und auch zwei- oder eindeutigen Inhalts (ohne das tut's ja der Simplizissimus gar nicht mehr!) denken, welche Sammlungen der bescheidene Verleger im Waschzettel „Kulturbücher“ nennt und die unter diesem hochtrabenden Beiwort in den Auslagen der Buchhändler Parade machen. Um s o l c h e Kulturbücher handelt es sich hier durchaus nicht. Der Gegenstand, mit dem sich m e i n e Kulturbücher beschäftigen, ist weit ernster und reizt nicht so sehr zum Lachen, als vielmehr zur Wehmut, ja manch einmal zu Tränen, wenn nicht des Schmerzes, so doch des Zornes.

Es sind Bücher, die vom schweren Kampfe des Deutschtums gegen die Feinde im Osten, die Madjaren und die Polen, berichten und scharfe Schlaglichter auf die Kultur der miteinander kämpfenden Völker werfen. Also Kulturbücher in des Wortes wahrster Bedeutung. Sie glänzen weder durch Witz und Geist, noch durch Ironie und Sarkasmus, sie kennen nicht das diabolische Grinsen des Münchener Hundeviehs (der Simplizissimus hat sich bekanntlich einen Bulldogg als Wahrzeichen beigelegt), sie erzählen schlicht und einfach, ohne Pose, ohne Phrase von den deutschen Volksgenossen in Ungarn und in den Ostmarken, vom Ringen um ihre Muttersprache, um ihre Rechte als Bürger wie als Menschen und nicht zuletzt um Haus und Habe. In diesen Büchern ist nicht von der Simplizissimuskultur die Rede, sondern einzig und allein von der d e u t s c h e n Kultur. Sie nennen sich auch nicht hochtrabend Kulturbücher, aber sie sind es tatsächlich, sind es weit mehr denn jene.

Wenn ich das weder inhaltlich (d. i. als Roman) noch formell besonders hervorragende Buch „B i s i n d a s E l e n d. Ein Kampf um das Deutschtum.“ Von M a x T r e u (Leipzig, J. J. Weber, 272 S. gr. 8⁰, geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—) an erster Stelle nenne, so geschieht das bloß deshalb, weil es zeitgeschichtlich am entferntesten liegend gleichsam auf die Stecklinge hinweist, die im Laufe der Zeit so hoch emporgeschossen sind, daß sie nun die Kulturen ringsum verschatten und zugrunde richten. Oder um des Verfassers Gleichnis anzuwenden: den Ursprung der wandelnden Düne zeigt, die langsam und dank einer kurzsichtigen Politik unaufhaltsam vorrückt und uns stammverwandte Menschen und Gaue begräbt.

Es ist im Jahre 1865. Ein von den Verhältnissen seiner Heimat Schleswig-Holstein angewiderter Lehrer folgt dem Rufe einer deutschen Gemeinde am Fuße der Karpathen, um dort seinen Beruf weiter auszuüben. Beidenburg ist eine alte Siedelung der Deutschen, mit den gewöhnlichen Rechten ausgestattet, wie solche allen deutschen Ansiedlungen in Ungarn von der damals noch einheitlichen Reichsregierung zugestanden wurden. Die Deutschen haben durch Fleiß und unermüdliche Arbeit den Gau zu hoher Blüte gebracht, ihre Gemeinden gehören jetzt zu den wohlhabendsten weit und breit. Sie sind aber nicht nur reiche, sondern auch deutsche Männer und wachen eifersüchtig wie über ihre Rechte, so auch über ihr Gebiet. Dadurch, daß sie an Fremdvölkische weder vermieten noch verkaufen, verhindern sie deren Festsetzung. Haben sie doch im Nachbardorfe Waldhausen ein trauriges Beispiel vor Augen. Dort hat infolge nationaler Gleichgültigkeit wie auch der unseligen Profitsucht das fremde Element Einlaß gefunden und ist allmählich so angewachsen, daß der Ort nicht allein seinen deutschen Namen verlor, sondern auch viele Deutsche sich madjarisiert haben.

Bisher schenkten die Hochmögenden in Pest den deutschen Ortschaften geringe Aufmerksamkeit, vielleicht auch weil sie das zentralistische Regiment fürchteten, das wenn auch nicht gerade aus nationalen, so doch aus politischen Gründen deutschfreundlich war. Die Deutschen in Ungarn d u r f t e n demnach deutsch sein und nach ihren alten verbrieften Rechten leben, ohne daß man sie drangsaliert hätte. Jetzt aber, wo die schleswig-holsteinische Suppe brodelt und die Preußen ihre Löffel hervorlangen, um zum Speisen bereit zu sein, jetzt läßt man — wieder aus Politik — in Wien die Zügel locker, was die madjarischen Chauvinisten allsogleich

für ihre Absichten ausnützen. Ein Zufall — allem Anschein nach ein vorbereiteter — kommt ihnen zu paß. Unter den Beidenburgern hat sich ein Judas gefunden, der seine Gastwirtschaft an einen Erzpolen verkauft. Alle Versuche, den neuen Ortsinsassen abzuschütteln, schlagen fehl. Der Pole macht sein Haus zum Mittelpunkte seiner schnapsvertilgenden Volksgenossen und zieht auch Madjaren herbei. Das stille Dorf wird der Schauplatz wüster Rauf- und Saufszenen. Der Neujahrstag des schicksalsreichen Jahres 1866 bringt den Beidenburgern eine schöne Überraschung. Sie erhalten „von oben" den Befehl, von nun ab sämtliche amtlichen Zuschriften in madjarischer Sprache zu verfassen, fast gleichzeitig sendet man einen tschechischen Ingenieur, damit er die Vorarbeiten zum geplanten Bahnbau in Angriff nehme. Die nächste Folge hiervon ist Zuzug von zahlreichen fremdvölkischen Arbeitern, wie Italienern, Polen, Ruthenen und Madjaren, zumeist mit Kind und Kegel, die da fordern, daß öffentliche Bekanntmachungen in jeder ihrer Sprachen verlautbart werden, was der Ortsvorsteher im Einverständnis mit seiner Gemeinde verweigert, da es ja bekannt ist, daß die Petenten deutsch verstehen. Die wiederholten deutschen Zuschriften an die madjarischen Behörden, sowie die Verweigerung der hierfür verhängten Geldstrafe bewirken eine Strafeinquartierung, die freilich infolge des ausgebrochenen Krieges nicht lange andauert. Aber auch der Ingenieur, den die Neigung zur Pfarrerstochter zum Freunde der Deutschen macht, so daß er den ursprünglich über den Friedhof gedachten Bahnweg seitlich über einen Berghang verlegt, muß einrücken.

Die Siege der preußischen Waffen lassen den Kamm der Herren in Pest nun mächtiger anschwellen — jetzt ist die Zeit, um den verhaßten „hunozut" im Lande die Faust fühlen zu lassen. Und so wird denn verfügt, die Beidenburger hätten einen madjarischen Lehrer für die übrigens größtenteils nicht madjarischen Kinder der Arbeiter aufzunehmen und für dessen Besoldung sowie für die Unterrichtsräumlichkeiten zu sorgen. Die Bauern lehnen das wahnwitzige Begehren ab und senden gleichzeitig ihren Pfarrer, einen Mann aus dem Schlage der alten tapferen Prädikanten, nach Wien zum Kaiser. Die Audienz verläuft wie alle Audienzen. Versprechungen, daß alles genau untersucht werden solle, daß niemand, am allerwenigsten „meine Deutschen" bedrückt werden dürfen usw. usw. Aber der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! Zum Beweise dessen trifft der madjarische Jugendbildner in Beidenburg ein, und als die Bahnarbeiter ihre Kinder nicht in die madjarische Schule schicken, werden von unsichtbaren Hintermännern Kinder aus der ganzen Umgebung zusammengetrommelt, um so die Berechtigung dieser Schule darzutun. So hetzt man eine ruhige Bevölkerung in die Erregung hinein. Nicht genug daran: der Bote, der die Beschwerden der Beidenburger in die Kreisstadt bringt, wird von fanatisiertem Gesindel erschlagen. Gleich darauf erfolgt die Verfügung, daß mit Rücksicht auf die madjarische Mehrheit im Orte der Gottesdienst in madjarischer Sprache abgehalten werden müsse. Es bedarf nur noch eines Tropfens, die Geduld zum Überschäumen zu bringen. Er läßt nicht allzulang auf sich warten. Die Führung des Bahnweges über den Ortsfriedhof durch den neuen Ingenieur, einen in der Wolle gefärbten Madjaren, noch mehr aber die Antwort der Komitatsmachthaber auf den Einspruch der Gemeinde, gipfelnd in der Verhängung des Ausnahmezustandes, sowie der Absetzung des Ortsvorstehers und des Pfarrers, treiben die Deutschen zum äußersten. Sie bewaffnen sich und begleiten ihren Seelenhirten zur Kirche, wo er die Trauung seiner Tochter vornehmen will, und als der zum einstweiligen Vorsteher ernannte Madjare die Handlung mit Gewalt verhindern will, kommt es zum Blutvergießen. Freilich wagt man nicht (d a m a l s — heute würde man sich keine Skrupel machen), die Meuterer angemessen zu bestrafen: „der Kaiser schlägt den Prozeß nieder"; sie verkaufen ihre Anwesen und ziehen von der Scholle fort, die ihre Vorväter urbar gemacht haben, sie sind dem Deutschtum treu geblieben bis ins Elend, d. i. in die Fremde. Die unter tausend Mühen dem Urzustande abgerungenen Kulturen, das Land, das sie zur Blüte gebracht haben — alles fällt wie eine reife Frucht den Madjaren und Slawen in den Schoß. Der Mohr hat seine Schuldigung getan, der Mohr kann gehn.

Der Hauptwert des Romans liegt in der Klarstellung der Art und Weise, „wie man's macht“, um deutsche Orte zu entdeutschen. Der hier geschilderte Vorgang ist typisch für die madjarischen und tschechischen Eroberungen. Es braucht just kein Bahnbau zu sein, wodurch der Grund hierzu gelegt wird. Meist (wie z. B. in Böhmen und Mähren) genügen ein paar tschechische Steuer- und Postbeamte, die dank einer höheren Vorsehung in reindeutsche Städte gesetzt werden, weil sie ja „auch deutsch“ können (allerdings ein Deutsch, vor dem einem übel wird, aber der Beamte ist ja nicht wegen der deutschen Sprache da!). Sie ziehen tschechische Gewerbetreibende, Kaufleute usw. heran. Im Handumdrehen sind massenhaft Kinder da, für die man tschechische Schulen verlangt und fast immer auch erhält. Dann wird tschechischer Gottesdienst gefordert, was man womöglich noch schneller bewilligt (wozu hätte man denn in den Konsistorien warme Freunde, ebenso wie in den Ministerien?). Sind mal tschechische Bürger vorhanden — bei der beispiellosen Vertrauensseligkeit der Deutschen ist das keine allzu schwere Sache —, dann geht es an die Eroberung von Gemeinderatsstellen und endlich durch die tschechischen Gemeindeväter an die Umkrempelung der deutschen Stadt in eine tschechische. So geschah es in einer Reihe von mährischen und böhmischen Städten, die vor drei oder vier Jahrzehnten noch ganz deutsch — heute bereits entweder ganz oder doch zur guten Hälfte vertschecht sind. In Ungarn wird es auch nicht viel anders sein.

Führt uns Max Treus Arbeit stramme, ihrer Volkszugehörigkeit bewußte und zur Abwehr entschlossene Deutsche vor, so zeigt der Roman „Götzendämmerung“ von Adam Müller-Guttenbrunn (6. Auflage, Leipzig, neue Ausgabe bei L. Staackmann) ein bereits im Niedergange begriffenes, abbröckelndes Deutschtum, wie es im Banat des öfteren begegnet. Der unselige „Ausgleich“ des Jahres 1867 beginnt bereits die ersehnten Früchte zu zeitigen. Madjarisch ist Trumpf geworden.

Das erfährt der aus Amerika heimkehrende Schwabe sogleich, als der Zug in sein Heimatdorf einfährt. „Maslak“ schreit der Schaffner aus und der Beamte, mit dem er über das Gepäck reden will, versteht nicht deutsch oder will es nicht verstehn. Die viertausend Einwohner von Rosental sollen gleichsam madjarisch lernen, wenn sie die Bahn benützen wollen und mit den Beamten zu reden haben. Sie, die diesen Boden trotz wilden Tieren und noch wilderen Menschen, trotz Pest und Cholera dem Ursumpf abgerungen haben, deren Blut und Schweiß reichlich die Schollen gedüngt hat, die in Not und Tod getreu zum Herrscherhause standen, sie sollen nach dem Willen einiger treuloser falscher Machthaber ihr Volkstum, ihre Sprache aufgeben! Der ehrliche Zorn, der sich seiner bemächtigt, wird durch die Beobachtung im Elternhause bestärkt. Die von seinen Eltern und Großeltern als Reliquien verehrten Bilder der Maria Theresia, des Prinzen Eugen, Erzherzog Karl und Radetzky, sowie ein Gesamtbild der kaiserlichen Familie mußten den Bildnissen von Kossuth, Görgey, Klapka und andren „großkopfeten“ Madjaren weichen. An Stelle des deutschen Tischgebets plappert seine Nichte ein ungarisches in falscher Betonung und offenbar ohne jegliches Verständnis. Jene Bilder hat ein Krämer der Schwägerin aufgeschwatzt und das madjarische Gebet der Kaplan „angeschafft“. Die deutschen Bauern des Ortes, politisch zurückgeblieben, haben einen Madjaren zum Abgeordneten gewählt, obzwar er nicht imstande gewesen war, ihnen eine deutsche Rede zu halten. Die „Intelligenz“ sei eben für den Mann gewesen, zumal der Sparkassendirektor Hamóry György, — wie sich herausstellt — ein Schulkamerad des Amerikaners. Ehemals Jörg Hammer geheißen, hat er sich madjarisiert und ist jetzt im Verein mit dem Kaplan und dem Notar ein Hauptmatador. Die Bauern sind mit Steuern und Abgaben überlastet, welche ums dreifache gestiegen sind. Dabei herrscht Arbeitsmangel, weil viele nach Amerika gehen, an ihrer Stelle kommt haufenweise madjarisches Gesinde in die deutschen Dörfer, denn die Sparkasse hat zu dem Zweck (der Madjarisierung) einen Reisefonds gestiftet. Viele der madjarischen Knechte heiraten dann in deutsche Familien. Die alten Dorfinsassen sind gut deutsch, die jungen hingegen können weder deutsch noch madjarisch. In der Kirche singt und betet die Jugend madjarisch und nur die

Alten deutsch. Jetzt sollen der greise Pfarrer und der Lehrer, beide Deutsche, kaltgestellt werden. Die Behörden verkehren mit den Bauern nur mehr madjarisch und fordern desgleichen vom Bauern. Nur wenige vermögen aus der unverständlichen Barbarensprache herauszubekommen, um was es sich handle, alle andern sind der Willkür mit gebundenen Händen ausgeliefert. In der Tat dient die alleinseligmachende Staatssprache der madjarischen Minderheit gar oft als Mantel, hinter dem Grundbuchführer, Steuerbeamte, Notare und sonstige Spitzen ihre Gaukeleien und Gaunereien ausüben. Und all das lassen sich die Bauern des großen, reichen, stattlichen deutschen Dorfes bieten, ruhig als müßte es so sein, sogar ohne passive Gegenwehr.

Wie anders die im Vergleich armen, in unordentlichen, ja halbverfallenen Häusern wohnenden Rumänen! Sie trotzen den Bütteln des Madjarismus. Politisch geschult, wählen sie nur volkstreue Rumänen zu Abgeordneten, und diese, wohl wissend, daß sie allein gegen die Madjaren nicht aufkommen können, suchen Fühlung zu nehmen mit den anderen geknechteten Nationalitäten des Stephansreiches. Und wie anders als diese zeigen sich wieder die Siebenbürger Sachsen! Sie trotzen wohl auch, aber es ist kein echter Trotz. Wenn es ein paar Happen Autonomie gilt, dann gehn sie flugs mit den Madjaren. „Sehe jeder, wo er bleibe", ist ihr Leitspruch. Es sind gewiegte Politiker, aber engherzig, ohne Gefühl für die deutsche Allgemeinheit, ohne alldeutsches Bewußtsein. Und wie sie fremd und mißtrauisch den anderen Deutschen in Ungarn gegenüberstehn, verhalten sie sich den nichtdeutschen Nationalitäten gegenüber und lehnen jedes Zusammengehen mit ihnen ab.

Diese Erfahrung macht Trautmann, der Held des Romans, als er aus beruflichem Interesse — er ist Ingenieur — das Banat durchstreift, und Studien über die Kultivierung der Donaubuchtungen anstellt. Da der Versuch, den Obergespan für die Urbarmachung des „Überlandes" zu gewinnen, fehlschlägt, reist er nach Pest, um dem neuen Minister des Innern Vorschläge zu machen. In Pest haben sich die Dinge in fühlbarer Weise zuungunsten der Madjaren verändert, an der Spitze der Regierung steht ein Soldat, ein strammer Mann, der Ordnung ins Land wie in die verrückten Betyarenköpfe bringen soll, denn diese haben den Ex-lex-Zustand proklamiert und zum Widerstand gegen die „Darabonten der Wiener Kamarilla" haranguiert. Aber der alte Soldat ist seiner Aufgabe insofern nicht gewachsen, als er sich beeinflussen läßt, zumal wenn dieser Einfluß von weiblicher Seite sich geltend macht. Das weiß der Gauner Dr. Boldog, der seine Stellung sowohl als Rechtsanwalt wie als Gemeindefunktionär in der schamlosesten Weise mißbraucht und nun durch eine Klientin, eine Chansonettensängerin, an die neue Regierung zu kommen trachtet, um das dort Erlauerte zur Festigung seines Einflusses im Parteiklub zu verwenden. Indes das genügt ihm nicht. Er bringt, um sicher zu gehn, eine seiner Klientinnen, die pikante Variétésängerin Nelly, in die Nähe einer einflußreichen Person am Wiener Hof und erhält durch sie wertvolle Nachrichten über die Pläne der ungarischen Regierung, welche Nachrichten er natürlich in seinem Interesse ausbeutet. Während das neue Ministerium versucht, den infolge der Wiener Nachgiebigkeit verfahrenen Karren wieder flott zu machen, hat Trautmann mit den Ultras einen Zusammenstoß nach dem andern, zuerst verhindert er die madjarische Predigt des neuen Pfarrers im deutschen Rosental, dann setzt er die Entlassung des Notars beim Minister durch, weiter erwirbt er sich dessen Gunst nicht nur als Mensch, sondern auch in seiner beruflichen Eigenschaft, die der Minister für das Land auszumünzen gedenkt, endlich steht er in Fühlung mit den gehaßten Rumänen. Während aber der wackere Schwabe mit seinen Entwässerungsarbeiten beschäftigt ist, fliegt eine seltsame Osterbotschaft durch das Land. Das „ungesetzliche" Ministerium ist über Nacht gefallen und an seine Stelle treten Kossuthisten. Der Spruch vom Lande der unmöglichen Möglichkeiten und möglichen Unmöglichkeiten hat sich wieder einmal bewahrheitet. Warum? — wozu? — — wer weiß es? Und alles wird umgekrempelt. Die Beamten des früheren Ministeriums werden Knall und Fall entlassen, deren Arbeiten eingestellt und Trautmann mit seinen Leuten auf die Straße gesetzt.

Die von der Wiener Regierung im Stich gelassenen Nationalitäten Ungarns, zumal die Rumänen, nehmen die alte Abwehrstellung ein, nur die Deutschen nicht, in erster Linie die Siebenbürger Sachsen. Von einigen nationaler gesinnten Landsleuten aufgefordert, läßt sich Trautmann als Reichstagskandidat aufstellen; da die Rumänen des Wahlbezirks offen für ihn eintreten, und er seine Landsleute durch seine Überredungskunst mit sich reißt, erscheint sein Mandat so gut wie gesichert. Aber er hat nicht mit der kossuthistischen Perfidie gerechnet. Das Unglaubliche — hier wird's Ereignis: die ihm vom verflossenen Ministerium gewährte Heimatsberechtigung wird von den neuen Männern widerrufen! Doch allzu straff gespannt zerspringt der Bogen. Diese Nichtswürdigkeit hat zur Folge, daß der von Trautmann empfohlene Kandidat der Rumänen allüberall durchdringt und der Wahlbezirk den Kossuthisten verloren geht. Der Sieg bildet den Anstoß zur Gründung einer großen „ungarländisch-deutschen Volkspartei".

Müller-Guttenbrunns Arbeit ist für die Deutschen diesseits der Leitha ebenso vorbildlich wie die zuerst besprochene. Zeigt diese den Weg, auf welchem deutsche Gebiete „wiedererobert" werden können, weist jene auf die Praxis hin, mittels deren in den wiedereroberten Gebieten die schwindelhafte Oberherrschaft einer lächerlichen Minderheit erhalten wird. Die Erfahrungen, welche die Deutschen in Ungarn gemacht haben und noch machen, sind zum Teil von den Deutschen in Österreich schon gemacht worden, zum anderen Teile werden sie nicht ausbleiben, sobald das tschechische Staatsrecht mit dem madjarischen den Wettbewerb aufnehmen kann. Noch bedeutender werden die Erfahrungen sein, sobald das slowenische Staatsrecht aufs Tapet kommt. Die beispiellose Nachgiebigkeit der Deutschen, ihre politische Lauheit und völkische Gleichgültigkeit, die ihre Sache in Ungarn zu einer fast aussichtslosen und verlorenen gemacht hat, wird auch ihre Sache in Österreich ruinieren. Ist einmal das Wenzelsreich aufgerichtet — bei der kraftlosen, zwischen den Völkern hin und her pendelnden Regierung gehört das keineswegs ins Reich der Utopie! — können wir das, was Müller-Guttenbrunn schildert, sehr leicht an dem eigenen Leibe zu fühlen bekommen.

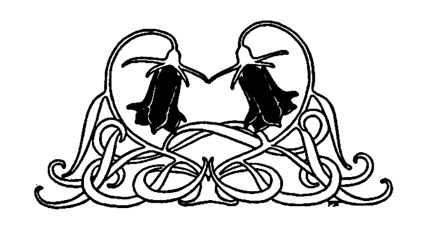
Bildet den Inhalt dieser Romane das Schicksal einer Volksgemeine, so beschäftigt sich der dritte, „Am Alten Markt zu Posen", Polenroman aus der deutschen Ostmark von Max Berg (Lissa i. P., Friedrich Ebbeckes Verlag [Oskar Eulitz], geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—), mit dem Geschick eines einzelnen, und während in jenen das Dasein Deutscher inmitten fremder, geschworener Feinde dargestellt wird, schildert dieser das Leben eines deutsch-freundlichen Polen unter seinen national-entflammten Volksgenossen. Jan Kochanowski, der Sohn eines angesehenen und reichen Delikatessenhändlers in Posen, hat bei den Gardehusaren in Potsdam gedient und von dort eine unbegrenzte Verehrung für seinen Regimentschef: „Prinz Wilhelm, Königliche Hoheit" mit nach Hause gebracht. Er steht den nationalen Bestrebungen seiner Landsleute kühl gegenüber und will von den chauvinistischen Hirngespinsten, die in der Wiederaufrichtung Groß-Polens gipfeln, nichts wissen. Weder die Bekehrungsversuche seiner Schwester Jadwiga, die wieder vom Vetter Florian, einem Geistlichen der „polnischen Religion" und zugleich des polnischen Glaubens beeinflußt ist, noch die Missionspredigten des letzteren haben Erfolg, und als der bei einer solchen Gelegenheit über Jans Regimentskommandanten ein Schimpfwort fallen läßt, wirft Jan den Vetter unsänftlich zur Tür hinaus. Jadwiga, die inzwischen die Gattin des großpolnischen Schlachtschitzen, Grafen von Panoszablewski geworden ist, vermittelt auf Betreiben des Hinausgeworfenen, der eine Strafanzeige wegen Majestätsbeleidigung fürchtet, den Frieden zwischen den Vettern. Aber seither beginnt in Jans Geschäft die Zahl der polnischen Kundschaften abzunehmen, ja es wird sogar unter Berufung auf den Volksverrat des Chefs der Versuch gemacht, Jans alten Geschäftsführer abspenstig zu machen, indem man ihm anbietet, die Leitung eines Konkurrenzunternehmens zu übernehmen, was aber der ehrliche Mann kurz ablehnt. Noch empfindlicher wird die Hetze gegen den „Volksverräter", als seine Schwester stirbt und so die verwandschaftlichen Bande, die Jan mit dem

Grafen verknüpfen, in die Brüche gehen. Da spielt der hochwürdige Herr Florian seinen letzten Trumpf aus. Er bringt den Grafen dahin, seinem Schwager Jadwigas Vermögen, das im Geschäfte stehen geblieben war, zu kündigen. Um die hierdurch drohende Verschuldung zu verhindern, spricht Jan beim Schwager vor, der aber läßt sich verleugnen. Indes noch bietet sich Jan ein Ausweg, eine Jugendfreundin seiner Schwester, Cosima Heimann, will die notwendige Summe vorstrecken; da auf dem Wege nach Hause wird Jan von zwei Unbekannten niedergestochen. So bezahlt er seinen „Volksverrat“ mit dem Tode.

Bergs Roman zieht die letzten Schlußfolgerungen, die der nationale Kampf zeitigt und die nachgerade in alltäglichen Gebrauch kommen, wie die Ereignisse in der „windischen Mark“ lehren. Knüppel oder Messer bilden die „ultima ratio“ des wahnwitzig aufgestachelten Nationalitätenhasses, mit ihnen entscheidet man spielend den nationalen Streit, durch sie bringt man den Gegner am wirkungsvollsten zum Schweigen. Gegner? Ist denn Jan ein Gegner seiner Landsleute? Ja, seine nationale Lauheit stempelt ihn dazu, im nationalen Leben gilt eben zumal der Satz: Wer nicht für mich ist, ist wider mich — und ganz besonders gilt er bei den Völkern und Völkchen, die mit den Deutschen im Kampfe stehen.

So rollen diese drei Bücher den völkischen Krieg in seinen hauptsächlichsten Zeitabschnitten vor uns auf. Die beiden ersten unmittelbar, das letzte mittelbar. Sie bieten wichtige Dokumente politischer und nationaler Natur. In ihnen wird eine Fülle guten Materials zur Bewertung der Taktik des eigenen Volkes, wie der Gegner desselben aufgespeichert, woraus man viel des Ersprießlichen lernen kann. Und was sie bringen, ist unzweifelhaft echt, erwiesen, unleugbar. Solche Bücher zu verbreiten, ist darum dringend geboten. *Ich möchte vor allem die Aufmerksamkeit unserer deutschen Schutzvereine auf sie lenken und deren Anschaffung zum wärmsten empfehlen.* Die Saat, die diese Romane säen, ist unschätzbar. Solche Bücher erleichtern das Werk, zu dem wir uns in den Schutzvereinen zusammengeschlossen haben. Sie wecken das nationale Empfinden, schärfen das nationale Bewußtsein und stählen die Widerstandskraft. Solch eine gute Gelegenheit dürfen wir uns daher nicht entgehen lassen. Die Kosten werden sich hundertfältig bezahlt machen.

Ottokar Stauf v. d. March





Zur Denkmalpflege

Von Karl Steinacker

Der Begriff Denkmalpflege wird angewendet auf die verschiedenartigsten Dinge. Denn er macht alles das zum „Denkmal“, was der Erhaltung wert zu sein scheint. Ein Denkmal im eigentlichen Sinne aber will zunächst an den Verstand, an das Denken sich wenden und zum dankbaren Erinnern gemahnen. Darum kann man wohl neben den Denkmälern für Personen auch geschichtliche Monumente, Kirchen etwa und Burgen, darunter verstehen, soweit die daran haftenden Begebenheiten die ästhetische Bedeutung überwiegen. Trotzdem beschäftigt sich die Denkmalpflege an erster Stelle mit ästhetischen Fragen, sowohl in bezug auf Gegenstände der Kunst wie der Natur, nur an zweiter mit Dingen eines mehr wissenschaftlichen Interessenkreises, dem auch das sogenannte Naturdenkmal angehört. Wir beschränken uns hier auf eine Untersuchung der ästhetischen Seite der Denkmalpflege, wo in der Praxis das Widerspruchsvolle ihrer Aufgabe besonders deutlich ist. Denn was ist beispielsweise in der schönen Landschaft noch denkmalmäßig?

Der naive, der durch und durch gesunde Mensch lebt nur in der Gegenwart. Die Vergangenheit gilt ihm nicht mehr, als er sich durch sie bestätigt fühlt. Um die Zukunft bemüht er sich nur, damit sie ihm Dauer verspricht. Einer solchen Weltanschauung sind Vergangenheit und Zukunft immer gegenwärtig, und „Denkmalpflege“ ist ihr nur in dem Sinne möglich, als sie sich dadurch bejaht. Das gegenwärtige Geschlecht Europas ist dagegen wesentlich reflektierend und sentimental. Es lebt in allen Zeiten und Zonen fast lieber als in der seinigen. Hier nun bietet, wie es uns scheint, die Denkmalpflege einen ruhenden Pol, eine Möglichkeit des Ausruhens, des Sammelns, des Wiederfindens. Nur freilich fehlt es der Bewegung noch an Klarheit und Sicherheit. Groß ist der Gegensatz zwischen den Pflegern um der Dinge willen und jenen Übrigen, die in diesen nur den Bildungsstoff der Menschheit sehen und daher mit Willkür an sie herangehen, auch wenn es der Denkmalpflege gilt. Will man hier vermitteln, so wird man sich vorher klar zu machen haben, ob Denkmalpflege eine Äußerung wissenschaftlichen Strebens oder der Geschmacksbildung ist. Der Hauptsache nach, so schien es uns, kann nur von einer

Forderung des Gefühls und ästhetischer Grundsätze die Rede sein, obgleich die Vorstellung eines „Denkmals“ streng genommen ohne geschichtliche Beziehungen nicht möglich ist. Was am Denkmal etwa ausschließlich im wissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen Sinne praktisch sich pflegen ließe, darf immer nur eine bescheidene Ausnahme bilden, sofern es sich nicht, was ja großenteils der Fall ist, mit den Forderungen des Geschmacks deckt. Einstweilen denken allerdings die meisten Denkmalpfleger darüber noch anders.

Betrachten wir die Pflege der Burgen und Ruinen. Was reizt die Menschen daran? Das Zufällig-Malerische im Nacheinander-entstanden-sein, das Alter, der Verfall. Aber die Folge dieses Reizes ist, daß man alles tut, ihn zu zerstören. Oder wie kann man das anders nennen, wenn man herkommt und das Sterben der Ruinen durch künstliche Mittel hemmt und gar die bewohnten oder doch bewohnbaren Teile, statt sie wirklich modern-lebendig zu nützen, um ihrer selbst willen wiederherstellt, wie etwa die Hohkönigsburg? Man rühmt sich dann, das Denkmal in einen seiner würdigen Zustand zurückversetzt zu haben, worin es sich befand, bevor die Zeit und die Teilnahmlosigkeit der Menschen ihr Vernichtungswerk daran begannen. Diese vielberufene, gefühlsleere Teilnahmlosigkeit! War sie wirklich so verwerflich? Jedenfalls war sie unschuldig und insofern auch im Recht. Sie ließ sterben, was zum Sterben reif war, und erhielt es nur so und gerade so für das Leben. Wir aber unterbrechen rücksichtslos, in einer fast spielerischen, sentimentalen Anwandlung diesen Verwesungsprozeß, der uns doch erst so anzog. Statt der ewig lebendigen Verwandlung des Sterbenden — der eigentliche Triumph des Lebens —, nun ein künstlicher Stillstand, ein Scheinleben, um einen gleichgültigen Augenblick dieser wandelbaren Form erstarrt und mumienhaft zu konservieren. Dies gilt auch gerade von den Fällen, wo die Erhalter des Glaubens waren, nichts, gar nichts Willkürliches sich am Bau erlaubt, vielmehr alles unter sorgfältigster Rekonstruktion des Gewesenen aus dem Vorhandenen wiederhergestellt zu haben, — gleichfalls wie bei der erwähnten Hohkönigsburg. So meinen wir: die Wiederherstellung an sich ist kein ausreichender Zweck. Die alte Form mag man durch das noch Vorhandene, durch sorgfältiges Erforschen des Zerstörten, durch Vergleiche und endlich für das nach Anschauung drängende Empfinden durch Wiederherstellung auf dem Papier und durch Modelle sich vergegenwärtigen. Einer solchen, rein wissenschaftlichen Durchsuchung der Ruinen, Burgen, Häuser sei der Spaten und die Hacke erlaubt, die Maurerkelle aber nur ausnahmsweise, grundsätzlich dagegen nicht. Die Ruinen überlasse man getrost auch ferner dem Verfall, noch praktisch ausnutzbare Anlagen aber den Veränderungen, die das Leben von ihnen verlangt.

Daß eine solche Gesinnung nicht in wünschenswertem Maße verbreitet ist, beweist auch die Art, wie Gebirgs- und Verschönerungsvereine die Ruinen ihrer Bezirke zu behandeln pflegen. Aber diese Vereine haben noch weit Bedenklicheres auf dem Gewissen, das ebenfalls in den weiten Kreis der Denkmalpflege gehört. Hier treffen wir auf ein Gebiet, dem sich die Denkmalpflege bewußt zwar erst ganz neuerdings zugewendet hat, das aber tatsächlich schon lange „gepflegt“ worden ist: die Natur im Gegensatze zum Menschenwerk, und insbesondere die Landschaft.

Daß hier von einem „Denkmal“ im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein kann, ist klar. Dagegen läßt sich die Natur als „Denkmal“ recht wohl vereinigen mit unserer Erläuterung der Denkmalpflege als einer Äußerung der Geschmacksbildung. Denn wenn die Denkmalpflege etwa aufdringliche Reklameschilder aus einer naturschönen Gegend entfernt, so dient sie ästhetischen Zwecken. Andererseits ist auch auf diesem Spezialgebiete, gerade von Verschönerungsvereinen, zwar nicht in der deutlichen Absicht, Denkmalpflege zu treiben, aber doch zu dem Zweck, die Natur uns näher zu bringen, gewaltig gesündigt.

Nehmen wir beispielsweise den Harzklub. Die Erschließung der Schönheiten des Harzes ist sein ausgesprochener Zweck. Dabei ist es eigentümlich: die meisten jener Schönheiten, die zum „Erschließen“ lockten, sind eben dadurch geschädigt, daß man glaubte, sie zugänglich machen zu können. Wohin ist die ernste und feierliche Stimmung des Brockens, die Goethe begeisterte zu ihrer Verklärung im Faust? Es gibt jetzt in diesem Gebirge keine der altbekannten und nur noch wenig verstecktere Schönheiten, die nicht durch bequeme Wege auch für den Trägsten zugänglich gemacht worden wären. Niemand will begreifen, daß damit die Eigenart des Gesuchten gestört oder ganz verwandelt worden ist. Und doch ist es so: der Harz war früher ein Gebirge voll ernster Ursprünglichkeit und tiefer Melancholie, in dem die Mühsal jedes Weges das erreichte Ziel ins Feierliche, ja einem Goethe ins Dämonische steigerte. Dieser Harz ist unwiederbringlich dahin. Aber auch sein jetziger Charakter eines Gebirgsparkes zum behaglichen Schlendern und bequemen Naturgenießen hat seine Bedeutung und sein Recht. Die Menge — es sind nicht nur die Wirte, für die der Harzklub arbeitet — verlangt danach, und das Begehren auch dieser Menge muß befriedigt werden. Eines aber ist freilich zu fordern: daß man ehrlich ist und die Veränderung eingesteht, der durch das „Erschließen“ — so lautet der Fachausdruck — jede Natur unterworfen wird. Denn nichts ist empfindlicher als der Charakter einer Landschaft.

Die Empfindlichkeit der Landschaft teilt die Ruine und jedes durchaus sich selbst überlassene Werk der Menschenhand, weil sie aus einem Kulturzweck wieder in die Hände der Natur zurückgefallen sind. Der Charakter der Natur als einer Gesamtheit aber ist uns recht eigentlich das Unbewußtsein, das dumpfe Befangensein in der Gewalt der Elemente, die völlige Unfreiheit gegenüber aller zum Leben drängenden Kraft. Dem steht das Menschenwerk als eine Schöpfung des seiner selbst mächtigen Gefühls und des Bewußtseins völlig fremd gegenüber. Zwei Welten, hervorgegangen wohl aus gleichem Ursprung, aber im Laufe der Jahrtausende immer entschiedener, immer gegensätzlicher sich scheidend. Wie wird das enden? Man ist geneigt, den schließlichen Erfolg auf Seite des Menschen vorauszuahnen, der seinem bewußten Walten langsam aber stetig die Natur unterwirft. So wäre dann freilich auch die Art berechtigt, wie wir uns heute der Naturschönheiten bemächtigen und sie uns zu eigen zu machen suchen, indem wir sie ihrem innersten Wesen nach umgestalten. Dennoch fehlt e i n e s zur Rechtfertigung solchen Tuns: die Ruinenerhalter, die Wegeverbesserer, die Wegweiserfreunde wissen nicht, was sie beginnen. Wüßten sie, daß sie aus dem Überlieferten etwas anderes machten, so wären sie in ihrem Rechte der Natur gegenüber. Aber auch sie wollen ja



Denkmalpflege treiben, unbewußt oder bedacht, wollen gerade das erhalten und erschließen, was doch nur durch unbedingtes Sich-selbst-überlassen-sein seinen Charakter behält. Diese Art von Denkmalpflege beruht auf einem Irrtum, auf einem Mangel an Einsicht und ist daher als Denkmalpflege weder imstande, sich der Natur gegenüber auf den Unterjochungswillen des Menschen zu berufen, noch gar auf eine bewußte Absicht der Schonung des Nicht-Menschlichen in der Natur. Jedes bewußte Eingreifen des Menschen ins natürliche Sein der Dinge, sei es auch zu ihrem angeblichen Nutzen, zerstört zunächst ihr Eigenleben. Das Material eines Kunstwerkes, Marmor etwa oder Erz, geht für uns völlig unter in der Wirkung seiner neuen, von uns ihm willkürlich aufgezwungenen Form. Wo wir aber den Stoff nicht bewältigen, gibt es, auch wenn diese Bewältigung gar nicht in unserer Absicht lag, einen Konflikt, der unser Gefühl beleidigt, das überall nach Einheit sucht, so oder so. Darum wirken alle rein technischen Bauten in der Landschaft verletzend, solange sie neu sind und die Natur durch allmähliches Zersetzen ihrer Oberfläche noch nicht wieder das ihr zunächst Fremde, Tote sich assimiliert und in ihrer Weise zu beleben begonnen hat. Aber vergebens erneuert sie Jahr auf Jahr diese ausgleichende Tätigkeit z. B. an den Promenadewegen, die gegenwärtig auf den Brocken führen. Immer wieder unterbricht der Mensch ihr belebendes Werk durch seinen ihr so unerträglichen Verschönerungseifer. Darum soll er ehrlich genug sein und offen bekennen: Ich bin der Herr der Natur; ich pflege sie nicht schonend, sondern ich unterwerfe sie mir; und wenn ich sie mir näher bringe durch Weg und Steg, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich nicht ihre längst gelobten Schönheiten mir einfach nur zugänglich mache, indem ich sie erschließe, sondern daß ich vielmehr ihr innerstes Wesen nach meinem Sinne modele.

Was ist denn eigentlich Natur? Alles Nicht-Ich! Es existiert nur für den dieses Gegensatzes sich bewußten, den reflektierenden Menschen. Das naive Gefühl kennt ihn nicht. So fühlte sich das griechisch-germanische Altertum mit der Natur in völligem Einklang; es sah nur das Gemeinsame zwischen sich und ihr, dieselben Bande der Unfreiheit, des Lebens und Sterbens, der Lust und des Leids. Es ist daher falsch, dem Griechen das Naturgefühl abzusprechen. Im Gegenteil, er besaß es in weit höherem Maße als wir. So sehr ging er auf in der Natur, daß er sich völlig eins mit ihr fühlte und daher wie das Kind, dem jeder Gegenstand zum Symbol seiner Seele wird, auch die Dinge als seine Schicksalsgenossen sich beseelte und als menschengleich sich zu eigen machte und sich anpaßte.

Nach einem weiten Abwege durch die naturfeindliche christliche Kirche gewinnen wir langsam das Gefühl für unsere Verwandtschaft mit der Natur zurück. Aber doch mit welchem Unterschiede! In den zwei Jahrtausenden seit dem Ende der griechischen Kultur ist der Europäer zu einer Erkenntnis seiner Eigenart gegenüber allem anderen Geschaffenen erwacht, die ihn einstweilen noch recht ratlos hin und her pendeln läßt zwischen resoluter bejahender Anerkennung des Unterscheidenden und der Sehnsucht nach dem Wiederuntertauchen in dem elementaren Zustand aller nicht menschlichen Natur. Er fühlt auch diesen als den Grund seines menschlichen Wesens und gibt sich seiner schrankenlosen Offenbarung in der stummen Natur mit Leidenschaft hin. Er ist ihm noch unterworfen, aber — leider, sagen die meisten —

nicht mehr mit der Unbedingtheit der Hingabe, die ihn in seiner Kindheit zur Griechenzeit beruhigte. Der selbstverständlichen Resignation ist er nicht mehr fähig. Der Gegensatz seines Gefühlslebens zu allem, was ihm die Natur offenbart, ist nicht mehr zu überwinden. Die Idee der Freiheit triumphiert in den Herzen, so unerbittlich auch die Körper, wie jedes andere Naturprodukt, an das eherne Gesetz von Ursache und Wirkung gebunden sind. So scheinen wir Teile, Kinder der Natur und doch ihr wesensfremd? Der Widerspruch ist nur erkenntnistheoretisch zu lösen. Für das Gefühl bleibt er in seiner ganzen Schärfe bestehen. Diese Einsicht, nach Jahrtausenden des jammervollsten Suchens und Irrens gewonnen, läßt uns nun endlich unsere menschliche Eigenart in ihrer ganzen Isoliertheit begreifen. Die Natur emanzipiert sich, sozusagen, in uns von sich selbst. Von keinem Gotte mehr dürfen wir Heil und Unheil erwarten. Unser Geschick ruht in unserer eigenen Hand. Die Menschheit wird leben oder untergehen, je nachdem es ihr gelingt, bewußt und überlegt ihrer Zukunft, ihrem Gedeihen planvoll die Wege zu weisen.

Aus dieser Höhe betrachtet, kann es eine Denkmalpflege gegenüber der Natur und allem wieder aus der menschlichen Nutzung abgeschiedenen, daher zur Natur zurückgekehrten Menschenwerk nur in vollständiger Enthaltung von Eingriffen und in deren Verhütung geben. Folgerichtig wäre zu schließen, daß wiederum auch alles, was noch im Gebrauch und der Verwertung der Menschen steht, ebenfalls der Denkmalpflege im Sinne der Konservierung seiner überlieferten Form entzogen bleiben müßte. Was bliebe dann der Denkmalpflege noch für Stoff? Theoretisch genommen nichts. Denn hinsichtlich der Übergangszustände zwischen künstlicher und natürlicher Form läßt sich wohl praktisch streiten, ob sie zu dieser oder jener Gruppe sich gesellen. An und für sich können sie nur der einen oder anderen angehören. Der Denkmalpflege zugänglich bliebe daher nur alles das, über dessen praktischen Nutzen und künstlerisch formale Bedeutung Zweifel beständen. Sie hätte also unter allen Umständen nur einen bedingten Wert und wäre in ihren Grundsätzen dauernden Wandlungen unterworfen. In der Tat, daß sie zu keinen festen, einige Dauer verbürgenden Normen gelangen kann, hat ihre bisherige Geschichte schon hinreichend gezeigt. Ist sie darum auf diesem ihrem eigensten Gebiete der Übergänge auch verkehrt? In der Absicht, wie sie einstweilen noch ausgeübt wird, vielleicht; in einem anderen Sinne sicherlich nicht. Erhalten in der überlieferten Form kann sie tatsächlich nichts; auch keine Übergangszustände. Aber sie vermag die Aufmerksamkeit zu wecken, die Augen zu schärfen, das Gefühl für die äußere Form unserer Kultur zu verfeinern. Hierin, möchten wir glauben, liegt die eigentliche Rechtfertigung der modernen Denkmalpflegebewegung. Denn das, was durch uns Menschen und für uns Menschen allein erhalten werden kann, weil es ein Teil von uns selber ist, ist die Gesinnung, die das Erbe der Väter in neue Leistungen umzusetzen vermag. Wenn auch noch so viele Monumente vergangener Kunst und Kultur dem Tode verfallen. Es ist nichts verloren, solange die Menschheit sich die Fähigkeit bewahrt, solche Werte neu zu schaffen. Dies aber ist nur möglich im Anschluß an das Alte, in der Erziehung durch das Alte, — aber nicht um nachzuahmen oder zu konservieren, sondern damit wir gleich unseren Vorfahren mit Sicherheit darzustellen lernen, was wir selber sind. Darum, solange die Menschheit imstande

ist, neue Kulturwerte zu schaffen, werden ältere diesen Platz machen dürfen. Das allein Wertvolle der Überlieferung ist der Trieb zum Neuschaffen. Wie der Protoplasmakern stets an der Spitze der Zweige vorwärts drängt, Blatt auf Blatt hinter sich läßt und im Neuschaffen die Fähigkeit der Erinnerung und der Energie sich erhält, um das Absterbende wieder und wieder durch neue Bildungen frisch und im Laufe der Zeiten auch besser zu ersetzen.

Aber scheint es nicht, als betonten wir zu sehr das Moment der Erziehung, wo doch die Denkmalpflege meist nur das teilnahmsvolle Beschauen, ja nur den ästhetischen Genuß unterstützt? Nun, vielleicht sind diese Zwecke gar nicht so verschieden. Das interesselose, völlig im Unbewußten der Empfindung versinkende Genießen hinterläßt nach dem Wiedereinsetzen des Ichgefühls, des Bewußtseins in jedem nach Tätigkeit verlangenden Organismus — und die Menschheit in ihrer Gesamtheit wie in ihren einzelnen Individuen ist ein solcher — den Drang des Neuschaffens. Denn jede überlieferte Form enthält einen Rest ungelöster Aufgaben, von denen jede nachfolgende Generation glaubt, sie erledigen zu können. Zwar täuscht sie sich. Das Ziel der Vollendung ist wohl faßbar, aber es liegt in unendlicher Ferne, wie der Schnittpunkt zweier in der Perspektive gesehenen parallelen Linien. Es ist ein Ideal. Gerade deshalb seine nie versiegende, stets anspornende Kraft.

Betrachten wir daraufhin die Wirklichkeit. Im Jahre 1908 beschäftigte sich der Denkmalpflegetag zu Lübeck mit dem Umbau des braunschweigischen Gewandhauses, dessen Giebelfassade von 1591 eine Glanzleistug deutsch-antiker Rückgriffskunst ist. Den Anstoß gab die drohende Errichtung häßlicher Geschäftshäuser in nächster Nachbarschaft. Der braunschweigische Ausschuß für Denkmalpflege war in größter Verlegenheit, was dagegen zu tun sei. Als Retter in der Not meldete sich die Handelskammer, die ein neues Heim nötig hatte. Sie kaufte die anstoßenden Grundstücke, aber nur nach der Zusicherung, daß ihr auch das Gewandhaus für ihre Zwecke zum Umbau überlassen würde. Das Ergebnis war, daß nicht nur die Nachbarschaft des Gebäudes sich gründlichst veränderte und schon dadurch das Gewandhaus in ein anderes, von seinen Erbauern nicht beabsichtigtes Verhältnis zu seiner Umgebung gesetzt wurde, — nein, auch ein Teil des Äußeren des Gewandhauses selbst mußte sich Veränderungen gefallen lassen, und das Innere verlor durch den Umbau völlig seinen ursprünglichen simplen Speichercharakter. Im Sinne einer radikalen Denkmalpflege war dies im Hinblick auf den alten Zustand des Gewandhauses vermutlich ein noch bedauerlicheres Ergebnis, als es die anfangs drohende nachbarliche Errichtung von privaten Geschäftshäusern gewesen wäre. Auch der Rechtfertigungsbericht des braunschweigischen Ausschusses für Denkmalpflege, der von der endlichen Erfüllung einer alten Verpflichtung sprach, das herrliche Gebäude wieder einem würdigen, seiner Schönheit angemessenen Zwecke zuzuführen, ändert daran nichts. Seine ersten Erbauer haben offenbar viel resoluter gedacht. Die schöne Front war von jeher nur eine Maske, die um ihrer selbst willen da war, mit der aber das Innere des Gebäudes, das von Anfang an nur Verkaufs- und Lagerzwecken zu dienen hatte, in keinerlei organischer Beziehung stand, wie schon die Verschiedenheit der alten Geschoßhöhen innen und außen klärlich dartut. Hier aber ertappen wir gerade den Ausschuß in seiner Besorgnis um die Erhaltung

des Überlieferten auf dem erquickendsten Subjektivismus. Würdiger Zweck! Man war also des Glaubens, daß die bisherige Benutzung des Gebäudes zu Lagerzwecken in einem nicht mehr erträglichen Mißverhältnisse zu seinem schönen Äußeren gestanden habe. Weil wir solche Prachtfassaden nur Gebäuden zu geben wünschen, deren würdige innere Bestimmung dem Äußeren entspricht, war dies beim Gewandhause auch zu hoffen und — Dank sei der Handelskammer! — nun endlich erreicht. Nein; verzichten wir auf allen Selbstbetrug. Ausgegangen von der Absicht einer Erhaltung oder doch wenigstens einer weitgehenden Schonung des Überlieferten, endigte man am Gewandhause so rücksichtslos, wie es nur eine alte, verehrte und angeblich so schonungsbedürftige Vergangenheit am Erbe ihrer Vorzeit selbst getan haben würde. Nur mit einem Unterschiede: wir schämen uns dessen noch, was jene Vergangenheit im Glauben an ihr gutes Recht unbefangen sich eingestanden haben würde.

Ist darum die ganze überaus eifrige Tätigkeit des braunschweigischen Ausschusses für Denkmalpflege unnütz gewesen und das Erreichte verdammenswert? Durchaus nicht. Das Gewandhaus war zuletzt eine halbe Ruine. Zwar diente es noch wie einst als Lagerraum, aber nicht mehr für Gewebe, sondern für Meßbuden. Uns beleidigte dies, und wir hatten recht, dem Hause infolge seiner äußeren Schönheit einen „würdigeren" inneren Zweck zu wünschen. Daß mit diesem Ziele ein Teil des alten Charakters verloren ging, was verschlägt das? Haben wir doch dafür das Gebäude wieder unseren modernen Lebensbedürfnissen vollkommen eingefügt und dadurch zu neuem Dasein erweckt. Wer da meint, daß dies trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeit der Aufgabe doch mit noch mehr Geschmack und Delikatesse hätte geschehen können, dem braucht vom Standpunkte einer Rechtfertigung des Erreichten nicht widersprochen zu werden. Da gerade treffen wir auf den Kern des für uns Wertvollen der ganzen Unternehmung. Wieviel ist durch sie neu gelernt, wieviel Lerneifer neu geweckt! Selbst in einer ästhetisch so wenig ernstlich interessierten Stadt wie Braunschweig beschäftigten sich schließlich alle Schichten der Bevölkerung mit der Angelegenheit, und man kann wohl sagen, daß seitdem die Teilnahme der Braunschweiger für ein schönes Äußere ihrer Wohnstätte überhaupt gewachsen ist.

Man sieht, die Aufgabe der Denkmalpflege ist gegenüber dem Menschenwerk so wenig allein von ästhetischen und formalen Gesichtspunkten aus zu erledigen, wie gegenüber Erscheinungen der sich selbst überlassenen Natur nur durch äußerliches Näherbringen. Ja, man darf behaupten, daß die Denkmalpflege, sie mag es anfangen, wie sie will, niemals die Denkmale selbst zu pflegen vermag, sondern nur die Empfänglichkeit und daher indirekt auch die Schaffenslust ihrer Betrachter. Damit haben wir freilich den Begriff seiner Eigenart, seiner sachlichen Brauchbarkeit ziemlich entkleidet. So allgemein gehalten kann er sich nur noch mit den Gegenständen verbinden, indem diese den unentbehrlichen Stoff abgeben, uns zu bilden. Wollen wir tätig sein im Sinne der Denkmalpflege, so bedarf es praktischer Grundsätze und resoluter Beschäftigung mit den Gegenständen. Wie wir aber diese auch immer behandeln, sei es schonend, anpassend, oder selbst zerstörend, wir werden im Rechte sein, solange wir des Glaubens sind, etwas für

gut Erkanntes damit zu erreichen. Nur die faule, absichtliche Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit sind unter allen Umständen verderblich, denn durch sie geht der Gegenstand zugrunde, ohne irgendeine Wirkung auf uns zu hinterlassen.



Hermann Daur

Wenn die zahlreichen Deutschen, die vom Norden durchs badische Land nach der Schweiz reisen, nicht hinter Freiburg vom Ankunftsfieber erfaßt würden, so daß sie kein Auge mehr für die Natur haben, an der sie der Zug vorüberträgt, so würden sie hier ein Stück Land entdecken, das wenigstens die sinnigen Wanderer unter ihnen zum Verweilen locken müßte. Aber freilich, selbst Basel vermag die südwärts Stürmenden nur für wenige Stunden zu fesseln, und wie gering ist die Zahl jener, die dem schweizerischen Jura einen Besuch abstatten! Die anderen aber, die bereits weiter nördlich im Schwarzwald haltgemacht haben, bleiben auch auf der Höhe und im eigentlichen Waldgebiet und suchen diesen eigentümlichen Winkel, der gerade die Kniekehle des Rheines ausfüllt, nicht auf. Dabei ist es eine Landschaft, die wie kaum eine zweite als urdeutsches — allerdings süddeutsches — Bauernland wirkt. Wer ein Bild davon sieht, kann sich, zumal sobald ein Dörfchen mit darauf steht, die Landschaft gar nicht anderswo denken.

Mir persönlich ist's Heimatland, denn genau wie hier auf badischer Seite, ist die Landschaft drüben im Elsaß, von dieser badischen allerdings geschieden durch die gerade hier ziemlich breit ausladende Rheinebene, so daß die durchs Elsaß fahrenden Reisenden von diesem Sundgauer Land gar keine Vorstellung erhalten.

Seltsam hat es auf mich gewirkt, daß ich beim Durchwandern Toskanas immer und immer wieder an diese oberrheinische Landschaft denken mußte. Dieselbe unendliche Fülle des Durcheinandergeschobenseins von Hügeln und Senkungen; der zuerst verwirrende, nachher aber ein beglückendes Gefühl des Raumes auslösende Reichtum an Schnittlinien; der Wechsel der Farbe zwischen dem mannigfachen Braun der aufgerissenen Äcker, dem saftigen Grün der Wiesen, dem matten Hellgrün der Rebenhänge, dem Weiß der kalkhaltigen Straßen; in der Ferne das Silberband eines in der Sonne sich hinschlängelnden Flusses; überblaute Bergfernen und vor allem hier wie dort jener Eindruck, dem Goethe, als er am frühen Morgen aus der Reisekutsche in das Land bei Florenz sah, mit den Worten Ausdruck gab: „Alles unendlich reich bebaut!" Gewiß ist hier eine ganz andere Art von Reichtum, eine ganz andere Art von Bebauung. Aber das Entscheidende ist dieses Gefühl der Überfülle von Erscheinungen, der unendlichen Mannigfaltigkeit, der Fähigkeit des Bodens, überall zu tragen und hervorzubringen. Das Ganze ist so gesegnet reich, ist ein Land, das so recht als menschliche Behausung wirkt: gesichert gegen die Urgewalten der Natur, frei von den ungeheuerlichen Erscheinungen derselben, angesichts derer der Mensch klein und ohnmächtig bleibt für alle Zeit — alles dazu angetan, Heimstätte zu sein für glückliche Menschen.

Dabei hat dieses Alemannenland — und darin ist es eins mit seinen Bewohnern — gar nichts Weichliches. Es ist frei von aller Sentimentalität. Das macht, daß bei aller hundertfältigen Umengung und Umfriedung, die es bietet, man doch bei jedem Schritte wieder auf die Größe und Weite gelenkt wird. Man braucht kaum auf dem niedrigsten Hügel stehen, so schweift der Blick hinaus in die Rheinebene. Da liegt dieser fruchtbare, mit Dörfern übersäte Garten. „Unendlich reich bebaut!" Die Bäume überall im angebauten Land, das keine unfruchtbare

Stelle kennt; die Flußläufe stark hervorgehoben durch Pappelreihen; überall dunklere Dunstgehänge, die Stätten der Industrie ankünden. Ist der Tag hell und klar, so schweift der Blick unbegrenzt weit in dieses gesegnete Rheintal und glaubt in fernster Ferne noch neue Dörfer und Städte zu erkennen. Eine Welt von blühendster Betriebsamkeit, die man um so stärker empfindet, als man selber an seinem Beobachtungsplätzchen sich so leicht dank den Geländeschiebungen in völliger Einsamkeit befinden kann. Ist aber die Luft trübe, hängt Dunst über dem Rheinlande, so gewinnt das Ganze Größe und Feierlichkeit. Um so stärker, wenn, wie es zumeist der Fall ist, dann die Bergzüge in der Ferne aus dem Dunkel herausragen.

Diese Bergzüge! Steht man auf den Hügelreihen, so hat man das Gefühl, daß sich im Rücken eine stets wachsende Bergwelt aufbaut. Und dann schweift der Blick südwärts zu den langen, gleichmäßigen Höhenzügen des Jura, gen Westen nach der blauen, oft violetten Vogesenwand. Ist man drunten in der Ebene, so schiebt sich der Schwarzwald ostwärts noch dazu. Am schönsten aber ist es, wenn man — und schier bei jedem Dörflein gibt es einen solchen Punkt — hinter der vorgelagerten dunklen Jurakette die mannigfaltigen zackigen Gipfel der Alpen, leuchtend und hell, als ständen sie silbern im Horizont, hochstreben sieht.

Keine andere deutsche Landschaft scheint mir die Zwiefältigkeit des deutschen Wesens so stark auszudrücken, die Jean Paul als das Sich-völlig-einbauen in die Enge und das Schweifen in die unendliche Weite, das wohlige Sich-einnisten ins Irdische und das kühne Fliegen zu entferntesten Höhen kennzeichnete. Und wenn irgendwo, so muß hier die Natur jenes glückliche Ineinander-aufgehen dieser beiden Arten begünstigen, das ein erstrebenswerteres Ziel scheint, als es jenes Abwechseln mit beiden Richtungen ist, das Jean Paul als die beste Möglichkeit zum Glücke erschien. Vielleicht kommt es daher, daß dieser Alemannenwinkel so manchen Humoristen hervorgebracht hat. Humoristen der vollen Freude und nicht des durch Leiden erkämpften Friedens. Joh. Peter Hebel konnte nirgendwo anders wachsen, als hier.

Diese L a n d s c h a f t hat jetzt auch i h r e n M a l e r gefunden. Nein, ich meine nicht Hans Thoma, der ja auch aus diesem Weltwinkel stammt. Hans Thoma, der als alter Mann etwa in seinem Bilde vom Lauterbrunnental die Fähigkeit des Zusammenzwingens eines mannigfaltigen Landschaftsbildes bewiesen hat, hat aus seiner eigentlichen Heimat mehr die engeren Naturausschnitte aufgenommen. Etwa einen Taleinschnitt, der in höheres Gelände eingebettet ist; die reiche Gestaltung, die solch einfaches Fleckchen Erde durch einen kleinen Tannenwaldzipfel erfährt, der sich einen Wiesenhang hinunterstreckt; oder dann auch unten am Oberrhein die einzigartige Farbigkeit des von Grün umsäumten grünen Flusses. Der Poet Thoma hat allerdings für seine Phantasielandschaften die Elemente dieser Gegend vielfach verwertet. Aber naturgemäß hat er dann nicht um die Form, um den Stil dieser Landschaft gerungen. Das zu tun vermochte nur einer, dem diese Ausschöpfung der Formenwelt, ja man müßte wohl sagen des F o r m e n p r i n z i p s dieser seiner Heimat zum Lebensinhalte wurde. Dieser Heimatkünstler im vollsten und tiefsten Sinne des Wortes ist für das badische Alemannenland H e r m a n n D a u r. Er ist ein Schüler Hans Thomas und offenbar vom Altmeister hoch geschätzt, denn sonst hätte der nicht seinen Namen mit dem des Jüngeren gemeinsam auf das Titelblatt eines illustrierten Hebel gesetzt.

Das Wenige von der Lebensgeschichte Daurs, das mir bekannt ist, sei hier vorausgeschickt. Hermann Daur ist am 21. Februar 1870 zu Stetten bei Lörrach im Tal der von Hebel besungenen Wiese geboren. Die künstlerische Begabung trat so früh hervor, daß er bald das Gymnasium verließ und auf die Kunstgewerbeschulen in Basel und danach in Karlsruhe kam. Danach wurde er Lehrer für Zeichnen an der bekannten Schnitzereischule im Schwarzwaldstädtchen Furtwangen. Bald aber ließ ihn der Künstlerdrang nicht mehr in dieser Stellung, und er trat in die Karlsruher Akademie ein. Auch in Dachau hat er längere Zeit geweilt, als Schüler Hoelzels. Den r e c h t e n Meister aber fand er in Hans Thoma. Es ist echter Lehrer Art, daß sie auf wirklich begabte Schüler so einwirken, daß diese nicht der Nachahmung ihres Vorbildes verfallen,

sondern das Tiefste ihrer eigenen Art entdecken. In diesem Verhältnis Thoma-Daur ist es besonders schön zu beobachten, wie trotz der inneren Verwandtschaft der charakteristische Persönlichkeitsunterschied immer stärker zum Ausdruck kommt.

Seit einigen Jahren wohnt der Künstler in dem ganz kleinen, abseits gelegenen Örtchen Ötlingen, in hingebungsvollem Eifer an der Vertiefung seiner Kunst arbeitend. Aus der Lebensgeschichte sind noch besonders hervorzuheben: ein wiederholter Aufenthalt in der norddeutschen Tiefebene und ein anderer in den Engadiner Alpen.

Es ist für den dem die künstlerische Persönlichkeit der wertvollere Besitz ist, rührend schön zu sehen, wie das Studium dieser so entgegengesetzten Landschaftswelten, das dem Künstler außerordentlich charakteristische Bilder aus beiden brachte, letzterdings für ihn doch hauptsächlich für die Erkenntnis der eigenen Heimatlandschaft wertvoll geworden ist. Und zwar dadurch, daß in diesen beiden Landschaften einseitig in bedeutender Verschärfung zwei charakteristische formale Offenbarungen zu finden waren, deren Verbindung und harmonische Ausgleichung vom Künstler schon zuvor als das Stilprinzip der alemannischen Landschaft gefühlt worden war. Natürlich ist durch dieses Studium der Fremde das Gefühl zur bewußten Erkenntnis gereift, und erst durch die Erkenntnis ist die Möglichkeit der starken Stilbildung gegeben.

Wir lenken unseren Blick darum auch zuerst auf die in der Fremde entstandenen Bilder. Für die Engadiner Alpen muß ich allerdings auf das Oktoberheft verweisen, worin das Bild „In der Einsamkeit“ stand. Die unvergleichliche Klarheit der rhätischen Hochalpennatur ließ den Künstler hier das bedeutsame Herauswachsen gewaltigster Massen hinter einer vorwiegend durch Farbe und Gestalt weicheren Form in ihrem Wesen erkennen. Dieses Wesentliche beruht darin, daß entgegen der perspektivischen Tatsache, bei der das an sich Kleinere durch die Nähe hervorsticht, während das Fernliegende entschwebt, hier das geistige Erlebnis entscheidend wirkt. Wer hätte bei Photographien, zumal bei eigenen Aufnahmen, noch nicht folgende Erfahrung gemacht, die einem gerade in den Alpen besonders häufig zustößt: Man stand auf einer Vorhöhe, durch eine Vertiefung getrennt von einer ungeheuren Bergmasse. Das Erlebnis wirkt am stärksten, wenn man noch nicht den Gipfel dieser Vorhöhe erklommen hat, sondern über die Kuppe hinweg das dahinter aufsteigende Gebirgsmassiv erblickt. Der Gegensatz in der Farbe, etwa des Wiesenlandes gegen die Gesteinsmasse dahinter, verschärft noch die Empfindung des Wanderers für die ungeheure Größe der Welt dort hinten. In glücklicher Erwartung birgt er in seiner Kamera die Aufnahme und erlebt zu Hause die schwere Enttäuschung, daß jene Gebirgsmasse, die auf ihn in der Wirklichkeit einen so starken Eindruck gemacht hat, als ein Nichts wirkt, das nur gerade über den sich riesig ausbreitenden Vordergrund hinüberschimmert. Aber das Wesentliche dieses Naturerlebnisses liegt gerade in dem unbedingt sicheren Gefühl von der Größe des Zurückliegenden, des Fernen. Ich betonte oben, welch bedeutsame Erscheinung der alemannischen Landschaft die fernen Höhenzüge sind. Natürlich ist der Eindruck von deren Größe lediglich ein geistiges Fühlen. Auf der Netzhaut unseres Auges spiegelt sich jene Ferne als ein verschwindendes Nichts.

Die norddeutsche Tiefebene brachte unserem Künstler das für alles starke Raumempfinden grundlegende Sehen der Senkrechten und Wagerechten und damit das Erlebnis der Silhouette gegen den freien Horizont. Man sehe die „Milchträgerin“ in unserem Hefte und gleich danach auch die „Mühle in der Heide“. Von der Milchträgerin führt uns der Weg zum mähenden Bauer in der „Ernte“; von der „Mühle in der Heide“ zum „Dorf Rötteln“ und auch zu „Ötlingen“. — „Zwischen Bäumen“ und „Vor den Bergen“ sind Erlebnisse, die auf der Linie zum Engadiner Bild stehen.

Man mißverstehe mich nicht. Ich will keineswegs sagen, daß diese letztgenannten Bilder aus der alemannischen Landschaft erst durch das Erlebnis an der Nordsee und im Alpengebiet möglich geworden wären. Das würde sich vielleicht rein durch die Jahreszahl ihres Entstehens

widerlegen lassen. Allerdings glaube ich, daß die beiden Dorfbilder, wie das „Zwischen den Bäumen", wohl nach dem Engadiner Aufenthalte liegen. Ich will nur darauf verweisen, wie Hermann Daur die Form der alemannischen Landschaft in überzeugendster Weise auf diese beiden Grundzüge vereinfacht, und darin liegt eben die Vertiefung ihres Stils.

„Dorf Rötteln" ist ganz die Enge. Dieser Hügel, auf den sich das Dörfchen hinaufgeschoben hat, ist die ganze Welt. Und es ist eine Welt. Welch geschlossene Einheit ist solch ein kleines Bauernnestchen! Es wirkt, als sei es aus dem Boden ebensogut herausgewachsen wie die Bäume davor.

„Zwischen Bäumen" gibt dann das Träumen nach der Ferne. Hier die Höhe, und weit, weit drüben die Höhe. Die Welt dazwischen ist für den Menschen droben zwischen den Bäumen versunken, als wäre das blühende Land zu seinen Füßen unfruchtbares Meer und der Beschauer auf einer Insel oder am Strande hielte Ausschau auf ein Eiland ganz in der Ferne, das ihn lockt.

„Ötlingen" bringt die Verschmelzung. Nähe und Weite, sicheres Geborgensein und fliegendes Schweifen. Greifbarste, engste Wirklichkeit und phantastische Traumweite. Ich möchte sagen: Vaterhaus und große Heimat sind zur Einheit geworden.

„Vor den Bergen" geht ganz auf in der Behandlung der eigenartigen Bodengestalt. Dieses seltsame Herauswachsen der Gebirgswelt aus der Ebene, von der leichten Anhöhe über Hügel zu Bergen und ragenden Gipfeln. Und das Seltsame, daß man immer die Täler fühlt, die dazwischen liegen müssen, daß man darum auch Menschen fühlt und menschliche Behausung, obwohl man davon nichts sieht. Darin liegt der eigenartige Zauber des Geborgenseins, den das Mittelgebirge mit fruchtbarem Vorgelände ausübt im Gegensatz zur Alpenwelt, die uns einsam und verlassen macht.

Abseits von allen diesen Bildern, in denen Hermann Daur die Fülle der Einzelheiten zurückdrängt, um die große Charakteristik des Ganzen in starker Vereinfachung herauszuarbeiten, steht das Bild „Mein Heimattal", das wir farbig wiedergeben. Heimat ist nicht ein einmaliges Sehen, ist nicht ein noch so scharfes Erkannthaben der charakteristischen Erscheinung, — Heimat ist die Gesamtheit alles dessen, was eine Landschaft bietet. Das ist das ganz einzigartige Bewußtsein, das wir von der Heimat in uns tragen, und das so ganz anders ist, als die stärksten Natureindrücke, die wir in den schönsten Landschaften der Welt gewonnen haben, daß in ihr uns nichts unwichtig ist. Jeder Baum, jedes Haus, jeder Weg, jeder Steg — sie sind mit unserem Leben verknüpft, sie stehen vor uns, wenn wir an die Heimat denken. Aus diesem Geiste heraus hat der Künstler das Bild seines Heimattales geschaffen. Nichts sollte darin fehlen von der Fülle, die es birgt.

Hermann Daurs Kunst ist auch in ihren äußeren Mitteln einfach, wie ihr Geist Vereinfachung ist. Die Farbe ist nicht Selbstzweck, sondern Ausdrucksmittel. An Techniken denkt man dabei nicht. Schumann sagte einmal: „Ich mache es eben" und fügte innerlich hinzu: „wie ich muß, um das mitzuteilen, was ich zu sagen habe. Ich mache aber nichts, um etwas zu machen." Solche Bilder pflegen unserer heutigen Kunstkritik nicht besonders „interessant" zu sein. So darf man sich denn auch nicht wundern, wenn Hermann Daurs Schaffen sich im stillen vollzieht. Er hätte auch nicht die Einsamkeit eines kleinen Bauerndörfchens aufgesucht, wenn ihm am öffentlichen Gerede viel gelegen wäre. Seine Bilder sind wenig auf Ausstellungen zu sehen und gehen meistens rasch in den Besitz von Leuten, die mit ihnen sich ein Stück ihrer Heimat in die Stube bannen wollen. So ist dem Künstler schon jetzt das Los zuteil geworden, das viel kostbarer ist als Ruhm: geliebt zu sein.

Karl Storck





Zwei musikalische Zeitfragen im preußischen Abgeordnetenhause

Von Dr. Karl Storck

Es ist auffällig und bezeichnend, wie selten musikalische Kulturfragen bei uns die weitere Öffentlichkeit beschäftigen. Die Presse, die winters über ganze Seiten mit den Anzeigen von Konzerten füllt, die im rein redaktionellen Teile immer Platz hat, um von den mehr oder weniger fragwürdigen Abenteuern irgendeines Tenorhelden zu berichten, die die Launen der Primadonnen schildert und auch über die überflüssigsten Konzerte berichtet, sofern sie vorher im Anzeigenteil gegen Bezahlung angekündigt worden sind, — diese selbe Presse hat keinen Raum und keinerlei Verständnis für tiefer dringende Probleme unseres musikalischen Lebens. Danach darf man sich nicht wundern, wenn auch das breite Publikum keine Ahnung davon hat, daß auch die Musik schwere Zeitfragen kennt, die mit dem musikalischen Tempo gar nichts zu tun haben. Nur so ist es möglich geworden, daß sich Verhältnisse herausbilden konnten, die unsere ganze musikalische Kultur gefährden, ohne daß sie auch nur recht beachtet werden.

Freilich haben die meisten Menschen ja gar keine Ahnung, was es gerade für uns Deutsche bedeuten würde, wenn unsere musikalische Kultur in starkem Maße verarmte oder verhängnisvoll geschwächt würde. Wenn es sowieso schon sehr schwierig ist, Kulturwerte abzumessen und nach greifbaren Maßstäben festzulegen, so ist das bei der Musik geradezu unmöglich. Die Pflege der Literatur berührt sich mit Wissensfragen, spiegelt sich sogar in ganz beträchtlichem Maße in den Schulverhältnissen wieder. Auch die Teilnahme an der bildenden Kunst läßt sich einigermaßen in berechenbare Werte umsetzen, durch die Aufstellung der Bestände in Museen und öffentlichen Sammlungen, in der Art ihres Besuches, der Verbreitung guter Reproduktionen und dergleichen mehr.

Unendlich schwieriger ist es mit der Musik. Gerade die einzigartige Stellung,

der unvergleichliche Wert, den die Musik als Kulturkraft hat, erschwert eine solche Berechnung: nämlich die Tatsache, daß die Musik als Kunst nicht nur verbraucht, sondern ausgeübt werden kann bis in die engsten und kleinsten Verhältnisse hinein. Nur in der Musik hat die Reproduktion gleichzeitig produktive Werte. Nur hier wird jeder Spieler und Sänger eines von einem Künstler geschaffenen Liedes oder Musikstückes selber wieder Erzeuger von Kunst, während durch die noch so hingebungsvolle Betrachtung von Bildwerken, durch das noch so eifrige Lesen von Dichtungen keine weiteren Kunstwerte entstehen. Die Reproduktion ist in der Musik eben etwas ganz anderes als auf allen anderen künstlerischen Gebieten, ist eine jedesmalige Neuschöpfung. Man kann schon aus dieser Tatsache ermessen, daß, wenn überhaupt der Glaube an die erzieherische Kraft der Kunst keine leere Phrase ist, die rein künstlerische erzieherische Kraft der Musik viel stärker sein muß als die der anderen Künste. Ich betone: die rein künstlerische. Denn die Musik ist natürlich nicht imstande, etwa wie die Literatur unser Wissen zu bereichern, unser Denkvermögen zu schärfen, unseren Geist mit Weltanschauungsproblemen, mit scharfsinniger Weltbeobachtung zu bereichern. Die Musik ist eben in viel reinerem Maße Kunst und nur Kunst. Sie steht hier in ähnlichem Verhältnisse zu den anderen Künsten, wie die Religion zum anderen Wissen, und darum teilt die Musik mit der Religion die Unabhängigkeit von der sogenannten geistigen Vorbildung, die Fähigkeit, auch vom einfachsten Gemüte erfaßt und gepflegt zu werden.

Bei keinem anderen Kulturvolke hat die Musik die außerordentliche kulturelle Bedeutung wie beim Deutschen. Das liegt zum guten Teil an der Veranlagung des deutschen Wesens mit seiner starken Innerlichkeit, der hohen Pflege alles Seelischen, der Schwäche auch für die sinnliche Anschauung der Welt; andererseits hat der geschichtliche Entwicklungsgang des deutschen Volkes wesentlich dazu beigetragen, diese Anlage zu vertiefen.

Ich betone diese an dieser Stelle ja schon eingehender dargelegten Tatsachen, um die Empfindung dafür zu wecken, wie wichtig unter solchen Verhältnissen für uns Deutsche die Frage einer musikalischen Kultur ist. Wie ist es möglich, daß unter diesen Umständen eine solche Gleichgültigkeit gegen musikalische Zeitfragen in weiten Kreisen herrscht? Wenn irgendwo, so kann man hier sagen: Diese Gleichgültigkeit beruht nur auf Unwissenheit. Daß unser Volk der Musik nicht gleichgültig gegenübersteht, beweist es durch die außerordentlichen Geldopfer, die es für musikalische Bildung aufbringt. Es fehlt auch an einer nur annähernden Berechnung der Summen, die in Deutschland alljährlich für den Musikunterricht der Jugend freiwillig aufgebracht werden. Aber unzweifelhaft geht diese Summe in die hohen Millionen. Dieser Musikunterricht ist in den besseren Kreisen etwas Gewohnheitsmäßiges geworden, wobei man gar nicht erst genau nachprüft, ob die Kinder wirklich eine besondere musikalische Begabung haben, die für das Erlernen eines Instrumentes auch wirklich ausreicht. Ebenso gewohnheitsmäßig ist auf der anderen Seite eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Ergebnis dieser beträchtlichen Bemühungen und großen Opfer. Leichten Herzens wird der Musikunterricht, den man jahrelang hat erteilen lassen, in späteren Jahren plötzlich ausgesetzt;

oft gerade dann, wenn der Schüler es zu einer solchen Stufe der technischen Fertigkeit gebracht hat, daß er nun in die Hallen der eigentlichen Kunst eintreten könnte. Wie wenig hält man sich darüber auf, wenn die Frauen bald nach ihrer Verheiratung, zumal wenn erst Kinder da sind, unter dem nichtigen und lächerlichen Vorwande, daß es an Zeit fehle, das Musizieren aufgeben, an das sie doch in ihren Kinder- und Mädchenjahren eine Fülle von Zeit und eine Masse Geld gewendet haben. Nichtig und lächerlich ist der Vorwand des Zeitmangels für jeden, der zusieht, wofür dieselben Frauen Zeit in Hülle und Fülle aufbringen. Tief schmerzlich, ja geradezu niederschmetternd ist dieser Vorwand, wenn man bedenkt, daß die Frauen mit dieser Kunstübung vielleicht das wirksamste Mittel der Verschönerung ihres Hauses, der Erhöhung des Alltagsdaseins aus den Händen geben. Das ist doch überhaupt nur möglich, weil die vorangehende Kunstübung unernst und ohne wirkliche innere Anteilnahme gewesen ist. Ebenso ahnungslos sieht man oder übersieht man auch die vielen anderen Anzeichen einer musikalischen Verarmung. Man beachtet nicht, wie in gebildeten Männerkreisen die Zahl wirklich fähiger Musikliebhaber im Schwinden begriffen ist; wie es kaum mehr möglich ist, aus gebildeten Nicht-Fachmusikern etwa eine Vereinigung für Kammermusik zusammenzubringen, von Liebhaberorchesterverbänden ganz zu schweigen. Man erkennt nicht, wie unsagbar traurig die Tatsache ist, daß es selbst in großen Städten nur schwer möglich ist, für die wirklich ernste Kunst betreibenden gemischten Chorverbände die nötigen Männerstimmen zusammenzubringen. Die Männerchöre leiden ja unter diesem Mitgliedermangel nicht, aber doch nur deshalb nicht, weil hier unter dem Vorwand, oder wenn wir recht höflich sein wollen, im Geleit der Gesangspflege eine ausgiebige Gesellschaftsmacherei betrieben wird. Man gewahrt nicht die außerordentliche Einseitigkeit, der unser ganzer Musikbetrieb verfallen ist, so daß heute nur noch ganz wenige Instrumente von Liebhabern gespielt werden, eigentlich nur noch Klavier und in viel schwächerem Maße bereits Geige, dann allenfalls noch etwas Cello.

Daß alle diese Symptome des Niedergangs unserer Musikkultur übersehen werden, liegt daran, daß der Öffentlichkeit sich einige Erscheinungen aufdrängen, die dem oberflächlichen Blick als Anzeichen strotzender Gesundheit erscheinen können. Das ist einmal die ungeheure Zahl der öffentlichen Konzerte, der gegenüber auch die leidenschaftlichsten Musiker längst die Klage des „Zuviel Musik" erheben. Dann die tatsächlich hochgesteigerte Leistungsfähigkeit unserer Orchesterverbände, die stets wachsende Zahl der Aufführung von Opern und großen Chorwerken, die große Zahl der Musikfeste und noch anderes mehr. Man übersieht dabei zu leicht, daß auch diese zum Teil glänzenden Leistungen entweder durch schwere Verluste auf anderer Seite erkauft sind, oder ihre üblen Kehrseiten haben. Zu jenen gehört die Entblößung des flachen Landes von Musik, zu diesen das unkünstlerische Überangebot und die Industrialisierung des ganzen Betriebes.

Doch es kommt mir in diesem Zusammenhange nicht darauf an, auf diese Schäden unseres heutigen Musiklebens hinzuweisen. Darüber, daß sie vorhanden sind, sind sich alle Kulturpolitiker unseres Musiklebens einig. Ihre Sorge geht dahin, Mittel zu finden, w i e dem unstreitig vorhandenen Verfall unserer Musikkultur entgegenzuarbeiten ist.

Die Vorbedingung zur Heilung eines Übels ist die Erkenntnis seiner Ursache. Als schwerwiegendster Grund der Minderwertigkeit der ungeheuren Dilettantenmasse, die eigentlich das stehende Heer im Dienste der Musikkultur sein müßte, jetzt aber geradezu musikfeindlich wirkt, ist der schlechte Musikunterricht zu erkennen. Wenn, wie es unleugbare Tatsache ist, weitaus der größte Teil aller jener, die Musikunterricht erhalten, der Musik gegenüber völlig versagen; wenn sie weder technisches noch geistiges Können in der Musik besitzen; wenn sie darüber hinaus sogar einer üblen Geschmacksverbildung verfallen; wenn sie weder als Ausüber noch als Genießer guter Musik in Betracht kommen — so kann das nur darauf beruhen, daß sie falsch vorgebildet worden sind. Das Ergebnis könnte kein so klägliches sein, wie es ist, wenn die aufgebrachte Mühe in richtiger Weise angewendet würde, wenn die aufgewendeten Kosten an die richtige Stelle gelenkt würden.

Wenn man sich an das Sprichwort hält, daß man an den Früchten diejenigen erkennen kann, die sie heranreifen lassen, so muß es bei dem üblen Stand der Ernte um die Gärtner und Züchter unseres Musiklebens sehr schlecht bestellt sein. Von allen Sachkennern wird auch nicht geleugnet, daß vielleicht auf keinem Gebiete das elendeste Pfuschertum sich in so frecher Weise breitmacht wie hier, und daß nirgendwo die Pflege einer Empfinden und Fühlen systematisch vernichtenden Schundliteratur so geradezu systematisch, und zwar ausgerechnet von den Erziehern betrieben wird, wie beim Musikunterricht. Alle, denen es Ernst ist um die Pflege der Kunst wie um das Wohl unseres Volkes, müssen sich deshalb die Frage vorlegen, wie diesem Übelstande zu begegnen ist. Man glaubt aber nicht, wie schwer der Kampf hier ist. Die Unwissenheit von den üblen Zuständen und darum die Gleichgültigkeit gegen sie, ist der schlimmste Feind. Aber es kommt auch noch anderes hinzu. Die Besserungsbestrebungen wirken für den ersten Blick vielfach als rein persönliche Angelegenheit. Die Presse weist diese „privaten" Unternehmungen um so eher ab, als sie vielfach selber interessiert ist. Da ist man gezwungen, gegen die Konservatorien, die zum Teil sehr gute Inserenten sind, vorzugehen. An diesen Konservatorien sind ferner vielfach die Musikkritiker der Zeitungen als Lehrer tätig und lassen natürlich nun nichts durchgehen, was gegen ihren Brotgeber gerichtet ist, usw.

Um so wertvoller ist es, daß jetzt endlich einmal auch im preußischen Abgeordnetenhause diese Frage angeschnitten worden ist, denn wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß von jetzt ab diese üblen Zustände so lange an dieser Stelle zur Sprache gebracht werden, bis die Behörden sich wenigstens in eine Prüfung der geschilderten Zustände einlassen.

In der Sitzung vom 15. März hat der freikonservative Abgeordnete Wagner (Breslau) bei der Beratung des Kultusetats, Abteilung Kunst und Wissenschaft, zu dieser Frage das Wort ergriffen. Ich gebe die Rede um so lieber hier ausführlicher wieder, als sie in der Tagespresse durchweg mit sechs bis acht Zeilen abgetan worden ist.

„... Die Musiklehrer haben schon seit Jahren einen Befähigungsnachweis für die Musiklehrer und die Beaufsichtigung ihrer Tätigkeit durch die Königliche Staatsregierung gefordert.



Es mag ja manchen wunderlich anmuten, daß man nach Staatsaufsicht ruft; aber die Interessenten, die Musiklehrer selbst, wissen sehr wohl, wie sie dazu kommen, daß der Staat sich des Nachweises der Befähigung zum Musikunterricht der Jugend annehmen und bestimmte Grundsätze dafür aufstellen möge, nach welchen eine Staatsprüfung der Musiklehrer erfolgen könnte. ... Meine Herren, eines neuen Gesetzes bedarf es dazu kaum. Denn wir haben in der noch jetzt gültigen Kabinettsorder vom 10. Juni 1834, betreffend die Aufsicht des Staates über Privatanstalten und Privatpersonen, die sich mit dem Unterricht und der Erziehung der Jugend beschäftigen, eine Handhabe, die es uns ermöglicht, die Lösung dieser Frage in die Hand zu nehmen. Diese Kabinettsorder wurde ergänzt durch die Ministerialinstruktion vom 31. Dezember 1839, und man darf annehmen, daß diese auch auf die Erteilung von Privatunterricht in Musik durchaus anwendbar ist. Der § 14 dieser Instruktion unterscheidet erstens Personen, die gewerbsmäßig in solchen Lehrgegenständen, die zum Kreise der öffentlichen Schulen gehören, Privatunterricht in Familien oder Privatanstalten erteilen, und zweitens Personen, die gewerbsmäßig in Fächern, die nicht in öffentlichen Schulen gelehrt werden, Privatunterricht erteilen. Im letzteren Falle genügt der Nachweis der sittlichen Tüchtigkeit, während bei den ersterwähnten Personen ein Zeugnis über ihre wissenschaftliche Befähigung und ein Ausweis über ihre sittliche Tüchtigkeit verlangt wird. Die Ortsschulbehörden sind befugt, die Aufsicht über diese Personen zu führen. Ausgenommen sind die an öffentlichen Schulen beschäftigten Sprach-, Musik- und Zeichenlehrer, welche befugt sind, Privatunterricht zu erteilen, und welche nur eine Anzeige an die Ortsschulbehörde zu machen haben.

Nun, meine Herren, es ist versucht worden, das Kultusministerium durch verschiedene Eingaben, die seit einer langen Reihe von Jahren gemacht worden sind, dafür zu interessieren, die Lösung dieser Frage des Befähigungsnachweises ernstlich in die Hand zu nehmen. Vor fünfundzwanzig Jahren hat der bekannte Musikpädagoge Professor Emil Breslaur bereits eine Petition wegen der Staatsprüfung der Musiklehrer an das Kultusministerium veranlaßt, der mehrere gefolgt sind. Die Königliche Staatsregierung hat aber eine bestimmte Stellung dazu nicht eingenommen und es mehr den höheren Verwaltungsbehörden überlassen, selbst nach Maßgabe der angezogenen Kabinettsorder einzugreifen. Es sind namentlich die Regierungen von Merseburg und Düsseldorf, die sich dieser anscheinend ganz vergessenen Bestimmung erinnert und von den Inhabern von Musikkonservatorien Erlaubnisscheine verlangt haben.

Nun besteht seit 1901 ein musikpädagogischer Verband, der für die Besserung der Lage der Musiklehrer erheblich viel geleistet hat und der, von der Notwendigkeit getragen, einen unlauteren Wettbewerb — möchte ich sagen — und die Beschäftigung von tatsächlich äußerst minderwertigen Lehrkräften im Musikfach zu unterbinden, sich entschlossen hat, seinerseits Prüfungen einzurichten und Diplome zu erteilen, die dahin wirken sollen, daß nur diejenigen Musiklehrer, die vor dem musikpädagogischen Verband durch Prüfung sich als befähigt ausgewiesen haben, von dem Publikum in Anspruch genommen werden. Aber es ist ja natürlich zuzugestehen, meine Herren, daß derartige, ich möchte sagen, private Prüfungen doch nicht das Ansehen haben können, wie es der Fall sein würde, wenn unter Aufsicht und mit der Autorität einer Staatsbehörde dergleichen Prüfungen vorgenommen würden. Sie würden auch dem Publikum gegenüber natürlich ein viel größeres Gewicht besitzen, und es kann nur gewünscht werden, daß das Ministerium sich entschließen möchte, doch den Wünschen der Musiklehrer, die in dem musikpädagogischen Verband vereinigt sind, weiter nachzugehen und diese Frage ernstlich in Angriff zu nehmen.

Meine Herren, ich will darauf aufmerksam machen, daß in dem Ehrenpräsidium des musikpädagogischen Verbandes sich Herren befinden wie Professor Gernsheim, Professor Humperdinck, Professor Marteau von der Königlichen Hochschule für Musik und andere hervorragende Persönlichkeiten, die Ihnen wohl die Gewähr dafür geben werden, daß die besten Leute, die wir bei uns haben, sich der Sache mit Ernst anzunehmen gewillt sind. ...

Meine Herren, daß ich nicht zuviel sage, wenn ich davon spreche, daß viele Konservatorien zum Teil den Charakter von Warenhäusern mit Filialbetrieb angenommen haben, dafür will ich Ihnen nur ein Beispiel hier aus Berlin anführen, und ich bitte, das nicht etwa als Reklame für dieses Institut, dem ich durchaus feindlich gegenüberstehe, einsehen zu wollen. Es handelt sich hier um das ‚Mozartkonservatorium' — es hat sich ja einen sehr schönen Namen bei gelegt —, das außer der Hauptanstalt noch zehn Filialen in Berlin und eine in Leipzig besitzt. Meine Herren, das ist wirklich ein musikalischer Großbetrieb, der ja an sich sehr schön wäre, wenn er in Formen geführt würde, die den Schülern wirklich nützlich und förderlich wären. Abgesehen davon nun, daß in solchem musikalischen Fabrikbetriebe der Unterricht unmöglich sachverständig und gut sein kann, kommt noch hinzu, daß die dort beschäftigten Lehrkräfte meist ebenso minderwertig wie der Unterricht sind, ebenso minderwertig wie das, was von solchem Institut geleistet werden kann, so daß da geradezu ein musikalisches Schwitzsystem, ein sweating-system in schönster Form durchgeführt ist. Mir haben Verträge vorgelegen, nach denen ganz jungen Leuten, die man eigentlich noch als Lehrlinge zu bezeichnen hat, die aber selbst schon als Lehrer dienen sollen, ein Grundgehalt von 30 ℳ pro Monat konzediert war und eine gewisse Mehreinnahme je nach der Stundenzahl, wobei sie an den Wochentagen täglich unter Umständen acht Stunden zu geben sich verpflichten müssen. Eine Rechnung ergibt, daß z. B. an diesem von mir angezogenen Konservatorium an 36 Lehrpersonen monatlich 1700 ℳ festes Gehalt bezahlt werden, und da über 900 Schüler unterrichtet werden müssen, so ergibt eine Rechnung, daß jede Lehrperson für die Stunde günstigstenfalls etwa 47 ₰ Honorar empfängt. Das ist für einen wirklich gediegenen künstlerischen Unterricht doch ein absolut unzureichendes Honorar. Ja, meine Herren, das liegt an dem Massenbetrieb, der jedenfalls auf keine Weise gefördert werden sollte. Es wird ja natürlich alles, was in der Musik möglich ist, und noch einiges gelehrt, sämtliche Instrumente, Theorie und Kompositionslehre, was Sie haben wollen, und wenn man der Sache näher nachgeht, glaube ich, daß die Eltern nicht besonders gut beraten sind, die für die allerdings sehr niedrigen Honorare glauben ihren Kindern wirksamen, künstlerisch förderlichen Musikunterricht dort erteilen lassen zu können. Meine Herren, dem muß durchaus entgegengewirkt werden, damit sich nicht ein noch größeres Musikerproletariat ausbildet, als es schon der Fall ist. . . ."

Es liegt wohl im Zuge unserer Zeit, daß auf allen Gebieten vor allem jene Verhältnisse Beachtung finden, die das Soziale betreffen. Und zwar das Materiell-Soziale. Diese Erfahrung machen wir, die wir auf diesem Gebiete der musikalischen Erziehung kämpfen, jeden Tag. Nicht nur, daß weitaus die meisten jener Musiker, auch der guten unter ihnen, die sich etwa dem musikpädagogischen Verbande anschließen, es wesentlich in der Hoffnung tun, ihre sozialen Lebensbedingungen dadurch gebessert zu sehen, indem sie von der unlauteren Konkurrenz der Unfähigen befreit werden, — auch das breite Publikum hört erst dann unseren Beschwerden recht zu, wenn man ihm an schroffen Beispielen die unwürdigen Verhältnisse darlegen kann. Auch dem Abgeordneten Wagner ist es in seiner Rede einigermaßen so gegangen, seinen Zuhörern offenbar noch mehr, sonst hätte der Abgeordnete Liebknecht nicht aus allen diesen Ausführungen überhaupt nur herausgehört, daß der musikpädagogische Verband „Beschwerde erhoben habe über die unerhörte Lehrlingsausbeutung und über die Schmutzkonkurrenz, die innerhalb des Musikerberufes stattfindet", woraus er dann auch die seiner Partei entsprechende Folgerung zog: „Indessen der Weg, den der Herr Dr. Wagner glaubte empfehlen zu dürfen, ist ganz und gar verfehlt. Weiter zu reglementieren und zunftmäßig



den Unterricht nur unter Erlaubnis einer bureaukratischen Behörde zuzulassen, schafft in keiner Weise Nutzen, sondern führt nur noch weiter dazu, jede freie Bewegung der Kunst zu unterbinden. Wenn wirklich nichts anderes gewünscht wird, als zu erzielen, daß solche Schmutzkonkurrenz, solche unerhörte Ausbeutung der Lehrlinge vermieden wird, gibt es ein besseres Mittel als das, was Herr Dr. Wagner vorgeschlagen hat. Da mögen sich vor allen Dingen die Musiker organisieren und sich bemühen, unter Anwendung des Koalitionsrechtes, wie die Arbeiterschaft es so vielfach getan hat, den Mißständen zu Leibe zu gehen; sie mögen sozialpolitische Vorschläge machen, die dem Reichstag oder diesem Hohen Hause dann vorgelegt werden könnten; das ist der richtige Weg, hier einzuschreiten."

Es handelt sich hier, um das immer wieder zu betonen, um ganz andere Dinge als um die bloße Besserung der finanziellen Lage der unterrichtenden Musiker. Es handelt sich hier um die Hebung des Unterrichts als solchen und um die Möglichkeit des Schutzes der Unterricht-Suchenden gegen die Ausbeutung und gegen den geistigen und seelischen Verderb ihrer künstlerischen Anlagen. Darum fallen auch alle Bedenken weg, die man sonst gegen die Beaufsichtigung der Kunst ins Feld führen mag. Es handelt sich hier nämlich gar nicht um eine Beaufsichtigung der Kunst oder um eine Reglementierung, es handelt sich lediglich darum, daß ein Mittel geschaffen werde, wodurch derjenige, der sich zum Musikunterricht berufen fühlt, seine Befähigung für jedermann kenntlich nachweisen kann. Das Verlangen des musikpädagogischen Verbandes geht keineswegs so weit, daß die Erteilung von Musikunterricht ohne diesen Befähigungsnachweis durch Ablegung von Prüfungen etwa straffällig sei. Wir wollen nicht mehr, als was bereits auf anderen Gebieten, z. B. dem Arzneigebiete, geschieht. Auch die Ausübung der Heilkunde ist theoretisch frei. Aber dadurch, daß die Möglichkeit gegeben ist zur Ablegung einer medizinischen Prüfung, ist einerseits dem Heilbeflissenen die Möglichkeit geboten, sich als solchen vor aller Welt rechtsmäßig auszuweisen, andererseits ist für die Menschheit gewissermaßen eine Schutzmaßregel getroffen gegen die Ausbeutung durch unlautere und unkundige Elemente. Wer dennoch zum Kurpfuscher geht, der hat die Folgen selbst zu tragen.

Was wir verlangen, ist also folgendes: Der Staat richte Prüfungen ein — oder beaufsichtige und unterstütze wenigstens moralisch derartige Unternehmungen —, durch deren Ablegung nicht die Befähigung zur Ausübung der Kunst erbracht werden soll — denn die Kunst ist nicht zu prüfen —, sondern nur die Unterrichtsbefähigung für die Kunst. Das sind grundverschiedene Dinge, die sich nicht berühren. Diese Unterrichtsbefähigung für Kunst ist aber ebenso genau prüfbar, wie die Unterrichtsbefähigung in allen wissenschaftlichen Fächern, wo wir sie doch schon lange gewohnt sind. Das übrige überlasse man den Eltern. Vernünftige Eltern werden sich ebenso daran gewöhnen, ihre Kinder nur solchen Lehrkräften anzuvertrauen, die ihre Befähigung nachgewiesen haben, wie sie heute ihr krankes Kind nur einem geprüften Arzte anvertrauen. Unbedingt nur von geprüften Leuten ausgeübt werden darf der Unterricht an den öffentlichen Musiklehranstalten.

Das sind so einfache und selbstverständliche Forderungen, daß kein vernünf-

tiger und billig denkender Mensch ihnen auf die Dauer widersprechen kann. Nur darauf, daß man in weitesten Kreisen nicht versteht und nicht weiß, worum es sich handelt, beruht die Gegnerschaft oder wenigstens die Gleichgültigkeit gegen diese Bestrebungen. Wie weit diese Gleichgültigkeit geht, zeigt allerdings aufs schroffste die oben erwähnte Tatsache, daß die Presse aller Parteien von dieser Rede des Abgeordneten Wagner nur wenige Zeilen mitteilte, so daß niemand aus den Presseberichten ahnen konnte, welch wichtige Fragen hier behandelt worden waren.

* * *

Im schroffsten Gegensatze dazu steht die Ausgiebigkeit, mit der acht Tage später der Angriff erörtert wurde, den der Abgeordnete Kopsch gegen das Berliner Königliche Opernhaus gerichtet hat. Das hängt ja zweifellos damit zusammen, daß alles, was das Theater, vor allen Dingen die Theaterleute betrifft, eine erhöhte, meistens zu hohe Teilnahme findet. Andererseits ist zuzugeben, daß auch dieser Fall allgemeine Bedeutung hat und nicht bloß den Berliner näher angeht. Das geht schon aus den Eingangsworten der Rede des Abgeordneten Kopsch hervor: „In der Erhöhung der Krondotation von 3½ Millionen Mark, die von dem Hohen Hause im Vorjahre beschlossen ist, findet sich die Summe von 1½ Millionen Mark als Zuschuß an die Kronkasse zu den Betriebskosten der Königlichen Theater. Auf Verlangen aus dem Hohen Hause heraus ist dieser Titel ausdrücklich in die Etatspositionen aufgenommen worden. Dadurch hat das Parlament nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, an den Königlichen Theatern Kritik zu üben. Hierbei kommt in erster Linie in Betracht das Königliche Opernhaus als die erste Bühne Deutschlands.“

Zu dieser Bezeichnung des Berliner Opernhauses als „erster Bühne Deutschlands“ ist zu bemerken, daß ja glücklicherweise Berlin in Deutschland nicht die Monopolstellung hat, wie etwa Paris in Frankreich; daß vielmehr die Hoftheater von Dresden, München, Stuttgart, vor allen Dingen auch die Hofoper in Wien, aber auch ein gut geleitetes Stadttheater, wie etwa das Hamburger, mit solchen künstlerischen Mitteln arbeiten, daß sie an und für sich schon mit der Berliner Bühne in Wettbewerb treten können. Man kann also das Königliche Opernhaus in Berlin in seiner Bedeutung für Deutschland wenigstens bislang nicht in Vergleich stellen mit der „Großen Oper“ in Paris.

Aber es kommt doch ein Umstand hinzu, der ähnliche Verhältnisse schafft. Das ist die Presse. Die tatsächlich vorhandene und fast durchweg so unheilvolle Vorherrschaft Berlins auf dem Gebiete des Theaters beruht viel weniger auf den Leistungen der Berliner Bühnen, als auf der Presse. Die außerordentlich große Zahl der Berliner Zeitungen hat ihr hauptsächliches Verbreitungsgebiet ja keineswegs in Berlin, sondern eben im Reich. Nur die Berliner Blätter werden überall im Deutschen Reiche gelesen. Dazu kommt, daß alle bedeutenden Provinzzeitungen ihren besonderen Berichterstatter in Berlin haben. Die Folge dieser beiden Umstände ist, daß jede Berliner Theateraufführung, und vor allem jede Neuaufführung, in der gesamten deutschen Presse ausführlich gewürdigt wird. So sind in der Tat die Berliner Erfolge entscheidend für ganz Deutschland, wogegen auch sehr starke und wohlbegründete Erfolge

eines neuen Bühnenwerkes an einer Provinzbühne oft ohne alle weitere Wirkung bleiben.

Die einzige Ausnahme machen bisher die Dresdner Opernpremieren, und zwar dadurch, daß Dresden hintereinander die neuen Werke von Richard Strauß herausgebracht hat. Aber auch dieser Umstand beruht lediglich auf der Mitwirkung der Berliner Presse, die sich einen Sport daraus macht, diese Dresdner Opernpremieren geradezu als Veranstaltungen für die Berliner Kritik anzusehen. Den Beweis dieser Tatsache kann man darin finden, daß, wo diese Berliner Kritik bei Dresdner Opernpremieren nicht mitwirkt, diese auch nicht über die Bedeutung rein örtlicher Angelegenheiten hinauskommen.

Durch diese äußeren Umstände erhält allerdings das Berliner Opernhaus eine Sonderstellung unter sämtlichen deutschen Bühnen. Und daraus erwüchsen ihm auch dann Pflichten, wenn es nicht über die größten Mittel verfügte, und wenn diese Mittel nicht doch eigentlich aus dem Volksvermögen bewilligt würden. Es ist ja wohl begreiflich, aber damit noch lange nicht berechtigt, wenn einzelne Fürsten, und vor allen Dingen auch unser Kaiser, über diese Seite der Stellung der Hoftheater unzutreffende Meinungen hegen. Begreiflich ist es aus der Macht der Überlieferung heraus und infolge der Tatsache, daß die hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten offenbar den Mut nicht haben, die Regierenden über die wirkliche Rechtslage — ich meine die moralische — der Hoftheatereinrichtung aufzuklären, und daß auch die Parlamente bislang darüber nicht mit der notwendigen Klarheit und Entschiedenheit sich ausgesprochen haben.

Die Hoftheater sind ein Rest der absolutistischen Staatsform. Diese Theater, die Opernbühnen voran, waren den absolutistischen Fürsten ein Hauptmittel zum Amüsement und wurden darum auch als Luxusgegenstand behandelt. Der Fürst gab sein Geld für das Theater aus und setzte folgerichtig seinen Geschmack als allein maßgebenden für das Theater fest. In Frankreich, wo von jeher auch mit dem absolutistischen Königtum die nationale Staatsidee viel enger verbunden war, entwickelten sich trotz dieser absolutistischen Form die Hofbühnen (Große Oper und Théâtre français) zu ausgesprochenen Nationaltheatern. Die Große Oper blieb auch dann die Pflegestätte der ausgesprochen französischen Oper, als die Mehrzahl der Musikliebhaber für die italienische Oper eintrat. Das Théâtre français hat bis auf den heutigen Tag eine ausgesprochen nationale Richtung zu wahren gewußt. Es liegt ja nun gewiß hauptsächlich an der ganzen von Unglück so schwer heimgesuchten Entwicklung der deutschen Kultur, wenn bei uns ein Ähnliches nicht geschehen ist. Aber daß in so schroffem Maße ausländischer Geschmack und ausländische Kunst gerade auf unseren Hofbühnen herrschen, ist doch die Schuld der Fürsten, die in keinem Lande der Welt so wenig wie in Deutschland zur eigenen Volkskultur das Verhältnis der Liebe gewonnen haben, nirgendwo in so beschämendem Maße dauernde Förderer alles Fremden blieben. Daß dafür die Persönlichkeit der Fürsten entscheidend war, zeigen die wenigen Ausnahmen (z. B. Weimar und Mannheim). Aber immerhin, solange die Fürsten ihre Hoftheater völlig unterhielten, solange die Vorstellungen überhaupt nur auf Grund von Einladungen besucht werden konnten, war das Ganze eine private Unternehmung, und der Histori-

ker kann höchstens die Wege tadeln, auf denen sich manche der Fürsten in den Besitz der zum Betriebe ihrer Hofbühnen nötigen Geldmittel setzten. Daß nachher das Volk, auch als es für sein Vergnügen bezahlte, als also die Hofbühnen bis zu einem gewissen Grade öffentliche Geschäftsunternehmungen wurden, keinen stärkeren Einfluß auf die Theater gewann, liegt an der schwachen politischen Erziehung des deutschen Volkes, das nur selten einmal den Mut zu einer nationalen Kunstkritik fand, z. B. in Berlin durch die begeisterte Aufnahme von Webers „Freischütz“ und die schroffe Ablehnung Spontinis.

Inzwischen aber sind wir doch zu einem konstitutionellen Staate geworden. Es ist das Volk, von dem die Krone und damit der Herrscher dotiert wird; es ist das Volk, das auch die Summen aufbringt, die zur Erhaltung der Hofbühnen gebraucht werden. Die Vertretung des Volkes muß also auch ein Recht der Kritik über die Verwaltung dieser Bühnen haben. Die Tatsache, daß, wie in der Rede des Abgeordneten Kopsch bemerkt wurde, dieser Titel sogar ausdrücklich in den Etat aufgenommen wurde, ist als ein großer Fortschritt nach dieser Richtung hin zu begrüßen. Danach aber wird es zur Pflicht eines jeden, dem die nationale Entwicklung unserer Kunst am Herzen liegt, nach Kräften dazu mitzuwirken, daß diese wichtigsten Institute für dramatische Kunst zum Vorteil unserer nationalen Kunst verwaltet werden.

So hat sich der Abgeordnete Kopsch unstreitig ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er als erster sich zum Verkünder der Unzufriedenheit gemacht hat, die in allen künstlerisch ernst gesinnten Kreisen über unsere königliche Hofbühne herrscht. Leider fehlte es seiner Rede an wirklich großen Gesichtspunkten und auch an jenem leidenschaftlichen Schwung, der allein imstande ist, ein stärkeres Empfinden bei den Hörern hervorzurufen. Es ist bezeichnend, daß der stenographische Bericht auch nicht über eine einzige Kundgebung aus dem Hause zu berichten hat, keinen Zwischenruf, keine Bemerkung, keinen Widerspruch, keine Zustimmung außer dem üblichen Schlußbravo der Parteigenossen verzeichnet. Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ mag also wohl recht haben, daß die Rede vielleicht ganz unbeachtet geblieben wäre, wenn nicht der Intendant der Königlichen Bühne es für nötig gehalten hätte, seinerseits mit großem Regieaufgebot eine pathetische Entgegnung zu inszenieren. Es sei dankbar anerkannt, daß sich Herr von Hülsen auf diese Weise auch einmal ein Verdienst um die ihm unterstellten Bühnen erworben hat. Denn da nun doch einmal Lärm geschlagen ist, darf man zuversichtlich hoffen, daß in Zukunft der Zustand unserer königlichen Bühne im Parlamente regelmäßig zur Sprache gebracht werden wird.

Reden und Gegenreden sind durch die ganze Presse gegangen, so daß es sich erübrigt, an dieser Stelle ihren Wortlaut zu bringen. Hingegen möchte ich die vorgebrachten Beschwerden noch einmal grundsätzlich zusammenfassen.

Sie zerfallen in drei Gruppen: erstens die mehr äußerlichen gegen den augenblicklichen Stand der Leistungen; zweitens die Schäden des Systems; drittens der Mangel einer großen nationalen Stellung unserer Hofbühne. Mir scheint in dieser Reihenfolge die Wichtigkeit der Klagen zu wachsen. Nach der Art, wie sie in der Rede behandelt und von der Öffentlichkeit aufgenommen worden sind, wäre es

gerade umgekehrt. Auch darin zeigt sich wieder, wie sehr bei unserem Theater das Persönliche vor allem Sachlichen überwiegt.

Gewiß muß es die nächstliegende Sorge einer ersten Bühne sein, ein geeignetes Künstlerpersonal zu haben. Das ist zu einem guten Teil Sache der Geschicklichkeit beim Engagement, zu einem ganz beträchtlichen aber auch Glückssache und Geldfrage. Es ist allgemein bekannt, daß die amerikanischen Bühnen durch ihre riesigen Gagenangebote unseren einheimischen Theatern die besten Kräfte wegholen. Andererseits bleibt es Tatsache, daß die Sänger zu einer starken Wirkung in Amerika des Reliefs des europäischen Rufes bedürfen; daß es sich ferner dort drüben immer nur um verhältnismäßig kurze Verpflichtungen handelt. Dann steht auch zu hoffen, daß den Amerikanern die unsinnigen Honorarverhältnisse, unter denen ihr ganzer Bühnenbetrieb leidet, in demselben Augenblicke unerträglich sein werden, in dem bei ihnen die Oper aufhört, ein luxuriöser Sport zu sein, und anfängt, Kunst zu werden.

Zur Glückssache rechne ich die gute Entwicklung junger Kräfte. Wir haben in Berlin sehr oft das Gegenteil zu verzeichnen. Im allgemeinen aber bleibt der Vorwurf zu Recht bestehen, daß seit einer Reihe von Jahren die leitende Stelle das rechte Geschick bei der Verpflichtung neuer Kräfte vermissen läßt. Es wird massenhaft darauf los engagiert, und der Besucher des Opernhauses erlebt mit allen neuen Namen fast nur schwere Enttäuschungen. Der Abgeordnete wandte sich dabei hauptsächlich gegen die sogenannte amerikanische Kolonie in unserem Sängerpersonal, und das mit Recht, weil diese ausländischen Kräfte in keiner Weise über dem Durchschnitt der einheimischen stehen. Nur ein Hervorragen aber würde die Bevorzugung von Ausländern rechtfertigen. Freilich bliebe wohl auch dann meistens der unkünstlerische Zustand, daß diese Ausländer mit unserer Sprache nicht fertig werden. Was man in der Königlichen Oper gelegentlich an sprachlicher Barbarei im Dialog erleben kann, ist nicht nur unkünstlerisch, sondern geradezu beschämend.

Zum großen Teil hängen diese Mißerfolge bereits mit dem System absolutistischer Selbstherrlichkeit zusammen, das auch dann nicht gerechtfertigt wäre, wenn der Intendant unserer Bühnen in ganz anderem Maße diese Dinge beherrschte, als er es tut. Die öffentliche Kritik der Presse hat auf die Engagements gar keinen Einfluß. Probegastspiele, wie sie sonst üblich sind, unter Hinzuziehung der Kritik finden seit Jahren nicht mehr statt. So es aber einmal ausnahmsweise geschieht, genügt die Ablehnung eines Künstlers durch die Kritik, um ihm seine Anstellung zu sichern. Verhängnisvoller noch ist, daß auch die ersten musikalischen Fachleute unserer Hofbühne keinen Einfluß auf das Engagement haben. Die Kapellmeister sind tatsächlich ohnmächtig. Das ist eine Tatsache, obwohl sie wahrscheinlich vom Intendanten „aktenmäßig" bestritten werden würde, genau so wie die andere Tatsache, daß sich die Künstler an unserer Bühne wegen des daran herrschenden Gesamttons nicht wohl fühlen. Der draußen Stehende kann diese Tatsachen ja nicht beweisen, wenn er nicht von all den privaten Mitteilungen Gebrauch machen will, die er von den Künstlern empfangen hat. Das kann er aber nicht tun, ohne diese Künstler zu schädigen. So wirkte denn auf den

Eingeweihten die große Kundgebung des Vertrauens und der Liebe, die dem Intendanten bei seiner feierlichen Entgegnung gegen die Kopschsche Rede dargebracht wurde und ihn veranlaßte, pathetisch diesen Tag für „den schönsten seines Lebens" zu erklären, als groteske Komödie.

Es ist wiederholt öffentlich ausgesprochen worden, daß die Bevorzugung amerikanischer Künstler auf den Kaiser zurückgehe, dem die Äußerung in den Mund gelegt wird: „Ich halte das regelmäßige Auftreten amerikanischer Künstler auf deutschen Bühnen und umgekehrt deutscher Kräfte in Amerika für ebenso wichtig und wertvoll wie den Professorenaustausch." Ich wage diese Meinung gar nicht zu bestreiten, wobei ich nur bemerke, daß mir, wie wohl der Mehrzahl der Deutschen, auch der Wert des Professorenaustausches mehr als fraglich erscheint. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Aufführung mancher ausländischen Neuheiten, wie z. B. der „Habanera" von Laparre, der Indianeroper „Poia" und von Leoncavallos „Maja" auf Rechnung derselben Anschauung von der Wichtigkeit des Austausches mit dem Auslande bucht. Hierbei bleibt freilich der eigentümliche Rechenfehler, daß das Ausland von uns nichts eintauscht, als was es nicht entbehren kann, und falls wir die einzigen Besitzer davon sind. Im Gegenteil kann man leicht als den Grundsatz des gesamten Auslandes nachweisen, daß es deutsche Kunst und deutsche Künstler nach Möglichkeit bekämpft und ausschließt, in jedem einzelnen Fall erst geradezu erobert werden muß. Daß wir Deutsche uns jemals gegen die Eroberung durch wertvolles fremdes Gut wehren werden, ist gar nicht auszudenken. Das widerspräche unserer Jahrhunderte alten Gewohnheit, die schon zu einer Blutseigenschaft geworden ist. Daß wir aber das annehmen und teuer bezahlen sollen, was das Ausland nicht will, das wird uns — wenigstens im Auslande — niemand anders auslegen, denn als michelhafte Dummheit.

Aber nicht diese Dinge sind die entscheidenden. Nicht sie sind schuld daran, wenn wir von einem Tiefstand der Berliner Königlichen Oper reden, wenn wir ihr das Urteil sprechen müssen, daß sie ihre Aufgabe nicht erfüllt. Das liegt weniger an den Mißgriffen, als an den *Unterlassungen*. Der Mangel an überragenden Einzelkünstlern könnte ausgeglichen werden durch ein sorgfältiges Ensemblespiel und künstlerische Regie. Die überflüssigen Aufführungen ausländischer Werke könnte man als politische Höflichkeitsakte mit in Kauf nehmen, wenn sie als Leistungen eines Übereifers neben der treuen Pflichterfüllung gegen das eigene nationale Schaffen ständen. Aber nach beiden Richtungen hin versagt die Hofbühne vollständig.

Das *Ensemblespiel* ist dauernd zurückgegangen. Früher erschien es mir immer als ein besonderer Vorzug der Berliner Hofbühne, daß sie nicht wie so viele Privatbühnen auf die Premieren hinarbeitete, daß man jederzeit auf gediegene Gesamtleistungen rechnen konnte. Heute kann man Aufführungen treffen, die selbst einem mittleren Stadttheater nicht zur Ehre gereichen würden. Selbst vielberufene Neueinstudierungen, wie die der „Zauberflöte", zeigten schon bei der dritten Aufführung so schlimme Personalverschiebungen, daß von dem allzuviel gerühmten Urbilde wenig übrigblieb. Die *Regie* bewegt sich in ausgetretensten Geleisen. Alle die außerordentlichen Bemühungen der deutschen Regiekunst

während des letzten Jahrzehnts sind an der Königlichen Oper spurlos vorbeigegangen. Auch die Inszenierung ist so herkömmlich wie möglich. Während selbst kleine Theater sich heute für besondere Stücke die Hilfe eines nach seiner ganzen Art dafür besonders geeigneten bildenden Künstlers sichern und so also in ihre Ausstattung individuelle Züge bringen, arbeitet die Königliche Oper jahraus, jahrein mit denselben sogenannten „Theatermalern". Und noch heute scheint für die Hofbühne das einzige Ziel der Inszenierung in der Prachtentfaltung zu liegen.

Das Schlimmste aber ist der Zustand des Spielplans. Der Abgeordnete Kopsch betonte vor allen Dingen die Ausländerei. „Sie ist eine Tatsache, die auch dem Laien nicht entgehen kann. Im Spieljahre 1909/10 wurden 141mal ausländische und 153mal deutsche Werke aufgeführt. Bei letzteren ist aber die Zahl der Wagnerschen Werke, für die ja das Königliche Opernhaus das alleinige Aufführungsrecht für Berlin besitzt, mit 85 in Abrechnung zu bringen; diese Opern nehmen aus verschiedenen Gründen eine Sonderstellung ein. Es verbleiben also noch 68 Abende, an denen deutsche Komponisten zu Gehör kamen, gegenüber 141 Abenden, an denen ausländische Werke aufgeführt wurden. 24 ausländischen Werken, die hier zur Aufführung gelangt sind, stehen nur 16 deutsche Werke gegenüber. Unter den 5 am häufigsten gespielten Werken, nämlich ‚Prophet', ‚Madame Butterfly', ‚Mignon', ‚Carmen' und ‚Lohengrin' befindet sich nur ein deutsches Werk, der ‚Lohengrin'."

Man hat zur Verteidigung dieses Spielplanes darauf hingewiesen, daß Frankreich und Italien zeitweilig für das Musikdrama produktiver waren als Deutschland. Der breite Raum, den das Ausland im Spielplan einnimmt, beruht aber keineswegs auf älteren Werken. Und für die massenhafte Aufführung von „Mignon" und „Madame Butterfly" gibt es überhaupt keine Entschuldigung. Das Schlimmste ist, daß unsere Hofbühne überhaupt kein Pflichtgefühl gegen das zeitgenössische deutsche Opernschaffen hat. Selbst beträchtliche Erfolge zeitgenössischer deutscher Opern an fremden Bühnen vermögen die Berliner Hofbühne nicht dazu zu veranlassen, nun ihrerseits das Werk auch aufzuführen und unabhängig von den Kassenrapporten der ersten Aufführungen, die ja fast immer bei Werken, die keine Sensation sind, ungünstig zu sein pflegen, durchzuhalten. Auf dieses Durchhalten kommt es an, und zu ihm ist ein reich dotiertes Hoftheater verpflichtet. Von den Privatbühnen, die von ihren Einnahmen leben müssen, kann man es nicht verlangen. Ich will — wieder um nicht etwa gar einzelne zu schädigen — lebende Komponisten und allerneueste Werke nicht nennen. Aber auf einer deutschen Bühne, die überhaupt nur eine Ahnung von nationalen Pflichten hat, dürften Werke wie Hugo Wolfs „Corregido" und Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad" und „Gunlöd" nicht fehlen. Um so weniger, als diese Werke, wenn sie in regelmäßigen Abständen wiederkehren, nach verhältnismäßig kurzer Zeit auch Publikumsopern werden.

Überhaupt erwächst einer solchen nationalen Bühne die Pflicht, das deutsche musikdramatische Schaffen in seinen bedeutsamsten Äußerungen dauernd in guten Aufführungen auf dem Spielplan zu halten. Da muß Gluck mit allen seinen großen Werken ver-

treten sein und nicht etwa bloß mit einem zu szenischen Experimenten mißbrauchten „Orpheus“ oder gar einer zur Feerie umgestalteten „Armida“ (die letztere haben wir übrigens in Berlin nicht bekommen). Mozart muß mit möglichster Vollständigkeit auf dem Spielplan sein. Wir hatten in Berlin einige Jahre eigentlich nur „Figaros Hochzeit“, denn der „Don Juan“ wurde zuletzt mit so grotesken Fehlbesetzungen herausgebracht, daß der Mißerfolg unvermeidlich war. Jetzt ist ja noch die „Zauberflöte“ dazugekommen. Aber die „Entführung“ und „Cosi fan tutte“ fehlen; der „Idomeneus“, der zwanzigmal mehr Musik enthält als alle die ausländischen Opern zusammengenommen, die uns in den letzten Jahren aufgetischt worden sind, ist den Versuch der Neubelebung offenbar nicht wert. Auch Webers Stellung im Spielplan beruht nur auf den zufälligen Aufführungen des „Freischütz“. Marschner fehlt ganz. Von Lortzing wird gelegentlich einmal ein Werk herausgeholt und dann in Massenaufführungen hintereinander abgehaspelt. Richard Wagner steht ja wuchtig im Spielplan, bedarf aber für die meisten Werke einer gründlichen Neuinszenierung. Ganz trostlos steht es mit dem gesamten musikdramatischen Schaffen nach Richard Wagner aus.

Man könnte einwerfen, daß, wenn die Königliche Oper sich so ganz der Durchführung eines deutschen Spielplanes widme, für die bedeutenden ausländischen Werke gar kein Platz vorhanden sei. Abgesehen davon, daß sich dieser Platz doch wohl noch finden würde, bleibt hier die Tatsache, daß für die königliche Bühne die Bevorzugung des nationalen Schaffens so wichtig ist, daß es demgegenüber nichts schadet, wenn das Ausländische zu kurz käme. Das könnte dann im Spielplan privater Opernbühnen einen breiteren Raum bekommen, wodurch derartigen Unternehmungen auch die Möglichkeit des Bestehens gegeben wäre. Denn gerade das ausländische Schaffen, das italienische voran, steht im höchsten Maße auf der Einzelleistung und ist darum durch Gastspiele glänzender Solisten zu verwirklichen, während auf der anderen Seite auch gute deutsche Ensembles niemals eine Verdi-Oper mit dem richtigen Schwung herausbekommen, so wenig wie sie für eine französische Spieloper die nötige Leichtigkeit aufbringen.

Im übrigen hat ganz sicher das aus den Mitteln des deutschen Volkes unterstützte Königliche Opernhaus zuallerletzt die Aufgabe, sich um das Gedeihen ausländischer Kunst eine besondere Sorge zu machen. Dagegen ist es seine Pflicht, für unsere nationale Kunst die vollen Kräfte einzusetzen. Nach der Richtung ist noch so gut wie nichts geschehen.

Wie die Verhältnisse liegen, bei dem außerordentlichen Zwang, den die Überlieferung gerade in diesen Kreisen ausübt, ist auch nicht zu hoffen, daß die an höchster Stelle so oft betonte Liebe zur nationalen Kunst sich bei der Königlichen Oper in die praktische Tat umsetzt. Das wird nur zu erreichen sein, wenn das Volk sein Verlangen mit Entschiedenheit durchsetzt. Das Wort, das man Richard Wagner (zum Teil, weil man die Stimmung des Augenblickes nicht verstehen wollte) seinerzeit verübelte, hat für uns Deutsche dauernde Geltung: „Wenn das deutsche Volk wirklich ernsthaft will, so hat es heute eine deutsche Kunst.“



Karl G. P. Grädeners Hausmusik für Klavier

Ein wichtiger Brennpunkt für die Ausbreitung von Schumanns Art in Norddeutschland wurde Hamburg. In der Geschichte der bildenden Künste ist es schon im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ein Platz von eigner und großer Bedeutung. Hier gründete der Frühromantiker Philipp Otto Runge, der Meister der „Tageszeiten“, seine zarte, phantasievolle Kunst auf „Licht und Farbe und bewegendes Leben“. Hier lebte und litt der unglückliche Freund und Mitarbeiter Schumanns, der genialische taube Maler und musikalische Novellist Lyser. Der heimischen und holsteinischen, doch namentlich auch der skandinavischen Landschaft erstanden die ersten Propheten in Christian Morgenstern und Friedrich Vollmer. Wieder in diesen ersten Jahrzehnten bildete sich der Kreis der hauptsächlich im Bildnis hervorragenden Hamburger Nazarener Asher, Milde, Janssen, Oldach und Erwin Speckter. Den Lithographen Otto Speckter kennt heut als Illustrator von Heys Fabeln die ganze deutsche Welt.

Die Blüte dieser Meister reicht etwa bis ans Ende der dreißiger Jahre. Blickte man bis dahin nach Norden, nach Dänemark, oder nach dem Süden, zu Roms Nazarenern, so ging nun der Stern im Westen auf: in Paris. Eine neue Zeit mit neuen Idealen brach an. Tüchtige Künstler wie Lehmann, Heilbuth und die Brüder Spangenberg gingen an Paris verloren. Zugleich begannen München und Düsseldorf in frischem Glanz zu erstrahlen; die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sah eine neue Blüte romantischer Landschafts- und Genremalerei, die sich von Italien langsam in die Heimat zurechtfand: Valentin Ruths, Hermann Kauffmann und Askan Lutteroth.

Noch stärker als hier in der Malerei hat die stolze Welthandelsstadt die dem Norddeutschen, ganz besonders aber dem Hanseaten eigne, sehr starke konservative Note, die pietätvolle Wahrung des überkommenen Erbes der Väter, in der Musik ausgeprägt. Das gilt für Geschmack wie für Schaffen. Mit dem Wort „solid“, das man für beides bereit haben muß, stellt sich wie von ungefähr das Wort „Erziehung, Unterricht“ ein. Und, in der Tat, Hamburgs Bedeutung in der Klaviermusik der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts ist zum nicht geringen Teile in der erzieherischen Seite begründet, und Lysers Geist wurde infolgedessen in seiner Klaviermusik erst sehr spät lebendig. Die beiden ältesten Autoritäten des Klavierunterrichtes in Hamburg, F. W. Grund und Eduard Marxsen, der Lehrer Brahmsens, blieben, obwohl Schumann für beide Worte des Lobes fand, von romantischem Geiste noch so gut wie unberührt und wurzelten musikalisch in einer Zeit, die neben den Klassikern vornehmlich Cramer, Hummel, Moscheles und die ältere Virtuosenliteratur als Ideale verehrte. Marxsen näherte sich der Romantik im Experimentieren mit fünfteiligen Taktarten schon mehr und hat das Verdienst, in seinen vielfach nur Kuriositätswert besitzenden Kompositionen den breiten Strom nordischer Naturklänge und nordischen Volksliedes in die norddeutsche Klaviermusik hinübergeleitet zu haben. Hochgeachtete Pädagogen und instruktive Komponisten wie Cornelius Gurlitt, Albert Biehl und Jacques Schmitt, Dietrich Krug und Emil Krause folgten den beiden. Romantiker kann man keinen dieser durchaus bürgerlich-hausbackenen Pädagogen nennen.

Der erste und zugleich der bedeutendste Jünger Schumanns an der Unterelbe wurde Karl G. P. Grädener (1812—83). Ein geborener Mecklenburger und aus Rostock gebürtig, kam er über Helsingfors und Kiel 1851 nach Hamburg. Er hat es nur einige Jahre, die ihn zu weiterem Wirken nach Wien führten, wieder verlassen und zuletzt als Komponist, Lehrer am Konservatorium und scharfsinniger Theoretiker, dem wir einen interessanten Band „Gesammelter Aufsätze über Kunst, vorzugsweise Musik“ (1872) und eine scharfsinnige Harmonielehre aus den siebziger Jahren verdanken, eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Man darf ihn zum ersten Male einen bedeutenden Komponisten Norddeutschlands nennen. Bedeutend

namentlich in der Kammermusik — Hans von Bülow nahm sich begeistert seines Es-Dur-Klaviertrios an — und in der Klaviermusik. Und dies, obwohl er sein Leben lang vom Kammermusikstil nie ganz losgekommen ist und zu einem wirklich handlichen Klaviersatz sich niemals recht durchgerungen hat. Grädener ist auch als Klavierkomponist eine knorrige, schroffe und kraftvolle, also echt norddeutsche Natur. So fehlt ihr auch das stolze niederdeutsche Unabhängigkeitsgefühl nicht. Sie ist ehrlichen Zorns, energischer Abwehr fähig und kann dann dreinschlagen, daß man sich fürchten muß. Schumann würde Grädener einen Beethovener genannt haben. In der Tat — in seiner Musik steckt ein deutlicher Zug Beethovenscher Größe und Gefühlstiefe, Beethovenscher barocker Züge, die sich in seinen Tänzen zu wildem Humor verdichten können. Auch aus seiner Klaviermusik spricht ein ganzer, kantiger Mann, der sich nichts leicht gemacht hat. Man wird ihn leicht spröde, bizarr und wenig anmutend, ja schrullenhaft nennen, wenn man Farbe und Weichheit über Geist und scharfe Zeichnung stellt. Insoweit auch mit Recht, als der Melodiker, der Erfinder meist dem Gestalter und Zeichner, der eine wundervolle Stimmführung meistert, unterlegen ist.

In einziger Weise paart sich mit dem oft beißend-ironischen Beethovener der phantastische Schumannianer. Der noch seine Jugendwerke beherrschende Mendelssohnische Einfluß, dessen leise Spuren sich bis in seine letzten Schöpfungen hineinziehen, weicht bald gänzlich dem Schumannischen. Grädener baut nicht nur dieses Meisters Klavierminiatur und Charakterstück in seinen „Fliegenden Blättern und Fliegenden Blättchen" (6 Hefte, op. 5, 24, 27, 31, 33, 43), in den „Phantastischen Studien und Träumereien" op. 52 mit voller Freiheit in Form und Metrik weiter aus, sondern weiß auch wie jener mit besondrem Glück einen edel-volkstümlichen Ton anzuschlagen. Mit Recht nannte sein warmer Verehrer Hans von Bülow die damals weit verbreiteten und auch von Louis Köhler hochgeschätzten „Fliegenden Blätter" „Stücke, welche sich durch Reinheit des Stils und Frische der Phantasie auszeichnen". Daneben ist der seiner Natur so gut entsprechende Einfluß von Brahms, mit dem er übrigens in den Jahren 1862—64 in Wien zusammenlebte, unverkennbar, wenngleich man sich freilich hüten muß, das und jenes als Brahmsisch zu bezeichnen, was nur die musikalische Ausprägung niederdeutscher Stammeseigenart ist. Denn norddeutsch-niederdeutsch ist Grädener durchaus. Man sieht das nicht nur äußerlich an der Wahl norddeutscher Heimatdichter wie Theodor Storm, Klaus Groth und Friedrich Hebbel für seine Lyrik, an seiner Liebe zum deutschen Volkslied, sondern fühlt es noch stärker in dem in sich gekehrten, tiefempfundenen und bis zum Grüblerischen innerlichen Ton seiner großen langsamen Sätze, die zum Bedeutendsten und Tiefsten gehören, was auf der Linie zwischen Schumann und Brahms erwachsen ist.

Sehr schön können das die Anfangstakte des Grave assai lento aus seiner Klaviersonate op. 28 belegen. Ein Begräbnis. Die Glocken des Domes läuten schwer und bang. Im As-Dur-Mittelsatze aber erhebt sich die Stimme des Trostes in unverkennbar Brucknerschen Zügen: einer der frühesten und seltensten Belege für die Wirkung Bruckners auf die deutsche Klaviermusik!

Wer Grädener ganz kennen lernen will, wird seine im einzelnen hochinteressanten, doch, wie vieles von ihm, im Klaviersatz stellenweise sehr spröden Variationen op. 51 sowie die Charakterstücke aus den oben genannten Zyklen danebenhalten. Sie verdienen ihren Namen mit Recht, da sie außerordentlich scharfe Charakteristik geben. Wie Schumanns, nur ihrem Titel nach für die Jugend bestimmte Stücke, sind auch die leichtesten dieser Nummern durchaus für Erwachsene bestimmt. Man wird an der geistvollen Gemüts- und Seelenschilderung auf dem Klavier (Scherz und Ernst, Jüngling und Mädchen, Kampf und Entsagung, Beschaulichkeit, Resignation), wird an dem herberen Seitenstück zu Adolf Jensens „Stiller Liebe", dem liebenswürdig-sprechenden „Lieb' ich dich herzlich, sprich, was geht's dich an?", den Präludien von Bachscher Gefühlstiefe, den wilden Scherzis ein immer erneutes Interesse finden



und zugeben müssen, daß hier ein Künstler vor uns steht, der in seiner rücksichtslosen Ehrlichkeit gegen seine Kunst, seinem scharfgeprägten Charakter in eine der allerbedeutendsten Erscheinungen nicht nur der norddeutschen Nachromantik, sondern der neueren Klaviermusik überhaupt darstellt.

Unsre Hausmusik (das meiste von Grädener erschien bei Fritz Schuberth, Leipzig, und Schweers & Haake, Bremen, vorm. Hugo Pohle, Hamburg) nimmt ihn freudig in ihren Kreis auf!

Dr. Walter Niemann

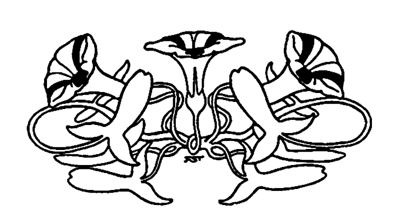


Zu unserer Notenbeilage

Klara Faißt, von der unsere heutige Notenbeilage zwei eindringliche Vertonungen Lienhard'scher Gedichte bringt, ist als weiblicher Komponist eine seltene Erscheinung. Nicht daß die komponierenden Frauen selten wären; aber nur ganz vereinzelt ist bei ihnen diese prächtige frauliche Geschlossenheit. Das tiefe Empfinden ist frei von aller Sentimentalität, der begeisterungsfrohe Schwung ist streng gezügelt, der starke Schönheitssinn will nichts von Koketterie oder blendendem Schein. Man redet in solchen Fällen gern von männlichem Empfinden, es ist aber echt weiblich, nur eben gar nicht weibisch. Eine gewisse herbe Verschlossenheit, ein Strengerscheinen, als man wirklich ist, ist wohl noch vorhanden und bindet zuweilen den letzten Aufschwung. Aber in einer Zeit, in der es Mode geworden ist, die letzten Schleier vom weiblichen Empfinden wegzureißen, berührt solch Verhaltensein geradezu als Wohltat.

Von Klara Faißt ist eine größere Zahl von Liedern im Druck erschienen, die wir allen Freunden gediegener und tief empfundener Hausmusik warm empfehlen.

St.





Das unsichtbare Deutschland

Das unsichtbare Deutschland ist das stille Deutschland, das nicht mit lauter Stimme, aber um so eindringlicher spricht. Es hat sich in stille Herzen wie in einen Wald zurückgezogen und wartet auf seine Stunde.

Um uns her gibt das repräsentative, technische, industrielle, das laute und sinnliche Deutschland den Ton an; die Poesie ist der Wissenschaft gewichen.

Ein griechischer Student, der in Jena studierte, sagte dort zu einem meiner Freunde: „Wissen Sie, warum in der modernen Welt so wenig Glücksgefühl und so viel Unbehagen herrscht? Weil Deutschland nicht mehr vorangeht.“ — „Worin vorangeht?“ — „Worin seine großen Dichter, Denker und Meister der Töne vorangegangen sind, als sie der ganzen Welt Seelenkraft und Wärme gaben. Die moderne Welt steckt im Sinnlichen. Deutschlands Mission ist das Übersinnliche: das, was dem Herzen Kraft und Freude gibt, was das Gemüt adelt, was aus dem Sinnlichen herausblüht wie die Blume aus dem Stengel. Wir Ausländer kommen ins moderne Deutschland und suchen umsonst.“

Sollte jenes übersinnliche, stillere Deutschland gestorben sein? Sind die Diener jener einfachen und hohen Ideale Schatten und Gespenster einer toten Zeit? Vielleicht dürfen wir mit Hölderlin sagen: „Die Guten leben in dieser Welt wie die Fremdlinge im eigenen Hause. Sie sind so recht wie der Dulder Odysseus, da er in Bettlergestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten ... Wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert und zu solchem Volke kommt!“

Vor allem sind sie talentvoll im raschen Entwerten. Sie machen eine Sache oder eine Person zur Mode, sie stellen deren Bild in illustrierten Blättern oder an Litfaßsäulen aus — und stellen hart neben das Bedeutende das Banale, wofern es grade aktuell ist. So verwirren sie den Instinkt; so nivellieren sie Hohes und Gemeines. Ihr Kennzeichen ist Ehrfurchtslosigkeit. Und damit verbindet sich eine Art von Brunst, der es gleichgültig ist, welches Objekt sie in die Finger bekommt. Ein Augenblick des Nervenreizes und der Sensation — und die Sucht nach neuem Reiz peitscht die Besessenen weiter. Sie sind imstande, auch das Heilige zur Sensation zu machen; es ist nicht ausgeschlossen, daß eines Tages sogar die Keuschheit Mode wird. Aber die Art, wie sie sich dabei gebärden, verrät, daß ihres Wesens Grund von unsteter Sinnlichkeit besessen ist.

Die heilige Sinnenkraft ist entartet; die herrliche Leidenschaft ist verzerrt. Sie amüsieren ein Weilchen, diese Thersites-Naturen; aber der Ekel der Könige wird hernach um so stärker sein. König Odysseus ist es, der dem Schwätzer Thersites den Rücken bläut (Ilias II); derselbe König Odysseus vernichtet die Freier. Er ist der Genius der Kraft und des Adels; er ist der Sonnengott Apollo, der den Drachen tötet und den Marsyas schindet; er ist die Schönheit, die über Zerrbilder Gericht hält.

Eines Tages wird das unsichtbare Deutschland, die deutsche Seele, herausbrechen, den Bettlermantel abwerfen und die Königskrone

auf das Haupt setzen. Denn die Schönheit ist unzerstörbar. Sie kann eine Zeitlang verdunkelt, aber nicht vernichtet werden. L.

*

Ein „im Tageskampf stehender Praktiker“

In der Zeitung „Die Post“ wurde kürzlich wieder einmal der deutschen Nationalökonomik bescheinigt, daß sie nichts für die volkswirtschaftliche Erkenntnis und nichts für die deutsche Wirtschaftsentwicklung geleistet hätte. Dabei ward das geduldige Papier verurteilt, folgende heiteren Sätze zu tragen: „Es genüge, an die Namen der größten deutschen Volkswirtschaftler zu erinnern, die durchaus gegenüber der offiziellen Wirtschaftswissenschaft Außenseiter waren. Man denke an Friedrich Lists Kämpfe gegen die in absoluten Freihandelsdoktrinarismus, der aus England importiert und englischen Interessen außerordentlich förderlich war, versunkene Gelehrtenwelt. Die deutsche Volkswirtschaftswissenschaft könnte allmählich entdeckt haben, daß die Unzufriedenheit in der Praxis mit ihren Leistungen auf dem Gebiet moderner Wirtschaftsforschung eine allgemeine ist und sehr gleichmäßig bei den Politikern wie bei den führenden Männern des deutschen Wirtschaftslebens, Männern, die in politischer und wirtschaftspolitischer Urteilsfähigkeit einen Vergleich mit den Professoren, deren Tätigkeit sich doch meistens auf die Untersuchung von Sondergebieten oder von ziemlich zurückliegenden Vorgängen erstreckt, und denen die Kenntnis der unmittelbaren politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeiten, wie sie der im Tageskampf stehende Praktiker hat, fehlt, nicht zu scheuen brauchen.“

Es ist möglich, daß dem Denker, dem wir diese Aufklärung schulden, eine intime Kenntnis der „unmittelbaren politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeiten“ eignet. Von der Arbeit der nationalökonomischen Professoren hat er, was vielleicht mit seiner stolzen jüngstdeutschen Verachtung der „ziemlich zurückliegenden Vorgänge“ zusammenhängt, jedenfalls keine Ahnung. Zunächst (es ist schmerzlich, das zu sagen): auch Friedrich List war ein deutscher Professor. Zwar kein ganz zünftiger nach seinem Bildungsgang; aber ordentlicher Professor der Staatspraxis an der vom Minister v. Wangenheim begründeten staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen und sogar eines anderen Professors Schwiegersohn. Und nicht die in „absoluten Freihandelsdoktrinarismus versunkene deutsche Gelehrtenwelt“ hat Friedrich List sein Leben zerstört, ihn über den Ozean getrieben und hinterher von Land zu Land gehetzt — die nahm vielmehr (siehe Wilhelm Roscher, Bruno Hildebrand, Karl Knies) seine Ideen bereitwillig auf —, sondern die Demagogenriecherei und das hartherzige Mißtrauen der deutschen Regierungen. Im übrigen war, als List sein „Nationales System der politischen Ökonomie“ erscheinen ließ, England noch gar nicht zu den letzten Konsequenzen der individualistischen Lehre von Adam Smith vorgedrungen; weit eher war die Staatspraxis in Preußen und im Zollverein freihändlerisch; in England wurden — auch dieser Vorgang liegt allerdings „ziemlich zurück“ — die Kornzölle erst 1846, im Todesjahre Friedrich Lists, aufgehoben.

Und nun die anderen „größten deutschen Volkswirtschaftler“, die gegenüber der offiziellen Wirtschaftswissenschaft „durchaus Außenseiter“ gewesen sein sollen: wen meint eigentlich der Gelehrte der „Post“? Man könnte an Johann Heinrich v. Thünen denken. Nun ja: ihm verdankt die Methodologie der nationalökonomischen Theorie wertvolle Einsichten. Aber wer ist sonst gemeint? Doch nicht etwa Rodbertus-Jagetzow, der Ältervater des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus? Oder gar — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — Karl Marx? Mir scheint, mir scheint: da soll ein Piedestal für Herrn Alexander Tille, den andauernd verkannten, errichtet werden. Der hat uns ja so oft in seiner glutdurchhauchten Prosa die Unzufriedenheit der großindustriellen Gruppen, in deren Solde er steht, gesungen. Die grimme Anklage wider den wissenschaftlichen Aberwitz, der sich nicht dazu hergeben mochte, einer Partei dienstbar zu werden und die Argumente des Interessentenegoismus mit seiner Autorität zu

decken. Hoch klingt allein das Lied vom braven Ehrenberg. Was sonst auf Deutschlands hohen Schulen Nationalökonomie lehrt, wird von dem „im Tageskampf stehenden Praktiker“ mißachtet und beschimpft. Wobei mir — zumal im Angesicht des so überaus kundigen Thebaners der „Post“ — immer wieder die hübsche Definition einfällt, die der Göttinger Gustav Cohn von dieser Art Praktiker gab: „Praktiker ist, wer nichts von nationalökonomischer Theorie versteht“ ... R. B.

*

Der „nationale Kandidat“

In Gießen war neulich Stichwahl. Ein Sozialdemokrat und ein Antisemit standen sich gegenüber. Ein recht unerfreulicher Antisemit, der den Wahlkampf — übrigens nicht erst diesen — immer in den rohesten Formen geführt und unter anderem die Nationalliberalen eine Partei der Schurken genannt hatte. Trotzdem vergalten die Nationalliberalen — denn sie hatten den Ausschlag zu geben — Böses mit Gutem und stimmten in der Stichwahl Mann für Mann für den Antisemiten. Sie müßten ohne Ansehen der Person urteilen, hatte man ihnen gesagt. Unter allen Umständen den „nationalen Kandidaten“ heraushauen und dem „gemeinsamen Feind aller bürgerlichen Parteien“ die verdiente Niederlage bereiten. Ich finde: unsere politische Technik vergröbert sich in einem schier unerträglichen Maß, und die Floskel von dem „gemeinsamen Feind aller bürgerlichen Parteien“ wird nachgerade so unwahr wie die andere von dem unterschiedlosen Mischmasch, den nach der Lehre der Marx-Orthodoxen die kapitalistische Gesellschaft darstellen soll. Wir rufen uns sonst heiser nach Männern, die wir mit Recht für wertvoller erklären als alle schönen Theorien. Soll das ausgerechnet für den Reichstag keine Geltung haben? soll nur da das Etikett jeden Inhalt decken dürfen? In unserem Fall war die Sache am letzten Ende ja bedeutungslos. Der Sozialdemokrat — ein Kassenbeamter wie sie die banausisch gewordene Dreimillionenpartei um ihrer Gefügigkeit willen jetzt am liebsten nominiert — und der Antisemit waren im Grunde einander wert. Aber die Dinge könnten bisweilen anders liegen. Es wäre doch auch denkbar, daß ein Mann wie Wolfgang Heine oder Maurenbrecher oder meinetwegen auch der frühere Pfarrer Göhre und z. B. Herr Bruhn einander gegenüberstünden. Wäre dann auch Herr Wilhelm Bruhn der „nationale Kandidat“? Und Ehrenpflicht aller bürgerlichen Parteien, dafür zu sorgen, daß der Mann der „Wahrheit“ auch weiterhin den Reichstag ziert? R. B.

*

Ein kurzes Kapitel vom Cliquenwesen

Bei der Erörterung des Berliner Professorenstreits, der immer noch nicht zur Ruhe kam, weil das preußische Kultusministerium ihn nicht sterben lassen will, hat man neben allerlei bösartiger Torheit auch dem Vorwurf des akademischen Cliquenwesens in den Blättern begegnen können. Daß Klüngel und Koterien wie allenthalben im Leben vielfach auch an Deutschlands hohen Schulen zu finden sind, wird niemand zu bestreiten wagen. In diesem Falle freilich war von ihnen zu reden heiterer Unsinn. Denn Adolf Wagner und Gustav v. Schmoller haben durch ein ganzes langes Leben nach Temperament, wissenschaftlicher Methode und gesellschaftlicher Gewöhnung sich als ausgesprochene Antipoden gefühlt. Angenommen indes, dem wäre wirklich so: hätten gerade die Zeitungen und die sie schreiben ein Recht, über fremdes Cliquenwesen sich zu beschweren? Gibt es überhaupt ein Gebiet, auf dem die Clique üppiger wuchert und wütet, als das Preßgetriebe? Da man den nicht zum Klüngel Gehörigen so grundsätzlich begeifert (wenn man nicht gar vorzieht, die unbequeme Selbständigkeit einfach totzuschweigen), als den rastlos rauschenden deutschen Blätterwald? Und wo auch bei mäßigem Können nicht selten es am weitesten bringt, wer immer hübsch das Händchen gab und emsig Lob auf Gegenseitigkeit spendete? Es ist schön, wenn die Presse sich vorsetzt, Zöpfe, die den lieben Mitbürgern von hinten hängen, abzuschneiden. Es ist sogar ein stolzer öffentlicher Beruf: ich bin auch dabei. Nur

sollen ihr bei solcher Hantierung zuweilen auch die eigenen zu Herzen gehen. Das macht milder. Und gerechter. R. B.

*

Der Zweck heiligt das — Lokal

In Neu-Berlin, das sich mit unleugbarem Talent Goldgräbersitten angewöhnt hat und darum vor anderem auf sein Nachtleben stolz ist — jenes Nachtleben, das erst um zwei Uhr beginnt und am frühen, fröstelnden Morgen zumeist in schrillen Dissonanzen ausklingt —, haben sie vor ein paar Monaten ein stattliches Haus erbaut, das ganz und gar dieser neuberlinischen Nacht geweiht ist. Zwei Riesensäle mit Balkons und Balustraden, mit Gold und Stuck, mit weichen, schwellenden Teppichen und verschwenderischer Lichtfülle. Im einen Saal wird bis zwei Stunden nach Mitternacht getanzt, im andern der Rest des angebrochenen Nachmittags bei Speis und Trank verbracht. Kommentgetränk ist Sekt, wie der richtige Neuberliner außerhalb des Hauses grundsätzlich nur Sekt trinkt, und Attraktion und „Clou" hüben und drüben die Damen, die, falls sie nicht die Basis ihrer sozusagen bürgerlichen Existenz einbüßen wollen, Wert darauf legen müssen, nicht ungeleitet nach Hause zu gehen. In diesen Räumen veranstalteten Berlin W. und WW. neulich ein Wohltätigkeitsfest. Zwischen fünf und sieben — denn hinterher mußten die Säle doch wieder für die regulären Gäste hergerichtet werden — sah man dort elegante Frauen und zarte Mädchen, junge Offiziere und würdige Vertreter des Nährstandes für irgendeinen guten Zweck Tee trinken, Näschereien vertilgen und mit einer diskreten Behutsamkeit, die den Räumen sonst fremd ist, das Tanzbein schwingen. Im Berliner „Lokalanzeiger" aber erhob der zuständige „Kulturpsychologe" seine Stimme zu folgendem Lobgesang: „Wo sonst zu später Stunde die mondänen Kreise Berlins sich Rendezvous geben, wo die Fremden sich einfinden, um die reichshauptstädtischen ‚Sterne der Mitternacht' mit neugierigen Blicken zu betrachten, wo den Provinzlern eine neue Welt aufgeht, von der sie den aufmerksam lauschenden Freunden daheim pikante Wunderdinge erzählen, da hatte sich gestern unsere Hautevolee versammelt und hielt die eleganten Räume dicht besetzt."

Folgten eine begeisterte Schilderung der „herrlichen" Toiletten, der pleureusengeschmückten Hüte und gleißenden Uniformen und zum Schluß die Verheißung: „Metropolartees werden im Reigen unserer Five o'clocks fortab eine besonders beliebte Erscheinung sein." Ich möchte doch hoffen: der Brave hätte falsch prophezeit. Man braucht kein Puritaner zu sein. Braucht sich nicht einmal daran zu stoßen, daß es neuerdings in Berlin W. gute Familiensitte zu werden beginnt, nach Theater und Souper noch ein Stündchen in den Metropolpalast hineinzuschauen, obschon ich diese Berührung der zwei Welten nicht immer und sicher nicht für die Dauer unseren Frauen für zuträglich halte. Aber die Nacht hat schließlich ihren eigenen Stil und Rhythmus. Und dann ist man in solchen Fällen doch nur ein scheuer, flüchtiger Zaungast; macht sich am hellen, nüchternen Nachmittag nicht heimisch in Räumen, die einer wesentlich anderen Form der Wohltätigkeit erbaut wurden. Ich will die Sache einmal ganz kraß durch ein Beispiel ausdrücken. In Wien brachte es vor ein paar Jahren eine Madame Riehl zu Wohlhäbigkeit und sogar zu Ansehen bei der k. k. Polizei, bis ein unerquicklicher Prozeß den Glanz ihres Namens erlöschen ließ. Nehmen wir an, auch die Dame Riehl hätte den Ehrgeiz gehabt, ihren „Salon" auszubauen und ihn mit Balkons und Balustraden, mit Gold und Stuck und weichen, schwellenden Teppichen verschwenderisch auszustatten: ob die gute Gesellschaft der Wienerstadt wohl je auf den Gedanken verfallen wäre, dort des Nachmittags zwischen fünf und sieben im Dienste ehrbarer Wohltätigkeit Tee zu schlürfen? ... R. B.

*

Die Schleppencour

Die Überschrift könnte auch heißen: „Kabeltelegramme" oder, wenn man boshaft sein will: „Amerika, du hast es besser". In Berliner Blättern las man dieses „Kabeltelegramm unseres Korrespondenten" aus Neuyork:

„Amerikanische Blätter berichteten vor einiger Zeit, der Austauschprofessor Smith beschwere sich über seinen Kollegen, den Austauschprofessor Hugo Münsterberg, weil dieser es hintertrieben hätte, daß Smith und seine Familie der Schleppencour am Berliner Hofe beiwohnten. Als diese Nachricht nach Berlin gekabelt wurde, erklärte Professor Münsterberg, Smith befände sich in einem Irrtum. Zur Schleppencour würden nur diejenigen Austauschprofessoren eingeladen, die dem Kaiser noch nicht vorgestellt seien. Nun aber hätte der Kaiser der Antrittsvorlesung des Professors Smith beigewohnt und sich am Schlusse des Vortrages Professor Smith und dessen Familie vorstellen lassen. Demgegenüber erklärt Professor Smith in Neuyorker Blättern, Professor Münsterberg hätte aus Eifersucht die Teilnahme der Smithschen Familie an der Schleppencour hintertrieben, weil er als deutscher Untertan von dieser Cour ausgeschlossen sei. Smith sei zur Cour eingeladen gewesen und hätte seine Teilnahme auch zugesagt; er hätte aber gerne verzichtet, wenn ihn Münsterberg rechtzeitig davon verständigt hätte, daß er als Deutscher nicht daran teilnehmen könne und sich zurückgesetzt fühle, wenn sein amerikanischer Kollege an dieser Cour teilnehme."

Auch ein — „Austausch"! G.

*

Karneval

Das ist also der berühmte, viel besprochene und viel beschriebene Kölner Karneval! Ich wundere mich über den Geschmack eines Teiles der Menschheit! So viel Törichtes und Menschenunwürdiges habe ich selten gesehen! — Am Rosenmontag, vormittags um elf Uhr, zogen wir zum Neumarkt, wo die Aufstellung der Wagen für den Umzug vor sich ging. Innerhalb der Umzäunung des Neumarktes wandelten Tausende von Menschen auf und ab — stundenlang, wie wilde Tiere in ihrem Käfig! Staunend und drängend zogen sie an den Wagen vorbei; jeder wollte am nächsten stehen und jeder wollte am besten sehen. Ungalante Püffe gab's von allen Seiten. Und die Wagen selbst und ihre Besatzung! Wie grenzenlos häßlich wirkten sie! Ich hatte mir vorgestellt, daß sich mit diesem Karnevalszug eine Fülle von Schönheit, vereint mit Geist und Witz, verbünde, aber nichts von dem allem! Der Aufbau der Wagen war nicht allein geschmacklos, sondern direkt roh. Und die Kostüme! Vertragen, verblaßt — alte Seidenfahnen!

Schon jetzt goß die Wagenbesatzung flaschenweise Sekt in ihre Kehlen! Noch war es Morgen, und ein langer Tag und eine noch längere Nacht standen ihnen bevor! Sie folgten dabei allerdings einem Naturdrange: sie mußten innerlich einheizen, wenn sie in ihrer leichten Bekleidung nicht erfrieren wollten!

Es war fünf Uhr nachmittags, als wir abermals auszogen. Auf den Straßen liefen die Menschen in Kostümen und Masken — alles hatte Feiertag. Der Umzug war noch nicht beendet. Wir standen an einer Straßenecke fest eingezwängt unter Menschen. Der Zug wurde hier noch erwartet. Sämtliche Fenster waren besetzt bis unters Dach. Im dritten Stockwerk ließen die Menschen, darunter auch Kinder, ihre Beine aus dem Fenster baumeln! Als der Zug kam, gab's einen nicht enden wollenden Jubel, ein Schreien, ein Hochrufen für den Prinzen Karneval. Von den Wagen herab regnete es Konfetti und Zuckersachen. Und aus den Häusern und von der Straße klang ein tausendstimmiges: „Mir, mir!" Jeder wollte die hohe Ehre genießen, vom Prinzen Karneval ein Zuckersteinchen mit nach Hause nehmen zu dürfen! Über uns intonierte eine Musikkapelle, die auf dem Balkon eines Hauses stand, einen Marsch, — schauerlich klangen die Töne in das Geschrei der Menschen. Ein leises Kinderweinen klang an mein Ohr. Als ich mich umwandte, sah ich ein ganz kleines Kind auf den Armen einer Frau — mitten in dem großen Gewühle! Die Frau reckte und streckte sich, um ja alles zu sehen, unbekümmert um die arme, kleine, schreiende Last! An einem solchen Tage muß jedermann dabei sein, die Frau hätte wohl eher ihr Kind als den Karnevalszug drangegeben. So wird das Kölner

Kind schon frühe für den Rosenmontag erzogen!

Der Zug verschwand, und die Menge zerstreute sich. Wir suchten langsam unsern Heimweg auf. Es war dunkel geworden. Würden uns nun wohl die Lichter der Großstadt das Karnevalstreiben in magischer Beleuchtung zeigen? Aber ach! die Ausgelassenheit hatte ihren Höhepunkt erreicht und begann widerlich zu werden. Betrunken und johlend zogen Männer und Frauen in teilweise gemeinen Kostümen durch die Straßen, die Vorübergehenden belästigend. Jegliche Bande frommer Scheu waren gefallen und einem Sturm tierischen Empfindens gewichen. Aus den Restaurants klang Geschrei und Musik auf die Straße. Kurz, es war, als ob man es mit Tollhäuslern zu tun hätte und nicht mit zivilisierten Menschen eines hochkultivierten Jahrhunderts! Und dieses Treiben dauert einschließlich des Sonntags vor Rosenmontag drei Tage hindurch und drei Nächte!

Grenzenlos ernüchtert kamen wir nach Hause. Wo blieb da die köstliche, lautere Fröhlichkeit, die man erwartete, und die die Menschheit für drei Tage hindurch über die Misere des Alltags emporheben sollte? In Gedanken malte ich mir die kommende Nacht mit ihrem ausschweifenden Getriebe aus. Wieviel gutes und wohl auch mühsam erspartes Geld würde verausgabt werden, um alle Begierden zu befriedigen!

Sind solche Karnevalstage nicht geradezu dazu da, das Volk, das drei Feiertage lang seinen Trieben und Lüsten keine Fesseln anzulegen braucht, zu verderben? Und alles das erlaubt eine Behörde in einem Zeitalter, das nach Sittlichkeit und Enthaltsamkeit schreit! Ahnt sie nicht, was sie mit derartigen Orgien der Jugend schadet, deren ganzes Leben durch solche Tage vergiftet werden kann! Denn wer das Laster erst kennen lernt, ist ihm nur zu oft rettungslos verfallen. Es ist ein Jammer um die junge Menschheit, der hier erlaubt wird, in ihr Verderben zu rennen!

Macht nicht so viel Worte über Besserung und Vervollkommnung der sittlichen Zustände, sondern handelt einmal! Erzieht unser Volk besser, indem ihr ihm nicht Gelegenheiten gebt, bei denen es seines besten Menschentums verlustig gehen kann! E. D.

*

Kraftmeierei

In den fünfziger Jahren entstand der „Roman-Bayer. Ich weiß nicht, wer die freche Tat zuerst unternahm, den Altbayern zu entmannen, um ihn dem Rahmen der zeitgemäßen Belletristik anzupassen, — aber der Schänder fand ein Heer von Epigonen, die in Nuancen schwelgten, um endlich den Roman-Bayern komplett dem deutschen Volke zu überreichen: schön und kühn, zärtlich und schelmisch, ohne sich zu einer Steigerung dieser Begriffe herbeizulassen, die zu den Kontrasten häßlich und brutal, erotisch und bösartig geführt hätte. Und über alle diese Qualitäten war das Feigenblatt Trumpf und machte den Mann lächerlich, den Volksstamm widerlich.“

So lautet es in einem Prospekt, den ein guter Verlag seinen Autor hat selber verfassen lassen. Es ist etwas daran, an dem Gemeinten. Aber fast bei jedem Volksstamm ist es dieselbe Sache, am verwegensten im Schwarzwald, dank Bertold Auerbach. Die dortigen Hoteliersvereine sollten ihm viel mehr Denkmäler setzen. Dann findet der Sommerfrischler doch wenigstens diese Reminiszenz an die Phantasiebauern, die er sich vorgestellt hatte. In Bayern war wohl der eingewanderte Oberösterreicher Hermann Schmid der im obigen Text nicht gewußte erste Schänder der feigenblattlosen Wirklichkeit. Durch das mächtige Organ der alten Gartenlaube zeigte er dem norddeutschen Fremdenstrom das etwas regnerische Sommerland hinter dem Kochel- und Schliersee und pflanzte in die gesamtdeutschen Gesinnungen jene romantisierende Liebe zu den wadelbestrumpften Bayern, die im Herzensjubel von 1870 politisch wirkungsvoll hervorbrach

Die Sache hat doch noch andere Seiten, auch liebenswürdige, und außerdem erzieherische. Bevölkerungen und großes Publikum sind nun einmal schulpflichtige Kinder; wer da geben will, muß auch die Mittel je nach der Klasse stimmen. Es führte nicht weiter,

wenn man das Existenzrecht alles anderen bestreiten wollte, als das einer schonungslosen Folkloristik mit der einseitigen Witterung für das Feld des naturwüchsig Groben, Zotischen und des ewig Sexuellen. Es genügt doch, wenn sie wissenschaftlich und möglichst unbemerkt ihre Feststellungen macht. Es gab doch auch schon längst, auf anderer Linie als die Schmid, Schmidt und Ganghofer, den ganz kundigen und objektiven Ludwig Steub, der mit der Feinheit des Überlegenen aufrichtig zu sein verstand. Männer wie dieser formen durch noch so mittelbare Zwischenstufen ihre Landsleute. Die Liebe ist schließlich doch auch etwas und Besseres als die Beleuchtung mit der Nachtlampe vor herbeigeholtem zweifelhaften Publikum. Der zitierte Prospekt verwechselt nämlich zweierlei Zwecke. Er kündigt ein für Germanisten und Bibliotheken nützliches Buch über Rügesitten, Schandverse und erotische Schnadahupferl von großer Echtheit an. Aber er verbreitet es als ein literarisches Opus, als würzige Gabe für jene Art von Liebhabern, die sich das von ihm so verabscheute Feigenblatt, nämlich das von „Bibliophilen", vortun und die für Pikanterien trotz der erdrückenden Zündholzsteuer und der notleidenden Dividenden jeden gewünschten Preis, noch erhöht bei Luxusausgaben, zahlen. Diese Sorte Schnadahupferl gehört, nach richtigem Gefühl, in ein Bändchen mit wissenschaftlichem Petitdruck, nicht aber auf edles holländisches Büttenpapier und in Prachttypen, mit Ganzlederband. An solche Herren Liebhaber den ländlichen Oberbayern preiszugeben, das heißt mit ihm schimpflicher umgehen, als es nun wirklich den Schmid und Ganghofer vorgeworfen werden kann.

Und dann: weshalb muß man heute gerne so gesucht priapisch reden, wie in der zitierten Ankündigung? Versichert denn das allein noch Wahrheit und Natur? Sind wir im ganzen schon so lendenkrank geworden, daß die Ausnahme eine vor aller Ohren hervorzuhebende Zier geworden ist? Daß die Gleichnisse aus diesem Gebiet zum öffentlichen Ornament sich ganz besonders eignen?

Ed. H.

*

Wo bleibt der Denkmalsschutz?

Unter dem Stichwort: „Der Nikolaifriedhof in Hannover in Gefahr" berichtet die „Kölnische Zeitung": „Im Norden der Stadt Hannover, nicht weit vom Bahnhof, liegt der Nikolaifriedhof. Er ist voll gesät mit schönen und zum Teil künstlerisch meisterhaften Grabsteinen der Renaissance, des Barocks und der Rokokozeit. Es finden sich neben den hervorragenden Werken unbekannter Meister die eigenartigen und kräftig schönen Schöpfungen von Jeremias Sutel, die stilistisch starken Plastiken von Lud. Witte, kurzum eine ganz reiche Auswahl von Grabmonumenten, wie sie kaum noch auf irgendeinem andern deutschen Friedhof zu sehen ist. Zwischen ihnen erheben sich die stilistisch weniger individuellen, aber malerischen Urnensteine des Empire, und all das tote Leben überdacht ein reicher Wald von Ulmen, alten Kastanien, schweren Weiden, Pappeln, Akazien, unter denen hier und dort eine empfindsame Trauerweide rieselnd ihren zarten Leib über ein Grab beugt. Wege führen kreuz und quer unter den Bäumen und zwischen den Gräbern, und man sieht alte Leutchen auf ihnen trippeln oder eilige Fußgänger, den Weg vom Klagesmarkt nach der Stadt kürzend, sie durchschreiten. Nach dem einen Ende läuft der alte Friedhof, der seit den sechziger Jahren nicht mehr benutzt wird, in einen breiten Park von Bäumen aus, spitzt sich aber am entgegengesetzten Teil zwischen zwei Straßen zu und wird hier von dem Nikolaikirchlein abgeschlossen, um das sich die alten Grabsteine besonders reich versammeln. Das Chor dieser Kirche ist ein ganz köstlicher gotischer Bau. Schon in heidnischen Zeiten war dieser Platz dem Gottesgedenken gewidmet. Das erste Christentum bewahrte die Heiligung dieser Erde, und schon vom neunten Jahrhundert ist hier eine Kirche erwähnt, auf deren Mauern das Chor in seiner jetzigen Form im Jahre 1334 erbaut wurde. So liegt der Nikolaifriedhof, da inzwischen die Stadt gewachsen war, als eine grüne Insel voll Geschichte, voll Schönheit und voll Ehrfurcht nun mitten im Meer der modernen Miethäuser. Der Verkehr

brandet allerseits an ihm zusammen, und er liegt da wirklich ergreifend in der Weihe der Dinge und Zeiten, die er erlebt hat. Seine Schollen bergen neben historischen Persönlichkeiten auch unsern Dichter Hölty. Man hätte eigentlich glauben sollen, daß die Stadtverwaltung einen solchen Friedhof voll Liebe pflegen würde. Aber nein. Da soll nun alles weg für eine neue Kirche. Die Militärverwaltung braucht eine katholische Garnisonkirche und sie hat sich ausgerechnet diesen Platz ausgewählt. Ist es begreiflich, daß die Stadtverordneten anders antworten konnten, als mit einem erregt energischen Nein? Sie sagten aber ja! Der Friedhof und die Bäume, die grüne Insel und der geweihte Platz sollen fort. Die fürchterliche Tradition neu-hannoveranischen Kirchenbaues besiegt die Tradition, die tausend Jahre alt ist. Das heißt jedes Gefühl leugnen für die heimatliche Scholle und die lange Geschichte, die sie reich und qualvoll durchlebt hat. Abgesehen von allen ästhetischen und gesundheitlichen Werten, die der Stadt verloren gingen, liegt in diesem Beschluß ein Anzeichen von Gemütsarmut, das traurig stimmt. Aber es ist ja noch Zeit, die unverständliche Pietätlosigkeit unschädlich zu machen."

Hoffentlich ist es noch Zeit und wird diese noch ausgenutzt, damit nicht wieder einmal bloß der nachherige Jammer über das Verschwundene übrigbleibt. Gerade heute, wo endlich wieder der Sinn für edle Friedhofskunst erwacht, sollte die Zerstörung eines so herrlichen Platzes undenkbar sein.

*

Preßstimmen

Karl Kraus zitiert in seiner „Fackel":

„Roda Roda, wohl der vornehmste Humorist, der je auf einer Variétébühne auftrat, brachte wieder allerlei neues Ulkiges aus seiner literarischen Werkstätte und mußte immer neue Schnurren zugeben. Lachstürme begleiteten die Aufführung einer Posse, die von fünfzig vierfüßigen Künstlern des Schweizer Hundetheaters gemimt wurde."

„Eine Stärke des Programms ist auch der Humorist Roda Roda. Er weiß durch seine behagliche Erzählertechnik und seine drollige Art der Pointierung in hohem Maße die Heiterkeit der Zuhörer zu erregen. Nicht minder gelingt dies dem Schweizer Hundetheater ..."

„Auch noch eine Anzahl anderer Programmnummern gibt es, die mit Geschick und Geschmack gewählt sind. Roda Rodas heitere Vorträge kennt man. Die Freunde ausgelassener Heiterkeit kommen auf ihre Rechnung durch das Gastspiel des Schweizer Hundetheaters ..."

*

Ein deutsches Verlegerwort

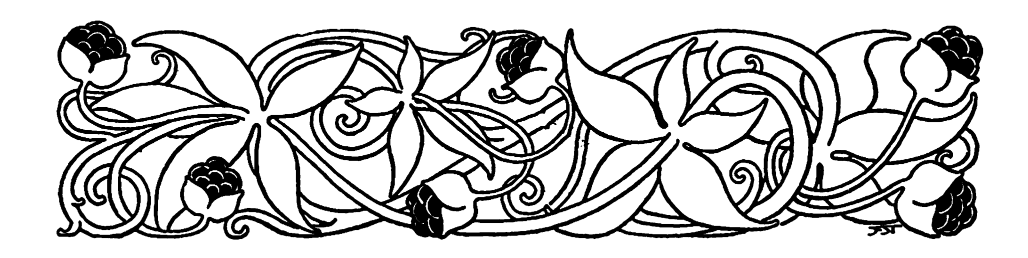
Zu der Streitfrage Fraktur oder Antiqua? veröffentlicht das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" eine Erklärung, die sofort die Unterschrift von 304 Verlagsbuchhändlern, darunter die bekanntesten und größten Firmen, gefunden hat:

„Angesichts der neuerdings von der Petitionskommission des Deutschen Reichstages befürworteten Bestrebungen, die Deutsche Schrift in den deutschen Schulen und in deutschen Druckwerken zugunsten der lateinischen zurückzudrängen oder gar zu beseitigen, erklären die unterzeichneten Verlagsbuchhändler kurz folgendes: Die gegen die deutsche Schreib- und Druckschrift immer wieder vorgebrachten Anklagen halten wir für unrichtig. Insbesondere ist eine gut geschnittene deutsche Druckschrift nicht schlechter, sondern besser lesbar und gesunder für die Augen als eine gleich breite und hohe Antiquaschrift. Vor allem aber ist die deutsche Schrift, seit es gedruckte Bücher gibt, diejenige Schrift, von der das deutsche Volk sich niemals trennen kann und, wie die gegenwärtige machtvolle Gegenbewegung zeigt, sich niemals trennen wird, weil sie allein den besonderen Bedürfnissen unserer Sprache in vielhundertjähriger Entwicklung angepaßt ist. An einem solchen Volksgut soll man nichts abbröckeln, nicht von obenher reglementieren wollen. Und das gar Ausländern zuliebe, die angeblich — es ist aber in Wirklichkeit anders — zu ungeschickt sein sollen, um bei Bewältigung der schwierigen deutschen

Grammatik auch deutsche Schrift zu lesen. Dabei ist diese deutsche Schrift, die für unsere Sprache notwendige Spielart der Weltletter, dem Anspruch des deutschen Volkes auf Weltgeltung seiner Kultur nicht nur nicht hinderlich, sondern sie bietet erwiesenermaßen dem Ausländer, selbst des Deutschen unkundigen Kindern, keinerlei Schwierigkeiten, ist vielmehr dem Lernenden eine Hilfe zum Verständnis der schwierigen deutschen Sprache. Solche Preisgabe einer berechtigten und notwendigen, niemand beeinträchtigenden deutschen Eigenart lehnen wir als deutsche Verlagsbuchhändler ab. Wir werden vielmehr, ohne der lateinischen Schrift, wo sie am Platze ist, feind zu sein, in unserer Berufsarbeit helfen, die deutsche Schrift zu hüten und zu verbreiten."

Man mag sich philologisch und technisch zu der Frage stellen, wie man will, — dies deutsche Verlegerwort trifft doch ins Schwarze. Gerade aus kaufmännischen Kreisen berührt solch unumwundenes, um die Gunst oder Ungunst des Auslandes unbekümmertes Bekenntnis zur deutschen Sache doppelt erfreulich. Die Note möchten wir öfter hören! Und ebenso frei und fröhlich angeschlagen!

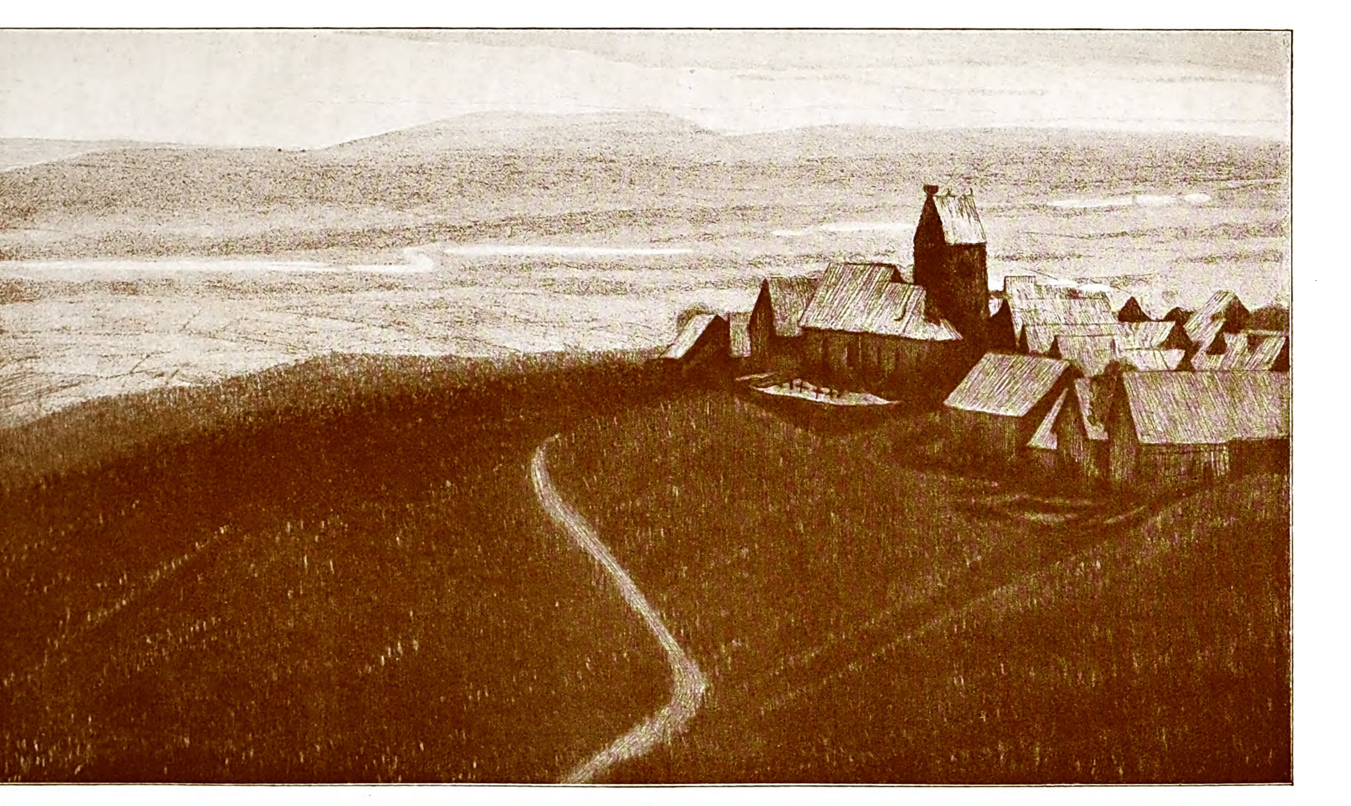
Gr.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Ötlingen Herm. Daur

Mühle in der Heide  Herm. Daur



Milchträgerin — Herm. Daur

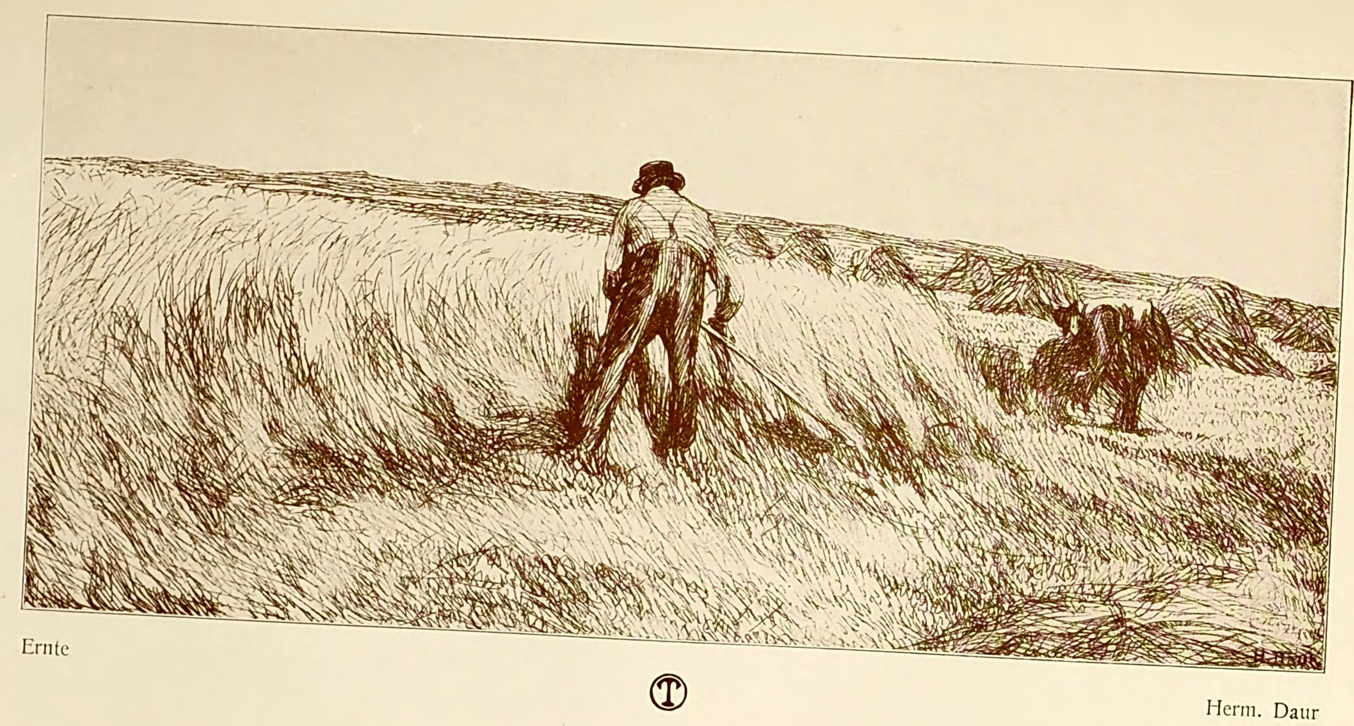
Zwischen Bäumen



Herm. Daur



Schloss Inglingen — Herm. Daur



Ernte

Herm. Daur

Dorf Rötteln

Herm. Daur

Herm. Daur

Vor den Bergen





Die Bravos — Carlo Böcklin



XIII. Jahrg. Juni 1911 Heft 9

Gott und das Kind · Von E. Schuster

Im Johannisevangelium heißt es: „Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran.“ Dies Wort gilt gewiß auch vielen derjenigen Pädagogen, welche die religionslose Erziehung des Kindes als Ideal aufgestellt haben. Denn ich erkenne gerne an, daß viele dieser Eiferer glauben, der Wahrheit und damit der gesunden Entwicklung einen Dienst zu leisten. Ja, aber was ist Wahrheit? Es könnte doch sein, daß man die absolute Wahrheit nicht gerade auf seiner Seite habe. Zugestanden, die Wahrheit sei nun eher durch die Empfindung als durch das logische Denken zu enthüllen — und jeder muß die Möglichkeit zugeben —, hätten dann die verehrten Gegner noch solch kecken Mut, dem Menschen etwas nehmen zu wollen, das sie selbst vielleicht nur nicht ergreifen konnten? Ich behaupte: keiner der Religionsfeinde hat je ein religiöses Erlebnis gehabt, ein Erlebnis, das ihm plötzlich eine neue Perspektive, eine neue Empfindungswelt erschloß. Sie wissen so viel von wahrem religiösen Empfinden, wie das Kind von der Liebe zwischen Mann und Weib weiß. Denn es gibt nun einmal Dinge, die außerhalb des Denkapparates liegen. Ich kann die Religionslosen nur bedauern, sie leben im tiefsten Grunde ein halbes Leben, denn alle Surrogate wie Pflichterfüllung, Liebe, Schönheitsstreben sind gleich dem aus der Quelle fortgetragenen Wasser: es erquickt eine Weile, wird faul und ungenießbar, ein Ekel dem Menschen. Wer aber die Gnade der Glaubenskraft, welche direkt aus dem Empfindungsleben sprießt, fühlen durfte, der hat sein Wohnhaus an der Quelle aufgeschlagen.



Die Bravos — Carlo Böcklin



XIII. Jahrg. Juni 1911 Heft 9

Gott und das Kind · Von E. Schuster

Im Johannisevangelium heißt es: „Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran." Dies Wort gilt gewiß auch vielen derjenigen Pädagogen, welche die religionslose Erziehung des Kindes als Ideal aufgestellt haben. Denn ich erkenne gerne an, daß viele dieser Eiferer glauben, der Wahrheit und damit der gesunden Entwicklung einen Dienst zu leisten. Ja, aber was ist Wahrheit? Es könnte doch sein, daß man die absolute Wahrheit nicht gerade auf seiner Seite habe. Zugestanden, die Wahrheit sei nun eher durch die Empfindung als durch das logische Denken zu enthüllen — und jeder muß die Möglichkeit zugeben —, hätten dann die verehrten Gegner noch solch kecken Mut, dem Menschen etwas nehmen zu wollen, das sie selbst vielleicht nur nicht ergreifen konnten? Ich behaupte: keiner der Religionsfeinde hat je ein religiöses Erlebnis gehabt, ein Erlebnis, das ihm plötzlich eine neue Perspektive, eine neue Empfindungswelt erschloß. Sie wissen so viel von wahrem religiösen Empfinden, wie das Kind von der Liebe zwischen Mann und Weib weiß. Denn es gibt nun einmal Dinge, die außerhalb des Denkapparates liegen. Ich kann die Religionslosen nur bedauern, sie leben im tiefsten Grunde ein halbes Leben, denn alle Surrogate wie Pflichterfüllung, Liebe, Schönheitsstreben sind gleich dem aus der Quelle fortgetragenen Wasser: es erquickt eine Weile, wird faul und ungenießbar, ein Ekel dem Menschen. Wer aber die Gnade der Glaubenskraft, welche direkt aus dem Empfindungsleben sprießt, fühlen durfte, der hat sein Wohnhaus an der Quelle aufgeschlagen.

Nehmen wir an, der im letzten Grunde tieftraurige Skeptizismus werde der Lehrmeister unserer Kinder. Selbstverständlich steht das Kind nicht sofort den äußersten Konsequenzen dieser Weltanschauung gegenüber. Aber zu glauben, tiefere Konflikte würden für es noch nicht in Betracht kommen, wäre eine gründliche Täuschung. Es müssen bei dem Kinde, das Gott nicht kennt, Konflikte eintreten, die aus dem Kontrast zwischen seinen natürlichen Empfindungen und Überlegungen und den Lehren und Forderungen des Erziehers geboren werden.

Ihr Atheisten lehrt das Kind die ganze, schwere Pflichtenlehre. Sehr wohl! Die Eltern beginnen damit, und die Schule setzt das Werk fort. Nun sind dies lauter abstrakte Forderungen, deren Erfüllung Eltern und Lehrer im Vorbild zeigen sollen. Denn diese sind für eure Kinder die einzige Autorität, vermöge deren das Sittengesetz überhaupt erst besteht. Leider sind aber die Erzieher auch schwache Menschen, und ihre Fehler werden vom Kinde wahrgenommen, zuerst nur instinktiv gefühlt, später durch Überlegung erkannt. Nun hat es wohl noch nie ein Kind gegeben, das widerstandslos allen Forderungen entsprochen hätte, die an es gestellt wurden. Denn das kleinste Menschlein hat auch seinen Egoismus so gut wie der älteste und klügste. Es müssen also Fälle eintreten, bei denen es gilt, die Leidenschaft der sittlichen Forderung zu unterwerfen. Und nach dem natürlichen Gefühl geschieht das vom Kinde nicht gutwillig. Es einfach ohne Belehrung zum Gehorsam zwingen, hieße nur, neue niedere Regungen in ihm wachrufen. Die Eltern müssen ihm wohl oder übel die Berechtigung der sittlichen Forderung klar machen. Aus Nächstenliebe und Liebe zum allgemeinen Besten kann nie ein Kind dauernd seine Selbstsucht besiegen. Zum wenigsten muß die Forderung der Eltern, durch deren Wille das Gesetz erst Geltung für das Kind hat, von ihrer Autorität gestützt werden. Gar leicht setzt dann bei dem denkenden Kinde etwa der Gedankengang ein: „Wie können die nicht Untadeligen von mir Tugend verlangen?“ Es wird Fälle geben, wo dies unklar gefühlt wird, und Fälle, wo dieser Gedanke scharf formuliert vor die Kindesseele tritt. Und logisch ist diese Überlegung unanfechtbar. Warum soll es dem Guten dienen und an das Gute glauben, da es doch keine absolut guten Menschen kennen lernt? Wohin soll das führen? In der „Iphigenie“ heißt es, jeder müsse sich einen Helden wählen, dem er auf dem Wege zum Olymp nacheifere. Wie nötig ist dieser „Held“ erst dem Kinde, dem Anschauung das wahre Brot ist!

Glücklich das religiöse Kind, das christliche Kind! Die Tugend ist ihm kein Begriff, die Tugend ist Christus selbst. Ein Ideal, das lebt, ein Ideal, das stets Ideal bleibt, auch wenn das Kind zum Greis geworden. Schöne Gestalten aus Geschichten werden mit den Jahren als Vorbilder überwunden, das Christusideal gibt jedem Alter genug. Und betrachte man die Konflikte bei dem religiösen Kind! Seine Frage nach der Berechtigung des Sittengesetzes ist schnell beantwortet: Gott, der es geschaffen, der ist der Ursprung der Forderung, und die Eltern dienen diesem Gott gerade so wie die Kinder. Leicht sieht das Kind seine Verpflichtung seinem Schöpfer gegenüber ein; natürlich ist damit noch nicht die Leidenschaft unterworfen, aber die Zügelung wesentlich erleichtert, weil begründet. Ich frage nun: Welche Verhältnisse sind gesünder und damit innerlich wahrer?

Weiter! Der Mensch ist bekanntlich ein sebstsüchtiges Wesen und sein frühestes und natürliches Streben ist auf Befriedigung seiner Selbstsucht gerichtet. Unser erstes Kind, das ohne Religion erzogen wird, hat die Erfahrung gemacht, daß seine Eltern nicht allwissend sind und nur das bestrafen, was sie von Bösem bemerkten. Natürliche Nutzanwendung: „Laß dich nicht erwischen!“ Und jedem normalen, nicht besonders guten und nicht besonders schlechten Kinde wird es bald einleuchten und damit von ihm praktisch verwertet werden, daß es durchaus vorteilhaft ist, die Eltern nichts von etwaigen schlimmen Handlungen merken zu lassen. Und es hat wirklich keinen triftigen Grund, den Eltern etwas mitzuteilen, was diese betrüben, ihm selbst schaden und die Sache gar nicht ändern würde. Wohin aber kann das führen? Glücklich wieder das religiöse Kind! Es weiß, Gott ist allwissend, sein Licht durchleuchtet jedes Kämmerchen seines kleinen Herzens, kein unreiner Gedanke bleibt ihm verborgen. Was nützt diesem Kinde, die Eltern zu täuschen, da es doch den lebendigen Gott nicht täuschen kann? Es lernt sich selbst kritisieren, und nur auf der Leiter der Religion steigt es zu der höchsten Stufe der Selbstkritik, wo jeder Gedanke mit dem Auge des gerechten Gottes geprüft wird. Denn der Mensch neigt zur Selbstentschuldigung, und nur die Vorstellung eines unbetrügbaren Gottes wird das Kind vor Selbsttäuschung bewahren.

Früh schon taucht in der Jugend die Frage auf: „Wo kommt die Welt her? Wozu sind die Menschen da?“ Antwort des Religionslosen: „Wir wissen es nicht!“ oder „Welt und Leben sind End- und Selbstzweck!“ Ja, wenn man nicht einmal weiß, warum man lebt, welchen Sinn hat es dann im Grunde, auf eine bestimmte, gute Art zu leben? Eins sieht jeder täglich als unerbittliches Gesetz vor Augen: Vergänglichkeit. Und der Vergänglichkeit Opfer um Opfer zu bringen — — das eröffnet einen Abgrund vor dem Kinde. In seinem natürlichen Gefühl, im Glauben, den Ausweg zu finden, bevölkert es die Leere mit Spukgestalten. Bald aber ist es klug genug, die Wesenlosigkeit dieser selbstgeschaffenen Geister einzusehen, und es bleibt nur noch die lebenhemmende Resignation. Sind das aber gesunde Verhältnisse? Glücklich abermals das religiöse Kind! Gott, der ihm erst den Verstand gegeben, ist größer denn seine Gabe, es fühlt die nie sterbende Sehnsucht nach dem einzig Guten, nach dem ewigen Glück, und dies Verlangen seines ganzen Lebens beweist ihm, daß Erfüllung da sein muß. Denn der Hunger wird mit Speise gestillt und der Durst mit Getränk und die Müdigkeit mit Ruhe, und nur die Seele, die mehr als alles ist, die sollte nicht erlangen, um was sie lebt? Undenkbar! Also vorwärts streben, um der Gabe der Unsterblichkeit würdig zu werden!

Und noch etwas hat das religiöse Kind für sich allein, und es ist vielen unentbehrlich: das Gebet. Auch unsere Kleinsten haben ihre Leiden und Schmerzen, die sie bitter ernst nehmen, ihr enger Horizont und ihre Phantasie helfen alle Kümmernisse vergrößern. Und Tatsache ist auch, daß das Kind seine geheimsten Gedanken scheuer verschließt als der Erwachsene. Freundschaften als gegenseitiger Seelenaustausch entwickeln sich erst unter reiferen Menschen. Und wo ist das Kind, das alles seiner Mutter anvertraut? Die Mutter weiß wohl viel von dem Kind, aber doch nicht alles. Es gibt so scheue, seelisch zarte, empfindsame Kinder, deren Mutter ganz anders ist, Kinder, die mehr Liebe zu verschenken haben, als die Mitmenschen

wollen — und die brachgelassene Liebe drückt. Es gibt bescheidene, grüblerische Kinder, welche sich mit Sorgengedanken quälen, die sie niemand anvertrauen mögen, mit einem Wort, es gibt einsame Kinder, welche nicht so scheinen. Im Gebet aber bringen sie Gott alle Liebe ihres weichen Herzens dar, alle Sorgen breiten sie vor ihm aus und schöpfen neue Schaffenslust und neues Leben aus der Zwiesprache mit Gott. Ja, selbst die Liebe zu Eltern und Geschwistern erhält erst ihre Weihe von Gott, und die Liebe zum Nächsten wurzelt am tiefsten in der Vorstellung, daß auch ihm eine unsterbliche Seele von dem Schöpfer ward. Aber ihr armen, scheuen, grüblerischen Kinder ohne Gott, wo ist euer Vertrauter? Nirgends! Die ungelösten Sorgen und die überreichen Empfindungen quälen, wenn auch nur zeitweise. Ob das wohl fördernd auf euch wirken mag? Und sind das gesunde Verhältnisse?

Ihr Pädagogen, wißt ihr, was ihr dem Kinde mit der Religion nehmen wollt? Nein, sonst könntet ihr es nicht wollen. Ihr nehmt ihm ein Lebendiges, eine Kraftquelle des Guten. Denn dem Kinde lebt Gott, wie Vater und Mutter lebt, und ohne diesen Vater und Richter, diesen Freund und Vertrauten muß es unglücklich werden.



Parsifal-Euphorion · Von Karl Hunnius

Gen. 16, 14 — nach dem Urtext: „Der Quell, wo mir Gott zum Gegenstande einer Offenbarung geworden ist."

Freie, anmutige und laubbestandene Hügellandschaft. Im Vordergrund sanft abfallende Blumenau. Auf der Höhe eine Quelle, unweit von ihr ein sauberes Bauernhäuschen, umgeben von rotblühenden Georginenbeeten. Gegenüber auf der Spitze des höchsten Berges die Wipfel dreier einsam ragender Kiefern. Links und rechts die dunkle Kulisse des hochgelegenen Nadelwaldes. Davor reifende Kornfelder. — Sonnenuntergang.

Aus tausend weißen Sternen wogt die Blumenau
Am Wiesenquell der Hagar selige Gewährung,
Den Gottesgruß mir zu am Tage der Verklärung. —

Im stillen Abendsonnenglanze blinkt der Tau,
Nur fernes Grillenzirpen harft durchs Korngefild,
Auf das die Sonne segnend prägt ihr Königssiegel. —
Es ruhn die müden Falter mit geschloßnem Flügel
Im Honigduft des Nektars, der aus Blüten quillt,
In denen mir des friedevollen Himmels Bild
Entgegenwinkt mit der Erfüllung reinem Spiegel.

Wie dünkt die Aue mich beim letzten Abendstrahle
Im Schmuck der herbstlichen Parnassien heut so schön! — —
Vom See herüber, dessen heil'ge Silberschale
In waldumkränzten Hügeln eingebettet ruht,
Dringt noch des heißen Tages letztes Luftgetön
Und die Gelände rings färbt tiefe Rosenglut, —
Ein letzter Abschiedsgruß des Lichts aus ew'gen Höhen. — —

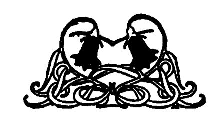
Zu meinen Füßen rinnt der Quelle Silberband,
Im Becken aufgefangen, hin im freien Spiele,
Fürsorglich eingefaßt von arbeitsamer Hand,
Verbreitend in der Dämm'rung wundersame Kühle.
Blauglocken, Gnadenkraut, Goldsterne und Ranunkeln,
Erzengelwurz und Dreiblatt sprießen rings hervor,
Und einsam sinnend überm bunten Blumenflor
Seh' ich die edle Königskerze herrlich funkeln,
Fürstlicher Hoheit voll, sie alle überragend
Und große Himmelreichsgedanken in sich tragend. —

Ich beuge mich hernieder zur kristallnen Flut:
Wie Geistesanhauch weht um Stirne mir und Wange
Der frische Odem aus lebend'gem Wasserbronnen, —
Im Glanz des Sommerabends schimmert es wie Blut,
Und sehnsuchtsvoll ergreift's das Herz in stummem Drange,
Wie ein Gesicht des Lebens und zukünft'ger Wonnen. —
Der Strahl erlischt, und bei des Hirtenhornes Klange
Geht die Natur zur Rüste, und die Erde ruht. — — —

Da steigt die Nacht herauf, und dämmergraue Schatten
Verhüllen mir das klare Angesicht des Quells.
Der Mond steigt rötlich blinkend über Wiesenmatten,
Am Berghang türmt der Wald sich düster wie ein Fels,
Der Blumen Kelche neigen sich, die sonnensatten.

O heil'ge Stille, wie vom Throne Gottes trifft
Dein seelenvoller Harfenklang mein lauschend Ohr; —
Die Sterne licht, zu denen Abraham empor
Den Glaubensblick einst sandte — weiser Gnadenschrift
Dem Geist, der sinnend sich in Gottes Geist verlor, —
Der Zukunftshoffnung goldne Wunderhieroglyphen. —

Da — plötzlich wird's lebendig über Wassertiefen. —
Es lichtet sich die Flut im weißen Blütenkranze,
Durchs Dunkel bricht ein himbeerfarbner Purpurschein,
Dreimal erglüht der Quell in wunderbarem Glanze,
Und wieder hüllt die Dämmerung der Nacht ihn ein
Mit ihren stillen Sternen, die so klar und rein
In seiner Tiefe finden heil'ge Geistesweide — — —
Und Erd' und Himmel schimmern auf in sel'ger Freude! —





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Zweiter Teil: Pater Paulus

(Fortsetzung)

Sechstes Kapitel: „Durch mich — für mich!“

Während Pater Paulus zu dem Büßerkloster in den Dolomiten, dahin er seiner schweren Schuld willen geschickt wurde, auf einsamen, wilden Wegen emporstieg, versuchte er noch immer das gräßliche Ereignis zu fassen:

„Kreuzige! Kreuzige dich selbst!“ — hatte er dem Schwärmer zugerufen; und dieser kreuzigte sich selbst.

Nicht seine junge, gläubige Menschenseele schlug Einhard vom Rinn an das Kreuz des Entsagens und Leidens, sondern seinen armen, zarten Knabenleib.

Am Karfreitag sang er mit den Gefährten am Grabe des Heilands das Miserere; und niemals war seine Stimme so voll weichen Wohllauts gewesen. Wie eine Stimme von oben herab schwebte sie über Christi offener Gruft, bei welcher der Sänger in der Nacht Totenwache gehalten. Jeder, der dem süßen Klange lauschte, fühlte sich davon wundersam ergriffen; und es entstand rings um das geschmückte Gottesgrab ein stilles Weinen all der Mütter, die gekommen waren, um in der Kirche vom Kloster Neustift den gekreuzigten Sohn einer Mutter auf seinem letzten Lager gebettet zu sehen. Danach vermißte man den Sänger.

Er wurde durch einen ganzen Tag, durch eine ganze Nacht gesucht, wurde im Morgengrauen des Ostersonntags gefunden: von Pater Paulus in der St. Michaelskapelle, die ihres Alters und Verfalles willen geschlossen war, und deren Schlüssel der Klosterschüler dem Pförtner entwendet hatte.

Vor dem verödeten Hochaltare führte der unselige Jüngling die grausige Selbstkreuzigung aus ...

Mit zerrüttetem Denken versuchte Pater Paulus wieder und wieder den unmenschlichen Vorgang sich vorzustellen:

Einhard vom Rinn entfernte sich nach dem Ave; und da am Karfreitag des strengen Fastens wegen die Abendmahlzeit ausfiel, so konnte er sich unbemerkt fortschleichen. Es gelang ihm, aus dem inneren Klosterhof zu entweichen. Der Werkstatt des klösterlichen Zimmermanns entnahm er Nägel und Hammer, fand

daselbst auch eine spitzige, scharfe Feile, nicht unähnlich einem Dolch. Mit Wachskerze und Zünder hatte er sich im Kloster versehen.

Er schlich zu der altertümlichen Kapelle, öffnete mit verrostetem Schlüssel mühsam die schwere Tür, trat ein, schloß Welt und Leben hinter sich aus.

Wahnsinn mußte ihn gefaßt haben: die Wahnidee des religiösen Schwärmers, des Fanatikers, Märtyrers:

„Kreuzige! Kreuzige dich selbst!“

Aber — kreuzige dich nicht um deiner selbst willen. Auch nicht wegen der Leiden und Sünden der Menschheit: kreuzige dich wegen des Leidens und der Schuld eines Menschen, der dir lieb ist.

Denn darum hatte der Knabe das Furchtbare vollbracht: um des geliebten Lehrers willen, der schwach im Glauben war, ein ungläubiger, also ein schlechter und falscher, ein unchristlicher Priester.

* * *

„Für mich, durch mich.“

Der Alpenwanderer dachte beständig nur das eine, malte sich den Vorgang, dafür es keine Vorstellung gab, mit fiebernden Pulsen, zerrütteten Sinnen beständig aus ...

In der Kapelle schritt Einhard vom Rinn zum Hochaltar, zündete die Kerze an und begann die Vorbereitungen zu dem anderen Opfer, dem Menschenopfer, zu treffen.

Auf dem Hochaltar ragte einsam das hölzerne Kreuz, von dem der Gekreuzigte am Tag vor Karfreitag für die Grablegung herabgenommen und in die Klosterkirche geschafft worden war. Das Kreuz raubte der Opfernde von seinem Platz und legte es auf die Altarstufen. Jetzt entkleidete er sich. Der Kerzenschein fiel auf den jungen, lauteren Körper, der in der Schönheit eines Epheben aufleuchtete. Dem erschlagenen Sohne Adams mochte dieser blasse Jünglingsleib gleichen.

Darauf betete der betörte Knabe lange, lange. Er betete mit einer Inbrunst, die Verzückung ward:

„Herr, gib mir Kraft! Stärke mich, Herr, Herr! Dich rufe ich an! Siehe, dein lieber Sohn wurde für die ganze Menschheit gekreuzigt — ich will mich für einen, nur für einen Menschen an das Kreuz schlagen. Nimm mein Opfer gnädig auf!“

In der Ekstase des Märtyrers durchstach er sich Füße und Hände, bohrte sich die Nägel in die Wunde, legte sich blutüberströmt auf das Kreuz, trieb mit dem Hammer die Nägel ins Holz.

Es gelang ihm nur bei den Füßen und der linken Hand. Vielleicht ward er danach bewußtlos.

Jedoch noch einmal mußte er erwacht sein, mußte sich mit letzter schwindender Kraft den Speerstich in die linke Seite beigebracht haben ...

Er verblutete am Kreuz gleich einem Opferlamm:

„Für mich — durch mich!“

* * *

Blutüberströmt, als sei er selber der Mörder, trug Pater Paulus den Leichnam auf seinen Armen aus der Kapelle. Als sei er selber der Mörder, wichen alle vor ihm zurück. Als sei er in Wahrheit der Mörder, klagte er sich selber an:

„Für mich — durch mich!"

Er wich nicht von dem Toten, wusch ihn, kleidete ihn, legte ihn in den Sarg, wachte bei ihm, grub ihm das Grab. Aber — er betete nicht für ihn.

Wenn dieser Tote nötig hatte, daß für seine Seele gebetet und Messe gelesen wurde — so gab es keinen allgütigen Gott. Auch keinen allgerechten ...

Der Selbstmörder sollte kein christliches Begräbnis erhalten. Es sollten für ihn nicht die Glocken geläutet und sein Grab sollte nicht gesegnet werden.

Der hochwürdige Prälat war ein gütiger Herr; indessen — einem Selbstmörder wurde kein christliches Begräbnis gewährt! Das war nun einmal nicht möglich.

Pater Paulus wollte aufschreien. Auflehnen wollte er sich gegen den Befehl seines Oberen; dagegen sich empören. Doch blieb er ruhig. Der tote Jüngling konnte über sein unchristliches Begräbnis kaum ruhiger sein. Er dachte wiederum:

„Wenn sein unchristliches Begräbnis seinem Seelenheile zu Schaden gereichen sollte, so — gibt es weder einen allgütigen, noch einen allgerechten Gott. So gibt es überhaupt keinen Gott."

Er ging zu dem hochwürdigen Herrn Prälaten, grüßte ihn demütig, bat demütig:

„Gestattet, daß ich den Toten begrabe; in aller Morgenfrühe; ich allein. Beging er doch seine Tat für mich — durch mich ... Lediglich für mich und durch mich."

Die Bitte ward ihm gewährt. Als er den Sarg auf den Karren heben und hinausführen wollte, standen die Klosterschüler versammelt: reine, gute Jünglinge trugen den Guten und Reinen zu Grabe. Und als der Tote in die Gruft an der Kirchhofsmauer versenkt ward, stieg zu den Gipfeln der Alpen, zu dem im Morgenlicht erglühenden Himmel statt des Segens feierlicher Gesang auf.

Das Miserere des Meisters von Palästrina sangen sie dem verstummten Sänger im Tode nach.

* * *

„Hochwürdiger Herr Prälat! Der Knabe starb für mich und durch mich. Ihr sagt: durch die Todsünde seines Selbstmords wäre seine Seele dem Himmel entrissen worden. Ihr müßt es wissen. Nur wollet bedenken, daß seine Schuld die meine ist. Wie Ihr seine Missetat an seinem Leichnam straftet und diesem das christliche Begräbnis weigertet, so muß Eure große Gerechtigkeit jetzt auch meine Schuld strafen an meinem lebendigen Leibe. Seele für Seele! Ich stahl der Kirche eine Seele; so muß ich ihr denn eine andere dafür wiedergeben. Das will ich. Ich kenne eine Seele, die der Kirche nicht gehört, und die ich der Kirche zuführen werde. Überdies befindet sich daselbst eine Strafanstalt unseres Ordens für schuldige Priester und Mönche. Also ist jener Ort für mich gerade die rechte Stätte. Übt auch an mir Eure Gerechtigkeit, und sendet mich zur Strafe meiner Sünden dorthin."

Dem nach seiner Bestrafung Verlangenden wurde entgegnet:

„Du sollst der Gottheit viele Seelen gewinnen, mein Sohn Paulus. Auch die Freveltat des unseligen Knaben hat bewiesen, welche Macht über Seelen dir verliehen ward. Der Orden hat Hohes mit dir im Sinn. Ein Chorherr des heiligen Augustin der lateranensischen Kongregation wirst du aufsteigen bis zum Höchsten deines Ordens.“

Der Gepriesene fühlte sein Blut zum Herzen drängen, hörte in seiner Seele den Versucher ihm zuraunen:

„Macht, Herrscherrecht: Du sollst ein Herrscher sein!“

Schweigend verharrte er eine Weile; dann sagte er mit vor Erregung heiserer Stimme:

„Laßt mich zuerst über die eine Seele Gewalt gewinnen! . . . Als kniete ich vor Euch in der Beichte, bekenne ich Euch, daß meine Seele nicht eher Ruhe finden wird, als bis dieses eine geschehen ist. Danach wählt mich zu einem anderen großen Werk; danach bestimmt über mich. Ihr sollt mich gehorsam befinden in allen Dingen. Heute flehe ich in Demut, mir als Strafe aufzuerlegen, in der Dolomitenwildnis nach meinen Brüdern zu sehen, die dort der Strafe verfielen, und selbst ein Büßer zu sein.“

* * *

Es geschah so. Und nun stieg Pater Paulus auf einsam wilden Wegen empor, hoch und höher. Aber die Last auf seiner Seele konnte er nicht drunten in der Tiefe zurücklassen. Sie folgte ihm durch all sein Denken und Fühlen, all sein Beten und Büßen; sie blieb bei ihm, fortan seine Lebensgefährtin, und sollte er zu den höchsten Gipfeln der Kirche aufklimmen, ein Herr und Herrscher über die Seelen.

* * *

„Durch mich — für mich . . . Durch mich für die Kirche; durch mich für Gott; durch mich für ihr ewiges Seelenheil.“

Er mußte sich besinnen, wen er eigentlich meinte? . . . Den toten Knaben? . . . Nicht doch! Er meinte sie: Judith Platter. Wen anders sollte er meinen, als ihre Seele, die von der Kirche sich abwandte, die Gott niemals in seinem Hause aufsuchte, die ihren eigenen Gott besaß. Er meinte mit seinen Worten die Seele, die sich um ihr ewiges Heil nicht kümmerte: Judith Platters unchristliche Seele wollte er als Sühnopfer für die andere Seele darbringen.

So hatte er es seinem Oberen verheißen, so sich selbst gelobt. Und jetzt stieg er hoch und höher zu der Felsenwand der Dolomiten empor, die ihre Welt geworden war, von ihr geschaffen durch die Macht ihres Willens; geschaffen aus eigener Kraft, wie sie bereits als Kind geplant hatte.

Jetzt würde er mit seinem Willen, aus seiner Kraft sie zwingen —

Auch das war über alle Vorstellung: daß er Judith Platter „zwingen“ würde. Er wollte jedoch nicht ihr Herz seinem Herzen untertan machen, sondern ihre Seele Gott. Vielmehr: der Kirche Gottes.

Er stieg und stieg . . . Jetzt umwehten ihn wieder dieselben Lüfte wie sie, leuchtete derselbe Himmel über seinem Haupt wie über dem ihren. Wenn auf diesen

Höhen der Wind zum Sturm ward, der Riesenfichten entwurzelte und Felsen zersplitterte, so war das nur um so besser; und zwar um so besser für ihn sowohl wie für sie. Für ihrer beider Seelen waren Alpenstürme gerade das rechte Element: waren sie ihnen doch Atem und Lebensluft! Nun mochte der Föhn der Dolomiten — der Föhn der Seelen sie umbrausen: den einen von beiden würde der Orkan sicher nicht zum Wanken bringen. Und dieser eine war der Mann, war der Priester.

Welche grandiose Welt! Genau so wie heute, war sie bereits vor Jahrtausenden gewesen: tiefe Schluchten, schwarz von Tannennacht; in den Abgründen der Gischt schäumender Wildbäche; Felsenöden mit geheimnisvollen, blaugrünen Seen, deren Flut schneeige Grate und Gipfel widerspiegelten. Und wieder Engpässe, wieder Steinwüsten!

Eine Welt für Königsadler war's; eine Welt für Königsmenschen ...

Aber dann mußte Pater Paulus die wirklichen Bewohner dieser Wildnis kennen lernen: das armselige Volk von Waldbauern und Hirten nebst den Klausnern St. Augustins in dem Hochtal, welches das Ziel seiner Pilgerfahrt war. Die einen bestanden in einer kleinen Schar von Mühseligen und Beladenen — von Einfältigen und Glaubensreichen; die anderen in einer Genossenschaft von Sündern und unfreiwilligen Büßern; darunter sich Lästerer des Höchsten, Verräter an der Gottheit befanden; auch Lasterhafte und solche voll tiefmenschlicher Schuld.

Die Waldleute, welche der dunklen Mönchsgestalt des Ankömmlings begegneten, gingen mit widerwilligem, mürrischem Gruß an ihm vorüber: „Da schicken sie uns von da draußen schon wieder einen, den sie bestrafen müssen, und den wir behalten sollen!“ Aber die Weiber liefen herbei und haschten nach des Priesters Hand, der für sie auch in seiner Schuld und Buße ein Geweihter blieb.

Pater Paulus achtete weder der einen noch der anderen; achtete nicht der finsteren Felsenenge, die ihn umschloß, als hielte sie ihn wie in einem Kerker gefangen. Er blickte suchend empor. Nicht zum Himmel schweifte sein Blick, sondern zu den Gipfeln der Dolomiten, darunter Judith Platter sich ihr Haus gebaut haben sollte. Unter den höchsten, den wildesten Schroffen leuchtete es auf: Mauern und Dächer.

Dort oben also war's!

Und er grüßte mit Blick und Seele hinauf:

„Ich komme zu dir emporgestiegen! Und — höre mich, Judith Platter! Die Stunde wird schlagen, wo du zu mir niedergestiegen kommst.“

* * *

Der Empfang, der Pater Paulus in der Klause zuteil ward, brachte sein heißes Blut in Wallung. Als sei er ihresgleichen! Als habe er geleugnet und gelästert in ihrer kleinen Sünderart; habe ihre Frevel und Verbrechen verübt, mit ihren Lastern sich befleckt. Aber bereits in der ersten Stunde zeigte er ihnen, daß er nicht zu ihrer Gemeinschaft gehörte; gab er sich ihnen als den Herrenmenschen zu erkennen, der er auch als Gottesmann geblieben war. Da es in dem Hause der Büßenden keinen Oberen gab, so wählte sich Pater Paulus selbst die Zelle; und er nahm für sich den Raum in Anspruch, der dem Superior gebühren würde, wäre die Strafanstalt St. Augustins dieses Heiligen Heiligtum. Selbst die heimlich

wider ihn Murrenden erkannten: „Diesem kommt es zu, hier zu wohnen!“ Und sie setzten im Geiste hinzu: „Diesem wird es zukommen, über uns zu gebieten!“

Zu ihrer feindseligen Empfindung gegen den Neuling gesellten sich jedoch Furcht und Grauen, als dieser auf ihre Frage: weswegen er zu ihnen geschickt worden sei? zur Antwort gab:

„Wegen Totschlags.“

Nicht, um in der größten und vornehmsten Zelle zu hausen, wählte Pater Paulus die altertümliche Wölbung; sondern er entschied sich für sie, weil er, als er an das Fenster trat, hoch über sich die Dolomiten sah. Die kahlen Felsenzinnen loderten in Sonnenuntergangsgluten gleich Flammensäulen, die zum Himmel aufschlugen, um diesen in Brand zu setzen; und in Purpurschein leuchtete das Haus der fremden Frau ...

Anstatt die erste Nacht seiner Ankunft in der Kirche und im Gebet zu verbringen, durchwachte sie der Mann, der sich selbst eines Totschlags zieh, vor dem offenen Fenster seiner Zelle.

Ob Judith Platter dort oben in ihrem Traum wohl empfand, daß er gekommen sei? Und weshalb gekommen? Nicht wegen des guten Jünglings, der sich für ihn, durch ihn selber gekreuzigt hatte; sondern gekommen ihretwillen. Ihretwillen allein!

Als er am offenen Fenster stand, hinausschaute in die Finsternis und an Judith Platters Träume dachte, vernahm er durch das Schweigen der Nacht vor den Mauern der Klause ein leises klägliches Winseln.

Da im Hause niemand hörte und die jammervollen Laute nicht verstummten, ging der einsam Wachende, öffnete, fand auf der Schwelle zusammengebrochen einen völlig entkräfteten, mit dem Tode ringenden Hund:

„Argas!“

Der Priester kniete zu dem Getreuesten der Getreuen nieder, umfaßte seinen Kopf, wollte ihn aufrichten, wollte ihn ins Haus tragen, wollte das schon einmal durch ihn gerettete Leben mit der ganzen Macht seiner Liebe dem Tode entreißen. Aber seine Liebesmacht erwies sich diesmal als machtlos.

Der Hund Argas starb.

Ende des zweiten Teils



Dritter Teil: Die Königsfrau

Erstes Kapitel: Wie aus Judith Platter die „Königsfrau“ ward

„Du, Königsfrau!“

„Wie nennst du mich?“

„Du bist sie ja doch, die Königsfrau.“

Aus dem Munde des Hüterbuben Martin erfuhr Judith den Beinamen, den sie in den Dolomiten führte. Sie empfand das Wort als Spottnamen, von der



Feindseligkeit der Dolomitenleute ihr beigelegt. Aber der Hohn traf sie nicht. Sie nahm sich auch nicht vor, den Schimpfnamen in einen Ehrennamen zu verwandeln. Wie sie des einen nicht achtete, bedurfte sie nicht des anderen: sie blieb in dem einen und dem anderen sie selbst.

Leuchtenden Blicks fuhr der Knabe fort:

„Du, Königsfrau, höre! Dort oben weiß ich einen Adlerhorst mit zwei Jungen. Sind sie flügge, steig' ich hinauf und bringe sie dir. Darf ich?"

„Sahst du einmal einen gefangenen Adler?"

„Beim Bären-Alois."

„Sahst du des Vogels Augen?"

„Freilich."

„Und du willst für mich einen Adler fangen?"

„Und müßt' ich auf einer Himmelsleiter zu den Königswänden aufsteigen!"

„Sahst du nicht, wie traurig des Vogels Augen waren?"

„Traurig? Du machst die beiden Adler so zahm wie deinen Reiher. Der hat lustige Augen!"

„Dafür ist er auch nur ein Reiher. Ein Adler bleibt ein Adler. Er wird todtraurig in der Gefangenschaft, stirbt im Käfig. Bei mir darf kein Tier traurige Augen haben. Womöglich auch kein Mensch. Also bringe mir deine Adlerjungen nicht."

„Wenn sie groß sind, fressen sie meine Ziegen und Schafe."

„Wenn du groß bist, werde Jäger und schieße die Räuber deiner Ziegen und Schafe. Einen toten Königsadler darfst du mir bringen."

Der leidenschaftliche Knabe rief aus:

„Wenn ich dir keine Freude machen kann, freut mich gar nichts mehr!"

Judith mußte über den jungen Ungestüm lächeln. Freundlich sagte sie:

„Werde solch braver Mann, wie du ein braver Bub bist, und du machst mir auch später Freude."

Der Belobte wurde rot bis zu seinem schwarzen Krauskopf hinauf. Plötzlich brach er in Tränen aus. Sie strömten so heftig, daß Judith erschrak.

„Was fehlt dir?"

Lange wollte der Knabe nicht gestehen. Dann stammelte er schluchzend:

„Was haben sie gegen dich? Was tust du ihnen? Weshalb reden sie Übles von dir? Du bist besser als alle! Gut bist du. Bin ich erst groß, will ich gar keine Adler schießen — Menschen schieße ich tot! Alle, die dir Böses antun möchten."

Mit dem ruhigen Lächeln, welches Judith für des jungen Wildlings kindliches Liebeswerben hatte, tröstete sie ihn jetzt in seinem Leid:

„Niemand will mir Böses zufügen. Das bildest du dir nur ein. Die Leute hier oben müssen mich erst so gut kennen lernen, wie du mich kennst. Sie denken: ‚Was hat die fremde Frau bei uns zu schaffen? Sie soll bleiben, wohin sie gehört; soll wieder hingehen, woher sie kam. Wir wollen sie bei uns nicht haben!' Ich muß ihnen erst zeigen, was ich hier oben will und daß ich von ihnen nichts verlange; daß ich ihnen gern geben würde, wenn sie es nur von mir annehmen möchten. Nicht Geld und Gut, sondern Arbeit, die ihnen Gut und Geld einbringt.

Wenn ich den Leuten nicht böse bin, darfst du es auch nicht sein. Nicht wahr, das verstehst du?“

Martin verstand es gar nicht. Da sie ihm jedoch bei den letzten Worten die Hand auf den Kopf legte, so lachte er unter Tränen über sein ganzes braunes hübsches Gesicht, und versprach großmütig, dereinst nicht auf Menschenjagd zu gehen, sondern sich mit Adlern und Bären begnügen zu wollen . . .

Judith schickte den kampfbegierigen Hirtenjüngling zu seiner friedlichen Herde und schritt weiter, um auf dem Hof und in den Stallungen nach dem Rechten zu sehen. Stattlich standen die neuen Gebäude unter den drohenden Dolomitenwänden in der grünen Sommerwelt. Die Mauern waren aus Stein gefügt und von einer Stärke, als sollte der Königshof einen zweiten Platterhof vorstellen; über den weißen Wänden ragten Obergeschoß und Dach, aus jungen gleichmäßigen Föhrenstämmen gezimmert, noch ungebräunt von der Sonne der Alpen. Rötlich gelbe und braun violette Dolomitenblöcke belasteten die Schindeln und schützten sie vor dem wütenden Föhn.

Jedes Ding, auch das kleinste, war wohl bedacht und wohl ausgeführt worden: nach welchen Hindernissen, Mühen, Nöten! Allein die Arbeiter für den Bau zu gewinnen und alles Material zu beschaffen, war eine Tat gewesen, dem Willen und der Kraft eines festen Mannes würdig. Jede andere Frau wäre darüber zerbrochen.

Die Herrin dieses hohen Reiches hatte sich schließlich darein fügen müssen, fremde Handwerker zu berufen; und zwar aus dem nahen, ihr verhaßten Welschland. Die Männer erwiesen sich als vortreffliche Arbeiter, und Judith war viel zu gerecht, um das Gute selbst bei einem Feinde nicht gelten zu lassen. Aber welche Beschwerden, Lasten, Sorgen hatte es gekostet!

Das war jedoch von allem Bösen das Beste. Nicht einen Augenblick war Judiths Pfadfindernatur erlahmt; niemals hatte sie die Furcht befallen, sie könnte der Sorgen nicht Herr werden, die Lasten nicht tragen.

Jetzt standen Haus und Hof. Die weiten Stallungen gewährten Raum für zahlreiches Vieh von einem, in diesen Gegenden unbekannten prachtvollen Schlag; für Unterbringung reichlicher Heuvorräte gab es hohe Schober aus unbehauenen Fichtenstämmen aufgeführt, und gar ansehnlich erhob sich ein Knechtshaus, während die Mägde gemeinsame Kammern im Hause der Herrin bewohnten. Hier befand sich auch die große Gesindestube, besonders behaglich an langen Winterabenden, wenn sich die Leute um den gewaltigen Kachelofen versammelten, den eine breite Bank umschloß. Dieser Raum stieß an Judiths Wohngemach, inmitten dessen schimmernden Täfelungen der Webstuhl der Herrin stand. Saß sie vor dem ehrwürdigen Gerät und warf mit kundiger Hand eifrig das Schifflein, so hatte die Königsfrau auf ihrem Thron Platz genommen . . .

Die Reden des Knaben Martin taten es Judith nicht an; doch konnte sie nicht verhindern, sich darüber Gedanken zu machen:

„Erst wenn ein Ding Namen erhält, gewinnt es Gestalt. Empfunden habe ich oft genug, daß sie mich hier oben nicht leiden mögen, und mich am liebsten verjagten wie einen gefährlichen Feind. Jetzt wurde es ausgesprochen. Und kam

mir auch die Botschaft aus Kindermund, so vernahm ich sie doch: ich bin den Leuten verhaßt . . . Das ist ein seltsames Bewußtsein, gehaßt zu werden. Für mich etwas ganz Neues, Fremdes, Unheimliches und Unheilvolles. Ich mußte auch das kennen lernen, muß auch damit fertig werden. Immerhin ist es häßlich, Haß zu erregen. Dagegen, wenn man geliebt wird: von e i n e m Menschen! Selbst zu lieben: e i n e n Menschen! Was geht das mich an? . . . Das ist abgetan für jetzt und für immer."

Sie gelangte an einen Platz, von dem aus sie ihr kleines Gebiet übersehen konnte. Hellen Blicks und freien Herzens schaute sie um sich über die Fluren und Wälder, die sie sich in diesen Himmelshöhen zu eigen gemacht hatte. Das Gefühl einer großen Verantwortung überkam sie:

„Du darfst nicht müßig sein. Nicht eine einzige Stunde! Beide Hände mußt du regen. Sie regen bis zu deiner letzten Stunde. Hier gilt's, zu schaffen. Für wen? . . . Nicht für Kind und Kindeskind. Also für wen? . . . Daran darfst du nicht denken. Das Schaffen, die Arbeit, die Freude am Schaffen und an der Arbeit müssen dir Ziel und Zweck genug sein."

Unbedeckten Hauptes stand sie inmitten der lodernden Sonnenglorie: ihrem Haupte tat der Himmelsglanz nichts. An ihrer Hand flammte der Rubin auf. Ihrer Art nach wehrte sie sich nicht wider die bei dem Funkeln des Edelsteins auf sie einstürmenden Gedanken:

„Gut, daß Berge und Täler uns trennen. Es tut nicht wohl, wenn Zweie, welche Unendlichkeiten scheiden, nahe beieinander wohnen. Das mußte ich erkennen, da wir in der Sturmnacht zusammen am Eisack standen . . . Wie er mich ansah, als er seine Arme nach mir ausstreckte! . . . Wenn ich beten könnte, wie andere gute katholische Christen, so würde ich zu der Schutzheiligen seines Hauses, zu Santa Barbara, die Hände aufheben und sie bitten, dieses Mannes Herz zu bewahren und darin nur das Bildnis der Himmelskönigin thronen zu lassen . . . Was denkst du jetzt wieder? . . . Judith! Judith!"

Sie rief sich selbst so feierlich an, weil sie plötzlich wiederum denken mußte: ob es wohl sein könnte, daß in seinem Herzen — in dem Herzen des Priesters! — das Bild einer irdischen Frau eine Stätte hätte? Dann wäre er ein schlechter Priester, wäre sein ganzes Priestertum Lüge und Trug. Jedesmal, wenn diese Vorstellung Gewalt über sie gewann, mußte sie sich selbst warnend bei Namen rufen, um sich dadurch der dunklen Macht solcher Gedanken zu entziehen.

Unwillkürlich glitt ihr Blick von den sonnenüberstrahlten Gipfeln in die schattenvolle Tiefe herab. Dort ragte auf finster umwaldetem Fels ein graues Gebäude: die Klause der büßenden Augustiner. Daß in der von ihr erwählten neuen Heimat gerade d i e s e s heilig-unheilige Haus sein mußte! Heilig durch den Namen seines Gründers, unheilig durch seine Bewohner, die als Priester in menschliche Schwäche und Schuld verfallen waren. Vielleicht befanden sich darunter etliche, dadurch strafbar, weil sie nicht n u r die heilige Jungfrau im Herzen trugen; also schlechte und falsche Priester waren.

Gewiß war ihre Schuld eines tiefen Mitleids würdig . . . Judith Platter fühlte jedoch mit ihnen kein Mitleid.

* * *

Die Heuernte fiel prachtvoll aus. Judith half tüchtig mit und versuchte die Arbeit für die Leute möglichst freudig zu gestalten: sollte doch Arbeit für den Menschen ein Fest sein. Das stets reichliche und gute Essen war in Zeiten besonders angestrengter Tätigkeit auf dem Hof der Königsfrau besonders vortrefflich, und wurde bei dergleichen Gelegenheiten von dem Gesinde ausnehmend viel verlangt, so stellte die Herrin zuerst an sich selbst die strengsten Anforderungen, die sie auch immer erfüllte.

Bereits im Morgendämmer zogen die Mäher und Mäherinnen aus; denn das Gras schnitt sich am leichtesten, wenn auf den Wiesen noch Tau lag. Fluren von derartig üppigem Wuchs waren Judith bisher unbekannt gewesen und sie hatte ihre helle Freude daran. Noch im hohen Juni blühten dort oben die Frühlingsblumen, daß die Matten märchenhaften Auen glichen, daraus die Dolomiten wie eine Götterburg aufragten. Die großen Glocken der Genzianen hüllten den welligen Grasboden in Azurblau, die duftenden Federnelken in zartes Rosa und die wohltätige Arnika in leuchtendes Gold. Ging über den purpurfarbenen Zinnen der Dolomiten die Sonne auf, so funkelten diese Gefilde in dem glühenden Glanz von Brillanten . . .

Am Abend des letzten Erntetages zogen plötzlich über den Gipfeln schwere Gewitter auf. Nicht eher sah man die Unwetter kommen, als bis sie bereits da waren. Plötzlich ward es blauschwarze Nacht. Noch standen die letzten Wagen hochbeladen und harrten der Einfuhr mit den Gespannen der silbergrauen mächtig gehörnten Ochsen. Judith trieb zur Arbeit. Da erklärten einmütig die Knechte: würde ihnen der Lohn nicht erhöht, so rührten sie keine Hand. Sie erhielten zur Antwort:

„Morgen zahle ich euch euren vollen Monatslohn aus und morgen seid ihr samt und sonders entlassen. Ihr braucht aber auch heute keine Hand anzurühren.“

Nun wollten einige helfen; doch Judith gestattete es nicht. Sie befahl die Mägde zu den Ochsengespannen. Unter dem Höhnen der Männer gehorchten die einen mißmutig, unbeholfen die anderen. Judith und der Knabe Martin arbeiteten fast allein.

Sie sah prachtvoll aus! In dem dunklen Kleide einer Bergbäuerin, welches die hohe Gestalt in wenigen großen Falten umschloß; im schwarzen mit Silberknöpfen besetzten Mieder; die braungebrannten Arme frei aus den bauschigen Hemdsärmeln — so stattlich anzusehen, fuhr sie Wagen auf Wagen unter die breit vorspringenden Dächer der Stallungen, wo das Heu vor dem Regen geschützt war. Ringsum knatterten und krachten die Donnerschläge, als ob die Dolomiten einstürzten; lohten und loderten die Blitze, die Gewitternacht mit blauen und roten Flammen durchzuckend. Als der letzte Wagen glücklich geborgen war, brauste der Sturm auf.

Am nächsten Tage wurden die frechen Knechte entlohnt und entlassen. Jetzt wären sie gern geblieben. Der eine und andere zeigte eine demütige Miene, oder er ließ sich sogar zu einer Bitte herbei. Stumm deutete Judith bei jedem zur Tür. Da begannen auch die Mägde heimlich zu murren, und eine von ihnen erklärte, gleichfalls gehen zu wollen. Es war die Großmagd, des Hofes tüchtigste Kraft.

Sie ward zugleich mit den Männern fortgeschickt. In der dritten Nacht nach diesem Tage wurden die bis zum Dach hinauf gefüllten Heuschober in Brand gesteckt. Das Jammergeschrei der Mägde übertönte der Herrin gebieterischer Ruf:

„Laßt brennen! Rettet das Vieh!“

Judith erkannte sogleich, daß das Feuer nicht zu löschen sei; erkannte sogleich die Gefahr: erhob sich der leiseste Wind, so wurde auch das Wohnhaus, wurden auch die Stallungen von den Flammen erfaßt und eingeäschert. Der ganze, soeben erst aufgebaute, prächtige Hof konnte über Nacht in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt werden.

Ihr Herz krampfte sich bei der Vorstellung zusammen, als würde es zwischen zwei Steinen gepreßt. Aber dafür war jetzt keine Zeit. Mochte der ganze Hof brennen! Er konnte ein zweites Mal — konnte ein drittes Mal aufgebaut werden, wenn nur das in Todesängsten brüllende Vieh gerettet ward.

Es gelang. Die starke Ruhe der Herrin wirkte wie Zauberkraft. Allein der Knabe Martin vollbrachte wahre Wunder.

Erst nachdem die letzte Kuh, das letzte Lamm und Zicklein auf die Wiesen getrieben worden, ließ Judith den Hausrat bergen. Aber die Nacht blieb vollkommen windstill. Auch der Himmel tat ein Wunder.

Gleich riesigen Fanalen schlugen die Flammen empor. Schön war's anzusehen! Über der Brandstätte glühte der Himmel, glühten die Dolomiten. Die Königswände standen bei dem roten Widerschein wie von Purpur umhüllt.

Gegen Morgen erschienen einige der zunächst wohnenden Waldbauern und etliche Hirten. Auch von den Talleuten kam dieser und jener heraufgestiegen. Sie verhehlten kaum ihre Schadenfreude, kaum ihren Haß und Hohn. Aber das große Wesen der Fremden machte doch starken Eindruck. Von diesem Ereignis an begann in den wilden Gemütern eine Wandlung sich vorzubereiten: sehr langsam und höchst widerwillig. Doch sie begann.

* * *

Das Vieh blieb vorerst auch über Nacht im Freien; die niedergebrannten Scheuern entstanden neu und wurden im Spätherbst mit zum großen Teil aufgekauften Vorräten gefüllt. Zwei mächtige Bernhardinerhunde langten an. Sie erhielten von einem der vielen heimlichen Feinde der Königsfrau Gift und starben unter Qualen, das mächtige Haupt in den Schoß der Herrin gebettet. Da wäre es fast geschehen, daß Judiths Gesinde die Herrin hätte weinen sehen.

Aber noch vor Wintersanfang wurden zwei neue gewaltige Wächter des vielfach bedrohten Hofes beschafft. Fortan hielt häufig auch die Königsfrau Nachtwache.

Das zweite Hundepaar ließ man am Leben; und den zweiten Bau der Scheuern steckte keine Bubenhand in Brand. Sie begann zu siegen: langsam, sehr langsam und gegen den Willen ihres Gesindes sowohl wie den der Dolomitenbewohner . . .

Es kam ein Winter, der einem einzigen wolkenlosen Herbsttage glich. Die ganze strenge Zeit über konnte unter den Königswänden im Freien geschafft werden. Unwegbare Wildnisse wurden gangbar gemacht; über reißende Bäche Brücken

geschlagen; weite Strecken Forstes — er glich einem Urwald — gelichtet oder gerodet.

Wenn jetzt die Leute von Judith Platter sprachen, begannen sie zu sagen:

„Das ist eine!"

Der Knabe Martin entdeckte in den Königswänden eine Möglichkeit, zu bisher unzugänglichen Almen zu gelangen. Strahlend vor Freude kam er mit der guten Kunde zur Herrin:

„Die Adlerjungen wolltest du nicht haben. Längst sind sie groß, rauben mein Jungvieh, und ich kann dir die Untäter nicht erschossen bringen! Denn ich habe noch immer keine Büchse, weil ich noch immer nur erst ein Bube sein soll. Aber ich fand anderes für dich."

Und er berichtete seine große Entdeckung.

Judith wußte von dem Vorhandensein herrlicher Weidegründe in den höchsten Dolomitenwänden. Sie gehörten zu ihrem Besitztum. Doch es sagten ihr alle Erfahrenen:

„Lediglich Wildheuer sind imstande, an Seilen gebunden, von hoch herab hinzugelangen; und es hat bisher beim Bergen des Heus jedesmal ein Unglück gegeben, so daß niemand mehr sich hinaufwagt. Auch du darfst es deine Knechte nicht tun lassen."

Als gute Haushälterin dauerte Judith der verlorene Grasreichtum. Sie hatte davon eines Tages zu dem ihr leidenschaftlich ergebenen jungen Hirten gesprochen. Dieser bewahrte jedes ihrer Worte im Gedächtnis und nahm sich vor: „Zu den Almen findest du einen Weg!" Er suchte und suchte, schwebte dabei beständig in Lebensgefahr, dachte dabei beständig: „Wenn du ihr die Almen dort oben erschließest, lobt sie dich wieder, legt sie dir wieder die Hand auf den Kopf." Nun hatte er den Zugang zu der verschlossenen Welt entdeckt, ward dafür höchlichst belobt, bekam als wahren Königslohn von der Königsfrau zu hören:

„Mit dem ‚Buben' ist's fortan vorbei. Kein Knabe hätte finden können, was du fandest. Aus Bozen lasse ich für dich eine Büchse kommen und alles, was sonst zu einem richtigen Weidmann gehört. Dann kannst du mir auch die Räuber abschießen. Bären kannst du jagen!"

Ein Jubelschrei des Knaben, der über Nacht ein Jüngling geworden, war des Beschenkten Dank. Aber dieses Mal hatte sie ihm nicht wie einem großen Kinde den Krauskopf gestreichelt. Fast wäre der so plötzlich für erwachsen Erklärte lieber noch immer nur erst ein „Bube" gewesen . . .

Eines schönen Tages wollte Judith den entdeckten Aufgang besichtigen. Zu dieser Absicht meinte der Entdecker:

„Andere Frauenzimmer kämen nicht herauf. Du bist aber nicht wie die andern. Mit dir wage ich's also. Schwindlig darfst du freilich nicht werden. Sonst stürzest du ab; und ich müßte mit dir hinunter."

Judith entgegnete belustigt:

„Dafür täte dir dein junges Leben denn doch wohl zu leid."

Sie erhielt mit höchstem Ernst erwidert:

„Um mein Leben wäre mir's weniger, obschon es bei dir hier oben ein gar



schönes Leben ist. Aber meine gute Büchse, all das prächtige Pulver und Blei. Was sollte dann damit werden?"

„Das bekäme eben ein anderer."

„Keinem gönn' ich's! Also darfst du keinen Schwindel haben."

„Gewiß nicht. Beruhige dich nur."

Beide traten den Weg an. Er erwies sich als gefährlich genug. Um für das Vieh gangbar zu sein, mußte der Fels vielfach gesprengt und der Pfad an den abgründigsten Stellen gut versichert werden. Aber droben war es eine wahre Herrlichkeit! Wie eine verwunschene Welt lag die Alm eingezwängt in den wilden Wänden, wie ein in den Abgrund versunkener Alpengarten.

Der glückliche Pfadfinder sollte zu seinem Schießgewehr droben eine stattliche Sennhütte erhalten.

Als Judith dem Hirten das Weidmannszeug übergab und seinen Jubel vernahm, überlief es sie. Etwas von dem Jauchzen eines Verstorbenen klang ihr aus der Stimme des Lebenden entgegen. So mahnte sie auch in ihrer neuen Heimat, ihrem neuen Leben immer wieder etwas an längst Vergangenes, längst Begrabenes. Es war ein Glück, daß sie sich niemals vorgenommen hatte, die Vergangenheit tot sein zu lassen, daß sie die Kraft besaß, diese mit sich durch ihr Leben zu tragen. Wie sie nun einmal geartet war, hätte sie nur zu oft erkennen müssen: „Es gibt für dich kein Vergessen."

Auch kein Vergeben?

* * *

Selbst bis in ihre hohe Einsamkeit hinauf drang zur Frühlingszeit die Kunde eines grauenvollen Ereignisses, das in ihrer ehemaligen Heimat alle Gemüter mit Entsetzen erfüllte . . . Ein Klosterschüler aus Neustift hatte sich am Karfreitag, von religiösem Wahnsinn ergriffen, selbst gekreuzigt. Die Mönche wollten anfangs den Selbstmord verhehlen. Aber einer von ihnen: derjenige, der den Gekreuzigten fand, zieh sich laut der Schuld, den Jüngling zum Selbstmord getrieben zu haben. Also gab es kein Verschweigen und Vertuschen, und der Selbstmörder erhielt das Begräbnis des Selbstmörders.

Bleich und stumm ging Judith einher. Sie mußte mitanhören, wie das Gesinde das Gräßliche besprach: immer wieder und wieder; mußte jenen fanatischen Priester, der einen guten und unschuldigen Knaben in den Tod — in solchen Tod — getrieben hatte, laut verwünschen hören; mußte schweigen.

Wenn es der eine war? . . . Eine innere Stimme rief ihr zu:

„Er war es! Priester seines Geistes werden Fanatiker, müssen Fanatiker werden. Und sie müssen durch ihren Fanatismus andere verderben — andere und sich selbst."

(Fortsetzung folgt)



Seligpreisung · Von K. von Doering

Ev. Luk. 6, 5 im Codex D (des Beza zu Cambridge, genannt Cantabrigiensis).

Er ließ die Heuchler stehen, so die Seinen angeschnauft,
Da hungrig sie im Gehen am Sabbat Korn gerauft.
Seine Augen bargen jähen Wetterblitz,
Es leuchtete den Argen er heim mit königlichem Witz.

Wandte sich und streifte durch sein Heimatland,
Wo die Ähre reifte und weiß die Ernte stand.
Einsam an den Hängen bangt die goldne Last
Sich nach des Schnitters Sängen, der mit fester Hand die Sichel faßt.

Liebend ob dem Lande weilt sein Blick in Ruh',
Schaut am Wegesrande dem Ameisvolke zu,
Folgt den wilden Immen, gaukelnd im roten Klee,
Der Sonne Felsenklimmen, die küßt am Hermon ew'gen Schnee.

Vor ihm der Erde Fülle ausgebreitet lag,
Durch die Feierstille jauchzt der Wachtel Schlag.
In tiefem Sinnen schreitet fürbaß der Menschensohn,
Von fern ins Ohr ihm gleitet am Sabbat hell der emf'gen Sichel Ton.

Forschend er da sandte seinen Blick voran;
Als der Pfad sich wandte, stund dort ein Bauersmann,
Packt die goldnen Ähren weitgriffig mit der Linken,
In die Reifeschweren fährt der Sichel Gier mit heißem Blinken.

Fragend dann sich kehrt er — — Wo kommt der hergereist?
Ist's ein Schriftgelehrter, der ihm sein Tun verweist?
Streicht das Haar zurücke, trocknet sich die Stirn — —
Es messen sich die Blicke. So mißt sich Sonnenkraft mit Bergesfirn.

Da klingt's aus Jesu Munde: „O Mensch, so du es weißt,
Was du schaffst zur Stunde, selig sei gepreist.
Verflucht und Übertreter, so dir's nicht bewußt."
Seines Weges geht er. — — Jener steht und spricht aus tiefster Brust:

„Sei gegrüßt, Vielwerter! Prophet nach Wort und Art,
Nicht wie ein Schriftgelehrter, wie der, dem Vollmacht ward."
Dann kehrt er sich entschieden, greift rüstig zu und stille,
Auf heißer Stirne Frieden und um den Mund ein stolzer Wille.





Sport! · Von Willy Ruppel

I.

Es ist ein grauer, kühler Julimorgen. Über den Wiesen und Büschen des Kurparkes hängt es wie ein weißlicher Schleier — fast ein Nebel. Auf den eleganten, fahnengeschmückten, wunderschön inmitten des großen Parkes gelegenen Tennisplätzen springen junge Herren und Damen derjenigen Kreise, die man aus irgend einem Grund die „Gesellschaft" nennt, im Einzel- und Doppelspiel hin und her. Weiß leuchten die bei den raschen Wendungen hin und herschwingenden leichten Röcke der Mädchen, weiß schießen die Herren in Flanellhosen und Sportshemden hin und her. Nur die Gesichter sind rot und erregt. Ringsum sitzen die Zuschauer und Zuschauerinnen aus der guten Gesellschaft auf roten Korbstühlen und verfolgen eifrig die Wechselfälle des Spiels. Draußen, hinter den Drahtzäunen, die die Tennisplätze von der übrigen Welt trennen, drängen sich die gewöhnlichen Leute, die, ohne etwas von dem Spiel zu verstehen, für das sie leider keine Zeit haben, sich dennoch für Spiel und Spieler interessieren und die auch mit kritischen Bemerkungen zueinander nicht zurückhalten, wenn sie bemerken, wie die lebhafte junge Dame mit den langen Beinen sich plötzlich um sich selbst dreht und wie wahnsinnig nach einem Ball haut, der viel zu hoch für sie ist, oder wenn der eine Spieler mit dem dicken roten Gesicht, das von seinem weißen Hemd und den weißen Flanellhosen so scharf absticht, fortwährend in das Netz serviert. Regungslos hocken die Unparteiischen, die man in Deutschland „umpires" nennt, auf den hohen Stühlen und verfolgen mit dem Bleistift in der Hand das Spiel. Da wir in Deutschland sind, hört man nur englische Ausrufe und „out", „love fifteen", „fifteen all", „thirty", „forty", „game" schwirrt es durcheinander. Junge Herren, die nicht spielen, stehen da und dort in eifriger Unterhaltung mit jungen Damen zusammen, die auch nicht spielen, aber zur Feier des Tages einen „Dress" tragen — ich sage „Dress", da man mich sonst in Deutschland nicht verstehen würde —, der durch einen weißen Rock, weiße Schuhe, eine sportmäßige Jacke und dergleichen wenigstens an den Zweck der Sache erinnert. Einige Paare spielen mit Hingebung und sehen und hören nichts weiter, andere spielen lässiger, wissen sich beobachtet, nehmen hübsche Stellungen ein und man merkt ihnen an, daß ihnen der Sport sehr gleichgültig ist und es ihnen mehr darauf ankommt, zu zeigen, daß sie zur guten Gesellschaft gehören, das heißt zu den Leuten, die Werktags Zeit haben, Tennis zu spielen. Sie sehen manchmal

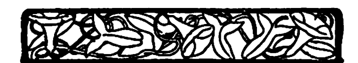
hinüber nach den Zuschauern auf der Wiese hinter den Drahtzäunen. Diese Zuschauer sind ihnen prinzipiell unendlich gleichgültig, sie haben es aber dennoch gern, gesehen zu werden, und würden überhaupt nicht spielen, wenn niemand zusähe. So hopsen die verschiedenen Herren und Damen, dickere und dünne, große und kleine, ältere und junge, alle im weißen „Dress" (siehe oben) eifrig hin und her, und zwischen ihnen winden sich die kleinen Buben in roten Röcken durch, die für 30 Pfennig die Stunde die Bälle aufheben, die aber, obwohl sie innerhalb der Drahtzäune sind, nicht zur guten Gesellschaft gehören und wohl auch keinen Wert darauf legen.

Am Eingang zu den Plätzen oder am Tourniquet, wie man in Deutschland sagt, stehen Gruppen von Bekannten der Spieler, Herren und Damen, die außerordentlich sachverständig aussehen, und die Herren machen die Damen jedesmal auf einen schönen Schlag aufmerksam und zeigen mit den Regenschirmen, wie man scharf über das Netz servieren muß und warum der da drüben eben den Ball nicht gekriegt hat, und daß er jetzt das „Single" verloren habe. Und die Damen hören ernst zu und verbergen manchmal ein leichtes Gähnen mit beringter Hand. Alle sind sehr elegant und sehen manchmal gelangweilt über die Zuschauer hinter den Drahtzäunen hin, die ihnen unendlich gleichgültig sind, unendlich gleichgültig. Es ist sehr schön. Es ist sehr angenehm, daß Tennis heute in Deutschland immer noch nicht so von jedermann gespielt wird, trotzdem es gar kein teurer Sport ist. Es ist immer noch ein bißchen etwas gesellschaftlich Auszeichnendes dabei, wenn man Tennis spielt — die „anderen" gucken noch immer von außen durch die Drahtzäune zu. Das ist sehr schön so. Das Polospiel ist ja unendlich viel aristokratischer, Polo spielen eben direkt nur die oberen Zehntausend — oder sind es gar nur die oberen Fünftausend? Es existiert keine Statistik darüber. Wer Polo spielt, ist wirklich wer. Aber das ist auch sehr, sehr teuer und gar nicht leicht.

II.

Auf einem Waldgange komme ich gegen Abend auf eine Waldlichtung, droben, wo man so hübsch auf Dorf und Städtchen in der Ebene hinunterblickt, die den sanft aufsteigenden Waldbergen vorgelagert sind. Es ist die schöne Stunde des scheidenden Tages, da die Leute von den Feldern nach Hause gehen, der Rauch sich aus den Schornsteinen des Dörfchens kräuselt, irgendwo eine Glocke läutet, und alles friedlich und ruhig ist. Wie ich von dem grasigen Waldpfad auf die Lichtung am Waldrand hinaustrete, sehe ich eine amüsante Szene. Zwei Paar Buben aus dem Dorfe drunten stehen einander gegenüber im Tennisspiel. Sie haben an zwei in die Erde gerammten Stöcken ein schmutziges Seil gespannt. Jeder hat einen bretternen Schläger in der Hand, sehr einfach herzustellen und sehr billig. Ein unendlich schmutziger, ausgedienter Tennisball fliegt hin und her. Die Spieler haben bloße Füße, sehr defekte Hosen, die hinten allerlei sonderbare Formationen angenommen haben, da sie offenbar abgeschnittene Beinkleider älterer Brüder sind, sie tragen ein wollenes Hemd und sind voller Eifer. Hin und her springen sie, klatsch! schlägt das hölzerne Schlagbrettchen an den Ball. Auf einer Bank im Hintergrund der Lichtung sitzen die Zuschauer, kleine Mädchen, nicht sehr sauber;

das eine trägt einen Säugling auf dem Arm, der schreit, wahrscheinlich weil ihm das Tennisspiel langweilig ist und er lieber herumgetragen sein möchte. Die Mädchen sind aber voller Teilnahme und Aufmerksamkeit und begleiten die Phasen des Spiels mit Lobesausrufen oder kritischen Bemerkungen. Hans und Christian, Willem und Heiner heißen die Spieler, wie ich mit der Zeit herausfinde. Sie schreien wie die Dachmarder. Und sie zählen englisch! Natürlich! Einmal, weil wir in Deutschland sind, zum andern, weil sie es so jedenfalls als eifrige Zuschauer bei den Tennisplätzen der vornehmen Leute drunten im Kurpark gehört haben. Es klingt merkwürdig, wenn einer ruft: „Hannes, dou host fiftihn! Na! Aut!" Dann ruft wieder der Willem: „Gähm!" Dann wieder der Christian: „Bläi!" Und der Heiner: „Reddi!" Und dann streiten sie mit lautem Geschrei wie zankende Spatzen, ob der Heiner richtig serviert hat, schön hart über das „Netz", wie sich's gehört, und Christian ruft immer wieder: „Dou host verlure! Dou konnst näit serwihre!" Und die Abendsonne glänzt noch ein bißchen darüber und der Säugling hat sich beruhigt, weil die junge Dame, der er anvertraut ist, endlich mit ihm auf und ab geht.



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Die Überweisen verspotten das Gebet als zwecklos und unvernünftig und doch beten sie täglich, denn jeder stille Wunsch des Herzens ist ein Gebet zur Majestät des Unerforschlichen.

*

Du sollst lernen und arbeiten, aber nicht zum grünen Schulbuben und Arbeitsvieh entarten; es gibt ein Höheres denn Wissen und ein Beseligenderes denn Arbeit.

*

Daß alle Seelenregungen auf rein mechanischem Wege ausgelöst werden, ist ein Satz, der in seinem innersten Widerspruch auch dem abstrusesten kirchlichen Dogma nicht nachsteht.

*

Ihr sprecht von einem geoffenbarten Gotte, indem ihr eure eigenen kleinen Gedanken zu Offenbarungen des Allmächtigen stempelt. Ihr ahnt gar nicht, wie widerspruchsvoll und majestätlos ihr Gott damit machet.

*

Gott und Naturgesetz sollen einander widersprechen? Sie bedingen vielmehr einander. Nimm der Natur ihr Gesetz und du machst sie zum Chaos; könntest du aber einem Gotte des Chaos Liebe und Vertrauen entgegenbringen?

*

Erziehet euren Willen, ihr Menschenkinder, damit ihr nicht Sklaven werdet! Nur der erzogene Wille verleiht das göttliche Geschenk der Freiheit.

*

Nur der Edle hat einen Willen; der Lump hat nur Triebe und Begierden.

*

Du schlägst dich selbst zum Ritter, wenn du dein Schwert zwischen dich und die lockende Sünde zu legen vermagst.



Das Gärtlein des Lebens – das Gärtlein des Todes · Erzählung von Albert Geiger

(Fortsetzung)

V.

„Er kommt! Er kommt! Er kommt!“ rief es in lauten, freudig erregten Tönen durch das Haus.

Der Oberlehrer stand gerade vor der Hecke im Hauseingang und besorgte seine Finken. Die wurden von der hellen, ihnen wohlbekannten Stimme in Verwirrung gebracht, flatterten flügelschlagend hin und her und spritzten das Wasser in den Badewännchen dem Oberlehrer auf das Sonntagshemd.

„Ah, das ist doch auch!“ sagte er ärgerlich und schnipste sich mit spitzen Fingern die Wasserstäubchen von dem blütenweißen, tadellos gefältelten Hemd.

Klippklapp! wie der Wind war Anna die Treppe herunter.

„Guten Morgen, Vaterle! Hast es schon gehört?“

„Gehört?“ brummte der. „Die Posaunen von Jericho sind Kindertrompeten gegen dich.“

„Ach, ich freu' mich! Ich freu' mich!“

Und sie tanzte herum und klatschte in die Hände.

„Nein, was ist jetzt auch das! Hast du den Veitstanz, Mädel?“

„Freust du dich denn gar nicht ein bißchen, Vater?“ fragte Anna mit einer leichten Ungeduld in der Stimme.

„Ich freu' mich schon! Aber du kannst von mir nicht verlangen, daß ich hopfe wie ein Wiedehopf.“

„Ach du!“

Sie ging langsamer die Treppe hinauf. Im Gehen las sie den Brief, der ihr die Ankunft des Bräutigams anzeigte, noch einmal durch und auf der letzten Stufe blieb sie stehen.

Unterdessen war Ottilie, fertig angekleidet, auf die Schwelle ihres Zimmers getreten. Sie sah die Freundin fragend an.

„Er kommt!“ sagte Anna halblaut, noch immer im Briefe lesend.

„Dein Bräutigam?“

Ottilie war herangetreten. Anna reichte ihr die Hand, die heiß war und etwas zitterte. Ottilie ergriff sie. Und Anna las nun mit halblauter Stimme:

„Ich komme aber nicht mit der Bahn. In Hilschingen steige ich aus und wandre über die Berge. Es ist schöner so. Um elf Uhr herum werde ich auf dem Hammerstein ankommen, und Du sollst mich da erwarten. Und zwar will ich Dir beschreiben, wo. Auf der Bastei rechts bei dem großen Nußbaum, da wo man durch das abgebrochene Fenstergewölbe auf den Randen und den Krähenstein hinübersieht. Dort wollen wir uns treffen."

Nun wurde sie rot, und den Brief an die Brust drückend, sagte sie halb lachend, halb verlegen:

„Nein, das andere kann ich nicht lesen —"

„Närrle!" Ottilie klopfte sie lächelnd auf die Wange. „Das muß eine Freude sein! Da werde ich heute morgen in die Stadt fahren. Dort wohnt ein Freund meines Vaters, der eine große Sammlung von Altertümern aus der Gegend hat."

„Was? Du willst fort? Wenn Richard kommt?"

„Ja natürlich! Diesen ersten Tag! Der soll ganz euer sein!"

„Geh! Du hast mich nicht lieb!" schmollte Anna. „Am Ende bist du gar eifersüchtig auf Richard."

„Ganz gewiß! Das wird es sein!" rief Ottilie lachend. „O du Dummerle!"

„Dann darfst du aber auch nicht fort. Im Gegenteil: du mußt mit auf den Hammerstein kommen. O ich hab' eine prächtige Idee. Du versteckst dich hinter der Mauer im Gebüsch und trittst dann auf einmal heraus. Was der Richard für Augen machen wird!"

„Warum nicht gar! Soll ich nicht ein Begrüßungsgedicht vortragen?"

„So!" sagte Anna langsam. „Also wenn mein Bräutigam kommt, dann laufst du fort. Du, meine einzige Freundin! So, so! Das — das ist gar nicht schön von dir! Gar — nicht schön!"

„Aber, Kindle, was machst du für Sachen! Ja, ja, ich bleibe ja schon! Sei nur wieder — sei nur nicht so —"

Statt aller Antwort legte Anna den Kopf an die Brust der Freundin. Sie verbarg ihr Gesicht. Ein Zucken lief durch ihren Körper. Es waren nicht Laune oder Eigensinn, die sie so leicht erregbar machten. Eine stärkere Empfindung, die Erwartung einer großen Freude, eine lebhaft gefühlte Enttäuschung, eine beharrliche Weigerung konnten sie vom Innersten heraus erschüttern, und sie bebte dann wie ein verscheuchter, hilfloser Vogel.

„Weißt du, wie ich jetzt sag'?" flüsterte Ottilie, indem sie den blonden Scheitel der Freundin küßte. „Wie dein Vater sagt: Bisch guet! Bisch guet!"

Als aber Anna sich beruhigt hatte, da stand es fest, daß Ottilie tat, wie sie es wollte.

* * *

Durch das alte Burgtor, das zwei geflügelte Greife in herrlichster Steinmetzenarbeit am Torbogen zeigte, schritt langsam und vor sich hinsummend ein junger Mann im Alter von vierundzwanzig Jahren. Die alte Postkartenverkäuferin, eine dürre Person mit immer tränenden Augen, grüßte ihn vertraulich. Der junge Mann nickte ihr dankend zu. Dann blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete wie in Gedanken die übermäßig bunten Ansichtskarten. Dann nahm

er langsam mit der kräftigen und doch feingebildeten Hand eine Schlüsselblume aus seinem Mund, die er nach seiner Gewohnheit bei der Wanderung zwischen den Lippen getragen hatte, und die hellen braunen Augen fest auf die Frau gerichtet, fragte er halblaut, ob viele Leute auf dem Berg seien.

„Ja, es war eine Gesellschaft da. Aber sie sind schon wieder gegangen. Sie sind drunten im Hammerhof.“

„Ja, man hört ihr Geschrei und Harmonikaspielen bis da herauf. Und sonst ist niemand da?“

„Nein, als ich weiß.“

Der junge Mann nickte befriedigt. Er setzte den Hut ab und fuhr sich durch das kurzgeschnittene rötlich-blonde Haar.

„Wenn jemand kommt, so saget ihm nicht, daß ich da bin! Habt Ihr verstanden?“

„Jawohl, Herr Richard!“

Richard Kästner ging den Burgweg hinauf, über die Holzbrücke, durch ein zweites Tor, den Burghof entlang, eine Treppe empor, durch einen kleineren Hof, wieder ein Tor durch, in einigen zerfallenen Räumen weiter, dann durch einen Torweg und befand sich im entlegensten Teil des Schlosses, der sogenannten Bastei. Hier waren nur niedrige Mauerreste. Ein halbverfallener Fensterbogen ragte darüber empor. In diesem Fensterbogen sah man in der Frische eines lieblichen Maitags den langen braunen Bergrücken des Randen, eines Gebirgszuges längs des Rheines, und das kühne, aus hellem Buchengrün wie ein verwittertes Greisenhaupt aufragende Felsmassiv des Krähenstein. Dazu Dörfer an den Bergen hin und verstreute Höfe. Es lag etwas wie ein seidiger Glanz über der Welt. Und eine unsagbare Fröhlichkeit. Weithin blühten die Fruchtbäume. Die Kirschen hatten schon großenteils abgeblüht; aber die Apfelbäume streuten ihren rosigen Schnee über das Land; mächtige alte Spätbirnbäume standen voll schimmernder weißer Blütenlast; dazwischen Zwetschenbäume wie annutige Blütenbüschel in der blauen Luft. Rings das prangende Grün der Wiesen und die zarten Farben der aufsprießenden Frucht.

„Liebe Heimat!“ sagte Richard leise und aufatmend.

Eine ganze Weile stand er in Schauen versunken. Und allerlei Bilder aus seiner Jugendzeit glitten an seinen Augen vorbei. Endlich rückte er sich mit einer raschen Bewegung aus diesem Zustand auf und zog die Uhr.

„Ich bin zu früh!“

Etwas zurück stand ein großer Nußbaum. Unter ihm eine Bank. Seine Blätter schlüpften eben hervor und befiederten die Äste und Zweige anmutig mit dem lichtesten Grün. Hier setzte sich Richard, den Blick durch den Fensterbogen gerade vor sich. Ganz entfernt hörte man die Töne der Ziehharmonika von der Wirtschaft tiefer unten, und tief im Tal die Blechmusik einer Hochzeitsgesellschaft, die mit Juchhei in den sonnigen Maimorgen hineinfuhr. Die Vögel flogen ab und zu und sangen in den Büschen. Wilde Birnbäume zitterten im leichten Frühlingswind und ließen ihren Blütenschnee in das junge duftende Gras fallen. Man hatte das Gefühl, als müsse man tanzen vor Freude.



Vorn bei der Postkartenverkäuferin standen Anna und Ottilie, die eben den Berg erstiegen hatten. Anna atmete schnell, und ein helles Rot brannte auf ihren Wangen. Mit leuchtenden Augen fragte sie die Alte, ob jemand in der Burg sei. Die Alte drückte die kleinen Äuglein etwas zusammen.

„Keine Seele weit und breit, Fräulein Anna.“

„Ah, das ist recht! Da sind wir die Ersten! Komm schnell, Otti!“

Die beiden Mädchen schritten rasch den Weg nach der Bastei. Ottilie war es seltsam, daß sie Herzklopfen verspürte. „Wie dumm!“ dachte sie. „Ich erwarte doch keinen Bräutigam.“ Nun standen sie vor dem dunkeln Torbogen, der hinaus auf die Bastei führte. Anna trat noch nicht ein, sondern reckte sich nach einem Efeuzweig. Den riß sie ab und schlang ihn sich ins Haar. Er wollte nicht gleich halten, und sie mußte ihn in den blonden Flechten feststecken.

Ottilie unterdessen schritt weiter, in das Dunkel des engen Torganges hinein. Jählings aber stieß sie einen leisen Schrei aus. Sie fühlte sich von kräftigen Armen umschlungen, und ein Kuß brannte auf ihren Lippen. Es war Richard, der Schritte gehört hatte und im Dunkel des Torganges die Braut zu überraschen gedachte. Ottilie stieß ihn erschreckt und heftig von sich und trat zurück. Zugleich trat auch Richard in die Helle des Tages und sah erstaunt die beiden Mädchen. Ottilie mit hochroten Wangen und sprühenden Augen, und Anna, die mit den schlanken Händen den Efeukranz im Haar befestigte. Anna sah die Freundin an, dann Richard. Dann lachte sie hell und warf sich Richard in die Arme. Der hielt sie an seiner Brust und duldete mehr ihre Küsse, als daß er sie lebhaft und innig erwidert hätte. Denn er war noch zu befangen von dem holden und verwirrenden Irrtum, den er begangen hatte. Und Ottilie stand mit niedergeschlagenen Augen und einem trotzigen Zug um den Mund allzu verletzt und stolzbeschämt da, als daß er nicht selbst hätte betreten sein sollen.

Anna hatte den Kopf an die Brust Richards gelegt und sah zu Ottilie mit lustigen Augen hinüber. Der Spaß, daß Richard Ottilie für sie gehalten hatte, dünkte sie köstlich.

„Ei, was stehet ihr doch da wie die Götzenbilder!“ rief sie mit ihrer hellen Stimme. Sie wußte nicht, daß Richard die Freundin geküßt hatte. Und Richard nicht noch Ottilie vermochten es, Anna von dem Kusse zu sprechen.

„Das ist meine Freundin Ottilie Uslar und das ist mein Bräutigam Richard Kästner.“

Sie war einige Schritte zurückgetreten, um mit komischer Feierlichkeit die Vorstellung zu bewirken. Jetzt fügte sie übermütig einen Spruch hinzu, den man in der Gegend zu widerwilligen oder zankenden Brautleuten zu sagen pflegte:

Wenn d'r enander wend [wollt]
So g'endr [gebt] enander d'Händ.
Wenn d'r enander it [nicht]
So g'endr enander e Tritt!

„Anna, sei doch nicht so kindisch!“ sagte Richard mit einem leichten Stirnrunzeln. Dann ging er auf Ottilie zu, die noch immer mit halbgesenktem Haupt

und niedergeschlagenen Augen dastand, und streckte ihr mit einer kurzen, höflichen Verbeugung die Hand hin.

„Ich bitte um Verzeihung! Ich habe nicht gewußt, daß Anna eine Freundin bringen würde. Nun aber sage ich Ihnen um so herzlicher Willkommen! Viel hab' ich schon von Ihnen gehört. So freut es mich, Sie nun auch kennen zu lernen."

Er sagte dies mit einer schlichten Wärme und Freimütigkeit. Ottilie stand mit edler Beherrschung, schön wie eine antike Statue. Noch fühlte sie den Druck seiner Lippen. Noch zitterte das Beben in ihr nach, daß zum erstenmal ein Mann außer dem Vater ihren Mund berührt, andere Arme als die seinigen ihren Mädchenleib umfaßt hatten. Und gerade dieses nicht wahrnehmbare und doch wie mit geheimer Kraft sich Richard mitteilende Beben machte ihre junge starke Schönheit noch hinreißender. Richard sah sie bewundernd an. Er hatte noch nie ein so schönes Mädchen gesehen. Jede Linie dieser Gestalt schien sich im reifsten Ebenmaß zu wiegen wie eine reine, volltönende Melodie. Anna sah die staunenden Blicke des Bräutigams, und einen Augenblick faßte sie ein ihr selbst unklares Gefühl. Sie hätte nicht sagen können, was es war. Aber es war da und wieder weg wie der Schatten der leichten silbernen Maiwolken, der über den Burgraum und die drei Menschen gehuscht war.

Ottilie schlug die Augen auf. Richard wußte nicht, wie ihm war, als er in diese großen, schimmernden und doch so viele Tiefen bergenden schwarzen Augen sah. Er fühlte nur, daß es die herrlichsten und seltsamsten Augen waren, in die er jemals geblickt hatte. Er erinnerte sich später, daß er einmal einem prachtvollen schwarzen Trauermantel zugesehen hatte, der auf einer Blüte gesessen war und die sammetig glänzenden Flügel öffnete. So sammetig in einer unbeschreiblichen Reinheit dünkten ihn diese Augen.

Sie blickte ihn voll an. Dann sagte sie mit ihrer tiefen, weichen Stimme:

„Mir ergeht es wie Ihnen, Herr Kästner. Ich kenne Sie schon lange. Nun freue ich mich von Herzen, Sie zu sehen und an Annas Glück mich freuen zu dürfen."

Damit legte sie ihre kräftige, aber edel gebildete Hand in die seine. Es war, als ob mit diesen einfachen Worten auch der letzte Rest Benommenheit von ihrer sicheren, ruhigen Natur hinabgeglitten wäre gleich unruhigem und wesenlosem Schaum. Auch in ihrer Hand zitterte nicht das geringste Beben nach.

Richard faßte ihre Finger mit festem Druck. Sie ließ ihre Hand einen Augenblick in der seinen verweilen, dann zog sie die Hand zurück. Nun streckte sie beide Hände Anna entgegen, und die nahm sie, und so wiegten sich die beiden Mädchen lächelnd hin und her.

„Komm, Richard!" sagte Anna, die wieder der Mutwille stach und die doch etwas wie Feierlichkeit im Ton hatte. „Nimm Ottis Hand und die meine! So: jetzt schwören wir drei einander ewige Treue zu!"

„Das ist ja der reinste Rütlischwur!" sagte Richard lachend.

„Wir wollen
in keiner Not uns trennen noch Gefahr!

Du bist doch und bleibst mein lieber Kindskopf!"



„So ist sie recht!“ sagte Ottilie ernst. „Und so soll sie bleiben! Das steht in Ihrer Hand, Herr Kästner!“

„Sage doch: Richard!“

„Also: Herr Richard!“

Anna klatschte in die Hände.

„Jetzt soll das Leben ein wahrhaftes Fest werden für uns dreie!“

Und Bräutigam und Freundin mit sich fortreißend tanzte sie lustig auf dem grünen Rasen herum.

Drunten war die Hochzeit vor einem Wirtshaus am Wege angelangt, und die Musik spielte vernehmbar in der dünnen, klaren Luft einen lustigen Ländler.

„Horch! Tanzmusik!“ rief Anna.

Aber jählings blieb sie stehen und legte die Hand aufs Herz. Sie ward blaß, und wie ein flüchtiger Schmerz erschien es auf ihrem Mund.

„Was hast du?“ fragte Ottilie besorgt.

„Nichts! Gar nichts! Es ist nur das Glück!“

* * *

VI.

Pan, der alte Wäldergott, strich seine Riesenfiedel. Grünes Licht flog durch die bewegten, brausenden Wälder. Von den Gärten her kam ein schwüler, satter Duft. Wolkenschatten wanderten. Der Sommerwind lief lachend über die junge Frucht und beugte ihre silbernen Häupter. Die Vögel sangen in vollen Chören. Die Baumblüte war hinweggeschwunden und das ganze Land zeigte ein üppiges, fruchtschwellendes Grün. Die Welt war tiefer, weiter und in sich ruhend und reifend geworden. Man glaubte zuweilen Laute zu vernehmen, die irgendwo aus einem grünen, versteckten Walddunkel hervortönten. Man glaubte in dem lieblichen Spiel der Lichter, in den treibenden Wolken, in dem tiefen, satten Himmelsblau Gestalten zu sehen. Man ahnte etwas wie Göttlichkeit in der Natur. Sie glich einem selbstbewußten, lächelnden Weib, das in seinem Schoß ein Geheimnis birgt, von dem sie zugleich unruhig und stille, bang und doch so froh ist. Durch die Tage lief dieses Geheimnis und flüsterte vernehmlich seltsame Worte des Glückes und der Schwermut. Die Nächte waren ganz erfüllt von seiner Unruhe und seinem zitternden Leben. Die Mondhand strich über Rosenhäupter, und wenn sie am Tage blühten, haftete eine zitternde, beklemmende Schönheit an ihnen. Sie berührte die dunkeln, schweigsamen, geheimnisvollen Irisblumen, und sie sahen so mystisch und märchenschwer aus den Gärten hervor, daß man wohl stehen blieb und nachdenklich zu werden begann. Aber es war noch anderes in den Nächten. Ganze Nächte durch zuckte funkelndes Licht in der Ferne. Als glänze dort hinter dem blaudunkeln, schweren Wolkenvorhang ein seliges Land. Wer es zu erlauschen vermochte, der vernahm von den Lagerstätten der Liebe duftgetragene, heimliche Gesänge des Glücks. Die kürzeste Nacht nahte den Menschen. Es war Juni: Lenz und Sommer zugleich.

Armes, liebes, zitterndes Menschenherz! Das ist die Zeit deiner Unruhe. Sie treibt dich hin und her. Sie macht das Blut hastend und träge zugleich. Die

Wünsche kommen zu dir in der Nacht, und wenn es Tag wird, wollen sie nicht weichen. Nie bewegt dich banger und süßer das Verlangen. Der Mohnblume gleich wirst du zerweht, dahin, dorthin, und so leicht und flatternd bist du, und so wenig stark, zu widerstehen. Du freust dich, von Geheimnissen schwer zu sein. Hast Angst, Torheiten zu begehen; denn du fühlst, daß du nie leichter und rascher Torheiten begehen wirst, denn in dieser Zeit. Armes, liebes, schwaches Menschenherz. Hüte dich!

* * *

Richard war zu seinen Studien zurückgekehrt.

Anna und Ottilie saßen in dem Gärtchen vor dem Lehrershause. Sie saßen unter dem großen alten Birnbaum, an dem sich schon Früchte zeigten. Anna war blasser und lieblicher geworden. Sie hatte den feinen schmalen Kopf auf eine Leinwand gebeugt, die wie Silber glänzte. Sie nähte an ihrer Aussteuer. Wenn man sie so beschaute bei ihrer Arbeit, war man noch immer im Frühling, dem unsicheren, der an das Sommerglück nicht so recht zu glauben vermag. Anders Ottilie. Das zur sicheren Ruhe Reifende lag in ihrem ganzen Wesen.

Ottilie, die auf das Bitten und Betteln der Freundin ihre Ferien weit über Gebühr ausgedehnt hatte, hielt ein Buch in den schönen Händen, aus dem sie mit halblauter Stimme vorlas. Anna hatte gebeten, daß sie ihr vorlese. Ottilie hatte eine feine und fesselnde Art des Vorlesens. Mit einer leichten Färbung ihrer beweglichen, wohllautschönen Stimme, einem Zurückhalten oder Schnellerwerden vermochte sie das Werk des Dichters höchst anschaulich zu machen, und immer fühlte man den bewegten und doch beherrschten Unterstrom eines reichen Innern. Sie hatte angefangen, den „Grünen Heinrich“ zu lesen. So hatte Anna es gewollt. Und Ottilie hatte dem „Kind“, wie sie die Freundin gern kosend nannte, nicht zu widerstehen vermocht. Gewollt aber hatte es Anna, weil Richard und Ottilie einmal über Gottfried Keller und gerade den „Grünen Heinrich“ gesprochen hatten, und Anna eine kleine Beschämung darüber empfunden hatte, daß der Schweizer Dichter ihr noch völlig unbekannt war. Sie wollte sich bilden für Richard, und wer konnte ihr besser helfen als die Freundin? Denn je mehr sie die beiden miteinander reden hörte, desto armseliger und unwissender kam sie sich vor.

So las also Ottilie. Und heute war sie bei den Kapiteln, die das Sterben und das Begräbnis der armen Schulmeisterstochter schildern. Mitten in diesen schmerzdurchzitterten Bildern, die durch die reife, strotzende Lebenskraft der Judith eine so seltsame und herbe Färbung bekommen, ließ sie das Buch sinken. Anna sah auf. Und nun gewahrte Ottilie, daß sie verdunkelte, ja angstvolle Augen hatte. Nein, es lag noch mehr darin. Eine versteckte Hoffnungslosigkeit, die sich vielleicht heute unter dem schweren Eindruck dieser Geschichte zum ersten Male in ihre Augen gewagt hatte. Ottilie sah sie an. Und durch ihr eigenes ruhiges, beherrschtes Wesen lief mit eins das Erschrecken in Annas Augen, wie ein kalter Wind über ein sommerblühendes Feld. Das war so stark, daß sie die Augen aufs Buch niederschlug.

Eine ganze Weile herrschte Schweigen. Das Gelesene schien in diesem blauen, von kommenden und fliehenden Lichtern durchspielten unruhigen und sehnsüchtigen Juninachmittag nachzuzittern. Zugleich aber hefteten sich wie mit rätsel-

haften, unsichtbaren Flügeln eigene Gedanken daran, die in den Freundinnen wach geworden waren. Sie flatterten hin und her wie scheue Vögel. Und wie ihre verschüchterten Laute war es, als sie Leben gewannen.

Zuerst war es Anna, welche sprach.

„Wenn ich einmal sterbe,“ sagte sie mit einer gewollten Heiterkeit, „so wünsch' ich mir so einen Sarg, wie ihn meine Namensschwester im ‚Grünen Heinrich‘ gehabt hat; mit einem Glasfensterchen. Das ist zu schön. Wie das arme Wesen da drinnen im Sarge liegt, und wie man ihr Gesicht noch sehen kann, da sie schon hinabgesenkt wird ins Grab.“

„Das sind mir schöne Wünsche!“ rief Ottilie. „Närrle, vor dem Sterben denkt man ans Leben. Und du hast alle Ursache dazu, du Kind, dumms!

Und jetzt“ — sie schlug das Buch zu — „wird überhaupt nicht mehr in dem Buch gelesen. Der Tag ist viel zu schön. Es ist jetzt Juni und nicht Herbst wie im ‚Grünen Heinrich‘. Also —!“

Sie wollte aufstehen. Aber Anna sprach wie in Gedanken weiter:

„Es ist seltsam, und ich vermag es fast gar nicht auszudrücken. Aber es hat mich so -- so —“ sie suchte nach Worten — „hast du darüber nachgedacht, wie das arme Wesen hinstirbt, dieweil alles um sie so gesund und so robust ist? Sie ist eigentlich doch von allen verlassen und am meisten von dem, der sie am liebsten haben müßte. Es ist gerade so — als — als wenn alles zu ihr sagte: Ja, was willst du bei uns? Du bist krank. Wir sind gesund. Also eile dich! Halte uns nicht auf! Es ist eine so schreckliche Grausamkeit darin. Und das mit Judith und Heinrich — daß er nachts zu ihr geht, wo doch Anna so krank ist, und daß sie sich so ruhig von ihrer Krankheit und ihrem zukünftigen Tod unterhalten —“

Sie zog die Schultern hoch, als fröstle sie. Dann fügte sie noch leiser hinzu:

„Eigentlich aber haben sie recht. Wer krank ist, taugt nicht zum Leben —“

Sie hatte ihr feines Haupt mit den durchsichtigen Wangen wieder auf die Leinwand gebeugt. Eine hart abgegrenzte, etwas fieberische Röte erschien darauf.

Ottilie sah sie schweigend und beklommen an. Sie hatte die Freundin zuweilen des Nachts hüsteln hören, und oft ward sie gewahr, wie sie dieses Hüsteln in Gesellschaft gewaltsam unterdrückte. Aber das war ja doch — das war ja doch nichts! Etwas Bleichsucht — das würde leicht vergehen ...

„Weißt du, Kind,“ sagte Ottilie leichthin, „der Gottfried Keller war ein großer Dichter. Aber auch ein echter Schweizer. Das zeigt sich auch im ‚Grünen Heinrich‘. Komm, lasse jetzt die Arbeit! Es wird Zeit, an die Bahn zu gehen, um deinen Bräutigam abzuholen.“

Anna hatte die Leinwand fallen lassen und die Hände im Schoß gefaltet. Sie sah vor sich hin und sagte langsam und versonnen:

„Ich hab' auch an meine Mutter denken müssen. Weißt du, was sie zu mir gesagt hat vor ihrem Tod? ‚Nun muß ich sterben und hätte so gerne einmal wirklich gelebt!‘ Sie hatte gelebt und doch nicht gelebt. Ist das nicht das Schrecklichste?“

Anna sagte es und empfand wieder und stärker den stechenden Schmerz an der Seite.

„Warte nur!“ sagte Ottilie scherzend. „Ich verschwätze dich bei Richard. Der soll dir den Kopf zurechtsetzen. Ich bringe es ja doch nicht fertig. Es war wohl von ihm getan, daß er eine Universität bezogen hat, die näher liegt. Nun kann er jeden Samstag herüberrutschen und meinem kleinen Närrle —“

„Richard!“ sagte Anna erschrocken. „Um Gottes willen! Richard darfst du ja nichts sagen von meinen Grillen!“

„Na also denn! Munter! Ein lustiges Gesicht muß man dem Bräutigam zeigen! Lasse die Näherei! Dazu ist noch Zeit genug! So eine Arbeit verleitet immer zum Spintisieren.“

Anna raffte ihre Arbeit zusammen, und sie traten in den Hausflur hinein. Im Hausflur blieb Anna stehen, und das blasse Gesicht etwas abgewendet, sagte sie zögernd zur Freundin:

„Ich muß dir noch erzählen, was ich für einen Traum gehabt habe. Verwichene Nacht.“

„Das erzählst du mir ein andermal. Komm, wir müssen uns jetzt richten für die Bahn! Es ist das letztemal, daß ich mit dir zusammen deinen Bräutigam abholen kann. Nächste Woche muß ich heim. Mein Vater wird ungeduldig.“

„Nächste Woche schon? Nein, nächste Woche noch nicht! Gelt?“

Sie schlang bittend ihren Arm um den Hals der Freundin.

„Ja, was denkst du denn, Kind? Ich muß jetzt wieder an mein Studium gehen! Und der Vater macht auch Ansprüche. Im nächsten Jahr wirst du mich überhaupt nicht zu sehen bekommen. Da muß ich einbringen, was ich diesen Sommer verbummle.“

„Es ist vielleicht dessentwegen, daß ich den sonderbaren Traum gehabt habe. Weil du fortgehst“, sagte Anna leise. „Es hat mir nämlich geträumt: Richard und du und ich, wir dreie säßen draußen im Garten. Es war, als hätte ich sehr bald Hochzeit. Wir schwätzten ausgelassen und lachten laut. Mit einem Male zeigte Richard erstaunt mit dem Finger nach oben. Und da — da stand oben am Fenster des Wohnzimmers meine Mutter. Sie hatte seltsame Augen, nicht offen und nicht geschlossen. Sie legte die Hand auf den Mund. Und wir sind alle drei still geworden. Dann habt ihr zweie auf einmal ganz andere, ganz fremde Gesichter gehabt und so getan, als gehöre ich gar nicht zu euch. Die Straße her aber ist der Totengräber gekommen, der Hippe-Wendel, und hat langsam gesagt: ‚Ja, Jungfer Anna, kommt nur mit mir! Das ist das Gärtlein der Lebendigen, daher gehört Ihr nicht! Ihr gehört —‘“

„Jungfer Anna!“ rief eine tiefe Stimme.

Anna stieß, noch in der Gewalt des Traumes, einen lauten Schrei aus. Die Leinwand fiel aus ihrer Hand. Sie legte die Hand aufs Herz.

„Kind! Kind!“ rief Ottilie erschreckt. „Was ist dir denn?“

Anna sah mit starren Augen vor sich hin.

„Da!“ sagte sie flüsternd. „Jetzt hat es mich gerufen.“

Der Hippe-Wendel — denn der hatte gerufen — war nun näher getreten. Er hatte einen großen Strauß der herrlichsten sammetblauen Iris. Er sah Anna, die sich halb nach ihm umgewandt hatte, in ihrer erschreckten Haltung und war erstaunt, ja betreten.



„Habe ich euch erschrocken?“ fragte er. „Das sollte mir gewiß und wahrhaftig leid tun, Jungfer Scheurer. Euch am wenigsten möcht' ich erschrecken. Ihr seid mir ja doch wie ein leiblich Kind. Sehet, da hab' ich Euch einen Strauß gebracht. Ihr habt sie ja so gern, die Irislilien. Sie sind mir dieses Jahr besonders schön geworden.“

Anna hatte sich schon gefaßt. Sie lächelte.

„Dank dir, Hippe-Wendel!“ sagte sie, dem Alten die Hand reichend. „Das ist aber lieb von dir! O, wie die schön sind! Wundervoll. So stolz und schön wie du, Ottilie.“

„Aber — aber — du bist schlecht, mich so auszuspotten!“

„Hippe-Wendel,“ fuhr Anna mit ihrer hellsten Stimme fort, „du bist mein ältester und treuester Hofmacher, gelt? Du mußt aber auch bei meiner Hochzeit sein! Du mußt den Hochzeitsspruch sagen.“

Und sie stellte sich pathetisch in und Positur begann die Uhlandschen Verse zu singen:

„Das Haus benedei' ich und preis ich laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut —“

Der Hippe-Wendel lächelte. Es war nur ein Schimmer, der über sein ernstes Greisenantlitz fiel wie ein flüchtiger Sonnenblick über einen verwitterten Felsen.

„Ja natürlich!“ sagte er. „Da tät' ich hinpassen wie die Kuh zum Harfenspiel. Ich, mit meinen Bauernsprüch. Als zum Beispiel:

Wenn Einigkeit und Treue walten,
Muß sich der Hausstand wohl gestalten.

Oder:

Der Geldsack macht nicht Glück allein.
Die Liebe muß im Bunde sein.

Nein, derlei Sprüch' passen zum Hansjörg oder zum Christian. Aber nicht zum Herrn Doktor und der Jungfer Scheurer ihrer Hochzeit. Gott behüte! Da muß der Unterlehrer Simmerle her! Der macht's lateinisch, wo nicht gar griechisch. So was schickt sich für gelehrte und feine Leut'!“

Anna lachte nun herzlich und hell auf. „O jegerl!“ sagte sie mit dem alten Kinderton. „Gelehrte und feine Leut'! Das geht auf den Richard. Du bist boshaft! Recht sehr boshaft, Hippe-Wendel! Dabei seid ihr doch gewissermaßen Kollegen. Die dürfen einander nichts Böses nachreden.“

„Kollegen? Ja, wenn man so will. Totengräber und Doktor haben immer so eine Art Verwandtschaft.“

„Pfui, pfui! Hippe-Wendel! Gib acht, da steht eine Medizinerin! Die wird dir gleich den Standpunkt klarmachen. So hab' ich's auch gar nicht gemeint. Aber sag, was macht denn der Nepomuk?“

„Ich denk', er wird's noch einmal durchhauen. Aber der armen Weber-Kättel, der geht es schlecht. Hab' sie vorhin verbunden.“

„Hat er sie wieder geschlagen, der Donisl?“

„Wieder? Da gibt es nur ein Immer. Die lebt fast nur von den Schläg. Die Weiber sind freilich auch gar zu dumm. Hat ja gewußt, wie's ihr gehen wird!“

„O der Schuft!“ rief Anna mit roten Wangen. „Wenn man nur wüßte, was da machen!“

„Ja, was machen!

Der Gute tut sich leichtlich schwer,
Der Böse treibt sich frech umher.
Warum hat Gott dies so gewollt?
Du, Menschenkind, nicht fragen sollt!

‚Da müßt' schon die Mutter Gottes vom Himmel heruntersteigen, um den abzubringen!‘ hat die Kättel gesagt. Jetzt hab' ich ihr vorgestellt: ei, sie soll den Lumpen doch anzeigen, daß er eingesperrt wird. Ja, da bin ich schön ankommen! Auf keinen Fall irgendwie will sie das tun! Sie ist halt verrückt in den Tropf!“

Es war ein kurzes Schweigen, dann fuhr er fort:

„Aber der Bäcker-Waibel! Habt Ihr's nit gehört? Er hat das erste Los in der landwirtschaftlichen Ausstellung in Sankt Gallen gewonnen: einen Landauer mit zwei Staatspferden! Jetzt kann die Rosa zweispännig fahren, wenn der Bräutigam kommt. Ja, wer halt 's Glück hat, dem rindert der Holzschlegel auf der Nußbühn'!

Jetzt aber, wenn's verlaubt ist, möcht' ich ein paar Worte mit dem Herrn Oberlehrer sprechen. 's ist wegen dem G'sang bei der Leich von der Weser-Barbara. Die hat doch einen G'sang b'stellt. Auch hätt' ich halt — doch das pressiert nit, gar nit — da wegen dem Gärtle und dem Grab —“

„Der Vater ist drinnen in der unteren Stub'. Er korrigiert Schularbeiten.“

„Aber da will ich nit — g'wiß nit —“

„Geh nur kecklich, Hippe-Wendel!“

Der Hippe-Wendel machte einen altmodischen Diener, den er als Aufwärter eines Offiziers bei den Soldaten gelernt hatte, und trat nach zweimaligem Klopfen und einem halb unwilligen „Ja!“ ins Arbeitszimmer des Oberlehrers.

„Nun siehst du, Dummerle, mit deinem Totengräber! Jetzt hat er dich noch recht lustig gemacht! Schäm dich nur! Das bedeutet sogar Glück, der Totengräber!“

„Ach, du hast recht! Du hast recht!“ rief Anna, die Freundin umfassend. „Ich will ja so gerne — so gerne — so gerne glücklich werden!“

* * *

VII.

In dieser Nacht konnte Ottilie lange keinen Schlaf finden. Sie verweilte mit hellwachen Augen am offenen Fenster ihres Schlafzimmers und sah in die von ungewissen Lichtern durchspielte duftschwüle Juninacht hinaus. Gedanken kamen und gingen in ihrem heißen Haupt. Gedanken, die der Tag erweckt hatte, und die mit ihrem neuen quälenden Leben sich nicht ruhig geben wollten. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und als der Nachtwächter die elfte Stunde verkündete und der Mond gerade über dem Hammerstein stand und aus einem leuchtenden Wolkenschleier perlmutterfarbenen Glanz herabstreute, saß sie noch da. Immer in Sinnen.

Nebenan schlief Anna ruhig und mit leichten, tiefen Atemzügen. Glücklich im innersten Herzen war sie entschlafen. Richard war heute so gut zu ihr gewesen. Sie hatte sich wohl, so frei, so fröhlich gefühlt. Alle ihre bange Ahnung war vor seinem sicheren, starken Wesen zerflossen wie Nebeldunst vor der sieghaften Sonne. Gleichsam als habe er gefühlt, daß die Braut heute besonders der Freude bedürfe, hatte er ihr ein schönes Geschenk mitgebracht: ein Armband aus verschiedenfarbigen Steinen, das er mit einem an diesem Tage eingenommenen größeren Stundenhonorar bezahlt hatte. Bunt durcheinander wie die Blumen eines Gartens hingen die schönen Halbedelsteine an dem zierlichen Kettchen: ein funkelnder Granatstein, ein leuchtender Rosenquarz, ein lilafarbener Amethyst, ein geheimnisvoll dunkler Blutstein, ein weicher gelber Topas, ein moosgrüner Amazonenstein, ein hellblauer, fröhlicher Lapislazuli, ein blitzender Bergkristall. Ein anmutiges Farbenspiel, das Richard vor den bewundernden und ungläubigen Blicken Annas ausbreitete. „Das soll mein sein?" hatte sie, von Schauern der Freude durchzittert, den lächelnd an ihrer Freude sich weidenden Bräutigam gefragt. Scheurer, der Oberlehrer, hatte von seiner geliebten „Landeszeitung" hinübergesehen auf das bunte Gefunkel: das übliche: „Ja, was ist jetzt auch das!" war von seinen Lippen gekommen, und dann hatte er die Bemerkung gemacht: „Das hättest du nicht tun sollen. Das ist für ein Fürstenkind, aber nicht für eine Lehrerstochter. Dafür hättest du viele nützliche Sachen kaufen können." Man konnte dem Mann diesen gänzlich phantasielosen Standpunkt nicht verargen. Er vermochte es nun einmal nicht, das Leben anders zu betrachten. Selbst nicht in der Brautzeit der Tochter.

Für Anna war dieser Schmuck ein Ereignis. Sie war nicht eben putzsüchtig. Aber dieses Armgehänge war etwas so Herrliches, ja fast Unglaubliches, daß sie sich wie eine Prinzessin vorkam, als Richard ihr das Armband um den bläulich geäderten zarten Handknöchel legte. Selig, fast scheu, jetzt mit den Blicken beim Bräutigam, jetzt auf dem Schmuck an ihrem Arm, so war sie dagesessen. Als sie dann zur Ruhe gingen, da hatte sie das Armband nicht abgelegt. Diese Nacht sollte es auf ihrem bangen, sehnsüchtigen jungen Mädchenherzen ruhen; hinfort ein Talisman gegen alle bösen Gedanken. So war sie entschlummert, das Lächeln des Glückes auf den blassen Lippen.

Aber ruhelos von Gedanken bestürmt saß die Freundin. Die Nacht war weich. Lösend. Geheimnisse bald hüllend, bald entschleiernd. Unruhig in diesem Enthüllen und Verschleiern. Der laue Wind, der sich zuweilen erhob wie Seufzer einsamer Liebe, brachte Lindendüfte, die wie heiße Wellen überfluteten und ein lähmendes und doch reizendes dunkelströmendes Begehren in die Glieder gossen. Er brachte den wunderbar herbwürzigen Duft der frischen Heumahd auf den Feldern draußen. Dieser Geruch hatte etwas Berauschendes. Und ihm mischten sich Düfte der großen weißen Nelken in den Gärten. Bitterlich und doch so brennend süß. Ringsum sangen die Grillen. Zuweilen erhob sich ferne das eintönige Lied der Frösche. Melancholisch. Jetzt lag alles in einem weichen, schmeichelnden Halbdunkel. Dann rann das Silberblau des Mondes in die Nacht und auf das Land. Es war ein Spielen und Huschen, ein Fliehen und Haschen von Tönen und Lichtern. Die dämmerschöne Seele der Juninacht atmete leise und lieblich lockend.

Ottilie atmete diesen Zauber ein, der ihr sonst so starkes, gefestigtes und in sich ruhendes Wesen weich, verlangend, zitternd, unruhig machte. Sehnsüchtig: sie wußte nicht warum und nicht nach was. Sie kam sich so allein und traurig vor neben diesem jungen Liebesglück. Sie wollte dieses Gefühl von sich abwehren mit verletztem Stolz. Aber es strömte aus der hold unruhigen Seele der Nacht in ihre eigene. Zwingend. Willenlähmend. Sie faßte mit der starken Hand das Fensterkreuz mit festem Griff, als wolle sie sich an das Wirkliche, Harte, Alltägliche halten, um nicht in das Wellenatmen dieser sehnsüchtigen Nacht zu zerfließen. Aber die Gedanken kamen wie Gäste, die nicht erst fragen, ob sie willkommen sind. Sie machten es sich bequem über Gebühr, und die Seele war nicht mehr Herrin ihres Hauses.

Ottilie preßte die heiße Stirn an den Fensterrahmen. Das Harte, Kantige des Holzes tat ihr wohl. Sie dachte an Richard Kästner. Sie kannte ihn nun. Sie wußte, was er wollte. Sie ahnte, was er leisten könne. Sie fühlte sich seiner klaren, stillen, starken und innigen Natur verwandt. Sie hatte noch keinen Menschen kennen gelernt, der ihr solches Vertrauen eingeflößt hätte. Wenn er von seinem Fache sprach, geschah es ohne große Worte mit Respekt vor seiner Aufgabe. Er war weder ein übergroßer Hoffer noch ein unangenehmer Zweifler. Da und dort kam ein leiser Spott zum Vorschein, der gewisse Kathederbonzen so gutmütig traf wie etwa die Auswüchse der Naturheillehre oder die Gesundbeterei. Er wußte von der Dichtung, von der Malerei, von der Musik. Es war nicht sehr viel. Aber was er besaß, war ganz und unverbrüchlich sein eigen. Am fremdesten war ihm die Philosophie geblieben, und über den Nietzsche-Kultus so vieler philosophisch Ungebildeter lächelte er. Gegen die Mitmenschen zeigte er einen gleichmäßigen, der Güte nicht entbehrenden Ernst. So wie ein künftiger Arzt ihn haben soll. Gesundheit und reiner Wille waren all sein Wesen.

Wie würde seine Zukunft sein? Wohl die eines vielbeschäftigten tüchtigen Landarztes. Ottilie seufzte. Sie dachte daran, mit welcher Freude Richard von den schwierigen Operationen gesprochen hatte, denen er hatte beiwohnen dürfen. An das Leuchten seiner Augen, wenn er sich das Glück vorstellte, Leiter eines großen Krankenhauses zu sein. An die Resignation, mit der er davon sprach, wie wenigen das nur gegönnt sei. Sie dachte unwillkürlich daran, wie herrlich es sein müsse, mit einem solchen Manne zusammen für das Menschenwohl zu arbeiten. Wie Gutes man da wirken könne. Und welch reinste Befriedigung aus solcher Tätigkeit — Mann und Weib wie e i n Wesen in der Harmonie ihrer Arbeit, ihres Strebens — stärkend, fördernd, segnend hervorströmen müsse. Und so unwillig sie sich eine Törin schalt, der lichte, große Traum einer solchen Zukunft schwebte ihr wie eine goldene Wolke vor der Seele.

Wenn Richard Kästner reich wäre! Wenn er sich nicht so früh gebunden hätte! Ob Anna dereinst ebenbürtig, sein Wesen voll befriedigend, neben ihm stehen würde?

Derlei Gedanken kamen in dieser Nacht mit einer heftigen Aufdringlichkeit zu Ottilie.

Und als erschreckendster Gedanke die durch den heutigen Nachmittag in ihr erweckte Frage: ob Anna auch gesund sei?



Wenn das Leben Richard Kästner an eine Sieche gebunden hätte?

Sie schloß die Augen wie im Schwindel vor einem furchtbaren Abgrund.

„Fort, ihr Gespenster!“ sagte sie halblaut.

Und sie schalt sich, daß sie den Bitten der Freundin zuliebe so lange geblieben war. Fort, an die Arbeit! Ins brausende Leben der Stadt. Der Hörsäle. Der Kliniken. Der Laboratorien.

Da würden die Gespenster schon weichen.

Sie ging leisen Schrittes in die Kammer nebenan.

Da lag Anna bleich wie eine weiße Rose. Das blonde, im Mondlicht wie Silber schimmernde Haar fiel halb über das süße Gesicht. Die Lippen waren leicht geöffnet. Das Nachthemd hatte sich etwas verschoben und zeigte das zarte Rund ihrer lieblichen Brust. Sie hatte die Hand mit dem vielfarbigen Armgehänge auf der Brust liegen, und der Granatstein funkelte wie ein Blutstropfen auf der feinen Haut. Gerade über ihr im Fenster stand hoch das Kreuz des Gottesackers.

„Du liebes, süßes Geschöpf! Du mußt glücklich werden!“ murmelte Ottilie mit feuchten Augen.

Sie neigte sich auf die Schlafende und küßte ihre Stirne.

Anna bewegte sich und flüsterte wie aus einem Traume heraus: „Richard!“

Ottilie fuhr zurück. Sie legte die Hand auf das hochschlagende Herz. Jählings hatte sie die Erinnerung an den Kuß befallen, der ihr einst unwissend gegeben worden war, und den sie unwissend empfangen hatte.

Mit zuckenden Lippen ging sie zu Bette. Zornig auf sich selbst. Aber lange lag sie wach. Und die Juninacht, die weiche, törichte, ruhlose, sehnsüchtige Juninacht trieb ihr Spiel weiter.

(Fortsetzung folgt)



Das Eine · Von Fritz Palla

Nur um das Eine bangt es tief in mir:
Was dann, wenn meine Sinne nicht mehr tönen,
Mein Herz das Glauben aufgegeben, meine Augen
Nicht weitersehn und fühlen nach dem Schönen
Der Welt der Dinge! —

Mir bangt davor, mir bangt mit allem Blut,
Daß meine Ziele sterben, eh sie reifen,
Daß meine Hände — wie sie's immer taten —
Ins Immerew'ge, Große, Weite greifen
Und — leer! — erstarren! —





Unser Verhältnis zum Habsburger Reich · Von Kurd v. Strantz

Rücksprachen auf reichsdeutschem Boden und in den schönen österreichischen Alpenländern mit österreichischen Politikern deutsch-nationaler, aber sehr verschiedener Parteirichtung und die Wiederauffrischung der alten Bekanntschaft von Land und Leuten unserer uralten Volksgemeinschaft lassen es vielleicht angezeigt erscheinen, Stimmungen wiederzugeben, die bei uns nicht richtig gewürdigt werden. Ich war stets ein Vertreter der bewiesenen Nibelungentreue, wo uns Österreich sicherlich bestimmte Gewähr für die gute Behandlung des den Staat schaffenden Deutschtums zugestanden haben würde, die Bülow zu fordern leider unterließ, obschon er hier seine diplomatische Kunst wohl hätte zeigen können. Der Augenblick ist verpaßt. Andererseits ist es unrichtig, wenn wir auf die Möglichkeit hinweisen, daß wir ja auch unsererseits für Rußland optieren können, wie dies seinerseits bei aller Bundestreue Österreich in Mürzsteg getan hat. Nein, Bismarck hat die unverrückbare Richtschnur bereits klar vorgezeichnet. Der Würfel mußte für Österreich fallen, dessen 13 Millionen offizielle Deutsche, zu denen 2 Millionen slawisierte und madjarisierte kommen, ihren Rückhalt bei uns suchen und Hilfe finden müssen, solange nicht eine slawische und madjarische Reichshälfte entstanden ist, die uns zum Schwerte greifen läßt.

Daher wird nur bei der völligen Entdeutschung des ostdeutschen Kaiserreiches ein Bündniswechsel möglich sein, ohne daß wir die altüberlieferte Freundschaft mit Rußland fahren lassen. Sie ist politisch zwar etwas kühl geworden, jedoch in Potsdam dank des neuen Staatssekretärs wieder ins alte Geleise gebracht, beruht aber auf zwingender Interessengemeinschaft, an der auch die beliebte russische Deutschenhetze nichts ändert. Der slawische Osten bedarf der deutschen Lehrmeister und Geldgeber trotz der französischen Liebesgaben, die gerade in Rußland größtenteils verpulvert sind. Die Deutsch-Österreicher und -Ungarn müssen auf die Bündnistreue und die sichere Unterstützung durch ihre Volksgenossen im Reiche hinweisen können, um Hof und Regierung von allzu slawen- und madjarenfreundlicher Betätigung dauernd abzuhalten, mag auch beispielsweise die gegenwärtige ungarische Regierung die Deutschen und den Thronfolger wieder schwer getäuscht haben.

Ungarns Leitung ist halbasiatisch und die Verfassung ein Deckmäntelchen für die argen Blößen der madjarisch-mongolischen Pferdehirtenkultur, die aber einen wunderbaren politischen Instinkt aufweist. Sieht man den madjarischen Bauern an Ort und Stelle, so merkt man an dem häufigen Blau der Augen und Blond der Haare, daß das finnisch-ugrische Blut stark slawisch-germanisch gemischt ist. Um so betrübender freilich ist es, daß die Deutschen es nicht verstanden haben, diese letzte mongolische Völkerwelle einzudeutschen, woran sie hauptsächlich die Türkenhilfe hinderte. Denn es ist Legende, daß die Madjaren aus eigenem Willen und Kraft dem Türkenjoch widerstrebten. Die Madjaren standen lange auf der Seite ihrer türkischen Rassegenossen, was wir ihnen nicht vergessen wollen.

Auch beim preußenfeindlichen Österreichertum ist das Deutsche Reich gegenwärtig beliebt, zumal wir wohl selbst in enger Gemeinschaft mit dem ostdeutschen Kaisertum eine zielbewußte Orientpolitik verfolgen, die uns die alte Stellung am Goldenen Horn gesichert hat. Der Staatssekretär hat ja nicht umsonst als Träger Bismarckischer Überlieferung an der untern Donau gewirkt. Der etwas weiche Pessimismus des Deutsch-Österreichers ist einer tatkräftigen Schutzarbeit gewichen, die vom Mittelstand und selbst der Bauernschaft geleistet wird. Im klerikalen Salzburg, dem Kronlande, sind selbst arme Bauernknechte Mitglieder des Deutschen Schulvereins. Nur die reichen Stände betätigen sich unerfreulicherweise wenig national, was aber im Reich ebenso liegt. Optimisten haben mit Recht gehofft, daß die neue Volkszählung eine größere Vermehrung des Deutschtums diesseits der Leitha bringen werde, als sie die andern Völker aufzuweisen haben, was tatsächlich eingetreten ist. Die landesübliche Fälschung zugunsten des Madjarentums kann darüber nicht täuschen. Die katholischen Banater Schwaben steigen zahlenmäßig und wirtschaftlich mit erstaunlicher Kraftfülle. Ihre Kinderzahl zeugt von ungebrochener Volksstärke.

Die französische Verweigerung der ungarischen Anleihe dürfte auch den Judäomadjaren bewiesen haben, daß ihre Doppelzüngigkeit alles Vertrauen verloren hat. Wird endlich einmal in Ungarn die Verfassung mit Gesetzestreue durchgeführt, so muß auch der Wahn eines madjarischen Nationalstaates schwinden. Es ist doch eine Dreistigkeit, daß in ganz Österreich Eisenbahnwagen mit madjarischer Aufschrift laufen, weil wenige Strecken der österreichischen Verwaltungen ungarisches Staatsgebiet berühren, wohlgemerkt deutsch-ungarisches, wie die deutschen Namen der westungarischen Eisenbahnorte beweisen. Das wiedererwachte Selbstbewußtsein der Deutsch-Österreicher muß schließlich auch nach Ungarn übergreifen, dessen Beamtenschaft trotz madjarischen Firnisses vom Ministerpräsidenten bis zum Kanzleidiener größtenteils deutsch ist, leider freilich nicht der Gesinnung nach.

In Böhmen bleiben die Deutschen fest. Das Land ist dank der üblen Tschechenwirtschaft ziemlich bankbrüchig. Dieser öffentliche Notzustand dürfte den Deutschen förderlich sein. Auch die Regierung muß angesichts der deutschen Steuerkraft einigermaßen deutschfreundlich sein. Denn sie kann nicht dulden, daß ein Kronland, industriell und landwirtschaftlich hochentwickelt, durch die tschechische Mißwirtschaft zahlungsunfähig wird. Sie muß auch endlich dem fast landesverräte-



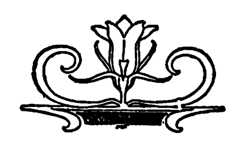
rischen Schwindel der Tschechen ein Ende machen, alle großen Industrielieferungen in Frankreich zu bestellen, um sie dem deutsch-österreichischen Großgewerbe zu entziehen. Natürlich gehen dann beispielsweise die schweren eisernen Röhren der Prager Wasserleitung nicht auf direktem Wege von Moselbruck (Pont-à-Mousson), dessen deutschen Ursprung wohl die Tschechen nicht ahnen, durch Deutschland nach Böhmen, sondern durch ganz Frankreich rückwärts an die See und mit Schiff nach Triest — vielleicht auf deutschem Dampfer? —. Solche Narreteien dürfte eine selbstbewußte Regierung nicht dulden. Aber aus der lieben alten Schlamperei sind unsere Volksgenossen leider noch nicht heraus. Die früheren Sünden und die Blutmischung haben ein etwas lässiges Wesen erzeugt, das erst allmählich zur alten deutschen Gründlichkeit und sagen wir Ehrlichkeit erzogen werden muß. Der Ausstand der Südbahner hat nicht allein in der verweigerten Gehaltserhöhung seinen Grund, sondern in der bösen Vettern- und Provisionswirtschaft. Bei dem herrschenden Freifahrtsystem für alle möglichen unberechtigten Leute kann keine Bahn bestehen. Reichsdeutsches Kapital bringt hoffentlich auch etwas norddeutsche Ordnung nach Österreich, das aus eigner Kraft in den letzten Jahrzehnten trotz aller Charakterschwächen doch auch einen erfreulichen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Eine gewisse geschmackvolle Schlichtheit können wir von ihm lernen. Der Salzburger Bahnhof ist ein Muster einfacher, schöner Nützlichkeit, das sich die deutschen Eisenbahnverwaltungen merken sollten, anstatt das Geld der Steuerzahler für Prunkbauten zu verschwenden.

Die Ernennung Thuns, der freilich in letzter Zeit stets etwas gesucht betonte, er sei doch auch ein Deutscher, zum Statthalter Böhmens ist fraglos ein Werk des klerikalen Thronfolgers, dem Gesinnungsgenossen aus dem böhmischen Hochadel sympathisch sind. Seine anrüchige tschechenfreundliche Vergangenheit als Ministerpräsident und Statthalter veranlaßt ihn vielleicht zu größerer Zurückhaltung und zu ehrlichem Gesinnungswechsel in nationaler Beziehung. Denn der Gegensatz zu den sog. Deutschfreiheitlichen, deren rechter Flügel nach unserm Sprachgebrauch noch freikonservativ sein würde, liegt auf gesellschaftlichem und kirchlichem Gebiet, wo die Trennung schärfer als bei uns ist.

Hier müßte seitens der Deutschen in den Sudetenländern eingesetzt werden, die nicht immer die Gefühle Andersdenkender schonen. Demokratische Gebärden und offne Kirchenverachtung sind nicht jedermanns Geschmack. Ich habe von einem solchen Deutschböhmen, der seit Jahrzehnten in Berlin wohnt, die sonderbare, weit verbreitete Auffassung gehört, daß die nicht deutschfreiheitlichen Deutschen überhaupt keine Deutschen seien, obwohl sie die Mehrheit des deutschen Stammes in Österreich bilden. Die Torheit der allgemeinen Wahl, mit dem Erfolg, daß der gebildete und besitzende Deutsche zurückgedrängt wurde, ist auf die Rechnung solcher verbohrter Volksgenossen zu setzen, die die Einheit unseres Volkes ebenso gefährden wie die Ultramontanen. Leicht entwickelt sich auch der deutsche Demokrat zum internationalen Sozialdemokraten, während bei den andern Völkerschaften auch diese streng national bleiben.

Die größte Schwierigkeit für die Einheit des österreichisch-ungarischen Deutschtums liegt aber auf kirchlichem Gebiet. Dabei handelt es sich um keinen konfessio-

nellen Gegensatz. Die protestantischen Sachsen Siebenbürgens und die katholischen Banater Schwaben in Ungarn fühlen sich endlich als stammesbrüderliche Bundesgenossen. Die madjarischen Protestanten sind chauvinistischer als die katholischen Madjaren, deren Volkspartei österreichfreundlich ist. Aber um so schlimmer sieht es in Österreich aus. Die Los-von-Rom-Bewegung hat die Kluft erweitert und den Glauben allzusehr ins politische Getriebe gezogen. Der Unmut der katholischen Kirche wider die deutschen Förderer des Abfalls ist verständlich, der kirchlich den Protestanten kaum etwas genützt hat. Nationalpolitisch ist sogar ein Schaden für das Deutschtum entstanden, während die Kirche bloß die ihr schon innerlich fremden Glieder verloren hat. Während im Deutschen Reiche Bismarcks Kartellgedanke konservativ und liberal einte, ist im national so gefährdeten Österreich diese einzige und gesunde Lösung noch nicht gefunden worden. Das nationale Gewissen der Christlich-Sozialen ist noch schwach entwickelt und versagt in Lebensfragen des deutschen Volkstums. Seitdem Luegers starke Hand sie nicht mehr zusammenhält und der Prinz Lichtenstein leider zu krank ist, um sein Nachfolger zu werden, fällt die Partei mutmaßlich auseinander. Es kommt darauf an, die Teile einer deutschen Gemeinbürgschaft zu gewinnen, wie jetzt die Tschechen aller Schattierungen sich auch formell zusammengeschlossen haben. Auf dem linken deutschen Flügel huldigen die „vaterlandslosen" Gesellen der Sozialdemokratie natürlich der deutschfeindlichen Weltbürgerei, während alle anderstämmigen Sozialisten stramme Nationalisten sind, nicht nur im österreichischen Reichsrat, sondern sogar auf den internationalen Kongressen. Die Zusammenschweißung des Deutsch-Österreichertums ist die Schicksalsfrage des Deutschtums und damit des österreichischen Gesamtstaates selbst, da jenes allein die feste Klammer des von ihm und seinen Fürsten gebildeten Gemeinwesens bildet. Sonst löst sich das Staatsgebilde in einen losen Bund kleiner interessanter Völkerschaften auf, wie dies schon in Ungarn der Fall ist. Das Madjarentum kann und darf auf die Dauer nicht einmal jenseits der Leitha die Führung behalten, die es mit halbasiatischer Willkür mißbraucht hat. Alles steuert wieder auf den machtvollen Einheitsstaat hin, der nur deutsch sein kann. Vielleicht schafft der tatkräftige Thronfolger in dieser Richtung endlich einen entscheidenden Wandel. Hieran ist aber gerade der deutsche Katholizismus beteiligt, dem die überwältigende Mehrheit unseres Volkes im ostdeutschen Kaiserreich noch anhängt. Schafft endlich eine befriedigende Lösung!





Fleurette

Eine Rosengeschichte · Von Karl Storck

Wenn so wie jetzt der Abendwind mit vollen Armen aus den umliegenden Gärten den Rosenduft durch die weitgeöffneten Fenster ins Zimmer trägt, so brauche ich nur die Augen zu schließen, und deutlich sehe ich den schönen Rosengarten meines Vaterhauses und als schönste Rose darin dich, Fleurette.

Das liegt weit zurück, und ich habe seither viele blühende, schöne Gärten gesehen. Von jenem alten Garten, in dem mein Vaterhaus stand, berichtet zwar kein Reisebuch, und es hat wohl auch noch kein Dichter sein Lob gesungen. Dennoch glaube ich, ist es nicht nur, weil es der Garten meines Vaterhauses war, daß er mir so unvergleichlich schön in der Erinnerung liegt. Wenigstens Rosen habe ich niemals wieder so gesehen, so ganz als üppiges Blühen nur um des Blühens willen, so ganz als ungehemmt und verschwenderisch sich auslebender Schönheitsreichtum der Natur.

Die ursprüngliche Anlage des Gartens war groß und zeugte von einem prachtliebenden Geiste, wie man ihn auf einem kleinen Dorfe nicht suchen mag. Englische und französische Gartenkunst war hier durch einen Liebhaber vor hundert und mehr Jahren geeint worden, und man erkannte auch in der Gestaltung des Gartens und in vielen Einzelheiten seines Bestandes, daß hier ein Mann von ganz eigenartigem Geschmack sich etwas Besonderes hatte schaffen wollen.

Im Dorfe gab es nur dunkle Kunde von ihm. Er war aus dem „Deutschen" ins elsässische Dorf gekommen, hatte dort als Sonderling gelebt, ein Vermögen vergeudet in der merkwürdigen Anlage des für einen einzeln lebenden Mann lächerlich geräumigen Hauses und des alle Maßstäbe eines dörflichen Besitzes umstoßenden Gartens. Dann war er 1813 beim ersten Sturze Napoleons vor den anrückenden verbündeten Armeen verschwunden, war mit dem Korsen wiedergekommen zum kurzen Auferstehungstraum der hundert Tage und dann nachher für immer davongezogen. Die Beschließerin seines Hauses, ein junges Mädchen aus einer armen Familie des Dorfes, erhielt zwei Jahre später die notarielle Mitteilung, daß sie Besitzerin der großen Anlage sei. Es war nur die eine Bedingung daran geknüpft, daß der das Haus selbst umschließende Teil des Gartens, etwa

ein Viertel des Ganzen, in seinem jetzigen Zustande belassen bleibe. Den Rest wandelte denn auch bald eine nüchterne Bauernhand in ertragreiches Gartenland um. Der vordere Teil wurde durch Holzzäune vom Rest abgetrennt und sich selbst überlassen. Der Boden war gut, und die Bäume wuchsen herrlich heran. Die Strächergruppen wurden zu einer schier undurchdringlichen Wildnis und verkamen zum Teil. Aber bald war der Garten doch eine so hervorstechende Schönheit, daß das Haus immer von der ersten der ins Dorf versetzten Beamtenfamilien gemietet wurde. Diese sorgte dann auch dafür, daß wenigstens das Notdürftigste für die Erhaltung der Wege und der weiten Rasenflächen geschah.

Als wir das Haus bezogen, waren sechzig Jahre verflossen, seitdem sein Erbauer auf so merkwürdige Weise verschwunden war. Ich war ein fast achtjähriger Knabe. Ich fühle es noch so genau, als sei es erst gestern gewesen, wie mir das Herz stillstand, als ich, während droben die Räume eingerichtet wurden, in den Garten gegangen war und mich plötzlich vor einer undurchdringlichen Rosenhecke sah. So mußte Dornröschens Schloß ausgesehen haben, als der sieghafte Prinz die Hecke durchdrang und das Dorngestrüpp des Leides von den Rosen der Liebe überblüht wurde.

Mit heißen Wangen berichtete ich droben von meiner Entdeckung. Am nächsten Tage schon mußte ich gegen die harte Wirklichkeit für mein Märchenreich kämpfen. Mein Vater hatte einen Gärtner kommen lassen und beriet mit ihm die notwendigen Arbeiten. Ich war natürlich dabei, als die beiden Männer durch den Garten schritten, und hörte immer wieder dasselbe Wort des Gärtners, daß da für Luft und Licht gesorgt, daß dort ein Dickicht gelüftet, Sträucher herausgezogen, anderes beschnitten werden müßte. Das meiste konnte erst für das nächste Jahr in Angriff genommen werden.

Mir war es etwas unheimlich zumute, als ich so viel von Beschneiden und Herausreißen hörte, aber besonders tief ging es mir nicht; ich dachte ja nur an meine Märchenrosenhecke. Diese stand vor einer hohen Wand. Auf etwa drei Meter hohem Gemäuer war noch ein hölzerner Lattenzaun befestigt und der Mauer entlang waren Reben gezogen. Die uralten Stöcke waren unten so dick wie Baumstämme und streckten ihre Zweige weit aus. Davor dann, über ein Meter von der Mauer abstehend, durch den ganzen Garten sich hinziehend, lag die Rosenhecke. Sie stand in vollem Blust, schier betäubend war der Geruch, der von ihr aufstieg; zahllose Hummeln und Bienen krochen darin herum, Schmetterlinge umgaukelten sie. Man sah kaum mehr grüne Blätter und Zweige vor der Überfülle der Blumen, die sich rosa und purpurrot durcheinandermengten. Es war ein Anblick von so hinreißender Schönheit, daß auch mein Vater einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken konnte und zu mir sagte: ich hätte wohl recht geraten, daß hier herum Dornröschens Schloß gestanden haben müsse.

Da klang aber auch schon die Stimme des Gärtners dazwischen, der noch einen Baum besonders untersucht hatte und nun wieder zu uns trat. Er nannte die Rosenhecke einen beispiellosen Skandal; das sei seit Jahrzehnten verkommen, die Rosensträucher seien ganz ineinander verwachsen, die edlen Rosensorten verwildert. Hier müsse gründlich aufgeräumt werden. Ein großer Teil müsse ganz weg, der



Rest in sorgsamer Weise neu versetzt werden. Er setzte meinem Vater, der ganz still geworden war, dann auch auseinander, daß auf diese Weise gar nicht recht an die Rebstöcke heranzukommen sei, daß diesen die Sonne weggenommen würde, und noch vielerlei, was ich nicht mehr hörte, denn ich wußte nur das eine: die Schönheit des neuen Hauses, über der ich unser altes Heim, aus dem ich so ungern weggegangen war, schon ganz vergessen hatte, diese Schönheit sollte zerstört werden! Ich haßte diesen Gärtner mit der Glut, wie nur Kinder hassen können, und wünschte ihm das gleiche Schicksal, das er diesen Blumen bereiten wollte. Dann aber erwachte der Diplomat, der in jedem Kinde steckt. Ich ging zur Mutter und — kurz, das Ergebnis war: die Rosenhecke sollte so bleiben, wie sie war.

Nun war sie erst recht meine Rosenhecke ...

Es war Juli gewesen und August geworden. Hunderte, Tausende der Rosen waren verblüht. Oft lag's wie rosiger Schnee auf dem Wege, der der Hecke entlang ging. Aber die Verluste waren kaum zu merken, immer neue Blumen öffneten sich. Doch kam nun eine neue Herrlichkeit hinzu. Die Trauben an der Wand hinter der Rosenhecke schwollen im Saft. Schon sah man, wenn die Sonne recht draufschien, in manchen Beeren die Kerne leuchten, und an den frühen Jakobstrauben waren schon manche Beeren dunkelblau geworden. Da äugten denn die Kinderwünsche begehrlich über die Rosenschönheit hinweg nach der Wand. Mit meinem gleichaltrigen Spielkameraden Ernest wurden schon eifrig Pläne geschmiedet, wie wir im Wettbewerb mit den Wespen die Erstlinge des Herbstes pflücken wollten.

Es war noch früh am Tage, glühend hing die Augustsonne am Himmel. Ich war allein im Garten und schritt die Rosenhecke ab, die Augen prüfend an der Wand, wo reife Beeren wären. So kam ich ganz hinten an das Ende des Gartens, wo ein hoher Lattenzaun ihn von dem anschließenden Gemüsegarten trennte. Da sah ich hinter dem Fliedergebüsch, das die etwas schadhafte Verbindung zwischen der hohen Gartenmauer und diesem Lattenzaune verdeckte, ein weißes Kleidchen hervorschimmern. Ich muß wohl recht verblüfft — „verdattert" sagte man bei uns — dagestanden haben, denn plötzlich kam von dem weißen Kleidchen her ein helles Lachen und eine Reihe unverständlicher Worte. Dann sprang das Kleidchen aus der Mauerlücke weg und war verschwunden.

So viel hatte ich nun doch gesehen, daß das Kleidchen einem Mädchen gehörte mit schwarzen Haaren. Ihr lustiges Lachen klang mir in den Ohren und auch die fremden Worte. Die Worte waren — das wußte ich schon — französisch. Ich hörte ja so oft um mich herum Französisch sprechen. Und auch wer das Mädchen gewesen war, konnte ich mir leicht denken. Ich hatte es schon oft von der Straße aus in dem kleinen Garten des Nachbarhauses spielen sehen. Ich hatte es auch bereits mit seiner Mutter, einer großen Dame, die immer schwarz gekleidet ging, in der Kirche gesehen und kannte auch seinen Bruder, der, mehrere Jahre älter als ich, schon in der Oberklasse der Dorfschule war und, wie erzählt wurde, nach den Herbstferien ins „Collège" kommen sollte. Es war also nichts besonders Wunderbares an dieser Begegnung, aber sie ließ mir doch keine Ruhe.

Es war nicht schwer, meine Mutter über die Nachbarsleute auszuhorchen, und da hörte ich denn, daß die Dame, die immer so ernst und schwarzgewandet zur

Kirche ging, die Witwe eines französischen Offiziers sei, die nach dem frühen Tode ihres Gatten sich wieder in ihrem elsässischen Heimatdörfchen angesiedelt hatte.

In der Nacht träumte ich von Dornröschen. Es war schön, wie im Märchen, und doch ganz anders als im Märchen. Da war meine Rosenhecke. Sie stand in voller Blüte, ganz wie jetzt. Dahinter war eine hohe Mauer, in ihr ein Riß mit vielen ausgebrochenen Steinen, so daß eine Wölbung entstand. In dieser Wölbung aber stand, wie ein kleines Engelsbild in einem Kapellchen, das Mädchen aus dem Nachbarhaus, das ich am Morgen gesehen. Und seltsam — im Traume konnte ich prächtig in der fremden Sprache mit ihm reden, und wir hatten lustig zusammen geplaudert.

Wie seltsam Kinder sind! Ich hatte meiner Mutter nichts von der Begegnung erzählt, und sagte ihr auch nichts von meinem Traume. Als ich aber im Garten drunten bei meiner Rosenhecke stand, da schlich ich fast scheu ihr entlang, weiter und weiter nach dem Gartenende, und wagte es kaum, die Augen nach dem Mauerriß zu lenken — da war wirklich das Mädchen wieder da. Nicht so schön wie im Traum stand es da, denn so groß war das Loch in der Mauer nicht. Aber es steckte sein Köpfchen durch und rief mir etwas zu, das ich nicht verstand. Ich antwortete aber auf meine Weise, und nun zwängte sich dem Köpfchen nach ein Körperchen, dann hielten sich zwei Händchen am Zaun, ein kühner Sprung unter Lachen, ein Geraschel im Fliedergebüsch — und vor mir stand das fremde Kind. Die Händchen reichten wir uns, und dann sprach sie. Sie mochte wohl Fragen gestellt haben, und da ich schwieg, sah sie mich verwundert an und entzog mir erst ihre Hand. Dann fragte sie auf einmal, sich besinnend: „Du kannst wohl nicht Französisch?" Ich mußte zu meiner großen Beschämung verneinen, und sie konnte nur wenige Worte Deutsch.

Da war mir wieder aufgeholfen, denn zu diesen Anfängen eines lexikalischen Besitzes war ich auch bereits gelangt. So grübelte ich denn, während wir zu den Rosen gingen, meinen Sprachvorrat zusammen; aber es war nicht viel damit anzufangen. Die Sprüchlein: „Le bœuf — der Ochs, la vache — die Kuh, Fermez la porte — mach die Türe zu!" und: „In unser Haus maison, Da kam ein Dieb larron, Zu stehlen den Kessel chaudron; Da nahm ich den Stock bâton, Und schlug den Dieb larron, Aus unserm Haus maison" halfen nichts, und auch die sonst gelegentlich eingelernten Worte für Vater, Mutter, Schwester und dergleichen mehr wollten nichts hergeben.

„Wie 'eißt du?" klang's in dem fremdartigen Tonfall.

„Karl. Und du?"

„Fleurette."

„Fleurette?"

„Ich 'eiße Marion, aber maman sagt Fleurette."

„Fleurette? Das habe ich nie gehört." Da griff sie in die Blumen, und nun fiel mir ein: „La fleur — die Blume." Das stand auch unter den Worten, die ich gelernt. Und so konnte ich dann selbst die Antwort auf die Frage geben.

„Blümchen heißt du also?!"

Da gab es nun ein Jubeln. Sie hüpfte herum und klatschte in die Hände.

„Blümchen? — Ja, ich 'eiße Blümchen."



Dann klang von drüben her eine Stimme, die nicht Fleurette, sondern Marion rief.

„Madeleine!“ sagte sie und sprang davon, husch! an den Latten empor, dann auf den Stein, und wie ein Eidechschen verschwand sie hinter dem Gemäuer.

Die Madlen kannte ich sehr gut. Sie war die Magd von drüben und trug, wie unsere Schosefin (Josephine) die breite Haubenschleife der Unterelsässerinnen, wenn sie zur Kirche ging. Sie war mit unserer Schosefin gut befreundet, hatte mich aber bisher mürrisch übersehen, wenn ich etwa in Gesellschaft unserer Magd ihr begegnet war. So wenig ich als kleiner Junge von den politischen Ereignissen wissen konnte, den oft bis zum Haß gesteigerten Gegensatz zwischen den Eingeborenen und den Deutschen hatte ich doch schon seitdem ich zur Schule ging am eigenen Leibe genugsam erfahren müssen. Und so fühlte ich instinktiv, daß auch zwischen dem Nachbarhaus und dem unsrigen diese Gegnerschaft wie eine unübersteigliche Mauer starrte. Aber Mauern sind dazu da, um überklettert oder sonstwie durchbrochen zu werden. Und am ehesten tut man dies, wenn man sich um nichts anderes in der Welt bekümmert und nur dem Gedanken lebt, des eigenen Ichs Wünsche und Verlangen zu verwirklichen. Kinder sind darin die naivsten und somit auch die größten Helden der Tat.

Auch ich hatte, sobald Fleurette, die so leicht den Weg ins „Feindesland“ gefunden hatte, verschwunden war, nichts Eiligeres zu tun, als mich an die Mauerlücke zu machen, um diese gehbarer zu gestalten. Es war nicht eben leicht, mit einem Stecken als Werkzeug die hartgefügten Steine auseinanderzubekommen. Aber schließlich gaben doch einige nach, und nun war ein ganz guter Durchschlupf vorhanden. Es kam mir gar kein Zweifel, daß der nicht tüchtig benutzt werden würde, und in der Tat — am nächsten Morgen war ich noch kaum am Gartenende, als auch Fleurette erschien, jetzt im erweiterten Rahmen dem Bildchen viel ähnlicher, das ich im Traum gesehen.

Aber heute war es nur ein kurzes Zusammensein, denn vom Hof her rief laut Ernest, der Hausleute Sohn und mein bester Spielkamerad, meinen Namen. Da floh Fleurette; es solle kein anderer sie sehen, sie würde nur kommen, wenn ich allein im Garten sei, und würde deshalb immer vorher drüben von ihrem Garten aus dreimal „hup!“ rufen und erst, wenn ich ihr die gleiche Antwort gegeben hätte, herüberkommen. Das war in wenigen Sekunden verabredet, und ich hatte jedenfalls alles verstanden. Als Ernest kam, schimpfend, daß er mich überall suchen mußte, war ich schon bei der eifrigsten Traubenprüfung.

Du guter, lieber Ernest, der du dir so viel darauf zugute tatest und so große Rechte beanspruchtest, weil du vierzehn Tage älter warst als ich, wie oft habe ich dich damals hinters Licht führen müssen! Wie oft habe ich mich vor dir versteckt, auf deinen Ruf nicht geantwortet, dich irregeführt! Und alles nur, um allein zu sein, wenn Fleurettes Ruf von drüben herüberklang.

Seltsame Kinderseelen! Ich fühlte mich wunderbar reich im Besitz dieses Geheimnisses, von dem ich keinem ein Wort verriet. Oft frage ich mich, grüble darüber nach, was wir beiden Kinder eigentlich stundenlang zusammen getrieben haben. Denn wir waren schier alle Tage beisammen, und ich fühle es noch, wie es



mich quälte, wenn einmal der Ruf von drüben ausblieb. Wir wurden wohl eifrige Traubensucher, und auch die ersten reifen Pfirsiche werden wir gemeinsam gegessen haben. Aber zumeist mußten wir doch zusammen plaudern, und wir haben uns gut verstanden und wohl beide viel im Austausch gelernt. Ich war hinter den französischen Worten her wie ein eifriger Sammler hinter Briefmarken oder Käfern und Schmetterlingen. Die Mutter, die Magd fragte ich nach jedem Gegenstand, wie er auf französisch heiße. Vielleicht hat es Fleurette fürs Deutsche ähnlich getan, jedenfalls verstanden wir uns aufs beste.

Ob solch kindliches Spiel zweier Nachbarkinder so sehr verschieden ist vom ernsten Sich-finden zweier Liebenden, die durch die Zäune und Mauern des fremden Nebeneinanderseins der Menschen eine Lücke gefunden haben, durch die sie sich als eine neue Welt für sich zusammenfinden?

Ich fühle es noch, daß mir dieses Zusammensein mit Fleurette doch etwas anderes bedeutete als der Verkehr mit den anderen Spielkameraden; etwas wie Weihe und Schwere der Zukunft lag über dem harmlosen Spiel. Vielleicht trugen daran allerdings unsere Mägde die Schuld. Ich hatte ja zu keinem Menschen von meiner Rosenprinzessin gesprochen. Doch Fleurette hatte ihre abenteuerlichen Besuche im Nachbargarten nicht für sich zu behalten vermocht und hatte sie der Madlen anvertraut.

Die Szene steht mir in ganz phantastischer Beleuchtung in Erinnerung. Es war ein Sonntagabend, wohl der letzte Sonntag vor Fleurettes Abreise. Meine Eltern waren für den Abend ausgegangen, und ich saß bei Schosefin, die mich zu Bett bringen sollte, in der Küche. Es dunkelte schon, und sie hatte die Kerze angezündet, bei deren flackerndem Licht sie mir vom Krieg erzählte, wie so oft. Sie stammte aus der Gegend von Wörth und hatte in angstvollem Grausen die furchtbare Kanonade der Schlachttage gehört, hatte von fern das Getriebe der Schlacht gesehen und nahe, allzu nahe, Verwundete und Tote, unbegreifliche Opfer des blutigen Ringens. Da ging plötzlich die Küchentür auf — wir hatten im Eifer der Erzählung wohl das Klopfen überhört —, und herein trat Madlen. Nachdem sich Schosefin erst von ihrem Schrecken erholt hatte, vertieften die beiden sich rasch in ein eifriges Gespräch, das ich, da sie es in ihrer unterelsässischen Mundart führten, nur zum Teil verstand. Aber den Namen Marion hatte ich bald gehört, und die auf mich geworfenen Blicke belehrten mich, daß es sich um uns beide handelte. Mir war etwas unbehaglich zumute, da zog mich plötzlich Madlen in ihre Arme und küßte mich. Dann stand sie auf und ging davon.

Während mich Schosefin zu Bett brachte, erzählte sie mir von der Nachbarsfrau. Ihr Mann sei im Kriege verwundet worden und an den Folgen der Verwundung gestorben. Darum gehe die Frau immer in Trauer und hasse alle Deutschen. Marion dürfe deshalb auch gar nicht in eine deutsche Schule gehen, wenn sich schon die Mutter dazu habe verstehen müssen, ihren Sohn hier in die Schule zu schicken. Ich verstand damals nicht, in welchem Zusammenhang die gesteigerte Zärtlichkeit der immer guten Schosefin mit diesen Mitteilungen stand. Mir war nur lieb, daß sie mir versprach, meinen Eltern nichts von unseren Zusammenkünften zu erzählen. Die beiden alternden elsässischen Mädchen, von denen die

eine dem Hause einer verbitterten Französin, die andere dem eines nationalstolzen Deutschen in gleicher Treue dienten, hatten die Kinderliebe besonders ernst genommen und an sie Hoffnungen geknüpft, die heute noch mancher Politiker zur Hilfe rufen mag ...

Die Blätter an den Reben fingen an zu gilben, man brauchte längst nicht mehr nach einzelnen weichen Beeren zu suchen, denn in reifer Fülle strotzten jetzt die ganzen Trauben. Die Rosenhecke aber war verblüht, und nur einzelne, als doppelt schön empfundene Rosen kündeten noch von der Sommerpracht. Da sagte mir Fleurette, daß sie jetzt zum letztenmal gekommen sei, da sie am nächsten Tag wieder zur Schule müßte. Und nun fiel es mir erst auf, daß sie nicht auch in der Dorfschule war. Sie war in einem Schwesternpensionat jenseits der Grenze und kam immer nur für die Ferien nach Hause. Ich weiß nicht mehr, ob wir ernst voneinander Abschied genommen haben; aber das weiß ich noch gut, daß ich am nächsten Tage, als zur gewohnten Stunde der Lockruf von drüben nicht erklang und ich mir dann sagte, daß er auch nicht erschallen würde, zum erstenmal im Leben jenes Gefühl der Leere empfunden habe, in dem sich Herzensverluste körperlich fühlbar machen ...

Kinder vergessen leicht und leben schnell. So war ich gar nicht überrascht, als in der Woche vor Ostern, wo ein sonniger Vorfrühling einen den ganzen Tag draußen hielt, plötzlich von drüben das „Hup! hup!“ erklang und Fleurette auf dem alten Wege in den Garten gesprungen kam. Aber etwas verlegen waren wir zueinander. Mir fiel im gleichen Augenblick der seltsame Besuch Madlens ein; dann gab's auch keine Rosen, keine Traubenbeeren, und auch die Erdbeeren zeigten kaum erst die ersten Blütenknospen. So fehlte der gemeinsame Unterhaltungsstoff, und ich hatte von meinem Französisch eher wieder allerlei vergessen.

Allerdings etwas anderes hatte ich nun Fleurette zu zeigen. Aber ob sie das würde sehen wollen? Droben auf dem Speicher in der südlichen Giebelwand unseres Hauses hatte ich ein Fenster entdeckt, von dem aus der Blick gerade zwischen Kirche und Schulhaus durchführte, ganz frei über das Dorf hinweg, so daß man weit, weit hinaussehen konnte, über die Hardt hinweg, zum Isteiner Klotz, zu dem ich schon mit meinem Vater hinmarschiert war, und dahinter nach den blauen Jurabergen, hinter denen jetzt an den klaren Frühlingstagen oft die Zacken der Alpen hervorleuchteten. Man konnte genau so gut und so weit sehen, wie droben vom Rebberg aus, von dem ich oft mit den Eltern die gleiche Aussicht bewundert hatte, woher ich auch wußte, wie die einzelnen Alpengipfel, die man sehen konnte, hießen. Die seltsamen Namen: Mönch, Jungfrau, Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn machten mir die fernen, unnahbaren Bergesriesen geradezu zu lebendigen Persönlichkeiten, und da die Schweiz die Heimat meiner Mutter war, empfand ich für diese ganze Welt eine vertraute Zugehörigkeit.

Ich hatte erst eine Kiste gegen das Fenster geschoben, um besser hinaussehen zu können, dann hatte ich gemeinsam mit Ernest einige andere leere Kisten, die auf dem Boden herumstanden, dagegen gebaut, und so hatten wir da droben ein richtiges Häuschen, von dem aus wir wohlgeborgen Ausschau halten konnten über das gesegnete oberelsässische Land.



Davon erzählte ich Fleurette, die vielleicht, gerade weil sie wenig von dem verstand, was ich meinte, ein erhöhtes Verlangen empfand, die Herrlichkeit selber zu sehen. Das war nun in Heimlichkeit nicht leicht zu bewerkstelligen, denn man mußte durch den ganzen Garten und über den Hof gehen, dann die Haustreppe hinauf, an Vaters Amtsstube vorbei, um zur Bühnenstiege zu gelangen. Es half nichts, nun mußte Ernest ins Vertrauen gezogen werden.

Zu dritt wurde Kriegsrat gehalten. Ein Donnerstagspätnachmittag erschien als die geeignete Zeit. Da war Markt im Dorfe, Mutter und Magd waren zum Einkauf weg, und in Vaters Amtsstube drängten sich dann die Leute. Da mußte es gelingen, vorbeizukommen.

Und es gelang. Es war ein wunderbar klarer Tag. Wir drei gruppten eng in unserm Kistenhäuschen und schauten hinaus. Die Welt war voll Sonne. Die scharfen Kinderaugen erkannten jede Einzelheit. Auf den Feldern in der Nähe des Dorfes kannten wir ja jeden Baum, jeden Strauch. Die nächsten Dörfer erkannte man an ihren Kirchen. Dann erhob sich links glitzernd die weiße Kalkwand des Isteiner Klotzes, und im Dunst standen die blauen Juramauern. Fleurette wollte vor allen Dingen die Alpengipfel sehen mit den merkwürdigen Namen. Die waren aber noch nicht da. Und es bedurfte der beteuernden Unterstützung Ernests, daß sie überhaupt an das Kommen derselben glaubte. Die Sonne mußte erst von der Höhe herunter sein; gegen Abend ließen sich die fernen Riesen sehen.

Und sie kamen wirklich. Ich erzählte gesteigert und vermenschlicht, was mir die Mutter von ihren Heimatbergen berichtet hatte. Wir drei fühlten uns da oben als eine Welt für uns, wir hatten alle anderen vergessen. Da auf einmal kam Schosefin in höchster Aufregung angestürzt, Marion müsse schleunigst herunterkommen. Wie gehetzt eilte Fleurette mit Schosefin hinab. Wir beiden Buben saßen zunächst verblüfft, als hätte der Blitz eingeschlagen, dann trollten wir mit dem unbehaglichen Gefühl, daß etwas Besonderes geschehen sei oder noch bevorstehe, hinterdrein.

In der Tat war drunten keine gelinde Aufregung. Die Madlen war dagewesen und hatte Fleurette gesucht, die schon vor Stunden von ihrer Mutter gerufen und nirgendwo gefunden worden war. Wir hatten droben in unserm Verschlag gar nicht gemerkt, wie die Zeit verronnen war. Meine Mutter verlangte nach Aufklärung und konnte trotz der Unschuldsbeteurungen Schosefins nicht verstehen, was an dem Ganzen so wichtig sein sollte. Eine Stunde später hatte Fleurettes Bruder einen Brief für meinen Vater abgegeben, den dieser ganz verständnislos mehrmals las. Auch jetzt wieder ein schon etwas peinlicheres Verhör, was mein Vater schließlich verärgert als dumme Kinderei abtat. Ich hörte noch, wie meine Mutter begütigte und Fleurettes Mutter als eine hartgeprüfte Frau bezeichnete. Dann war ich froh, mich so ungestraft davonschleichen und mit Ernest die aufregenden Geschehnisse dieses Nachmittags nochmals gründlichst durchberaten zu können. Fleurette aber habe ich in diesen Osterferien nicht mehr gesehen. Ihr Ruf ist von drüben nicht mehr erklungen.

Ich hätte das alles vielleicht schwerer empfunden, wenn nicht andere Ereignisse mich ganz in Anspruch genommen hätten. Ich sollte nämlich nach Ablauf der

Osterferien auf die höhere Schule kommen. Da der Besuch des Gymnasiums zu mühselig war, kam ich in dasselbe Internatskollegium, das auch Fleurettes Bruder seit einem Jahre besuchte.

Er war zwar zwei Klassen über mir, aber da von der Schule auf strenge Dorfkameradschaft gehalten wurde, war von jetzt ab in den Ferien ein Verkehr zwischen den beiden Häusern nicht mehr ganz zu vermeiden. So war ich also äußerlich Fleurette nach dem stürmischen Auseinander im Frühjahr eher näher gekommen als zuvor. Aber doch wohl nur äußerlich. Es blieb zwischen meinem Schulkollegen und mir bei den notwendigsten Besuchen, und auch bei diesen sah ich Fleurette und ihre Mutter kaum. Die Mauerlücke im Garten blieb unbenutzt. Es wäre mir außerdem jetzt selber zu töricht erschienen, wenn Fleurette noch auf diesem Wege gekommen wäre. Durch den Besuch der auswärtigen Schule fühlten wir uns in unserer Würde sehr gehoben, auch war uns ein ernstes Benehmen während der Ferien zur besonderen Pflicht gemacht. Bei den Mädchen schien es nicht anders zu sein, denn Fleurette wurde jetzt von den Dienstboten nur noch „Mademoiselle Marion“ genannt, und ich selber hätte nicht mehr gewagt, sie vor anderen Leuten als „Blümchen“ zu bezeichnen.

Übrigens hatte ich hinsichtlich des Französischen eine schwere Enttäuschung erlebt. Ich hatte mir vorgestellt, daß es nur des Besuches der höheren Schule bedürfe, um auch in den völligen Besitz der Sprache zu gelangen, und mußte nun erleben, daß wir dort eigentlich nur dieselben Wörter wieder gelernt hatten, die ich bereits kannte, allerdings in den recht umständlichen Formen der Deklination und Konjugation.

Da mir dieser Weg für den Verkehr im Hause Marions und ihres Bruders zu umständlich war, suchte ich mir einen anderen und fand ihn in einem aus dünnen Lieferungen bestehenden Buch in der Bibliothek meines Vaters, das sich als ein „Meistersystem“ bezeichnete. Das Buch begann gleich mit einem langen französischen Satze, den ich heute noch auswendig kann: „Pourquoi ne voulez-vous pas laisser faire vos bottines chez mon cordonnier dans la rue d'église?“ Auf den folgenden Seiten wurde dann dieser Satz in seinen einzelnen Bestandteilen nach allen möglichen Richtungen hin verwendet. Das war ja nun sehr schön, und meine Dorfkameraden sperrten Maul und Ohren auf, wenn ich ihnen diesen Satz herunterrasselte, aber es ließ sich doch nun nicht gewaltsam mit Marion ein Gespräch über Schuhe heraufbeschwören, zumal unser Schuhmacher nicht in der Kirchstraße wohnte.

Dafür wurde allerdings der Verkehr mit Robert bald eifriger, da wir im Kollegium beide dem Gesangverein angehörten und auch dieselbe Leidenschaft der Botanik teilten. Nun machten wir von jetzt ab in den Ferien unsere Spaziergänge gemeinsam, bestimmten und preßten zusammen die gefundenen Blumen, und verkehrten miteinander so unbefangen, als ob es im Elsaß niemals ein deutsch-französisches Problem gegeben hätte. Natürlich kam auch Marion oft dazu; aber wir kamen jetzt in jene Knabenjahre, denen Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht als Hauptkennzeichen echten Mannestums erscheint. Auch wurde Marion in ihrer Pensionatserziehung immer „feiner“ und zurückhaltender.

Das ging nun so etwa drei Jahre weiter, ohne daß sich etwas Wichtiges er-



eignet hätte. Da gerieten Robert und ich eines Tages wegen irgendeiner Kleinigkeit in der Geschichte in Streit, und nun platzten, wie es nicht anders sein konnte, die verschiedenen durch die Erziehung bedingten nationalen Auffassungen schroff gegeneinander. Es kam zu heftigen Worten; Marion, die zufällig bei uns im Zimmer war, unterstützte ihren Bruder und warf in das Gespräch den Satz: „Die Deutschen seien schlecht; sie seien die Mörder ihres Vaters."

Von diesem Tage ab mied ich das Nachbarhaus, und auch Robert fand nicht mehr den Weg zu uns herüber. Im Kollegium taten wir, als sei nichts geschehen. Bei der Zugehörigkeit zu verschiedenen Klassen fiel es weiter nicht auf, daß wir uns grundsätzlich mieden.

Das war in den Osterferien gewesen. Als wir in den Sommerferien nach Hause kamen, stand der Garten und die Rosenhecke darin wieder in vollster Blumenpracht. Diesem Garten galten auch während der Schulzeit meine täglichen Gedanken, und ein großer Teil des Inhalts meiner Briefe nach Hause. Denn ich mußte alles wissen, was in ihm gearbeitet wurde, und glaubte von der Schulbank aus diese Arbeiten leiten zu können, wie denn auch während der Ferien die Gärtnerei mich vollauf in Anspruch nahm. Als ich ein paar Tage zu Hause war, fragte mich unsere Schosefin — sie war noch immer treuer Hausgenosse —, ob ich nicht einmal Robert besuchen wollte. Ich fragte sie, wie sie dazu käme, sie wüßte doch, daß wir uns das vorige Mal entzweit hätten. Die gute Seele meinte: Zwistigkeiten seien dazu da, daß man wieder Frieden schlösse. Nun hatten wir uns ja wohl längst beiderseits jenen Streit verziehen, aber der Stolz erlaubte keinem den ersten Schritt. Und so unterblieb auch der Besuch.

So erfuhr ich erst einige Tage später, daß Marion krank sei. Sie sei gleich nach Wiederbeginn des Schuljahres im Pensionat schwer erkrankt, dann nach notdürftiger Genesung nach Hause gekommen und könne sich jetzt gar nicht erholen. Nun durfte ich natürlich nicht zögern. Ich machte meinen Besuch und fand nicht nur meinen Kolleggenossen sehr freundlich, auch die Mutter trat mir in ganz ungewohnter Freundlichkeit entgegen. Aber im Hause war es merkwürdig still, wie von verhaltener Trauer. Als ich nach Marion fragte, zögernd nur, als ob ich etwas Verbotenes täte, wurde mir der Bescheid, sie sei zu schwach, man könne sie nicht sehen. Am Abend fragte ich meine Mutter, ob es wohl anginge, daß ich Rosen hinüberschickte. Das geschah. Von da ab brachte ich täglich meine Rosensträuße ins Nachbarhaus. Ich sagte niemals, daß sie für Marion seien, aber sie wurden wohl selbstverständlich als Gabe für die Kranke angenommen.

Einmal durfte ich sie ihr auch selber bringen, und ohne daß ich es merkte, nannte ich sie beim Gruße Fleurette. Denn mir war, als ob sie wieder kleiner geworden sei, als sie in den Jahren vorher gewesen war. Ganz wieder Blümchen. Am nächsten Sonntag war die Madlen bei der Schosefin in der Küche und weinte zum Herzbrechen. Sie komme nur, um sich auszuweinen; zu Hause könne und dürfe sie es nicht tun, der Madame wegen. Sie weinte um Marion, die langsam verlösche wie ein sich verzehrendes Licht.

Es waren wieder einige Tage, da kam Robert und bat mich, ich möchte doch herüberkommen. Marion habe es gewünscht. Er verbiß sich dabei mühsam die

Tränen. Als ich hinüberkam, den großen Rosenstrauß in der Hand, da schien mir Marion viel fröhlicher und gesunder, als ich sie zuletzt gesehen hatte. Sie saß in einem Lehnstuhl und hatte auf den Wangen Röschen, die an Zartheit mit denen wetteiferten, die ich eben gebracht. Sie schien in ihrer Krankheit alle ihre deutschen Worte vergessen zu haben und zog mich leise damit auf, daß ich nur zögernd und widerstrebend ihr französisch antwortete. Früher hätte ich das besser gekonnt, lachte sie.

Und nun plauderte sie von der Mauer, der Lücke, durch die sie hindurchgeschlüpft, von dem „Hup! hup!", dem stundenlangen Weilen hinter der Rosenhecke, dem Naschen am reifenden Wein. Mir war damals, ich hätte alles vergessen, und sie erst erinnere mich wieder daran. Dann sprach sie von jenem Ausblick aus dem Giebelfenster droben, von dem schönen Sonntag und der weiten, weiten blauen Ferne mit den Jurabergen, und den Alpenriesen hinter ihnen.

„Wenn ich gesund bin, möchte ich da einmal hingehen; nicht wahr, Mama?"

Die Mutter nickte und ging hinaus. Als ich gleich danach auch fortging, weil der Arzt kam, saß sie im Vorzimmer und weinte. Da fühlte ich, daß ich hier ein Sterben miterlebte. Und es erfüllte mich eine große Liebe zu der Frau, die mir bisher so fremd und unnahbar geschienen, so daß ich zu ihr hintrat, um ihr die Hand zu küssen, was ich sonst nie fertig brachte. Da schloß sie mich heftig in ihre Arme.

Der Tod war schon in der Nacht gekommen und hatte das flackernde Lichtlein ausgeblasen. Ganz früh am nächsten Morgen kam die Madlen, es uns zu sagen.

Das ganze Dorf trauerte mit der hartgeprüften Frau. Ich aber ging mit Ernest in den Garten, und wir schnitten Rosen ab, bis wir einen großen Korb voll hatten. Dann gingen wir hinüber. Robert führte mich gleich zu Marion hinein, und als ob es sich so von selbst verstände, nahm die Mutter die Rosen, die ich ihr einzeln zureichte, und schmückte das Lager ihres Lieblings.

Fleurette! Nun war sie wieder Rosenprinzessin wie einst.

Zwei Tage darauf wurde sie hinausgetragen zum Kirchhof bei der Kapelle draußen vor dem Dorfe. Nach der Sitte trugen die Knaben aus dem gleichen Jahrgang den Sarg. Ich trug das Kreuz voran. Ich hatte es ganz mit Rosen umwunden, mit dunkelroten die beiden Kreuzesarme und mit hellroten einen Kranz rund herum. — — — —

Das ist schon lange, lange her. Aber wenn, wie jetzt, der Abendwind den Rosenduft aus den Gärten ins Zimmer trägt, so brauche ich nur die Augen zu schließen, und ich sehe den alten Rosengarten daheim und als schönste Rose darin dich, Fleurette!





Der Kampf um Naundorff

Seltsame Nachrichten, die zunächst in Deutschland vielfach ganz unbegreiflich anmuten und starkes Kopfschütteln erregen werden, kamen kürzlich aus Paris. Die Nachkommen des sogenannten „Uhrmachers Naundorff" sollten als wirkliche Abkömmlinge König Ludwigs XVI. anerkannt werden und damit der schon bald ein Jahrhundert alte Anspruch des im Jahre 1845 verstorbenen Uhrmachers Naundorff, daß er der wahre, aus dem Temple entkommene Ludwig XVII. gewesen sei, die historische und offizielle Beglaubigung erhalten, den Stempel der Echtheit, der ihr zum Teil schon aufgedrückt wurde, als Naundorffs Nachkommen im Jahre 1863 vom König von Holland die Erlaubnis erhielten, den Familiennamen de Bourbon zu führen. Die „Affäre Naundorff" beschäftigte seit den letzten Tagen des Jahres 1910 „tout Paris" einmal wieder in einer uns fast unverständlichen Weise, die Zeitungen sind voll von Erörterungen dieses Problems, das, seinem schon bald hundertjährigen Alter zum Trotz, mit einer Hitzigkeit diskutiert wurde, als handle es sich um den neuesten Boulevard-Skandal. Jetzt nun hat die „Affäre" aber mit einem Male politische Bedeutung erlangt, denn auf Veranlassung des hochgeachteten Senators und ehemaligen Ministers Boissy d'Anglas, eines der begeistertsten Anhänger Naundorffs und seiner Nachkommen, stellte eine vom Senat eingesetzte Kommission den Antrag, die Ansprüche der Nachkommen Naundorffs, daß sie die echten Nachkommen Ludwigs XVI. und Ludwigs XVII. sind, für berechtigt anzuerkennen, und wie die Dinge lagen, war es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der Senat und die Regierung diesem Antrag nachkommen würden [Im letzten Augenblick ist der Senat freilich allen Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen, indem er sich für nicht kompetent zur Lösung einer so schwierigen Frage erklärte. Das Naundorff-Problem ist damit also abermals vertagt, nicht gelöst worden.], wodurch freilich die Republik schwerlich gefährdet werden konnte, obwohl dann die große Zahl der französischen Thronanwärter noch um einen weiteren vermehrt worden wäre, um den „einzig legitimen" Herrscher von Frankreich, „König Jean III.", der in Holland als Weinhändler (!) lebt, und von dessen Existenz man bisher kaum etwas wußte. Die Sache könnte wie eine Posse anmuten, wenn sie nicht einen ernsten, ja, tragischen Hintergrund hätte. Denn wenn auch die Ansprüche der heutigen Familie Naundorff = de Bourbon uns in Deutschland völlig gleichgültig sind, das historische Problem Naundorff ist wohl geeignet, wie irgendein spannender Roman, auch uns in Deutschland zu fesseln und nachdrücklich in Anspruch zu nehmen. In welchem Grade dies jedenfalls in Frankreich noch heute geschieht, das weiß im allgemeinen nur der genaue Kenner der französischen Literatur. Sollte man es wohl für möglich halten, daß noch Jahr für Jahr dickleibige Bücher

über die „question" erscheinen, daß eigne Zeitschriften seit Jahrzehnten herausgegeben werden, die ausschließlich die Ansprüche Naundorffs noch in unsren Tagen verfechten, daß überzeugte Republikaner, wie vor allem der ehemalige Minister der Republik und würdige Senator Graf Boissy d'Anglas, ihre Lebensaufgabe darin sehen, zu beweisen, daß Naundorff wirklich der „rechtmäßige" König von Frankreich, der totgeglaubte Ludwig XVII. war? Hochgeachtete, weltberühmte Männer haben einen nicht ganz kleinen Teil ihres Lebens und ihrer Arbeitskraft in den Dienst der Naundorff-Sache gestellt — es seien z. B. nur Jules Favre, Louis Blanc, Victorien Sardou genannt —, ernste Historiker haben die Erforschung der „question" zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, allen voran ein geborener Deutscher, Otto Friedrichs aus Elberfeld, der seit Jahrzehnten mit wahrem Bienenfleiß ein in seiner Gesamtheit geradezu verblüffendes Beweismaterial zusammengetragen hat, aus dem allerdings für den objektiven Betrachter in einer fast über jeden Zweifel erhabenen Weise die Gewißheit erwächst, daß Naundorff wirklich, wie sein Grabstein in Delft es ausdrücklich besagt, der am 27. März 1785 geborene Charles-Louis, Herzog der Normandie, war, der zweite Sohn König Ludwigs XVI., den die Geschichte unter dem Namen Ludwig XVII. in ihre Tafeln eingetragen hat. In Deutschland ist die „question" mit der landläufigen Überlieferung abgetan, daß der Tod des königlichen Kindes im Temple „authentisch" beglaubigt ist, und daß infolgedessen Naundorff nur einer der vielen Thronprätendenten war, die sich fälschlich für den wunderbar geretteten Dauphin oder König Ludwig XVII. ausgaben. Daß die Dinge in Wahrheit doch wesentlich anders liegen, mögen die nachfolgenden Ausführungen beweisen, deren Absicht zunächst nur ist, zu zeigen, wie wenig berechtigt man ist, der offiziellen Überlieferung zu trauen, wenn diese auch zu allen Zeiten bequemer als die gegenteilige Annahme war.

Wer sich nicht mit der Versicherung begnügt, daß des kleinen Ludwig XVII. Tod im Temple authentisch beglaubigt sei, sondern wer die dafür vorgebrachten Beweise einmal kritisch prüft, der muß allerdings schon nach kurzem Studium die Zuverlässigkeit der offiziellen Überlieferung für äußerst verdächtig halten. Das einzige offizielle Dokument, das den am 8. Juni 1795 im Temple eingetretenen Tod eines Kindes bestätigt, gibt dem schon seit 1794 nachweisbaren Verdacht, daß der echte Dauphin entführt und an seiner Stelle (um die Flucht zu verdecken) ein anderes, schwerkrankes, dem Tode verfallenes Kind gefangen gehalten wurde, unbedingt Nahrung. Im Protokoll, das die vier zur Leichenschau herangezogenen Ärzte aufsetzten, und das im „Moniteur" vom 14. Juni 1795 veröffentlicht wurde, heißt es nämlich in auffällig gewundener Weise, sie hätten den Körper eines etwa zehnjährigen toten Kindes untersucht, „von dem die Kommissäre sagten, es wäre der des Sohnes von Capet". Da sich unter den vier Ärzten zwei befanden, die den Dauphin als Kind genau gekannt hatten, so kann man eine derartige Ausdrucksweise wahrhaftig nicht als eine Identifizierung der Leiche bezeichnen! Sonstige verläßliche Bestätigungen, daß das gestorbene Kind Ludwig XVII. war, liegen aber überhaupt nicht vor. Allen gesetzlichen Vorschriften zuwider, die ausdrücklich forderten (Gesetze vom 20. September und 19./24. Dezember 1792), zur Identifizierung eines Toten müßten die nächsten Angehörigen herbeigeholt werden, wurde zur Feststellung des für die französische Regierung unendlich wichtigen Todes des „kleinen Capet" die einzige noch lebende, ganz nahe Verwandte, die Schwester, obwohl sie, nur wenige Schritte vom Sterbezimmer entfernt, ebenfalls im Temple gefangen saß, nicht hinzugezogen; vielmehr erfuhr Prinzessin Marie-Thérèse-Charlotte erst wochenlang später, daß ihr Bruder gestorben war. Ein ordnungsgemäß ausgefertigtes Dokument, das den Tod gesetzlich bescheinigte, dürfte nie existiert haben oder ist sehr zeitig verloren gegangen. Napoleon I., Ludwig XVIII., Karl X., Ludwig Philipp, sie alle haben größte Mühe darauf verwendet, sich dies für sie unschätzbare Dokument zu verschaffen, alle Bemühungen blieben vergeblich. Zwar findet man in dem durchaus unhistorischen Roman von Beauchesne über Louis XVII den angeblichen Totenschein reproduziert, doch ist er in jedem Falle wertlos: es dürfte sich dabei um eine Fälschung handeln, und selbst

wenn er echt wäre, würde er nichts beweisen, da nachweislich keiner von den Unterzeichnern des Dokuments den echten Dauphin bei Lebzeiten sicher gekannt hat.

Somit ist schon, wenn man sich nur an die unmittelbar vorliegenden Tatsachen hält, der Tod Ludwigs XVII. im Temple nichts weniger als bewiesen. Es steht aber ferner fest, daß die Royalisten Millionen zu opfern bereit waren, um den Sproß Ludwigs XVI. dem Gefängnis zu entreißen (vgl. „Moniteur“ vom 18. März 1794), und ebenso, daß die Machthaber des Frankreichs von 1794 und 1795 Bestechungen in der ungeniertesten Weise zugängig waren. Da nun überdies der Mann, dem die Obhut der königlichen Waisen im Temple oblag, der höchst charakterlose und unsympathische Barras, noch im Jahre 1803 in der Trunkenheit äußerte, der Sohn Ludwigs XVII. sei nicht tot, sondern lebe (das notariell beglaubigte Zeugnis der Marquise von Broglio-Solari über diese Barrasche Äußerung liegt vor), so muß man zugeben, daß mindestens die Möglichkeit einer Entführung Ludwigs XVII. aus dem Temple nicht von der Hand gewiesen werden kann, zumal da die Überwachung des Temple nie sehr streng war. Überdies haben Ärzte bekundet, die offizielle Überlieferung, wonach der kleine Dauphin an Skrofulose gestorben sei könne unmöglich richtig sein, denn ein Kind, das noch 1793, ja selbst noch zu Anfang 1794 bestimmt frei von Skrofulose war [Als der berüchtigte Schuster Simon am 19. Januar 1794 den Temple verließ, wurde ihm ausdrücklich das Zeugnis ausgestellt, er habe den königlichen Knaben „en bonne santé“ übergeben.], hätte unmöglich, auch bei ärgster Vernachlässigung, bis zum Juni 1795 an erworbener Skrofulose zugrunde gehen können; sei also wirklich Skrofulose die Todesursache gewesen, so sei damit nur die Wahrscheinlichkeit einer Kindesunterschiebung bewiesen.

Sollten aber alle diese Zeugnisse noch nicht stutzig machen, so muß die notorische Tatsache aufs äußerste verblüffen, daß noch monatelang nach dem 8. Juni 1795 von seiten der Regierung Ludwigs XVII. Tod in amtlichen Kundgebungen geradezu ignoriert wird. Im „Moniteur“ also im Regierungsblatt, vom 11. Juli 1795 wird z. B. erzählt: „L'amiral Anglais a fait sommer le général Bonneret, commandant de Belle-Isle, de se rendre au nom de Louis XVII. Il leur a répondu qu'il était muni de vivres et d'artillerie, qu'il ne reconnaîtrait jamais Louis XVII.“ Im „Moniteur“ vom 31. Juli 1795 ist dann die Rede von einer Gegenrevolution in Rouen, und der Bericht meldet abermals: „Les cris de ‚vive le roi, vive Louis XVII!‘ s'étaient fait entendre pendant trois jours, à l'aide de leurs vils agents.“ — Keine noch so scharfe Opposition kann eine politische Partei doch dazu bringen, daß sie einen nachweislich toten Menschen „hochleben“ läßt. Ja, in Paris selbst nahm, wie der „Moniteur“ vom 10. August 1795 meldet, der Nationalkonvent am 5. August ohne Widerspruch Kenntnis von einer Zuschrift aus Lyon, worin mitgeteilt war, daß man ihn dort wegen des Entweichens des Dauphins und wegen seiner vergeblichen Bemühungen, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, in einem von Hand zu Hand gehenden Kupferstich verspotte. Noch mehr, in einem aus Belleville datierten Manifest des Führers im Vendeeaufstand Charette kommt noch am 26. Juni 1795 der Passus vor: „Dans six mois au plus nous serons tous au comble de nos vœux. Louis XVII sera sur le trône“, und wenn später Charette sich für Ludwig XVIII. erklärte, so beweist dies dennoch nicht, daß ihm inzwischen der Tod Louis' XVII bekannt geworden war, sondern man muß vermuten, daß er lediglich aus irgendwelchen Zweckmäßigkeitsgründen die Existenz Louis' XVII zeitweilig verleugnete, denn noch sehr viel später, Ende 1795, enthielt ein Armeebefehl des tapfren Helden (der bald darauf gefangengenommen und am 23. März 1796 kriegsrechtlich erschossen wurde) folgende überaus sonderbaren Äußerungen, die absolut unbegreiflich wären, wenn Charette damals nicht genau gewußt hätte, daß Louis XVII. eben noch lebte und in einem ihm bekannten Asyl den Nachstellungen der Feinde entzogen war: „Allez donc, lâches et perfides soldats, allez, déserteurs d'une cause si belle que vous déshonorez! Abandonnez au caprice du sort et à l'inviolabilité ce Royal orphelin que vous jurâtes de défendre, ou plutôt, emmenez-le captif au milieu de vous, conduisez-le aux meurtriers de son père, soyez



sans pitié pour son âge, pour ses grâces, pour sa faiblesse et pour ses revers. ... Je ne serais point étonné que sous peu de jours, le fils trop malheureux de l'infortuné Louis XVI, fût arraché, malgré moi, de son asile et livré à ses persécuteurs ..."

Wohlgemerkt, dieses Schriftstück stammt vom Ende des Jahres 1795, aus einer Zeit, wo die Vendeer längst sich dahin geeinigt hatten, Ludwig XVIII. als König auszurufen! Man kann daraus nur zwei Rückschlüsse ziehen, nämlich entweder daß Charette unzurechnungsfähig und mit einer fixen Idee behaftet war, oder aber daß eben Ludwig XVII. damals wirklich noch lebte, und daß Charette das Versteck kannte. — Ja selbst von Ludwig XVIII. soll ein Zeugnis vorliegen, das mindestens indirekt die Bestätigung enthalten würde, daß Ludwig XVII. jedenfalls im Jahre 1797 noch unter den Lebenden weilte: in einer zu Verona am 14. Oktober 1797 erlassenen Proklamation an seine Anhänger soll sich Ludwig XVIII. nämlich bemerkenswerterweise nicht „roi de France", sondern „régent de France" genannt haben!

Wie in dieser Kundgebung Ludwigs XVIII. die Existenz des Kindes als allgemein bekannt vorausgesetzt wird, so sprechen auch alle sonstigen Zeugnisse etwa seit dem Juli 1795 von Ludwig XVII. als von einer lebenden, wenn auch verborgen gehaltenen Person. Die Tatsache, daß das echte königliche Kind aus dem Temple gerettet wurde, und daß ein untergeschobenes krankes Kind den Machthabern nachweislich sehr gelegen starb, muß damals geradezu allgemein bekannt gewesen sein. Besitzt doch das Berliner Münzkabinett eine aus jener Zeit stammende, auf Ludwig XVII. geprägte Münze des Berliner Medailleurs Loos mit der Inschrift: „Redevenu libre le 8 juin 1795" (der Sage nach gelang es, den königlichen Knaben aus dem Temple herauszuschaffen, als das untergeschobene kranke Kind beerdigt werden sollte, und zwar nicht am 8., sondern erst am 12. Juni 1795).

Das Beweismaterial der Naundorffisten für die gelungene Flucht Ludwigs XVII. aus dem Temple ist damit noch nicht entfernt erschöpft, die mitgeteilten Fakta beweisen aber schon zur Genüge, daß ein Zweifel am Tode Ludwigs XVII. im Temple nichts weniger als lächerlich ist, und daß diejenigen Geschichtschreiber richtig urteilen, die da seit Jahrzehnten gesagt haben, die Historie müsse hinter diesen Tod ein Fragezeichen machen. Jedenfalls ist so viel klar, daß man Naundorff nicht ohne weiteres mit dem Bemerken abtun kann, der Tod Ludwigs XVII. als Kind sei einwandfrei festgestellt; deshalb könne Naundorff nur ein Betrüger oder ein armer Geisteskranker gewesen sein.

Naundorff hat selbst dazu beigetragen, gegen seine Ansprüche mißtrauisch zu machen. Die Erlebnisse, die er nach seiner Flucht aus dem Temple durchgemacht haben will, bis er im Jahre 1810 als Uhrmacher in Berlin und dann seit 1812 in Spandau auftaucht, sind, obwohl man keinen einzigen Punkt darin hat als geradezu unwahr nachweisen können, so unerhört abenteuerlich, daß man zur Meinung kommt, außerhalb der berüchtigten Zehnpfennighefte unsrer Schundliteratur seien derartige Vorkommnisse ausgeschlossen. Lassen wir hier Naundorffs wirkliche oder vermeintliche Erlebnisse während seiner unsteten Wanderjahre von 1795 bis 1810 als unerheblich beiseite für die Beurteilung der Frage. Auch seine folgende Lebensführung in Spandau, in Brandenburg, in Crossen usw., in der vieles absonderlich ist und bald für, bald gegen ihn einnimmt, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Um Klarheit über die Grundlagen des noch immer nicht zur Ruhe kommenden Naundorff-Problems zu geben, genügt es, wenn wir Naundorff während seines Aufenthalts in Paris von 1833 bis 1836 näher betrachten.

Daß er alle Veranlassung hatte, bis zum Sturz Napoleons I. seine Existenz so geheim wie möglich zu halten, ist ja nur natürlich: des Herzogs von Enghien Spuren mußten jeden Bourbonensprößling schrecken! In dieser aufregenden Zeit scheint nun aber Ludwig XVII. so vergessen worden zu sein, daß man ihm seitens der durch den ebenso ehrgeizigen wie moralisch minderwertigen Ludwig XVIII. repräsentierten Regierung schließlich mit Aussicht auf Erfolg die Fortexistenz abstreiten konnte, als er nach Napoleons Sturz wieder aus der Vergessenheit auftauchen wollte, denn man kann es verstehen, daß Ludwig XVIII. und seinen Nach-

folgern die etwaige Fortexistenz des totgesagten Ludwig XVII. höchst unangenehm gewesen wäre, da im selben Moment, wo der Beweis erbracht war, daß Ludwig XVII. noch lebte, sie auf Grund desselben Legitimitätsprinzips, kraft dessen sie den Thron für sich in Anspruch nahmen, ihm den Thron hätten räumen und selber abdanken müssen. Dazu aber hätte von allen den jammervollen Charakteren, welche die Bourbonenherrscher im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stellten, keiner den moralischen Mut gehabt, dazu wäre nur ein Bourbone der damaligen Zeit fähig gewesen, der edle Herzog von Berry, und dieser soll denn auch noch kurz vor seiner Ermordung (13. Februar 1820) einen sehr heftigen Auftritt mit seinem Oheim Ludwig XVIII. gehabt haben, worin er die Einsetzung des rechtmäßigen Königs Ludwig XVII. vergeblich forderte. Sei dem nun, wie ihm wolle, es muß jedenfalls höchlichst befremden, wie angesichts des unbedingt höchst zweifelhaften Sachverhalts, angesichts des Fehlens jeglichen schlagenden Beweises für Ludwigs XVII. Tod im Temple die Regierung eines Ludwig XVIII. und später eines Ludwig Philipp aufs ängstlichste bemüht blieb, jeder sachlichen, objektiven Klärung der historischen Tatsachen aus dem Wege zu gehen, wie sie es Naundorff systematisch unmöglich machte, seine Sache öffentlich zu verhandeln, wie sie es sorgfältig vermied, gegen den angeblichen Betrüger vorzugehen, um nur ja nicht die von ihm angebotenen Beweise prüfen zu müssen. Gegen die übrigen Personen, die ebenfalls behaupteten, sie seien der wiedererstandene Ludwig XVII. (die Naundorffisten vermuten, diese Mitbewerber seien nur Strohmänner der Regierung gewesen, um Naundorff zu diskreditieren, und sonderbar bleibt es jedenfalls, daß diese andren falschen Ludwigs, Hervagault, Bruneau und Richemont, immer gerade dann auftauchten, wenn kurz vorher Naundorff einen besonders energischen Vorstoß in seiner Angelegenheit machte!), ging die Regierung jedesmal mit der ganzen Strenge des Gesetzes vor und stellte sie in öffentlicher Gerichtsverhandlung als Betrüger hin, Naundorff hingegen, der zweifellos der weitaus beachtenswerteste unter diesen „Betrügern“ war, der einen starken Anhang von höchst gewichtigen und beachtenswertesten Leuten um sich versammelte, der jahrelang im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit in Paris stand, wurde eines solchen gerichtlichen Verfahrens, um das er selbst immer wieder und wieder bat, nicht gewürdigt, und als er schließlich selber einen Prozeß anstrengte, um die Berechtigung seiner Ansprüche einwandfrei zu erweisen, benutzte die Regierung nicht die günstige Gelegenheit, den Betrüger zu entlarven und damit seinen starken Anhang für immer ihm zu entfremden, sondern man wies den lästigen Mann am 15. Juli 1836 aus und vereitelte somit durch einen Gewaltakt die rechtliche Prüfung seiner Ansprüche. Die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen könnte man nicht bestreiten, wenn etwa der Tod Ludwigs XVII. wirklich über jeden Zweifel erhaben oder wenn Naundorffs Betrügerei sonnenklar war. Unter den obwaltenden Umständen aber mutet jener Gewaltakt der Ausweisung an wie die Maßnahme eines Mannes, der die Prüfung einer ihm unbequemen Tatsache um jeden Preis vereiteln wollte, und dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man hört, daß die Regierung vergiftete Waffen zur Bekämpfung Naundorffs anwandte: so verbreitete sie u. a. die Nachricht, die preußische Regierung habe ihr die Auskunft erteilt, daß Naundorff ein polnischer Jude sei, und sie mußte es sich gefallen lassen, daß diese bewußt falsche Ausstreuung vom preußischen Minister v. Rochow am 27. August 1840 amtlich dementiert wurde!

Trotz alledem würde man ein Recht haben, die Naundorff-Frage als so unerheblich zu behandeln, wie es in Deutschland fast allenthalben geschieht, wenn nicht zahlreiche Zeugnisse von denkbar kompetentesten Zeugen vorlägen, die mit feierlicher Bestimmtheit vor Gott und ihrem Gewissen zu wiederholten Malen bekundeten, jeder Zweifel der Identität zwischen Naundorff und dem Sohn Ludwigs XVI. sei absolut ausgeschlossen. Darunter befanden sich Personen, welche das königliche Kind dereinstens genauestens gekannt hatten, nicht nur zwei ehemalige Minister Ludwigs XVI., frühere Hofbeamte usw., sondern sogar die alte Kinderfrau des Dauphins, die sieben Jahre lang, von 1785 bis 1792, seine Erziehung geleitet hatte. Sie trat Naundorff zuerst mit entschiedenem Mißtrauen gegenüber, bekannte sich aber bedingungs-

los zu ihm, als er ihr Einzelheiten mitgeteilt hatte, die niemand außer ihrem einstigen Pflegling wissen konnte, und als er ihr auf geschickte, absichtlich irreführende Fragen in der allein richtigen Weise geantwortet hatte. Wie sie, so gerieten alle in den Bannkreis des merkwürdigen Mannes, die überhaupt mit ihm in Berührung kamen. Während die übrigen falschen Dauphins es sorgsam vermieden, Personen gegenüberzutreten, die den echten Dauphin als Kind gekannt hatten, suchte Naundorff gerade alle diese Personen auf, verkehrte jahrelang mit ihnen, wohnte bei ihnen und unterwarf sich jeder Prüfung, die sie anzustellen für gut befanden. Ja, selbst solche Personen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Naundorff als Betrüger zu entlarven, mußten widerwillig zugeben, daß sie von Betrug nichts entdecken könnten, und daß das ganze Verhalten des Mannes den Eindruck natürlicher, unstudierter Echtheit mache. Am bemerkenswertesten in dieser Hinsicht war das Verhalten des Vicomte von Larochefoucauld, eines Vertrauten der Herzogin von Angoulême, der Schwester Ludwigs XVII., der sehr viel daran lag, Naundorff als Betrüger hinzustellen, die es aber dennoch nicht über sich gewinnen konnte, dem Manne, der ihr Bruder sein wollte, ein einziges Mal in fast dreißig Jahren von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, obwohl sie (wie sie selbst zugab) durchaus keine Gewißheit über den Tod ihres Bruders hatte. Larochefoucauld war mit der ausdrücklichen Weisung zu Naundorff gegangen, seinen Anmaßungen entgegenzutreten und ihn unschädlich zu machen, aber das Resultat seiner Prüfung war ein Brief an seine Auftraggeberin, in dem z. B. folgende Stellen vorkamen:

„Kopf und Hirn schwindelten mir; und dabei fand sich, ich wiederhole es, in seinem Wesen, in seinem Ton, in seinen Reden durchaus nichts, was nach Keckheit, nach Betrug oder gar nach Schwindel aussah. Wenn dies eine Verrücktheit, eine Monomanie, eine fixe Idee, eine angeborene oder suggerierte Vorstellung ist, so wirkt sie doch so vernünftig, so überzeugend, daß man sich fast geschlagen bekennen muß."

Unzählige ähnliche Beweise ließen sich dafür erbringen, daß Naundorffs Ansprüche sehr viel ernster genommen werden müssen, als es die französische Regierung tat, und als es die Mehrzahl der deutschen — nicht der französischen — Geschichtschreiber noch heute tut. Statt aller sonstigen Beweise dafür, wie sehr das Naundorffproblem Beachtung verdient, diene ein Passus aus Naundorffs Totenschein, mit dem es eine besondere Bewandtnis hat. Daß Naundorff äußerlich eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Bourbonenfamilie und insbesondere mit Ludwig XVI. hatte, wurde von allen Seiten zugegeben; selbst der Herzog von Larochefoucauld hat es, sehr gegen seinen Wunsch, in seinen Briefen bestätigen müssen. Daneben aber besaß er andre körperliche Merkmale unverkennbarer Art, die, nach dem Zeugnis der Kinderfrau, der Frau von Rambaud, und der andren Personen, die den Dauphin als Kind gekannt hatten, diesem in der Jugend zu eigen gewesen waren, und die kein noch so raffinierter Betrüger sich künstlich hätte verschaffen können. Dazu gehörten z. B. Impfnarben, die in jener Zeit noch eine sehr große Seltenheit waren, die aber der Dauphin aufwies, da er, nach Aussage der Frau von Rambaud, im Juli 1787 geimpft worden war, wobei die Einschnitte in Gestalt eines mit der Spitze nach oben gekehrten Dreiecks angeordnet wurden. Ferner gehörte hierher eine Narbe über der Oberlippe, die von einem Kaninchenbiß herrührte, vor allem aber (um von andren Kennzeichen zu schweigen) ein bedeutendes Muttermal am rechten Oberschenkel, ein Adergeflecht, das wie eine fliegende Taube aussah, und das deshalb die Königin Marie-Antoinette das Zeichen des Heiligen Geistes genannt hatte. Nun höre man, was das am 12. August 1845 zu Delft vom Notar Scholten zusammen mit den Ärzten Soutendam, Snabilié und Kloppert aufgenommene Protokoll der Leichenschau über körperliche Merkmale Naundorffs zu berichten weiß:

„Die genannten Ärzte haben folgende Merkmale festgestellt: ... 3. im Gesicht: a. in der Mitte oberhalb der Oberlippe eine kleine Narbe ... 5 b. am linken Oberarm, im unteren Drittel der oberen Hälfte drei Impfnarben in der Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie nach unten gekehrt ist ... 6. an den unteren Gliedmaßen: im unteren Teil von der Mitte des



Oberschenkels ein Muttermal an der Oberfläche von beträchtlicher Ausdehnung und unregelmäßiger Gestalt (noerus maternus), unbehaart ...“

Es soll mit den vorstehenden, nur sehr bruchstückweisen Ausführungen durchaus noch nicht ohne weiteres behauptet werden, daß Naundorff ganz unzweifelhaft der wahre König Ludwig XVII. war. Immerhin dürfte so viel erwiesen sein, daß die Frage näherer Prüfung würdig ist, zumal das Zeugnis der persönlichen Bekannten des kleinen Dauphins, das vollkommen übereinstimmend lautet, wohl ebensoviel Kompetenz für sich beanspruchen kann wie das zahlreicher deutscher Historiker, welche jede weitere Prüfung des Problems Ludwig XVII. = Naundorff für überflüssig erklären. — Mögen die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, dem in jedem Fall höchst reizvollen historischen Problem, das, wie gesagt, in Frankreich noch lange nicht zur Ruhe kommen wird, und dessen Einzelheiten bisher in Deutschland auffällig wenig bekannt sind, einiges Interesse zu erwecken. Mit vorschnellen Urteilen im einen oder im andren Sinne ist jedenfalls dem Naundorff-Problem in keiner Weise gerecht zu werden — hier kann nur langwieriges und vorurteilsloses Forschen den Weg zur Erkenntnis der Wahrheit bahnen, und diese Erkenntnis ist jetzt anscheinend nicht mehr weit!

* * *

Nachtrag. Seitdem obiger Aufsatz niedergeschrieben wurde, sind verschiedene neue Publikationen bedeutsamster Art über die Naundorff-Frage erschienen, so vor allem der dickleibige, vom Grafen Boissy d'Anglas dem französischen Senat erstattete Bericht, der das gesamte sorgfältig gesichtete historische Material enthält, darunter einige neu aufgefundene royalistische Briefe von Anfang 1795, in denen die Entführung Ludwigs XVII. aus dem Temple und die Unterschiebung eines andren Kindes als vollendete Tatsachen erörtert werden! Auch in deutscher Sprache ist kürzlich wieder eine naundorffistische Publikation zu verzeichnen: „Das Rätsel des Temple“ (Osnabrück 1910). Doch auch von gegnerischer Seite ist eine umfangreiche Untersuchung des Problems erschienen, ein Aufsatz, den Professor Tschirsch-Brandenburg in der Historischen Zeitschrift unter Benutzung der Akten des preußischen Staatsarchivs publiziert hat („Die Naundorff-Legende“). Die Tschirschsche Untersuchung enthält allerdings einiges Material, das gegen Naundorffs Echtheit einnehmen muß, und in den Kreisen der zünftigen deutschen Historiker dürfte nunmehr Naundorff endgültig als Betrüger abgetan sein. Dennoch stellt die Arbeit des Prof. Tschirsch keineswegs eine abschließende Lösung dar, denn Tschirsch vermeidet es aufs sorgfältigste, sich mit dem Beweismaterial, das gegen seine Ansicht spricht, auseinanderzusetzen. Den zweifellos überaus bemerkenswerten Umstand z. B., daß Naundorff das Zeichen des „Heiligen Geistes“ an sich trug, genau an derselben Stelle an sich trug, an der Ludwig XVII. es aufwies, erklärt Tschirsch ein wenig leichtfertig damit, daß Naundorff es sich vielleicht durch Tätowierung beigebracht habe — Tschirsch kennt also entweder den Totenschein Naundorffs nicht, oder er hält die Ärzte, die ihn ausstellten, für halbe Idioten, indem er ihnen zumutet, sie hätten eine Tätowierung für ein Muttermal angesehen! Daß Naundorff ein pathologischer Charakter war, dessen Angaben höchst vorsichtig bewertet werden müssen, konnte man schon vor Tschirschs Untersuchungen als feststehend erachten (übrigens klagte auch Marie-Antoinette einst über die Neigung ihres Söhnchens zu phantastischen Lügen); daraus folgt aber noch keine Lösung des Problems! Daß Tschirsch die Glaubwürdigkeit Naundorffs aufs neue schwer erschüttert hat, soll ohne weiteres zugegeben werden, aber geklärt ist die ganze Frage jetzt weniger denn je! Freilich wird eine endgültige Untersuchung des Problems, die nicht nur einseitig die einer vorgefaßten Meinung angepaßten Beweise berücksichtigt, wohl nicht lange auf sich warten lassen — dafür werden schon die Pariser Interessenten des Naundorffproblems sorgen, insbesondere der erste Kenner der verwickelten Streitfrage, der von rein historischen, ideellen Gesichtspunkten ausgehende und allen politischen Fragen vollkommen kalt gegenüberstehende Otto Friedrichs! Der Kampf um Naundorff ist noch nicht beendet; sein hitzigster Teil steht sogar wahrscheinlich erst noch bevor!



Zwei baltische Kämpfer

Es gab eine Zeit, da man im Reich ein sehr starkes und vielfach auch ein sehr ehrliches und persönlich gefärbtes Interesse an den Geschicken der Stammesbrüder in den russischen Ostseelanden nahm: vor drei oder vier Jahren während der Stürme der Revolution, die, weil der nationale Haß sie anblasen half, mit am wildesten dort zwischen Memelfluß und Narowa sich austobten. Damals ist für weite Schichten unserer Volksgenossen, man darf ruhig sagen: für die überwiegende Mehrzahl das baltische Deutschtum überhaupt erst entdeckt worden. Seither ward es wieder stille von ihm. Man hat es noch nicht vergessen; man weiß jetzt, daß an der Westgrenze des Russenreiches in geschlossener Gemeinschaft ein paar hunderttausend Deutsche siedeln, die sich Balten heißen; aber man wird, wenn nicht frischer gellender Jammer uns von neuem aufscheucht, über ein kleines sie wohl vergessen haben. So will's der Lauf der Welt. Der neuzeitliche Mensch, vor allem der moderne Reichsdeutsche ist nicht so konstruiert, daß er alten Eindrücken lange und bedächtig nachhängen könnte. Dazu ist er zu sehr „Realpolitiker", oder wenn er von solchem Wahne freiblieb, läßt die atemlose Jagd nach dem Leben (was man so Leben nennt) ihm keine Frist zu ernster Beschaulichkeit.

Als Niederschlag der russischen Stürme und des plötzlich erwachten reichsdeutschen Interesses blieben uns die eingewanderten Balten zurück: an Zahl ein kleines Häuflein, das aber durch Fleiß und Regsamkeit, durch Können und nicht selten auch durch Eigenschaften des Charakters zu Ansehen und gelegentlich selbst zu Einfluß gelangte. Wir erleben in der Beziehung, was unsere Großväter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an den Schleswig-Holsteinern erfuhren. Keine deutsche Universität fast, an der nicht so und so viel Balten dozierten; kaum eine größere Redaktionskanzlei, in der nicht irgendein Kur-, Liv- oder Estländer die Feder führte. Es ist, als ob die durch die Jahrhunderte auf engem Bezirk im treuen Dienst der Heimat festgehaltene Produktivität des Stammes noch einmal mit aller Macht in die große Welt hinausdrängte; als ob diese Balten beim Scheiden noch zu zeigen wünschten, was unter günstigeren Umständen sie für die deutsche Volksgemeinschaft zu leisten vermocht hätten. Denn Scheidende, Morituri sind sie wohl hüben wie drüben. Die ins Reich verzogenen schon darum, weil landsmannschaftliche Besonderheiten inmitten stammfremder Umgebung sich nicht vererben. Unsere Kinder sind Königsberger oder Hamburger, Dresdener, Straßburger und — weil die meisten sich nach der Reichshauptstadt wandten — in der Mehrzahl der Fälle (beinahe hätte ich gesagt: leider) Großberliner: kaum daß hier und da ein leiser Wesenszug noch an den ursprünglichen baltischen Typ gemahnt. Indes ist solches Los, das wir mit Bayern, Schwaben, Alemannen und ins Reichsdeutsche verschlagenen Österreichern teilen, wohl noch zu tragen. Ungleich melancholischer ist das Geschick der an den Ostseegestaden Verbliebenen. Die haben auf dem vulkanischen Grunde eilends sich neue Häuser erbaut und streben mit rührendem Eifer selbstlos, opfermutig, trotz aller Enttäuschungen unentwegt hoffend, durch Schule und Zusammenschluß die deutsche Kultur abermals und wenn möglich fester zu verankern. Ab und zu freilich stört sie dabei ein dumpfes Grollen aus der Tiefe, und auch das von Osten heraufziehende Gewölk will sich nimmer zerteilen. Aber in ihrem optimistischen Lebensdrang ficht es sie nicht an: sie arbeiten und hoffen. Und auch kritischere, nicht mit dem Herzblut engagierte Beobachter meinen zuweilen: man könne nicht wissen. In Rußland änderten sich die Dinge von Tage zu Tage. Wer Zeit gewonnen, hätte viel, wenn nicht alles gewonnen. Sie übersehen, scheint mir, nur die Gefahren, die dem baltischen Deutschtum von innen heraus drohen. Wirtschaftlich ist das Baltikum auf Gedeih und Verderb mit Rußland verbunden und wird's von Jahr zu Jahre mehr. Es braucht zum Absatz seiner Industrieerzeugnisse den russischen Markt und es braucht zu ihrer Produktion den russischen Menschen. Von Osten drängt gurgelnd und schäumend die Slawenflut an; der Zustrom aus dem Mutterland aber, der ehedem nicht gerade üppig, jedoch regelmäßig floß, hat fast ganz aufgehört. Es ist ein Rechenexempel: Morituri ...

*

Von zweien möchte ich erzählen, die diesen absterbenden Typ in seltener Reinheit, stellenweis ein wenig herb, aber in starker sittlicher Größe bewahrten: von Karl Schirren und Julius von Eckardt. Sie sind beide nun schon tot. Eckardt ist vor drei Jahren in Weimar gestorben; Schirren, der Vierundachtzigjährige, erst im letzten Dezember zu Kiel. Dort hatte er über ein Menschenalter an der Christian-Albrechts-Universität mittelalterliche und neuere Geschichte gelehrt; aber er war in dem Lande, in dem seine Kinder erwuchsen und Enkel ihm erblühten, nicht eigentlich heimisch geworden. Ich selber habe ihn so um die Mitte der Achtzig erlebt und von dem Zurückhaltenden, aber in tiefster Seele Gütigen viel stille Förderung erfahren. Er wirkte anders auf uns junge Studenten als die übrigen Professoren; anders auch auf mich, den Balten. Er las mit packendem Vortrag ein glänzendes Kolleg voll scharf geschliffener Pointen und geistreich prickelnder Einfälle; er lud wohl auch den einen oder anderen Studenten in sein gastliches Haus. Aber richtig nahe trat er keinem. Auch den Kollegen nicht, die zumeist nur den beißenden Sarkasmus des Alten fürchteten. Auf diesem seltsam gedrungenen bartlosen Gesicht lag ein Zug unnahbarer Verschlossenheit, der kleinstädtische Vertraulichkeit (Kiel zählte damals kaum 45 000 Einwohner) gar nicht erst aufkommen ließ. Selbst dem schriftstellerischen Ehrgeiz schien der Meister deutschen Stils entsagt zu haben: seit er — schier bei Nacht und Nebel — aus Dorpat hatte flüchten müssen, hat er außer einigen Miszellen nichts mehr publiziert. So geriet er, neben dem sich so viel redselige Mittelmäßigkeit breitmachen durfte, ins Hintertreffen. Nur wenn in die buchenumrauschte Villa auf Düsternbrook Besuch aus der Heimat kam, taute er, tauten auch Frau und Schwester auf. Denn Karl Schirrens Herz war in der Heimat geblieben, und in den langen, langen Jahren an der Kieler Föhrde lebte er eigentlich nur ein nach rückwärts gekehrtes Leben. Im Dienste dieser Heimat hatte er seine tapferste Tat getan; jene „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin“ geschrieben, die auch heute noch ein stolzes Buch von einer hinreißenden Gewalt der Sprache ist. Wenngleich seine Beweisstücke und seine Schlüsse längst von der russischen Entwicklung zerfetzt wurden, die unter verbriefte Rechte, unter die Erwägungen nüchterner Staatsräson und die Gebote der Logik — mit lächelndem Zynismus da und dort im Rausch des Fanatismus — als letzten Punkt die brutale Macht und das Zerstören um des Zerstörens willen gesetzt hat. Es war gegen Ausgang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewesen. Die russische Volksseele war erwacht und lag im Banne Katkows, der beiden — jüngeren — Aksakow und der „Moskauer Zeitung“. Die Stürme aber, die diese Vorläufer der wahrhaft russischen Leute entfacht hatten, umbrausten selbst den Zarenhof und fegten auch in die Ostseelande hinüber. Die hatten, obschon ihnen gelegentliche Erschütterungen nicht erspart geblieben waren, bislang in der Hauptsache ein beschaulich-behagliches Sonderdasein geführt. Keine pflichtvergessene Sybaritenexistenz; denn diese drei aristokratischen Ständestaaten hatten soeben erst von sich aus und völlig spontan eine vielfach schlechthin mustergültige Reform der Agrarverfassung zuwege gebracht, wie sie Preußen bis heute noch nicht gelungen ist. Indes Allrußland forderte kategorisch, das „russische Staatsprinzip“ rücksichtslos durchzusetzen (worunter man damals wie heute noch die geistlose Uniformierung verstand), und der zweite Alexander war zu schwach, sich solchem Rufe zu entziehen. In schneller Folge wechselten die Generalgouverneure, die im Geruch standen, „Sapadniki“, westeuropäischer Bildung und Gesittung zu sehr zugetan zu sein, und im alten Rigaer Ordensschlosse mahnte Zar Alexander die baltischen Stände, niemals zu vergessen, daß sie der „großen russischen Familie“ angehörten. Es lag auf derselben Linie abschüssiger Entwicklung, daß eine neue Sprachenverordnung das Generalgouvernement anwies, den ständischen Behörden und Gerichten russisch zu schreiben, und, weil er ihr zu widerstreben versucht hatte, der verehrteste Mann im Land, der livländische Zivilgouverneur August v. Öttingen in den Abschied gehen mußte. Dann folgte der Hauptschlag. Ein früherer Beamter des Rigaer Generalgouvernements, Juri Samarin — wie Eckardt ihn charakterisiert, „ein nationaler Fanatiker und demokratisch gerichteter Slawophile“ — veröffentlichte unter dem Titel „Das



russisch-baltische Küstenland“ eine wüste Hetzschrift gegen die drei Provinzen, und dieses Pamphlet ward, nachdem sie die ersten Regungen der Scham siegreich überwunden hatten, für die russischen Regierungsbehörden von nun ab zur Richtschnur ihrer baltischen Politik. Sofort stand in Schirren der Entschluß fest, ohne Rücksicht auf Stellung und Amt — er wirkte damals noch als Professor in Dorpat — zum Apologeten der geliebten Heimat zu werden. Der Winter von 1868 verging in emsigen Studien; im Frühjahre warf er seinen offenen Brief an Samarin auf den Markt. Eine gediegene und subtile rechtshistorische Untersuchung in den Formen einer von dem Feuer einer heiligen Leidenschaft durchlohten Streitschrift. Schirren kämpfte, wie fünfzig Jahre zuvor die Schwaben gekämpft hatten, für das „alte gute Recht“. Er blies mit dem Gluthauch seiner patriotischen Begeisterung den Staub der Jahrhunderte von den Privilegien, die die rechtliche Grundlage des Landesstaats gebildet hatten; schilderte mit stolzem Pathos die Leistungen dieses Staates und seiner deutschen Schöpfer, mit kaltem, fast an Verachtung streifendem Hohn die träge slawische Impotenz, die sich soeben anschickte, dies blühende, im innersten Kern gesunde Wesen zu vernichten, und ein Jubelruf antwortete ihm aus dem gequälten Lande. Wenn Gründe noch ihren Wert nicht verloren hatten — so wähnten sie, denen das Geschick als Stammesgabe einen unerschütterlichen Optimismus in die Wiege gelegt hatte —, dann konnten diese Worte nicht ungehört verhallen. Dann mußte auch der Zar von dem stolzen Rhythmus bewegt werden, in dem die mannhafte Schrift ausklang:

„Die deutsche Nation und deren Nachkommen in diesen Landen und diese Lande für die deutsche Nation und deren Nachkommen, das ist die Summe aller Kapitulation. Erfinden Sie einen deutlicheren Ausdruck für ein großes Recht!

Die Ritter- und Landschaft hat es bekannt.

Der Generalfeldmarschall des Zaren hat es unterzeichnet.

Der Zar hat es für ewige Zeiten beschworen.

In dieser Gewißheit wurzelt unsere Treue, und unter diesem deutschen Namen haben unsere Väter und Vorväter dem Reiche allezeit treue Dienste geleistet und, wo es die Zeit erforderte, ihres Blutes nicht geschont.

Sie fragen, ob dieses Blut uns ein Recht gebe, den Grafen Bismarck anzuschreien? Nein!

Aber sollte es uns nicht ein Recht geben, fest zu vertrauen, daß früh oder spät angesichts des Hohnes, der unserer Loyalität begegnet; angesichts der Frechheit, mit der im Namen Ihrer Nationalversammlung unser Recht, bei welchem die kaiserliche Ehre Wache hält, zertreten und beschimpft wird; angesichts des Instinkts, der sich die Souveränität der Zukunft anmaßt, der Souverän, der da ist, in seinem kaiserlichen Gemüt spreche: Bis hierher und nicht weiter!“

Es ist dann bekanntlich doch weiter gegangen. So weit, bis von den feierlich beschworenen Kapitulationen und Privilegien nichts mehr übrigblieb als ein paar ängstlich beargwöhnte Selbstverwaltungsgerechtsame, die jeden Tag das Zucken der kaiserlichen Wimper fortwehen kann. Die kühne Schrift hat zwar kaum, wie manche meinen, das Verderben beschleunigt oder gar herbeigerufen — das geschichtslose Slawentum hätte auch so danach gegiert, im alten Ordenslande seinen „zivilisatorischen“ Beruf zu erfüllen —, aber sie hat ihn zum mindesten nicht aufgehalten. Wer altklug sein will um jeden Preis, mag auch der unpolitischen Naivität des Professors spotten, der durch ein Rechtsgutachten und einen Appell an die Gewissen einer dem Nationalismus verfallenen Despotie Halt zu gebieten gedachte. Aber Schirren hatte in einer Stunde, da seinen Stammesgenossen (hinterher haben sie freilich daran sich zu gewöhnen gelernt) zum erstenmal die Angst um ihr Volkstum die Kehle zuschnürte, ein Gott gegeben, zu sagen, was sie litten. Er hatte auch, indem er ohne Menschenfurcht dieser inneren Stimme folgte, die müden Seelen wieder aufgerichtet und die starken gefestigt. Und nur in der Welt der Tatsachen entscheidet der sozusagen zahlenmäßige Erfolg. Über Wert und Unwert des Mannes niemals . . .

* * *

Erfolgreicher verläuft (die Nobilitierung hat ihn erst später, als er schon im Reichsdienste war, erreicht) das Leben Julius Eckardts. Es ist, wenn man auf die Gestaltung der äußeren Geschicke sieht, sogar ein ausgesprochen aufsteigender Lebenslauf. Eckardt hat in Dorpat, wo er im alten Livländerkorps aktiv war, und in Berlin studiert und ist dann in Riga Sekretär des livländischen Konsistoriums und Redakteur der „Rigaer Zeitung" geworden, an der übrigens auch noch ein anderer in den Dienst des Deutschen Reiches übernommener Balte, unser früherer Gesandter in Peking, Baron Edmund v. Heyking, gewirkt hat. Als dann um die Mitte der sechziger Jahre die baltischen Dinge sich so schmerzlich zuzuspitzen beginnen und die Frage „Bleiben oder gehen?" eine leidvolle Aktualität gewinnt, entschließt sich Eckardt, nachdem er zuvor in halb informatorischer, halb diplomatischer Veranlassung in Deutschland, in Belgien und Prag gewesen ist (er sollte, um die schematischen, holder Unkenntnis und doktrinärer Verblendung entsprossenen Urteile zu korrigieren, Verbindungen mit der westeuropäischen Presse, in erster Reihe der stammesgenössischen deutschen anknüpfen), ein Angebot Gustav Freytags anzunehmen, das ihn als Mitredakteur an die „Grenzboten" ruft. Der Entschluß wird Eckardt nicht leicht. Denn ihn binden an die Heimat zahlreiche jener über das Grab hinausreichenden Männerfreundschaften, wie ich sie so tief, so treu und dabei so ganz und gar nicht sentimentalisch nur im Baltikum und zwischen Balten getroffen habe. Und dies Baltikum ist ihm bislang die Welt, ist ihm Heimat und Vaterland zugleich gewesen. Dann aber stößt ihn wie alle Naturen aristokratischen Gepräges unser reichsdeutsches Preßmilieu ab, in dem — wir, die wir darunter leiden, wissen's am besten —, von schönen, aber spärlichen Ausnahmen abgesehen, engbrüstige, banausische Philisterhaftigkeit und ein zumeist angequältes Bohêmetum eine höchst unerfreuliche Ehe eingegangen sind. Aber in die eigentlichen Niederungen des Zeitungsgetriebes braucht der Redakteur der „Grünen Hefte", dem sich in Leipzig die Freytagsche Tafelrunde öffnet, und den auch sonst mancherlei Empfehlungsbriefe geleiten, gar nicht erst hinabzusteigen, und bald winken ihm auch Möglichkeiten neuen Aufstiegs. Ein geborener Publizist, auf verschiedenen Wissensgebieten gründlich beschlagen, von einer seltenen Anschaulichkeit der Darstellung und zähem, kaum je ermattendem Fleiß, dabei polyglott und mit einem in Deutschland nicht eben häufigen Verständnis für die Zusammenhänge der großen Politik begabt, weiß er überraschend schnell die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und seine Bücher und Flugschriften, die er nach reichlichem Tagwerk zumeist nächtens mit nie versagender Frische zu Papier bringt, erzielen starke Auflagen. 1870 lädt man ihn nach Hamburg, als Chefredakteur den Ausbau und die Umgestaltung der beiden Senatsblätter, des „Hamburgischen Korrespondenten" und der „Hamburger Börsenhalle" zu leiten. Das gelingt ihm mit so schönem Erfolge, daß knapp vier Jahre später der „Butenminsch" und Zeitungsschreiber in einen der exklusivsten Regierungskörper der Welt Eingang findet: als der kränkelnde Dr. Sieveking sein Amt niederlegt, wird Eckardt zum Sekretär des Hamburger Senats gewählt. Nun hat er erreicht, wonach er durch all die Jahre sich gesehnt und geseufzt hat: er kann der „leidigen Journalistik" den Rücken kehren. Dennoch läßt sie ihn wie jeden, der unter dem Zwang eines Naturtriebes sie sich zum Beruf erkor, nicht los. Eckardt schreibt auch weiter noch Leitartikel für den „Korrespondenten", schreibt auch als „membrum de senatu" noch politische und, da sie zumeist russische Zustände im Auge haben, polemische Bücher. Eines davon bricht ihm den Hals. Seine „Russischen Wandlungen" haben den Zorn des russischen Ministerresidenten erregt, und da der Hamburger Senat in seiner Souveränitätsspielerei, die selbst heute noch nicht in manchen Bundesstaaten ausgestorben ist, auf „gute Beziehungen" zu Rußland Wert legt, mit dem man immer „freundschaftlich gestanden" habe, kommt es zu allerlei unliebsamen Verwicklungen, denen aus dem Wege zu gehen Eckardt seinen Abschied nimmt. Dafür winken ihm in Berlin neue Aussichten. Er soll das offiziöse Preßwesen, das bedenklich im argen liegende, reorganisieren. Aber diese Reorganisation unterbleibt — sie ist bekanntlich bis heute noch nicht erfolgt —, und Eckardt hat in einer reichlich unklaren Stellung als überzähliger Geheimrat im Ministerium des Innern belehrende und zur Förde-



rung guter Gesinnung bestimmte Leitartikel für die „Provinzialkorrespondenz“ und die als Nahrungsquelle für die Kreisblätter gedachten, inzwischen längst entschlafenen „Neuesten Nachrichten“ zu schreiben. Aus solcher Geistespein befreit ihn nach drei Jahren — im Sommer 1885 — die Ernennung zum deutschen Konsul in Tunis. Von nun ab ist's die übliche Tour. Auf Tunis folgt Marseille; später ist Eckardt Generalkonsul in Zürich und zuletzt in Stockholm. Dann wird er „a. D.“ und stirbt, mit Würden, Orden und Ehrenzeichen reich gesegnet, am 20. Januar 1908 in Weimar.

Ist Julius v. Eckardt glücklich gewesen? Nach einem so wohl ausgefüllten, von manchem stolzen Erfolg bestrahlten Leben, dem dazu eine glückliche Veranlagung und günstige Fügungen die Bekanntschaft mit den besten und größten Männern seiner Zeit vermittelt hatten — mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, und Otto v. Bismarck, mit Bethmann Hollweg, dem Kultusminister der liberalen Ära, Theodor v. Bernhardi und Georg v. Bunsen, mit Rudolf v. Bennigsen, Rottenburg, Bötticher, den Männern des Vereins für Sozialpolitik, den er mit hatte begründen helfen, und aus einer anderen Sphäre: mit Johannes Brahms, Feuerbach, Wildenbruch, Hermann Grimm, Iwan Turgenjew (eine schier unendliche Reihe, aus der ich nur die am meisten Hervorstechenden nenne) —, sollte man's fast annehmen. Dennoch klingt aus den zwei Bänden seiner „Lebenserinnerungen“, die pietätvolle Sohneshand zu Ausgang vorigen Jahres bei Salomon Hirzel in Leipzig dem deutschen Publikum unterbreitet hat, bald laut und deutlich, bald in halben Tönen ein nie verwundenes Weh. Auch dieser Sproß der baltischen Erde ist über die Trennung von der Heimat nie innerlich hinweggekommen und hat zeitlebens ihr tragisches Geschick wie ein ganz persönliches Leid empfunden. An einer Stelle seiner Memoiren hat's Eckardt selber so ausgedrückt: „Ich war zu sehr Livländer, um mich darüber täuschen zu können, daß Deutschland mir allenfalls zum politischen Vaterlande, aber niemals zur Heimat werden würde.“

Ich halte diesen Standpunkt für verkehrt. Ich meine: auch uns Balten — insonderheit den im Reich heimisch gewordenen — muß das Wohl und Wehe des deutschen Staates höher stehen als das des Stammes, und in einem Konflikt der Pflichten haben wir uns unbedenklich an die Seite der großen Gemeinschaft zu stellen, von der — in diesem Falle ohne jede Beziehung auf einen bestimmten Staat gesagt — wir immer nur ein Teil sein dürfen, wollen wir überhaupt nationales Existenzrecht beanspruchen. Aber die eigentümlichen Schicksale der baltischen Ostseelande und die Jahrhunderte deutscher Staatlosigkeit lassen immerhin begreiflich erscheinen, wie solche Auffassungen — im Baltikum übrigens kaum anders als in anderen von Deutschen besiedelten Gebieten — aufkommen konnten. Und schließlich ist dieser Beschränkung, die doch nur in verschwindend wenigen Fällen in Beschränktheit ausartete, die Ausbildung jener spezifisch baltischen Sonderart zu verdanken, die in Julius v. Eckardt wie in einem Paradigma verkörpert scheint. Es sind Charaktere und es sind Männer gewesen, und wo die geistige Begabung nicht ganz ausreichte, wurden es wenigstens ehrenwerte, liebenswürdige Originale.

Wenn man in diesen Eckardtschen Erinnerungsbüchern blättert, ist es einem mitunter, als ob man Höhenluft atmete. Unser ganzes Denken hat sich in zunehmendem Maße schablonisiert; jede einzelne Schicht — von den Regierungsbeamten bis zu den Handarbeitern — hat ihr bestimmtes Schema, in das sie die gesamte Umwelt, Menschen und Dinge, zeitliche und ewige hineinzwängt, und wer sich außerhalb dieses Schemas stellt, verfällt in seinem Kreise der gesellschaftlichen Ächtung. Und hier stoßen wir auf einen hohen Staats- und Reichsbeamten, der tapfer und selbstbewußt genug ist, diesen Cant nicht zu respektieren und die allgemeine Heuchelei nicht mitzumachen. Der selbst Otto v. Bismarck gegenüber auf sein selbständiges Mannesurteil nicht verzichtet und mit stets wachem kritischen Sinn auch an der wie ein Arkanum verehrten auswärtigen Politik des Großen das Rissige und Brüchige, das zeitlich Begrenzte aufweist. Der obschon ihm selber ein Sohn in der deutschen Publizistik lebt, höchst abschätzig, aber gewiß nicht ungerecht von den „beständig nach den offiziellen Bureaus schielenden Gelegenheitsmachern

unserer Tage“ denkt, die „auf jede unbequeme Selbständigkeit verzichtet“ hätten und nach allen Seiten „Rechnung zu tragen“ bemüht blieben. Und Sätze niederschreibt wie diesen: „Wo fände heute noch ein nationales und liberales Blatt den Mut, auf die Bedenklichkeit von Vergewaltigungen fremden Volkstums hinzuweisen und daran trotz aller Verdächtigungen von gouvernementaler, konservativer und radikaler Seite festzuhalten?“ Und den anderen, gleichwertigen: „Was die heute modische Identifizierung von Patriotismus und Nationalismus anlangt, so wird die Nachwelt unzweifelhaft anders urteilen als die sogenannte Jetztzeit tut.“ Das ist wahrhafter Liberalismus, wennschon er von dem heute landesüblichen sich abhebt wie ein sonniger italienischer Frühlingstag von einem dämmernden norddeutschen Novembermorgen. Und es ehrt den preußisch-deutschen Staat, daß er einen so freimütigen, so ganz und gar aus dem Schema geschlagenen Beamten durch so viele Jahre trug ...

Noch ist diese stolze baltische Sonderart nicht ausgestorben. Noch immer ringen auch im Baltikum unterschiedliche stählerne Charaktere mannhaft im rastlosen Kampf und leben in rührender Bedürfnislosigkeit ein herber Pflichterfüllung und dem ungedankten Dienst der nationalen Idee geweihtes Leben.

Dr. Richard Bahr



Besuch in Bethel

Bei Bielefeld in den Ausläufern des Teutoburger Waldes ist eine Krankenstadt. In jenem Bezirk, der einst die Varusschlacht gesehen, werden einige Tausend Krüppel und Kranke gepflegt. Die Stadt hat den biblischen Namen Bethel: Haus Gottes. Vater Bodelschwingh hat diese Stadt der Barmherzigkeit gegründet. Aus kleinen Anfängen, wie sich Zelle an Zelle organisch anbaut, erwuchsen diese zahlreichen Gebäude, um die nun in den Gärten und Anlagen der Frühling sprießt. Eine Masse von Elend versteckt sich hinter dem reichlichen Wipfelgrün. Aber dem Elend gewachsen ist der Heroismus helfender Liebe.

„Man sollte diese Krüppel und Epileptiker totschlagen“, sagte mir ein resoluter Mann, dem ich davon erzählte. „Man sollte die Kraft, die man in solcher Pflege vergeudet, den Gesunden zuwenden.“

In der Eisenbahn saß ich mit vier dieser Kerngesunden zusammen. Sie spielten hartnäckig Skat. Ihr Gespräch drehte sich um Gewinn oder Verlust, Geschäfte, Jagd, einen guten Trunk und ähnliche Banalitäten. Die Welt wimmelt von solchen Gesunden. Jenes obige Wort — aus Nietzsches Welt stammend — ist eine jener flotten Gedankenlosigkeiten, die großzügig klingen. Der Heroismus, der sich im Dienste der Kranken und Armen entfaltet, ist ein Stück Heldentum, das alle behagliche Alltagsgesundheit übertrifft.

Ein elsässischer Kandidat, der in seiner schönen Verbindung von Energie und Gemüt sympathisch wirkte, stellte uns die epileptischen Kinder vor, die er zu pflegen hatte. Was für Karikaturen des Menschenbildes! Da lag in einem Stuhl ein ganz verkrüppelter Knabe, nur ein Bündelchen Knochen und Nerven, blind, fast nur der streichelnden Hand zugänglich und von allem Geistigen ausgeschlossen. Ein anderer, besser entwickelt, sang mit schallender Stimme Volkslieder, die er anscheinend gut auswendig behielt. Andere verblödete Jungen drängteu sich heran, tasteten nach unserer Hand, erwiesen sich grinsend einem freundlichen Blick und Händedruck zugänglich und versanken dann wieder in ihre Dumpfheit. Die Reinlichkeit bei diesen armen Geschöpfen ist ein besonders wichtiger Punkt. Ihre Betten haben meist eine sehr dicke Unterlage von gemahlenem Torf. In dieser Hinsicht muß der Pfleger alles Ästhetentum über Bord werfen und unweichlich zufassen, nervenfest, getragen von Energie und Liebe. So bringt er in das Dasein dieser Elenden einen Strahl von Licht; so kommt auch oft die Krankheit und die Verblödung zum Stillstand. Ein Überschuß von gesunder Kraft strömt er in diese Leutchen, die zu wenig



eigene Kraft besitzen. Ein edler Beruf! Jeder Kandidat der Theologie sollte sich, bevor er auf sein Dorf zieht, ein halbes Jahr in solchem Dienste stählen und einige praktische Erfahrungen sammeln. Und auch andren Berufen wäre solche Selbsterziehung, solche Stählung wider die Weichlichkeit zu wünschen, wenn es auch nicht gerade in diesen Formen zu geschehen braucht.

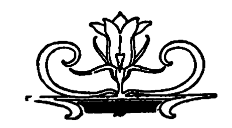
Da ich selber einst als Hauslehrer einen epileptischen und blinden Jungen erzogen hatte, so fesselte mich die Art, wie man hier die Krankheit durch Reinlichkeit und Ordnung zu mildern sucht. Der Anblick der erwachsenen Blöden ist womöglich noch angreifender. Denn Kinder sind auch in gesundem Zustande oft genug verspielt oder läppisch; aber dieses Fehlen jeder Manneswürde im Saale der Verblödeten ist wahrhaft niederdrückend. So tief kann der Mensch vertieren! Wo ist denn hier das Unsterbliche, das sonst aus Menschengesichtern leuchtet? Wohin hat sich der Geist dieser Vertierten denn wohl verkrochen? Was für eine Sammlung von Fratzen und Larven! Und auch in diesem Revier des Ekels gehen frische, helle Jünglinge umher und widmen sich der Ordnung, dem Rhythmus des Tageslaufes, womit allein eine gewisse Stetigkeit und Gesetzlichkeit in ein so jammervoll chaotisches Dasein gebracht werden kann. Auch hier traf ich einen wackern und warmherzigen elsässischen Landsmann, eben im Begriff, einige dieser Kretins zu baden. Alle Achtung! Dieses Zähnezusammenbeißen tatkräftigen Mitleids ist doch wohl ein wenig wertvoller als das Zähnezusammenbeißen beim Skatverlust.

Wir saßen zwischen epileptischen Kindern zu Tisch, aßen einen Teller Suppe mit und schauten der Mahlzeit zu. Auch hier ist Rhythmus und Ordnung. Es muß von außen her in das Dasein solcher Erkrankter Gesetz und Sitte gebracht werden: das Ganze der Gemeinschaft muß sie mit emportragen. Es ist eine Gemeinschaft auf christlicher Grundlage; jedes Haus hat einen biblischen Namen; eine biblische Stimmung durchzieht das Wesen dieser ganzen Krankenstadt.

Ich wollte einen Schützling, den das Leben halb zerbrochen hatte, in einer der Anstalten unterbringen: draußen in der Senne, wo sich eine Reihe von Häusern in den Föhrenwald verteilt. Aber seine Freiheitsliebe behielt die Oberhand. Es gibt Menschen, die lieber in Freiheit verkommen und sterben, als daß sie in einem Anstaltsgefüge genesen möchten. Auch mit dieser Tatsache muß man rechnen. Und man darf es keinem verargen, der sich nicht in den Dienst einer so herben und harten Arbeit einzuordnen vermag. Aber er achte die andren, die dazu fähig sind!

Es wäre wohl viel Ehrendes zu sagen über die Art, wie man dort Kranke oder Kränkelnde wieder langsam in ihren Beruf einzugewöhnen sucht. Es ist ein umfangreiches und vielfältiges System. Auch hier wird es nicht an Schwächen und Eigenarten unter den einzelnen Pflegern und Schwestern fehlen; wie ja in jedem Anstaltsbetrieb Kleinlichkeiten oder Reizbarkeiten nicht zu vermeiden sind. Ein erfahrener und taktvoller Diakon führte mich während einiger Stunden; aber mit meinem Tischnachbarn hätte ich mich nicht sehr lange über dogmatische Fragen unterhalten mögen. Dafür bot das Hospiz in jenen Tagen freundliche und interessante Menschen. Und was für ungewöhnliche Lebensschicksale, was für bizarre Charaktere mögen in einer solchen Stadt der Erkrankten und Entgleisten zusammengeweht werden! ...

Schön lagen die thüringischen Berge in Abendbeleuchtung. In schwarzer Silhouette stand die Burg der heiligen Elisabeth. Ein schräges Abendsonnenlicht vergoldete die Kanten der Gebirge. In den Lüften und in der Erde übernahm der Frühling die Herrschaft. Und doppelt freute man sich der Gesundheit und der Freiheit ... L.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

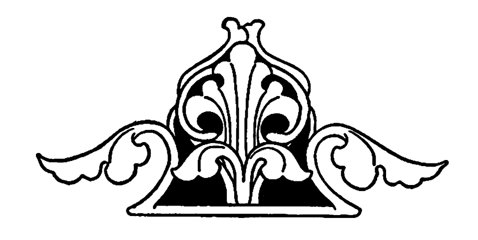
Aufklärung

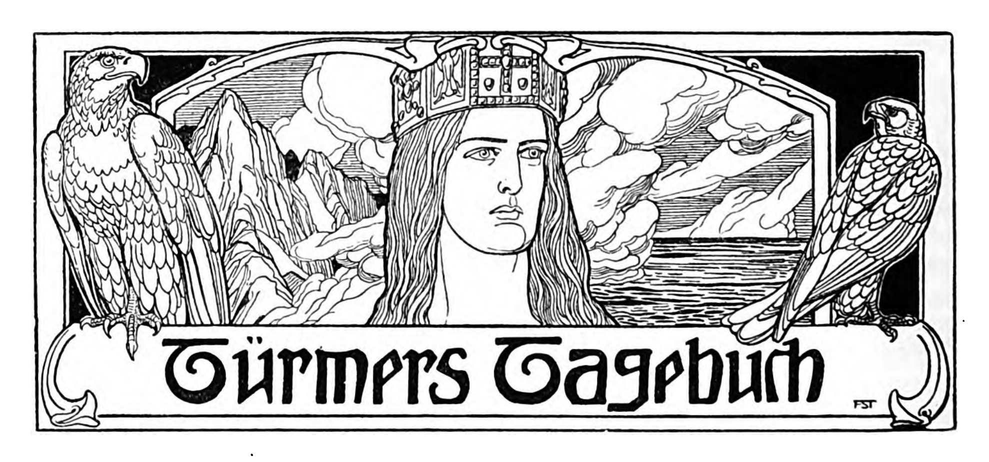
Am Sonnabendnachmittag im Stadttheater. Goethes Faust wird als Schülervorstellung gegeben. Man denke sich „Faust“ als Schülervorstellung! Alles ist besetzt von Kindern jeden Alters, so daß man meint, ein Märchen müsse in Szene gehen. Ein Gewimmel von farbigen Blusen, hellen und dunklen Hängezöpfen und bunten Schleifen. Ringsherum blasse Großstadtgesichter, unsere Söhne und Töchter, auf denen die Zukunft Deutschlands ruht. Hinter mir sitzen zwei zehn- bis zwölfjährige Burschen. Ich höre den einen zu dem andern sagen: „Paß nur gut auf, wenn die Stelle kommt, da Gretchen im Kerker liegt, die Szene ist fein!“ Neben mir beobachte ich zwei Knaben, die einen ganzen Stoß von Bildern bei sich führen, welche sie aufmerksam betrachten. Die Bilder sind Photographien von Schauspielern des Theaters. Der eine Knabe erklärt dem andern: „Diese Schauspielerin hier erntete gestern abend großen Beifall, und dieser Künstler wird morgen in jener Rolle auftreten, usw.“ Der Knirps ist genau unterrichtet über die Besetzung der Rollen des Stadttheaters. Wie mag es wohl mit seinen Schularbeiten aussehen? O du liebe Großstadtjugend! Ihr Kinder, die ihr keine Kinder seid, was wird aus euch? In den Zeitungsblättern findet man die Antwort. Ein Jüngling hat wegen unglücklicher Liebe seine sechzehnjährige Geliebte und sich selbst getötet! O Deutschland, wohin bist du gekommen!

Der Bühnenvorhang hebt sich. Die zweite Hälfte des ersten Teiles von Faust beginnt. Doktor Faust begegnet Gretchen. Die ganze menschliche Sinnenlust, die tiefe, rasende Leidenschaft werden vor die Seele der jugendlichen, zum Teil noch kindlichen Zuhörer geführt. Man fordert heutzutage Aufklärung für die Kinder über alle natürlichen, geschlechtlichen Vorgänge. Aber ist es nicht unnatürlich, derartiges schon dem kindlichen Gemüt zu bieten? Man will damit verhindern, daß die Kinder eine Vorstellung des Schmutzigen, Unreinen von den natürlichen Dingen erhalten, vergißt aber dabei, daß, um letztere zu verstehen und als rein zu betrachten, eine gewisse Reife vorhanden sein muß. Weil das Kindesalter diese Reife aber noch nicht besitzt, fassen die jugendlichen Gemüter diese reinen, natürlichen Dinge falsch auf, und die Folge davon ist Sittenlosigkeit der Jugend. Es wird also gerade das Gegenteil erreicht von dem, was man will. In früherer Zeit, da man die Jugend noch nicht so frei erzog wie heute und selbst etwas Prüderie vorherrschte, war die Welt nicht so voll Unrat und Sittenlosigkeit wie heutigen Tages, da man schmerzerfüllt einstimmen möchte in die Worte des Doktor Faust: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“ Man sagt, in dem Verheimlichen aller natürlichen, geschlechtlichen Vorgänge läge für das Kind die Gefahr, das Verheimlichte als ein Unrecht anzusehen. Ich meine, es kommt darauf an, in welcher Weise den Kindern etwas ver-

schlossen wird. Wenn man den Kleinen ernst sagt: „Dieses oder jenes verstehst du noch nicht, du bist noch zu jung dafür“, so können sie unmöglich das ihnen Vorenthaltene als etwas Schlechtes betrachten. Es wird immer Dinge geben, welche, weil die unreife Jugend sie noch nicht begreift, man ihr verbergen muß. Gute, sorgsame Eltern werden ihr Kind zu hüten wissen vor solchen Menschen, die Unkraut säen in die Seele ihres Lieblings und die kindliche Phantasie beschmutzen. Die größte Gefahr für ein Kind liegt wohl darin, daß die Eltern, wie man es leider so oft findet, selbst keine hohe, reine, edle Auffassung des Ehelebens haben. Aus einem Hause, in welchem reine Luft weht, wo über der Tür in glänzenden Buchstaben die Worte prangen: „Selig sind, die reines Herzens sind“, werden auch gute, edle Kinder mit gesunder, reiner Phantasie hervorgehen!

Elisabeth Hein





Warum ist der Deutsche unbeliebt? · Vierzig Jahre „Erbfeind“ · Der Schrei nach Kultur

Im Maiheft von „Velhagen & Klasings Monatsheften“ kommt unser Mitarbeiter Prof. Eduard Heyck auch auf das leidige Kapitel von der Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande zu sprechen. Woher nun diese Unbeliebtheit? — Gewiß, ein gut Teil der Schuld trage die internationale Verhetzung, einen nicht geringeren Teil aber habe sich der neuere Deutsche auf das eigene Konto zu schreiben. Seine Erscheinung, seine ganze äußere Gebarung sei für den Geschmack der übrigen Welt keineswegs liebenswürdiger geworden:

„Gewaltige Massen von unseren Landsleuten, die früher in örtlicher Gebundenheit sympathisch zur bürgerlichen Bildung aufstrebten, sind durch die mächtige wirtschaftliche Entwicklung unvermittelt rasch in die allgemeine erfolgreiche Betriebsamkeit eingestellt worden, müssen überall bemerkt werden, fühlen sich als Persönlichkeiten und suchen die instinktiv empfundenen Lücken in ihrem Selbstbewußtsein durch eine aggressive Art von Sicherheit zu verschleiern. Solche, die ihre Semester auf einer Universität gebummelt haben, sind keineswegs ausgeschlossen. Und da sie allesamt mit wahrem Geisteshunger gewisse meistbegehrte Zeitungen und Witzblätter und hier und da auch eine entsprechende Buchlektüre zu sich nehmen, so gesellt sich hinzu die Verwechslung dessen, was ihnen auf diese Weise an Überlegenheit noch hinzuwächst, mit den Materien einer wirklichen Bildung, von der sie nicht wissen, wie ferne sie ihr geblieben sind. Etwas unangenehm Eingebildetes, Unerzogenes, gefallsüchtig Brutales ist vielfältig in das deutsche Wesen hineingekommen, und da so sehr viele sich so geben, so ist ein neuartiges Savoir vivre entstanden, dessen Mittel im Getümmel Argwohn, stumpfe Kälte, vorbeugende Rücksichtslosigkeit sind.

Ferner haben die Massenhaftigkeit aller abstufenden Organisationen, sowie die ausgeprägte Veräußerlichung im Verkehr von Vorgesetzten und Untergebenen den Durchschnittsmenschen bei uns charakteristisch daran gewöhnt, überall Höhere oder Geringere zu suchen und den andern mechanisch abzutaxieren, ob er vor ihm

die Dienersprache reden oder sich kühl von oben geben soll. Von seinem menschlichen Wesen, Denken und Inhalt, seiner Gutherzigkeit sucht demnach jeder möglichst wenig im Tagesverkehr zu verraten. Das Vorteilhafteste ist eine leere, steife Korrektheit, zu deren Ersatz aber vielfach auch die kahle Unart angewendet wird. Das fällt aber alles den Ausländern am meisten auf, deren Vorstellungen unwillkürlich ein besonders unterrichtetes und erzogenes Volk vorschwebt. ‚Es muß wohl ein zwiefaches Deutschland geben, ein geistiges und ein rohes, ich habe in der äußeren Physiognomie nur das letztere bemerkt', äußerte vor einem Jahre Stolypin nach einer Reise zu einem Journalisten. Englische Schriftsteller, und zwar solche von Urteil und Objektivität, die Deutschland seit Jahrzehnten kennen, heben den Riesenaufschwung, aber auch die zunehmende Unliebenswürdigkeit und innere Geschmacklosigkeit hervor. Und das Ausland bei sich zu Hause ärgert sich still oder laut über die deutschen Reisescharen. Früher hieß der Engländer der steife, äußerliche Mensch, jetzt erscheint er liebenswürdig und menschlich interessiert im Vergleich mit dem Knownothingtum der Deutschen. Gegen uns ging es, wenn Björnson eine Bewegung gegen die Fremdenindustrie in Norwegen einzuleiten suchte. ‚Pölsetydsker' sagen wegwerfend die Dänen; ‚Spagnuoli' — dumme Spanier mit armselig hohler Würde — spotten die Italiener; ‚Baroni, Baroni' rufen im Orient die Jungen als backschischkundige Psychologen hinter den Deutschen der großen Reisekarawanen her."

Auch die „Hamburger Nachrichten" wollen den „berechtigten Kern" dieser Vorwürfe nicht bestreiten. Wohl aber müßten sie „auf das rechte Maß" zurückgeführt werden. Schon die Vergleichspunkte schienen nicht ganz gerecht verteilt:

„Deutschland stellt ein besonders großes Kontingent von Reisenden, die den verschiedensten sozialen Schichten und Bildungsgraden angehören. Darum werden diese natürlich häufiger beobachtet als die Reisenden anderer Nationen. Für die wirklich gebildeten und gut erzogenen Angehörigen aller Nationen besteht heute schon ein ungeschriebener, aber allgemein anerkannter internationaler Verkehrs- und Sittenkodex. Es liegt in der Natur der Sache, daß diejenigen, die diesen Regeln folgen, nirgends besonders auffallen. Unter diesen wenig auffallenden Reisenden sind mindestens so viel Deutsche wie Angehörige anderer Länder. Es ist durchaus falsch, anzunehmen, daß wir darin hinter anderen Nationen zurückstehen. Wenn es vielleicht noch vor einer Reihe von Jahren richtig war, daß sich im Auslande und auf Erholungsreisen auch der gut erzogene Deutsche mehr gehen ließ als etwa der mit ihm sozial gleichstehende Engländer, so ist das allmählich anders geworden, seit die alljährlichen öffentlichen Erörterungen dieser Fragen unsere Landsleute unwillkürlich dazu gebracht haben, mehr auf gewisse Dinge und auf sich selbst zu achten, also zweifellos erzieherisch gewirkt haben. Daneben steht nun die nicht unbeträchtliche Zahl der Touristen, denen es offenbar an der nötigen gesellschaftlichen Erziehung fehlt. Unter diesen kommen eigentlich nur Deutsche, Engländer und Amerikaner in Betracht, hier und da noch Russen; Angehörige anderer Nationen, namentlich Franzosen, wird man aus dieser Kategorie im Auslande nur vereinzelt treffen. Hier leiden wir ja unter dem Nachteil, daß wir infolge des großen Kontingents, das wir zu der Gesamtzahl der Touristen stellen, besonders im Vorder-

grunde stehen. Aber ohne die bestehenden Mängel leugnen zu wollen, kann man die Frage aufwerfen, ob die Manieren der reisenden Engländer, Amerikaner, Russen, Franzosen usw. gleicher sozialer Qualität so viel besser sind, daß daraus eine Erklärung für die Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande gewonnen werden könnte.

Da möchten wir denn doch bemerken, daß wir nach scharfen und vielseitigen Beobachtungen in den letzten Jahren eher das Gegenteil behaupten möchten. Wir haben an reisenden Landsleuten manches gefunden, was einem geschärften, national interessierten Empfinden unangenehm auffiel, und dessen wir uns schämten, aber wenig bemerkt von jenen den Mitmenschen direkt belästigenden häßlichen und sogar ekelhaften Manieren, die den Vertretern mancher anderen Nationen sehr häufig eigen sind. Man erregt sich über einen Deutschen, der sich auf einer Erholungsreise, von fröhlicher Wanderung kommend, im Jackettanzug an die Abendtafel setzt. Aber der Mann ist sauber abgebürstet, hat reine Hände und ißt manierlich. Daneben sitzt ein Engländer, natürlich in Frack und weißer Binde, mit einer Dame in tadellosem Gesellschaftsanzuge; der Herr hat schlechte, unappetitliche Manieren, und die Dame hat ein Buch mitgebracht in abgegriffenem Einbande mit fettigen Blättern, das sie nach jedem Gange auf den sauberen Teller legt, um in den Pausen darin zu lesen. Wer ist besser erzogen? Dieses der Wirklichkeit entnommene Beispiel nur nebenbei! Man gehe zur Hauptreisezeit in eines der berühmten Museen Italiens, und man wird binnen kurzem gewahr werden, daß in den Geräuschen, die auf uns eindringen, die quäkenden und plärrenden Laute der Sprache Albions in einer eigentümlich aufdringlichen, störenden Art den Raum beherrschen, während man kaum ein deutsches Wort hören wird. Und doch kann man mit Sicherheit annehmen und sich durch schärfere Beobachtung im einzelnen überzeugen, daß die größere Hälfte der Besucher aus Deutschen besteht. Die Franzosen reisen seltener, aber wo sie sind, da bemerkt man sie auch, und zwar meist aus Gründen, die nicht zu ihren Gunsten sprechen. Das moderne Frankreich ist nicht mehr das Land der Höflichkeit und der ‚preziösen' Verkehrsformen. Also: es ist ein Maß in den Dingen! Wir wollen uns nicht schlechter machen, als wir sind. Die Engländer und Franzosen haben vor uns den Vorsprung, daß ihre ursprünglichen nationalen Sitten — aus historischen Gründen, nicht etwa, weil sie an sich die besten und überzeugendsten sind — die Grundlage der eingebürgerten internationalen Sitten gebildet haben. Daraus erklärt es sich zum Teil, daß es uns Deutschen im ganzen schwerer geworden ist, unsrer nationalen Eigenart im Auslande Anerkennung zu verschaffen. Aber wenn wir, so wie die Dinge nun einmal liegen, uns in den hauptsächlichsten Äußerlichkeiten der allgemein angenommenen internationalen Sitte anpassen, so können wir doch zugleich aus einer anderen Beobachtung etwas lernen. Es gab eine Zeit, wo auch der reisende Engländer im Auslande vorwiegend als lächerliche Figur angesehen wurde. Das ist heute kaum noch so. Mochte manche Einzelheit in dem Auftreten dieser Leute, solange sie eine besondere, auffallende Spezies bildeten und man sich noch nicht an sie gewöhnt hatte, seltsam erscheinen und den Spott herausfordern, die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre Persönlichkeit durchsetzten und ihre Umgebung, meist ohne



jede Aufregung, nur mit beispielloser Zähigkeit, zwangen, ihre Gewohnheiten und Bedürfnisse zu respektieren, imponierte schließlich doch. Warum können wir das nicht auch? Wir brauchen uns nicht allgemein angenommenen internationalen Gewohnheiten zu widersetzen; im Gegenteil, das Wertvolle unserer nationalen Sitte und Eigenheit würde nicht darunter leiden, wenn dieser internationale Schliff in etwas größerem Umfange Bestandteil unserer Erziehung würde. Aber darüber hinaus zerbrechen wir uns viel zu sehr den Kopf, wie wir uns im Urteil der fremden Nationen ausnehmen. Die einen wollen den Fremden zu sehr gefallen und sind außer sich, wenn es ihnen nicht gelingt. Die andern wollen in jedem Augenblick ihr teutonisches Bewußtsein auskosten und in Gedanken den Fremden anrempeln. Warum gehen wir nicht ruhig unseren Weg zwischen den Extremen als die, die wir nun einmal sind? Was unter allen zivilisierten Völkern als gute Manieren gilt, das hindert uns dabei niemand anzunehmen; denn das tun wir doch hoffentlich um unserer selbst, nicht der Fremden willen. Wir glauben, daß bei solcher Stellungnahme zu der Frage es sich bald herausstellen wird, daß, wenn wir unsere Unbeliebtheit im Auslande lediglich auf Äußerlichkeiten schieben, wir Ursache und Wirkung verwechseln. Nicht weil wir gewisse Eigenheiten haben, mag man uns nicht, sondern weil man uns nicht mag, kehrt man unsere Schwächen hervor und legt auch berechtigten Eigentümlichkeiten eine gehässige Deutung unter. Die Weltgeschichte braucht Zeit, um den Sinn der Völker zu wandeln. Jahrhunderte hindurch hat uns die Tradition fremder Völker die Rolle des weltfremden Träumers, des plumpen Philisters, des bedientenhaften Bewunderers alles Fremden zugewiesen. Jetzt muß sich das Ausland an einen neuen Begriff von Deutschland und dem Deutschtum gewöhnen. Das tut es widerwillig und zögernd. Spott und Verzerrung müssen im Urteil des Auslandes die unbequeme Kluft ausfüllen helfen, die sich zwischen der überlieferten Vorstellung und der von der Wirklichkeit aufgezwungenen Erfahrung gebildet hat. Was Prof. Heyck in seinem Mahnwort über gewisse Charaktereigenschaften gesagt hat, die sich im Deutschtum neuester Art leider entwickelt haben, besteht nebenbei zu Recht. Aber es handelt sich auch da um Fehler, die wir nicht für die Fremden ablegen wollen. Der Hohlspiegel, den uns die Fremden vorhalten, zeigt uns unser Bild in Verzerrung; immerhin ist es unser Bild. Daraus lernen wir zu unserem eigenen Nutzen. Aber wir werden weiter kommen, wenn wir uns etwas weniger mit dem Eindruck beschäftigen, den wir im Ausland hervorrufen, sondern unbeschadet der Selbsterziehung, die wir an uns üben, uns im Ausland mit weniger Reflexion und mehr natürlicher, zum Verstehen bereiter Menschlichkeit geben."

So viel Wahres, ja Treffendes diese Ausführungen auch enthalten, den Punkt, in dem vielleicht mit der Kern des Übels sitzt, scheinen sie doch zu scheuen. Theodor Wolff erzählt im „Berliner Tageblatt":

„‚Es ist nicht sehr angenehm,' sagte mir neulich ein hervorragender und hervorragend kluger Mann, ‚dort unten in den Rivierahotels unsere deutschen Landsleute zu sehen, mit ihrer Rang- und Titelsucht, ihrem Kastengeist und ihrem Übereinander-erhaben-sein, und zu beobachten, wie grotesk und kläglich das alles im Auslande wirkt. Ich spreche ganz zufällig nur

von den Rivierahotels, aber so ist es doch überall, wo Deutsche beieinander sind. Zu Hause fällt uns das kaum noch auf, weil es zum übrigen paßt, aber in Gegenwart der Fremden treibt es einem die Schamröte ins Gesicht. Die Amerikaner und die Engländer fragen im Ausland den Teufel nach Rangunterschieden und ähnlichem Firlefanz, sie bilden an jeder Hoteltafel einen Familienkreis und haben ein starkes Gefühl der Gemeinsamkeit. Die Deutschen genieren sich förmlich, Kinder des gleichen Landes zu sein, und jeder findet den anderen nicht fein genug. Sie wollen den Fremden immer zeigen: Ich bin mehr als jener da! und die Fremden spotten über diese Beschränktheit und diesen Mangel an nationalem Sinn. Die Engländer sind draußen wirklich eine große Nation, die Yankees sind die vereinigten Staaten von Amerika, die Deutschen sind im besten Falle ein Zwangsverband.'

Der ausgezeichnete Mann, der so aus bedrücktem Herzen sprach, hat leider recht ... Der englische ‚Familienkreis' ist kein absolutes Ideal, abseits vom großen Haufen ist es auch ganz schön, aber es besteht ein Unterschied zwischen solchem Unabhängigkeitsdrang und des Standesdünkels schnoddriger Betätigung. Man wendet vielleicht ein, daß ein Teil des deutschen Publikums noch etwas unerzogen und nicht verkehrsreif sei, und gewiß rückt auch der Wohlwollendste von einer kompromittierlichen Persönlichkeit ab, die wochenlang mit ihrem Schweiß das gleiche Wollhemde tränkt. Aber sind die guten Manieren in Deutschland bestimmten Klassen und Ständen reserviert, zeichnet sich jeder Landjunker durch taktvolles Benehmen aus, ist der Kaufmann weniger weltgewandt als der Regierungsrat? Es gibt Manierliche und Unmanierliche in jeder Schicht und jedem Stand, es gibt Flegel hier und dort, wie es hier und dort Talent und Unfähigkeit, Bravheit und Niedrigkeit gibt. Die Grazien haben nicht einer bestimmten Klasse ihre liebende Fürsorge zugewandt. Sie haben nicht einmal jedem Reserveleutnant ihre Gaben in die Wiege gelegt.

Nein, man unterscheidet bei uns die Menschheit nicht nach ihrer Manierlichkeit, so wenig wie man sie in Talentvolle und Unfähige trennt — man unterscheidet sie nach Titeln und Rang, Stammbaum und Besitz, Religion und Partei. Die Einigung Deutschlands ist ein schöner politischer Begriff, aber innerhalb der gemeinsamen Grenzen haben Kasten und Cliquen ihre eigenen Gebiete abgegrenzt, ummauert und verschanzt, und alle Sorge dreht sich unablässig um diesen einen Punkt: Wie halten wir die anderen fern? Überall, in allen Ländern, werden schwere Kämpfe ausgekämpft, überall drängen die unteren Schichten empor, aber nur bei uns sucht man Andersdenkende wie hinter Gittern abzusperren, und nur bei uns gelten sie als Frevler, mit denen kein guter Mensch verkehren darf. Die Sozialdemokratie selbst ist hier von solchem Standeshochmut angesteckt, protzt mit Klassenbewußtsein und setzt an die Stelle der Vorurteile, die sie zerbrechen will, nur wieder ein neues Vorurteil. Man lebt nicht mit- und nebeneinander, sondern richtet sich über- und untereinander ein, und jeder Laffe hat sich eine eigene Ehre zurechtgemacht, damit er den Nachbar nicht zu ehren braucht. Unsere Staatsweisen jammern über den politischen Hader und Streit, unsere Jeremiasse klagen über die politische Zerrissenheit, aber die politischen Gegen-

sätze bestehen auch anderswo und sie sind bei weitem das Schlimmste nicht. Was uns allein gehört und die dauernde Verbitterung zeugt, ist der götzengläubige Kastenwahn — jener soziale Hochmut, der auch in den Stunden der Waffenruhe keine Brücken schlagen läßt.

Und gerade diejenigen, denen die Zersplitterung der Nation in lauter kleine Teilchen und eifersüchtelnde Stände so sehr gefällt, gebrauchen am häufigsten das Wort ‚national'. Gerade diejenigen, deren Dünkel die vaterländische Geschlossenheit zunichte macht, sprechen am schwungvollsten vom Vaterland. Die Fremden, denen draußen das einige Deutschland so vielfach geteilt entgegentritt, lächeln verständnislos und fragen sich, wie man Leute hochachten soll, von denen einer dem andern solche Mißachtung bezeugt. Voltaires Hurone, der in Frankreich so viel Gerichtshöfe und Gesetze sieht, ruft verwundert aus: ‚Ihr müßt doch wahrhaftig sehr unehrliche Menschen sein, da ihr untereinander all diese Vorsichtsmaßregeln braucht!' Der Fremde denkt: ‚Es muß übel in einem Lande sein, wo man sich voneinander durch so viele Mauern trennt!' Er begreift nicht, daß ein so tüchtiges Volk sich vor dem Kastenpopanz beugt, und sieht erstaunt, daß mancher erwachsene Mann das ‚Von-oben-herab' des andern sogar mit einer gewissen Ehrfurcht erträgt. Im Hotel hat er gehört, daß der deutsche Stiefelputzer, der dort tätig ist, all seine Kunden mit ‚Herr Baron' tituliert, was einigen sogar Freude macht. Er ist überzeugt, daß bei uns die Barone geradezu märchenhaft gedeihen. Soll man ihm sagen, daß das ein wenig auch an den Stiefelputzern liegt?"

* * *

„Vierzig Jahre nach dem Frankfurter Frieden" heißt der Aufsatz, der den „Stein des Anstoßes", die Unbeliebtheit des Deutschen, wieder ins Rollen gebracht hat. „Man wird", meint die „Frankf. Ztg.", „mit Friedensfeiern nicht gerade überschüttet; die herkömmliche Anschauungsweise, wie sie in den höchsten, hohen und auch noch vielen anderen Kreisen herrscht, zieht es vor, sich ruhmreicher Schlachttage zu erinnern. Der Sedantag wird alle Jahre gefeiert. Es ist nicht uninteressant, daran zu erinnern, was Moltke in seiner Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges darüber sagt: ‚Schwer zu verstehen ist, weshalb wir Deutsche den zweiten September feiern, an welchem nichts Denkwürdiges geschah, als was unausbleibliche Folge des wirklichen Ruhmestages der Armee, des ersten September war.' Diese Äußerung ist recht charakteristisch. Moltke untersucht die Frage, ob es richtiger sei, an dem einen oder an dem andern Tage das Sedanfest zu begehen. Die Frage, ob es überhaupt angebracht sei, den Sedantag immer wieder zu feiern, kommt ihm gar nicht, und das ist bei einem Manne, der nur militärisch denkt, allerdings begreiflich. Andere aber sind der Meinung, man könnte es sich genügen lassen, daß man die Schlacht bei Sedan gewonnen hat. Es wäre schlimm um die Tüchtigkeit des deutschen Volkes bestellt, wenn es solche jährliche Feiern nötig hätte, um sich den Sinn zu bewahren, der im Falle der Not die Tapferkeit hervorruft. Man dürfte das Vertrauen haben, daß sich in diesem Falle, der hoffentlich nicht eintreten wird, der damalige Geist ganz von selbst erneuern würde. Dazu bedarf es keiner besonderen Dressur, wohl aber ist es nötig, die Völker dazu zu erziehen,

daß sie im Frieden etwas Höheres als in Schlachten erblicken. Die Feier des Frankfurter Friedens ist eine Sache, die sich besser für jährliche Wiederholung eignete als manche andere ...

Mit lautem Jubel ist es begrüßt worden, als am Nachmittag des 10. Mai 1871 der Abschluß des Friedens bekannt wurde. Diese Freude galt zunächst natürlich der Tatsache, daß nun ein Krieg beendet war, der so viele Opfer gekostet hatte. Der eigentliche Krieg war freilich schon längere Zeit vorher zum Stillstand gekommen, denn es waren bereits über acht Monate seit dem Präliminarfrieden von Versailles verflossen. Aber dieser Präliminarfrieden war eben noch kein endgültiger, und solange der nicht geschlossen war, konnte man nicht wissen, was noch kommen würde. Die Verhandlungen gestalteten sich schwierig und zogen sich lange hinaus; kein Wunder daher, daß die Bevölkerung in großer Spannung war, die dann in dem Jubel zum Ausdruck kam. Dabei war man sich auch bewußt, daß dieser Frieden der Schlußstein zum Baue des neuen Deutschen Reiches war. Das napoleonische Frankreich hatte die Einigung der Deutschen verhindern wollen, aber es hat mit seiner Politik gerade dem Vorschub geleistet, wogegen es ankämpfte. Das neue Deutsche Reich, das so lange ersehnt worden war, war nun fertig uud gesichert. Die Empfindungen, die das hervorrief, mag sich die jüngere Generation kaum vorstellen können. Sie ist unter den neuen Verhältnissen aufgewachsen und weiß es gar nicht mehr anders. Für die Damaligen war es aber doch eine ganz andere Sache. Freilich, es gab welche, und es waren nicht die Schlechtesten, die mit einem gewissen Grolle abseits standen, weil es sie schmerzte, daß man das Reich nicht einer inneren Entwicklung, sondern einem äußeren Kriege und zum guten Teile einem Manne verdankte, der ein harter Gegner gerade der Kreise war, die den alten Reichsgedanken getragen hatten. Aber diese Stimmungen sind natürlich im Laufe der Zeit verflogen, und bei allen Wünschen, die man für den inneren Ausbau des Reiches hatte und hat, dauerte es doch nicht lange, daß auch diese Kreise das Reich, das nun da war, zu schätzen wußten ..."

Und selbst der „Erbfeind" hatte mehr als einmal Gelegenheit, das neue Reich von einer recht schätzbaren Seite kennen zu lernen durch Dienste keines Geringeren als seines furchtbarsten Gegners, des Begründers eben dieses Reiches.

„‚L'union de l'Allemagne et de la France, ce serait le salut de l'Europe, la paix du Monde!' Das hat Victor Hugo vor fünfzig Jahren gesagt. Er konnte es sagen, denn das Gefühl für die Einigung, die er meinte, war damals auf beiden Seiten des Rheins in vielen Kreisen lebendig. Gerade vor fünfzig Jahren ist die stehende Eisenbahnbrücke zwischen Kehl und Straßburg eröffnet worden; von da an fuhren die Züge ohne Unterbrechung herüber und hinüber. Bei der Festfeier in Straßburg und bei der Nachfeier in Baden-Baden wurden von den Vertretern der beiderseitigen Behörden unter dem Beifall einer zahlreichen, aus Deutschen und Franzosen bestehenden Zuhörerschaft schwungvolle Reden auf die Eintracht und den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich gehalten. Neun Jahre später wurde das schöne Band jäh zerrissen, die Brücke gesprengt, und die sich für gemeinsame Ziele begeistert hatten, bekämpften einander jetzt auf Tod und Leben. Auf Victor Hugos Traum folgte ein schreckliches Erwachen.



Der Friede von Frankfurt, der den Krieg beendete, und heute vor vierzig Jahren abgeschlossen wurde, hat zwar den Friedensstand wiederhergestellt, aber den Riß, der zwischen beiden Völkern entstanden war, nicht zu heilen vermocht. Selbst bis auf den heutigen Tag ist die Heilung nicht vollständig gelungen. Der Grund ist, weil ein Stück von Frankreich abgetrennt und dem neuen Deutschen Reich angegliedert wurde. Der Erwerb von Elsaß-Lothringen wurde in Deutschland nicht bloß als die Austilgung einer alten Schmach und als Wiedergewinnung verlorener Brüder, sondern auch als Notwendigkeit, der Westgrenze Deutschlands besseren Schutz gegen fernere Angriffe Frankreichs zu sichern, betrachtet und empfunden; dazu kam dann noch, daß der Besitz Elsaß-Lothringens, das mit so viel blutigen Opfern errungen wurde, als eine Bürgschaft für die Kraft und Würde des neuen Reiches galt. Bismarck konnte sich mit der Annexion nicht ganz befreunden, aber er mußte sich den militärischen Autoritäten fügen, die sie im Interesse Deutschlands für absolut notwendig hielten; sie waren sich dabei, wie der Ausspruch Moltkes beweist, vollkommen bewußt, daß sie das Gewonnene ein halbes Jahrhundert lang mit den Waffen in der Hand verteidigen müßten, daß also ein förmlicher Kriegszustand im Frieden eintreten würde. Denn der Vertrag von Frankfurt wurde zwar von dem französischen Bevollmächtigten unterschrieben und von der Nationalversammlung in Bordeaux ratifiziert, aber vom Herzen und Willen des französischen Volkes nicht anerkannt. Die Revanche, die Rache für die Niederlage und die Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen wurden sein Sinnen und Trachten. Nicht davon sprechen, aber immer daran denken, das war die Losung Gambettas. Freilich, die verantwortlichen Staatsmänner führten in ihren amtlichen Äußerungen nicht nur eine korrekte Sprache, sondern sie waren auch friedlich gesinnt. Mac Mahon, Jules Grevy, Jules Ferry und andere ließen deutlich erkennen, daß es ihnen ernstlich darum zu tun sei, den Frieden zu erhalten. Selbst Gambetta, der als Verkörperung des Revanchegedankens betrachtet wurde, hielt Frieden, nachdem er sich überzeugt hatte, daß mit Gewalt doch nichts auszurichten wäre; er erwartete schließlich ‚la réparation par le droit', wenn Deutschland erkennen würde, daß es keinen ewigen Kriegszustand mit Frankreich unterhalten könne, also das begangene Unrecht wieder gutmachen müsse. Er starb, ohne daß diese Erwartung sich erfüllte. In Deutschland wurde oft gesagt, daß die Franzosen sich eben mit dem Verlust Elsaß-Lothringens abfinden müßten, wie sie selbst und andere Völker es auch schon getan hätten; zudem sei es sicher, daß die Franzosen, wenn sie gesiegt hätten, uns das ganze linke Rheinufer oder wenigstens einen großen Teil desselben genommen hätten. Darauf erwiderten die Franzosen, die Annexion, die Wegnahme von Bevölkerungen ohne deren Zustimmung, sei altes barbarisches Gewaltrecht gewesen; die moderne Zeit verwerfe es, und es sei wohl die Pflicht und die Ehre des deutschen Volkes gewesen, das neue Recht, das den Volkswillen achte, anzuerkennen und ihm durch den Verzicht auf die Annexion für alle Zeiten eine zuverlässige Grundlage zu geben. Tatsache ist, daß die Art, wie Elsaß-Lothringen annektiert und dann viele Jahre lang mißregiert wurde, viel dazu beigetragen hat, den Revanchegedanken in Frankreich lebendig zu erhalten; ein

zufriedenes Elsaß-Lothringen hätte ihm längst eine seiner wesentlichsten Stützen entzogen.

Die Politik, die Bismarck gegenüber Frankreich nach dem Kriege einschlug, hatte zwei Ziele. Einmal unterstützte Bismarck die Republik gegen die Bestrebungen einer monarchistischen Restauration. Er meinte, die Republik sei ein Regime scharfer Parteikämpfe, also die Ursache von Uneinigkeit und Schwäche; auch müßte die Republik in ihrem eigenen Lebensinteresse Frieden halten, während ein Prätendent, sei es nun ein Bourbon, Orleans, Napoleon oder ein Diktator, den Revanchekrieg wagen müßte, um sich das nötige Prestige zu verschaffen. Sodann war Bismarck bemüht, Frankreich zu isolieren und es in beständiger Furcht vor einem neuen Kriege zu halten. Daher die ‚kalten W a s s e r s t r a h l e n', die er von Zeit zu Zeit nach Paris sandte, und die es bewirkten, daß Bismarck den Franzosen allmählich noch furchtbarer erschien, als er es ihnen im Kriege gewesen war.

Die Hauptsorge Bismarcks aber war, zu verhindern, daß Frankreich Bundesgenossen fand. Er war überzeugt, daß Frankreich für sich allein gegenüber einem starken Deutschland Frieden halten werde, daß es aber mit dem Frieden vorbei sei, wenn Frankreich einen starken kriegswilligen Bundesgenossen gefunden hätte; in diesem Falle würden sozusagen ‚die Gewehre von selbst losgehen', und auch die friedlichsten Staatsmänner Frankreichs wären nicht imstande gewesen, den kriegerischen Ausbruch der Volksleidenschaft zu verhindern. ‚Vous avez le cauchemar des coalitions', sagte Graf Schuwalow zu Bismarck. Er leugnete es nicht. Um den Franzosen Bündnisse unmöglich zu machen, schloß er selbst solche. Er stiftete zuerst das Drei-Kaiser-Bündnis zwischen Deutschland, Österreich und Rußland; als dieses durch Rußland infolge seines Zwistes mit Österreich in der orientalischen Frage in die Brüche ging, stiftete er den Bund mit Österreich, dem später Italien beitrat, wodurch er zum Dreibund erweitert wurde. Um aber gegen Rußland gesichert zu sein, schloß er mit diesem einen geheimen Rückversicherungsvertrag. Im Jahr 1888 erhielt Deutschland einen neuen Kaiser. Zwei Jahre darauf wurde B i s m a r c k g e s t ü r z t und der R ü c k v e r s i c h e r u n g s v e r t r a g m i t R u ß l a n d w u r d e n i c h t m e h r e r n e u e r t. Ein Jahr später war d a s f r a n z ö s i s c h - r u s s i s c h e B ü n d n i s f e r t i g.

So überschwenglich dieses in Frankreich auch gefeiert wurde, so hat es doch die Hoffnungen, die es dort erregte, nicht erfüllt. Es fiel Rußland nicht ein, wegen Elsaß-Lothringen mit Deutschland Krieg anzufangen; sein Hauptzweck war ihm die Ausnützung der Finanzkräfte Frankreichs. Die russisch-französische Allianz ist jetzt zwanzig Jahre alt, und in dieser Zeit hat die Wahrnehmung, daß auch ein Bündnis nicht zu dem ersehnten Ziel führe, die Revanchegelüste der Franzosen merklich abkühlen helfen.

Die Politik Bismarcks war jedoch nicht nur negativ; sie hatte auch ihre positiven Seiten. Als er sah, wie rasch sich Frankreich von seinem Unglück erholte, wie es sein Heer reorganisierte, seine Finanzen ordnete und seine ganze Tätigkeit, die der Krieg unterbrochen hatte, wieder aufnahm und unaufhörlich steigerte, da erkannte er, daß man diesem reichen und tatkräftigen Volke, das so eifersüchtig auf seine Macht und sein Ansehen in der Welt ist, ein Ziel der Tätigkeit geben müsse.

Er förderte daher die koloniale Ausdehnung Frankreichs, ja er wies die Franzosen selbst auf diese hin. Seiner Anregung verdankten sie den Erwerb von Tunis; seine diplomatische Vermittlung verhinderte den Krieg mit China, als die Franzosen sich Tonkins bemächtigten, und ebenso unterstützte er sie bei der Eroberung von Madagaskar und bei der Erwerbung ihres Kongogebietes. Die damals am Ruder befindlichen Staatsmänner, Grevy, Ferry, Barthelemy-St. Hilaire, Challemel-Lacour u. a. ließen sich diese Unterstützung gern gefallen; auch Gambetta hatte nichts gegen sie einzuwenden, und es fand sich sogar ein Kriegsminister, General Lewal, der die Franzosen ermahnte, nicht immer wie hypnotisiert auf das Vogesenloch zu starren. Die Franzosen wußten allerdings damals den Wert ihrer kolonialen Erwerbungen wenig zu schätzen; Jules Ferry erhielt den schimpflichen Beinamen ‚le Prussien', er wurde über Tonkin gestürzt und mußte viele Jahre lang die öffentliche Mißachtung ertragen. Erst allmählich ging den Franzosen der Begriff vom Werte ihres ungeheuren Kolonialreiches auf, und allmählich verstanden sie es auch besser, zu organisieren und auszunützen, aber daß sie dessen Erwerbung zu einem guten Teile der Unterstützung und Förderung durch Deutschland verdanken, daran lassen sie sich nicht gerne erinnern. Fürst Bismarck hat sich bei dieser Förderungspolitik ohne Zweifel von der Hoffnung leiten lassen, daß die Franzosen durch die Ableitung ihrer Tätigkeit auf anderweitige Ziele und durch die dabei unstreitig errungenen großen Erfolge auf andere Gedanken kommen und Elsaß-Lothringen vergessen würden. Die Erfüllung dieser Hoffnung hat Bismarck nicht mehr erlebt. Die Umwandlung der Stimmung der Franzosen ist ein Prozeß der Massenpsychologie, der naturgemäß nur langsam sich vollzieht und zu seiner Vollendung nicht Jahre, sondern Jahrzehnte braucht. Es scheint, daß Bismarck in seiner Förderung der französischen Kolonialpläne noch viel weiter gehen wollte. Robert Mitchell, einer der Vertrauten Gambettas, hat vor einigen Jahren im ‚Gaulois' eine Unterredung erzählt, die er im Jahre 1880 mit dem damaligen Minister des Äußeren Barthelemy-St. Hilaire gehabt hat; es war die Zeit, wo die französische Regierung sich anschickte, der Einladung Bismarcks zu folgen und sich Tunesiens zu bemächtigen. Mitchell sprach seine patriotischen Bedenken dagegen aus; er fürchtete, Frankreich werde seine Kräfte verzetteln, sich schwächen und von seinem ‚Hauptziele' abgelenkt werden. Der Minister beruhigte ihn. Er bestätigte zunächst, daß Bismarck es war, der Frankreich auf die Bahn der Kolonialpolitik verwiesen hatte, weil er darauf rechnete, daß Frankreich außerhalb Europas eine Kompensation finden werde, die es veranlasse, Elsaß-Lothringen zu vergessen. Dann sagte der Minister wörtlich: ‚Er läßt uns freie Bahn in Tunis, und es hängt nur von uns ab, wann wir die Hand auf Marokko legen wollen, ja er würde uns willig das Protektorat über ganz Nordafrika geben.' Auf den Einwand Mitchells, was England und Italien dazu sagen würden, erwiderte der Minister: ‚Das sind in der Tat zwei schwarze Punkte; aber gerade um ihre Beseitigung würde sich Fürst Bismarck bemühen.' In der Gegenwart, wo das Schicksal Marokkos wieder im Vordergrund der europäischen Politik steht, mag diese Erinnerung ihren besonderen Wert haben.

Kaiser Wilhelm II. erwies den Franzosen vom Beginn seiner Regierung an

viele Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten, ohne damit mehr als einen persönlichen Erfolg zu erzielen. Die Franzosen sind ein höfliches Volk, aber auf bloße Worte geben sie doch nichts, und was sie vom deutschen Kaiser erhofften, konnte er ihnen nicht gewähren; auch standen die kaiserlichen Taten mit den kaiserlichen Worten nicht immer im Einklang. Viel mehr Wirkung übte die Zeit, zwar langsam, aber um so nachhaltiger. Es ist in Frankreich inzwischen ein neues Geschlecht herangewachsen, das den Krieg nicht mitgemacht und nicht miterlebt hat, darum auch von seinen Schrecken nichts weiß und seine Folgen, darunter den Verlust Elsaß-Lothringens, nicht ins Herz geschrieben hat. Das neue Geschlecht braucht nichts zu vergessen, aber es gewöhnt sich allmählich daran, das Vergangene als Vergangenes zu betrachten, das den Bedürfnissen der Gegenwart nicht hemmend sich in den Weg stellen darf. Ohnehin können zwei große benachbarte Völker, die an der Spitze der Kulturmenschheit stehen, auf manchen Gebieten sich so glücklich ergänzen, so viele gemeinschaftliche und so wenig gegensätzliche Interessen haben, sich auf die Dauer nicht entfremdet bleiben. Die Dinge sind immer stärker als die Menschen und ihre Gefühle; materielle Notwendigkeit und Nützlichkeit siegen stets über Stimmungen und Erinnerungen. Unmerklich sind die abgerissenen Fäden wieder angeknüpft worden: in der Wissenschaft, in der Kunst, in Gewerbe und Handel, in der Tätigkeit von Kapital und Arbeit. Dazu kam bei den Franzosen die Wahrnehmung, daß sie bei verschiedenen Gelegenheiten größere Vorteile erreicht hätten, wenn sie ihre hohe Politik nur nach ihren wirklichen Interessen, nicht nach ihren Gefühlen eingerichtet, wenn sie also im Einverständnis mit Deutschland, nicht als dessen Gegner gehandelt hätten. Nun ist bereits so viel erzielt worden, daß ein Redner in der französischen Kammer die Verständigung mit Deutschland empfehlen kann, ohne einen Sturm der Entrüstung zu erregen; daß in beiden Ländern Vereinigungen bestehen, die ein gegenseitiges Kennenlernen und Zusammenarbeiten fördern; daß ein Austausch von materiellen und geistigen Erzeugnissen stattfindet, der mit jedem Jahre wächst. Eine Unterbrechung dieser günstigen Entwicklung ist nur im Jahre 1905 durch die Marokkoaffäre eingetreten; sie war mehr das Ergebnis der Ungeschicklichkeit unserer Diplomatie als der Ausfluß bösen Willens, und darum war sie nur vorübergehender Natur. Gegenwärtig hat die Marokkoaffäre wieder einen kritischen Moment gezeitigt, aber bei der anerkannten Friedensliebe Deutschlands und bei unserem Vertrauen, daß Frankreich die von ihm vertragsmäßig übernommenen Pflichten erfüllen werde, ist nicht zu befürchten, daß aus dem kritischen Moment eine Gefahr für den allgemeinen Frieden herauswachsen werde ...

Unsere Altvordern sagten: ‚Gottes Mühlen mahlen langsam, aber zuverlässig.' Die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen schreitet nicht rasch, aber sie wird ihr Ziel einst doch erreichen, denn dieses Ziel ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Frankreich hat der Menschheit schon so viele wertvolle Dienste erwiesen, daß wir von ihm noch weitere erwarten dürfen. In einer großen Pariser Zeitschrift ist vor einiger Zeit der Vorschlag gemacht worden, daß Frankreich mit der Abrüstung für sich allein vorangehe, nachdem es sich herausgestellt habe, daß die gemeinsame und gleichzeitige Abrüstung aller Großmächte auf unüberwindliche

Hindernisse stoße. Ein deutscher Professor, Wilhelm Ostwald, hat den Vorschlag gemacht, und er hat in Frankreich vielfache Zustimmung gefunden. ..."

Die wohlverstandenen gemeinsamen Interessen sind eben auch im Verkehr der Völker allemal größer als die widerstreitenden. Wer uns das Gegenteil weismachen will, handelt aus Unverstand oder aus — Interesse. Und wieviel von dem Revanchegerede hüben und drüben ist noch auf das Bedürfnis einer stoff- und sensationshungrigen Publizistik zu schreiben! Ohne alle „sittliche Entrüstung" —: die Tagespresse muß doch einmal ihre Spalten füllen, und da der Stoff nicht langweilig sein darf, so braucht sie Reize, braucht sie Konflikte, Probleme, „Fragen". Sind's nicht die von heute, so müssen's die von gestern sein ...

* * *

Die Brücke über alle Gegensätze aber baut die Kultur. In diesem vielgemißbrauchten Worte liegt allerdings der nur mögliche und nur wünschenswerte Ausgleich zwischen den internationalen aber auch den sozialen Reibungsflächen, die uns Deutschen ja als Klassengegensätze besonders geläufig sind. Wir leiden in der Tat viel mehr unter diesen als unter den parteipolitischen. Was heißt im Grunde heute auch „konservativ", was „liberal"? Nur von der hohen Warte einer Weltanschauung herab läßt sich hier noch eine traditionelle, nicht grundsätzliche Grenzlinie ziehen, — die religiöse. Gerade die aber ist heute von Interessen aller Art derart überwuchert, daß sie nur noch selten bestimmend und entscheidend in die Erscheinung tritt.

Bezeichnend für die Verwaschenheit aller dieser Begriffe ist die babylonische Sprachverwirrung, die um den meuchlings in die Debatte geschleuderten Begriff eines „Kulturkonservativismus" eingerissen ist. Der „Kreuzzeitung" ist das Wort im ersten Schreck ordentlich in die Glieder gefahren. Ihr schwant nichts Gutes dabei, sie wittert Gefahr, geheime Anschläge auf die Unentwegtheit und Solidarität des in ihrem Kielwasser schiffenden Konservativismus. Wohl kämen die Vertreter des deutschen Liberalismus durch Reflexion zu der Überzeugung, „daß der Konservativismus als eine aus dem Volkscharakter und der geschichtlichen Entwicklung mit innerer Notwendigkeit erwachsene Denkungsart in sich Stil und Größe hat, daß man an ihm einen festen Halt gewinnen und so das Leben freudig bejahen lernen kann". Aber „als Naturprodukt" erscheine er ihnen bei näherem Zusehen doch auch wieder „zu urwüchsig, zu wenig entwicklungsfähig". So verlangten sie von ihm, er solle sich von ihnen „modisch zustutzen" lassen:

„Namentlich ist er ihnen nicht ästhetisch genug; sie vermissen an ihm die Anpassung an die Gedankenwelt der Literaturgrößen, die Hingabe an die verfeinerte Sinnlichkeit der bildenden Künste. Ja, das trifft im allgemeinen wohl zu. Aber man übersehe nicht, daß diejenigen Kreise, in denen die konservative Geistesrichtung ihren Ursprung und ihren Nährboden hat, auch immer noch die unerschöpfliche Fundgrube für die dankbarsten ‚Modelle' unserer Dichter und Künstler bilden. Dort wirkt noch die Vis formativa der Natur, der Lehrmeisterin aller Künste; dort mißt man die Leistungen der Kunst an dem sichersten Maßstabe, den die Ästhetiker kaum noch besitzen, und man findet manches aus dem Nichts konstruierte Kunstwerk, das den reflektierten Kulturmenschen entzückt, höchst banal gegenüber der selbst-

erlebten Wirklichkeit mit ihren starken Charakteren, tragischen und komischen Konflikten, erschütternden Schicksalen. Es ist leicht, einen Menschen, der so gleichsam im freien Lande aufgewachsen ist, zu karikieren. Aber man glaube uns: der Karikaturenzeichner erscheint seinerseits jenen Menschen selber so wie er ist als lebende Karikatur, es kann also wirklich nicht verlangt werden, daß sich der Bauer nach dem schablonenhaften Menschenideale seiner Kritiker modele.

Es ist in letzter Zeit bei den liberalen Kulturträgern sehr beliebt, das Verhältnis des märkischen Landadels zu seinem bedeutendsten und verständnisvollsten Schilderer Theodor Fontane politisch auszunutzen. Fontane hatte einige Zeit eine kleine Anstellung bei der ‚Kreuz-Zeitung' als Spezialist für die Rubrik ‚England'; später war er Theaterkritiker der ‚Vossischen Zeitung'. In beiden Ämtern sah er selbst nichts anderes als eine notwendige Nebenbeschäftigung zum Erwerb einer sicheren, wenn auch mäßigen Jahreseinnahme, während er in der Hauptsache als freier Schriftsteller tätig war. Der ‚Kreuz-Zeitung' aber wird noch heute der Vorwurf gemacht, daß sie ihn nicht auskömmlich bezahlt habe; seine Arbeit bei uns, die kaum eine Stunde täglich in Anspruch nahm, wird als harte Fron bezeichnet. Der ‚Vossischen Zeitung' werden solche Vorwürfe erspart; ob mit Recht, wollen wir nicht untersuchen. Nun hat Fontane an seinem siebzigsten Geburtstage die festliche Anteilnahme des märkischen Adels schmerzlich vermißt und sich von dieser Empfindung in einem humoristischen Gedichte nach Art eines echten Künstlers befreit. Das Gedicht schließt mit der witzigen Wendung, daß er in Ermangelung eines märkischen Adligen einen befreundeten jüdischen Herrn an seine Seite ruft: ‚Kommen Sie, Cohn!' Darin wird ein symbolischer Ausdruck dafür gefunden, daß Fontane im Alter das jüdische Volk zum Mäcen der deutschen Literatur eingesetzt, das Junkertum als literarisch hoffnungslos preisgegeben habe.

Gegen diese Art, ‚Kulturpolitik' zu treiben, muß einmal ein deutliches Wort gesagt werden. Das märkische Junkertum ist nicht zahlreich genug, um ‚seinem' Dichter mehrere Auflagen zu ermöglichen. Zu größerem Absatz kamen Fontanes Romane erst, als er die Berliner Gesellschaft schilderte. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang, der niemand zum Lobe oder Tadel ausgelegt werden kann. Hinzu kommt, daß es einem so selbstsicheren Menschenschlage, wie es die preußischen Junker sind, ziemlich gleichgültig ist, ob und wie er von der Kunst und Wissenschaft bewertet wird. Fontane hatte ein künstlerisches Interesse an den Junkern, das aus dem Gegensatze seines beweglichen, eindrucksfähigen und gestaltungsfrohen romanischen Naturells zu dem des Junkertums und zugleich auf seiner dem Junkertum verwandten ritterlichen Gesinnung beruhte. Ist es zu verwundern, daß diese Liebe ziemlich einseitig geblieben ist? Die Freude am eigenen Spiegelbilde ist nicht jedermanns Sache. Heute kommt Fontane auch beim Landadel zu seinen Ehren, denn seine Schilderungen sind zu Ahnenbildern geworden, denen man mit Pietät gegenübertritt. Aus alledem ist kein politischer Agitationsstoff zu gewinnen, wenn man bei der Wahrheit bleiben will!

Bestehen bleibt leider die Tatsache, daß der Landadel und der Bauernstand nicht die Möglichkeit hat, bestimmend auf die Entwicklung der Literatur und Kunst

einzuwirken. Nur wenige seiner Vertreter haben die Muße und die Mittel, sich viel mit schöner Literatur und Kunst zu beschäftigen, und ein Urteil über Wert und Unwert läßt sich in ästhetischen wie in allen andern Dingen nur durch eigene Kenntnisnahme der wichtigsten Erscheinungen, durch die Möglichkeit vielen und nachdenklichen Vergleichens erwerben. Darin hat der Städter, sogar der ‚Proletarier‘, einen weiten Vorsprung vor dem Landbewohner; denn was die Stadt an Sammlungen, Vorträgen, Bibliotheken usw. bietet, das läßt sich nun einmal nicht aufs Land verpflanzen. Um so eifriger sollten alle wohlhabenden konservativen Landwirte und auf dem Lande wohnenden Beamten sich um literarische und künstlerische Angelegenheiten bekümmern, — und zwar positiv, durch Förderung der ihren Anschauungen verwandten Bestrebungen, die erfahrungsgemäß in den Städten einen besonders schweren Stand haben. Über die vom internationalen liberalen Judentum patronisierten modernen unfruchtbaren Kunstrichtungen bricht eine starke Reaktion herein. Die witzigen Purzelbäume des jüdischen Feuilletonismus belustigen kaum noch jemand. Das Volk ist dieses Kaleidoskops satt und überdrüssig. Es späht umsonst, ob ihm nicht jemand etwas Wichtiges zu sagen und zu zeigen hat. Da ist es wohl an der Zeit, daß auch unsre Freunde im Lande aufmerksamer werden. Man ruft zum ‚Kulturkonservativismus‘ auf. Aber dies Wort kann abschrecken. Immerfort von ‚Kultur‘ zu reden, ist erfahrungsgemäß die Liebhaberei derer, die selber keine Kultur haben. Die in Fleisch und Blut übergegangene Gesittung wird nicht mehr als eine Lebensaufgabe, sondern als eigene Natur empfunden. Sie pflanzt sich nicht durch Theorien fort, sondern durch gelebtes Beispiel. Sie kann auch nicht durch Agitation gefördert werden, denn Agitation überredet, aber überzeugt nicht. Darum ist es zweckwidrig, von Kulturkonservativismus‘ zu reden. Und bedenklich erscheint uns, diesen Konservativismus als einen selbständigen Begriff neben die konservative Politik zu stellen. Wir verstehen wohl, weshalb man dies tut. Man möchte den auf der religiösen Überlieferung erwachsenen Konservativismus als etwas Veraltetes bezeichnen und in den nationalen Kulturidealen einen Ersatz schaffen für das Christentum. Das ist aussichtslos. Eine Kultur, die das Christentum ausschließt, ist nach unserer Überzeugung auch nur eine Modesache; das Christentum aber ist nicht nur der Ursprung unserer Kultur, sondern auch der einzige Dauer versprechende Schutzwall unserer nationalen Selbständigkeit. Gewiß ist das religiöse Leben Wandlungen unterworfen, nicht nur in der Zeit, sondern auch in den einzelnen Individuen. Zu dem Schematismus der methodistischen Richtung kann das deutsche Volk in seiner Mehrheit nie übergehen, und selbst der offizielle katholische Schematismus erleidet bei deutschen Katholiken unzählbare Durchbrechungen. Aber vom Christentum wird das deutsche Volk immer nur für kurze Zeit zu irgendeinem —ismus übergehen. Auf solche Modeströmungen wird sich der in konservativen Anschauungen aufgewachsene Deutsche nicht einlassen können. Hoch über allen noch so schönen Tagesmeinungen steht unserer politischen Überzeugung das christliche Fundament unseres Programms. Darüber sollte den Reformatoren der preußischen konservativen Partei eigentlich kein Zweifel aufkommen. Wenn sie das Christentum antasten, werden sie sich stets über Mangel an Verständnis auf der Seite der kon-

servativen Staatsmänner beklagen können, die ihrerseits sehr genau zu unterscheiden wissen zwischen dem Notwendigen der Politik und dem schönen Schein des Kulturfeuilletonismus. An dem Niedergange des deutschen Liberalismus ist das Ästhetentum mitschuldig, denn es schmeichelte diese Parteien zu der Selbstüberschätzung des auserlesensten Kulturträgertums empor, auf welcher Höhe sie sich dann mit den sozialistischen Ästheten in gemeinsamen Idealen begegneten. Diese sozialdemokratisch gerichteten Dichter, Schriftsteller und Maler sind heute im bürgerlichen Liberalismus die angesehensten; die gemeinsame Kulturauffassung schlägt die Brücke für die politische Verständigung. Daraus können wir manches lernen, namentlich dies, daß es gefährlich ist, selbst die wesensverwandte schöngeistige Gefühlspolitik Einfluß gewinnen zu lassen auf Staatsgeschäfte. Das Umgekehrte ist selbstverständlich auch vom Übel: der politische Einfluß auf die Künste wirkt geradezu volksvergiftend. Das lehrt uns jeder Blick auf die jüdisch-demokratischen Kunstleistungen der Gegenwart und auf die vom großstädtischen Liberalismus erzwungene lahme ‚Unparteilichkeit' der dramatischen und Unterhaltungsliteratur. Wir Konservativen sind von Haus aus tolerant gegen die Künstler und nehmen es ihnen nicht übel, wenn sie liberal oder radikal sind, solange sie nur starke Kunstwerke schaffen. Aus dieser Großmut spricht mehr „Kulturkonservativismus' als aus der gewünschten Bevorzugung literarischer Werke um ihrer konservativen Tendenz willen. Dort wirkt Erziehung durch Beispiel, hier Agitation ..."

Hören wir nun als Vertreter der Gegenseite das „Berl. Tageblatt":

„Wie es scheint, hat sich das feudale Blatt durch die Erwähnung Theodor Fontanes ein wenig getroffen gefühlt. Wenigstens fühlt es sich zu allerhand Feststellungen gedrängt, die nur aus dem Bedürfnis erklärt werden können, sich ein gewisses Unbehagen von der Seele zu schreiben. Man erfährt daraus beiläufig, daß Fontane ‚eine kleine Anstellung' bei der ‚Kreuzzeitung' hatte, ‚als Spezialist für die Rubrik England', und daß ihn diese Arbeit ‚kaum eine Stunde täglich' beschäftigte. ... Aber es fällt schließlich auf die Zeitung zurück, wenn sie aus einem solchen Manne nicht mehr zu machen weiß ...

So tut denn die ‚Kreuzzeitung' so, als sei der alte Fontane ein Tantiemenjäger gewesen, den es vor allen Dingen geschmerzt habe, daß der märkische Adel ihm seine Dichtungen nicht genügend honorierte. Nein, das Noblesse oblige so plebejisch-gemein auszulegen, hat Fontane — anderen überlassen. Was ihn einigermaßen kränkte, war der Mangel an rein menschlicher Teilnahme und rein menschlicher Anerkennung, die der märkische Adel für ‚seinen' Dichter übrighatte.

Diese Heuchelei, die sich zuerst mit Unvermögen entschuldigt und dann das Unvermögen für eine hohe Tugend ausgibt, ist das Abstoßendste an dem feudalen Kunstbanausentum. Erstens haben wir kein Geld, etwas für Kunst und Wissenschaft zu tun, und zweitens sind wir ein so ‚selbstsicherer Menschenschlag', daß wir überhaupt darauf pfeifen. Wenn uns nur Zölle, Ausfuhrprämien und Liebesgaben in ausreichendem Maße staatlich garantiert werden, was kümmern uns Bücher und Bilder! Dieser Bettelstolz der Unkultur, wie ihn die ‚Kreuzzeitung' hier so protzig

verkündet, hat nicht nur den alten Fontane verstimmt, sondern auch einen Dichterkollegen von ihm, der dieser Gesellschaftsschicht in anderer Beziehung nahestand: Max Eyth, den Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Der war freilich von England her etwas anderes gewöhnt als den Stolz auf Bildungsfremdheit, verbunden mit ausdauerndem Betteln um Staatshilfe. Der hatte drüben nur an das ‚Hilf dir selbst‘ glauben gelernt, und wenn er dem englischen Volkscharakter noch eine gute Seite abgewonnen hatte, so war es die Achtung vor allem Können.

Der englische Adel, als gesellschaftliche Schicht, würde es sich ganz entschieden verbitten, wenn eine Zeitung, die seine Interessen wahrzunehmen vorgibt, ihm das Zeugnis ausstellen wollte: ihm sei das Urteil gleichgültig, das Kunst und Wissenschaft über ihn fällen. Ganz abgesehen davon, daß eine englische Zeitung sich schämen würde, dem Adel solch ein Zeugnis auszustellen. Nie hat in England die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft eines vornehmen Mannes für unwürdig gegolten. Von Hume und Macaulay bis auf Disraeli und Rosebery sind die Brücken zwischen Schriftstellerei und Staatsregierung nicht wieder abgebrochen worden. Was die englische Kunst der Freigebigkeit des englischen Adels zu verdanken hat, davon hätte sich sogar die ‚Kreuzzeitung‘ bei Gelegenheit der englischen Ausstellung überzeugen können, wie die französische ihr ein Licht darüber hätte aufstecken können, was der Adel in Frankreich für die Kunst getan hat. Ein Grandseigneur des achtzehnten Jahrhunderts, der hätte erklären wollen, er pfeife auf das Urteil von Rousseau und Voltaire, wäre der allgemeinen Lächerlichkeit verfallen. Und wenn der französische Adel seinen Stolz darein setzte, die Schriftstellerei zu protegieren, so tat der österreichische ein gleiches für die Musik. Nicht zu vergessen, daß eine ganze Reihe von Wiener Privatgalerien die Namen erster Adelsfamilien trägt.

Es gereicht dem preußischen Adel des achtzehnten Jahrhunderts ganz gewiß nicht zur Unehre, daß er ähnliche Leistungen nicht aufzuweisen hat. Er war zu arm dazu und hatte mit äußerster Anspannung seiner Kräfte einen Staat bauen zu helfen. Aber zu den Offizieren des alten Fritzen gehört doch auch der ‚Junker‘ Ewald v. Kleist, dem Lessing im Tellheim ein Denkmal gesetzt hat, das nicht recht zu der selbstgefälligen Schilderung passen will, die die ‚Kreuzzeitung‘ vom märkischen Adel entwirft. Und dann hat es noch einen anderen Kleist gegeben, der über Kunst und Wissenschaft nicht ganz so wegwerfend gedacht haben soll wie die ‚Neue Preußische‘. Auch scheint die vielbemerkte Herrenhausrede des Grafen York von Wartenburg darauf hinzudeuten, daß diese Richtung im preußischen Adel bis auf den heutigen Tag nicht ganz ausgestorben ist.

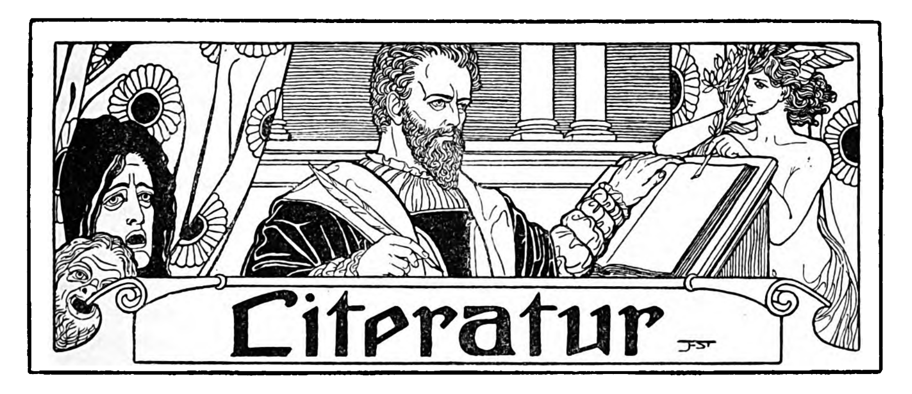
Auf den preußischen Adel in seiner Gesamtheit trifft also die dumm-hochmütige Charakteristik der ‚Kreuzzeitung‘ nicht einmal zu. Da aber kein Protest dagegen erfolgt ist, so muß man annehmen, daß mindestens der Teil davon, der in der ‚Kreuzzeitung‘ die Vertreterin seiner politischen Interessen sieht, nichts dagegen einzuwenden hat. Und diese Mißachtung, die so eine ganze Kaste, und die in Preußen herrschende dazu, durch ihr berufenes Organ über Kunst und Wissenschaft aussprechen läßt, kann nicht anders, als in allen andern Volksschichten verbitternd wirken. Wenn ein Volk weiß, was es Kunst und Wissenschaft zu verdanken hat, so ist es das deutsche. Vor dem Deutschen Reiche war der Zollverein, vor der poli-

tischen Einheit die wirtschaftliche. Aber vor dem Zollverein, was war da? Und wer hat in den Tagen politischer Zerrissenheit Deutschland zusammengehalten, wenn es nicht die großen Dichter und die großen Forscher waren? Darum ist von den vielen Gefühlen, die dem Deutschen im Blute liegen, keins so berechtigt wie das der tiefen Achtung, die er vor der deutschen Bildung und ihren Trägern hat."

Nur die „Kreuzzeitungsjunker" pfiffen darauf. Da sei es am Ende begreiflich, wenn man im übrigen Deutschland allmählich zu vergessen beginne, was man Preußen zu verdanken hat, und wenn „vor dem abstoßenden Bilde der preußischen Gegenwart die lichtere Vergangenheit in den Schatten" trete: „Die Preußen groß gemacht haben — der Große Kurfürst und der große Friedrich, Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau, Moltke und auch Bismarck, der ‚Realpolitische' — sie hatten die tiefinnerliche Achtung vor den Werken, die der Menschengeist in seinen besten Stunden schafft. Erst dem Preußentum, das mit dem Bunde der Landwirte durch dick und dünn geht, und bereit ist, um die dreißig Silberlinge eines lückenlosen Zolltarifs dem Ultramontanismus seine Seele zu verschreiben — erst dem blieb es vorbehalten, Kunst und Wissenschaft als etwas Minderwertiges zu charakterisieren, um das ein ‚selbstsicherer' Mann seine Zeit nicht verliert. Moralische Eroberungen wird der ‚Kulturkonservativismus' damit wohl nicht machen; aber vielleicht sind ihm die unmoralischen lieber."

Was an diesen Ausführungen richtig ist, wäre das sicher nicht minder, wenn es ohne persönliche Spitzen und politische Nadelstiche vorgebracht wäre. Ganz zuletzt empfiehlt es sich aber, dem Gegner Mangel an Kultur vorzuwerfen und ihm gleichzeitig moralisch minderwertige Beweggründe unterzustellen. Davon abgesehen, bleibt es leider wahr, daß sich der preußische Adel in seiner Gesamtheit, seiner überwiegenden Mehrheit für Wissenschaft, Kunst und Literatur nicht dasjenige Maß von Interesse und tatkräftiger Teilnahme abgewonnen hat, das von einer führenden Klasse füglich gefordert werden darf. Was die „Kreuzzeitung" zur Entschuldigung anführt, kann nur zu einem nicht sehr beträchtlichen Teile als solche gelten. Daß auch im preußischen Adel feine wissenschaftliche Köpfe, begeisterte und verständnisvolle Kunst- und Literaturfreunde nicht nur vereinzelte Erscheinungen sind, hebt die bedauerliche Tatsache nicht auf, daß die Klasse als solche hier versagt, auf dies ganze große, unendlich bedeutungsvolle Gebiet nie einen auch nur von ferne maßgebenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß gewonnen, diesen vielmehr — ganz anderen Kreisen überlassen hat. Und wie oft sogar mit unverhohlener Kaltblütigkeit, mit lächelnder Geringschätzung. Nicht einmal die Talente aus den eigenen Kreisen hat sie bei sich heimisch werden lassen. Hätte nicht z. B. ein Roman wie des Freiherrn v. Ompteda „Deutscher Adel" in der „Kreuzzeitung" oder einem anderen großen konservativen Blatte erscheinen müssen? Wer da hinter die Kulissen gesehen hat, der weiß gerade Bescheid genug. Der Schrei nach Kultur hat also seine Berechtigung — hüben wie drüben. Den Nachweis erbringt er ja schon durch sein bloßes Dasein. Denn darin hat wieder die „Kreuzzeitung" recht: „Immerfort von ‚Kultur' zu reden, ist erfahrungsgemäß die Liebhaberei derer, die selber keine Kultur haben."





Die französischen Dekadenten und Symbolisten · Von Eduard Engel

Was die richtige Schätzung dieser jungfranzösischen Schule früher oft erschwerte, zumal in Deutschland, war die Betrachtung außerhalb des geschichtlichen Zusammenhanges. Man sah plötzlich, etwa im Anfange der achtziger Jahre, in Frankreich eine Gruppe von Dichtern, lauter ganz jungen, mit völlig unbekannten Namen auftauchen, die mitten in die scheinbar alles erdrückenden Siege des Naturalismus hinein ganz andere Töne erschallen ließen. Durch die unerschütterliche Wiederholung des Satzes: „Alles, was hinter uns an Dichtung liegt, ist wertlos, die Literatur beginnt erst mit uns“, und nicht zum wenigsten durch die rührende Kameradschaft, mit der jeder vom guten Freunde behauptete, solch ein Genius werde der Menschheit nicht zum zweiten Male geschenkt, wofür sich der gute Freund durch ein womöglich noch überschwänglicheres Posaunenlob bedankte, — durch all diese Mittel und Mittelchen haben sie es in überraschend kurzer Zeit dahin gebracht, daß sie heute als eine wirkliche „Schule“ dastehen, mit der sich die französische Presse eingehend beschäftigen muß. Selbst über Frankreichs Grenzen hinaus hat man von ihnen Kenntnis genommen, allerdings selten aus den Quellen, da ihre Werke schwerer zugänglich sind als die überall käuflichen gelben Romanbände der Naturalisten. Auch von dem Oberhaupt der Schule, ihrem Patriarchen, Verlaine, hat man doch nur vom Hörensagen, vielleicht durch Max Nordaus „Entartung“, etwas gewußt. Von Maeterlinck kennt man bei uns höchstens einige sogenannte Dramen; als Lyriker ist er unbekannt.

Ganz neu und ungeheuerlich kann diese jüngste Bewegung in der französischen Lyrik nur einem Betrachter vorkommen, der nichts oder nicht viel von der französischen Lyrik überhaupt weiß. Wer die Geschichte des Ronsardismus im 16. Jahrhundert und die der romantischen Schule im ersten Drittel dieses Jahrhunderts kennt, der schüttelt beim Lesen dieser Jüngsten und beim Anblick ihres Schultreibens lächelnd den Kopf und sagt sich: „Alles schon dagewesen!“ Von einem hohen Berge aus gesehen, nimmt sich das Bestreben dieser jungen Leute, Frankreich nun endlich um jeden Preis, „bis Donnerstag“, eine Lyrik zu verleihen, ganz ebenso aus, wie das der Ronsardisten vor 350 und das der Romantiker vor 80 Jahren. Es gibt ja ein französisches Sprichwort, das besagt: „Plus ça change, plus ça reste la même chose.“

Ist es nicht schon sehr bezeichnend, daß diese auf eine Reform gerade der Lyrik gerichtete stürmische Bewegung zu verschiedenen Zeiten nur in Frankreich entsteht? Was sich z. B. aus Deutschland im 17. Jahrhundert als Gegenstück vorbringen ließe, war doch nur der Versuch einer Umgestaltung der dichterischen Formen. In Frankreich aber hat jede dieser Reform-

bewegungen den Kern der Lyrik zum Ziel gehabt; alle sind entstanden aus dem dumpfen Drange heraus: was wir bis jetzt an Lyrik erzeugt, war all nichts wert, es muß alles von Grund aus neu geschaffen werden. Wie seltsam! Für das Drama begreift man die Notwendigkeit solcher umstürzenden Bewegungen viel eher. Aber in dem Heimlichsten, was die Dichtung hat, in der Lyrik, wo der Dichter seine innerste Seele ausspricht, was gibt es da inhaltlich zu „reformieren"?

Mit der französischen Lyrik steht es eben anders als mit der aller andern großen Literaturnationen! Die Franzosen haben sie einmal besessen, nicht lange, auch nicht sehr mächtig, nicht tief; aber es war doch eine Lyrik. Es gab sangbare und gesungene Lieder von der frühesten Zeit französischer Dichtung bis ins 16. Jahrhundert hinein. Dann kam ein Schlag, der sie ins Herz traf und an dem sie Jahrhunderte krankte, fast verblutete: es kam ein Mensch, der kein Dichter, sondern ein Regelschmied war, Malherbe, und schlug das frische, gesunde französische Lied tot. Seit Malherbe verstummte das französische Lied, das was wir Deutsche Lyrik nennen, für länger als zwei Jahrhunderte. Es klingt unglaublich, wenn man das hört. Die Franzosen glauben es auch nicht, nur einige wenige unter ihnen geben es zu und räumen ein, daß zwischen dem Unheilsjahr 1600, wo Malherbes „Dichtungen" erschienen, und dem Auftreten Viktor Hugos die eigentliche Lyrik in Frankreich nichts Nennenswertes aufzuweisen hat.

Der deutsche Literaturforscher ist leicht geneigt, die Ursache dieser lyrischen Armut der Franzosen in einer mangelhaften lyrischen Begabung zu erblicken, zum Teil mit Recht; auch geschmackvolle und kenntnisreiche französische Kritiker reichen der deutschen Dichtung den Siegerkranz der Lyrik, und ein so feiner Beurteiler dichterischer Fragen wie Jules Lemaître gesteht: „La poésie française a toujours un peu ressemblé à de la bonne prose". Der französische Sprachgeist mit seiner unübertroffenen Klarheit und Durchsichtigkeit ist allerdings ein Feind dessen, was als das Wesentliche der echten Lyrik von uns Deutschen angesehen wird: des Traumhaften, des Dämmernden, des nur Angedeuteten, halb Ausgesprochenen, halb Geahnten. Keine Nation kann aus ihrer Haut, keine über ihren Schatten springen. Will man die hervorstechendste Eigenschaft der französischen Literatur, aller ihrer Gattungen, bezeichnen, so ist es die der Beredsamkeit. Auch Viktor Hugos Lyrik, deren Wert ich wahrlich nicht verkenne, ist im wesentlichen eine beredte, und Beredsamkeit ist überall eher am Platze als gerade in der Lyrik.

Dazu aber kam für Frankreichs Dichtung seit Malherbe eine wahre Gottesgeißel, für die es in der französischen Sprache an sich keine notwendige Begründung gibt: die starre, strenge Vers- und Reim-Tabulatur. Wer sich mit diesen Dingen nicht berufmäßig beschäftigt hat, macht sich keine Vorstellung von dem Eisenpanzer, in den durch Malherbe und die ihm folgenden Regelschmiede die französische Lyrik eingeschnürt wurde. Ich kann an dieser Stelle natürlich keine, wenn auch noch so kurze Zusammenstellung all der Polizeiverbote geben, die es dem französischen Dichter unmöglich machen, die einfachsten, selbstverständlichsten Wendungen seiner Muttersprache auch in der Dichtung anzuwenden. Es genüge, als Beispiele anzuführen: kein französischer Dichter darf in einem Verse schreiben: „du bist", „du hast", „du liebst", „es gibt". Warum? Weil vor fast 400 Jahren einem unpoetischen Querkopf der Gedanke kam, das Zusammentreffen zweier Vokale in tu es, tu as, tu aimes, il y a sei das, was die Römer einen Hiatus nannten, und weil die Römer das 1600 Jahre früher so nannten, dürften die Franzosen das 1600 Jahre später nicht tun; obgleich die Römer es sehr wohl getan haben! Daß alle jene Wendungen, ganz abgesehen von ihrer Unentbehrlichkeit für jede Menschensprache, also auch für die Dichtersprache, nicht im mindesten an einem Übelklang leiden, sogar nicht für ein französisches Ohr, hat nicht gehindert, daß jener unerhörte Zwang bis auf den heutigen Tag von allen Dichtern wie ein geheiligtes Gebot höchster Religion befolgt wird! Selbst die Dekadenten und Symbolisten haben sich bis auf vereinzelte Ausnahmen ihm gefügt.

Wie den französischen Dichtern die einfachsten Wendungen der menschlichen Sprache verboten sind, so auch die vorzüglichsten Reime. Warum? Weil sie „nur" für das Ohr reimen.

Als ob das nicht gerade das Entscheidende für die Lyrik wäre! Loup und filou sind verboten, long und vallon desgleichen. Sie sind nach allen sonstigen Regeln gute Reime, aber da sie nicht für das Auge reimen, sind sie verpönt. Gibt es einen besseren Beweis dafür, daß es sich nur um eine Papierlyrik handelt?

Eine andere dieser unsinnigen, von einem anderen Reimschmied, Ronsard, erfundenen, im Wesen der französischen Sprache nicht begründeten Regeln lautet: Du sollst nicht Strophen mit nur männlichen oder mit nur weiblichen Reimen bilden; — wieder eine andere: Du sollst nicht Verse mit mehr als 12 Silben schreiben! Und das alles ist in vollster Blüte geblieben bis auf unsere Tage, das heißt bis auf die Modernsten, die wenigstens dagegen sich zu empören anfangen.

Dies war der Zustand, den die „Modernen“ bei ihrem Auftreten vorfanden. In der Form die starren, poesiewidrigen Regeln vergangener Jahrhunderte, aufgestellt von Nichtdichtern. Im Inhalt eigentlich gar nichts Lebendiges, denn Viktor Hugo war eben gestorben; die Parnassier, mit Banville an der Spitze, hatten abgewirtschaftet, denn sie waren keine Dichter, sondern Vers-Seiltänzer. Die Prosa, namentlich der naturalistische Roman, beherrschte mit kaum je dagewesener Ausschließlichkeit die ganze französische Literatur. Bei einer großen Zahl junger Leute gleichzeitig trat das Gefühl mit merkwürdiger Stärke und überraschender Plötzlichkeit auf: es muß Neues kommen! Wie dieses Neue, das „Wunderbare“, beschaffen sein müsse, war ihnen anfangs unklar. Sie fanden zunächst, wie es nicht sein dürfe: nicht wie die damals herrschende Lyrik, weder in der Form noch im Gehalt. Es war ein Gefühl in vielen jungen Herzen, wie etwa, mutatis mutandissimis, zu der Zeit, als Johannes der Täufer dem wahren Heiland vorauslief, ein Rufer in der Wüste. Sie waren tief davon durchdrungen: die alten Phrasen, die alten Formen haben sich gründlich überlebt. Vom photographischen Naturalismus und Realismus wollten sie nichts wissen. Heraus aus dieser unpoetischen Wirklichkeit, irgend wohin ins Blaue, ins Unklare hinein! Die Poesie soll nicht klar sein. Dazu kam der Haß gegen die rationalistische Wissenschaft als sehr natürliche Auflehnung gegen das anmaßliche Treiben mancher Naturwissenschaftler, die sich einbilden, sie hörten nicht nur das Sausen des Webstuhls der Zeit, sondern wüßten auch genau, wie und von wem die Fäden dran geschlungen. Daher der Hang zur Mystik, zur echten und zur unechten, zur Mode-Mystik; aber immer aus dem Triebe heraus, Opposition zu machen um jeden Preis. Für diese Jüngsten wurde zur Richtschnur: wir wollen unvernünftig sein, wir wollen unverständlich und dunkel sein; alle wahre Poesie ist so.

Bei vielen wurde diese Überzeugung gewiß zur gefühlten Wahrheit und zum innerlichen Besitz. Bei eben so vielen oder bei der Mehrzahl aber, namentlich bei den Mitläufern, die ja jeder „Schule“ zufallen, wenn sie etwelchen Erfolg verspricht, waren alle jene Überzeugungen nichts als Modeschnurrpfeifereien. Unter ihnen lassen sich die einfachen Snobs unterscheiden, die nur nachtun, was andere mit einem schon genannten Namen vorgetan, wie unzählige Snobs eine rote Krawatte für das Wahre halten, weil ein überzeugter Modemensch von launenhaftem Geschmack es einmal mit einer roten Krawatte versuchte, nachdem er alle anderen Farben erschöpft hatte. Diese literarischen Gigerl sind die harmloseren Mitläufer der Dekadenten und Symbolisten. — Schlimmer steht es mit denen, die in der Bewegung nichts anderes erblickten als ein sehr leicht anzuwendendes Mittel, um, wenn auch vielleicht nicht berühmt, aber doch berüchtigt, mindestens um genannt zu werden. Diese übertrieben alle Eigenheiten der Schule ins Maßlose, überboten einander in den unsinnigsten Gliederverrenkungen und brachten es richtig dahin, daß selbst das vereinzelte Gute oder doch Lesbare erdrückt wurde unter dem Schwall von hirnverbrannter Versemacherei.

In kürzester Form hat Verlaine den ganzen Kunstkatechismus der Modernen zusammengefaßt in seinem Gedicht aus der Sammlung Jadis et naguère (1884), das er mit absichtlicher Gegensätzlichkeit zu Boileau und Banville frischweg sein Art poétique betitelte. Es enthält so ziemlich für alle Eigenheiten der neuen Schule die Theorie, übrigens in sehr schönen Versen:

De la musique avant toute chose,
Et pour cela préfère l'Impair,
Plus vague et plus soluble dans l'air.
Sans rien en lui qui pèse ou qui pose.

Il faut aussi que tu n'ailles point
Choisir tes mots sans quelque méprise:
Rien de plus cher que la chanson grise
Où l'Indécis au Précis se joint.

Car nous voulons la Nuance encor,
Pas la couleur, rien que la nuance!
Oh! la nuance seule fiance
Le rêve au rêve et la flûte au cor!

Prends l'éloquence et tords lui son cou,
Tu feras bien, en train d'énergie
De rendre un peu la Rime assagie.
Si l'on n'y veille, elle ira jusqu'où?

De la musique encore et toujours!
Que ton vers soit la chose envolée
Qu'on sent qui fuit d'une âme en allée
Vers d'autres cieux à d'autres amours.

Verlaine galt bis zu seinem Tode nicht nur für die Schule, sondern auch bei ernsthafteren Leuten als Oberhaupt der Modernen und als ein Dichter. Es ist für einen Deutschen schwer, sich mit Franzosen über Dichtung, am schwersten, sich mit ihnen über Lyrik zu streiten. Die Franzosen, die über Verlaine geschrieben, führen von ihm allerlei Gedichte an, die einen Deutschen völlig kalt lassen, die sehr keck, recht witzig, auch geistreich sein mögen, aber mit ganz verschwindenden Ausnahmen keine eigentlich lyrische Fiber verraten. Ein einziges Liedchen ist ihm gelungen, das für ein deutsches Ohr echt lyrisch klingt. Es beginnt:

Il pleure dans mon cœur,
Comme il pleut sur la ville,
Quelle est cette langueur,
Qui pénètre mon cœur?

Aber wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, so reicht ein einziges Lied, das noch dazu weder Eigenart noch Tiefe besitzt, doch wohl nicht hin, um uns ausrufen zu lassen: Ecce poeta! Immerhin ist Verlaine, der älteste der Schar — er war 1844 geboren —, der einzige unter ihnen allen, den man lesen kann. Er ist ein Dichter, im französischen Sinne, wie sehr viele andere berühmte Dichter auch; er übertrifft an Ursprünglichkeit manchen Franzosen, der bis in die Akademie gedrungen ist, und es ist noch sehr fraglich, ob nicht nach 50 Jahren Verlaine allein von allen Versemachern der letzten 40 Jahre genannt und studiert wird, wann kein Mensch mehr etwas von Banvilles Gauklerstücklein oder Coppées empfindsamen Dürftigkeiten wissen will.

* * *

Und nun zu Verlaines Schule! Sie hat im großen und ganzen eigentlich nichts weiter getan, als Verlaines Art poétique in Dutzenden von Gedichtbänden verbeispielt. Da ist also zuerst des Meisters Mahnruf: Vor allem seid musikalisch! — Das haben sie sich nicht zweimal sagen lassen, und da sie auch irgend etwas von Richard Wagners „Gesamtkunstwerk“ haben läuten hören, so haben sie denn ihre Dichtungen zu einem Sammelsurium aller Künste, oder was sie dafür hielten, gemacht, haben darin musiziert, gemalt, gebildhauert und noch einiges andere. Am weitesten in dieser Narretei hat es einer der verhältnismäßig noch talentvollsten unter ihnen gebracht: Arthur Rimbaud, ein frühreifer Knabe, dessen sämtliche Gedichte, zwischen dem 17. und 19. Jahr entstanden, zwar viel Tollheit, aber auch manches Kräftige enthalten. Von ihm rührt das in jenen Kreisen vielbewunderte Sonett her, das wegen seiner vollkommenen Verrücktheit mustergültig genannt werden muß:

Voyelles.

A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes.
A, noir corset velu des mouches éclatantes,
Qui bombillent autour des puanteurs cruelles,

Golfe d'hombre; E, candeur des vapeurs et des tentes,
Lance des glaciers fiers, rois blancs, frissons d'ombelles;
I, pourpres, sang craché, rire des lèvres belles
Dans la colère ou les ivresses pénitentes;

U, cycles, vibrements divins des mers virides,
Paix des pâtis semés d'animaux, paix des rides
Que l'alchimie imprime aux grands fronts studieux:

O, suprême clairon plein de strideurs étanges,
Silences traversés des Mondes et des Anges:
— O, l'Oméga, rayon violent de Ses Yeux!

Der Knabe, der das gedichtet, hat aller Wahrscheinlichkeit nach geglaubt, damit der Dichtkunst letztes Geheimnis gefunden zu haben. Es kann aber auch sein, und manches in Rimbauds Charakter deutet darauf, daß der jugendliche Eulenspiegel sich nur hat lustig machen wollen.

René Ghil, der Ästhetiker der Jungen, hat Verlaines Ermahnung zur Tonmalerei dahin erweitert: „Ein Vers soll sein wie ein Lupinenfeld, ein anderer wie das tausendstimmige Gemurmel der schwarzen Stunden, ein dritter wie ein cis auf der Violine“. So, jetzt wissen wir es ganz genau, und es fragt sich nur, mit welchen Mitteln man es dahin bringen kann, daß Lupinenfelder, Stunden-Gemurmel und Violinen-cis entstehen. Was bei solchem hellen Wahnwitz herauskommt, mag ein Pröbchen von dem Haupttonmaler der Schule, dem Herrn Stuart Merril, zeigen:

Les gondoles d'amour, lourdes, pour ce soir-là,
De girandoles et de banderolles
Traînent l'écho mourant des molles barcarolles
Sur un doux air démolé de gala.

Puis lent comme un remords, oh! si lent, le silence
Sur l'eau lasse où s'éplorent les lilas,
Et l'indolent élan vers les bleus au-delàs
Des souvenirs mi-morts de somnolence.

Hier hört die menschliche artikulierte Sprache auf, und es entsteht ein kindisches Lallen. Die Laller unter den Dekadenten sind natürlich ihre Meistbewunderten, vielleicht deshalb, weil sie die Wenigstverständlichen sind; denn gerade, wo das Verstehen aufhört, fängt unter diesen jungen Leuten die gegenseitige Bewunderung an. Davon, daß ein Gedanke, ein Gefühl in der Brust des Dichters entstehen und dann mit Naturnotwendigkeit die Worte erzeugen muß, wissen diese Laller nichts, und sie wollen nichts davon wissen. Um dieser Reihenfolge des Schaffens zu gehorchen, müßten sie ja eben Dichter sein. Da sie es nicht sind, so machen sie es umgekehrt: sie sind pedantische Helden des Wörterbuchs, sie suchen sich aus einem Reimlexikon die auffälligsten, die seltensten Reimwörter heraus und drechseln damit etwas, was sie Gedichte nennen, und es findet sich eine Herde von Snobs, die mit aufgesperrten Mäulern davor steht und solche Lallerei für das Höchste der Dichtung erklärt.

Auch Verlaines andern guten Rat im Art poétique, „das Unklare mit dem Klaren zu vereinigen", haben die Dekadenten aufs gehorsamste befolgt, und die das am besten zuwege gebracht, nannten sich Symbolisten. Das Unklare, das halb oder ganz Unverständliche, das Symbolische, das wurde die Losung. Das Symbolische zeigt sich schon in den Titeln, von denen die gute Hälfte reinster Unsinn ist. Da gibt es Syrtes und Sites; da heißt eine Gedichtsammlung von Verlaine selbst ohne den leisesten Grund Parallèlement; da nennt einer der Meister des französischen Symbolismus, Gustave Kahn, seine Gedichtsammlung: Les Palais nomades, alles ohne Sinn und Verstand. Aber man vergesse bei der Beurteilung dieser Faxenmacherei nicht: es handelte sich um junge, streberische Leute, die um jeden Preis Aufsehen erregen, in den Zeitungen genannt werden wollten, gleichviel wie, nur genannt, nur durchdringen, nur sich aus der dunklen Menge herausheben, als Erznarr oder als Dichter; im übrigen, was liegt an einem Titel? Einer, und nicht einmal der wertloseste unter ihnen, Tristan Corbière, nennt seine Gedichtsammlung gemütlich Les Amours jaunes, obgleich die darin geschilderten Liebschaften weder gelb noch rot, noch himmelblau sind.

In der Unverständlichkeit kann man es gewiß ohne besondere Mühe weit genug bringen. Man staunt aber doch immer wieder, wenn man die Meister in dieser brotlosen Kunst im höchsten Glanze sieht. Freilich, zu solchen unergründlichen purpurnen Tiefen des Unsinns wie der Belgier Maeterlinck hat es unter den französischen Symbolisten kein einziger gebracht. Ein letztes Fünkchen der besten Eigenschaft französischer Literatur, der Klarheit, glimmt doch selbst noch bei den tollsten unter ihnen. Allenfalls wäre Stephane Mallarmé (1842—1898) als ein Mitringer Maeterlincks um die Palme der hoffnungslosen Unverständlichkeit zu nennen. Von seinem „berühmtesten" Werk L'Après-Midi d'un Faune sagte ein Franzose, der also doch französisch Geschriebenes verstehen sollte, Brunetière, ohne Zorn und Eifer, er habe nichts davon verstanden. Es ist mir nicht anders ergangen. Um so höher steht es für die Eingeweihten der Schule, die es zwar auch nicht verstehen, aber eben darum grenzenlos bewundern.

Was einen wundern kann, ist die Haltung der französischen Presse und gebildeten Gesellschaft gegenüber diesen „Fumistes". Sie ist eben nur durch die Macht der Mode zu erklären. Der Symbolismus ist eine Mode wie viele andere schönere Moden auch, und er wird das Schicksal aller Moden haben: morgen redet kein Mensch mehr darüber, zumal in Frankreich, wo die toten Moden noch schneller reiten als in Deutschland. Die Bewunderung eines Franzosen für das schlechtweg Unverständliche dauert nicht halb so lange wie die eines Deutschen. Pailleron hat in seinem Monde où l'on s'ennuie ein sehr feines seelenkundiges Wort über die Macht der feierlichen Langeweile auf das französische Gemüt, zwar nicht mit besonderm Bezug auf die nebelnden Symbolisten, aber darum desto zutreffender gesagt: „Le Français a pour l'ennui une horreur poussée jusqu'à la vénération". Ja, die Franzosen langweilen sich mit ihren Symbolisten, aber Langeweile gilt gegenwärtig für vornehm, unverständlicher Unsinn für Tiefe, und Tiefe ist augenblicklich Mode. Das ist das wahre Verhältnis des französischen Publikums zu den Symbolisten.

Was der Symbolismus eigentlich sein soll, das haben selbst die Symbolisten niemals gesagt. Es hat sich nur bei ihnen und ihren Lesern eine stillschweigende Übereinkunft gebildet: alles, was kein Mensch versteht, auch der Verfasser nicht, heißt Symbolismus. Wo jede Spur eines faßbaren Begriffes fehlte, da stellte just zur rechten Zeit ein Wort sich ein.

Was sonst noch Verlaine in seinem Art poétique verlangte, die Vorliebe z. B. für Verse mitungerader Silbenzahl haben seine Schüler ebenfalls gläubig befolgt. Sich gegen die Versregeln der französischen Prosodie auflehnen, gilt ihnen als Heldentat, und man kann das den jungen Leuten gar nicht so sehr übelnehmen. Sie sind wie „der Sklave, welcher die Kette bricht", und die Kette überflüssiger und schädlicher Versregeln hat wahrlich lange genug ein so geistreiches Volk wie die Franzosen gefesselt.

Vergebens sucht man bei allen diesen Jungen nach irgend etwas Jungem! Sie sind mit ihrer gelehrten Wortkrämerei, mit ihrem pedantischen Wühlen in allen alten Scharteken, mit ihrer Vorliebe für lateinische, ronsardische Worte (idoine statt capable usw.) zum Erschrecken greisenhaft. Von jugendlicher Einfalt bei keinem einzigen eine Spur! Jener merkwürdige Knabe und schon mit 17 Jahren Gesetzgeber der „Schule", Arthur Rimbaud, der mit 19 Jahren der Poeterei den Rücken kehrte und Spezereihändler in Ostafrika wurde, ist vorbildlich für die ganze Gesellschaft. Man denke an den jungen Goethe und seinen Liederspringquell, und lese dann diese von gespreizten Schnörkeleien, gelehrten Anspielungen und ekelhaften Selbstbespiegelungen erfüllten Stümpereien! Sie wissen mit 17 und 18 Jahren alles; ahnungsvolle Geheimnisse gibt es für sie nicht. Man weiß auf die Länge wirklich nicht, ob man beim Lesen sich ekeln, sich langweilen oder diese jämmerlichen greisen Jünglinge tief bemitleiden soll. Sie sind nicht einmal das, was wir uns gewöhnt haben „verbummelte Genies" zu nennen, verbummelt, aber doch genial, fähig zum Gemeinen und Verrückten, aber auch zum höchsten Fluge über den Erdenschmutz hinaus. Es ist kein Christian Günther, kein Grabbe unter ihnen; keiner verspricht das mindeste für die Zukunft, keiner hat in den 20 bis 25 Jahren, die diese Bewegung doch nun schon dauert, irgend etwas geleistet, wovon selbst die weitherzigste, der tollen Jugend grundsätzlich freundlich gesinnte Kritik sagen könnte: hier ist ein Dichter; oder auch nur: hier ist ein Dichter verloren. Sie nennen sich die „Modernen", sie haben im Gegensatz zur „Antike" das Trutzwort „die Moderne" erfunden und sind doch so unbegreiflich unmodern. Von den großen, weltbewegenden Menschheitsfragen wissen sie nichts; das Los der Armen kümmert sie nicht; kein Ziel, ideal oder nichtideal, kein leitender Gedanke, keine dichterische Notwendigkeit in allem, was sie zusammenreimen. Klappt man einen ihrer meist sehr zierlich ausgestatteten Bände zusammen, so seufzt man: wozu das alles? Keiner hat uns im Grunde irgend etwas zu sagen.

* * *

Was aber wird gar der Kritiker der Zukunft über eine Erscheinung wie Maurice Maeterlinck und über sein Publikum sagen? Ich zweifle allerdings, daß er viele wirklich überzeugte Anhänger hat. Es geht damit wie in Andersens Märchen von des Kaisers neuen Kleidern: die meisten heucheln nur, etwas zu sehen und zu bewundern, aus Furcht, auf den Bauch getrampelt zu werden, in diesem Falle also aus Furcht, unmodern zu erscheinen. Früher nannte man dergleichen: Nachäfferei; heute, wo alle Dummheiten ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängen, heißt es vornehm „Suggestion", oder noch vornehmer, weil etwas Griechisch drin steckt: „Autosuggestion".

Ich habe neulich zum Zweck dieser Abhandlung folgenden lehrreichen Versuch unternommen: ich habe eines der kleinen Dramen Maeterlincks Les sept Princesses einer ausgesuchten Gesellschaft hochgebildeter Männer und Frauen vorgelesen, die vollkommen Französisch verstanden, darunter ein Vollblutfranzose. Ich las das sogenannte Drama mit all dem feierlichen Ernst, den Maeterlincks sogenannte Dichtungen fordern. Nach einer kurzen Weile starren Erstaunens und gespanntester Erwartung begann einer nach dem anderen mich mit der Frage zu unterbrechen: Ist das eine Parodie? Ich las mit unerschütterlicher Feierlichkeit weiter. Bald gluckste der eine, bald der andere, dazwischen wahre Salven ausgelassenen Gelächters, indessen ich ernst weiter las. Ein Glück, daß es nur ein Stündchen dauerte, sonst wäre das Gelächter in Gähnen oder möglicherweise in Nervenzuckungen übergegangen.

Man muß in Maeterlinck scharf unterscheiden den Dramatiker oder was so aussieht, und den Lyriker oder was so tut. Dem Dramatiker Maeterlinck ist einmal, ein einziges Mal, das gelungen, was er überhaupt nur beabsichtigt: eine Stimmung, die einen gewissen poetischen Reiz hat, zu erzeugen und festzuhalten. In seinem einaktigen Stück L'Intruse wird mit sehr einfachen Mitteln das Gefühl der leibhaftigen Nähe des Todes hervorgerufen. Ich stelle die Intruse künstlerisch auch nicht sehr hoch, aber sie ist doch etwas! Die Menschen sprechen



wie Menschen; es gibt einen ergreifenden Vorgang, den Tod eines oder zweier Wesen, der uns halb greifbar, halb gespenstisch vor die Seele geführt wird; es ist billige Poesie, aber es ist Poesie.

Was mich in jener Gesellschaft kluge Menschen fragten, ob denn das nicht eine Parodie sei, ist das treffendste und zugleich vernichtendste Urteil über den Dramatiker Maeterlinck. Aber der ist noch gar nichts gegen den Lyriker. Maeterlincks Serres chaudes sind eine Gedichtsammlung, die in der Bibliothek keines Irrenarztes fehlen sollte. Ich teile nicht die Meinung Max Nordaus, der alle „Modernen", alle Dekadenten und Symboliker für gehirnkrank, für „entartet" hält, aus dem einfachen Grunde nicht, weil die meisten nur Leute sind, die von sich reden machen wollen. Maeterlinck aber halte ich für ganz echt, für ganz überzeugt. Er ist auch weder „entartet", noch geisteskrank; denn eine so hartnäckige Geisteskrankheit, wie er sie haben müßte, könnte unmöglich lange unentdeckt bleiben. Die Herren Naturwissenschaftler müssen es schon dulden, daß ihnen außer einigen anderen noch immer nicht von ihnen erforschten Geheimnissen der Natur auch verborgen bleiben wird, wie man ein ganz gesunder Mensch und Rechtsanwalt sein, aber Verse schreiben kann wie die folgenden in den Serres chaudes von Maurice Maeterlinck:

O serre au milieu des forêts!
Et vos portes à jamais closes!
Et tout ce qu'il y a sous votre coupole!
Et sous mon âme en vos analogies!

Les pensées d'une princesse qui a faim,
L'ennui d'un matelot dans le désert,
Une musique de cuivre aux fenêtres des incurables.

Allez aux angles les plus tièdes!
On dirait une femme évanouie un jour de moisson,
Il y a des postillons dans la cour de l'hospice;
Au loin, passe un chasseur d'élans, devenu infirmier.

Examinez au clair de lune;
(Oh rien n'y est à sa place!)
On dirait une folle devant les juges,
Un navire de guerre à pleines voiles sur un canal,
Des oiseaux de nuit sur les lys.

Un glas vers midi
(Là-bas sous ces cloches!),
Une étape de malades dans la prairie,
Une odeur d'éther un jour de soleil.
Mon Dieu, mon Dieu! quand aurons-nous la pluie,
Et la neige et le vent dans la serre!

Hier haben wir so ziemlich alle Perlen des „Dekadismus" und des „Symbolismus" auf einer Schnur beisammen. Da ist zunächst die bis zur Vollendung gelungene Entblößung von jedem gesunden Menschenverstande und dessen Ersetzung durch einen dickflüssigen, einschläfernden Unsinn, für die Symbolisten die höchste Kunst. Ferner die Empörung gegen jede Form, aber doch wieder Eitelkeit genug, die Druckform der Verse nachzuahmen. Dabei eine gewisse Taschenspielergeschicklichkeit, auf leicht zu bedüselnde Gemüter den Eindruck zu machen, als ob hinter diesem Gallimathias apokalyptische Weisheit stecke. Entweder ihr findet sie nicht und gesteht eure Verständnislosigkeit für solche Poesie ein: dann seid ihr eben Philister; oder

ihr findet sie zwar nicht, tut aber so, als sähet ihr hinter diesen Spinnweben die goldbrokatenen neuen Kleider des Kaisers der Poesie und sinket in Anbetung nieder: dann gehört ihr mit zu den Eingeweihten und habt das Recht, alle anderen, die einen Unsinn einen Unsinn nennen, mit dem Schimpfwort „Klassiker“ zu benennen.

Maeterlinck hat die Empörung in der sprachlichen Form von allen Modernen wohl am weitesten getrieben. Seine Vorbilder waren Gustave Kahn und Jean Moréas, zwei Hauptlaller der Schule. Bis zu Maeterlinck hatte die Poesie, selbst die unirdischste, die gottbegeisterte, hatten die Vedas, die Hymnen Pindars, die Beschwörungsformeln im Faust doch immer noch gesprochen, keine erhabene Sprache, aber eine Sprache. Wer ein echter und gerechter Symbolist sein will, darf nicht mehr sprechen, er muß lallen. Die Hauptwörter bekommen Eigenschaftswörter beigesellt, bei denen man sich selbst im Rausch nichts denken könnte. Da gibt es flammes végétales, palmes lentes, deuils verts de l'amour, les cerfs blancs des mensonges und wie sie sonst noch aussehen, diese ungreifbaren Ratten und Mäuse eines ungeheuren Deliriums.

Und ich hatte mich so gefreut, als ich von der angeblich neuen lyrischen Bewegung in Frankreich zuerst hörte! Bei den Arbeiten zu meiner französischen Literaturgeschichte war mir nichts erstaunlicher gewesen als die Wahrnehmung, daß eine literarisch so ungemein rege Nation wie die französische jahrhundertelang gar keine Lyrik und, selbst nach dem erfolggekröntem Aufstande der Romantiker gegen die klassischen Nachtmützen, eine fast in denselben Fesseln wie seit Malherbe sich abzappelnde Lyrik haben sollte. Jede Erlösung aus diesem Joch mußte mit Freude begrüßt werden. So dachte ich damals, als ich von weitem den Höllenlärm vernahm, den die jungen Revolutionäre der Lyrik nach der berechtigten Art aller Revolutionäre anhuben. Aber als ich mich in den Lärm hineinbegab und die einzelnen Stimmen zu unterscheiden suchte, da ward mir zumute wie dem armen Ding in Blaubart, das zum Turm hinaufruft: „Schwester Ännchen, siehst du noch immer nichts?“ — und der zur Antwort wird: „Nein, ich sehe nur den Staub, der stäubt“.

Nach wenigen Jahren wird die ganze Bewegung der Dekadenten und Symbolisten in sich zusammengesunken sein durch die Gleichgültigkeit und die Langeweile der Leser und der Presse, die von Anfang an nur getan haben, was sie immer mit einer neuen Mode tun. Es wird eine neueste Mode kommen, kein Mensch kann voraussagen, wie toll sie sein wird; aber solange sich eine solche Lebensfrage wie die nach dem Vorhandensein einer echten Lyrik in Frankreich nach wechselnden Moden regelt, braucht sich der Literaturhistoriker der Gegenwart um die französische Lyrik nicht zu kümmern.

Carl Spitteler

Göttergestalten zu schaffen: diese wunderbarste Gabe hellenischen und germanischen Menschengeistes lebt am vollendetsten wieder auf in einem Dichter, der am 24. April 1845 in Liestal bei Basel geboren wurde. Die großartigen Träumereien, mit denen sein Geist im Jünglingsalter zu spielen begann, gelangten zu einer festen Form, als ihnen der Hintergrund gegeben wurde durch ein tiefes, immer wiederkehrendes Lebensproblem: das Schicksal des Strebers, verglichen mit dem Schicksal des echten Großen. Carl Spitteler stand im fünfunddreißigsten Lebensjahre, als er sein Epos „Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis“ vollendete; eine Erzählung, bilderprächtig, erhaben und schwungvoll, wie sie nur die Sänger und Propheten des sagenreichen Altertums zustande brachten, überfließend von Episoden, deren eine einzige genügen würde, um einen Dichter unsterblich zu machen. (Die Werke

Spittelers erschienen bei E. Diederichs in Leipzig.) Prometheus, der Held, wird verworfen um seiner Seele willen, die da kennet keinen Gott und achtet kein Gesetz, deren Hochmut nichts heilig ist im Himmel und auf Erden; Epimetheus, der um „heit“ und „keit“ seine freie Seele verhandelt, erfährt allen Wert und Reichtum der Erde. Verflucht ist des Prometheus Tun und Hoffen, sein Teil ist Entbehrung, Kränkung, ungelöschte Gier, erstícktes Würgen in den stummen Nächten ... Gemüt und Stolz muß er selber in sich ausrotten: das „Hündchen“, den „Löwen“, die, Zarathustras Adler und Schlange vergleichbar, ihm folgen auf Schrtt und Tritt und im Elend zugrunde gehn. Keine Qual bricht des Helden Willen; bis die Stunde kommt, in der die Erde, von der Unfähigkeit ihres Königs Epimetheus verleitet, das Himmelsgeschenk der Pandora verschmäht und der höllischen Macht Behemoths anheimfällt. Nun kann allein der Mann Hilfe bringen, der ganz sich selber genügte: der ist Prometheus.

Dies Epos, das Gottfried Keller mit begeisterten Worten pries, fand in der Öffentlichkeit damals keine Anerkennung; es war ihm nur beschieden, das Vorbild und die Anregung zu Nietzsches Zarathustradichtung abzugeben. Der fieberhafte, lyrisch schwungvolle und universale „Zarathustra“, der zwar auch jahrelang unbeachtet blieb, erlangte später Modeberühmtheit; Spitteler, jedenfalls der tiefere Gestalter und gesündere Mensch, blieb im Hintergrund. Es tut endlich not, daß man sich erfreue an diesem Zwillingsbruder, der den herrlichen Zarathustra so schön ergänzt.

Nach Spittelers Ansicht entscheidet von Anfang an weniger die Begabung als die Charaktereigenschaften darüber, ob die Keime, die in den Stürmen der Jugend aufgewühlt werden, später zu Kunstwerken gedeihen. Die ganze Strenge und Ausdauer des großen Mannes legte dieser unbekannte Dichter, der den Lehrerberuf ausübte, nun an den Tag; er erzog sich zu einem reifen Prosadarsteller, er zwang seine stürmische Phantasie zur nüchternsten Beobachtung der Wirklichkeit. Das zeigen die Prosaerzählungen („Friedli der Kolderi“; „Gustav, ein Idyll“); und ein Meisterwerk sachlicher Darstellung, eine naturalistische Schilderung schweizerischen Lebens gelang ihm im „Konrad der Leutnant“: mag auch der Dramatik des Schlusses noch etwas Erzwungnes anhaften. Selbstherrliche Kraft, persönliches Wesen — es sind auch französische Anklänge darin — erweist der Prosaiker in dem Buche „Imago“, das etwa zwischen dem „Werther“ und dem „Tasso“ in der Mitte steht: erdrückende Vergleiche, die man nicht zu scheuen braucht, wenn man andeuten will, in welchem hohen Maße Spitteler ein Eigner ist. In der jüngst erschienenen Kindergeschichte „Die Mädchenfeinde“ entfaltet er abermals seine tiefe Stimmungskunst, die immer wie die Natur selber zu malen pflegt. In den Essays „Lachende Wahrheiten“ nimmt Spitteler es mit den besten ästhetischen Prosaschriftstellern auf; hier kann sein Stil, ebenso schlicht und grade, wie überlegen witzig, als klassisches Vorbild gelten, von dem man ohne Übertreibung sagen kann, daß eigentlich jeder Satz verdient, auswendig gelernt zu werden.

Die Prosaerzählungen beweisen, wie ernsthaft der Dichter mit der Frage nach der Berechtigung des Realismus gerungen hat, die er selber einmal aufwirft: ob man den gleichen poetischen Eindruck erziele, wenn man „die beiden Himmelskönige vorführe, oder zwei Emmen- oder Simmentaler, wie sie an einem Kantonalturnfest ihre nationalen Steinkünste üben?“ Den äußersten Gipfel kosmischer Allegorik hatte der Epiker in den Legenden „Extramundana“ (den Außerweltlichen) erreicht, mythischen Darstellungen der Weltentstehung und des Weltuntergangs, in denen leider, trotz wunderbarer dichterischer Visionen, das naive Schaffen allzusehr zurückgetreten war. Man braucht hier aber nur Spittelers größten Vorgänger, Dante, zum Vergleich heranzuziehen, nämlich mit dessen lehrhaften Übergangswerken, z. B. dem „Gastmahl“, die manche seltsame Verwandtschaft aufdecken. Die Übergangszeit brachte auch die meisten Versbände des Schweizers hervor, die „Literarischen Gleichnisse“, die „Balladen“, die zierlichen und frischen „Glockenlieder“ und „Schmetterlinge“, die alle erwähnt sein müssen, als Zeugnisse immer reiferen Könnens einer Persönlichkeit, die, bei solchem Reichtum an groß-



artigen Einfällen, doch andrerseits recht liebenswürdig und humorvoll in sich hineinzulachen versteht. Dieser Weg führte Spitteler zur verstechnischen Meisterschaft und zur Entdeckung des vorteilhaftesten Versmaßes für das deutsche Epos, das der sechsfüßige Jambus sein dürfte.

Lebensschicksale und Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit vollbrachten es, daß der als Jüngling mächtig begabte Epiker schließlich in seinem schönsten Werke, wie jeder große Künstler, zu seiner besonderen Aussöhnung des Realismus mit der Phantasie gelangte. In dem Werke, von dem wir sprechen, dem „Olympischen Frühling", gehen Tausende erlebter Eindrücke von grellster Wirklichkeit in die Ausgestaltungen der unvergleichlichen Erfindungskraft über; das vermochte nur, wer ein Menschenleben lang seine Pinselstriche der Wirklichkeit ablernte. Um zu dieser Überzeugung zu gelangen, braucht man nur etwa die „Extramundana" zum Vergleich mit dem Hauptwerke heranzuziehen; Spitteler darf sich dabei auf die großen Dichter aller Zeiten berufen, wenn er sich nicht zu dem Mißverständnisse bekennt, als sei die wissenschaftlich genaue Naturbeobachtung ein Selbstzweck in der Kunst.

Auf dem „Olympischen Frühling" beruht vor allem Spittelers Anrecht auf jene Stellung in der Weltliteratur, die ihm durch die Trägheit unsrer Verse-Näscher und Romanverschlucker bis jetzt versagt blieb — hauptsächlich deshalb versagt blieb, weil die wenigsten etwas davon wissen wollen, daß sie unter ihren vielen Pflichten auch solche gegen Dichter haben. Eine Pflicht der Nation, ihre echten Meister zu ehren, gehört nicht zu den Gepflogenheiten der Literaturfabrik unsrer Tage, die Spitteler in den „Lachenden Wahrheiten" aus Schillers Munde niederschmetternd brandmarkte: „Das Kleine und das Gemeine, das behagliche Waten in den Sümpfen der Alltäglichkeit, den Blick nicht höher als die Nase, den grinsenden Hohn gegen das Erhabene, das Große, das Gesunde, den Haß gegen das Ideal, die Abwesenheit des künstlerischen Ernstes, die Entthronung der Poesie durch die Prosa, der Ewigkeit durch den Zeitgeschmack, die Vermietung der Literatur in einen knechtischen Fremdendienst, das gierige Aufschlecken jedes Krankheitsstoffes, der in dem letzten Winkel Europas fault, die Tyrannei der impotenten bübischen Frechheit, die Vergötterung kindischer virtuoser Mätzchen, ein nüchternes plebejisches Drama im Joch der Tendenz, der Lehrhaftigkeit, der Politik und Sozialökonomie, welchem die Historie verboten und der Vers verleidet wurde, eine vergigerlte genialtänzige Lyrik, welche heute mit der Roheit, morgen mit der Raffiniertheit kokettiert, im Vordergrund der Literatur ein mit allen Ansprüchen gespreizter, mit allen Zeitblasen aufgeblasener Prosaroman, dickleibig und vierbeinig." — Was große Dichter andrer Zeiten waren, das Gefühl haben wir bei Spitteler, dem gegenüber es wirklich nicht gestattet ist, die billige Weisheit zu wiederholen, das Epos habe keine Zukunft: hat's doch solche Gegenwart! Daß unsrer Zeit die hohe Poesie fehlt, die wir für die großen Stunden des Lebens brauchen, würde nichts gegen das Epos, wohl aber viel gegen unsre Zeit beweisen, der auch die Blüte des Dramas versagt ist. Wir wissen recht gut, wie gefährlich es ist, dem Urteil der Nachwelt vorzugreifen; aber zu der landläufigen Einschätzung Gerhart Hauptmanns, ja auch Richard Dehmels, steht die Spittelers noch in gar keinem Verhältnis. Es ist unter diesem Gesichtspunkte sicher, daß Dantes göttliche Komödie mehr von menschlicher Tragik überfließt, während die göttliche Komödie Spittelers das Aussehen einer „Komödie" des Künstlers behält; aber kann denn das anders sein bei dem Abstande zwischen einem gewaltigen Politiker des Mittelalters, der die Hälfte seines Lebens in der Verbannung zubrachte, und einem Literaten unsres friedlichen Zeitalters, dessen Weltanschauung, bei aller Tüchtigkeit und Unabhängigkeit, notgedrungen zahmer ausfiel? Es bleibt immer noch genug übrig, um den Leser vor Erstaunen kaum zur Besinnung kommen zu lassen vor dem überragenden Genieblick, mit dem Spitteler die Weltanschauung des modernen Menschen für seine Dichtung verwertet hat; man sehe sich Spittelers „Übermenschen" an: der steht als deutliche Persönlichkeit vor uns, mit seiner freien Unbeugsamkeit des Charakters, und kann zu jeder Zeit und an jedem Orte leben. Jedenfalls bleiben die

Gesamtwirkungen, die der neuere Dichter erzielt, hinter denen der größten Epiker nicht weit zurück, mag auch seine Wesensart eine andre sein.

Bei aller philosophischen und mythologischen Tiefe gibt Spitteler in seinem Hauptwerke immer Bilder aus dem Leben, niemals Gedanken; das sprach in trefflicher Weise der Musiker Felix Weingartner, ein Verehrer des Dichters, aus: „Wie aus einem schönen Musikstück sich jeder Hörer eine ganze Geschichte herausdenken kann, ohne daß dem Tondichter auch nur Ähnliches vorgeschwebt haben mag, so war Karl Spitteler, dem echten Dichter, der abstrakte Gedanke stets Nebensache, alles hingegen der Vorgang selbst.“ Daher kann es irreführen, wenn man die „Bewußtheit“ von Spittelers Dichtung immer wieder betont; müssen doch grade die köstlichen Wendungen des naivsten Dichtergenius jeden Leser sofort als etwas ganz Eigentümliches bei ihm entzücken. Daher auch das großartige freie Schalten mit Sagen, Einfällen, Namen, Bildern, die köstlichen, Frische und Unmittelbarkeit verleihenden Anachronismen: trifft man doch im „Olympischen Frühling“: Luftschiffe, Sonnenwagen mit Rädern und Maschinen, Eisenwerke, Schallhörner, Klingeln, Eisbahnen, Knallgase! Die sprachschöpferische Kraft Spittelers aber erinnert an Luther und Goethe. „Im Olympischen Frühling ist die endliche, durch die Jahrhunderte ersehnte Gestalt des deutschen Griechentums ohne einen Rest epigonenhafter Schwäche erstanden“ (Bernd Isemann). Das werden Enkel und Urenkel ganz erfassen. Die verzweifelten Abwehrversuche manches Modernen (der letzte Versuch ging von Samuel Lublinski aus) erwecken heute bei des Dichters Gemeinde nur noch wehmütiges Lächeln oder — wuchtiges Dreinschlagen. Ist es doch selbstverständlich, daß jede Größe Entfaltung in einer bestimmten, charakteristischen, einseitigen Richtung bedingt: heißt es also nicht in der Verfechtung des Realismus etwas weit gehn, wenn man, wie z. B. Bartels, nach gerechter Würdigung des Schweizers es schließlich doch dahingestellt sein läßt, ob Spitteler „ein Großer“ sei? Etwas anderes ist es, wenn wir es rein persönlich etwa bedauern wollen, daß Spitteler sich nicht hat entschließen können, seine Aufmerksamkeit der nordischen, statt der antiken Mythologie zuzuwenden. Im übrigen stören uns die griechischen Namen bei Spitteler nicht mehr und nicht weniger als beim Apoll von Belvedere oder der Hera Ludovisi.

Daß Spittelers poetischer Ausdruck zunächst etwas Schwieriges, Befremdendes hat, liegt gerade an seiner in unsrer konfusen Zeit nicht genug zu bewundernden epischen Stilreinheit, die weder künstliche Steigerungen, noch lyrische Malereien kennt. Es hieße wirklich die Bildung und Tiefe breiterer Leserschichten unendlich überschätzen, wollte man jetzt schon eine wirkliche Volkstümlichkeit der großen Werke des Schweizers erhoffen. Doch ist's recht wohl denkbar, daß durch beharrliches Hinweisen, durch Vorträge aus Spittelers Dichtungen (wozu textliche Erläuterungen, für den in den alten Sprachen nicht bewanderten Leser, kaum erforderlich sind) der Kreis der Auserwählten, die seine Verehrer sind, sich unausgesetzt erweitere; und das tut vor allem not! Mehr als jede umständliche kritische Auseinandersetzung. Es können alle, die in der Weltliteratur schon ein wenig Bescheid wissen, mit reichlichem Gewinn unvermittelt an den „Olympischen Frühling“ herantreten; allgemein läßt sich eine erste Annäherung an das wuchtige Jugendwerk „Prometheus und Epimetheus“ als sehr geeignet empfehlen, während es wenig ratsam ist, mit den „Lachenden Wahrheiten“ oder einer der kleineren Schriften zu beginnen, weil man dort den Dichter nur in seiner Verkappung kennen lernt.

Carl Spitteler hat den „Olympischen Frühling“ (1901—06) in der zweiten Auflage, die soeben erschienen ist, ziemlich eingreifenden Umwandlungen unterzogen und es sich nicht einmal gereuen lassen, köstliche Stellen (etwa den Streit des Boreas und der Harpalyke) dem glatteren Verlauf des Ganzen zu opfern; es ist kein leichtes Unterfangen, sich alle Gründe, die den Dichter zu solchen Änderungen veranlaßt haben mögen, klarzumachen. Die Dichtung in ihrer neuen Gestalt sei besonders deswegen mit freudigem Beifall begrüßt, weil durch einige

Eingriffe nun der Pessimismus des Schlusses viel würdiger überwunden ist. Mag auch J. V. Widmann mit Recht diese Art des Pessimismus, die nur in Aphrodite ihren Trost findet, mit dem Wahlspruch: „Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein" als das letzte Wort gepriesen haben, das man überhaupt von einer Dichtung dem Weltproblem gegenüber erwarten kann; erst den fröhlichen Heldenmut des neuen Schlusses können wir so recht zum gegensätzlichen Vergleich heranziehen mit jenem Fingerzeig nach den Sternen, der Dantes Gesänge schließt; mit dem Chorus mysticus des Faust und mit dem Abschluß des Wagnerschen Nibelungenringes, der einige Stimmungen mit dem „Olympischen Frühling" gemein hat, in dem gleichfalls zum letztenmal das stolze Siegfriedthema in die Welt hinausschallt, darüber hinweg aber erlösende Liebe zum Himmel steigt. — Versuchen wir nun doch noch, von dem Inhalte des Epos einiges wiederzugeben.

Im Herzen der Welt steht, für den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, das Naturgesetz: Anankes fühlloser Automat, der jeden zertrümmert, der in seine Speichen zu greifen wagt. Seinem ewigen Kreislaufe gehorcht die Schar der neuen Götter, die soeben aus trüber Unterwelt, durch sieben (an die Odyssee gemahnende) Anfechtungen, zum Tage emporsteigt. Und nun müssen diese Wesen, während sie den Morgenberg hinanklettern, des trostlosen Absturzes ihrer Vorgänger Zeuge sein. Kosmische Mythen (die Wandrer werden nach Hitze und Mühsal von Hebe gelabt) geben uns eine allgemeine Einführung in des Dichters Weltbild. Denn die Erzählung führt uns zu Uranos, dem Himmelskönig, zu dessen sieben lieblichen Töchtern; und durch tiefe Weltengründe, bis zum Weltenklagebuch, in dem jede Träne, die auf Erden fiel, verzeichnet steht ... Unterdessen getrauen wir uns wohl, schon in diesen ersten Gesängen ein Dutzend Bilder anzuführen, die in der Weltliteratur an dichterischer Schönheit kaum ihresgleichen haben: etwa das Erstaunen und die Umarmung der Götter untereinander bei der ersten Begrüßung der Oberwelt; jene Schilderung des Lawinenbettes und der Begegnung mit der entthronten Götterschar; die Sage vom Weltschöpfer, der an seiner Einzigkeit litt; der fast alles übertreffende Sonnenaufgang mit dem Rufe des Phönix — möchte man doch bei jedem Vers und seinen Einzelschönheiten verweilen! Als die Götter von den lieblichen Gastfreundinnen Abschied genommen haben, müssen sie sich im Luftschiff zur Erde lenken, wo sie des Olymps unwirscher Empfang erwartet. Denn die Königin, um die sie freien sollen, spottet ihrer, und der, der sie durch edle Schönheit zu erzwingen scheint, Apoll, ist ihr just der Verhaßteste. Ein strahlender Siegfried ist's, in dem der Dichter die allseitige Vollkommenheit so hinreißend geschildert, uns menschlich so nahe gebracht hat, wie kaum je einer vor ihm. Aber ob auch Apoll aus allen Wettkämpfen als Sieger hervorgeht, das Schicksal hat einen andern erkoren, den häßlichen, schlechten Zeus — eine Tragödie, die man wirklich mit feuchten Augen, mit erschütterter Seele liest, vom Unterliegen herrlichster Schönheitsgöttlichkeit unter finstern Herrscherwillen. Eine andere Gestalt tritt in den Wettkämpfen hervor, eine der eigentümlichsten und vollendetsten Schöpfungen Spittelers, Poseidon, die gemüt- und humorvolle Verkörperung unüberlegten Kraftprotzentums, das recht gut mit einer kindlich treuherzigen Seele gepaart sein kann. Nachdem Heras Haß gegen Apoll sich als ohnmächtig herausgestellt hat, flüchtet sie in der Verzweiflung ihres Trotzes verräterisch zum Kronenräuber Zeus, der mit Sicherheit auf diese Stunde gewartet hat; und Apoll verachtet, aber vergibt. Nun heißt es für das Weltherrscherpaar, das häusliche Glück in Ruhe genießen; also feiert die Welt ein Frühlingsfest, und wie die Städter in die Ferien, so fahren die Götter in die Welt hinaus und geben sich einem stolzen freien Götterleben hin, dessen Anfang Boreas, der verheerende und säubernde Sturmwind, macht, indem er als Abenteurer über die Erde saust, und dem Apolls Aufflug im Sonnenwagen nach Metakosmos die Krone aufsetzt. Von einem neuen Gau, jenseits der Welt, sieht er ein Wölklein steigen; hei! welch ein Flug:

> Durch weite Demant-Strahlenmeere, wonnige Engen
> Von farbendämmernden, erlauchten Wolkengängen,

Umschwirrt von Schwalbenschrei, umwühlt von Glanzgewimmel,
Durch blaue bald und bald durch goldne Rosenhimmel.
Und eifersücht'ge Adler kamen, mit den Fängen
Sich flatternd an die Sonnenräder anzuhängen.

— Ein derbes Scherzo ist's, in dem der Wetterer Poseidon, „krank am Scheinzigwahn“, um jeden Preis das Wasser zwingen will, nicht immer geistlos abwärts, sondern einmal bergaufwärts zu fließen. Und der Gesang, der „Dionysos dem Seher“ gewidmet ist, ist eine so ergreifende Tragödie, daß einen noch die Erinnerung daran mit der heftigsten Rührung verfolgt, wie bei kaum einem andern Gedichte. Eine heilige Schrift deutscher Sprache: sie „stammt nicht von dieser Welt und ist ein Traum auch nicht“. Dionysos liebt jenes Bild über den Sternen, das da spricht: „Ich bin der reine Geist, von Wesen keusch und strenge, zu groß, als daß ein irdisch Namenswort mich zwänge“, bis den Dionysos der eigne Erdenleib knickt. Ein Menschenkind, Ariagne, pflegt und heilt ihn mit liebevollem Betrug, er aber geht für seine Himmelskönigin in den Opfertod:

Also erlitt Dionysos das Strafgericht.
Gleichgültig zog herauf das frostige Tageslicht,
Und schielend langten an die Krähen: „Kria! kreisch!
Heut gibt es Dichteraugen mit Prophetenfleisch.“
Der Regen tröpfelte: „Des Lebens Zweck ist Schmutz.
Gehirn und Herz gibt Dünger für die Rüben nutz.“
Der Nordwind pfiff: „'s ist alles eins, Gestank und Duft.
Im Stein ist Wahrheit. Blut verraucht und Geist verpufft.

Naturpantheismus atmet die geschlossene Episode „Hylas und Kaleidusa“, und im Gesang „Hermes der Erlöser“ wird das Seelenproblem einer jungen Witwe zu universaler Deutung erhoben. Der zweiten Auflage hinzugefügt sind hier „Pallas und der Pelarg“, eine Allegorisierung des Kampfes zwischen Geisteslicht und lebensfeindlicher Finsternis, und „Apoll der Held“, ein langer neuer Gesang, der zum Gewaltigsten und andrerseits zum satyrisch Verbittertsten gehört, was Spitteler geschaffen hat. Es ist ein Triumph des Realismus, der jetzt das Ende der Dichtung einleitet, in Gestalt einer derben und prächtig ausgepinselten Züchtigung der Aphrodite. Zwischen Hera und Zeus bricht endlich der Ehezwist los, und Zeus, der die Gefährten zurückruft, kann sich durch einen Spalt im Sternenvorhang von der grausigen Weltenmühle Rechenschaft geben, die mit blinder kosmischer Gewalt jedes Blümchen Leben ausrotten wird; und auf die Frage nach dem „Sinn“ des Ganzen gibt vorläufig nur Aphrodite eine Art Antwort: „Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein“. Dem Weltenherrscher kommt es nun zu, sein Amt anzutreten und sich auch unter die Menschen zu begeben; aber diese bereiten ihm einen Empfang von solcher Gemeinheit, Heuchelei und Ungerechtigkeit, daß Zeus am liebsten das ganze Geschlecht vertilgen und den H u n d als Herrn auf Erden einsetzen möchte; wenn es sich nicht träfe, daß die Tierheit selber um Vergebung bittet für den, der ihre Krone ist. Nun sucht sich Zeus „einen seinesgleichen trotzigen Mann, auf dem sein Auge ruhen und sich erholen kann“. Herakles heißt dieser eine, den er unterweist, gegen alle Welt die Wahrheit zu bekennen. Und den wird nun die erboste Hera, die sich nicht abfinden kann mit der Unvermeidlichkeit des Sterbens im Haushalte der Natur, zum Gegenstande ihrer Rache erwählen; er, der Würdigste, soll am fürchterlichsten sein Leben lang dulden. Kein andrer Wegtrost für Herakles, als „auf luftiger Bergesspitze der große Zeus im Blendeglanz der Sonnenblitze“, der seinem Sohne freundliche Abschiedsgrüße winkt und ihn zu seinem Amte weiht, einer Welt zum Trotze.

Kuno Schall



Kotzebue

Zu seinem 150. Geburtstag (am 3. Mai) wird Hermann Kienzl in der „Frankf. Ztg." dem später vielleicht noch mehr Unterschätzten als vorher Überschätzten gerecht:

„Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels! Bedenkt man, daß dessen Lustspiele schon dreißig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, niemand ist, den sie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem einzelnen, sowohl beim Lesen als beim Vorstellen gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Altertum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt!"

Es ist der strenge Börne, der dieses Urteil fällte. Die Tatsache, daß keinem anderen Schriftsteller der Welt die Menschen so viele durchlachte Stunden verdanken, kann nach einem nur flüchtigen Überblick über die Wirkung der Kotzebueschen Theater-Produktion nicht bezweifelt werden. Sie hat mit dem künstlerischen Wert seines Lebenswerkes nur einen recht bedingten Zusammenhang, ist aber für sich zu würdigen.

Die Worte Börnes, Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschrieben, müssen ergänzt werden: fünfzig, nicht dreißig Jahre behaupteten die dramatischen Werke Kotzebues eine Vorherrschaft auf den deutschen Bühnen, die in der Theatergeschichte ohnegleichen ist. Ihre Ära beginnt mit der Berliner Aufführung von „Menschenhaß und Reue" (1789), dem Rühr- und ersten deutschen Ehebruchsdrama, das im Fluge die Bühnen aller Kulturnationen eroberte und, wie außerdem nur noch Goethes „Werther", einer europäischen Kleidermode Namen und Charakter gab. Man trug in Berlin und Wien, wie in Paris, London, Petersburg und Kopenhagen die „Eulalia-Häubchen", so benamset nach dem Kopfzeug, das der Dichter der büßenden Heldin (Eulalia) aufgesetzt hatte. Noch im gleichen Jahre wiederholte sich der Erfolg von „Menschenhaß und Reue" bei dem mit Rousseauschen Ideen vollgefüllten Lustspiel „Die Indianer in England", das in der Theaterunschuld Gurli den heute noch gültigen Terminus der „Naiven" schuf. Diese erste „Naive", in ihrer erschreckenden Ahnungslosigkeit, will einmal ihren Bruder heiraten und ein anderes Mal die — Schwester ihres Bewerbers.

Man irrt, wenn man die starke Wirkung auf Kotzebues Zeitgenossen vornehmlich seinen Lustspielen und Possen zuschreibt. Sie waren allerdings sein Bestes, und seit er sich (ungefähr seit dem Jahre 1804) in der zweiten Periode seines Schaffens hauptsächlich der heiteren Muse zuwandte, grünte ihm, wie Jean Paul sagt, „der Kranz der Molière, sofern er überhaupt einem Deutschen zukam". Doch schon dreizehn Jahre vor dem donnernden Erfolg der „Deutschen Kleinstädter" (1802) und der „Beiden Klingsberg", denen eine lange Reihe von Lustspielen folgte („Der Rehbock", „Don Ranudo da Colibrados", „Der Wirrwarr", „Pachter Feldkümmel", „Die Verwandtschaften" seien hervorgehoben), hatten sich Kotzebue die Bühnen der Welt geöffnet. Auf allen Gebieten der Dramatik schien die Göttin des Erfolgs ihm mit ungewöhnlicher Gunst gewogen.

Ziffern beweisen. Goethes Weimarer Theaterdirektion begann am 7. Mai 1791. Schon in den ersten vier Wochen brachte Goethe vier Kotzebue-Premieren: „Das Kind der Liebe", „Die Indianer in England", „Menschenhaß und Reue", „Bruder Moritz der Sonderling"; in sechzehn Jahren der Goetheschen Direktion wurden 69 Kotzebuesche Stücke in 410 Vorstellungen gegeben. Das Hoftheater in Mannheim (Dalberg) führte von 1788 bis 1808 116 Kotzebuesche Stücke an 1728 Abenden auf; in derselben Zeit brachte es dort Schiller auf 28 Aufführungen seiner Werke. In Dresden stand Kotzebue von 1789 bis 1813 334mal auf dem Zettel, Goethe,

Schiller und Lessing zusammen nur 58mal. Noch größer war das Übergewicht Kotzebues in Berlin, Wien, Hamburg. Das Wiener Burgtheater hat in der Zeit von 1790 bis 1867 nicht weniger als 3650 Aufführungen Kotzebuescher Stücke gegeben, ihm also in 78 Jahren ein volles Siebentel aller Spielabende eingeräumt.

Als der Dichter 1804 nach Paris kam, wetteiferten dort die Theater, ihm seine Schauspiele vorzuführen, und „Menschenhaß und Reue" wurde an einem Tage auf drei Pariser Bühnen gespielt. Dieses Schauspiel blieb, immer wieder aufs neue übersetzt, ein Lieblingsstück der Pariser bis nahe an unsere Zeit. Noch 1881 sah es Theophil Zolling in Paris aufführen.

Bis zu Heinrich Heine ist Kotzebue der erste und einzige deutsche Dichter gewesen, der in Frankreich populär wurde. In Frankreich (aber auch in Italien und in Rußland) erschienen Übersetzungen seiner gesamelten dramatischen Werke in vielbändigen Ausgaben. Auch die Romane, die Reisebeschreibungen und polemischen Schriften Kotzebues erregten, sofort übersetzt, in Paris lebhaftes Aufsehen. Zwischen ihm und dem Schriftsteller Masson wurde ein Federkrieg in französischer Sprache geführt. Und wie Kotzebue manche französische Stelle in seinen Lustspielen benutzte, so übernahmen auch französische Dramatiker seine Pläne und Situationen zu eigenen Stücken. Picard, Duval und Alfred de Musset haben Kotzebuesche Dramen bearbeitet. An Stoff, sagt Goethe, seien wir Deutsche den Franzosen überlegen; und er fügte bei, die Theaterstücke von Kotzebue seien so reich an Motiven, daß die Franzosen daran sehr lange würden zu pflücken haben.

Noch im Jahre 1870 erschien zu Paris bei Didier die von Barante und Franck redigierte Ausgabe von „Théâtre choisi de Lessing et de Kotzebue". Das beste kritische Werk, das bis zum heutigen Tage über Kotzebue geschrieben wurde, stammt von einem französischen Gelehrten und ist 1893 bei Berger-Levrault in Paris erschienen: Kotzebue, sa vie et son temps par Charles Rabany.

Des Dichters Zeitgenosse, der bekannte russische Historiker Karamsin, berichtete, daß die Buchhändler in St. Petersburg und Moskau sich beklagten, nichts anderes verkaufen zu können als Kotzebues Werke. In Athen wurden seine Schauspiele neugriechisch gegeben, und im tiefen Sibirien, wohin der Dichter 1800 als Staatsgefangener transportiert wurde, spielte man seine „Sonnenjungfrau". Auf seiner Reise durch Italien (1804) sah Kotzebue seine Stücke in italienischer Bearbeitung. Sheridan, der berühmte englische Dichter („Die Lästerschule") hat Kotzebues Trauerspiel „Rollas Tod oder: Die Spanier in Peru" bearbeitet; es wurde unter dem Titel „Pizarro" ein Zugstück der Londoner und ist dann, zweimal aus dem Englischen übersetzt, nach Deutschland zurückgekehrt. In ihrem Buch über Deutschland hat Madame de Staël fast ein ganzes Kapitel Kotzebue eingeräumt; sie, die Freundin von Kotzebues Todfeind August Wilhelm Schlegel, hat in ihrem ehrenvollen und höchst interessanten Urteil über Kotzebue „Rollas Tod" von allen dessen Werken am höchsten gehoben.

Betrachten wir die Fülle von Energien, die von Kotzebue auf sein ganzes Zeitalter ausgingen, dann erweitert sich heute die Weisheit der Worte, die Goethe am 25. Oktober 1823 zu Eckermann sprach: „Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein." Und an Knebel schrieb Goethe acht Jahre früher (17. März 1817): „Es ist wohl der Mühe wert, den Widerstreit, in welchem er mit sich selbst, mit der Kunst und mit dem Publikum sein Leben zubringt, klar auszusprechen und ihm selbst sowie denen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor." Goethe hat zu anderen Malen, gereizt von Kotzebues persönlichen Angriffen, streng und erbittert über ihn geurteilt, doch war er zu groß, sich durch Kotzebues Gehässigkeiten im Genuß und in der Benutzung seiner Bühnenstücke beirren zu lassen.

Welch ein Gegensatz zwischen dem ungeheuren Einfluß Kotzebues auf die Menschen seiner Zeit — und sogar auf die erhabensten Geister — und den Pauschalurteilen vieler Literarhistoriker und Ästhetiker! Er hatte Unzählige mit seiner Satire sich zu Feinden gemacht und

sogar, weil die Gebrüder Schlegel unter Goethes Schutz standen, und weil er persönliche Kränkung von Goethe erfahren, sein Gift gegen Goethe gespritzt. So wies man ihm denn, ohne zu untersuchen und zu unterscheiden, einen Platz auf der Armsünderbank neben Nicolai an. „Es scheint der Fluch auf allen Gegnern Goethes zu lasten," schreibt Woldemar v. Biedermann, „daß sie nur als Thersiten im Andenken der Nachwelt fortleben; aber um zu richten, müssen wir gehört haben." Diesen Rechtsgrundsatz ließ die literarische Forschung jahrzehntelang, wenn Kotzebue in Frage stand, außer acht. Charles Rabany weist in dem schon erwähnten französischen Werke darauf hin: „Ce que Kotzebue a le plus à redouter aujourd'hui, c'est l'oubli. On le juge superficiellement, faute de courage pour prendre connaissance des pièces du procès. Il faut avouer que le dossier en est volumineux. En Allemagne même, pays des recherches patientes, il est facile de voir que les historiens littéraires n'ont pas lu la moitié de ses œuvres avant d'en parler."

Mehr noch als der Haß der literarischen hat der der politischen Parteien das Bild des Dichters verzerrt. Eine Tat, so wahnwitzig, daß die Welt an den blinden Fanatismus nicht glauben wollte und daher geneigt war, nachträglich Ersonnenes für wahr zu halten, heftete dem Geopferten den schwersten Makel an. Es entstand die Fabula, der russische Staatsrat August v. Kotzebue sei ein politischer Spion Rußlands gewesen und deshalb von dem Studenten Karl Ludwig Sand ermordet worden. Die Dokumente, die Wilhelm v. Kotzebue in dem Buche über seinen Vater (Dresden, Wilhelm Baensch, 1881) veröffentlichte, erwiesen die persönliche Makellosigkeit Kotzebues. Die spezifische Begabung, die das Glück seiner Lustspiele war, ist die Tragik seines Lebens geworden. Blutige Satire hat blutige Tat hervorgerufen. Kotzebue hatte in seiner zweiten Heimat Rußland die Fühlung mit dem deutschen Zeitgeist verloren. Er verhöhnte die Freiheitsgärung der Burschenschaft (freilich auch Tugendbund und Pietismus). Das war es, nicht der später erhobene und unhaltbare Anwurf der Spionage, was den vom Wahnsinn des Heroismus verführten jungen Theologen, der von Politik nichts verstand, zum Mörder machte.

Erst in jüngerer Zeit regt sich das Gewissen der Kritik gegen das ungerechte Schicksal des Dichters. Hermann Kurz war der erste, der den vererbten Phrasen mit einer Analyse der Kotzebueschen Werke entgegentrat. Gewisse Schreiber, die aus drei Literaturgeschichten schleuderhaft eine vierte zusammenstellen, geben freilich heute noch, wenn sie von Kotzebue sprechen, die abgegriffenen Münzen weiter. Doch es hat nicht viel zu bedeuten, daß z. B. Eduard Engel Kotzebue mit dem Schimpfwort „deutschbürtiger Lump" abtut.

Noch Jahrzehnte nach seinem Tode blieb Kotzebue auf den Bühnen lebendig und erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde er von seinen Nachahmern verdrängt. Einzelne Lustspiele erhielten sich auf dem Theater; an erster Stelle „Die deutschen Kleinstädter", dann „Die beiden Klingsberg" (mit Friedrich Haase als alter Klingsberg), „Die Unglücklichen" (mit Karl Sonntag in der Verwandlungsrolle), „Die gefährliche Nachbarschaft" (mit Wilhelm Knaack als Schneider Fips), „Pagenstreiche" (mit La Roche als Baron Stuhlbein), „Der Wirrwarr" und „Der gerade Weg der beste". Die Vergeßlichkeit der Menschen, von der Charles Rabany spricht, erleichterte es den deutschen Schwankdichtern von Benedix bis auf unsere Tage, Kotzebue als eine Fundgrube auszunutzen, ihn auszuplündern. Heute wieder mehren sich in den Theater-Repertoiren die „Entdeckungen" Kotzebuescher Stücke. Was vor einigen Jahrzehnten altmodisch ärgerlich gewesen, wird allmählich historisch interessant, und man nimmt fast mit Erstaunen wahr, wieviel ursprüngliche Kraft die Kotzebueschen Stücke vor ihren Epigonen voraushatten. So mausetot übrigens, wie es eine Zeitlang schien, war Kotzebue niemals. Denn wenn auch die öffentlichen Bühnen neuen Sternen folgten, blieb er doch bis zur Gegenwart der Leib- und Herzenspoet der Haus- und Liebhabertheater in Stadt, Städtchen und Dorf. Hier findet sein Kapital von Fröhlichkeit und Lebensfreude noch tausendfache Verzinsung. Dem Liebhabertheater gehörte des Dichters besondere Liebe. Seit frühen Jugendtagen hat der

Ruhelose, wo er nur weilte, Gesellschaftstheater gegründet und geleitet; und das Liebhabertheater, das er im fernen Osten in der baltischen Stadt Reval ins Leben rief, ist sogar ein wichtiges kulturelles deutsches Bollwerk geworden. Die jüngst erschienene „Revaler Theater-Chronik, (verfaßt von Elisabeth v. Rosen) gewährt interessante Einblicke in das Kotzebuesche Unternehmen, das nicht nur für das Baltikum, auch für die deutsche Theatergeschichte Bedeutung hatte. Für das Revaler Liebhaber-Theater schrieb der Dichter die Dramen seiner ersten Periode, und hier erlebten, von „Menschenhaß und Reue“ angefangen, gerade die Stücke, die bald darauf den Beifall Europas fanden, ihre Uraufführung. Kotzebue hat aber noch viel mehr für die Liebhabertheater getan. Von 1802 bis 1819 gab er einen „Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande“ heraus, der an hundert seiner kleinen Schau- und Lustspiele brachte, durchweg leicht aufführbare Stücke.

Eine Kritik der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom Jahre 1792, also nach den ersten, aber lange vor den besten Stücken Kotzebues geschrieben, sagt, die sensationellen Erfolge habe er geerntet, weil er mit dem schärfsten Instinkt zu erfassen wußte, was Wunsch und Geschmack seiner Zeitgenossen forderten. Kotzebue war in gewissem Sinne — wie heute etwa Hermann Bahr — ein journalistischer Dichter.

Hätten die dramatischen Werke Kotzebues durchaus nur einer bestimmten Zeit Genüge getan, so würde das nichts gegen sie beweisen. Es zeigt wohl nur einen Mangel an wahrem historischem Sinn, wenn Kunsthistoriker das Phänomen des Tages mißachten und nicht bedenken, daß für die Entwicklung die Wirkungen auch dann bestehen, wenn ihre Ursache vergänglich war. Wer sämtliche Theaterstücke Kotzebues liest, trifft neben vielem Minderwertigen fast überall Proben einer fast genialen Phantasie, neben kaum erträglichen Empfindeleien (besonders in den Stücken der ersten Periode) packende Einzelheiten, neben handwerksmäßigen Schleudereien und Trivialitäten Einfälle von Geist und Würde. Das gilt auch von seinen romantischen Schauspielen, unter denen „Rollas Tod“ und „Graf Benjowski“ von keinem, der über Kotzebue urteilen will, übersehen werden sollten ...

Bis zum Jahre 1804 hat Kotzebue sich weniger dem Lustspiel als dem Rührstück und dem historisch-romantischen Drama zugewandt. Es entstanden in dieser Zeit die bürgerlichen Schauspiele: „Menschenhaß und Reue“, „Das Kind der Liebe“ (Tendenz gegen die Vorurteile der Geburt), „Die Versöhnung“ (ein Lieblingsstück Napoleons I.), „Die silberne Hochzeit“, „Der Opfertod“. Später folgten als gehaltvollere Produkte dieser Gattung: „Der arme Poet“, „Die Stricknadeln“ und „Die Unvermählte“. (Als Karl Immermann im Jahre 1831 einer Aufführung der „Unvermählten“ beiwohnte, schrieb er in sein Tagebuch: „Was mich betrifft, so habe ich auch rechtschaffen geweint. Diese ‚Unvermählte‘ ist eine Art Iphigenie in schwarzseidenem Überrock und ein recht gutes Stück, trotzdem daß es Kotzebue geschrieben.“)

Unter seinen Ritterstücken (deren Art Kotzebue selbst in „Hans Max Giesbrecht vor der Humpenburg“ köstlich parodiert hat) wurden am meisten gespielt: „Adelheid von Wulfingen“, „Die Kreuzfahrer“ und „Johanna von Montfaucon“ (die Titelrolle dieses effektvollen Stückes war eine Glanzpartie der Sophie Schröder und aller berühmten Tragödinnen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts).

Der Ehrgeiz Kotzebues trieb ihn, mit Schiller in die Schranken zu treten, als er die historischen Jambentragödien „Octavia“, „Gustav Wasa“, „Bayard“ und den von Goethe bearbeiteten „Schutzgeist“ dichtete. „Es bleibt also bei unserem gestrigen Ausspruch“ — schreibt Goethe über die „Octavia“ am 10. Dezember 1799 an Schiller —: „der rednerische Teil ist brav, der poetische und dramatische insbesondere wollen nicht viel heißen.“ Später verfaßte Kotzebue auch einen „Rudolf von Habsburg und König Ottokar“; dieses Drama, von Schreyvogel in Wien zur Aufführung gebracht, scheint Grillparzer zu seiner Ottokar-Tragödie angeregt zu haben.

Von den ernsten Stücken Kotzebues verdienen die romantisch-historischen besondere Beachtung. In ihnen, wo die Phantasie des Dichters sehr ungebunden schaltete, glückten dem Dich-

ter die spannendsten Situationen, aber auch Wirkungen tieferer Art, und keine strenge Linie des Stils hinderte ihn, Rührung und Humor nachbarlich zu gesellen. Diese Tragikomödien, die einen originellen Charakter aufweisen, bildeten die Unterlage für das günstige Urteil der Frau von Staël. Ich nenne unter ihnen: „Die Sonnenjungfrau“, „Rollas Tod“, „Graf Benjowsky“, „Die Hussiten vor Naumburg“ und „Hugo Grotius“.

Eine Abteilung für sich beanspruchen die gesellschaftlichen Tendenzstücke mit philosophischem Grundgehalt, die Kotzebue teils als Schauspiele, teils als Lustspiele bezeichnete und die heute wohl mit dem neutralen Deckwort „Komödie“ ins Land gehen würden. Es waren vornehmlich die Ideen Rousseaus und Voltaires, die Kotzebue propagierte. Schon sein Jugendwerk „Der Eremit auf Formentara“ ist eine Apologie der Duldsamkeit und der unverfälschten Natur. „La Peyrouse“ behandelte das auch von Goethes „Stella“ aufgerollte Graf-von-Gleichen-Problem (Bigamie). Sehr in Harnisch gebracht wurden die Moralisten Anno 1790 von dem Lustspiel „Bruder Moritz der Sonderling“. Der Lustspielheld setzt den Konventionen der Gesellschaft die Rechte der Natur entgegen, und als er am Schlusse glücklich vereint ist mit einem hochherzigen Mädchen, das die Ehrsamen als eine „Gefallene“ ächten, wendet er dem schnöden Europa den Rücken und siedelt sich bei den unverdorbenen Inselbewohnern Australiens an.

Von den Tendenzdramen wenden wir uns den literarischen Pasquillen Kotzebues in dramatischer Form zu. Außer dem ominösen „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn“, dieser großen Dummheit seiner Jugend (Kotzebue hatte das Pamphlet, das den Schriftsteller Zimmermann gegen Bahrdt verteidigte, unter Knigges Namen herausgegeben und dann nach einem europäischen Skandal öffentlich Abbitte geleistet), verdient die Satire „Der hyperboräische Esel“ Erwähnung, die gegen die Brüder Schlegel gerichtet ist. Dem Geiste der heutigen Serenissimus- und Simplizissimusszenen, aber auch der Offenbachschen Operette verwandt, wie das Ei dem Huhn, sind die Parodien Kotzebues, die einen beißenden politischen und literarsatirischen Witz haben (u. a.: „Kleopatra“, „Sultan Wampum“, „Prinzessin von Cacambo“). Es verspottet grimmig Hof und Höflinge. Auch eine ganze Reihe von Opern, Fest- und Singspielen hat Kotzebue geschrieben, die von Beethoven, Schubert, Himmel, B. A. Weber, Weigel und anderen komponiert wurden.

Die ungeheure Vielseitigkeit der Kotzebueschen Natur läßt es kaum begreifen, daß die Literaturgeschichte ihn auf einem dünnen Brettchen neben August Wilhelm Iffland festzuschrauben versuchte und die beiden kurzatmig als „Väter des deutschen Rührstücks“ erledigte. In der lesenswerten Schrift „Betrachtungen über mich selbst“, die sich in Kotzebues Nachlaß fand, beschäftigt sich der Dichter mit seinem Verhältnis zu Iffland und sagt: „Bisweilen hat mich wohl auch eine Art von Verdruß angewandelt, wenn ich las und immer wieder lesen mußte, daß man mich mit Iffland zusammenstellte. Nicht als ob ich Ifflands Verdienste nicht anerkannte und schätzte, oder als ob es mich unrühmlich dünkte, meinen Namen neben dem seinigen genannt zu hören; sondern weil die Zusammenstellung durchaus falsch, der Charakter meiner Stücke und der seinigen durchaus verschieden ist. Iffland beschränkte sich allein auf die Darstellung häuslicher Verhältnisse und drehte sich dabei in einem engen Kreise herum. Ich habe freilich auch mitunter häusliche Verhältnisse geschildert, aber in den wenigsten meiner Stücke; die bei weitem größere Zahl hat ganz andere Zwecke. Ich nenne ... (folgt die Aufzählung vieler seiner historischen und romantischen Dramen); eine Gattung von Schauspielen, welche Iffland hervorzubringen sich nie geneigt fühlte. Ebensowenig hatte er oder zeigte er Talent für das eigentliche Lustspiel, und Stücke wie ... (folgen die Titel seiner beliebtesten Lustspiele) hat er nie geschrieben. Woher kommt es denn, daß man, um Dichter einer gewissen, sehr beschränkten Gattung anzudeuten, immer Kotzebue und Iffland zusammenstellte? Das kommt daher, weil man eben diese Gattung gern als untergeordnet bezeichnet und weil man ebenso gern die Gelegenheit ergreift, alle meine Stücke in Bausch und Bogen in eine untergeordnete Klasse zu setzen.“ ...

Problemdramen

Zum lebendigen Dramatiker gehört Kühnheit des Griffs, besonders wenn es sich um historisches Leben handelt. Auf einem Gebiet nun vergreift sich der Dichter sehr leicht: im Ur- oder besser: Vorgeschichtlichen. Wie Menschen, wie Götter w u r d e n, danach forscht unsere entwicklungsfrohe Zeit leidenschaftlich gern. Es läßt sich denken, wie interessant es sein muß, das dichterisch zu deuten, was durch wissenschaftliche Tatsachen noch nicht festzulegen (?) ist. In das Lebensdunkel soll ja der Dichtung Flamme leuchten. Leicht kommen bloße Gedankenwerke, Begriffsdichtungen zum Vorschein, die alles andere, nur nicht Dramen sind. Das historische Drama hat unleugbar Grenzen in der Vergangenheit. Eine allzugroße Entfernung von uns bleicht den lebensvollsten Stoff. Das ist vielleicht mit Schuld daran, daß das große Problem: G e r m a n e n t u m u n d C h r i s t e n t u m noch immer nicht künstlerisch ausgeschöpft werden konnte.

G e o r g e P a u l S y l v e s t e r C a b a n i s, der sich als Idylliker und romantischer Lyriker und Erzähler, als volkserzieherischer Schriftsteller nach jahrzehntelanger Verkennung ganz langsam eine späte Beachtung verschafft, hat schon 1901 in F r a u U t e (Dresden und Leipzig, E. Pierson) einen solchen dramatischen Versuch gemacht. In eines jungen Germanenhelden Seele sind die tiefen Kulturkämpfe gelegt. Er zerbricht, seine Mutter, Frau Ute, bleibt leben: die ewige Hauptfrage des Germanentums an das Christentum. Vielleicht war der Dichter zu wenig problematisch für diese problematische Dichtung, die ohne einen tiefen kultursittlichen Hintergrund nicht denkbar ist. Nationalität und Humanität, wenn man die Begriffe zuspitzt, ringen im verchristlichten Germanentum miteinander. — Was Cabanis' Lyrik so reizvoll macht, der rhythmische Fluß der lyrischen Verserzählung, das ist auch hier. Nur vom eigentlichen Dramatischen ist wenig.

Ein Dramenwerk größeren Stils gibt L u d w i g F a h r e n k r o g, der bekannte Zeichner und Maler. Seine „G e s c h i c h t e m e i n e s G l a u b e n s" (Halle a. S. 1906, Gebauer & Schwetschke) erwies ihn als kühnen Weltanschauungskünstler der Alleinheit. Um das Höchste: die Erschaffung des Lichts, gruppieren sich in B a l d u r (Drama in drei Akten und einem Finale, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) Gestalten aus Urgermanien, hauptsächlich erfaßt in ihrer Stellung zum Geistigen. Wölund, Baldurs Vater und Heerführer der Anden, der ewige Frager mit der heißen Sehnsucht nach Himmelsklarheit. Sein unheimlich glühender Bruder Lodur, der von der Lüge des Veralteten nicht loskann. Als er seinen Sonnenkultus durch Baldurs sonnige Innerlichkeit verdrängt sieht, treibt ihn Haß zur Rache, an der er selbst verdirbt. Und doch ist er groß in seiner starren Einsamkeit. Sein Feind von Urzeiten her muß Baldur sein, der Menschen Liebling, auf dem der Anden Geschick ruht, der „anders" als die vielen fromm ist. Das alte heilige Feuer, das ein Blitz gebracht hatte, war durch einen Frevel verloschen. Da erschafft das sieghafte Sonnenkind Baldur durch den Feuerquirl die Flamme. Der Feuerbringer wird als Gott angebetet. Des Heilands Schicksal erfüllt sich an ihm. Durch das Wunder leiblicher Unverletzlichkeit soll er seine Göttlichkeit dem fanatischen Priester des Neuen, Hogni, erhärten. Der Wurf mit dem Mistelspeer endigt aber sein Leben. Gegen die „uralte namenlose Nacht" ersteht in „Baldur, Sonne — Geist des Alls", die Erlösung. „... Verlangen Nicht mehr wird's wider Den Gott im Herzen Geheiligten Menschen." — Baldurs neuer Sonnenkult ist das Licht der Selbsterkenntnis: „Ich fordere eine neue Zeit des Friedens und der Freude und um uns her die Sonne, nichts als Sonne. S c h a f f t L i c h t! Wir lassen einen lieben, guten Kult, das stille Hüten einer Mutterflamme. Der Vogel ist nun flügge geworden. Freude, flieg auf! Das Leben lacht aus dir selber!"

Durch die vielen schönen Gedanken geht ein Rhythmus, der dem Ganzen den Charakter eines wahren Weihespiels gibt. Hier paßte wie geschaffen als Hintergrund und Umrahmung

ein einfach- und würdigschönes Bergtheater. Und die Zeit wäre die Sonnwendfeier. Die großartigen Bildeindrücke, die des Verfassers großzügige und durchgeistigte Illustrationen veranschaulichen, können mit Liedern und Chören die dichterische Gewalt der großen schicksalsdurchzogenen Vorgänge und Menschengestalten und Gedanken vergrößern und vervollständigen. Der Name: Festspiel bliebe ein würdiger Titel für dieses Werk.

Friedrich Schönemann



Die drei Gemälde des Lipps Tullian

Ein Roman von Fritz Rassow. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde.)

Auf den Trümmerstätten des Naturalismus erblühen jetzt allenthalben die blauen Wunderblumen der Neuromantik. Die Manier hat auf der ganzen Linie vor dem Individualismus zurückweichen müssen, und die entfesselte Phantasie feiert ihre Feste, die nur allzuleicht in wilde Orgien ausarten. Da hat wieder ein Neuling gewagt, in buntem Gefieder kühnen Fluges das weite Reich der poetischen Möglichkeiten zu durchmessen. Fritz Rassows breit und groß angelegtes Erstlingswerk (Stuttgart und Leipzig 1909, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bände) wäre abenteuerlich zu nennen, wenn er sich nicht zugleich von heißem Bemühen erfüllt zeigte, den Sinn des Menschenlebens zu deuten. Er hat sich einen Krüppel zum Helden erwählt, der sich mit schiefer Schulter und verkürztem Beine durch die Welt schleppt. Bei einem solchen entfaltet sich ja das Innenleben doppelt reich, und wirklich ist die Seelenkammer des Lipps Tullian bunter Bilder voll, die sich nach künstlerischer Erlösung sehnen. Drei dieser Gemälde sind zur Ausführung gelangt, drei Novellen sind eingeflochten in Lipps' Lebensgeschichte, die dieser selbst erzählt. Aber der Inhalt der drei Zwischenstücke ist nicht willkürlich, hängt vielmehr eng mit der Hauptgeschichte zusammen: sie bringen in Form von Gleichnissen die jeweiligen Empfindungen und Stimmungen des Romanhelden zum Ausdruck. Und doch führen sie wieder ein Dasein für sich, können auch für sich genossen werden. So bleibt der Faden der eigentlichen Erzählung trotz des sinnreichen Zusammenhangs zerrissen, und der Leser hat einige Mühe, sich in ihr nach den Unterbrechungen wieder zurechtzufinden. Von den drei Novellen ist jede auf einen besondern Ton gestimmt. Das vermehrt noch den Eindruck eines fast verwirrenden Vielerlei. Aber in all der drängenden und wogenden Fülle offenbart sich eine ungewöhnliche poetische Kraft, die nur noch der rechten Sammlung und der weisen Beschränkung bedarf, um die starken Wirkungen, die sie schon jetzt hervorbringt, in reine zu verwandeln. Dasselbe ungefähr gilt von den Darstellungsmitteln des jungen Dichters. Er besitzt Gewalt über die Sprache, vergewaltigt sie aber auch mitunter; die Bilder und Gleichnisse fließen ihm reichlich zu, aber mit treffenden wechseln erzwungene, und von den neuen Wortbildungen, die er wagt, befremden manche. Und doch fesselt er auch da, wo er irrt, durch seine unverbrauchte Eigenart.

Lipps Tullian lebt mit seiner Zwillingsschwester Lupine, die ebenso hold ist wie er mißgestaltet, auf dem Landsitz „Aberwitz" unter der Obhut seines unermeßlich reichen Oheims, des früheren Ministers Demetrius Brot. Unter dem qualvollen Eindruck des erwachten Bewußtseins seiner körperlichen Vernachlässigung gestaltet sich sein erstes Gemälde. Es handelt von dem Prinzen Sylander, der, ein häßlicher Zwerg, bis zu seinem sechzehnten Jahre vom „Vielwisser" in undurchdringlicher Einsamkeit erzogen wird. Als sich ihm plötzlich die Welt und sein Schicksal enthüllt, gewinnt eine wahnwitzige Tyrannengrausamkeit über ihn Macht; verzweifelt wehrt er sich gegen die Liebe, die in tausenderlei Formen und mit tausenderlei Forderungen auf ihn eindringt, bis er schließlich doch durch eine Tat liebender Selbstüberwindung den Untergang findet. Das grotesk wiedergegebene orientalische Märchenmilieu rechtfertigt

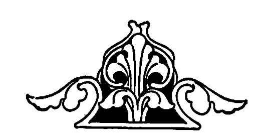
die grellen Farben, die starken Kontraste; die dämonische Wildheit des unseligen Sykander ruht bei aller Phantasterei auf sicherer physiologisch-psychologischen Grundlage; das endlose pädagogische Fragespiel zwischen Schüler und Erzieher ermüdet freilich.

Das nächste große Erlebnis Lipps Tullians ist der jähe Tod Lupinens, deren zartem Dasein am Tage, da sie sich mit dem geliebten Ohm vermählt, ein Blutsturz ein Ende bereitet. Vom Schmerzgefühl, das Höchste, was er besessen, verloren zu haben, befreit sich der empfindsame Jüngling durch die Dichtung von Filidor und Floridill. Sie erzählt von der überschwenglichen Liebe zweier lichten Zwillingsgeschwister verschiedenen Geschlechts, die in einem grausigen Todesritte endet. Über der zierlichen Rokokostimmung der bunten Fabel schlagen zuletzt die Schauer der Romantik zusammen, ein barocker Humor, stellenweise an Simplizissimus-Satire anklingend, mildert den schwärmerischen Grundton dieses farbenglühenden und funkensprühenden Phantasiespiels.

Dem fest im praktischen Leben stehenden Ohm Demetrius dünken die Träumereien des Neffen gefährlich. Er schickt ihn mit gespicktem Beutel in die Welt. Lipps lernt das Leben kennen und das Gold vergeuden in tollen Launen. Auf einer Weltreise begegnet er der Frau, die sein Schicksal wird. Yvonne will ihm angehören, sobald sie ein Werk der Pietät an ihren Eltern vollbracht hat. Nach ein paar Jahren vernimmt er endlich, daß sie auf Aberwitz angekommen sei. Auf dem Wege dorthin erleidet der Freudetrunkene durch einen Unglücksfall eine furchtbare Gehirnerschütterung, die ihn anderthalb Jahre zwischen Leben und Sterben festhält und mit der Gefahr der Verblödung bedroht. Der wider Erwarten unter Yvonnes fürsorglicher Pflege Genesende glaubt an die holdseligste Zukunft, und dem heiter und dankbar Gestimmten löst sich ein drittes Gemälde von der Seele los. In dem blinden Dichtergreis Bossi will er dem Ohm Demetrius ein Denkmal setzen, dessen großzügige Werktätigkeit indessen mit den Delirien jenes Weltentrückten nur wenig gemein hat. Die Farben sind in dieser Novelle etwas gedämpfter, die Gluten etwas gemäßigter als in den beiden vorhergehenden. Dagegen findet sich des Geheimnisvollen und Rätselhaften hier fast noch mehr als in den übrigen Teilen des Buches. Den Hauptreiz empfängt die Geschichte von der rührenden Gestalt Marcellas, einer Tochter Bossis, die von dem unheiligen Jüngling, den sie liebt, in bange Zweifel gestürzt und in den Tod getrieben wird.

Ein kurzer „Abgesang“ beschließt das merkwürdige Buch. Durch die unvermutete Nachricht, daß Yvonne vor einem halben Jahre Demetrius' Gattin geworden ist, wird Lipps Tullian aus allen seinen Himmeln in die Tiefen der Hölle geschleudert. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, erschießt er den Ohm, der großmütig des Neffen Tat im Sterben auf sich selbst nimmt. Für Lipps bleibt nichts mehr übrig als innere Sühne, deren grausamster Teil darin besteht, daß er sich dazu verdammt, die Geschichte seines Irrens und Leidens aufzuzeichnen.

Es ist etwas Mißliches um literarisches Vorhersagen. Ob sich hier eine zukunftsreiche Größe angekündigt oder eine poetische Kraft im schmerzgeborenen Erstlingswerk erschöpft hat — wer kann es wissen? Der große Verlag, in dem der Roman erschienen ist, hat ihm eine vornehme und geschmackvolle Ausstattung angedeihen lassen. Nur erschwert die allzugroße Sparsamkeit mit Absätzen, namentlich im Dialog, die Lektüre. Das ist offenbar geschehen, um die ohnehin umfangreichen Bände nicht noch mehr anschwellen zu lassen. Wie wäre es, wenn bei der zweiten Auflage der Dichter durch Ausmerzung etlicher ungebührlichen Längen das Gleichgewicht herstellen würde? R. Krauß





Der dänische Maler Joakim Skovgaard
Von Prof. Ludwig Gurlitt

Vor kurzer Zeit fragte ich in Berlin einen unserer bekanntesten Kunsthändler, auf welchen der jüngeren deutschen Künstler er und seine Berufsgenossen die meiste Hoffnung setzten. Er antwortete mir: „Auf keinen!" — Auf keinen!? — „Ja," erwiderte er mir, „nennen *Sie* mir doch einen; Sie wissen doch auch wohl einigermaßen Bescheid." Und ich kam in Verlegenheit. Allerlei Talente, gewiß, aber wo ist ein neuer Stern, der voranleuchtet und die Führung übernehmen könnte? Noch immer steht Liebermann trotz seiner zweiundsechzig Lebensjahre an der Spitze der Sezession, die längst die siegreiche, allein herrschende Kunst bei uns sein müßte, wenn sie eine überzeugende und wahrhaft volkstümliche Kunstsprache gefunden hätte.

Aber haben wir nicht das gleiche Leid auf allen Gebieten der Kunst? Les rois s'en vont, aber wo bleiben die Thronfolger? Wo bleibt der Nachwuchs? Wo sind die jungen Meister des Gesanges, der Instrumentalmusik, der Schauspielkunst, der Poesie, der Malerei und Plastik, die jungen Meister, auf die unser Volk mit Stolz und Hoffnung blickt? Die man den Fremden zeigt, wenn es gilt, Zeugnis abzulegen von dem Fortleben der hohen geistigen Kultur, die wir von unseren Vätern ererbt haben? Aber auch auf anderen Gebieten — wo ist der Nachwuchs in einem mächtigen Volke von sechzig Millionen Menschen? Wo sind die jungen *Pädagogen*, die neue Werte schaffen?

Solche Gedanken kamen mir und setzten mir zu, als ich im Norden Dänemarks, in dem altehrwürdigen Städtchen *Viborg* einem feingebildeten, kunstsinnigen und liebenswürdigen Dänen Auskunft geben sollte über das jetzige geistige Leben in meinem Vaterlande. Ich bekenne offen: Zum Prahlen war da wenig Anlaß: ich entschuldigte mich mit meiner unzureichenden Kenntnis, mir fehle der Überblick, und so ist es wohl auch; aber wenn wir auf all den genannten Feldern ragende Eichen stehen hätten, so würden sie auch meinen Blicken nicht entgangen sein.

Mein dänischer Freund merkte meine Verlegenheit und fragte: „Wie erklären Sie sich diesen Zustand? Das deutsche Volk ist doch so gesund und stark, so strebsam



und tüchtig! Sie leisten in der Administration Bewunderungswürdiges, Ihr berühmter Beamtenstand! Ihr mustergültiges Heerwesen!" — Ich gab ihm eine Aufklärung, so gut ich es konnte. Man kennt in Deutschland wohl schon mein Klagelied, das ich seit Jahren singe: „Unser gutes deutsches Volk ist in Grund und Boden verschulmeistert worden; auf dem Exerzierplatz wachsen keine Veilchen und Rosen; in unseren Erziehungsanstalten gedeihen keine Talente. Die Musen fliehen den lauten Lärm der Fabriken. Ecco!"

Mein Freund nahm mich an der Hand und führte mich in die Domkirche seiner Stadt. Da war gerade ein Orgelkonzert in dem feierlich erleuchteten, weiten Kirchenraume. Der Orgelspieler Gunnar Fohs, dort ansässig, und die Konzertsängerin Frl. Emmy Mogensen schufen uns einen ernsten Kunstgenuß, zumeist deutsche Meister: Bach, Haydn, Schubert, Lachner; zwei ältere dänische Namen: J. P. E. Hartmann, C. E. F. Weyse, dazu Chopin und ein Moderner: César Franck.

Es mutete mich wundersam an: inmitten der dänischen Andächtigen, in einer mir ganz neuen und innerlich doch nicht fremden Umgebung dem fein empfundenen deutschen Vortrag von Goethes „Wanderers Nachtlied" zu lauschen.

Inzwischen schweiften meine Blicke die Wände entlang, auf denen in weiten Zügen biblische Darstellungen al fresco zu dem Beschauer sprechen.

Jetzt wußte ich, weshalb seit einigen Jahren Viborg zu einem Wallfahrtsort der Kunstfreunde geworden ist: denn hier hatte ich ein großes Erlebnis: die Entdeckung einer neuen national-dänischen biblischen Kunst großen Stiles. Der Zugang zu dieser Kunst wurde mir leicht erschlossen, da mein liebenswürdiger Begleiter den Künstler kannte. seine sechsjährige Arbeit unter seinen Händen hatte entstehen sehen, selbst darüber sehr eingehend berichtet hatte in einem dänischen

oben bis unten, von vorn bis hinten mit farbigen Fresken zu überziehen. Wie oft ist Ähnliches versucht worden, und wie oft ist es mißlungen! Die große Gefahr ist dabei immer, daß die Wanddekoration zu aufdringlich wirkt, sich dem Bau nicht lebendig einfügt, nicht dienend unterordnet, daß sie den Charakter einer Gemäldeausstellung annimmt, die man lieber in einem Ausstellungsgebäude als in der Kirche genießen würde. Im Stil werden noch größere Gefahren noch seltener vermieden. Die zu stark archaisierenden Bilder, die den Stil alter Mosaiken etwa aus Ravenna kopieren, sprechen nicht zu der Empfindung des modernen Menschen. Allzu realistische Bilder aber, im Geiste etwa der religiösen Historie des Düsseldorfer Professors Eduard von Gebhardt betonen zu stark das antiquarische Interesse; die gemütstiefen Bilder von Fritz von Uhde sind zu zart im Ton, zu fein in der Zeichnung, um eine Übertragung auf so große Flächen zu vertragen. Vorbildliches gab es wohl nur in den großen Fresken italienischer Kirchen. Aber das ist das Überraschende und Bedeutsame: der dänische Künstler kennt all das, hat sich aber an kein Vorbild verschrieben, seine Arbeiten sind ein starkes Bekenntnis eigenen Innenlebens und eigener Gestaltungskraft. Joakim Skovgaard rückt damit in die Reihe der Künstler, die ganz aus dem engen heimatlichen Geiste heraus echt Nationales und deshalb echt Menschliches und Dauerndes geschaffen haben. Er spricht eine große, ernste Sprache, eine Sprache von Ewigkeitswert, eine Sprache, die den Bibelworten angemessen ist und doch eine schlichte Sprache der Bauern. Das allgemein Menschliche kommt zu elementarem Ausdruck. Was nur immer die schwachen Erdgeborenen in Freud und Leid, in Fürchten und Hoffen treffen und bewegen kann, das findet hier in biblischen Vorgängen seinen starken, ernsten, abgeklärten Ausdruck. Ich kenne nichts Volkstümlicheres, Gesünderes, ich möchte sagen, nichts Hausbackeneres als diese biblischen Bilder, die trotzdem oder gerade deswegen so stark zum Herzen sprechen. Ich empfinde sie ergreifend schlicht und rührend großartig. Man lernt an ihnen wieder wahre protestantische Bauernfrömmigkeit verstehen und lernt — schweigen. Wie versinkt dagegen doch ins Nichts all die Süßlichkeit, durch die uns die biblische Kunst des letzten Jahrhunderts die heiligen Gestalten salonfähig machen wollte! Wie meisterhaft sind hier die großen Probleme gelöst, Entschwundenes gegenwärtig zu machen und das allgemein Menschliche in schlichten Naturlauten zu sagen! Und wie großartig sind die technischen Schwierigkeiten überwunden!

Im Teppichstil breiten sich die zum Teil riesigen Bilder über die Flächen aus. Sie haben helles Tageslicht und blühende Farben, sie erzählen die biblischen Vorgänge mit epischer Breite und bringen vielerlei zeitlich getrennte Handlungen in ein Bild zusammen; sie mißachten die Gesetze der Perspektive und lassen Menschen, die um fünfzig Schritt voneinander entfernt stehen, in gleicher Größe erscheinen; sie sind aus tiefem künstlerischen Nachdenken geboren und reden doch naiv wie Kinderzeichnungen.

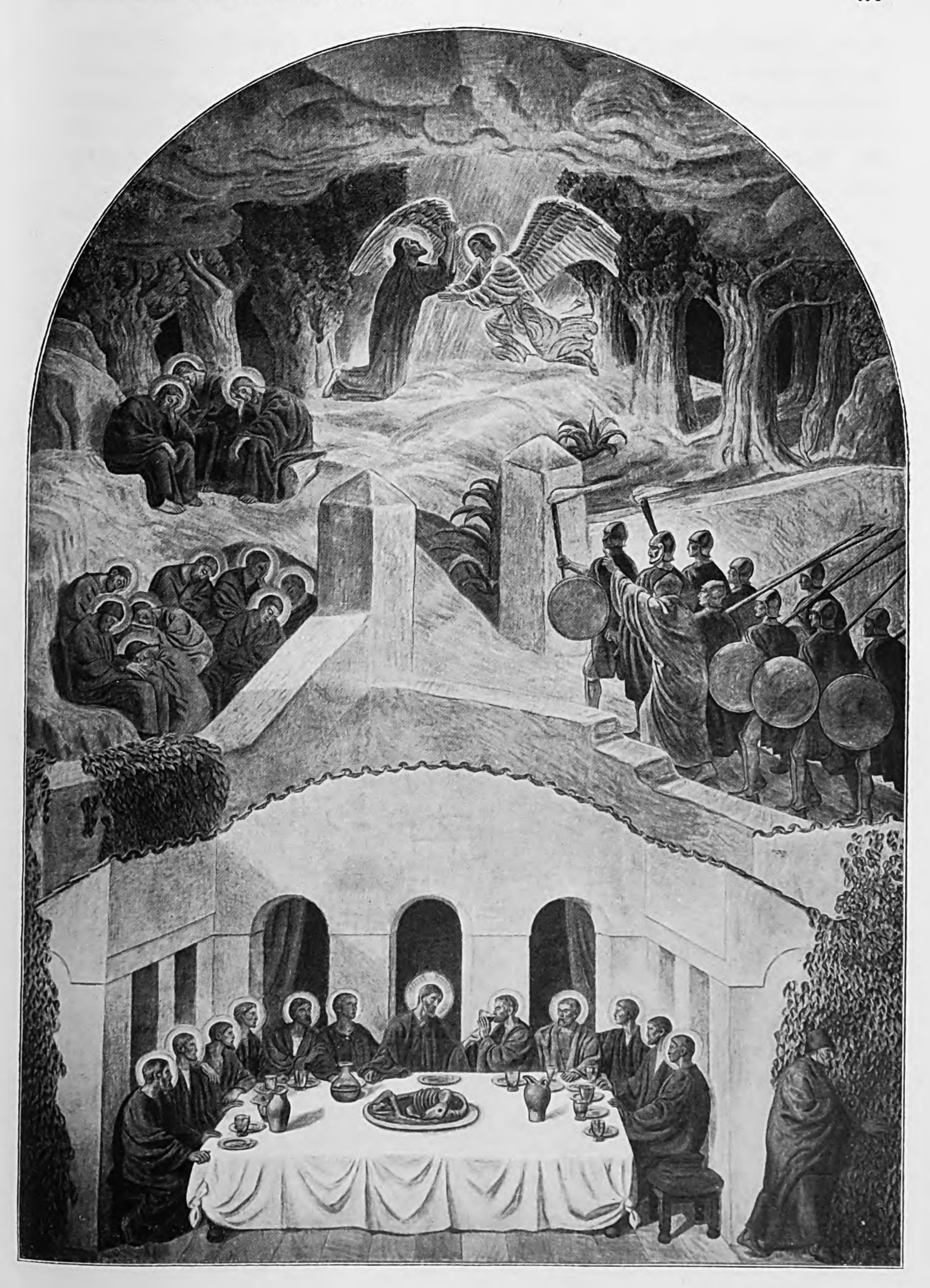
Mir waren diese Arbeiten eine große Offenbarung. Ich hatte nicht geahnt, daß dergleichen in unserem Jahrhundert möglich sei: die Innigkeit und Naivität eines Giotto und dabei doch die ganze künstlerische Reife eines ganz Modernen! —

Er ist 1856 geboren. Man schildert ihn mir von schlechter Körperhaltung, als



einen bleichen, schmächtigen Mann, der viel an Erkältung und sonstigen krankhaften Anfällen zu leiden hat. Sein Wesen ernst, in sich gekehrt, von etwas puritanischer Strenge, aber mit großer Güte und Menschenfreundlichkeit gepaart. Wie die meisten gebildeten Dänen ist er ganz demokratischen Sinnes. Eine Kluft zwischen Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten besteht da kaum: sie fühlen sich alle und leben alle als Brüder in Christo und wie Mitglieder einer großen Familie. Er hat viele Kinder und ist ein glücklicher Gatte und Vater, aber — lachen sieht man ihn selten. Zwar lehrte Dänemarks religiöser Reformator N. Grundtvig ein frohes Christentum, und seine Anhänger sind nichts weniger als Kopfhänger. Aber Skovgaard ist einer von den tiefen Menschen, die von den Lebensproblemen schwer bedrückt werden und nur auf eigenen Bahnen ihr inneres Glück suchen und finden. Auch er ist Grundtvigianer, aber seine Frömmigkeit ist nicht angelernt, sondern erkämpft, ist nichts Besonderes neben anderem, sondern das A und O seiner eigenen ganzen Natur. Solche Menschen sind mir ehrfurchtgebietend, so wenig ich mit ihnen lebe und fühle. Zumal aber, wenn dabei so Großes entsteht, wie bei ihm, dann muß jede Kritik verstummen.

An Joakim Skovgaard haben wir ein beredtes Zeugnis dafür, was eine streng nationale Erziehung zu leisten vermag. Denn er ist aufgewachsen unter dem Einflusse des Mannes, der vor allem die Dänen gelehrt hat, echte Dänen zu sein, sich als solche zu fühlen und zu betätigen — N. Grundtvig. Dieser bedeutende Mann, ein Prediger, ist zum Reformator seines Volkes geworden, indem er sich ganz von den fremdländischen Einflüssen lossagte und seine Muttersprache, die Geschichte, Dichtung und Kunst seiner Heimat und Herkunft zur Grundlage der nationalen Erziehung machte und damit eine Erneuerung und Verinnerlichung des religiösen Lebens verband. Er ist der Begründer der weithin bekannten däni-



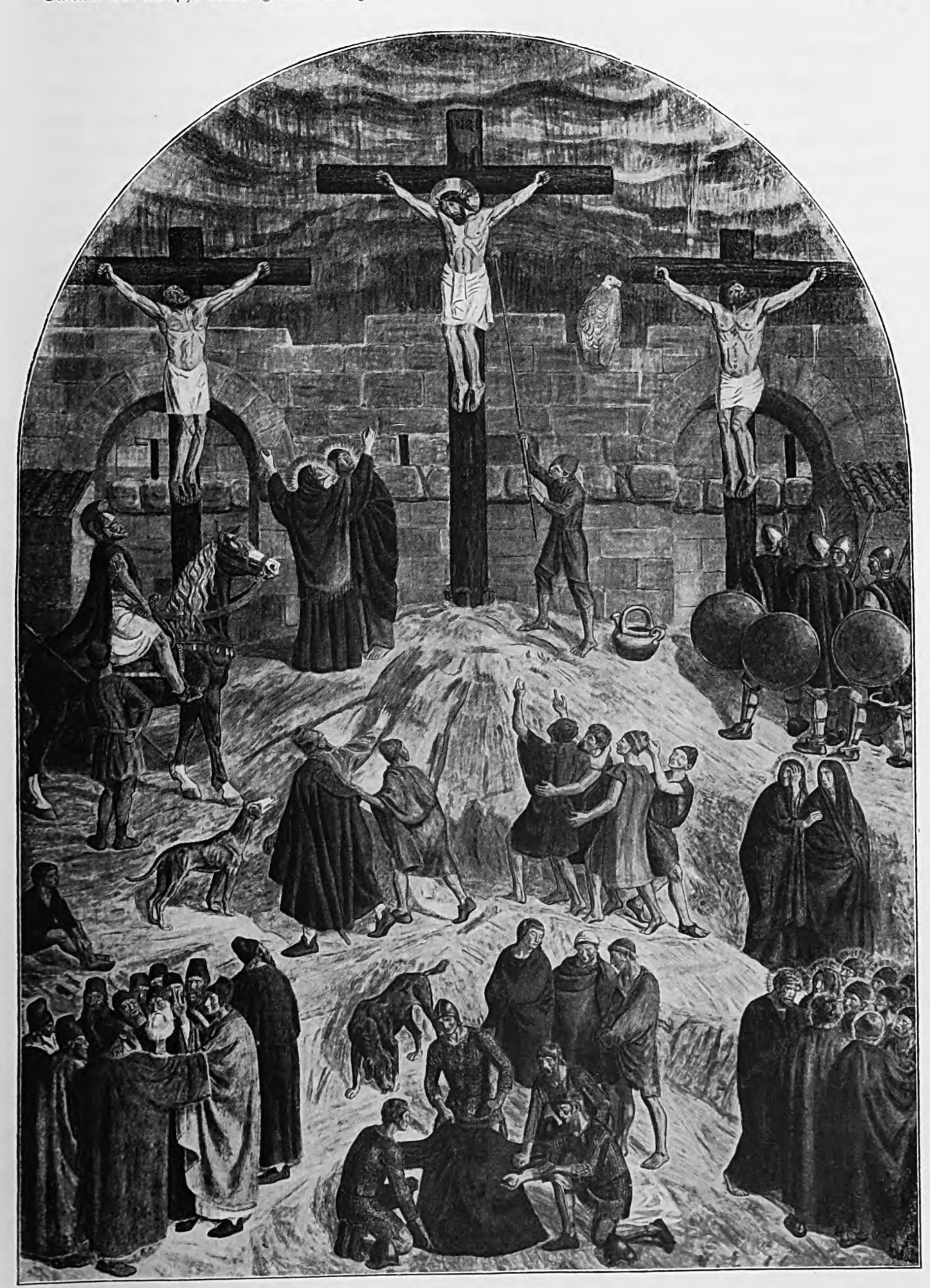
schen „Volkshochschulen", deren erste er im Jahre 1844 errichtete, und durch die erreicht worden ist, daß Dänemark heute wohl den gebildetsten und auch politisch einflußreichsten Bauernstand in ganz Europa hat. Dieser Grundtvig verkehrte freundschaftlich im Elternhause des Joakim Skovgaard und konfirmierte im Jahre 1871 den Knaben, der dem väterlichen Freunde und verehrten Lehrer mit Begeisterung anhing.

Joakims Vater war selbst Maler, einer der besten, die Dänemark hervorgebracht hat. In Deutschland ist er so gut wie unbekannt, aber er gehörte zu der Generation junger Künstler, die sich in den dreißiger und vierziger Jahren vorigen Jahrhunderts dem Grundtvig anschlossen und als „Grundtvigianer" auch in der Kunst Abkehr von dem rationalistischen Geiste in der Staatskirche und Abkehr von aller Nachahmung fremder Kunst predigten, nein, mehr als predigten — lebten! Er gehörte also zu den Kunstreformern mit J. Th. Lundbye (1818—1848), der, ein leuchtender Stern in der dänischen Kunst, schon mit dreißig Jahren auf dem Schlachtfeld den Heldentod durch eine deutsche Kugel fand — er hat seinen begeisterten Herold in dem Kunsthistoriker Karl Madsen, dessen bilderreiche Biographie Lundbyes (Kopenhagen 1895) uns verständlich macht, was Dänemark an diesem Künstler besessen und verloren hat. — Es gehörte ferner dazu der Maler Christen Köbke (1810—1848), den wir durch die Biographie von Emil Hannover (Kopenhagen 1893) kennen und schätzen lernen. In solcher Umgebung und unter solchen Einflüssen wuchs unser junger Joakim auf.

Nach dem Selbstbildnis, das ich von ihm kenne, sieht er aus wie ein etwas mürrischer dänischer Landpastor: nicht die Spur von genialischer Pose; mehr verdrossen und philisterhaft als dionysisch froh und ungebunden: eine schwerlebige, asketische, hart arbeitende und innerlich ringende Natur von tiefer gefühlsmäßiger Frömmigkeit und kindlicher Reinheit der Phantasie. (Das Selbstbildnis ist eine Zeichnung, die Friedrich Deneken in einem vorzüglichen Aufsatz über unseren Künstler in der „Zeitschrift für bildende Kunst" [Verlag von E. A. Seemann in Leipzig] veröffentlicht hat. Man findet dort auch weiteres treffliches Material zu Skovgaards Kunst; auch die ganze Literatur über ihn und seine Wirksamkeit. Das meiste davon ist freilich dänisch geschrieben, weshalb für Deutsche Denekens Aufsatz besonders zu empfehlen ist.)

Nur ein Mann von solcher Struktur konnte die altbiblischen frommen Sagen mit neuem Leben erfüllen und so zu Trägern modern religiösen Empfindens machen. Das ist eine geistige, sittliche Großtat, die ihm ebenso in der Kunst, wie in der Religionsgeschichte seines Landes für alle Zeiten einen Ehrenplatz sichert.

Seine Kunst meidet den bequemen Realismus, meidet noch mehr die Konvention und das Süßliche und Gefällig-Schöne, Einschmeichlerische; sie ist von naiver Rücksichtslosigkeit, von eigenem, ganz persönlichem Stil, markig, charaktervoll, großzügig, monumental und dabei ganz schlicht, ungekünstelt, unmittelbar und — überzeugend. Seine biblischen Bilder können den Ketzer wieder fromm machen. Mit Neid jedenfalls folgt man dem groß gewordenen Kinde, das mit unberührter Innigkeit, mit einer ehrfurchtgebietenden Keuschheit der Seele glaubt und glauben muß. Seine Bilder sind fromme Predigten, die ans Herz greifen.



Ja, das ist die Lösung: ein Prediger, der nicht durch Worte, sondern durch Bilder bekehrt!

Man nehme eines der vielen Fresken: Abraham, den Isaak opfernd.

Der bekümmerte Alte steigt gebeugt mit der Laterne in der einen, dem Wanderstab in der anderen Hand bergan; ihm zur Seite der rüstige Gesell, sein Sohn, harmlos plaudernd und mit den Holzscheiten auf dem Rücken, die ihm den Tod bringen sollen. Oben die Opferung: Der Vater hält dem Knaben die Hand vors Gesicht — ein Motiv, das dem Rembrandt entlehnt ist —, damit er das Messer nicht sehen soll, das schon zum Todesstoße gezückt ist, aber der Hand entsinkt, weil der rettende Engel das Schreckliche wehrt. Drüben im Busch steht schon der Widder gefesselt, der Erlösung bringt. Und unten die Heimkehr zur Mutter! Eine freie



Erfindung des Künstlers, aber so wahr und echt, daß man sie als Notwendigkeit empfindet. So muß es zugehen, wenn ein Vater seinen geliebten Sohn von einem solchen Gange lebend heimbringt.

Und dieselbe Überzeugungskraft liegt in jedem einzelnen der zahlreichen Bilder und Bildgruppen.

Und das Ganze aus einem Guß: eine „Bilderbibel", wie wir sie trotz Schnorr von Carolsfeld noch nicht besitzen, eine Bilderbibel im größten Stil, von gewaltiger, erschütternder, erhebender, echt religiöser Wirkung.

Joakim Skovgaard darf der Dürer der Dänen genannt werden: in ihm findet sein Volkstum und seine Gegenwart den stärksten und wahrsten Ausdruck.

Und nun wieder meine Frage: Weshalb erlebt das dänische Volk heute solche Auferstehungsfreuden? Weshalb nichts Ähnliches unser deutsches Volk?

Die Antwort habe ich schon gegeben, indem ich Skovgaards Entwicklungsgang erwähnte: er ist ein Schüler des nationalen Geistes, den N. Grundtvig weckte; er hat sich rechtzeitig auf die starken Wurzeln der Kraft besonnen, die im vaterländischen Boden ruhen; er wollte nicht mehr und nicht weniger sein als ein echtes Kind seines engen Vaterlandes.

Gehet hin, meine deutschen Brüder, und tuet ein Gleiches!

Man glaubt nicht, wie sehr mich dieser Anblick in dem Bestreben bestärkt hat, auszuharren im Kampfe gegen die Fremdländerei in den deutschen Schulen; wie sehr er mir auch recht gegeben hat in dem Kampfe, den ich nun bald zehn Jahre lang gegen eine zu despotische und zu mechanische Abrichtung der deutschen Jugend führe! Ich suchte in Dänemark Beiträge zu der Jugendgeschichte meines Vaters, dessen Biographie ich schreibe, aber ich fand viel, viel mehr: ich fand eine Bestätigung meiner Lebensarbeit und damit eine innere Kräftigung, die — so hoffe ich — bis zu meiner letzten Stunde vorhalten soll. Ich möchte biblisch sagen: Ich ging aus, eine Eselin zu suchen, und fand ein Königreich.



Ein Protest deutscher Künstler

Als ich das in den letzten Wochen vielbesprochene Büchlein in die Hand nahm, dachte ich bei mir: „Endlich!" Beim Lesen mancher Stellen fragte ich mich: „Schon?" Aus der Hand legte ich es mit dem Eindruck: „Viel Lärm um nichts."

Endlich wagt ein großer Teil der Künstlerschaft den Notruf öffentlich zu erheben, der heimlich schon lange umgeht, dem mancher von uns seit Jahr und Tag starken und doch auch vielgehörten Ausdruck verliehen hat. „Schon?" sagte ich mir bei so manchen Ausführungen, zumal auch von Kunstschriftstellern, die hier das Gegenteil von dem sagen, was sie noch vor kurzem verkündeten, die jetzt ungefähr das ausführen, um dessentwillen wir anderen vor Jahren als rückständig oder reaktionär bezeichnet wurden.

Die Gesamtenttäuschung hat leider tiefere Gründe. Um wirksam zu protestieren, muß man jenen Mut des Protestes haben, der sich in den Worten kristallisiert: „Hier stehe ich — ich kann nicht anders." Von diesen mehr als hundert Künstlern, die sich dem Protestruf Karl

Binnens angeschlossen haben, steht kaum einer stark und gerade da. Die meisten winden sich, die Faust steckt in der Tasche und umkrampft den Geldbeutel.

Wir wollen hier nochmals nüchtern und klar sagen, worum es sich handelt. Es geschieht im Türmer damit nicht zum erstenmal, und es ist auf der andern Seite bezeichnend für die Veranstalter des Protestes und ihre ganze schwächliche Haltung, daß kein einziger von ihnen darauf hinweist, daß es in Deutschland auch Kunstschriftsteller gibt, die seit Jahren diesen Standpunkt, wie ich glaube, entschiedener und mit schärferer Begründung vertreten haben, auf den sich jetzt die Künstler stellen. Es gehört ins Kapitel der Mutlosigkeit, daß man im Gegenteil ängstlich alle jene Schriftsteller und auch Künstler gemieden hat, die einen bewußt nationalen Standpunkt vertreten. Das ist weiter nichts als Feigheit, genau wie die ewigen Verbeugungen und einschränkenden Beteuerungen über die Grenze hinaus. Denn selbst wenn manche der hier gemeinten Schriftsteller und Künstler — ich persönlich fühle mich damit nicht getroffen — gelegentlich etwas einseitig vorgegangen sein und übers Ziel hinausgeschossen haben sollten, so sollte man ihnen dennoch dankbar dafür sein, daß sie sich gegen den allgemeinen Fremdtaumel gewehrt haben. Dabei haben auch sie über den idealen Gründen durchaus nicht eine vernünftige Nationalökonomie vergessen.

Diese Broschüre aber ist eigentlich nur entstanden, weil sich unsere Künstler in ihrer sozialen Existenz gefährdet sehen. Ich bin weit entfernt, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, bin im Gegenteil immer für eine vernünftige Kunstpolitik eingetreten, zu deren wichtigsten Grundlagen eine kluge Finanzwirtschaft gehört. Aber ich kann trotzdem die Enttäuschung nicht verbergen, die ich darüber empfinde, daß von den vielen Künstlern kaum einer die tieferen Wesensunterschiede zwischen deutscher und ausländischer — im Grunde handelt es sich nur um französische — Kunst festlegt und aus dieser sachlichen Erkenntnis heraus den Auslandstaumel bekämpft. Man merkt jedem ordentlich die Scheu an, nur ja nicht für einen Deutschtümler gehalten zu werden. Nicht ein einziger erkennt den grundsätzlichen Unterschied zwischen international und universal, erkennt, daß Internationalität nur Schwäche ist, daß nur die universalen Eigenschaften die Grenzüberbrückung zwischen den Nationalitäten rechtfertigen, sie aber darum auch ganz von selber bringen. Manchmal äußert sich dieser Standpunkt geradezu in barocker Kurzsichtigkeit.

Aus der Geschichte haben diese Leute gar nichts gelernt, vor allem auch nicht den grundsätzlichen Unterschied erfaßt, der zwischen Technik und Sehweise liegt. Der Impressionismus zum Beispiel, um den es sich hier ja meistens dreht, ist keine Technik, sondern eine Sehweise. Die letztere zu übernehmen, bei anderen zu lernen, muß ein Verhängnis sein, weil ich damit auch meine Persönlichkeit aufgebe. Der Impressionismus als Sehweise war übrigens in Deutschland genau so gut und so früh entstanden wie in Frankreich. Das hat uns doch die Jahrhundertausstellung bewiesen. Das wissen wir aus den Frühwerken Menzels. Diese impressionistische Sehweise hängt eben mit der geistigen und seelischen Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts zusammen, mit der ganz anderen Einstellung zur Natur, und mußte sich infolgedessen auch in Deutschland entwickeln, hier aber natürlich dem deutschen Wesen gemäß. Und warum ist der junge Menzel mit seiner Art damals nicht durchgedrungen? Warum hätte man ihn nach seinen Aussprüchen in Deutschland verhungern lassen? Doch nur, weil damals im bewunderten und nachgeäfften Ausland diese Sehweise noch nicht durchgedrungen war.

Es ist genau dasselbe wie in der Literatur, wo wir den Naturalismus, den Jeremias Gotthelf lange vor Zola in großartigster Weise deutschem Wesen gemäß durchgeführt hatte, erst von den Franzosen übernahmen; wo wir, weil wir Hebbel nicht kannten, zu Ibsen in die Schule gingen, was wir sonst gar nicht notwendig gehabt hätten.

Daß die französische Malerei, wie vorzeiten die italienische und die holländische, eine der deutschen überlegene Technik besaß, soll gar nicht bestritten werden. Aber woran liegt und lag diese Überlegenheit? Doch gerade in der außerordentlichen Seßhaftigkeit, im strengen

nationalen Konservativismus dieser Kunst. Tradition des Handwerklichen ist hier alles. Ein Sicherheitsgefühl für die Eigenart, ein Vertrauen zu derselben, so daß man es erst der späteren persönlichen Entwicklung überläßt, zum Abweichen von der Regel, zum persönlichen Experimentieren zu gelangen. Da orakelt Franz Servaes, auch einer von denen, die immer Herolde des Fremden waren und nun hier wacker mitprotestieren, es sei „zeitweise notwendig, daß unsere deutsche Kunst, wenn Anzeichen des Stauens und Versiegens sich bemerkbar machen, bei der Kunst anderer Länder und Zeiten in die Schule geht".

Aber wer soll denn feststellen, daß solche Zeiten eintreten? Etwa die Herren Kritiker? — Und wer soll dann die Schulmeister weisen? Etwa die geschäftsmäßigen Feuilletonisten, die grundsätzlich von jeder Auslandsreise neue Sensationen mitbringen müssen? Wie kann man gerade angesichts der außerordentlichen Leistungsfähigkeit der französischen Kunst behaupten, daß eine so sichere Tradition, ein so durchaus zunächst innerhalb der Grenzen Bauen unbedingt schädlich sein müßte? Gehen die Franzosen jemals beim Auslande in die Schule? Sind sie den ausländischen Einflüssen ohne weiteres zugänglich? — Die Geschichte vermeldet nichts davon. Im Gegenteil! Die Verarbeitung der ausländischen Einflüsse ist bei den Franzosen immerwährend rein persönliche Angelegenheit der Künstler, und zwar g e r e i f t e r Künstler. Deshalb waren sie auch meistens fruchtbar.

Ich weiß ganz allein, daß, gerade weil wir nicht Franzosen, sondern Deutsche sind, die Kunst der anderen Völker für uns bedeutsamer ist. Ich glaube selbst daran, daß wir die zur Universalität in der Kunst Berufenen sind. Aber es ist noch keiner universal geworden, der nicht im Grunde durch und durch national ist.

Die Herren Künstler bekunden einen tiefen Ingrimm gegen die bösen Ä s t h e t i k e r, die das Publikum irreführen, deren Typus Herr Meier-Gräfe wiederholt genannt wird. Ich teile diesen Haß und habe mich auch nie gescheut, ihn auszusprechen. Aber nur bei uns ist es denkbar, daß ein solcher Kunstschriftsteller zu solchem Einfluß auf dem Kunstmarkt kommt. Nur bei uns läßt man sich durch eine derartige Dreistigkeit des Vortrages imponieren, weil nur bei uns jemand etwas damit ausrichten kann, daß er anderen vorwirft: „Ihr seid national beschränkt! Ihr seid Deutschtümler!" In anderen Ländern dürfte ein Mann, dessen herostratische Umsturzsucht ebenso wie seine Verzückungsgelüste seltsamerweise immer ganz parallel den Interessen bestimmter Kunsthändlergruppen gehen, höchstens als Exzentrik beklatscht und verlacht werden. Bei uns darf er die Entwicklungsgeschichte der Kunst auf den Kopf stellen, trotzdem jeder genauer zusehende Historiker ihm die Grundpfeiler seines Gebäudes einrennen kann. Bei uns dauert es jahrelang, bis die Künstler sich zu einem Widerspruch ermannen; jahrelang, bis sie den Nachweis erbringen, wieviel in seinen und anderen Werken — Muthers „Geschichte der Malerei" gehört auch hierher — Atelierklatsch ist. Es gehört ins gleiche Kapitel, wenn jetzt in diesem Protest ein Kritiker wie Hans Rosenhagen, der jahrelang grundsätzlich die Schlepperdienste für die Fremde geleistet hat, als Fürsprecher für nationale Kunst erscheinen darf. Soll etwa dadurch das Publikum aufgeklärt werden? Ganz so vergeßlich, wie sich die Veranstalter dieser Broschüre zu denken scheinen, ist die Leserschaft doch nicht. Und wer die hundert Feuilletons des genannten Kritikers früher gelesen und davon etwas behalten hat, mag sich baß verwundern, ihn jetzt als Eideshelfer für nationale Kunst auf dem Platze zu sehen. Schließlich hätte auch der Kunsthändler Cassirer in diesem Büchlein mitreden dürfen, denn er wird kaum zugeben, etwas anderes als „wirkliche Kunst" importiert zu haben.

Aber die Künstler haben am Übermaß der Fremdenzufuhr nicht nur Mitschuld durch ihr feiges Schweigen, sie haben auch selber daran mitgearbeitet. Wie haben sie sich bemüht, ihre großen Ausstellungen möglichst oft international zu gestalten! Große Reisen ins Ausland haben sie machen lassen, um von dorther möglichst viel Aussteller ins Land zu holen. Und welch unbegreifliche Bedingungen sind sie dem Ausland gegenüber immer eingegangen, indem sie ihm volle Juryfreiheit zugestanden! Wieviel Schund konnte man seit zwanzig Jahren auf

den großen deutschen Kunstausstellungen gerade an ausländischer Ware sehen! Und das Publikum kann doch nicht so dumm sein, anzunehmen, daß aus lauter De- und Wehmut unsere Künstler vom Ausland sich gleichgültige Ware verschreiben. Das Publikum mußte doch annehmen, daß dieses Ausländische, das man sich von so fern her kommen ließ, besondere Werte darstellt. Erst recht ein deutsches Publikum, bei dem die Überschätzung alles Fremden zu einer charakteristischen Eigenschaft geworden ist. Und waren es nicht immer deutsche Künstler, die, sobald von spekulativen Kunsthändlern Ausstellungen neuer fremder Kunst veranstaltet wurden, ihre schriftstellerische Begabung entdeckten und diese Ausstellungen in allen Tönen anpriesen? Welche Reklame haben noch im letzten Jahre Berliner Künstler für die große Manet-Ausstellung hier gemacht?! Liebermann hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Weisheit der Mannheimer Stadtverordneten zu preisen, die sich einen charakterlosen, ja, geradezu schlechten Manet für 96 000 ℳ aufhängen ließen.

Überhaupt, wo haben bei diesem Manet-Rummel die Künstler ihre Pflicht erfüllt? Der Veranstalter dieses Protestes, Karl Vinnen, gibt für sich selbst ein charakteristisches Beispiel. Die Stelle ist für die ganze Tonart dieses mit steten Einschränkungen und verwahrenden Verbeugungen ausstaffierten Protestes so charakteristisch, daß ich sie hier ausführlich mitteile:

„Fern liegt mir, den großen Nutzen der Befruchtung durch die hohe Kultur der französischen Kunst auf die unserige zu leugnen, und wenn ich kürzlich, um zu lernen, selbst für längere Zeit nach Paris ging, so beweist das hinreichend meine Hochschätzung. Aber die Spekulation hat sich dieser Frage bemächtigt, deutsche und französische Kunsthändler haben sich die Hand gereicht, und unter dem Deckmantel, künstlerische Zwecke zu fördern, wird Deutschland mit großen Massen französischer Bilder überschwemmt. Es sind durchschnittlich die Überreste, die uns gegönnt werden, nämlich das, was das Heimatland und die großen amerikanischen Börsenfürsten übriggelassen haben. Daß ab und zu noch Perlen darunter sind, soll nicht bestritten werden, aber die Menge ist doch derartig, daß es für die Überlegenheit der französischen Kunst keine genügende Beweise liefert. Und nun sehen wir den Circulus vitiosus. Durch die Schleusen der Kunstliteratur kommt diese Bilderflut ins Land, und hier berauscht sich an ihr wieder die Literatur aufs neue; diese Begeisterung in der Presse verhilft nun wiederum den Händlern, zu exorbitanten Preisen die Bilder an deutsche Sammler loszuwerden. Wie enorm diese Mehrwertungen sind, möge es illustrieren, daß zum Beispiel die Dame in grün-schwarzem Kleide von Monet dem Künstler 700 Fr. einbrachte, der Bremer Kunsthalle aber 50 000 ℳ kostete. Und doch habe ich seinerzeit, als der um die Entwicklung unseres bremischen Kunstlebens und die sehr vornehme Ausgestaltung unserer Galerie außerordentlich verdiente Direktor Pauli das Bild vorschlug, auch d a f ü r gestimmt und würde es angesichts des hohen Kunstwertes noch heute tun. Es gibt eben Ausnahmen, bei denen man nicht auf Geld sehen darf. Kein echter Künstler würde feilschen wollen, wenn es sich um wirkliche Meisterwerke, wo es sich um das Beste handelt, das ein Großer geschaffen hat, einerlei, wes Volkes er sei. Wenn wir nun aber sehen, wie zum Beispiel neuerdings in Deutschland für flüchtige Studien van Goghs, selbst für solche, in denen ein Künstler die drei Dimensionen vermißt, Zeichnung, Farbe und Stimmung, 30—40 000 ℳ anstandslos bezahlt werden, wie nicht genug alte Atelierreste von Monet, Sisley, Pissarro usw. auf den deutschen Markt gebracht werden können, um die Nachfrage zu befriedigen, so muß man sagen, daß im allgemeinen eine derartige Preistreiberei französischer Bilder stattgefunden hat — allerdings bezahlt Frankreich selbst diese Preise nicht —, daß hier eine Überwertung vorzuliegen scheint, die das deutsche Volk nicht auf die Dauer mitmachen sollte. Daß diese Preise, die heute durch künstliche Konjunktur zu schwindelnder Höhe getrieben sind, sich jemals auch nur annähernd halten werden, dürfte billig zu bezweifeln sein."

Herr Vinnen kann aus einigen Stellen seiner eigenen Broschüre entnehmen, wie er hätte antworten sollen, zum Beispiel aus jener von Prof. Fernberg mitgeteilten Stellungnahme eines Mitgliedes der Kommission der Brüsseler Weltausstellung, das dem Minister Vorschläge

für den Ankauf für die staatlichen Sammlungen zu machen hatte. Dieser Mann sagte: „Wir möchten sehr gern zur Vervollständigung unserer Galerien Werke der neueren und älteren Franzosen kaufen, aber deren Bilder sind zehnmal so teuer als die unserer eigenen, besten Meister, während sie durchaus nicht zehnmal so gut sind. Man würde uns mit Recht Verschleuderung der öffentlichen Mittel vorwerfen, da jedermann weiß, daß den großen Unterschied nur die Kunsthändler einstecken.“ —

Herr Vinnen ersteht vor meinen Augen als echter deutscher Künstler-Protestant und hält als solcher vor der Bremer Kaufkommission folgende Rede: „Meine Herren! Ich persönlich bin der festen Überzeugung, daß Manet nicht nur in der Entwicklungsgeschichte der Malerei eine bedeutende Stellung einnimmt, sondern daß auch das uns zum Ankauf angebotene Werk eine bedeutende Kunstleistung ist. Dennoch kann ich Ihnen zum Ankauf dieses Werkes für den Preis von 50 000 ℳ nicht raten, erstens weil Sie viel nähere Pflichten zu erfüllen haben gegen die deutsche Kunst, zweitens weil jetzt der denkbar ungeeignetste Augenblick ist, einen Manet zu kaufen. Es ist bekannt bzw. für jeden mit den Kunsthandelsverhältnissen auch nur einigermaßen Vertrauten sofort durchschaubar, daß diese Überflutung Deutschlands mit Werken Manets die Mache einiger Kunsthändler ist, die künstlich eine Hausse in Manet-Werten herbeigeführt haben.

Meine Herren! Sie als Einwohner dieser großen Handelsstadt Bremen werden mir alle zustimmen, daß kein vernünftiger Vermögensverwalter Wertpapiere dann kauft, wenn sie durch eine Reihe nie wiederkehrender Umstände zu einer Höhe hinaufgetrieben worden sind, die mit dem inneren Dauerwert derselben nicht mehr in verstandesmäßige Beziehung zu bringen ist. Wir sind vielleicht ohnmächtig gegen diese ganze Preistreiberei, da sie von einer Ästhetengruppe in der Presse unterstützt wird; aber überlassen wir es dann wenigstens dem urteillosen Parvenütum privater Kunstsnobs, sich gerade jetzt in den Besitz eines solchen Werkes zu setzen. Wir, die wir Gelder der Öffentlichkeit verwalten, dürfen nicht in dieser Weise unser künstlerisches Volkskapital schädigen.“

Vielleicht hätte sich ein Kunstbanause erhoben und hätte gesagt: „Aber, Herr Vinnen, ich begreife es von Ihnen als Künstler nicht, daß Sie Kunstwerken gegenüber so nüchtern rechnen. Sie wissen doch selbst, welch ungeheure Summen jetzt für Werke alter Meister bezahlt werden, und mancher Ihrer bedeutendsten Kollegen hat für diese Zeit der französischen Malerei die Bezeichnung ‚klassisch‘ geprägt.“ (Kunstbanausen nenne ich solche Kunstschwärmer, weil sie genau so in der elendesten Phrase stecken bleiben wie die philiströsen Kunstgegner.)

Daraufhin hätte Herr Vinnen antworten können: „Ich habe auf meinen Studienreisen im Auslande eine große Zahl der ersten Galerien kennen gelernt, Galerien, die Weltruf genießen, und denen niemals ihre Lücken vorgehalten werden. Nun wohl, ich habe in diesen weltstädtischen Galerien Werke unserer ersten anerkannten deutschen Meister umsonst gesucht. Ich sehe nicht ein, weshalb in Deutschland jede Galerie sich bemühen soll, gerade in bezug aufs Ausland möglichst reichhaltig zu sein, bevor wir die eigene nationale Kunst in vollständiger Reihenfolge vorführen können. Wohin dieses Bestreben führt, können Sie, meine Herren, daran sehen, daß in Posen, wo jüngst eine wissenschaftliche Akademie und ein Museum zur Hebung des Deutschtums in den Ostmarken gegründet wurde, als erster Ankauf, der das ganze zur Verfügung stehende Geld verschlang, eine Studie von Monet erworben wurde! Meine Herren! Sie glauben gar nicht, wie ungeheuer wir durch dieses Verhalten das moralische Ansehen der deutschen Kunst und die soziale Stellung der deutschen Künstler gerade vor dem Auslande schädigen. Der Ausländer, der unsere Galerien besucht, der unser ganzes Kunstleben verfolgt, sieht, wie wir uns leidenschaftlich bemühen, für unser gutes Geld Werke des Auslandes zu erwerben, wie wir diese überall denen des Inlandes vorziehen. Wie soll dann der Ausländer nicht auf die Meinung kommen, daß unsere deutsche Kunst minderwertig sein müsse?! Soll er sie höher bewerten, als wir es selbst tun?“

Und wenn dann vielleicht der Direktor der Bremer Kunsthalle sich zum Worte gemeldet und ausgeführt hätte, daß es zweifellos einen Ehrentitel für die ihm unterstellte Galerie bedeute, sich als eine der ersten diese bedeutenden Werke des Auslandes zu sichern, daß er vom wissenschaftlichen Standpunkte der Entwicklungsgeschichte der Kunst aus eine solche Lücke in seiner Galerie schmerzlich empfinden würde usw., so hätte Herr Vinnen als Vertreter der lebendigen deutschen Gegenwartskunst dem Wissenschaftler gegenüber folgendes ausführen können:

„Wenn die Stellung der Museumsdirektoren weniger das Amt eines einfachen Verwaltungsbeamten sein soll als das eines weitsichtigen Kunstpolitikers, so habe ich unserem verehrten Herrn Direktor folgendes anheimzugeben: Es ist ihm leicht nachzufühlen, daß seinem wissenschaftlichen Historikerherzen als Idealbild eine Bildersammlung vorschwebt, die wie das gutgewählte Illustrationsmaterial einer Kunstgeschichte die lückenlose Entwicklung der Kunst darstellt. Spielte das Geld überhaupt keine Rolle, so ist dieses Ziel für die Gegenwart und unmittelbare Vergangenheit unschwer zu verwirklichen. Es liegt freilich auch gar kein Verdienst darin, mit Hilfe ungezählter Tausende eine derartige Sammlung zusammenzubringen. Es liegt erst recht kein Verdienst darin, wenn man sich bei diesen Ankäufen jeweils nach der Einschätzung des Tages richtet, wenn man also Manet kauft, wo alle Welt behauptet, daß dieser überhaupt nicht überzahlt werden kann. Man ist dann jedenfalls seines Erfolges bei den Zeitgenossen, sagen wir besser: bei der Tagespresse sicher. Freilich bedarf es zu einer derartigen Ausübung des Museumsdirektoramtes keiner einzigen jener Tugenden, die zum Wesen des weitsichtigen, großzügigen und wirklich nützlichen Kunstsammlers gehören. Da aber nun kein einziger Museumsdirektor in dieser einfachen Lage ist, da auch die reichsten deutschen Museen nur mit einem ganz beschränkten Etat zu rechnen haben, so wird es zur Hauptpflicht eines Museumsdirektors, diesen Sammlerinstinkt, den auch in Deutschland schon manche private Sammler entfaltet haben, zu bewähren. Ich erinnere an den Grafen Schack in München oder den Kaufmann Laroche in Basel. Diese Liebhaber, die sich keineswegs die herablassende Urteilsfähigkeit anmaßten, wie es die Gewohnheit der meisten unserer Museumsdirektoren ist, haben Ausschau gehalten nach alledem, was ihnen in ihrer zeitgenössischen Kunst wertvoll zu sein schien. Sie haben ringenden, strebenden Künstlern Werke abgekauft und sie zu Arbeiten ermutigt. Sie haben mit verhältnismäßig geringen Geldmitteln Galerien zustande gebracht, die wenige Jahrzehnte später nicht nur um das Zehn- und Zwanzigfache ihres Anschaffungswertes eingeschätzt wurden, sie haben durch dieses frühzeitige Kaufen auch ein Bild der zeitgenössischen nationalen Kunst gegeben, wie es in dieser Vollständigkeit und Reichhaltigkeit später niemals wieder herzustellen ist. Sie haben aber endlich einer großen Zahl von Künstlern ihr ganzes Künstlertum ermöglicht, haben ihnen die Mittel zum Schaffen und zum Wirken gegeben. Diese Sammler haben also den geistigen, künstlerischen und ökonomischen Nationalbesitz ihres Volkes riesig gesteigert.

Darin sehe ich die eigentliche Aufgabe unserer Museumsdirektoren. Selbst wenn sie sich dann gelegentlich überkaufen sollten, wenn ihnen das eine oder andere Werk mit unterliefe, das auf die Dauer nicht das hält, was es ihnen zur Zeit des Ankaufs wert schien, so wäre der Verlust nur klein im Verhältnis zu dem riesigen Gewinn, den sie alles in allem der nationalen Kunst und der eigenen Künstlerschaft gebracht hätten. Es ist ein Wahnwitz, die Augen immer nur rückwärts zu wenden, immer nur das Vergangene zu sammeln und dadurch tote Kapitalien zu unvernünftigen und die eigene Zeit erdrückenden Werten zu steigern. Die Geschichte sämtlicher Museen und Galerien zeigt uns, daß wertvolle Sammlungen nur aus dem Gegenwartsgeiste heraus geschaffen worden sind. Dieser Gegenwartsgeist trägt in sich die Zukunftswerte und schafft der Zukunft gleichzeitig eine geschlossene eigene Vergangenheit, auf der sie dann leicht weiterbauen kann.

Ich komme darum zum Schluß, meine Herren! Wir haben hier 50 000 *M.* Für diese

können wir dieses eine Bild des Franzosen Edouard Manet kaufen. Wie ich schon bemerkte: ich schätze dieses Bild als ein Kunstwerk, aber ich muß Ihnen sagen, daß nach menschlichem Ermessen dieses Bild jetzt um einen Kaufpreis erworben wird, wie er nur durch ganz besondere, für uns als Käufer denkbar ungünstige Verhältnisse am Kunstmarkt erreicht werden konnte. Meine Herren! Sie können für diese 50 000 ℳ auf der anderen Seite von deutscher Gegenwartskunst zwanzig Bilder kaufen, für deren technische Gediegenheit ich Ihnen als Künstler bürge. Wenn Sie Bilder wählen, in denen nach Ihrem Empfinden wirklich persönliches Leben sich ausspricht, Bilder, die etwas zu sagen haben, so ist es ganz unmöglich, daß, selbst wenn wir uns in fünf von diesen zwanzig Fällen irren sollten, die heute gemachte Kapitalsanlage nicht in zwanzig Jahren sich wird vervierfacht haben. Davon abgesehen, erwerben Sie auf der einen Seite mit dem Werke Manets ein Bild, zu dem seiner ganzen Art nach unsere Einwohnerschaft ein inneres Verhältnis kaum gewinnen kann, dazu ist es eben zu französisch. Mit den anderen Bildern aber zeigen Sie unserem deutschen Volke eine seinem Wesen gemäße, ihm innerlich verwandte und darum auch ihm etwas gebende Kunst. Endlich aber helfen Sie zwanzig Künstlern in unserem Lande auf diese Weise weiterarbeiten. Vielleicht bewahren Sie manch einen vor dem Verkommen. Die Geschichte unserer deutschen Malerei ist reich genug an Talenten, die verkümmert sind, die ihr Bestes niemals zu geben vermochten, weil sie keine Unterstützung erhielten.

Ich weiß, meine Herren, daß mir diese Worte leicht verdacht werden können, daß sie anders klingen als die schwungvolle Phrase von unschätzbaren Kunstwerten. Aber die Not des deutschen Künstlerstandes, die künstlerische Not unseres Volkes gebietet mir, Protest zu erheben gegen die jetzt üblich gewordene Art, die Kunstgelder unseres Volkes für Vergangenheits- oder Auslandswerte zu vergeuden. Ich mußte darum protestieren als deutscher Künstler, als lebendiges Glied meines Volkes gegen vertrocknete Kunstwissenschaft, gegen weltfremde Kunstheuchelei und gegen gewinnsüchtiges Kunstspekulantentum."

Ich drücke im Geiste nun Herrn Karl Vinnen für die von ihm nicht gehaltene Rede die Hand und kann ihm aus eigener Erfahrung versichern, daß Hunderte deutsche Künstler und viele Tausende deutscher Männer und Frauen sich zu diesem Proteste bekennen.

Karl Storck



Eine Geschichte der Baukunst

In unserer riesig angeschwollenen kunstgeschichtlichen Literatur fehlte es bislang doch an einer Geschichte der Baukunst von jenem glücklichen Umfange, der sich weder um der Knappheit willen jede tieferdringende Ausführung versagen muß, noch auf der anderen Seite durch das Eingehen auf jegliche Einzelheit abschreckt. Die Baukunst erheischt überdies eine etwas andere Behandlung, als die anderen bildenden Künste, und darum versagen auch allzu leicht die Gesamtdarstellungen des kunstgeschichtlichen Gebietes. Zumal der Architekt selbst oder die Baukunstbeflissenen werden sich auch über die Technik des Bauwesens unterrichten wollen. Dann kommt hinzu, daß für eine nach allen Seiten hin gerechte Beurteilung der Baukunst das archäologische und ästhetische Interesse allein nicht ausreicht, daß ein tiefer Einblick in die praktische Lösung der jeweils gestellten Aufgabe unentbehrlich ist. Schließlich beruht eine gesunde Einstellung, zumal bei den Bauenden selbst, vor allem darauf, daß sie als oberstes Ziel ihrer Arbeit erkennen, für eine bestimmte Aufgabe die vollkommene architektonische Lösung zu finden. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kunst doch auch letzterdings nur ein Ausdruck der Kultur ist, daß diese Kultur auch von der Kunst häufig verlangen kann, daß diese sich nur als Dienerin am Werke fühlt und nicht als frei schaltende Herrin. Und gerade bei der

Baukunst werden wir jenem Künstler die höhere Anerkennung zollen müssen, dem es gelingt, einen Bau ganz seinen Gebrauchszwecken entsprechend zu errichten und für diese hohe Zweckmäßigkeit eine schöne Lösung zu finden. Das ist eigentlich mehr, als die ja verhältnismäßig seltene Gelegenheit, wo ein Baumeister ganz unabhängig von irgendwelchen Gebrauchszwecken seine architektonischen Träume verwirklichen durfte.

Wir haben jetzt ein aus diesem Geiste heraus geschaffenes Buch erhalten, unter dem Titel: „Die Baukunst in ihrer Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart. Eine Einführung in Geschichte, Technik und Stil.“ Sein Verfasser ist der Stuttgarter Reg.-Rat Prof. Karl O. Hartmann. (Leipzig, Verlag von Karl Scholtze.) Das Buch umfaßt gleichmäßig das ganze Gebiet der Architektur. Es beabsichtigt, die einzelnen Epochen in dem Maße, wie sie für deren Entwicklung nach der technischen und formalen Seite von Bedeutung und für das Kultur- und Geistesleben der Völker in den bestimmten Zeitaltern bezeichnend sind, darzulegen. Bis jetzt liegen zwei Bände vor. Der erste umfaßt die Baukunst des Altertums und des Islams mit 253 Abbildungen (geh. M 7.50, geb. M 8.50). Der zweite Band behandelt die Baukunst des Mittelalters und der Renaissance, und gibt dazu 377 Abbildungen (geh. M 8.50, geb. M 9.50).

Der Verfasser hat eine strenge Gliederung angestrebt, die um so überzeugender wirkt, als sie sich in den einzelnen Teilen immer wiederholt. Auch jedes einzene Kapitel zeigt diese Gleichartigkeit der Behandlung. Es bringt zuerst die allgemeinen, im Volkstum, seiner Kultur und seiner Geschichte gegebenen Grundlagen. Danach werden die treibenden Kräfte für das Kunstschaffen beleuchtet, die Bauaufgaben ergründet und dann die Arbeit der Technik, wie sie jeweils angewendet wurde, dargelegt. Den Beschluß macht die Beschreibung der wichtigsten Baudenkmäler Diese Beschreibung kann verhältnismäßig kurz sein, da ja das den Denkmälern einer bestimmten Periode und eines bestimmten Landes in der Raumbildung, Architektur und Dekoration Gemeinsame bereits im allgemeineren Teil behandelt ist Diese Art der Behandlung erweist sich als außerordentlich fruchtbar, weil ja sowohl für den genießenden Betrachter wie für den Historiker die Erkenntnis des Gemeinsamen, des geradezu Grundsätzlichen in der Bauweise jeder Periode am wichtigsten ist. Das Besondere jedes Baues zu genießen, ist nur demjenigen möglich, der das Gemeinsame stark gefühlt hat.

Besonders dankbar begrüße ich dann auch die Art, wie der Verfasser jedem Kapitel die Darstellung der allgemeinen und geschichtlichen Grundlage, also eine Beschreibung über Land, Volk, Religion und Geschichte, voranschickt. Auf diese Weise wächst einem danach die Baukunst der Völker geradezu natürlich aus dem Boden heraus. Denn der Verfasser hat recht, wenn er betont: „Die von einem Volksstamme in einem geschlossenen Kulturkreise entwickelte Kunst ist stets eine Errungenschaft, die aus seinen geistigen Ideen und Anschauungen, seinen Lebensverhältnissen und dem ihm für den künstlerischen Ausdruck zu Gebote stehenden Mitteln mit notwendiger Konsequenz hervorgehen mußte. Und überall da, wo in sonst verschiedenen Kulturkreisen eine Übereinstimmung in den Grundbedingungen sich findet, muß diese auch in der Kunst selbst zur Erscheinung kommen. Im weiteren muß aber auch jegliche Veränderung dieser Grundlagen durch Aufnahme fremder Vorstellungen, Eindringen anderer Sitten und Gewohnheiten, durch Wechsel der äußeren Lebensverhältnisse, Aneignung neuer Mittel, wie sie namentlich bei der Einwirkung fremder Kulturen sich ergeben, auch in der Kunst der so berührten oder sich schneidenden Kulturkreise ein entsprechendes Spiegelbild hervorrufen.“

Von dieser tiefdringenden Verbindung der Baukunst mit dem Boden, aus dem sie herausgewachsen ist, erhoffe ich mir nicht nur eine reichere Erkenntnis des bisher Geleisteten, sondern auch eine erzieherische Einwirkung auf die Schaffenden, daß sie wieder Gefühl bekommen für die innere Bodenständigkeit ihrer Kunst.

Die Vortragsweise des Buches ist klar, lebhaft und ohne alle gesuchte Geistreichelei. Besonderes Lob verdient der reiche und durchaus nicht herkömmlich gewählte Bildschmuck, der, wie übrigens die ganze buchtechnische Ausstattung, sehr gut ausgeführt ist. K. St.



Zu unseren Bildern

Den Hauptschmuck des Heftes bilden die in Deutschland zum erstenmal gezeigten Abbildungen nach Werken des großen Dänen Joakim Skovgaard, über den man die Ausführungen Gurlitts nachlesen möge.

Zwei Innenbilder von A. v. Brandis, über dessen Schaffen der Türmer vor drei Jahren (X. Jahrg., Heft 7) ausführlich berichtete, zeigen die eigenartige Mischung von kraftvollem Vortrag mit zartester Empfindung, die den Interieurs dieses Künstlers in den letzten Jahren eine wachsende Beliebtheit auf allen Ausstellungen und in Käuferkreisen verschafft haben.

Für das Bild „Ein stiller Winkel" von Konrad Lessing wird gerade die jetzige Jahreszeit die richtige Stimmung mitbringen. Brütende Sommerhitze hat auch das geringe Leben noch eingeschläfert, das sonst in diesem Winkel haust. Selbst das Picken der Hühner wirkt eher einschläfernd. Und doch, wie reich an Leben, an mannigfaltigen Formen und Farben ist solch abgelegenes Erdenfleckchen! Wie glücklich sind aber auch alle Maße zwischen den Bauwerken, wie sicher gestaltet sich der Raum!? Dabei hat bei der Anlage sicher keine künstlerische Absicht mitgewaltet. Wo eben der Mensch ganz natürlich bleibt und ganz treu die gestellte Aufgabe nach bestem Können erfüllt, entsteht naturnotwendig ein Echtes. Dieses aber hat auch immer eine eigene Schönheit.

Aber nicht nur um ein sympathisches Bild zu zeigen, bringen wir diese Abbildung, sondern auch um auf ein Wiedergabeverfahren hinzuweisen, das für den künstlerischen Hausschmuck von höchster Bedeutung ist. Die Neue Photographische Gesellschaft zu Steglitz-Berlin hat die Reproduktionstechnik des Bromsilberverfahrens auf eine Höhe entwickelt, daß es nun berufen erscheint, die viel teurere Photogravüre in zahlreichen Fällen abzulösen. Bei diesem Verfahren fällt (bis auf die geringe photographische Retusche) jede Zwischenarbeit bei der Wiedergabe weg, die von höchster Treue und schlichter Wahrhaftigkeit ist. Licht- und Schattenwirkungen kommen genau wie sie der Künstler beabsichtigt hat, ja man erkennt sogar ganz gut alle Einzelheiten der Maltechnik. Dazu kommt nun die erstaunliche Billigkeit. Die Vorlage zu unserem Bilde zeigt eine reine Bildgröße von 50 zu 63 Zentimetern; dabei kostet das aufgezogene Bild nur 10 *M*. Die Photographische Gesellschaft hat schon eine große Zahl von Gemälden in diesem Verfahren reproduziert, so daß jeder Geschmack Passendes findet. St.





Gegen die musikalische Schundliteratur

Von Dr. Karl Storck

In der Osterwoche tagte im Reichstagsgebäude zu Berlin der vom Musikpädagogischen Verband einberufene Musikpädagogische Kongreß. Es war der fünfte seit dem Jahre 1903, in dem der genannte Verband gegründet wurde, und, um es gleich vorauszuschicken, nach außen und innen weitaus der bedeutendste. Nach außen zeigte sich diese Bedeutung in der großen Zahl der aus allen Teilen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und auch des sprachlichen Auslandes herbeigeeilten Vertreter, die nicht nur bei den sechs Hauptversammlungen den großen Plenarsaal bis auf den letzten Platz füllten, sondern auch für eine außerordentlich starke Teilnahme an den gleichzeitig in zwei, ja drei Nebensälen arbeitenden Kommissionssitzungen ausreichte. Mehrere deutsche Staatsregierungen waren vertreten, zahlreiche Städte und Vereine hatten Abgeordnete entsandt. Mit einem Wort: die ganze Veranstaltung trug den Charakter einer innerlich bedeutenden und auch von der breiteren Öffentlichkeit als bedeutsam empfundenen Kundgebung. Das zeigte sich auch in der Presse, die in früher ungewohnter Weise mit ausführlichen Berichten auf die Arbeit des Kongresses einging.

In diesen äußeren Erscheinungen offenbart sich eine trostreiche Entwicklung. Ich habe, wie ich von Anfang an nach Kräften für die Bestrebungen des Musikpädagogischen Verbandes eingetreten bin, auch den Lesern dieser Zeitschrift häufiger von seinen Arbeiten und Zielen gesprochen, als es anderen Leserkreisen gegenüber wohl geschehen ist. Während man vor kurzem noch sehr erstaunten Gesichtern begegnete, wenn man von einer Abnahme der musikalischen Kultur Deutschlands sprach, so sehen heute doch schon immer weitere Kreise ein, daß wirklich dieses eigentümlichste und darum bedeutsamste Kulturgut des deutschen Volkes gefährdet ist. Die weit stärkere Teilnahme der Öffentlichkeit an den Verhandlungen des zur Bekämpfung der Feinde unserer Musikkultur gegründeten Musikpädagogischen

Verbandes kann nur die Folge sein einer immer weitere Kreise erfassenden Überzeugung, daß die Arbeit des Verbandes notwendig und gut ist. Daß diese Teilnahme sich eingestellt hat, trotzdem der Verband viele Anfeindungen erfährt, trotzdem er vor allen Dingen alle jene zum Teil sehr mächtigen musikalischen Kreise gegen sich hat, die aus den heutigen trüben Unterrichtsverhältnissen Gewinn schöpfen, verleiht allen denen neuen Mut und neue Hoffnung, die sich durch den Abfall von Trägern berühmter Namen nicht irremachen ließen am treuen Beharren bei den einmal als notwendig erkannten idealen Forderungen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einem solchen Kongresse meist Fragen behandelt werden, die einer weiteren Öffentlichkeit Teilnahme nicht abzugewinnen vermögen. Ein großer Teil der Verhandlungen, vor allem auch in den Kommissionssitzungen, galt rein musikpädagogischen Fragen, z. B. der Beurteilung von Unterrichts- und Spielsystemen für Klavier, Violine, und der Gesangsmethodik usw.; auch die Schulgesangsfrage wurde wieder in ausgiebiger Weise behandelt. Es ist auf allen diesen Gebieten vieles im Werden; manches trägt sehr den Charakter des Experimentes. Der in unserer Zeit überall hervorstechende Mangel an sicheren Maßstäben beim Einschätzen von Neuerungen zeigt sich auch in den musikalischen Lehrfächern. Glücklicherweise bleibt hier die Praxis ja immer in der Übermacht, und so können wir dem als Wesentlichstes aller dieser Reformbewegungen hervorstechenden Streben, die Experimente der Naturwissenschaft und Medizin für den musikalischen Unterricht nutzbar zu machen, freudig Erfolg wünschen, wenn dadurch auch zunächst vielfach eher Unsicherheit erzeugt wird, als Gewißheit.

Einige der behandelten Gegenstände verdienen aber weit über die Fachkreise hinaus bekannt zu werden. Ja diese Fragen sind überhaupt nur dann zu lösen, wenn das breite Publikum mit ihnen vertraut wird, wenn die ganze riesige Schar aller derer, denen die Musik als persönlicher und als Volksbesitz lieb ist, zu Bundesgenossen des Verbandes werden. Da sind zunächst die Fragen der sozialen Besserstellung des Musiklehrerstandes und der Herausbildung eines geprüften Musiklehrerstandes. Damit aufs engste hängt zusammen die Bekämpfung des auf diesem Gebiete sich breitmachenden Pfuschertums, der üblen Auswüchse in den sogenannten Musikschulen bis hinauf zum industriellen Warenhausbetriebe der großen Konservatorien.

Diese Dinge hängen aufs engste zusammen und sind den Lesern des Türmers nicht neu. Ich habe hier des öfteren die groben Mißstände beleuchtet, die auf diesem Felde vorhanden sind, und auch die Forderungen nach einer Prüfung der Musiklehrer, vor allen Dingen nach einer staatlichen Beaufsichtigung der öffentlichen Musikschulen begründet. Ich will oft Gesagtes nicht wiederholen, sondern nur aufs neue daran erinnern, daß es Pflicht der Eltern ist, die ihren Kindern Musikunterricht geben lassen, sich irgendeine Gewähr dafür zu verschaffen, daß der Lehrer, dem sie ihre Kinder anvertrauen, zu seiner schweren und schönen Aufgabe berufen ist; daß es danach aber auch Pflicht jedes anständig denkenden Menschen ist, diesen Lehrer so zu behandeln, wie es ein Mensch verdient, dem man sein Liebstes anvertrauen zu können glaubt.

Wenn übrigens von manchen Seiten die Meinung vertreten worden ist, daß



diese Reformbewegung des Verbandes bald wieder einschlafen würde, so dürfte nach dem diesmaligen Kongreß niemand mehr diese Meinung hegen. Denn bereits hat die Bewegung weit über die Grenzen Deutschlands hinausgegriffen, so daß auch der diesmalige Kongreß mit der Begründung eines Internationalen Musikpädagogischen Verbandes abschloß. Als erster Bundesgenosse gliederte sich dem deutschen Musikpädagogischen Verband, wie er sich jetzt in Zukunft der Genauigkeit wegen bezeichnen muß, ein österreichischer an, der acht Tage später bei einem Wiener Kongreß ins Leben gerufen wurde.

Einen merkwürdigen Gegensatz bildet das Verhalten der beiden Regierungen. Während bei uns die Regierung sich bislang allen Eingaben des Verbandes gegenüber durchaus ablehnend verhalten oder günstigstenfalls mit unbestimmten Versprechungen hingehalten hat, während der deutsche Verband alle Mittel selber aufbringen muß und ohne die eigentliche Arbeitsleistung seines Vorstandes gar nicht bestehen könnte, hat in Österreich von vornherein der Staat die Bedeutung dieser Bestrebungen erkannt und fördert sie nicht nur durch seine moralische Hilfe, sondern auch durch pekuniäre Unterstützung. Hätten wir in Deutschland nur erst einmal die moralische Hilfe! Wären wir nur so weit, daß die Regierungen wenigstens amtliche Vertreter zu den vom Verband veranstalteten Prüfungen entsendete! Doch wir geben die Hoffnung nicht auf. Wir haben vor allen Dingen Vertrauen zu den Parlamenten, und wenn auch noch die breitere Öffentlichkeit der Presse sich eingehender mit diesen Fragen beschäftigen wird, so wird die Regierung in ihrer unbegreiflichen Zurückhaltung nicht länger verharren können.

Aber auch wenn der Staat diese Aufgabe der Heranziehung eines geprüften Musiklehrerstandes, ferner die durch das Gesetz eigentlich längst geforderte Beaufsichtigung der Musikschulen übernommen haben wird, wird es dem musikpädagogischen Verbande an einer reichen Tätigkeit nicht fehlen. Jetzt drängen sich immer neue Aufgaben an ihn heran, und ängstlich blicken seine Leiter umher, wo sich die freiwilligen Kräfte finden sollen, die stets wachsende Arbeit zu bewältigen.

So war zu einem Hauptbehandlungspunkte des Kongresses erhoben: Die Bekämpfung der musikalischen Schundliteratur. Neu ist hier nur das Stichwort, unter dem die Bewegung geordnet werden soll. Mir persönlich ist es nicht gerade lieb, daß das reichlich abgebrauchte Schlagwort Schundliteratur nun auch hier als Aushängeschild dienen soll. Aber wenn dadurch erreicht wird, daß die breitere Öffentlichkeit dieser so wichtigen Frage etwas höhere Aufmerksamkeit schenkt, so kommt es auf diese äußeren Dinge nicht an.

Gegen die musikalische Schundliteratur ist die ganze Tätigkeit des Musikpädagogischen Verbandes gerichtet. Denn das wirksamste Mittel zur Bekämpfung derselben liegt im besseren Unterricht, der die Musikliebhaber zu einem höheren Musikverständnis erzieht und sie zu so geschmackvollen Menschen heranbildet, daß sie an der Musik, die unter den oben genannten Begriff fällt, kein Gefallen mehr finden. Der direkte Kampf gegen die musikalische Schundliteratur ist viel schwieriger. Man hat den Ausdruck einfach von der Belletristik her übernommen; aber wenn es schon auf rein literarischem Gebiete nicht leicht ist, den Begriff der Schundliteratur genauer zu bestimmen, so ist es auf musikalischem schier unmöglich. Alles,

was das innere Wesen der Musik berührt, ist ja in verstandesmäßige Worte kaum zu bannen, wie das schon Schumann beklagte: „Die Wissenschaft schlägt mit Mathematik und Logik; der Dichtkunst gehört das entscheidende goldene Wort; andere Künste haben sich die Natur, von der sie die Formen geliehen, zur Schiedsrichterin gestellt — aber die Musik ist die Waise, deren Vater und Mutter keiner nennen kann.“

Der Seminarmusiklehrer Penkert, der auf dem Kongreß den Vortrag über diese Frage hielt, bemühte sich, einige Kriterien für die Gattung der Schundmusik aufzustellen. Er mußte da meistens die technische Seite berühren, die Art der musikalischen Arbeit, während damit doch nur ein Teil der musikalischen Schundliteratur, und zwar zum großen Teil noch nicht einmal der schlimmste, getroffen wird, da die wesentliche Wirkung der Musik eine seelische, gemütliche ist. Da ihr Tiefstes Aussprache eines solchen Seelischen und Gemütlichen darstellt, kann gerade für diese Ausdrucksmusik die formale Behandlung nicht ausschlaggebend sein. Wie schwierig aber ist es, scharf zu fassende Grundsätze darüber aufzustellen, was nun seelisch stark, rein, bedeutend, wahrhaft empfunden ist, und was bloß Mache ist. Ja, fühlen kann man das leicht. Aber wer fühlt es? — Der musikalisch gut Gebildete. Ihn stößt das Unkünstlerische, Falsche, Verlogene, das Gemachte instinktiv ab. An dem ungeheuren Erfolg aber, den diese Art von Musik beim breiten Publikum hat, sehen wir zu unserem Entsetzen, daß der Geschmack der weitesten Kreise doch offenbar ein ganz anderer ist.

Die Mittel, die man für die Schmutzliteratur und auch für den Schmutz im Bilde hat, versagen bei der Musik vollkommen. Es ist nicht mit nackten Tatsachen nachzuweisen, daß die allgemein übliche Operettenmusik durch und durch unsittlich, innerlich faul und verderbt ist. Man könnte es noch zu allererst nachweisen an den Texten. Es gibt keinen gebildeten Menschen, der sich nicht schämen müßte, an unseren großen Schlageroperetten Freude bezeugt zu haben, wenn man ihm ganz nüchtern, Wort für Wort, die Texte vorliest. Es gibt kein anständiges weibliches Wesen, das nicht erröten müßte, diese Lieder in den Mund zu nehmen, wenn es sich genau die Situationen vergegenwärtigte, in denen sie gesungen werden, an die Personen dächte, von denen sie gesungen werden, und auch die Worte sich überlegte, die sie spricht. Aber da kommt die Musik hinzu, die Musik, die in Wirklichkeit das Allergemeinste von dem Ganzen ist, und nimmt für die breite Masse den Charakter des Gemeinen weg. Sie tötet durch ihre sinnliche Melodik alle geistige Überlegung, alles verstandesmäßige Abwägen. Hat Beaumarchais vor anderthalb Jahrhunderten das Wort geprägt, daß „das, was zu dumm ist, gesagt zu werden, komponiert werde“, so können wir heute noch hinzufügen, daß auch das, was man aus Gründen der Sittlichkeit oder auch nur des äußeren Anstandes nicht aussprechen darf, vertont willig hingenommen wird. Allerdings nicht nur auf dem Gebiet der musikalischen Schundliteratur, sondern auch dort, wo nach der Meinung mancher Leute das Hochland der Musik steht. Man denke an die den derbsten Stallgeruch ausduftenden Reden, die der Krautjunker von Lerchenau in Richard Strauß' „Rosenkavalier“ halten darf.

Auch die mehr äußeren Verhältnisse liegen für die musikalische Schundliteratur ganz anders als für die rein literarische. Vertriebsgewohnheiten, wie



sie für die Hintertreppenliteratur, Kolportageromane, für die Detektiv-, Verbrecher- und Indianergeschichten bestehen, gibt es im Musikalienhandel nicht. Das Reizen mit verbotenen Früchten ist bei der Musik nicht üblich. Auch ist hier nicht die unreife Jugend der gefährdete Käufer, es sind nicht wie dort Schulkinder, die für einen oft auf Um- oder Irrwegen gewonnenen Groschen beim kleinen Buchhändler sich ein buntes Heftchen kaufen. Die musikalische Schundliteratur wird viel offener feilgehalten. Ihre ja auch sehr oft mit schreienden Umschlägen „geschmückten" Vertreter finden wir in den vornehmsten Salons als neueste Errungenschaft. Die musikalische Schundliteratur ist auch außerordentlich teuer. Unter einer Mark ist solch zwei Seiten langer Schlager der Saison kaum zu bekommen. Freilich ist das nur die eine Gattung. Die andere besteht aus den sogenannten Albums: Salon-Albums, Potpourris. Bei dieser Gruppe wirkt zur Verbreitung allerdings der verhältnismäßig geringe Preis und in noch erhöhtem Maße die hohe Rabattierung für den Sortimentsbuchhandel mit. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Kleinhandel für Musik auf viel niedrigerer Stufe steht als der Sortimentsbuchhandel. Von den wenigen großen Musikalienhandlungen einer Stadt abgesehen, herrscht da eine üble Winkeltreiberei. Zu den allerschlimmsten Machern gehören die Warenhäuser. Auch viele gewissenlose Musiklehrer erniedrigen sich zu Kolportagediensten für die elendeste Musikware.

Schon hier mag man erkennen, daß man musikalische Schundliteratur nicht eigentlich in Parallele stellen kann zu jener Literaturgruppe, die wir unter den Begriff Schundliteratur fassen, sondern mehr zu jener, die man als Familienblattlektüre abtut. Vor allen Dingen gilt das auch für die gesellschaftliche Stellung der musikalischen Schundliteratur. Man schämt sich ihrer nicht. Ihr Besitz ist gesellschaftlich zulässig. Deshalb erfährt die musikalische Schundliteratur auch eine öffentliche Unterstützung, wie sie der literarischen nie zuteil wird. Neun Zehntel von dem, was in Café- und Biergartenkonzerten aufgeführt wird, gehört zu dieser Gattung. Dazu kommen dann die mechanischen Musikinstrumente. Die Grammophone vor allen Dingen wirken als wahre Pest. Solch ein Ungeheuer wird von zartfühlenden Besitzern mit Vorliebe auf dem Balkon aufgestellt und grölt diese widerwärtigen Tingeltangelmelodien mit den ekelhaften Texten in die Umwelt hinein. Die Kinderohren werden damit schon vergiftet, die Kinderherzen mit.

Es wäre Heuchelei, wollte man nicht zugestehen, daß man selber seine Stunden hat, in denen man diesen den Sinnen schmeichelnden Weisen erliegt. Das ist an und für sich nicht schlimm. Eine weichliche Limonade und auch gelegentlich ein scharf papriziertes Gulasch braucht den Gaumen nicht unempfindlich zu machen für gesunde Hausmannskost, noch für die wirklichen Delikatessen der Küche und des Kellers. Die Freude an der sinnlich einschmeichelnden Melodie, an dem leicht faßbaren prickelnden Rhythmus ist urmusikalisch und ist eigentlich die natürlichste menschliche Äußerung der Musikliebe. Der Fluch unserer heutigen Musikkultur liegt darin, daß unsere höhere Kunstmusik so selten dieses Verlangen befriedigt. Hier verschränken sich wieder Ursache und Wirkung. Komponisten, die künstlerisch ernst genommen sein wollen, betätigen sich kaum mehr in den einfachen Gattungen der Musik, weil das Publikum für diese ernstere Hausmusik fehlt, oder genauer,

weil Musikverlag und Musikkritik nicht genügend für derartige Kompositionen arbeiten, um ihnen eine so große Verbreitung zu sichern, daß sie rein geschäftlich gegen die Schundliteratur aufkommen könnten. Die Musikliebhaberkreise auf der anderen Seite greifen, um ihr durchaus berechtigtes Verlangen nach einfacher, sinnfälliger Musik zu befriedigen, nach dem Vorhandenen und erhalten die musikalische Fabrikware von den Musikalienhändlern als gangbarster Artikel dieses Gebietes angeboten.

Fassen wir zusammen: Anfang und Ende ist Hebung des musikalischen Geschmacks. Der besser gebildete musikalische Geschmack wird sich instinktiv von der wertlosen Musik abwenden und nach der guten greifen. Der gute musikalische Geschmack ist bei den meisten Menschen das Ergebnis einer guten musikalischen Erziehung. Hebung dieser Erziehung ist also das Wichtigste.

Aber man darf den Begriff der Erziehung nun nicht mißverstehen. So außerordentlich wichtige Hilfsmittel für diese musikalische Erziehung in den mehr geistigen Disziplinen des Musiklebens liegen — als da sind theoretische Kenntnisse, Ausbilden des Verständnisses für musikalische Formen, musikalische Ästhetik und vor allen Dingen Musikgeschichte —, der hauptsächlichste Erziehungsfaktor liegt in der Musik selbst. Das gilt gewiß für alle Künste, aber nirgendwo so sehr wie bei der Musik. Hier fehlen so ganz die Kriterien durch andere Lebensgebiete: es fehlt der Hinweis auf die Natur, der in der bildenden Kunst so wirksam ist, auf geistigen Inhalt, bedeutende Gedankenwelt, Kraft der Sprache, die für die Dichtung leichter erkennbare Maßstäbe in die Hand gibt. Die Seele muß gebildet werden durch die seelischen Eindrücke, die von guter Musik ausgehen.

Des Rätsels Lösung heißt also: Erzieht die Menschen durch gute Musik, führt ihnen nur gute Musik zu, sorgt dafür, daß sie sich nur mit guter Musik beschäftigen, und alle Scheinkunst, alles falsche Gemächte wird ihnen von selber abstoßend erscheinen. Sie werden die musikalische Schundliteratur meiden, weil sie ihnen nicht mehr gefällt.

Es ist das erste Erfordernis aller Strategie, den Feldzugsplan aus den vorhandenen Verhältnissen herzuleiten. Da diese auf dem Gebiete der musikalischen Schundliteratur so ganz andere sind, als auf dem der literarischen, so muß auch in anderer Weise vorgegangen werden. Da mit Verstandesgründen auf diesem Gebiete so wenig auszurichten ist, muß die Kritik zurücktreten. Nicht das Schlechte bekämpfen ist die Hauptsache, sondern für das Gute kämpfen, dieses durchsetzen. Es ist nicht schwierig, einem Menschen mit einigermaßen genügender Schulbildung die geistige und formale Minderwertigkeit eines literarischen Schunderzeugnisses darzutun. Es ist auch nicht allzu schwierig, in der bildenden Kunst durch die Gegenüberstellung von gut und schlecht Eindruck zu machen. Auf musikalischem Gebiete wird bei nichtgebildeten Musikern beides fast immer versagen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß man bei öffentlichen Vorträgen im großen und ganzen den Beifall der Anwesenden so würde lenken können, wie es dem Vortragenden gefällt. Aber wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß da recht viel Empfindungsheuchelei getrieben werden würde. Nein, der hier einzuschlagende Weg ist weit und mühsam. Für die Kämpfer. Jene,

die wir zum Ziele führen wollen, dürfen eigentlich gar nichts davon merken, daß sie geführt werden.

Ich will mich aus dieser Überzeugung heraus auch nicht beschäftigen mit der Kritik der Mittel, die ich für wenig aussichtsreich halte, sondern lieber die Wege angeben, die nach meiner Überzeugung zum Ziele führen.

Über die Umgestaltung oder in vielen Fällen Neugestaltung der volkstümlichen Konzerte, über die Höherentwicklung unserer Sommergartenkonzerte, über die vielerlei bislang unbenutzten Gelegenheiten, gute Musik öffentlich zu Gehör zu bringen, so daß sie gewissermaßen mit dem Leben wieder verwächst, statt daß sie, wie jetzt, immer als etwas ganz Besonderes neben dem Leben steht und erst umständlich aufgesucht werden muß, habe ich im Türmer schon wiederholt gesprochen. Heute kommt es mir mehr auf die Verbreitung der Musikliteratur an. Wir denken immer zunächst an die Schule. Ginge es nicht an, den musikalischen Schulbesitz zu vermehren? Die Volksschule wird ja nie viel mehr erreichen können als die Vermittlung eines möglichst großen Liederschatzes und — das ist das Ziel der neuen Volksschul-Gesangspädagogik — die Vermittlung einer so weit gediehenen Ausbildung der musikalischen Kenntnisse, daß der Schüler am Ende der Volksschule imstande ist, ein Lied aus den Noten zu lernen, und nicht, wie es jetzt fast immer der Fall ist, lediglich durch Nachsingen.

Für sehr wichtig würde ich es halten, wenn mit den Fortbildungsschulen Musik verbunden würde. Das ist nämlich eigentlich das gefährliche Alter, in dem die Jugend der elendesten Schundliteratur anheimfällt. Es würde dem wissenschaftlichen Erträgnis der Fortbildungsschulen sicher keinen Abbruch tun, wenn vielleicht zum Schluß jeder Stunde zehn bis zwölf Minuten Musik getrieben würde, wenn hier gemeinsam Lieder gesungen würden. Der Besitz an ständigem Liedermaterial ließe sich auf diese Weise sehr leicht vermehren. Und das ist die Hauptsache. Die Leute singen eben, was sie können. Wieviel beim Militär für die Verbreitung guter Lieder getan werden könnte, habe ich hier schon des öfteren ausgeführt.

Auf einem anderen Gebiete haben wir bereits das gute Beispiel. Es ist das außerordentlich große Verdienst Dr. Paul Marsops, einen Weg gewiesen zu haben, auf dem man dem Volk im weitesten Sinne die Schätze der Musikliteratur zugänglich machen kann. Wer nicht trotz aller Not der Zeit sich ein Quentchen Optimismus der Beurteilung des Volkes gewahrt hat, der lasse überhaupt die Hände von allen solchen Bestrebungen. Wer aber glaubt, daß das innere Wesen des Volkes gesund genug ist, um allmählich doch in den Stand gesetzt werden zu können, Geschmack am Guten zu bekommen, der darf sich auch durch anfängliche Mißerfolge nicht irremachen lassen. Die musikalische Erziehung vollzieht ein jeder am wirksamsten in seinen vier Wänden, d. h. indem er musiziert. Wir haben das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Gelingt es uns, einen Musikliebhaber dazu zu bringen, daß er mit den Großen und Edlen unserer Musik Umgang pflegt, so muß er durch diesen Umgang veredelt und für gute Musik gewonnen werden. Nur heißt es nun klug sein, den Umgang nicht überlegen aufdrängen, ihn aber auch ja nach Möglichkeit erleichtern. Schulmeisterei

ist auf dem ganzen Gebiete ein Fluch. Erwachsene Leute lassen sich nicht mehr gern zurechtweisen. Und doch müssen sie gelenkt werden. Es gehört hier viel Klugheit und vor allen Dingen Taktgefühl dazu. Man muß die Leute so lenken, daß sie es nicht merken, daß sie der Meinung sind, sie hätten sich selber den Weg gesucht. Dr. Paul Marsop hat in München mit Unterstützung der Stadt die erste musikalische Volksbibliothek gegründet, und seither gilt ein Teil seiner durch ideale Hingebung vermehrten Kraft der Neugründung derartiger Bibliotheken an anderen Orten. In Berlin ist auf diese Weise die Bibliothek des Berliner Tonkünstlervereins in eine öffentliche musikalische Volksbibliothek umgewandelt worden. Stuttgart und Kassel besitzen bereits solche Bibliotheken. Dresden, Leipzig, Wien, Prag, Salzburg, Charlottenburg stehen vor der Eröffnung. Andere Städte werden bald folgen.

Ein großer Teil des Erfolges wird von den Leitern dieser Bibliotheken abhängen, von der Art, wie sie die Besucher schier unvermerkt auf das Gute hinzulenken wissen. In München, dessen Bibliothek als Vorbild dienen kann, stehen dem Gründer vier Volksschullehrer und eine Lehrerin zur Seite. An zwei Wochentagen von sechs bis acht Uhr abends wird ausgeliehen. Der Wert des gegenwärtigen Besitzes beträgt etwa 33 000 ℳ. Über die Arbeitsperiode 1909/10 liegt wertvolles statistisches Material vor. Folgendes sind die Ausleihziffern: Klavierauszüge von Opern und Oratorien 2448, Klaviermusik zu zwei und vier Händen 1702, für Violine, Viola und Violoncello 1142, Kammermusik in Stimmen 382, ein- und zweistimmige Gesänge mit Klavierbegleitung 471, Partituren 267. An Büchern über Musik waren 425 ausgeliehen worden. Die einzelnen Komponisten stehen in folgenden Zahlen zueinander: Richard Wagner 943, Beethoven 503, Mozart 485, Brahms 223, Haydn 215, Schubert 200, Schumann 197, J. S. Bach 193, Liszt 141, Weber 121, Hugo Wolf 111, Mendelssohn 102, Chopin 85, Lortzing 76, Bruckner 70, Peter Cornelius 42, Spohr 40. Unter den Lebenden steht Richard Strauß mit 193 Nummern voran, Reger war mit 69, Pfitzner mit 53 vertreten. Italienische Tonsetzer brachten es auf 422, französische auf 220, skandinavische auf 179, russische auf 47 Ausleihungen.

Aus diesen Zahlen ließen sich vielerlei Folgerungen ziehen, wie dafür ja auch die äußeren Umstände sicher sehr maßgebend sind, als da sind: Konzertveranstaltungen, zu denen man sich besonders gut vorbereitete, dann die Preislage der Werke dieser Komponisten — man kann sich alte Meister verhältnismäßig leicht anschaffen, die neueren sind dagegen sehr teuer — und noch vieles andere mehr, das uns hier ablenken würde. Die Hauptsache ist, daß durch diesen einen Fall bewiesen ist, wieviel Verlangen nach guter Musik sich äußert, sobald es weiß, daß es befriedigt werden kann. Das sind doch alles erst Anfänge, und vor allen Dingen fehlt jetzt noch eine Jugendabteilung, die auch bald eröffnet werden wird. Die Münchener musikalische Volksbibliothek arbeitet unentgeltlich. Gegen eine jährliche Einschreibegebühr von 50 ₰ kann sich jeder, der sich über seine Person ausweisen kann, die gewünschten Musikalien mit nach Hause nehmen. Eine besonders erfreuliche, für den Kenner nicht überraschende Tatsache ist, daß dadurch die Musikalienhändler keineswegs in ihrem Absatz geschmälert werden, vielmehr ist

durch zahlreiche Fälle nachweisbar, daß die Entleiher jene Werke, die ihnen besonders zugesagt hatten, sich nachträglich durch Kauf erwarben.

Ferner brauchen wir nach meinem Gefühl vor allem ein Schutzmittel für das Haus bei der Anschaffung von Musikalien. Ich kann mir beim besten Willen nicht denken, daß die Zahl jener Eltern, die ihren Kindern für teures Geld schlechte Musikalien anschaffen, groß sein soll. Wenn es nun gelänge, ein Mittel zu finden, wodurch der Käufer gegen Minderwertigkeit gesichert würde, wodurch er im Gegenteil eine Gewähr für wertvolle Ware erhielte, müßten wir ein gutes Stück vorwärtskommen. Ich glaube, ein solches Mittel gefunden zu haben. Ich halte es für völlig aussichtslos, den Augiasstall der musikalischen Schundliteratur zu reinigen. Verzeichnisse wertloser Musik anzufertigen und diese gewissermaßen als Warnungszettel zu verbreiten, hat keinen Zweck. Von alledem abgesehen, wäre die zwangsweise Beschäftigung mit diesem Schunde für die Prüfenden nicht nur eine Qual, sondern auch eine üble Vergeudung ihrer kostbaren Zeit.

Ein anderes ist es, eine Art Katalog der guten, empfehlenswerten Musik anzufertigen. Freilich ist nicht dieser Katalog das eigentliche Ziel; er wäre nur ein beiläufiges Ergebnis, das vor allen Dingen in den Händen des Lehrers wertvolle Dienste leisten könnte.

Ich denke mir die Sache so: Der Musikpädagogische Verband, der, wie auch seine Gegner zugeben müssen, wenigstens den Ernst seiner Gesinnung bewährt hat und der, wie die Ereignisse gezeigt haben, sich in immer weiteren Kreisen gesteigerten Ansehens erfreut, gewinnt sich eine große Zahl gründlicher Musikkenner zu Mitarbeitern. Der Musikverlag wird benachrichtigt, daß der Musikpädagogische Verband eine Prüfungsstelle für Unterrichts- und Unterhaltungsmusik eingerichtet habe. An diese sind die neu erscheinenden Werke — man wird dabei auf die Erscheinungen der letzten Jahre zurückgreifen können — in mehreren Exemplaren einzureichen. Von dieser Zentralstelle aus werden die Musikalien den verschiedenen Beurteilern zur Begutachtung zugestellt. Ihre Urteile gelangen an die Verbandszentrale zurück. Diese Urteile gipfeln darin, ob das beurteilte Werk es verdient, in den vom Verband herausgegebenen Katalog der empfohlenen Musikalien aufgenommen zu werden. Ist das der Fall, so erhält der Verleger die Erlaubnis, diesen Musikalien ein als Schutzmarke eingetragenes Zeichen aufzudrucken, dessen Text besagt: „Aufgenommen in den Katalog des Musikpädagogischen Verbandes unter Nr. ...". Daneben wird es möglich sein, in einzelnen Verzeichnissen immer wieder auf diese Werke hinzuweisen, und wenn nicht von heute auf morgen, so wird doch in absehbarer Zeit diese Schutzmarke in weitesten Musikliebhaberkreisen bekannt werden.

Der musikpädagogische Verband wird niemals den Anspruch erheben, daß nur die von ihm so ausgezeichneten Werke Empfehlung verdienen, aber er kann die Gewähr übernehmen, daß die so gekennzeichneten Werke wirklich empfehlenswert sind. Sache des Publikums ist es dann, sich dadurch gegen Schund zu schützen, daß es eben nur Werke mit dieser Marke annimmt.

Der Plan ist nicht so umständlich und weitschweifig, wie er manchem viel-

leicht erscheinen mag. Das System hat sich bereits bewährt, und zwar auch auf musikalischem Gebiet. Ich bin mit den Grundsätzen des Cäcilienvereins zur Pflege der katholischen Kirchenmusik durchaus nicht überall einverstanden und weiß, daß in dem von ihm herausgegebenen Vereinskatalog sich recht viel üble Beckmesserei breitmacht. Nichtsdestoweniger ist dieser Katalog für den Standpunkt, von dem aus er bearbeitet worden ist, eine ganz bedeutende Leistung, und, was für uns wichtiger ist: es ist heute erreicht, daß der Leiter des abgelegensten katholischen Dorfkirchenchores einfach keine Musikalien mehr annimmt, die nicht das Zeichen tragen, daß sie in den Katalog aufgenommen worden sind. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat man sich daran gewöhnt, in diesem Zeichen einen zuverlässigen Wegweiser zu sehen.

An der Bereitwilligkeit des guten Musikverlages, an diesem Werke mitzuarbeiten, kann ich nach den persönlichen Äußerungen seiner bedeutendsten Vertreter nicht mehr zweifeln. Meinungsverschiedenheiten werden nicht ausbleiben, andererseits sind die Wege zum Ausgleich derselben nicht schwer zu finden. Der große Vereinskatalog wird neben dem Titel der aufgenommenen Musikalien auch die darüber abgegebenen Urteile verzeichnen, und es wird so ganz von selbst ein Wegweiser durch die Musikliteratur entstehen, der für die systematische Behandlung der einzelnen Gebiete die denkbar wertvollste Vorarbeit leisten wird.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Zumeist sind sogar der Wege mehrere. Wir wollen uns nicht lange damit aufhalten, über die bessere Gangbarkeit der verschiedenen Wege zu verhandeln, sondern vorwärtsgehen zur Tat. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, und jeder Tag wirklicher Arbeit bedeutet Gewinn.



Richard Wagners „Mein Leben“

Am 15. Januar 1867 schreibt Richard Wagner aus Luzern an seine Schwester Klara Wolfram, daß nicht etwa Mangel an teilnehmender Gesinnung es war, der ihn lange Zeit die rechte Stunde zu einem Briefe an sie nicht habe finden lassen: „Du würdest auch nach dieser Seite hin leicht ein richtiges Urteil über mich gewinnen können, wenn Du öfter an den Abenden zugegen wärest, wo ich an meiner Biographie diktiere und mein vergangenes Leben zu meiner eigenen Überraschung lebhaft und deutlich an mir vorübergeht. Gegenwärtig bin ich bis zur Zeit meiner Dresdener Anstellung gekommen: oft greift mich der Überblick meiner Vergangenheit sehr an.“

Nicht etwa nur aus dieser Stelle wußten die mit der Wagnerliteratur Vertrauten, daß eine Autobiographie des Meisters in Bayreuth aufbewahrt wurde. Es gehört ins Kapitel der Oberflächlichkeit, mit der in der Tagespresse gerade ins musikalische Fach schlagende „Entdeckungen“ und dergleichen mitgeteilt werden, daß man in der letzten Zeit von einem Auffinden dieses Memoirenwerkes berichten konnte und seine bevorstehende Veröffentlichung zu einer Art Sensation stempeln wollte. Nein, Sensationelles hat das Erscheinen dieses Buches gar nichts, nicht einmal in dem Sinne, in dem es wohl auch manche Kenner erwarteten, die sich hier die endgültige Aufklärung über einige Punkte in Wagners Leben, die nach ihrer Meinung dunkel sind, versprachen. Keine Sensation ist dieses Buch, aber ein dauernder Gewinn.



Wir haben mehrere autobiographische Schriften des Meisters. Schon 1843 hat er auf Laubes Veranlassung eine „Biographische Skizze" für die „Zeitschrift für die elegante Welt" verfaßt. Bedeutsam ist die 1852 erschienene „Mitteilung an meine Freunde". Auch die allerdings stark mit Ästhetik durchsetzte Arbeit über Zukunftsmusik (1860) gehört in diese Reihe. Sehr bedeutend und nicht genug bekannt, da er nicht in die Gesammelten Werke aufgenommen wurde, ist ein 1879 in der North American Review in englischer Sprache veröffentlichter Artikel „The work and mission of my life". Die deutsche Fassung desselben scheint verloren gegangen zu sein, so daß ihn Hans von Wolzogen ins Deutsche übersetzt und 1884 als „Richard Wagners Lebensbericht" veröffentlicht hat. Wie sich ferner jetzt herausstellt, sind die in den Gesammelten Werken enthaltenen Schriften: „Das Liebesverbot" und die „Erinnerungen an Spontini" wörtlich aus dieser Autobiographie übernommen. Die Kenner jener Schriften werden schon daraus eine freudige Hoffnung auf die neue Selbstbiographie gewinnen, denn jene beiden Arbeiten zeichnen sich vor der Mehrzahl der anderen Prosaschriften Richard Wagners durch die Lebendigkeit des Stils und leichte Verständlichkeit aus. Dann ist der außerordentlich umfangreiche Briefwechsel Richard Wagners in den letzten Jahren durch die seine Lebensgeschichte besonders aufklärenden Briefbände an seine erste Gattin Minna, an die Mitglieder seiner Familie und durch das wunderbare Buch der Briefe und Tagebücher an Mathilde Wesendonck bereichert worden. Alle diese Briefe, zumal aber dieses letztgenannte Werk, muß man auch jetzt als Ergänzung zu dieser Selbstbiographie hinzunehmen.

Anfang 1867 also war nach dem oben erwähnten Briefe Richard Wagners Selbstbiographie etwa bis zur Hälfte ihres jetzt vorliegenden Umfanges vorgeschritten. Er arbeitete damals bereits beinahe zwei Jahre daran, und zwei weitere Jahre dauerte es dann auch noch, bis er diese Diktate an seine spätere Gattin Cosima abschloß. 1870 wurde dann von dieser Selbstbiographie ein Privatdruck veranstaltet. Die Druckerei G. A. Bonfantini in Basel stellte italienische, des Deutschen unkundige Setzer ein, die ganz mechanisch den Text absetzten, außerdem ging immer nur ein Bogen in die Druckerei, so daß man sich auf diese Weise gegen Indiskretion gesichert wußte. Hergestellt wurden nur einige wenige Exemplare. Nietzsche hatte zum großen Teil die Korrektur besorgt. Das Werk umfaßt drei Bände von etwa je 300 Druckseiten und enthielt folgende Vorrede:

„Die in diesen Bänden enthaltenen Aufzeichnungen sind im Laufe verschiedener Jahre von meiner Freundin und Gattin, welche mein Leben von mir sich erzählt wünschte, nach meinen Diktaten unmittelbar niedergeschrieben worden. Uns beiden entstand der Wunsch, diese Mitteilungen über mein Leben unserer Familie sowie bewährten treuen Freunden zu erhalten, und wir beschlossen deshalb, um die einzige Handschrift vor dem Untergange zu bewahren, sie auf unsere Kosten in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren durch Buchdruck vervielfältigen zu lassen. Da der Wert der hiermit gesammelten Autobiographie in der schmucklosen Wahrhaftigkeit beruht, welche unter den bezeichneten Umständen meinen Mitteilungen einzig einen Sinn geben konnte, deshalb auch meine Angaben genau mit Namen und Zahlen begleitet sein mußten, so könnte von einer Veröffentlichung derselben, falls bei unseren Nachkommen hierfür noch Teilnahme bestehen dürfte, erst einige Zeit nach meinem Tode die Rede sein; und hierüber gedenke ich testamentarische Bestimmungen für meine Erben zu hinterlassen. Wenn wir dagegen für jetzt schon einigen zuverlässigen Freunden den Einblick in diese Aufzeichnungen nicht vorenthalten, so geschieht dies in der Voraussetzung einer reinen Teilnahme für den Gegenstand derselben, welche namentlich auch ihnen es frevelhaft erscheinen lassen würde, irgendwelche weitere Mitteilungen aus ihnen an solche gelangen zu lassen, bei welchen jene Voraussetzung nicht gestattet sein dürfte."

Wagner hat sich zur Niederschrift seiner Memoiren wohl hauptsächlich auf den Wunsch seines königlichen Freundes Ludwig II. entschlossen. Daß der König schwer unter der Trennung litt, ist bekannt, und sein Wunsch, die Leidensgeschichte des von ihm im gefährlichsten Augen-

blick seines Lebens geretteten Künstlers genau kennenzulernen, begreiflich. Mit dieser Erlösung aus äußerer Lebensnot durch den eben auf den Thron gestiegenen König schließt Wagners Buch. Daß er während der Arbeit öfter den Gedanken gehabt hat, die Erinnerungen später fortzusetzen, ergibt sich aus manchen Verweisungen im Text. Aber die Rücksicht auf die Lebenden hat ihn wohl nicht mehr dazu kommen lassen, ganz abgesehen davon, daß er die ruhigen Jahre zur Niederschrift nicht mehr fand.

Mit dem 5. Mai 1864 schließt Wagner seine Erinnerungen ab mit den Worten: „Der gefahrvolle Weg, auf den mich heute mein Schicksal zu höchsten Zielen berufen hatte, sollte nie frei von Sorgen und Nöten von bis dahin mir noch ganz ungekannter Art sein; nie jedoch hat unter dem Schutze meines erhabenen Freundes die Last des gemeinsten Lebensdruckes mich wieder berühren sollen.“ Wagner war also damals immerhin über fünfzig Jahre, und da hätte er wohl hoffen dürfen, daß die Kampfzeit seines Lebens vorbei gewesen sei, zumal ihm also die Not des äußeren Daseins abgenommen war, die ihm in der vorangehenden Zeit doch zumeist die schwerste Last gewesen. Aber was hat danach dieser merkwürdige Mann noch kämpfen müssen! Welche Erregungen, welch furchtbare Anfeindungen brachte die Münchener Zeit! Wie einschneidend wurde die rein persönliche Entwicklung durch die Verbindung mit Cosima und die dadurch bedingte Entfremdung von Bülow. Und über sechzig Jahre war dieser Mann alt, als er das Gewaltigste seines Lebens durchkämpfte: Bayreuth. Da hat er dann doch wieder auch die richtigen Sorgen um das Leben kennen gelernt, und wenn es nicht in so gemeiner Form war wie früher, so mußte die finanzielle Last jetzt um so schwerer drücken, als es das Werk zu schützen galt. Nein, er hat keine Ruhe gefunden. Ein Kämpfer war es, der siebzigjährig auf der Bahre lag.

Das muß man bedenken, wenn man die gesamte Haltung dieses Memoirenbuches richtig bewerten will. „Schmucklose Wahrhaftigkeit“, die nach des Schreibers Ausdruck sein Hauptziel war, kann nicht bedeuten: objektiver historischer Bericht; der ist ja wohl keinem Menschen in seinem Leben möglich, am allerwenigsten einem so schäumenden Temperament wie Richard Wagner. Es kann aber auch nicht jene Überlegenheit, jenes Alles-verstehen und Alles-begreifen, jene Art schier neben sich und neben den Ereignissen zu stehen erreicht werden, wie es etwa Goethe in seinem Lebensberichte vollbrachte, bei dem er doch vorsichtig neben die Wahrheit noch die Dichtung stellt. Schmucklose Wahrhaftigkeit heißt eben Wahrhaftigkeit, nicht objektive, sondern subjektive Wahrhaftigkeit. Die hätte Wagner überhaupt nicht erst zu beteuern brauchen. Ein wahrhaftiger Mensch ist er immer gewesen. Seine „exklamative Natur“, als die er sich selber bezeichnete, kann dadurch in die Irre führen, daß seine Äußerungen widerspruchsvoll und ungerecht wirken. Aber gerade durch diese Rückhaltlosigkeit des Ausdrucks, dieses völlige Sichhingeben an die Stimmung des Augenblicks, ist die Wahrhaftigkeit gewährleistet und darüber hinaus die relative Wahrheit. Die Bedingtheiten dieser Wahrheit aufzustellen aus der Gesamtlage, aus den persönlichen Beziehungen heraus, das ist die nachherige Aufgabe des Historikers.

Also auch diese Lebensbeschreibung ist ein Kampfbuch, und nur Richard Wagner selber mag es anders vorgekommen sein. Er hat damals zum erstenmal in seinem Leben das Gefühl beglückender Häuslichkeit gehabt, zum erstenmal auch ohne starke äußere Erregung, ohne allzu hoch gespanntes künstlerisches Produzieren die Sorglosigkeit des äußeren Daseins ausgekostet. So sehr das Münchener Ende einer Katastrophe glich, die Ruhe in Triebschen mußte nach den furchtbaren Erregungen der vorangehenden Jahre doch geradezu als Idyll wirken. Seine wunderbare Laune, den sprudelnden Reichtum seines Humors, die köstliche Schärfe seines Witzes, den behaglichen und doch fein geschliffenen Vortrag des Anekdotischen, die ganz einzigartige, volle, von jeglicher Bitterkeit freie, also nur ganz überlegene Selbstironie hat Wagner niemals sonst so dauernd festzuhalten vermocht wie in diesem Buche. Aber er war doch eben ein Mann mitten auf dem Wege, der steil bergan ging. Seine Gralsburg lag hoch oben auf gerade in diesen Jahren scheinbar unersteigbarem Felsen. Wie hätte da Richard

Wagner irgendein Geschehen seines Lebens, irgendeine der mit diesem verknüpften Persönlichkeiten anders erscheinen können, als nach ihrem Werte für dieses Leben! Wagners ganze Entwicklung, seine unvergleichliche Kampffähigkeit ein halbes Jahrhundert hindurch eigentlich gegen die ganze Welt, ist nur verständlich durch seine geradezu heilige, aber auch fatalistisch fanatische Überzeugung von seiner wunderbaren Berufung. Der Mann ist trotz allem von jedem Hochmut und aller Eitelkeit im Grunde frei, weil er sich und sein Schaffen immer als eine Weltnotwendigkeit ansieht, für die er selber eigentlich gar nichts kann, die er nur zu erfüllen hat, weil just er diese Inkarnation des Weltwillens darstellt.

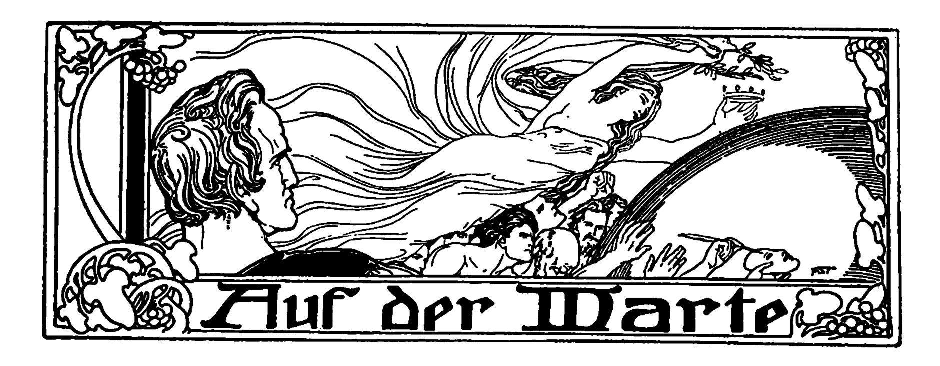
Aus diesem Geschehen heraus sind die Personen und die Geschehnisse beurteilt. Daß dem Historiker, der beides von allen Seiten her ansehen muß, manches anders erscheint als für diesen einseitigen Standpunkt, ist klar. Aber niemals könnten bei dieser allseitigen, sorgsam abwägenden Beleuchtung Personen und Ereignisse von dieser packenden Bedeutung und Lebendigkeit erscheinen, wie es jetzt der Fall ist.

Daß das Werk an tatsächlichem Material Unbekanntes bringen würde, hat wohl kein Kenner der Wagnerliteratur erwartet. Ich bin überrascht, daß trotzdem manches bisher Unbekannte sich darin findet. Natürlich hat Glasenapp für seine große Biographie dieses Werk Wagners zur Verfügung gehabt. Es ist ein Stück der bei den Wagnerianern sich so häufig findenden Kurvenaltreue (im Gegensatz zur Brünnhildentreue), daß sich Glasenapp offenbar an den Buchstaben der Verordnungen Wagners gebunden fühlte und aus der Selbstbiographie nichts übernahm, was er nicht aus anders herbeschafften Quellen belegen konnte. Davon abgesehen, wirkt vor allem die Jugendgeschichte ungemein lebendiger und klarer als bisher, und auch das Verhältnis zu Minna erfährt die endgültige Behandlung. Selbst von allerlei künstlerischen Arbeiten erfahren wir, von denen wir bisher nichts wußten. Doch bleibt der Wert dieses tatsächlichen Materials gering im Vergleich zur psychologischen Bedeutung des Buches Die Erkenntnis des merkwürdigen Wesens Richard Wagners wird außerordentlich gefördert. Darüber hinaus die Kenntnis der Zeit, in der er lebte. Dieser Zukunftsmusiker halte ein schier beispielloses Gegenwartsleben.

Nach diesen beiden Richtungen hin möchte ich Richard Wagners Selbstbiographie vor unseren Lesern noch eingehender würdigen. Heule möge diese allgemeine Charakteristik genügen, der ich nur noch den Wunsch hinzufügen kann, daß jeder, der für reiches, starkes und im Grunde durch und durch edles Menschentum Teilnahme hegt, Wagners Vermächtnis lesen möge.

Karl Storck





Terrorismus

Laut und beweglich schallt seit Jahren die zornige Klage über den sozialdemokratischen Terrorismus durch die deutsche Welt. Daß sie unberechtigt wäre, wird im Ernst niemand zu behaupten wagen. Die Sozialdemokraten gleichen in *der* Beziehung eben durchaus den Orthodoxen aller Zeiten: wer sich im Besitz der allein echten Wahrheit wähnt, hat keinen Respekt vor der Freiheit der anderen. Nur ist der sozialdemokratische Terrorismus nicht der einzige mehr, der unser öffentliches Leben verfälscht. Der Terrorismus, soll heißen die Einschüchterung der Andersmeinenden und der Versuch, sie durch Drohung mit künftiger Schädigung an dem Bekenntnis ihrer ehrlichen Überzeugung zu hindern, wurde längst zur Kommentwaffe auf nahezu sämtlichen politischen Kampfplätzen. Beim Bunde der Landwirte, glaube ich, fing es an. Seither haben es die anderen ihm nachzumachen gelernt. Die Handwerker und die Detaillisten, die unteren und die mittleren Beamten, die „Festbesoldeten" und die Privatangestellten.

Ein paar Beispiele. Es gibt in allen bürgerlichen Parteien viele, die der angekündigten Privatbeamtenversicherung nur mit geheimem Grauen entgegensehen. Wenn wir den Kreis der gesetzlich Versicherungspflichtigen immer weiter dehnen, wo bleibt die Grenze? Und was wird aus der Verantwortlichkeit des selbstwirtschaftenden Individuums, auf die sich unsere ganze Wirtschaftsordnung gründet? Aber diese Privatbeamten haben Stimmen und wissen zu lärmen. Wer in städtischen Kreisen gewählt zu werden wünscht, wird sich hüten, mit ihnen zu brechen. Und wer eine Zeitung herausgibt — je „unparteiischer", um so schlimmer —, schärft seinen Redakteuren ein, diesen sehr gewichtigen Bestandteil der Abonnentenschaft ja nicht zu reizen. Oder aber: man ist der Ansicht, daß unsere bisherige Polenpolitik nicht ans Ziel führt. Die Enteignung zum mindesten, die ohnehin von Bedenken aller Art umwitterte, möchte man vermeiden. Aber nun setzt eine geräuschvolle Aktion ein; Versammlungen werden abgehalten; Parlamentarier, Parteizentralen, Zeitungsredaktionen mit Drohbriefen überschüttet. Wobei der Kehrreim immer derselbe ist: Wenn ihr nicht stimmt oder schreibt, wie wir wollen, seid ihr nicht mehr „national"! Und da wir doch alle national zu bleiben wünschen, werden die Bedenken heroisch niedergekämpft, und es geschieht, wie man uns geheißen ...

Das ist der wahre Terrorismus, wenigstens der weitaus gefährlichere, der an unserem Volkstum frißt. Denn er beschränkt sich nicht mehr auf bestimmte Schichten und immerhin begrenzte Verhältnisse. Er durchzieht alle Lebensgebiete, scheucht die feiner Organisierten, individueller Gearteten vom öffentlichen Markt und bewirkt, daß denen, die dennoch auf ihm verharren, die Politik in des Wortes tatsächlichster Bedeutung den Charakter verdirbt. Aber seltsam: gerade über diesen Terrorismus hört man so wenig klagen. Wurden wir wirklich so altruistisch, daß uns — ungleich der Sozialdemokratie — nur noch die Freiheit der anderen am Herzen liegt? ...

R. B

*



Woran sich der Mensch gewöhnen kann

Einem Dienstmädchen in Ostpreußen wurden im August 1907 bei der landwirtschaftlichen Arbeit von der Dreschmaschine beide Unterschenkel zermalmt, so daß sie bis unterhalb des Knies abgenommen werden mußten. Ihr Vater erhob bei der ostpreußischen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft Rentenansprüche. Ein Jahr nach dem Unfall erkannte diese ihre Verpflichtung zur Zahlung einer Unfallentschädigung an.

Inzwischen war das Mädchen einer Klinik in Königsberg überwiesen worden. Nach Verlauf von etwa zwei Monaten gab der leitende Arzt, Professor H., über den Zustand seiner Patientin folgendes Gutachten ab:

„Es wurde hier der Patientin nach Anfertigung eines Gipsmodells ein provisorischer Gehapparat konstruiert, mit dem sie das Gehen erlernen konnte, bevor ihr künstliche Beine fertiggestellt waren. Mit dem Apparat kann sie recht gut gehen und Treppen steigen, indem sie zur besseren Erhaltung des Gleichgewichts sich eines Stockes bedient. Um dieses Resultat zu erreichen, war es notwendig, die Patientin verhältnismäßig lange Zeit hier zu behalten. Es handelt sich um eine noch junge Person, bei welcher richtig geleitete Übung zu einem guten Resultat führen konnte. Sie ist jetzt imstande, kleine Strecken zurückzulegen und im Stehen kürzere Zeit Arbeiten zu verrichten."

Ein Mensch, dem beide Beine fehlen, hat also nur zwei Drittel seiner Arbeitskraft eingebüßt. Auf Grund dieses ärztlichen Gutachtens setzte die Unfallberufsgenossenschaft dem Mädchen eine Rente von 70 % der Vollrente als ausreichende Entschädigung der Unfallfolgen fest. Die hiergegen vom Vater eingelegte Berufung wurde vom Schiedsgericht verworfen. Der durchschnittliche Jahresarbeitsverdienst für jugendliche weibliche land- und forstwirtschaftliche Arbeiter war für Ostpreußen auf *jährlich* 150 ℳ festgesetzt. Die 70prozentige Rente der gesetzlichen zwei Drittel dieses Jahresarbeitsverdienstes betrug nun jährlich 70 ℳ oder monatlich 5,85 ℳ. Das war der Schadenersatz für die beiden verlorenen Beine. Nach vollendetem 16. Lebensjahre stieg die Rente. Von da ab wurde ein Jahresarbeitsverdienst von 250 ℳ der Berechnung zugrunde gelegt, worauf sie von November 1909 an monatlich 9,75 ℳ Rente erhielt. Der Vater nahm nun einen Kampf um Erhöhung auf. Das Reichsversicherungsamt entschied am 22. April 1910, daß der Berechnung ein Jahresarbeitsverdienst von 326 ℳ zugrunde zu legen und eine 80prozentige Rente von monatlich 14,50 ℳ zu zahlen sei. Aber schon im Januar 1911 beschloß die Berufsgenossenschaft, die Rente wieder zu kürzen, indem sie die 80prozentige Erwerbsunfähigkeit auf eine 60prozentige herabsetzte. Die Herabsetzung wurde wie folgt begründet:

„*Da Sie durch Übung und Gewöhnung eine erhebliche Sicherheit im Gehen erreicht haben und Sie, nachdem Ihnen ein zweites Paar künstlicher Beine geliefert worden sind*, die Ihnen verbliebene Erwerbsfähigkeit besser ausnutzen können, rechtfertigt sich die Herabsetzung."

Das jetzt 17 Jahre alte Mädchen erhält nach der Herabsetzung der Rente *monatlich 10,90 ℳ*. Es kann sich nur kurze Strecken ohne Hilfe fortbewegen und stehend nur kurze Zeit, und nur unter fortwährenden Schmerzen in den Beinstümpfen kleine leichte Arbeiten verrichten. Aber das macht nichts. Der Mensch gewöhnt sich an alles. Nicht nur an den Verlust beider Beine, sondern auch — des Kopfes oder Herzens. Er gewöhnt sich sogar an Entscheidungen und Begründungen wie diese hier ... Gr.

*

Vom guten „nationalen" Ton

In Berlin hat sich vor kurzem ein russischer Student erschossen. Die Universitätsbehörde hatte seine Immatrikulation abgelehnt, weil er ihr von der Polizei als „politisch verdächtig" bezeichnet worden war. Tatsächlich scheint er's nicht gewesen zu sein. Der inquirierende Schutzmann hatte sich eben geirrt, und mit ihm irrten, indem sie allzu willig dem als Gärtner installierten Bock folgten, Rektor

und Universitätsrichter. Und der Student, der, als ob nicht außerhalb des Machtbereichs der königlich preußischen Polizei auch noch andere hohe Schulen in deutschen Landen blühten und gediehen, den Revolver gegen sich richtete, muß ein hypersensibler junger Mensch gewesen sein. Alles in allem also: eine Tragödie überreizter Nerven und schmerzlicher, vielleicht sogar empörender Zufälligkeiten. An dem frischen Grabe dieses Jünglings, an dessen Tode wir keinesfalls ganz ohne Schuld sind, schrieb die „Post“: „Wir halten diesen Selbstmord für einen Akt des Eigensinns, aus dem revolutionären Streben heraus, den Behörden Schwierigkeiten zu machen.“ Und höhnte den Toten, der sich aus Bosheit und Niedertracht das Leben genommen, als vortrefflichen „Kenner der deutschen Volksseele und ihres periodischen Bedürfnisses nach exotischer Entrüstung“. Das ist im Deutschland von heute der Ton „anständiger“, sozusagen in den besten Kreisen gelesener Blätter. Sie strotzen von guter Gesinnung; schwärmen für Kaiser und Reich, für die größere Flotte und Polen- und Dänenvertilgung. Sie rasseln zweimal am Tag gar fürchterlich mit dem Säbel und sind so kernnational, daß sie (dieweil Nuancen und Feinheit des Ausdrucks ihnen wertlos scheinen) jedem Fremdwort eine holprige Verdeutschung suchen. Nur eines haben sie nicht, was ehedem als der stolzeste Ruhmestitel unseres Volkstums galt: die deutsche Bildung und die deutsche Seele flohen entsetzt vor diesen Rohlingen ... R. B.

*

Zeichen und Wunder

Da ist die Stadt Zürich, ein Hauptsitz der schweizerischen Sozialdemokratie, welche noch zu immer stärkerer Glut angefacht wird durch den Zustrom ausländischer Sozialdemokraten. Die Sozialdemokratie Zürichs hat sich auch schon ein gut Teil des Regiments angeeignet. Im Stadtrat spielt eine Hauptrolle der bisherige Pfarrer Pflüger, ein gewandter, schlagfertiger Redner, der trotzdem seine Kirche leer predigte, weil er auch auf der Kanzel statt Religion nur sozialdemokratische Agitation trieb, was doch die Genossen schon allabendlich in ihren Arbeiterverbänden hören. Nun, dieser Pfarrer Pflüger hat endlich sein Amt aufgegeben, als die Genossen ihn in den Stadtrat wählten. Die Pfarrwahl gestaltete sich aber sehr sonderbar. Noch ehe Pflüger Stadtrat wurde, war beschlossen worden, daß in Außersiel, dem immer sich vergrößernden Arbeiterquartier, noch zwei neue Pfarreien sollten errichtet werden, und man nahm allgemein an, daß von den beiden neuerrichteten Pfarrstellen die eine den positiven Christen, die andere den Sozialdemokraten sollte überlassen werden. Als nun auch die dritte, die Stelle Pflügers, frei wurde, beanspruchten die Sozialdemokraten diese natürlich auch für sich, und Pflüger selbst empfahl seinen Freund Reichen in Winterthur. Auch die sozialdemokratischen Politiker stellten die kategorische Forderung auf, daß auf Pflügers Kanzel nur ein wirklicher, eingeschriebener Genosse gewählt werden dürfe.

Aber es kam ganz anders. Die sozialdemokratischen Mitglieder der Pfarrwahlkommission und die große Mehrheit der sozialdemokratischen Wählerschaft, welche nun drei Pfarrer zugleich zu wählen hatten, wählten zu aller Welt Überraschung drei positive, christlich-soziale Pfarrer. Das Merkwürdige und Interessante an der Sache ist, daß die nächsten Freunde, Bekannte und Schüler Pfarrer Pflügers selber es sind, die diesen Beschluß herbeiführten. Pflüger ist ihnen als Genosse lieb und wert, aber als Pfarrer genügt er und sein Freund Reichen ihnen nicht, denn sie sind ihnen nicht r e l i g i ö s genug. Sie erklärten öffentlich und ausdrücklich, daß es ihnen diesmal weniger auf den Genossen, als auf den Pfarrer ankomme; sie wollten einen haben, der auch wieder die Kirche fülle, einen, der über dem Sozialen das Religiöse nicht vergesse und der imstande sei, auch die religiösen Probleme der Zeit zu erfassen und aus der Tiefe heraus zu behandeln. Es war ein regelmäßiger Besucher von Pflügers Predigten, den Pflüger selbst zum Präsidenten des von ihm gestifteten „Jungburschenvereins“ gemacht hatte, der in der bewegten Kirchgemeindeversammlung in diesem Sinne sprach. Und der Erfolg war, daß drei positiv-gläubige, christlich-soziale Pfarrer auf einmal gewählt

wurden. Zeichen und Wunder des zwanzigsten Jahrhunderts! Es zeigt sich hier klar und deutlich, wie richtig voriges Jahr Jean Jaurès in der „Action socialiste" geschrieben hat: „Ich glaube durchaus nicht, daß das natürliche und soziale Leben dem Menschen genügen kann. Wenn er die soziale Gerechtigkeit geschaffen hat, die er erstrebt, wird er innewerden, daß eine unendliche Leere übriggeblieben ist, die es auszufüllen gilt." Und ein andrer Sozialist, Eugen Losinsky, hat schon vor Jahren prophezeit: „Es bereitet sich ein großer revolutionärer Umschwung vor; der Sozialismus hört auf, materialistisch und atheistisch zu sein; er wird idealistisch und religiös." Sollte diese Zeit im Anbruch sein? Jedenfalls da noch lange nicht, wo der Sozialismus nur durch Schutzmänner mit Knütteln und Revolvern zurückgetrieben wird.

F. H.

*

Auf den Hund

Vom Pferde ist der „moderne Kulturmensch" auf den Hund gekommen' vom „klugen Hans", dem von einem hohen Kultusministerio approbierten Schriftgelehrten und Kandidaten der Philologie, auf den „sprechenden Don". Er hat auch schon seine Leibpresse und seine Leibreporter. Deren einer hält ihnen den Kuchen vor, und beflissen ruft ein groß Publikum: „Hunger!" und verzehrt ihn mit bestem Appetit, ohne zu schmecken, daß es — Hundekuchen ist. Als harmlose Korrespondenz liest man in den Blättern:

„Don, der redselige Vierfüßler aus der Letzlinger Heide, ist zu einer europäischen Berühmtheit geworden. Er hat vor kurzem sein erstes öffentliches Engagement im Berliner Wintergarten beendet. Infolgedessen ist der Hund zu einer gesuchten Variété-Attraktion geworden; schon im Wintergarten hat der einstige Jagdhund eine ‚Gage' von 12 000 ℳ bezogen, und mit einer noch weit höheren Gage ist Don für den Monat Mai dem Etablissement Ronacher in Wien verpflichtet. Aus England und Amerika haben sich große Manager an Dons Impresario gewandt, die für einen Monat Gagen bis zu 40 000 ℳ boten. Diese Anträge sind aber bisher abgelehnt worden, da das jetzt so wertvoll gewordene Tier nicht den Zufälligkeiten einer Seereise ausgesetzt werden soll. Don wird überhaupt jetzt behütet wie die empfindsamste Primadonna. Er hat seinen eigenen Tierarzt bei sich, ganz wie Caruso seinen Kehlkopfspezialisten, und während seines Engagements in Berlin ist Don Tag für Tag von seinem Impresario im Auto nach dem Grunewald geführt worden, damit er sich dort tüchtig auslaufen kann. Wie alle Herren in glänzenden Verhältnissen, so leidet nämlich auch Don an der Neigung zur Korpulenz. Kuchen, der bekanntlich auch im Sprachschatz Dons eine große Rolle spielt, wird ihm so selten als möglich gereicht; der neue Variété-Star lernt eben jetzt auch alle Freuden und Leiden der Berühmtheit kennen. Seine Reise nach Wien legte Don nicht etwa im Hundekupee zurück, sondern in einem Abteil erster Klasse, das eigens für ihn und seine menschliche Begleitung reserviert war. Sein wertvolles Leben ist übrigens bei Lloyds mit einer gewaltigen Summe, man spricht von 250 000 ℳ, versichert. Eine deutsche Gesellschaft wollte bei dem immerhin schon hohen Alter Dons das Geschäft nicht machen. Über die sogenannten besten Jahre ist der Hund nämlich schon hinaus."

Den Teufel merkt das Völkchen nie ... Aber die Sache hat doch noch eine sehr, sehr ernste Seite. Die Moral kann man im „Vorwärts" nachlesen.

Gr.

*

Wenn wir patriotisch werden ...

Zur Feier des Geburtstages des deutschen Kronprinzen führte das Wiesbadener Hoftheater „Im weißen Rößl" auf.

Civis

*

Gehört das Freilichttheater zur „Rinnsteinkunst"

In seiner umfänglichen Landtagsrede zum Kultusetat führte der Abgeordnete Liebknecht aus: „Es muß lebhaftes Bedauern erwecken, wenn auch kein Erstaunen, daß sich auch die neue Form der Bühne, die man jetzt im großen Stile auszunutzen sucht, um der Masse des Volks gute Kunst zu bieten, die

Zentralbühnenform und auch die Freilichttheaterform, wiederum nicht innerhalb der staatlichen Schablone hat entwickeln können, sondern daß sie sich als wilde, freie Gewächse, als Unkraut oder ‚Rinnsteinkunst‘, um mich dieses klassischen Wortes zu bedienen, haben entwickeln müssen.“ Da diese Darstellung weder im Hause noch in der Presse die nötige Verbesserung erfuhr, gebietet es die Wahrung der geschichtlichen Wahrheit, sie hier nachzuholen. Es ist um so nötiger, weil ein großer Teil der Presse sich in der Verhimmelung von Max Reinhardt nicht genugtun kann, weil ferner auch der „Bund für Volksfestspiele“ nach der Lockpfeife dieses Sensations-Regisseurs tanzt. Es gilt also festzustellen, daß von der ganzen großen Volksfestspielbewegung, ebenso wie in der des Freilichttheaters, Reinhardt gar nichts anderes gehört als die Verpflanzung in den Zirkus und die großindustrielle Ausbeutung eines mehr äußerlich sensationellen Erfolges. Fernerhin wird ihm gehören, daß er durch diese Betriebsform die ganze Bewegung bald zu Tode gehetzt und der ruhigen und steten Arbeit damit die schwersten Hindernisse in den Weg gelegt haben wird. So sind die „Verdienste“ Max Reinhardts und der mit ihm verbundenen Reformbestrebungen. Auch die Freilichttheater verlieren an Wert durch ihre Auslieferung an großstädtische Theater- oder Dichterspekulanten.

In Wirklichkeit war das Freilichttheater eine Gegenbewegung gegen die großstädtische Theaterkunst und in literarischer Hinsicht ein Kampf für das Drama großen Stils gegen den Naturalismus und den Abklatsch des Alltagslebens: Al fresco gegen alle Intimitäten und Kleinlichkeiten. Es waren die streng national empfindenden Kreise, die Herrn Liebknecht sicher verhaßt sind, die diese Bewegung ins Leben riefen. Es soll nicht vergessen werden, daß auch die von sozialdemokratischer Seite stark unterstützten „freien Bühnen“ durchweg im Fahrwasser des Naturalismus und der großstädtischen Theaterelenderei segelten. Freilich bleibt es auch eine Tatsache, daß die Vertreter eines großzügigen und bewußt nationalen Dramas bei den Hoftheatern keine Unterstützung fanden noch finden. Aber darum ihre Leistungen jetzt, wo sie langsam in Mode kommen, auf das Konto der „Rinnsteinkunst“ zu buchen, wäre eine Geschichtslüge. St.

*

Richard und Gabriele

Ein Künstlerbund ist geschlossen worden, über den alle Kunstsnobs in Verzückung geraten. Sie ist kein wirkliches Weib, sondern civiliter Gabriele d'Annunzio, wenn auch nicht der Ruhm, so doch der Selbstruhm Italiens; er ist aber „unser“ Richard Strauß, der sich als urdeutscher Fortsetzer des deutschen Musikdramas Richard I. mit dem Italiener für eine neue Oper verbunden hat. Bis jetzt verlautet nur, daß das Paar im Juli in Paris zusammentrifft, um so auch örtlich die internationale Kunstkuppelei recht sichtbar zu machen. Außerdem heißt es, daß Strauß dem Orchester Aufgaben „von ungeahnter Kühnheit“ stellen wird. Das glauben wir gern, zumal es viel leichter ist, als eine vornehme, einfache Melodie zu schaffen. Beweis: die Walzer des „Rosenkavaliers“.

Aber Gabriele wird sich nicht lumpen lassen. An perverser „Lust“ und wortmalerischer Brunst ist er Hugo von Hofmannsthal wenigstens gewachsen, in der Reklame aber riesig überlegen. Nun, deutscher Michel, freue dich auf das kommende Rascheln, Rauschen und Stürmen im Blätterwalde der deutschen Presse! St.

*

Die armen Psychiater

Ob es heute noch eine schlimmere Krankheit gibt, als die, überall Krankhaftes zu entdecken? Die Kriminalisten und Psychiater zumal sind von ihr befallen. Wo du allenfalls Seltsames und Fremdartiges sahst und dich dessen freutest, entdeckt ihr Scharfblick Verbrechen und Wahnsinn. Veröffentlicht da z. B. der durch mehrere einschlägige Schriften bekannte Staatsanwalt Wulffen in der „Umschau“ einen Aufsatz: „Über das Kriminelle im deutschen Volksmärchen“, in dem gleich zu Beginn verheißungsvoll steht: „Alle Arten von Verbrechen werden im Märchen behandelt und zum Teil verherrlicht.“

Da müssen sie denn aufmarschieren, alle die Meisterdiebe, über deren List und Geschick das Märchen lacht; ihnen folgen die Betrüger und Gauner. Ganz ernsthaft wird uns versichert: Der Müllerssohn Hansjörge alias Graf von Karabas mit seinem Helfershelfer, dem gestiefelten Kater, ist der Typus eines Hochstaplers." Gauner und Schwindler sind häufig; schlimmer: Betrügereien durch Unterschieben von Frauen und Bräuten kommen in den Märchen wiederholt vor.

Damit sind wir dem „interessanten" Kapitel des Erotischen und Sexuellen nahegerückt, das natürlich nicht fehlen darf. „Das schönste Märchen, von der Königstochter Schneewittchen, ist eine unzweideutige sexual-kriminelle Schilderung mit dem volkstümlichen Leitmotive ‚Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?' Neid und Haß der Stiefmutter gegen das tausendmal schönere Schneewittchen sind hier rein geschlechtlich. Der Königssohn, der sich in das scheintote Schneewittchen im gläsernen Sarge verliebt, ist ein platonischer Leichenfetischist, auf den diese weibliche Leiche durch ihre völlig willenlose Schönheit erotisch wirkt. Auch Sittlichkeitsverbrechen werden im Märchen dargestellt, teils ganz offen, teils mehr verhüllt. ... Die Blutschande ist das Thema in ‚Allerleirauh'. Der König ist ein Haarfetischist. Die sterbende Königin weiß das zu genau und legt ihm ans Herz, nach ihrem Tode nur eine solche Frau zu heiraten, die so schön ist wie sie und solche goldene Haare hat, wie sie selbst besitzt. Sie weiß, nur mit einer solchen Blondine kann der König wahrhaft glücklich werden" usw. Aber auch „das Märchen vom Aschenbrödel" ist reichlich von Sexualität erfüllt. Sadistisch ist der Haß der Stiefmutter, die das Stiefkind zur Magd erniedrigt, ihm alle schmutzigen Arbeiten im Hause zuweist und aus bloßer Lust am Quälen Linsen in die Asche schüttet. Erotisch gefärbt ist die treue Gehilfenschaft der Turteltäubchen, die ihm die Linsen aus der Asche picken. Der Prinz ist ein larvierter Fuß- und Schuhfetischist, den der kleine Pantoffel und der hineinpassende kleine Fuß entzücken."

Da wissen wir nun über diese Herrschaften, mit denen unsere Kinderherzen so lebhaft fühlten, gründlich Bescheid.

Du armes, liebes Märchen! Ach nein! O ihr armen, hochgelahrten Psychiater! St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers**, beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Ein stiller Winkel



Konrad Lessing

(Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.G. in Steglitz-Berlin)

Interieur



A. v. Brandis



Trauernde — Wilh. Thielmann



XIII. Jahrg. Juli 1911 Heft 10

Die Unpopularität der evangelischen Landeskirche · Von Ecclesiasticus

Diese Unpopularität gehört zu den auffallendsten Erscheinungen unseres Volkslebens. Abgesehen von der Diaspora, wo der Gegensatz zum Katholizismus die Evangelischen vielfach in der Landeskirche einen Rückhalt suchen läßt und einigen besonders religiös angeregten Gegenden ist vollständige Gleichgültigkeit, ja selbst Abneigung gegen die Kirche bei hoch und niedrig die Regel.

Man zählt durchweg in den evangelischen Gemeinden nur drei bis vier Prozent Kirchenbesucher, die Zahl der Abendmahlsgäste übersteigt selten den fünften Teil der erwachsenen Gemeindeglieder. Namentlich auch die Mehrzahl der evangelischen Männer bekümmert sich überhaupt nicht um kirchliche Dinge. Ist bei den Gebildeten vollständiger Indifferentismus in kirchlicher Beziehung die Regel, so schlägt die Gleichgültigkeit bei den Arbeitern immer mehr in ausgesprochene Abneigung, ja Haß um. Die Tagungen der verschiedenen Berliner Synoden haben bei der Besprechung der kirchlichen Zustände in der Reichshauptstadt erdrückende Belege für die zunehmende feindselige Stimmung der Arbeiterkreise gegenüber der Kirche und ihren Organen zutage gefördert. Allerdings hat die von den sozialdemokratischen Führern ausgegebene Parole des Massenaustritts aus der Landeskirche gerade in Berlin verhältnismäßig wenig Erfolg gehabt, da erst reichlich



Trauernde — Wilh. Thielmann



XIII. Jahrg. Juli 1911 Heft 10

Die Unpopularität der evangelischen Landeskirche · Von Ecclesiasticus

Diese Unpopularität gehört zu den auffallendsten Erscheinungen unseres Volkslebens. Abgesehen von der Diaspora, wo der Gegensatz zu dem Katholizismus die Evangelischen vielfach in der Landeskirche einen Rückhalt suchen läßt und einigen besonders religiös angeregten Gegenden ist vollständige Gleichgültigkeit, ja selbst Abneigung gegen die Kirche bei hoch und niedrig die Regel.

Man zählt durchweg in den evangelischen Gemeinden nur drei bis vier Prozent Kirchenbesucher, die Zahl der Abendmahlsgäste übersteigt selten den fünften Teil der erwachsenen Gemeindeglieder. Namentlich auch die Mehrzahl der evangelischen Männer bekümmert sich überhaupt nicht um kirchliche Dinge. Ist bei den Gebildeten vollständiger Indifferentismus in kirchlicher Beziehung die Regel, so schlägt die Gleichgültigkeit bei den Arbeitern immer mehr in ausgesprochene Abneigung, ja Haß um. Die Tagungen der verschiedenen Berliner Synoden haben bei der Besprechung der kirchlichen Zustände in der Reichshauptstadt erschreckende Belege für die zunehmende feindselige Stimmung der Arbeiterkreise gegenüber der Kirche und ihren Organen zutage gefördert. Allerdings hat die von den sozialdemokratischen Führern ausgegebene Parole des Massenaustritts aus der Landeskirche gerade in Berlin verhältnismäßig wenig Erfolg gehabt, da erst reichlich

10000 Austritte vollzogen sind. Das erklärt sich aber daraus, daß der Austritt immerhin mit einigen Umständlichkeiten und Kosten verbunden ist, und der Berliner Arbeiter es kaum für der Mühe wert erachtet, Zeit und Geld an solche Formalität zu wenden. Innerlich hat er ja doch schon lange sich von der Kirche gelöst, und von seiner äußeren Zugehörigkeit zu ihr merkt er, da keine Kirchensteuer von ihm verlangt wird, ja eigentlich nichts. Anderswo, wo auch der Arbeiter zur Kirchensteuer herangezogen wird, hat die Austrittsbewegung verhältnismäßig weit größere Resultate erzielt. In Kiel beläuft sich z. B. die Zahl der Austritte schon auf mehr als 1000, und dabei ist die Bewegung doch erst in ihren Anfängen und hat noch mit der Macht der alten Gewöhnung und eingelebten Sitten zu kämpfen.

Wie unpopulär die Kirche bei den Arbeitern aber schon ist, erfährt jeder zur Genüge, der in ihren Kreisen verkehrt.

Man hat in den letzten Jahren gegenüber dieser zunehmenden Entfremdung der Arbeiterwelt von der Kirche ein größeres kirchliches Interesse der Gebildeten wahrzunehmen geglaubt. Die Vertreter der sogenannten modernen Theologie wollen in ihrem Streben, die Kirche mit der heutigen Weltanschauung zu versöhnen, großen Anklang bei den Gebildeten gefunden haben. Tatsächlich haben die Zeitungen auch vielfach für die moderne Theologie Propaganda gemacht, die Vorträge der modern gerichteten Theologen haben Aufsehen erregt und starken Zulauf gefunden, in einigen Städten, wie Köln, Hannover, Göttingen und Dortmund, haben die modernen Prediger eine große Zuhörerschaft gefunden usw. Im Westen Deutschlands ist bekanntlich jetzt sogar eine Art von liberalkirchlicher Bewegung entstanden, die namentlich die Wahl von freisinnigen Predigern erstrebt, und es sind besonders die gebildeten Elemente der männlichen Bevölkerung, die sich daran beteiligen. Namentlich hat der bekannte Fall Jatho Tausende in Bewegung gesetzt.

Aber sehr tröstlich sind diese Erscheinungen für einen Freund der Landeskirche nicht, denn das erwachte kirchliche Interesse ist doch im Grunde ein antikirchliches. Es wird geweckt und genährt durch den Gegensatz gegen die Kirche, wie sie gegenwärtig ist, gegen die Kirche, wie sie bekenntnismäßig und verfassungsmäßig als Landeskirche zurzeit besteht. So ist auch diese neue Bewegung nur ein neues Symptom für die Unpopularität der Landeskirche.

Die gesamte Erscheinung ist aber im höchsten Grade bedenklich. Es ist klar, daß wenn sie andauert und sich weiter steigert, ein Zusammenbruch der Landeskirche zu erwarten ist. Mag der ganze offizielle Apparat der kirchlichen Behörden auch tadellos weiter fungieren, die schematische Ordnung aller kirchlichen Verhältnisse, in der man es schon so herrlich weit gebracht hat, noch besser ausgearbeitet werden, die Konsistorien die Bekenntnisse durch ihre juristischen Lehrprozesse aufrecht zu erhalten streben, die Synoden weiter verhandeln, fleißig Resolutionen beschließen und Reden halten, mögen auch noch so viele neue Kirchen gebaut werden: das hilft doch nichts und kann die Kirche nicht retten, wenn sie keine neuen Wurzeln in die Volksseele hineintreibt, wenn sie nicht wieder populär wird.

Eine Landeskirche kann auf die Dauer nicht eine Organisation sein, die nur als ein totes Gehäuse das Land überspannt, sie muß von dem Volk selbst getragen

sein. Sie kann nicht um die Gunst des großen Haufens buhlen, aber sie muß von der Sympathie der Bevölkerung gestützt sein, sie muß Volkskirche sein, soll sie nicht wie ein hohles Gerüst, das seine eigene Last nicht zu tragen vermag, über Nacht zusammenstürzen.

Eine Kirche, die nicht einmal mehr die innere Teilnahme der Mehrheit ihrer eigenen Glieder besitzt, ist ein Widerspruch in sich selber und lebt nur künstlich oder infolge des Trägheitsgesetzes, das auch im Volksleben seine Rolle spielt, noch etwas weiter, aber lange kann das nicht währen, jedenfalls nur bis zur nächsten großen Erschütterung der gegenwärtigen Zustände.

Die deutschen Landeskirchen befinden sich ungefähr in derselben Lage wie die römische Kirche in Deutschland zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Äußerlich war ihr Bestand noch unerschüttert, in gewissem Sinne erlebte sie sogar damals eine Blütezeit. Grade wie jetzt in der deutschen evangelischen Kirche gab sich damals auch in der katholischen Kirche Deutschlands ein besonderer Eifer im Kirchenbau kund. Man sucht stets eifrig den äußeren Schein kirchlicher Herrlichkeit aufrecht zu erhalten, wenn das Wesen und die Wahrheit der Kirche zu entschwinden drohen.

Alle die prächtigen Bauten und die forzierte Geschäftigkeit der Hierarchie haben damals die katholische Kirche vor ihrem Zusammenbruch nicht retten können.

Die zahlreichen Kirchenbauten mit und ohne allerhöchstes Protektorat, und dem stets damit als irdischem Lohn obligatorisch verbundenen Ordensregen werden jetzt die Landeskirche auch nicht retten.

Ihr kann nur durch eine Reformation an Haupt und Gliedern geholfen werden, eine Reformation, die ihr wieder die Zuneigung des Volkes, soweit es noch religiös interessiert ist, oder religiös interessiert werden kann, verschafft.

Wer da weiß, was das deutsche Volk dem Evangelium verdankt und nicht den Wahn teilt, daß die von auswärts importierten Sekten, samt der Heilsarmee, die Lücke ausfüllen können, die für das Volksleben durch den Zusammenbruch der Landeskirche entstehen würde, muß solche Reformation herbeisehnen.

Wie kann sich die jetzige heillose Unpopularität der Landeskirche in Popularität wandeln?

Ja, was ist denn eigentlich der Grund dieser Unpopularität? Man hat auf die wachsende Volkstümlichkeit der römischen Kirche in Deutschland hingewiesen und alles Ernstes geraten, die katholische Praxis herüberzunehmen; nach reicher Ausstattung der Kirchen und des Gottesdienstes gerufen und sich in allerlei Vereinsbildungen nach katholischem Muster versucht, obgleich das katholische Muster kein Original, sondern Kopie grade nach evangelischem Vorbild ist und die römischen Gottesdienste ihre Anziehungskraft in dem mystischen Opfer haben, das ihren Mittelpunkt bildet und doch nicht übernommen werden kann. Andere haben die Aufrichtung des Episkopats in der evangelischen Kirche vorgeschlagen. Der Vorschlag ist freilich schon an seiner inneren Unmöglichkeit und Lächerlichkeit alsbald wieder zusammengebrochen.

Es sind die Pfarrervereine gekommen und wollten die Arbeit der Pastoren organisieren, zentralisieren und ich weiß nicht was. Sie haben sich außer einigen



lahmen anderweitigen Anläufen aber immer mehr darauf beschränkt, Petitionsstürme zu organisieren, um die allerdings früher kümmerlichen Pfarrbesoldungen mit Staatshilfe zu erhöhen, nach der sehr fraglichen Theorie, je besser der Lohn, desto besser die Arbeit.

Andere haben die Sache doch etwas tiefer angefaßt. U. a. hat der bekannte Professor Seeberg die Predigt der evangelischen Kirche kritisiert, und man muß ja auch wirklich sagen, daß der evangelische Gottesdienst mit seiner dem Volke meist unverständlichen und seit Jahrhunderten in tief ausgefahrenen Gleisen sich bewegenden Predigt als Mittelpunkt und Hauptinhalt von den meisten Kirchenbesuchern mehr als recht schwere Übung der Frömmigkeit und namentlich auch der Geduld, wie als Stärkung ihres religiösen Lebens empfunden wird. Aber in anderen außerdeutschen Landeskirchen wird durchschnittlich noch langweiliger als bei uns gepredigt, und die Kirche ist trotzdem dort, z. B. in Schweden, Holland, England, populär. Überdies werden die wirklich volkstümlichen und volksgewaltigen Kanzelredner stets Ausnahmen bilden, und alle Musterpredigten und homiletischen Bücher werden dies auch nicht ändern.

Die Führer der modernen theologischen Richtung, die Protestantenvereinler, die Freunde der Zeitschrift „Christliche Welt" usw. versichern einmütig, der Schaden liege einzig in der wissenschaftlich-reaktionären Haltung der offiziellen Kirche. Man brauche nur den Bekenntniszwang aufzuheben, den Pastoren die Lehrfreiheit auf der Kanzel zu geben, die Inspirationslehre abzuschaffen, den Wunderglauben aufzugeben, und die Landeskirche werde wieder so populär werden, wie je zuvor.

Leider wird dabei übersehen, daß z. B. die Schweizer Landeskirche, in der alle freisinnigen Postulate verwirklicht sind, so wenig Einfluß auf das Volksleben hat, wie nur je eine evangelische Kirche, und daß, um Beispiele aus der eigenen Heimat anzuführen, die Hamburger und Bremer Landeskirchen, in denen die Pastoren sich in der Lehre so ungeniert bewegen können, wie man nur wünschen mag, keineswegs ein blühendes kirchliches Leben aufzuweisen haben.

Die römische Kirche aber wird trotz ihres Syllabus und des Unfehlbarkeitsdogmas bei uns immer einflußreicher, auch im Volke selber.

Unter den evangelischen Kirchen ist z. B. in Holland gerade die streng-reformierte, deren Leiter der gewesene Minister D. Kuyper ist, die volkstümlichste. Sie vermochte es ja sogar, eine Majorität bei den politischen Wahlen zu erzielen.

Mag es auch Mode sein, über die Engherzigkeit unserer Kirche zu eifern, die Haltung der Konsistorien und Synoden erklärt den Mangel an Popularität der deutschen Landeskirche noch nicht, zumal auch sehr liberal geleitete, wie die Badens, schließlich ebensosehr davon betroffen sind, wie die Preußens.

Es ist vielmehr die leidige Bureaukratie, die ja überall, wo sie zur Herrschaft kommt, das Leben verdorren läßt und aus dem Besten und Schönsten etwas Unleidliches zu machen weiß, an dem niemand Freude hat, welche wie ein Fluch auf den deutschen Landeskirchen lastet, ihre Lebensquellen verdorren läßt und sie zur geistlichen Wüste macht.

Die kirchliche Bureaukratie hat die Landeskirche so umsponnen und durchsetzt, daß wir unter einer Landeskirche uns gar nicht mehr etwas anderes zu denken

vermögen als ein von obenher bureaukratisch regiertes und bevormundetes Kirchenwesen, darin die Gemeinden und Individuen zur Passivität verurteilt sind und nur die Aufgabe haben, sich regieren und erbauen zu lassen. Man mag das übertrieben finden und gegen solche Darstellung geltend machen, daß ja doch die kirchliche Selbstverwaltung seit fast einem halben Jahrhundert überall in der Landeskirche eingeführt sei. Tatsächlich gibt es ja auch so etwas wie kirchliche Selbstverwaltung, einen kirchlichen Konstitutionalismus. Leider ist er nur Schein geblieben, in Wahrheit ist die Bureaukratie nach wie vor in der Kirche allmächtig. Die ganze Verwaltung liegt nach wie vor in den Händen der Konsistorien und Oberkirchenräte, welche r e i n s t a a t l i c h e B e h ö r d e n sind. Den Synoden hat man allerdings das Geldbewilligungsrecht gegeben, aber unter staatlicher Aufsicht, und überdies ist in der Kirche das Geld doch nicht wie im Staate der nervus rerum. Im übrigen haben die Synoden nur die Aufgabe, die Regierungsvorlagen anzunehmen, welcher Aufgabe sie auch prompt mit mehr oder weniger Sträuben besorgen. Den Kampf mit den staatlichen Instanzen aufzunehmen, sind diese Körperschaften nicht in der Lage, da die Landeskirchen sich überall in finanzieller Abhängigkeit vom Staate befinden, und zu solchem Kampf besitzen die Herrn Synodalen, welche dank einem ausgedehnten Filtriersystem größtenteils direkte oder indirekte Staatsbeamte sind, auch wenig Neigung. Die gesamten Synodalverhandlungen sind im Grunde nutzlose Zeitverschwendung. Die Geschäfte ließen sich billiger und einfacher durch Verfügungen der Behörden regeln. Die Teilnahme an dem Verfassungsleben der Landeskirche kann keinen selbständigen Charakter locken.

Etwas besser steht es um die Gemeindeorganisation, wie sie durch die neueren Kirchenverfassungen in den verschiedenen Landeskirchen nach reformiertem Muster eingeführt ist. Da aber keine kirchliche Qualifikation der Wähler gefordert wird, sind die gewählten Gemeindekörperschaften sehr zufällig zusammengesetzt, meistens weder arbeitsfähig noch arbeitswillig, sobald es sich um die eigentlichen kirchlichen Aufgaben handelt und eigentlich auch nur für die Externa zu gebrauchen. Für das kirchliche Leben sind sie ziemlich bedeutungslos und nicht imstande, die Physiognomie der Landeskirche, die nur zu sehr dem eines Leichnams ähnlich ist, wesentlich zu ändern.

Die deutsche Landeskirche der Gegenwart ist das passivischste und undemokratischste Gemeinwesen, das man sich denken kann. Man protestiert gegen den Ausdruck Laien in der evangelischen Landeskirche, in Wahrheit kann man ebensogut und vielleicht besser ihre Glieder so nennen, wie die katholischen Laien. Die einfachen Katholiken haben mehr Gelegenheit zur aktiven Betätigung als wir Evangelischen. Die katholische Kirche hat als Körperschaft doch Selbständigkeit, sie hat ihr eigenes Leben, das sie ihren Gliedern wenigstens durch ihre weitverzweigte Vereinstätigkeit mitteilt, und wenn die Leitung der Kirche auch gänzlich der Hierarchie vorbehalten bleibt, so ist diese doch eine rein kirchliche Körperschaft. Die evangelische Kirche ist dagegen der kirchlichen Bureaukratie unterworfen, die im Grund s t a a t l i c h e n Charakter besitzt und v o n p o l i t i s c h e n G e w a l t e n a b h ä n g i g ist.

So steht die Landeskirche vollständig im Widerspruch zur Entwicklung der Zeit, die immer ausgesprochener demokratisch sich gestaltet, ja sie steht auch im

Gegensatz zur Idee der christlichen Kirche, die im guten Sinne demokratisch nach dem Grundsatz des allgemeinen Priestertums verfaßt sein muß. Vollends ist die jetzige Landeskirche ein Zerrbild einer wirklich evangelischen Kirche.

Es ist ein tragisches Geschick, daß die Kirche der Reformation gerade auf deutschem Boden solche Mißgestalt gewonnen hat, zumal durch die Entwicklung der Dinge gerade das Streben Luthers, eine freie, volkstümliche Kirche zu gründen, dazu geführt hat.

Luther sah den Grund zu der Unfreiheit der Christenheit in der römischen Kirche seinerzeit in dem Druck der Hierarchie. Er war schon als echter Sohn Niedersachsens, das stets das aufgedrungene hierarchische Joch widerwillig getragen hatte, von ganzem Herzen antihierarchisch und antiklerikal. Nicht nur weil er zu sehr Professor war, um Organisator sein zu können, sondern aus Überzeugung gab er der neu entstehenden religiösen Gemeinschaft nur ein Minimum von Organisation. Er wollte keinen neuen Klerus und erst recht keine hierarchische Leitung der Kirche. Er unterwarf sie in allen äußeren Dingen der weltlich-bürgerlichen Ordnung. Von der alten Kirche ließ er eigentlich nur den Lehrstand bestehen und vertraute, daß dieser, mit der Bibel ausgerüstet, allein die Kirche zu bauen, zu erhalten und zu vertreten imstande sei. Dieser echt deutsche Idealismus Vater Luthers hat zunächst der evangelischen Kirche eine ungeheure Popularität verschafft. Alle Stände begrüßten diese unklerikale „bürgerliche“ Kirche mit einer Begeisterung, die freilich oft genug mit selbstsüchtigen Erwägungen gemischt war. Die Fürsten und Magistrate nahmen mit Freuden die kirchliche Gewalt in ihre Hände Die Edelleute waren froh, sich des Kirchenguts bemächtigen zu können. Alle Bürger und Bauern wurden aufrichtige Anhänger des neuen Kirchenwesens, das keine geistliche Bevormundung für sich in Anspruch nahm.

Die Kirche der Reformation schien sich wirklich zu einem echt christlichen Gemeinwesen, das sich in freier Weise auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit aufbaute, zu gestalten. Es schien nur so. Der Mangel einer eigenen Organisation ließ die Kirche zu keiner rechten Entwicklung kommen, sie wurde zu einem Anhängsel des Staates und dieser Staat nahm einen bureaukratischen Charakter an! Solange noch patriarchalisch regiert wurde und der Fürst wirklich sich als Landesbischof fühlte, mochte es noch gehen. Als aber die Kanzleien sich zwischen Volk und Fürsten einschoben und auch die Kirchenregierung an sich zogen, da ward die Kirche der Reformation, diese Volkskirche, die das Volk hatte und die das Volk als seine Kirche liebte, zur Staatsinstitution, die das Volk mit Akten und Reskripten regierte und von ihm als Teil der Staatsgewalt mit mehr Respekt als Liebe angesehen ward. Der Respekt ist, seitdem der Staat der Landeskirche seine Autorität mit der Einführung des Zivilstandes zum guten Teil entzogen hat, nun auch dahin. Kein Wunder, daß unser Volk für die Kirche als solche kaum mehr etwas empfindet, und daß die Landeskirche so ohnmächtig ist. Sie schwebt ja recht eigentlich in der Luft zurzeit, vom Staat verlassen und dem Volk entfremdet.

Was der Staat der Kirche noch gelassen hat, seinen bureaukratischen Apparat, das erhält sie gerade in ihrer Ohnmacht, weil es sie hindert, zur Volkskirche zu werden und die einstige Popularität zurückzugewinnen.

So wie es jetzt steht, dienen alle Maßnahmen der offiziellen Kirche nur dazu, sie noch unpopulärer zu machen, weil naturgemäß bei allen ihren Aktionen ihr bureaukratischer Grundcharakter offenbar wird und dadurch der Widerspruch der so ganz anders gerichteten Volksstimmung nur aufs neue geweckt wird.

So ist auch der Mißerfolg zu verstehen, den die Kirchenregierung jedesmal erleidet, wenn sie den Bekenntnisstand durch Lehrprozesse zu wahren sucht. Ein lehrreiches Beispiel dafür liefert die Aufnahme, welche das sog. Spruchkollegium findet, nun es zum ersten Male in Tätigkeit treten soll. Die Gemeinden sehen darin eine unberechtigte Einmischung, weil sie nicht die Empfindung haben, daß die kirchlichen Behörden wirklich Organe der Kirche sind und somit die Kirche in rechtmäßiger Weise repräsentieren. Und sie haben ja auch recht in diesem negativen Empfinden.

Wenn man den Landeskirchen wieder zu Macht und Einfluß verhelfen will, so muß vor allem die Kirchenbureaukratie beseitigt und der Kirche eine wirkliche Selbstverwaltung durch die völlige Trennung vom Staat gegeben werden. Darum bin ich für meine Person ein ausgesprochener Feind der Pfarrervereine, weil sie durch ihre ewigen Betteleien bei dem Staat nur dazu helfen, die Abhängigkeit der Kirche vom Staat immer mehr zu befestigen und die Gesundung der Kirche aufzuhalten. Die bessere Besoldung der Pastoren hilft der Kirche nichts. Noch weniger womöglich kann sie eine Kumulation der Kirchenbureaukratie retten, wie sie der auf Anregung des Kaisers vor einigen Jahren gebildete Kirchenausschuß darstellt. Bezeichnend für die Wirksamkeit desselben ist die Tatsache, daß diese neue Körperschaft, um der Not der Landeskirche abzuhelfen, sich zuerst daran gemacht hat — eine neue Namenreihe für den evangelischen Kalender auszuarbeiten! O sancta simplicitas, oder soll ich sagen: O heiliger Bürokratius?

Wie ich mir die Reformation der Landeskirche denke? Sehr einfach: man wage es nur und überlasse die Landeskirche sich selber! Man streiche alle Staatszuschüsse und hebe alle Staatsgesetze auf, die dazu bestimmt sind, die Kirche zu stützen und zu regieren. Man gehe nur ruhig in den Bahnen der französischen modernen Gesetzgebung, nur unter Ausschaltung aller Maßregeln, welche darauf berechnet sind, die Kirche zu schädigen.

Dann würde zunächst selbstverständlich eine bedeutende Reduktion des äußeren Bestandes der Kirche eintreten. Viele Indifferente würden die Kirche verlassen und auch finanzielle Nöte würden nicht ausbleiben. Vielleicht müßten manche Pfarrstellen aufgehoben oder mit anderen vereinigt werden. Vielleicht würde die Verwaltung des Pfarramts öfter als Ehrenamt geführt werden müssen und manche Geistliche genötigt sein, für ihren Lebensunterhalt selber zu sorgen, ähnlich wie es jetzt in Frankreich der Fall ist und in der alten Kirche die Regel bildete. Aber die kirchlichen Verhältnisse würden gesunder werden. Die Kirche würde wieder ein lebendiger Organismus werden, aus einem Passivum ein Aktivum. Sie würde aufhören, eine Institution zu sein, um die wesentlich nur die Frauen sich kümmern, sie würde wieder männlichen Charakter bekommen und die Männer, die nur dort zu haben sind, wo man arbeiten und kämpfen kann, anziehen. Die evangelische Kirche Deutschlands, einst die populärste der Welt und jetzt die unpopulärste, würde

wieder neue Sympathien gewinnen: sie würde wenigstens bei ihren eigenen Gliedern wieder populär sein.

Freilich, vorläufig wird diese Entbureaukratisierung der Kirche, man verzeihe das furchtbare Wort, nur ein frommer Wunsch bleiben, schon weil die Landesfürsten sich ihren Summepiskopat, obgleich derselbe eigentlich nur noch Dekoration ist, nicht nehmen lassen werden. Es wird also vorläufig mit viel Arbeit und vielen Kosten dieses unglückliche Gebilde, das man Landeskirche nennt, an dem niemand recht Freude und Interesse hat, weiter aufrecht erhalten werden. Die Konsistorien, Oberkonsistorien, Oberkirchenräte, geheimen und nicht geheimen Ministerialräte werden weiter regieren und reglementieren, die verschiedenen Synodalmühlen werden weiter klappern und das alles wird wie bisher pro nihilo sein.

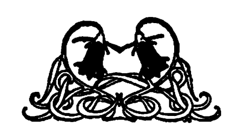
Aber alle, die es mit der evangelischen Kirche wohl meinen, werden die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Zeit kommen werde, wo die Kirche von der Bureaukratie frei werde, wie Luther sie einst von der Hierarchie befreite, damit die Landeskirche eine Volkskirche werde, d. h. aus dem gespensterhaften Dasein, das sie jetzt führt, zu einem lebendigen Organismus sich gestalte. Und die darauf hoffen, werden auch dafür in Wort und Tat arbeiten.



Sommer · Von Johann Beyer

Die Luft durchklingt's wie Harfensang
Aus goldnen Sonnensaiten,
Und sanft verschwebt der süße Klang
Die blütenschwere Erde entlang,
In blaue Märchenweiten,

Wo leuchtende Wolken im luftigen Tanz
Gleich seligen Geistern wallen:
Mir ist, als müßte in all dem Glanz
Das Glück wie ein strahlender Blütenkranz
Herab vom Himmel fallen.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Dritter Teil: Die Königsfrau

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel: Pater Paulus weiht bei der Königsfrau die Kapelle zum blutenden Herzen Mariä

Im Maienmonat war's. Und es war schön, daß die katholische Kirche die holdseligste Jahreszeit der holdseligen Jungfrau geweiht hatte: der jungfräulichen Gottesgebärerin, die aller Mütter schmerzensreichste war! Maria mit dem blutenden Herzen.

Eine Poesie ohne Ende liegt in dem Marienkult, die lieblichste und zugleich erhabenste Dichtung der nach einem göttlichen Urbilde aller Frauenreinheit und Frauenhoheit sich sehnenden Menschenseele. Sie fand es erfüllt in der Frau des Zimmermanns Joseph, in der Frau aus dem Volke.

Der ewig jungfräuliche Leib von Mutter Erde gebar den Göttersohn Frühling, den die Flammenpfeile der Sommersonne töteten. Den aus weißer Winterstarre erwachten braunen Schollen entwanden sich unter dem Jubilieren der Lerchenchöre die sprießenden Saaten der Felder, die bunten Blütengefilde der Fluren; und es schmückten sich die Wälder mit Lenzespracht . . .

Judith ließ für ihr Gesinde eine Kapelle bauen. Das kleine Heiligtum stand nahe beim Wohnhause auf einem Hügel unter einem uralten verwitterten Fichtenbaum. Der junge Martin erhielt den ehrenvollen Auftrag, nach Bozen niederzusteigen und ein schön geschnitztes Holzbild der Himmelskönigin in die Dolomitenwildnis hinaufzuführen.

Eines leuchtenden Maisonntags zogen Judiths Mägde, junge blühende Geschöpfe, dem Boten eine Strecke Weges entgegen. Wie für eine Prozession hatten sie sich Blumenkränze gewunden, die einen aus blauschwarzen Genzianen, aus blaßvioletten Anemonen oder goldgelben Primeln die anderen. Hinabsteigend sangen sie ein Maienlied.

Auch Judith ging mit. Schweigend schritt sie voraus, tiefen Ernst auf ihren Zügen, als wäre sie eine Chorführerin.

So feierlich wallte die kleine Schar von der Höhe herab durch die Frühlingsauen bis zur Grenze des Tannenwaldes. Dort erwartete sie Martin. Er sah den Zug kommen, befreite das Bildnis von seiner Umhüllung, stand unter den sprießenden Lärchen, und hielt Herrin und Mägden mit beiden hocherhobenen Armen das Gnadenbild entgegen. Es wurde im Triumph vollends hinaufgeleitet und über dem Altar aufgestellt, der sich in einen Blumenhügel verwandelte. Aber noch fehlte der Kapelle die priesterliche Weihe.

Für Judiths Empfinden hätte es der Heiligung durch Priestermund nicht bedurft. Sie erkannte jedoch, daß es sich nicht um ihr Gefühl handelte, für welches das Sanktuarium nicht erbaut worden war. Ihr Gesinde forderte die Weihe; und sie mußte diesem Verlangen nachgeben.

Aber keiner der Geistlichen aus der Klause im Tal konnte die Heiligung vollziehen.

Es waren Büßer, Missetäter. Die Dolomitenleute hegten wenig Achtung vor den Bestraften, wenn auch Frauen und Kinder sich drängten, um jedem der heimlich Mißachteten demütig die Hand zu küssen. Aber auch die Männer wären zu den Geächteten in die Messe gegangen, hätten den Sündern ihre Sünden zur Beichte getragen und sie sich von ihnen vergeben lassen. Sämtliche Bewohner des Hofes sowohl wie der umliegenden Wälder und Höhen trugen ein heißes Verlangen nach den Segnungen der Kirche, selbst durch Mund und Hand der Büßenden. Waren sie doch immerhin Gesalbte des Herrn, in denen der Geist der Kirche lebendig war — wenn auch nicht in ihrer sündhaften Person, so doch in ihrem heiligen Amt.

Also sandte Judith auf dringliches Anliegen ihres Gesindes Botschaft und Bitte hinab: einer von den Vätern möge dem Waldkirchlein unter den Königswänden die Heiligung geben. Es sei dem blutenden Herzen Mariä gestiftet.

Aus der Klause kam die Antwort: „Ohne besondere Erlaubnis unserer geistlichen Oberbehörde dürfen wir die Weihe nicht vollziehen. Es soll darum nachgesucht werden.“

Nach einiger Zeit erfolgte die Mitteilung:

„Die Erlaubnis wurde einem der Unseren erteilt. Wir werden diesen Einen hinaufsenden.“

* * *

An Mariä Himmelfahrt sollte der Kapelle mit dem Bildnis Mariä zum blutenden Herzen die Weihe erteilt werden. Von allen Seiten versammelten sich die Dolomitenleute. Sie wußten: es gab dort oben bei Judith Platter nicht allein himmlische Seelennahrung, sondern auch irdische Speise und Trank. Denn — so war sie nun einmal! Alles an ihr war besonders geartet. Wenn sie gab, so gab sie gleich mit vollen Händen; und war dann ihr Geben stets ein Verschwenden. Auch deswegen hätte man sie nennen können, wie man sie nannte:

„Die Königsfrau!“

Die eifrigen Mägde hatten die Kapelle mit Gewinden bekränzt. Da ließen es sich denn auch die Knechte nicht nehmen, für den Hochwürdigen, der zu ihnen hinaufgestiegen kam, aus Tannengrün eine Ehrenpforte aufzubauen, und von

dieser Stelle aus den Weg bis zum Kirchlein hinauf dicht mit Zweigen zu bestreuen: wie ein Kirchenfürst sollte der priesterliche Büßer in das Reich der Königsfrau einziehen.

In dem mit Zirbenholz ausgetäfelten großen Gemach ward für den geistlichen Herrn der Tisch gedeckt. Die Hausfrau selbst suchte dafür das Linnen aus. Erst in ihrem Hause wollte sie den Priester begrüßen. Verdachte man ihr das Fernbleiben von der Zeremonie, so machte ihr das nichts aus. Der Obermagd befahl sie: das Brot und die Würste für die Scharen der Andächtigen und Hungrigen nach dem Kapellenhügel schaffen zu lassen; desgleichen die beiden Fässer guten Terlaners: wo die Leute fromm gewesen waren, sollten sie nachher fröhlich sein . . .

Der Geistliche traf ein. Er trug den violetten Talar eines Chorherrn vom heiligen Augustin der lateranensischen Kongregation. Den Priester begleitete ein Knabe mit dem von blasser Seide umhüllten Ciborium.

Das gab eine Erregung! Die Dolomitenleute teilten einander flüsternd die große Neuigkeit mit:

„Er hält das Hochamt! Er darf für uns das Hochamt halten. Der Himmel läßt für uns ein Wunder geschehen! Einem Büßer, einem Sünder ward die Erlaubnis erteilt, den Herrn zu uns zu bringen! Seine Buße muß groß gewesen sein; denn seine Sünde ward ihm vergeben . . . Seht ihn an! Er sieht nicht aus wie einer von denen dort unten; sondern wie einer, dem die Macht gegeben ward, zu binden und zu lösen.“

Andere sprachen:

„Wir kennen ihn. Dieses Frühjahr ward er zu uns geschickt . . . Weswegen? . . . Einer Missetat willen . . . D i e s e r ! . . . So hörten wir . . . Wir glauben euch nicht. Seht ihn doch an! Das ist einer!“

So fand das Volk für die absonderliche Wesensart des Büßers Pater Paulus den nämlichen Ausdruck wie für Judith, die „Königsfrau“.

Er achtete nicht des Aufsehens, das seine Erscheinung erregte, nicht des Flüsterns. Mit einem Blick tiefster Ergriffenheit schaute er um sich, als suche er etwas, das zu sehen er mit heißer Inbrunst ersehnt. Jetzt war dafür die Stunde gekommen. Nur sein Herz und sein Gott wußten, wie er darauf gewartet hatte. Er hätte die Erfüllung seines Wunsches früher herbeiführen können; aber er wollte, daß die Stunde für ihn schlagen sollte.

S o war es jetzt bei Judith Platter! . . . Von der Tiefe aus hatte er die große Welt der Höhe nur als ferne Erscheinung erblickt; jetzt war sie ihm zur Nähe geworden.

Unwillkürlich hemmte er seinen Schritt.

Dieses ihr Haus; dieses ihr Hof; ihre Fluren, Felder, Wälder! Hier oben konnte sie frei genug atmen, stark genug schaffen. Unter diesen gewaltigen Gipfelwänden erfüllte sich ihre Natur; von diesen scharfen Lüften umweht, fühlte sie sich in ihrer wahren Lebensluft . . . Umschau haltend, tat der Priester einen langen tiefen Atemzug. Dann schritt er weiter.

Wo und wann würde er sie wiedersehen? . . . Vor dem Heiligtum, jetzt gleich! . . . Sie müßte nicht — Judith Platter sein, wenn das geschehen sollte. Er würde noch eine Weile warten müssen, bis er ihr gegenüberstand. Aber dann!

Was dann?

Was würde er ihr sagen? Was sie ihm? Wie würden sie sich einander gegenüberstehen?

Nicht daran durfte er jetzt denken. Er ward hinaufgesendet, um in dieser stolzen Höhe eine heilige Handlung zu vollziehen. Alle seine Gedanken, seine ganze Seele mußten jetzt bei dem Mysterium sein. Auch sein Wiedersehen mit Judith Platter kam etwas Geheiligtem gleich.

Der Priester betrat die Kapelle, um welche die Berggemeinde sich scharte; denn wenige nur konnten in das kleine Heiligtum selbst eingehen. Sie standen auf dem Hügel unter der uralten Fichte; und während der geistliche Herr drinnen die Weihe vollzog, sangen sie im Chor. Dann trat Pater Paulus heraus und sprach zu ihnen:

„Dem blutenden Herzen Mariä weihte ich diese Kapelle unter den Gipfeln der Dolomiten. Des Sohnes Blut floß am Kreuz für die Leiden und Sünden der Welt; die Mutter aber ließ ihr Herzblut strömen um des gemarterten und gestorbenen Sohnes willen. Solche unblutigen Wunden sind der Wunden grausamste: Speerstich, Dornenkrone und Nägelmale sind lind gegen ein vor Seelenqual blutendes Herz.

Wer auf dieser Welt so recht ein Mensch ist, der trägt auch des Menschen blutendes Herz in seiner Brust. Denn der Mensch muß leiden auf Erden.

Bis in eure Täler hinein, bis zu euren Höhen empor dringt der Menschheit Leid. Die Felsenmauern, die euch von der Welt abschließen, schützen euch nicht vor dem allgemeinen Menschenlos; und den Feierfrieden eurer Einsamkeiten zerreißt der Schmerzenslaut eurer Menschlichkeit. Auch ihr müßt Gräber graben, Tränen trocknen und zum Himmel aufschreien: ‚Herr, Herr, warum verließest du mich?‘

Wenn ihr in eurem Menschenleid eure Herzen bluten fühlt, so steigt herauf zu dieser Stätte hoch über dem Dunst der Tiefe. Hier tretet ein! Dem blutenden Herzen der Mutter ward hier ein Tempel errichtet, von allen Heiligtümern der Erde das Heiligste. Denn es gibt nichts so sehr, was vom Himmel ist, als Mutterliebe und Mutterschmerz.

Eure blutenden Herzen tragt zu diesem Mutterherzen; und aus seinen Wunden wird es leis und lind in die euren überfließen, daß ihr getröstet von dannen geht: zurück in eure Hütten, zu eurer Arbeit, euren Mühen und Nöten, darüber ihr nicht murren sollt. Denn sie sind es, die euch hier hinaufführen, wo ihr dem Himmel näher seid, der euch segnen möge mit dem Segen der Liebe, der aller Segen machtvollster und göttlichster ist.

Und ich habe euch zu verkünden, daß mir, Unwürdigem, Erlaubnis erteilt ward, fortan eure Beichte abzunehmen, euch Absolution zu erteilen und für euch Messe zu lesen. Auch darf ich zu euren Sterbenden den Heiland bringen. So habe ich's für euch von meinem Oberen erbeten und so ward mir's gewährt.“

Die kleine Gemeinde dieser Bergpredigt geriet in fanatischen Taumel . . . Nicht mehr brauchte sie mühselige und weite Wanderungen zu unternehmen, um ihre Sünden zu einem Priester zu tragen und sie sich vergeben zu lassen; brauchte

nicht mehr nach dem Anblick des höchsten Heiligtums zu schmachten. In die wilde Einsamkeit hatte die Gottheit Einzug gehalten, hatte ihr Haus bezogen, blieb bei ihnen wohnen. Und wenn sie jetzt nach einem langen mühseligen Leben das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschten, so konnten sie ihre letzten Stunden in Frieden erwarten: zu ihren Sterbebetten kam fortan der Herr und stand ihnen bei im letzten Kampf, der freilich ihres Lebens schwerster nicht war . . .

Sie drängten vor, hin zu dem Mann, der ein Übeltäter sein sollte, und der für sie so Großes vollbracht hatte. Sie küßten dem Abwehrenden gewaltsam Hände und Gewand; sie dankten und beteten, weinten und jubelten in dem Rausch ihrer fanatischen Freude.

Dann ertönte in dieser hohen Welt der Alpen zum ersten Male das Glöcklein: der junge Martin läutete es, dabei der geliebten Herrin gedenkend; dann vollzog der Priester vor der Kapelle das Meßopfer. Und über der Schar der demütig Niedergesunkenen wurde an diesem Ort zum ersten Male zu den starren Häuptern der Alpenriesen und dem von Morgensonne umfluteten Antlitz des Himmels von sündigen Händen der Kelch emporgehoben.

* * *

„Der hochwürdige Herr möchte ins Haus kommen!"

Der Gerufene mußte sich zusammennehmen, um der Botin mit möglichst ruhiger Stimme zu erwidern:

„Melde deiner Herrin, ich würde kommen."

„Ich soll Hochwürden führen."

„Geh nur voraus."

Er ließ den Knaben, der als Ministrant mit ihm hinaufgestiegen war, bei den jetzt froh Feiernden auf dem Hügel und folgte der vorausgeeilten Dienerin mit schweren Schritten. Judiths Hunde empfingen ihn vor ihrem Haus. Sie begrüßten den Gast mit wütendem Gebell, als witterten sie in ihm einen Feind. Sie mußte selbst heraustreten, um Ruhe zu schaffen. Da sah sie ihn denn.

„Ich bin's, Judith Platter."

Das letzte Wort brachte er kaum über seine Lippen. Daß ihn das Leben dahin hatte bringen können, das Judithlein jemals Judith Platter zu nennen! Und sie trug an ihrem Finger noch immer seinen Ring . . .

In derselben Weise, wie er sie ansprach, erwiderte sie:

„Ich sehe, Ihr seid's, Pater Paulus."

Wie kalt und fremd ihre Stimme klang; wie kalt und fremd ihr Blick auf ihm ruhte. Grausen hätte diese beiden Menschen fassen müssen; Grausen vor einem Leben, das zwei Menschen in solcher Weise trennen konnte.

Dann nach einem langen Schweigen:

„Ihr ließet mich einladen, in Euer Haus zu kommen. Darf ich auch jetzt bei Euch eintreten — nun Ihr wißt, wen Ihr ludet?"

„Ich lasse nicht vor meiner Türe stehen, wen ich einmal zu kommen bat. Tretet also ein, hochwürdiger Herr. Verzeiht, daß ich Euch kein anderes Willkommen zu bieten vermag."

„Ich erwartete kein anderes."

Sie antwortete nicht, ging ihm den Weg weisend voraus.

Hatte er eigentlich gehört, was sie ihm sagte? . . . Nur dunkel erinnerte er sich ihrer Worte. Was bedeuteten Worte? Während sie zu ihm sprach, lauschte er auf ihre Stimme. So kalt und fremd sie klang, war es doch ihre Stimme, die er wieder vernahm — endlich, nach Jahren und Jahren, nachdem er ihren Klang in hundert schlummerlosen Nächten sich vorgestellt, darauf in seinen Träumen gelauscht hatte. Als er in der Frühlingsnacht am Rande des Eisacks bei ihr gestanden, war sie schweigend vor ihm zurückgewichen. Erst heute hörte er sie wieder zu sich reden; und keine Engelstimme hätte ihm so überirdisch durch die Seele schallen und hallen können.

Er war ins Haus getreten . . . Zwischen diesen Mauern lebte sie also! Alles in ihrem neuen Hause war wie sie selbst: weit, luftig, hell. Jedes Gerät darin zeugte von ihr, von ihrem Geist, ihrer Arbeit. Pater Paulus mußte sich zwingen, bei diesem und jenem Stück Hausrats nicht zu verweilen, um seine Hand auf eine Stelle zu legen, woran die ihre gewiß häufig rührte: niemals müßig, beständig sich regend.

„Wollt Euch setzen und vorlieb nehmen."

„Und Ihr?"

„Der Wirtin geziemt es, bei dem Gast zu bleiben."

Sie stand an dem mit Speisen und Getränk reich besetzten Tische und deutete auf den für den Gast bestimmten Platz. Jetzt sagte sie:

„Meine Leute haben für die Gäste draußen zu schaffen; für Euch muß ich sorgen."

Sie schenkte ihm Wein ein und legte ihm von den Forellen vor: denjenigen Fisch, der mit gekrümmtem bläulichem Rücken unter den Kräutern in der bunt ausgemalten Schüssel lag. Auch Brot und Butter reichte sie ihm. Die Forellen waren aus ihrem Wildwasser, Brot und Butter von ihrem Hof — genau wie einstmals auf dem Platterhof im grünen grünen Vahrn. Genau so wie einst trug sie für ihn Sorge. Aber heute war es die Sorge der Hausfrau, die ihrem Gast an Speise und Trank des Hauses Bestes vorsetzt, damit der Gast von der Wirtin nicht sagen kann: „Sie ladet ein und gibt nicht reichlich und gut."

Pater Paulus setzte sich. Er aß, was Judith Platter ihm vorlegte; trank, was sie für ihn einschenkte. Sie stand ihm gegenüber, sah ihn essen und trinken, mußte sich gewaltsam erinnern, wer an ihrem Tische saß und von ihren Speisen genoß.

Er hatte sich sehr verändert. Und doch, und doch — noch immer glich er in keinem Zuge einem Priester der katholischen Kirche; noch immer war er in jeder Miene Junker Rochus: Rochus von Enna, ein Mann geworden! Nur um seine Lippen bisweilen ein unruhiges Zucken; nur in seinen Augen ein unsteter, flackernder Blick. Dann bekamen seine Augen etwas Unheimliches. Eine Flamme schlug darin auf. Seine Seele mußte beständig von Flammen verzehrt werden, mußte schon jetzt ein Fegfeuer erdulden.

Plötzlich wußte sie:

„Er kam meinetwillen in diese Verbannung und meinetwillen wird er bleiben. So lange wird er bleiben, bis er erreichte, weswegen er kam ... Was kann das sein? Er will, daß ich mich ihm unterwerfe!

Eher würde der Eisack stromaufwärts fließen; würden die Dolomiten zu sanften Hügeln werden, bevor er — Er war es, e r, der den Jüngling in seinen gräßlichen Tod trieb! In mein Haus trat ein Mörder ein; ein Mörder sitzt an meinem Tisch und ißt mein Brot; ein Mörder kam meinetwillen, wird meinetwillen bleiben, bis er —"

In diesem Augenblick hörte sie ihn fragen:

„Also hier oben habt Ihr Euch das Haus gezimmert. Steht es Euch hoch genug?"

„Höher konnte ich nicht."

„Sonst wäret Ihr höher gestiegen?"

„Ja."

„Um dem Himmel möglichst nahe zu sein?"

„Um von den Menschen möglichst entfernt zu sein."

„Taten sie Euch so viel zuleide?"

„Nein."

„Dennoch floht Ihr vor ihnen?"

„Ich mied sie und —"

„Und Ihr fürchtet Euch nicht auf Eurer einsamen Höhe?"

„Ich zimmerte mein Haus fest."

„Wißt Ihr, Judith Platter, daß Ihr hochmütig seid?"

„Ich weiß."

„Hütet Euch also."

„Wovor?"

„Vor Euch selbst."

„Das will ich."

Dabei sahen sie sich an: einander fest in die Augen. In des Priesters Blick brannte ein fanatischer Wille:

„Ich unterwerfe dich doch!" In den Augen Judiths lag der Ausdruck ihrer starken Kraft: „Ich unterliege dir doch nicht!" Ihre Blicke maßen sich: zwei Gegner, die in diesem Augenblick sich vornahmen, miteinander zu kämpfen, und sollte es ein Kampf sein um Leben und Tod. Ein solcher würde es sein! Das fühlte in diesem Augenblick jeder.

Ein Augenblick war's, der das Schicksal eines jeden entschied.

* * *

„Ich muß gehen."

„Habt guten Weg hinunter."

„Ich komme wieder herauf."

„Wie Ihr wollt."

„Ihr verwehrt mir nicht, wiederzukommen?"

„Ihr wißt, zu wem Ihr kommt."

„Zu Judith Platter."

„Die niemals eine gute Christin war. Keine gute Christin in Eurem Sinn.“

„Das könnte sich ändern.“

„Gewiß nicht.“

„Ändern wird es sich.“

„Glaubt Ihr?“

„Ja, ja, ja!“

Gewaltsam mußte er an sich halten. Sein Leben hätte er dafür gegeben, in diesem Augenblick ihr trotzig erhobenes Haupt mit beiden Händen fassen und hinabbeugen — hinabreißen zu können: bis auf den Boden! Hinab nicht zu dem blutenden Herzen Mariä, sondern zu den Füßen des Heilands! Hinab zu seinen Füßen!

Er ging. Und er ging, ohne den üblichen priesterlichen Abschiedsgruß zu sprechen.

Judiths Blick folgte der hohen Gestalt bis zur Türe. Dann mußte sie gehen, um nach den Hunden zu sehen, damit diese dem Priester nicht nachstürzten.

Dahin hatte es zwischen ihnen kommen können!

Daß Judith Platter ihre Hunde zurückhalten mußte, weil sie sich sonst auf den Mann gestürzt hätten, der einstmals Junker Rochus gewesen.

* * *

Drittes Kapitel: Die Königsfrau betet und Pater Paulus befreit seine Seele von seiner sündhaften Liebe

Pater Paulus kam und ging — ging und kam ...

Die Königsfrau duldete sein Kommen und Gehen, wie sie jeden Fremden, der zu ihrer Höhe hinaufstieg, in ihr Haus eintreten, sich ausruhen und wieder von dannen schreiten ließ. Sie bewirtete den Priester mit der großen Gastfreiheit ihres Hauses, wie sie jeden anderen Gast bewirtet hätte; hörte ihn an, als wäre er ihr fremd; antwortete ihm, als spräche sie das erstemal in ihrem Leben mit ihm.

Von Mal zu Mal versuchte er mit wachsendem Ungestüm in ihr Seelenleben zu dringen; ihres Hauses Tür fand er stets offen; alles andere, das ihr eigen war, blieb ihm gleich einem Buch mit sieben Siegeln verschlossen. Um so leidenschaftlicher war sein Vorhaben, sich dennoch und dennoch bei ihr Eingang zu verschaffen, und das in ihr tiefstes, ihr geheimstes Inneres. Es mußte ihm gelingen! Denn —

Trug sie doch noch immer an ihrem Finger seinen Ring!

Sie hätte sich den Reif vor seinen Augen abstreifen und in irgend einen Abgrund werfen können. Das wäre jedoch wider ihre Natur gewesen; und sie tat nichts, was ihrer Natur nicht gemäß war. Als er bei einem seiner Besuche wiederum starr auf ihre rechte Hand schaute, sagte sie in ihrer gelassenen Weise:

„Ihr betrachtet Euch so oft diesen Ring. Es ist mein Verlobungsring. Aber der Jüngling, der mir den Reif gab, ist tot. Seinen Ring trage ich bis zu meinem Tode und darüber hinaus, als Zeichen, daß ich dem Gestorbenen meine Treue

halte bis zum Tode und darüber hinaus. Ich ward eine arme Witwe, bevor ich eine glückliche Ehefrau werden durfte."

Eine echte Judithrede war's. Dem Mann, dem sie galt, war dabei zumute, als empfinge er einen Schlag ins Gesicht. Einen Augenblick schwindelte ihm, daß er die Augen schließen mußte. Als er sie wieder öffnete, war sein Antlitz fahl wie das eines Sterbenden. Er fragte:

„Hieß Euer toter Verlobter Rochus?"

„Rochus von Enna."

„Er war Euch sehr lieb?"

„Ihr sagt es."

„Wie war der Jüngling, der so hieß?"

„Wie er war?"

„Da er Euch lieb war, muß er ein prächtiges junges Menschenkind gewesen sein."

Judith erwiderte:

„Er war die gute und reine Jugend selbst. Seine Seele war licht wie sein Haar. Wenn er jauchzte, so jubelte aus ihm das Leben, die Freude und die Kraft. Er schien in seiner Lebensfülle und Daseinskraft unsterblich. Und dann doch; dann doch! ... Da er nach Rom ging, trug er den Todeskeim bereits in sich. Wie das geschehen konnte? Auch er war eben ein sterblicher Mensch — selbst er! Aber es ist um ihn ein Jammer, nicht auszudenken."

Mit seinem todbleichen Antlitz stieß der Priester hervor:

„Ihr liebt ihn noch immer?"

„Den toten Rochus? ... Wie sollte ich ihn nicht immer noch lieben? Kann eine Liebe zu einem Gestorbenen je aufhören? Das gibt es nicht. Nicht für eine Frau; nicht für mich."

Da rief der Mann Gottes in Qualen:

„Ihr scheint ihm seinen Tod nicht vergeben zu können."

„Ihr fragt mich zuviel."

Sie grüßte ihn mit einem leichten Neigen und schritt davon ...

Ein anderes Mal versuchte Pater Paulus ihr den Tod des jungen Rochus in Rom zu erklären. Er sprach so beredt, wie er nie zuvor gesprochen hatte, fand erschütternde Worte für das Sterben des Jünglings in der ewigen Stadt: für seine Leiden, bevor er starb, und für seinen grausamen Todeskampf. Aber Judith verstand seine Erklärung nicht, blieb unerschütterlich bei ihrem Glauben. Der Priester erwähnte, der Sohn wäre aus Liebe zu seiner toten Mutter dem Leben gestorben. Aber Judith Platter verstand auch das nicht. Ihrem ganzen Wesen nach konnte sie es nicht verstehen.

So blieb es denn hoffnungslos zwischen den beiden. Ihren Kampf führten sie jedoch fort.

* * *

Es kam eine Zeit, wo Judith glaubte, ihre innige Liebe zu Junker Rochus habe sich in leidenschaftlichen Haß gegen Pater Paulus verwandelt. Daß sie hassen konnte! Sie haßte sich selbst wegen dieser Empfindung, die sie demütigte, als sei ihr dadurch ein Schimpf zugefügt worden. Fortan kämpfte sie nicht nur mit

dem Priester, sondern auch mit sich selbst: mit ihrem sie erniedrigenden Haß; und sie kämpfte damit, wie andere Frauen mit ihrer Liebe kämpfen.

Wie leicht und schön war es doch für die Frau, lieben zu dürfen; wie schwer und schrecklich, hassen zu müssen. Es entstellte das Antlitz der Frau: Antlitz und Seele, die eine von einer Gottheit berührte Seele war, wenn die Frau liebte. In diesem blutigen Ringen mit dem Dämon des Hasses erkannte Judith, daß nur Liebe die Natur der Frau ist. Daß die Frau mit ihrem Haß einen Frevel gegen ihre eigene Natur begeht. Und so kam denn für sie die bitterste Zeit ihres Lebens.

Was sollte aus ihr werden, wenn sie ihres Hasses nicht Herr ward?

Es würde einer Selbstverachtung gleichkommen, einem Selbstmord, an ihrer Seele vollbracht ...

Nun betete sie, die in keiner Kirche beten wollte, tagtäglich, allnächtlich in ihrem Kämmerlein jenes Gebet St. Franzisci, dieses heiligsten und zugleich menschlichsten aller Heiligen der katholischen Kirche:

„Gelobt sei, mein Herr, durch die, welche verzeihen um deiner Liebe willen.
Und Schwachheit ertragen und Trübsal.
Glückselig die, welche sie ertragen in Frieden!
Denn von dir, o Höchster, sollen sie gekrönet werden ..."

Aus ihrer Kinderzeit her besaß sie einen alten Holzschnitt. Das Bild stellte den Gekreuzigten dar, wie er sich vom Kreuze herabneigt, um mit seiner durchbohrten Rechten freundlich den heiligen Franz zu umfassen, der mit beiden Armen an seinen blutigen Leichnam sich klammert. Voll unsäglicher Liebe schaut der Heilige zu dem Heiland empor, und Christus sieht ihm mit einem Blick göttlichen Mitleids in die Augen.

Zwei holdselige Engelknaben umschweben Gott und Mensch ...

Unter dieses Bild schrieb Judith mit steilen starren Schriftzügen des Heiligen Worte, und stellte es neben ihrem Bette auf. Wenn sie sich spät abends entkleidet hatte, und ihr schönes Haupt von dem düsteren Mantel ihres prachtvollen Haares umwallt war, trat sie vor das Bildnis und sprach mit lauter feierlicher Stimme den Vers; und sie sprach die großen Worte jeden frühen Morgen, ehe sie ihr Tagewerk begann, welches Arbeit, Mühe und Kampf war.

Das Tagewerk ihres Lebens sollte fortan sein, des Heiligen Rede für sich zur Wahrheit zu machen. Dann würde vielleicht auch nach ihr eine Heilandshand sich ausstrecken, würde vielleicht auch sie eine Krone empfangen; und sollte das Siegeszeichen ein Dornenkranz sein.

* * *

Auf Judiths Hof ahnte niemand, daß der geistliche Herr, der so häufig aus seiner Tiefe hinaufgestiegen kam, ein alter Bekannter der Königsfrau war. Alle empfanden vor des Mannes gebietender Gestalt und machtvollem Wesen Ehrfurcht und Scheu zugleich; und alle dachten bei seinem Anblick daran, daß er es gewesen, der das Sakrament zu ihrer wilden Höhe hinaufgebracht und den priesterlosen Dolomitenleuten den Priester gegeben hatte.

Von den Klausnern durfte er allein die Beichte abnehmen und Absolution erteilen; er allein Messe lesen und an großen Festtagen Hochamt halten; und allein



er besaß das Recht, die Sterbenden mit der Gottheit zu versöhnen und die Toten zu segnen.

Er war ein gar eifriger und gestrenger Diener des Herrn; und er wurde immer gestrenger, immer eifriger, wurde ein Fanatiker und Asket. Die Sünder wagten ihm nur ihre kleinsten Sünden zu bekennen, die Schwerkranken sandten nach ihm nur in ihrem letzten Stündlein, die Sterbenden hingen mit Blicken voll Todesangst an seinem Munde: ob er ihnen vergeben würde?

Wo er erschien, entliefen die Kinder. Konnten sie sich vor ihm nicht mehr verstecken, so näherten sie sich furchtsam und haschten ängstlich nach seiner Hand, die er sich von keinem Kinde küssen ließ.

Mit vieler Mühe brachte Judith es dahin, daß ihre Hunde sich nicht auf ihn stürzten wie auf einen Feind ihres Hauses und Friedens. Wenn er jetzt eintraf, so verkrochen sie sich mit dumpfem Knurren und fletschten die Zähne nach dem Manne, der einst von seinen Rüden heftig geliebt worden war, und zu dessen Füßen der Hund Argas starb ...

In der Anstalt der Sündhaften und Büßenden führte Pater Paulus neue Zucht ein; und was er einführte, hielt er. Seine Zucht war so streng wie sein Antlitz und Geist, so scharf, wie sie sündigen, büßenden Geistlichen gebührte. Er selbst unterwarf sich seinen Geboten am ausschließlichsten, mit einer wahren Wut des Büßens und Strafens.

Wie es in den ersten Stunden seiner Ankunft geworden war, so war es geblieben: die Mönche haßten ihn. Zu dem allgemeinen Haß gesellte sich jedoch die Furcht. Freilich wußten alle, daß er von dem Orden auf die nachdrücklichste Weise geschützt ward. Aber auch ohne die ihm erteilte Machtbefugnis hätten sie sich seinem Willen unterwerfen müssen; denn er war der geborene Beherrscher der Seelen.

Was galt ihm das, solange er sich nicht die *eine* Seele unterworfen hatte? Es war überdies die Seele einer Frau, die über den Tod hinaus liebte und getreu war.

Wenn er den Toten für sie wieder erwecken konnte; wenn er ein Wunder vollbringen konnte ... Sie würde alsdann den Lebenden lieben, würde sich selbst die Treue brechen; und das mußte sie schuldig machen! ... Diese stolze, starre Seele in Schuld und Sünde zu verstricken, hätte ihre Unterwerfung bedeutet; denn es war von jeher Schuld und Sünde, welche die Menschheit der Kirche, also der Gottheit unterwarfen. Das nämliche würde alsdann auch mit dieser Einen geschehen ...

Bei der bloßen Vorstellung: ihm möchte Judiths Unterwerfung durch eine von ihr begangene Schuld gelingen, ergriff ihn ein Taumel. Seine Phantasie berauschte sich an der bloßen Vorstellung solchen Sieges. Wie er triumphieren wollte! Wie seinen Triumph ihr zu fühlen geben! Demütigen wollte er sie, knechten. Nur zuerst! Nach ihrer Unterwerfung wollte er ihr gebeugtes Haupt und Herz mit starken Armen aufziehen, zur Gottheit empr ...

So hatte sich denn auch die Liebe dieses leidenschaftlichen Gemütes in Haß verwandelt. Pater Paulus freute sich seines Hasses, der den Priester von der Todsünde seiner Liebe befreite.

Befreiten Herzens würde er fortan seinem Gott und Herrn dienen; fortan kein schlechter, kein falscher Priester mehr.

Hosianna!

* * *

Von Kloster Neustift kam ein Chorherr mit Botschaft von dem hochwürdigen Herrn Prälaten an Pater Paulus. In seiner gewölbten Zelle empfing dieser den Gast aus seiner einstmaligen Heimat.

„Du hättest für deine Schuld, die im höchsten Sinne keine Schuld war, genug gebüßt — soll ich dir melden."

„Ich fühle sie als Gewissensschuld neben mancher anderen noch immer auf mir lasten."

„Diese Wildnis so lange Zeit ertragen zu haben, ist Strafe genug für ein in Wahrheit begangenes schweres Verbrechen. Wolle also mit mir zurückkehren."

„Wurdest du deshalb hergesandt?"

„Deshalb."

„Ich möchte noch bleiben."

Und nach einer Weile mit schwerem Atem:

„Bleiben muß ich noch!"

„Du mußt?"

„Mein Versprechen blieb noch unerfüllt; und es war ein Gelöbnis."

„Darf ich es wissen?"

„Der hochwürdige Herr Prälat weiß es."

„Sicher hat er dich dessen entbunden; sonst hätte er mich nicht gesandt."

„Melde ihm: ich selbst könnte mich davon nicht lösen."

„Du wirst es, wenn du hörst, was der hochwürdige Herr Prälat, was unser heiliger Orden mit dir im Sinn hat."

„Was ist's?"

„Gutes, Großes. Unser Orden erkennt die Kraft, die von dir ausgeht; denn er vernahm von deiner Zucht in diesem Hause. Du sollst zurückkehren und steigen in Würden sowohl wie im Wirken."

Da rief der Erwählte:

„Ich darf nicht erhoben werden! Ich darf es nicht, weil ich dessen unwert bin. Jetzt noch unwert! ... Ich bitte dich, lieber Bruder, dieses dem hochwürdigen Herrn Prälaten mit meinem demütigen Gruße zu melden."

„Zaudernd und ungern."

„Zugleich mit meiner inständigen Bitte. Sie möge in unserem Orden wohl erwägt und alsdann darüber beschlossen werden: über Aufhebung dieses Hauses als Strafanstalt. Ich mache mich anheischig, in dieser hohen wilden Welt unserem Heiligen ein Haus zu gründen und zu verwalten, welches eine Zukunft haben wird. Reiches Gut gibt es hier zu erwerben. Schaffen und Arbeit gibt es hier! Ich kann es hier unten im Schaffen und Arbeiten — einer Kraft nachtun, die dort oben über den höchsten Wäldern dieses Tales, unmittelbar unter den wüsten Felsenöden aus dem Chaos eine Welt erstehen ließ ... Verweile einige Tage bei uns, lieber Bruder, und lasse dich von mir führen. Du wirst mir Recht geben

müssen, wirst für mich bei unseren Oberen sprechen und auch sie werden erkennen, daß mein Vorschlag weise ist, unserem Orden zum Frommen und der Kirche zur Ehre."

So sprach er mit seiner heißen Beredsamkeit lange auf den Boten ein ...

Der Chorherr aus Kloster Neustift blieb einige Tage in der Wildnis von Fels und Wald. Er lernte die von Pater Paulus eingeführte scharfe Zucht unter den Schuldigen kennen; sah, wie diese sich dem Herrschergeist des Einen unterwarfen, sah ihr heimliches Knirschen und vergebliches Sich-Auflehnen. Der kluge Herr erkannte den Reichtum der Wälder und die Möglichkeit segensreichen Gedeihens, wenn die starke Hand sich fand, hier Zukünftiges vorzubereiten und Bleibendes zu schaffen. Nicht nur, daß diese kraftvolle Hand sich bereits gefunden hatte — sie streckte sich begierig aus, um hier zu gründen und aufzubauen.

Mit keinem Wort erkundigte sich der Sohn des schönen Brixenertals nach den Stätten seiner Kindheit, nach Vaterhaus und Muttergrab. Er schien in Wahrheit keine andere Heimat zu besitzen als seine Kirche; keine andere Familie, als die Gemeinschaft katholischer Christen; er schien in der engen Genossenschaft mit den Büßenden, in der großen Wildnis der Dolomiten zu einem Priester sich geläutert zu haben, wie sein Amt ihn forderte: ein Knecht Gottes und ein Diener der Kirche, an dem der Herr und die geistliche Behörde ihr Wohlgefallen haben konnten.

In Pater Paulus Zelle befand sich kein Spiegel. Er war daher nicht imstande zu sehen, ob sein Gesicht sich verändert hatte, vermochte nicht die Wandlung seiner Züge zu beobachten und das Merkmal zu erkennen, welches sein Priestertum diesen aufdrückte — sie „zeichnete" mit dem Mal ihres heiligen Berufs. Die Wasser der Wildbäche, daran er entlang schritt, waren zu eilig, um sein Spiegelbild wiederzugeben; auch würde er wohl nicht hineingeschaut haben, hätte sich hastig abgewendet, wie in Scheu vor dem eigenen Anblick.

Aber er las die Veränderung, die jetzt auch mit seinem Antlitz allmählich vorging, in den Gesichtern der anderen: in denen der Mönche sowohl wie der Dolomitenleute; besonders in denen der Kinder. Und er bemühte sich, die Wandlung in den Augen der Königsfrau zu lesen, wenn er ihr in ihrem Hause gegenüber saß, um ihre freie Seele zu fassen und niederzubeugen — niederzuwerfen.

Aber Judiths Augen verrieten ihm so wenig wie ihre Lippen. Nach wie vor ruhten sie kühl und fremd auf ihm, fast feindselig; und oft packte den Priester unter diesem Blick der Jugendgeliebten ein ungeheurer Schmerz, daß er laut aufschreien wollte. Doch er erstickte den Aufschrei seines Herzens, und der ungeheuere Schmerz verwandelte sich in heftigen Zorn, in den heiligen Eifer des Priesters für seine Mission: Seelen zu binden und Seelen zu lösen ...

Nach einiger Zeit traf aus der Welt weit, weit da unten, weit, weit da draußen Kunde ein: die geistliche Behörde des Augustinerordens hob die Wildklause als Büßeranstalt auf, versetzte die daselbst sich in Strafe befindlichen Priester und Mönche nach einem anderen Ort, sandte eine kleine Schar Auserwählter in das Hochtal und ernannte Pater Paulus zum Superior des neuen Heiligtums.

Weihe und Installation wurden zu einem hohen Festtage gemacht. Klöster und geistliche Behörden schickten Abgesandte; Kirchengeräte, Meßgewänder und

Heiligtümer wurden gestiftet und in feierlicher Prozession eingeholt. Nicht nur aus den nächsten Tälern, von den nächsten Höhen kamen die Bewohner herbeigeströmt, sondern aus allen Teilen Tirols, dem ganzen Dolomitengebiet. Pater Paulus mußte eine Andacht vor dem Kloster halten, da die Kirche die Scharen nicht faßte. Herrlich angetan stand er da, ein Dienender und dennoch ein Gebietender. Er hatte das Gesicht aufgehoben und den Dolomitengipfeln zugewendet: den Königswänden zu; und es war, als richtete er seine leidenschaftliche Predigt nicht an seine andächtige Gemeinde, sondern an eine Seele dort oben, die einzige, die seinem Worte nicht lauschen wollte.

Aber auch für Judith Platter würde die Stunde schlagen. Nur durfte es bis dahin nicht mehr zu lange währen; denn er mußte zur Ehre Gottes noch anderes vollbringen.

Nach diesem *einen* glücklich Vollbrachten sollte das Schwerste ihm leicht werden.

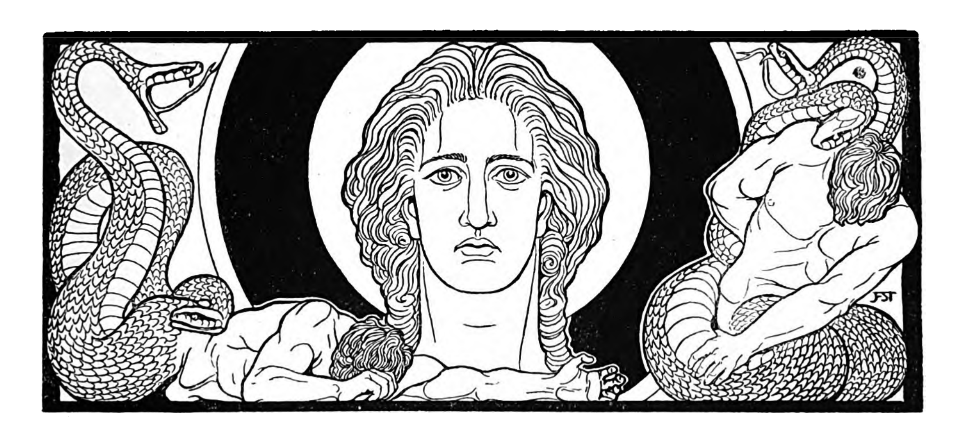
(Fortsetzung folgt)



An einem Sommerabend · Von K. E. Knodt

Wir sprachen von dem Tode wie von einem Fest ...
Du saßest, Freund, im Glanz der Abendsonne da
— Indes die reifen Roggenfelder uns ein Lied
Vom Sterben rauschten und der Mohn sein Blut vergoß —
Wie ein Verklärter, schöner noch als Ährengold.
Du trugest deine Schönheit als ein ew'ges Kleid,
Das dir kein Feind und auch der Tod nicht rauben kann.
Aus deiner Stimme klang die innre Harmonie,
Und jedes deiner Worte war ein Sonntagspsalm.
Da ging ein Ahnen mir durchs Herz von jenem Wort,
Das einst der reinste, reichste Mensch auf Erden sprach:
„Wer an mich glaubt, der hat das ew'ge Leben hier
Und ist vom Tod zum Leben durchgedrungen" ... Freund!
Auf deinem Antlitz lag dies Wort als Spiegelbild.
Ich fühlte, wie die Gottheit dich vorauserwählt
... Drum sprachen wir vom Tode wie von einem Fest.





Zwang und Freiheit

Von Otto Corbach

Der moderne Europäer hat es verlernt, für die „Freiheit“ zu schwärmen wie Jungtürken, Jungperser, Jungchinesen oder andere exotische Umstürzler noch für sie schwärmen. Sie ist für ihn kein verschleiertes Bild zu Sais mehr, und wenn er auch nicht über sie entsetzt ist wie der Jüngling von Sais über das Bild der Wahrheit entsetzt war, so hat er doch erfahren, daß die Ungebundenheit nicht für alle gut, daß der Zwang für manche heilsamer ist. Indessen scheint es fast, als solle nun der Zwang zum Ideal erhoben und alle Freiheitsliebe, alles Freiheitsstreben im öffentlichen Leben verpönt werden. Daß die beiden großen Zwangseinrichtungen für die Kleinen und die Großen, die Staatsschule und das Staatsheer, nur bei wenigen mehr für etwas gelten, was überwunden werden muß — es sei denn in den Kreisen revolutionär gesinnter Handarbeiter, obgleich auch dort meist nicht mehr ernsthaft —, mag noch hingehen. Aber wir haben als eine ganz moderne Errungenschaft, die allenthalben gepriesen wird, eine Zwangsversicherung für wirtschaftlich Abhängige, die sich immer weiter ausdehnt, und es besteht die beste Aussicht, daß unsere männliche schulentlassene Jugend recht bald mit einer obligatorischen Fortbildungs-Staatsschule beglückt wird, damit sie „in den höchst gefährlichen Jahren zwischen 14 bis 18“, das heißt bis zum militärpflichtigen Alter, außerhalb der Arbeitszeit einer strengen Aufsicht nicht ermangele. Und unserer weiblichen Jugend winkt eine besondere Dienstpflicht für öffentliche Wohlfahrtszwecke als Widerspiel männlicher Wehrpflicht, damit sie gezwungen werde, ein oder mehrere Jahre dem Staate mit Leib und Seele anzugehören. Bei all dem denkt man nicht an vorübergehende Erscheinungen, nicht an Notbehelfe eines erzieherischen Kollektivwillens, sondern ganz ernsthaft an Dauereinrichtungen. Man könnte sich zum Beispiel wohl vorstellen, daß unsere Sozialpolitiker mit der staatlichen Zwangsversicherung die Massen nur zur freiheitlichen Ausnützung des Versicherungsgedankens erziehen wollten. Aber nein, sie fühlen sich gerade wohl dabei, in der staatlichen Zwangs-

versicherung einen ewigen Zustand zu sehen. Sie hätten es sonst ja auch nicht billigen dürfen, daß der Staat die Organisation der Zwangsversicherung übernahm, einen besonderen Apparat dafür bildete, statt nur die Regeln festzusetzen, nach denen die zu Versichernden selbst für die Ausführung des gesetzgeberischen Willens zu sorgen hätten. Es ist gewiß nichts dagegen zu sagen, wenn die Staatsgewalt bei sozialen Versicherungszwecken einem Raubbau an Menschenkräften durch skrupellose Unternehmer steuern hilft, aber der staatliche Versicherungszwang als Selbst- und Endzweck, als Mittel, das Individuum im Staate seiner Verantwortlichkeit für das eigene Schicksal zu entheben, ihn zu entmündigen und dafür die Macht der Bureaukratie zu erweitern, dies ist vom Übel. Es geht nicht an, solches mit der Zweckmäßigkeit des Versicherungsgedankens an und für sich zu entschuldigen; denn man könnte ebensogut aus dem Nutzen der Arbeit die Notwendigkeit ableiten, wieder zum Zwang zur Arbeit, sans phrase, zur nackten Sklaverei zurückzukehren. „Der Staat", so spricht der moderne Sozialpolitiker, „wünscht nicht, daß der Arbeitsfähige der Allgemeinheit zur Last fällt und als ein volkswirtschaftlich unnützer Schmarotzer vom Volksvermögen zehrt. Deswegen zwingt er jeden wirtschaftlich Unselbständigen, in guten Tagen nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit zu verzehren, sondern einen Teil davon zurückzulegen für die Zeit der Not." Ist das nun nicht genau dieselbe Denkart, als wenn einer sagte: „Der Staat wünscht nicht, daß der Faule der Allgemeinheit zur Last fällt und als ein volkswirtschaftlich unnützer Schmarotzer vom Volksvermögen zehrt, deshalb zwingt er jeden Untertan, regelmäßig zu arbeiten, auch wenn er es ‚nicht nötig' hat?" Das eine wie das andere klingt an und für sich gerechtfertigt, aber die Erfahrung lehrt, daß gerade bei wirtschaftlicher Freiheit, bei Abwesenheit jedes direkten Arbeitszwanges die arbeitslose Rente am schnellsten verschwindet und Not und Mangel oder die Furcht davor als unsichtbare Sklaventreiber viel mehr Kräfte in Bewegung setzen, als es der bestorganisierte Arbeitszwang vermöchte. Nur wenn es gilt, breite Massen auf neuartige Lebensbedingungen, die erst wenige Auserwählte vorausahnen, vorzubereiten, kann der Zwang vorübergehend das kleinste Mittel darstellen; in solchem Zwange dann aber stecken bleiben, noch dazu freiwillig, ohne alle Sehnsucht, darüber hinauszukommen, bedeutet dasselbe, als wenn sich eine Raupe darauf einrichtet, zu sterben, sobald sie sich verpuppt hat.

Am besten kommt der zwangssüchtige Zug der Zeit in der schreckhaft um sich greifenden Veramtung der Bevölkerung zum Ausdruck. Die Eigenschaften, die an der Beamtenlaufbahn locken, haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Vorzügen, die schon der Sklave früherer Zeiten vor dem freien Arbeiter voraus hatte. Auch der Sklave war, wenn auch im primitivsten Sinne, „lebenslänglich angestellt", auch er genoß gewissermaßen „Witwen- und Waisenversorgung" oder „Pensionsversicherung". Durch die Einführung des Lohnsystems, das wir dem Liberalismus verdanken, wurde im Prinzip der Zwang als Triebfeder für die Arbeit durch das Eigeninteresse abgelöst, aber nicht für den Beamten. Dieser blieb ein Sklave in gehobener Lebensstellung und wurde seitdem als solcher nur immer weiter gehoben. Noch heute wird er nicht für Leistungen, sondern für Dienste bezahlt; er verkauft dem Staate nicht nur seine Arbeitskraft, sondern auch seine Person, weshalb auch

nicht er, sondern der Staat das Risiko bei der (Zwangs-) Verwertung seiner Arbeitskraft trägt. Es ist richtig, daß auch dem Lohnsystem der freien Arbeit noch Eierschalen des Sklaventums anhaften, aber die modernen freien Arbeiterverbindungen streifen diese immer mehr von ihm ab. Jedenfalls ist die Arbeit des Beamten viel mehr gebunden als die des Lohnarbeiters im weitesten Sinne, also einschließlich des privaten Kopfarbeiters. Der Sklave, der Lohnarbeiter wurde, tauschte Freiheiten gegen Sicherheiten ein; der Lohnarbeiter, der Beamter wird, gibt umgekehrt Freiheiten preis, um Sicherheiten dafür zu erlangen. Wenn heute das Beamtenheer immer mehr anschwillt, wenn auch das private Wirtschaftsleben immermehr veramtet, indem Privatangestellte zu festbesoldeten „Privatbeamten“ werden, so sieht das daher wie eine Rückentwicklung zur Sklaverei aus.

Auch wer es liebt, über „Humanitätsduselei“ zu spötteln, wenn sein Mitgefühl für fremde Knechtschaft angerufen wird, dürfte für wirtschaftswissenschaftliche Erwägungen zugunsten echter Freiheitsbestrebungen empfänglich sein; denn was sich aus wirtschaftlichen Gründen rechtfertigen läßt, ist gegen jeden Verdacht der Sentimentalität gefeit. Es läßt sich aber leicht begreiflich machen, wieviel kostspieliger der Zwang als die Freiheit ist. Man sehe sich zum Beispiel den Kampf näher an, der bei uns gegenwärtig zwischen dem „Staate“ und der revolutionären Arbeiterbewegung, der Sozialdemokratie, um die Seelen der Jugend geführt wird. Die Sozialdemokratie braucht keinen Zwang, um die Jugend, nachdem sie der Staat schon acht Jahre lang zwangsweise für seine Zwecke erzieherisch verarbeitet hat, für ihre Zwecke zu belehren, und wo sie den der Staatsschule Entwachsenen Gelegenheit gibt, Körper und Geist fortzuschulen und fortzubilden, da strömt sie ihr freiwillig massenhaft zu. Wer unbefangen urteilt, kann auch nicht leugnen, daß die Koryphäen der Sozialdemokratie mit freier Wissenschaft und freier Kunst auf sehr viel besserem Fuße stehen als die Koryphäen unserer Staatsverwaltung. Diese muß dafür über die Volksschuljahre hinaus Zwang anwenden, um der Sozialdemokratie die Herrschaft über die Jugend streitig zu machen. Und es genügt nicht, daß sie sozialdemokartische Jugendorganisationen mit Gewalt unterdrückt, daß sie schulentlassene Jugend und Sozialdemokratie zwangsweise voneinander trennt; sie muß sich obendrein noch mit dem Gedanken tragen, den Besuch von unter die Obhut des preußischen Kultusministeriums gestellten, in „nationalem“ Sinne ausgestalteten Fortbildungsstaatsschulen für die schulentlassene Jugend obligatorisch zu machen. Und nun versuche man, sich auszurechnen, was das alles kostet: das Einpauken königstreuer, kirchenfrommer und „nationaler“ Bildung in den Volksschulen, die polizeiliche Unterdrückung sozialdemokratischer Jugendbildungsbestrebungen, und die Durchführung eines allgemeinen Fortbildungsschulzwanges für die schulentlassene Jugend! Sind die Bildungszwecke der Sozialdemokratie auch nur gleichwertige gegenüber denen der Regierung, dann ist sie billiger, dann muß ihr Zukunftsgedanke wenigstens in dieser Hinsicht in der Idealkonkurrenz mit dem Gegenwartsstaate obsiegen.

Natürlich ist in letzter Linie der Zweck entscheidend. Ein bestimmter Zweck kann den Zwang als Mittel rechtfertigen — wenn die Freiheit versagt. Sobald der Zwang einem besseren Zwecke dient als die Freiheit, ist er auch höherwertig. Nichts



aber kann den Zwang als Selbstzweck rechtfertigen; er kann als Übel höchstens notwendig sein. Von zwei Bestrebungen, die demselben Zwecke dienen, wird immer diejenige obsiegen, die ihn ohne Zwang oder mit dem geringsten Zwang zu erreichen weiß. Die Freiheit ist von moralischen Voraussetzungen abhängig, nur wo sie nicht gegeben sind, ist der Zwang gerechtfertigt. Ein Volk ist um so freiheitsfähiger, je tugendhafter es ist, und jede Freiheitsbewegung ist gerechtfertigt, bei der die nach Freiheit Ringenden den Willen und die Kraft haben, mindestens so viel aus freiem Antriebe Gutes zu leisten, als sie gegenwärtig zu leisten gezwungen werden. Montesquieu unterschied zwischen Despotie, Monarchie und Republik als den drei hauptsächlichen Regierungsformen, in der Weise, daß er den Zwang der Despotie, den Ehrgeiz der Monarchie und die Tugend der Republik als Triebfedern menschlichen Handels zuteilte. Je weniger „Trägheit des Herzens", desto weniger bedarf es eben äußerer Mittel, um zur Tätigkeit anzuspornen. Es war dieselbe Erwägung, die die Altvorderen der heutigen, schon entarteten Bürger der großen nordamerikanischen Republik das Sprichwort prägen ließ: „Der Preis der Freiheit ist unaufhörliche Wachsamkeit". Wo das Herz träge ist, da ist das Auge nicht wachsam, und wo das Auge nicht wachsam ist, da entsteht neue Sklaverei aus alter Freiheit.



Einsam · Von Graf Michail Lermontow

Steh' ich einsam nachts in tiefem Schweigen
Auf dem Steinweg, der im Nebel blinkt,
Will sich Stern zum Sterne flüsternd neigen,
Und die Wüste Gottes Worte trinkt.

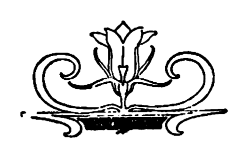
Wie ein Wunder ist der Himmel offen,
Erde schläft im blauen Dämmerschein.
Quält mich Reue oder lockt mich Hoffen
So mit lustdurchwühlter kranker Pein?

Nein, mich lockt nicht mehr des Lebens Wille,
In der Brust wacht keiner Reue Leid.
Nur nach Freiheit, nur nach Schlaf und Stille
Sehnt mein Herz sich, nach Vergessenheit.

Doch nicht nach dem Todesschlaf, dem bittern,
Schlummer such' ich, darin Leben lebt,
Darin frohe Kräfte noch erzittern,
Daß die Brust sich ruhig atmend hebt.

Daß den ganzen Tag, die ganze Nacht ich lausche
Einer süßen Stimme Liebesang,
Daß die immergrüne Eiche rausche
Über meinem Haupte lebenslang.

Aus dem Russischen von Otto Agnes





Das Gärtlein des Lebens – das Gärtlein des Todes · Erzählung von Albert Geiger

(Fortsetzung)

Das Leben saß am Wegrand. In Blumen und unter uralten Bäumen. Es hatte einen Kranz von roten Mohnblumen im dunklen Haar. Mit den weißen Händen schöpfte es Wasser aus dem rieselnden Quell und streute die Silberperlen versprühend in die Luft. Ein Regenbogen flimmerte Diamanten. Und daraus lachte und funkelte die bunte Welt. Die vielstimmige Musik der Dinge ertönte. Das Leben konnte sich gar nicht genug tun mit dem Spiel. Immer wieder schöpfte es aus dem geheimnisvollen Quell. Immer wieder funkelte der Regenbogen. Immer wieder zerstob der Perlenregen. Dann lachte das Leben. Ein leises, süßes, leichtsinniges Lachen. Und die leichtsinnigen, rätselhaften, begehrlichen, lockenden, verderblichen Augen sahen so unschuldig darein, als sei dies alles wirklich nur das müßige, harmlose Spiel zweier Weiberhände. Als gäbe es in dieser Flimmerwelt keine Schuld, keine Qual, kein Kranksein und Altern, keine Verzweiflung und kein Entbehrenmüssen —

Ja, so bunt und freudig hingemalt sah alles heute für das junge Mädchen aus, das mit dem Bräutigam und der Freundin zu dem Fest in der nahen Stadt fuhr. Richards einstiger Schulkamerad, der Kronenwirts-Hermann, fuhr sie. Es war ein leichtes Chaischen und ein lustiger, flinker Brauner davor. Und der Hermann, mit seinem runden schwarzen Hütchen auf dem Kopf einem Wiener Fiaker nicht unähnlich, fuhr wundervoll. Die Welt ringsum war guter Dinge und verspendete Blumen, Wiesengrün, wehende Wälder, maigrüne Berge und das sonnigste Himmelsblau mit verschwenderischer Hand. Lerchen warf sie wie Jauchzer in die Luft, und in den Wäldern gab es ein Vogelkonzert, das von keiner Menschenmusik zu erreichen war. Von all der Schönheit ringsum und dem Glück in ihrem Innern war Anna ganz stumm. Sie sah Richard, der ihnen gegenüber saß, in die Augen und lächelte und ließ manchmal das vielfarbige Armband in der Sonne leuchten und lächelte dann wieder, ein kindliches, halb verschämtes Lächeln. Zuweilen gab sie Richard die Hand und ließ sie eine Weile in der seinen. Dann zog sie die

Hand sachte und wie zum Abschied liebkosend wieder zurück. Es war das ein holdes Spiel, und man konnte viel damit sagen, was der Mund nicht zu sagen wußte.

Das Leben saß am Wegrand und trieb sein schimmerndes Spiel, und Anna sah ihm in die funkelnden Augen und in die bunte Regenbogenwelt, und ihr kam ein fröhlicher, leichtsinniger, übermütiger Geist. Zart, ja schwächlich fast wie eine Konfirmandin, sah sie in dem weißen Batistkleidchen mit dem Blumenband um die Taille und dem großen weißen Schlapphut mit dem Maßliebchenkranz wie der knospende Lenz aus mit seinen tausend scheuen süßen Hoffnungen. Ottilie hatte ein grünes Kleid angetan, unter dem ein blaues Unterkleid wundersam hervorschimmerte. Das Gewand ließ den schönen, stolzen Hals etwas frei. Ein Kornblumenhut mit blau und grün schillernden, am Busen verschlungenen Samtbändern gab dem edeln Blaß ihres Antlitzes und dem herrlichen schwarzen, blauglänzenden Haar die einfachste und reizvollste Umrahmung. In ihren großen schwarzen Augen lag noch eine Müdigkeit von der Nacht her. Alles an ihr atmete eine reife, ruhige Schönheit. Eine bewundernswerte Kultur.

Richard wollte nicht vergleichen und dennoch verglich er. Die Lieblichkeit Annas, die stille Innigkeit ihres Wesens, das scheue Glück, das aus ihren blauen Augen leuchtete, empfand er im Innersten und wußte es wie etwas Sicheres und Bleibendes, daß er ihr und sie ihm gehöre. Aber er dachte auch heimlich daran, wer wohl diese stolze Schlanke heimführen möchte. Er dachte daran, welch eine Fülle von ernstem, tiefem Glück sie dem bringen könne, dem sie sich zu eigen geben würde. In manchem Gespräch hatte er ihre vornehm abgewogene kluge Natur kennen gelernt. Zuweilen auch, wenn in angeregtem Wechseltausch der Spiegel dieser Augen flüchtig aufzuleuchten begann, faßte es ihn wie ein Erschauern, ein durchschauerndes Ahnen von beherrschter Leidenschaft. Der diese Leidenschaft zu entfesseln wußte, dem mochte wohl etwas fremdartig Schönes und Großes zuteil werden. Dem mochte es wohl ein immer verjüngendes Erlebnis werden, dessen Kraft das Höchste in ihm entfesseln mußte.

Dieweil waren sie mehr und mehr dem Strom nahegekommen. Linker Hand sah man eine schöne alte Burg. Ein Minnesänger hatte da einst gesessen und seine Lieder über den Rhein und die alte Stadt hinausgesungen, die mit ihren Türmen und Kirchen vielgestaltig den Fahrenden zu erscheinen begann. Man bemerkte gar wohl, daß hier ein Fest im Gange sei. Denn es wehten von den alten Türmen überall Fahnen im frischen Morgenwind. Es war ein Fahren mit Chaisen, Breaks, Leiterwagen, Kinderwägelchen, ein Gehen allerorten, eine laute, bewegte, in frischen Liedern erschallende Fröhlichkeit, die auf einen schönen Verlauf des Festes schließen ließ und die Stimmung für seine Genüsse aufs glücklichste vorbereitete. Auch war es noch der Morgen eines solchen Festes, da alles erwartend gespannt ist und alle Farben des Tages noch im Glanz der Morgenröte und Frühsonne und unverstaubt vom Nachmittagsgelärm und ungetrübt von häßlicher Abendtrunkenheit reiner und frischer leuchten. Auch den drei Menschen teilte sich diese Stimmung mit. Richard sang lustige alte Studentenlieder. Dann sang Anna zierliche Schweizerliedchen. Und Richard sekundierte. In dieser Fröhlichkeit fuhr man in die Stadt ein mit ihren alten Toren, ihren mächtigen Tortürmen, ihren alten

Häusern, die eine Fülle der schönsten Architektur zeigten: Erker mit der prächtigsten Steinmetzenarbeit, Tore mit wundervollen Säulen und Ornamenten, hochragende Giebel mit bunten Malereien, die geistliche und weltliche Stoffe von Malers Hand geschickt und doch in einer einfältig rührenden Weise darstellten. Überall in den Fenstern erschien der leuchtende Blütenschmuck: ganze Fuchsienwäldchen in allen Farben, Geranien mit dem brennendsten Rot des Lebens, Nelken voll stolzer Anmut. Dazwischen flatternde Fahnen. Laubgewinde. Mit Blumen aller Art ausgezierte Kränze. Vor den Herbergen hatte man vielfach Tische aufgeschlagen. Da gab es ganze Lauben von Pfingstbäumen. Stadt- und Dorfmusik saß da und spielte lustige Ländler, behagliche Walzer, lärmende Märsche. Des Nachmittags sollte ein Zug stattfinden, der das tausendjährige Stadtjubiläum zu verherrlichen bestimmt war. So sah man denn da und dort schon stolze Ratsherren mit Ehrenketten auf der Brust, trutzige Landsknechte mit Pluderhosen und langen Schwertern, Reiter im Lederkoller und mit wehenden Baretts, Rokoko-Edelmänner in zierlicher Kleidung und mit spitzem Degen, Bauern in alter, jetzt kaum mehr gesehener Tracht; dazwischen blonde Gretchen und stolze Adelsdamen. Und es sah lustig und wunderlich zugleich aus, wenn diese Welt vorübergehenden Scheins sich in die bleibende auf den Straßen und an den Tischen mischte und ein nach der neuesten Mode mit dem höchsten Stehkragen und kurzem Jackett gekleideter Jüngling zwischen einem Landsknecht und einem altdeutschen Mägdlein saß. Es war fast etwa, wie wenn Fastnacht mit einem Male auf Pfingsten gefallen wäre. Aber gerade von diesem Ineinanderfließen der beiden Welten ging ein Rausch der Selbstbetörung aus, der eine allgemeine Freudenglorie über die Stadt verbreitete. In dieser Trunkenheit vergaß man ganz das sorgenvolle Gestern und die Ernüchterung des Morgen und gab sich der willigen Göttin des Heute ungebunden und lärmend zu eigen. Das Leben saß am Quell und sprühte den buntfarbigen Regenbogen. Er glänzte und flirrte, und die Menschen konnten nicht satt werden seiner schimmernden Pracht.

* * *

Es war Nachmittag geworden. Die heitern Klänge und bunten Farben des reichen Festzugs hatten sich in das allgemeine farbig wogende Getriebe des Festes aufgelöst. Schon begann da und dort ein greller Ton in die frohe Musik hineinzuschrillen. Der Festabend begann sich zu melden. Da standen abseits vom Lärm im Kreuzgang des alten Klosters vor der Stadt zwei Menschen, versunken in den Blick des hastig vorbeiflutenden grünen Stroms, der zu ihnen hinaufzurauschen schien: Kommt mit! Hinaus! Ins Weite. In die Welt. Sie sahen hinab in das Fliehen der Wellen und sprachen kein Wort. Es waren Ottilie und Richard. Sie hatten das alte, von der Hand eines kundigen Baumeisters getreu der einstigen Gestalt und Ausschmückung hergerichtete Benediktinerkloster besichtigt. Anna hatte an dieser Besichtigung nicht teilgenommen, da sie die neue Gestalt des Klosters schon kannte und einer Verwandten einen nicht zu vermeidenden Besuch schuldig war. Sie hätte zwar gerne mit ihrem Bräutigam Staat gemacht. Aber sie wußte, daß er von solchen Besuchen kein Freund war, und Ottiliens Abneigung gegen

dergleichen Dinge war ihr ebensosehr bekannt. So hatte sie, mit einem Seufzer im Innern, Richard gebeten, Ottilie ins Kloster zu geleiten, und man hatte abgesprochen, in angemessener Zeit vor dem Kloster sich zu treffen, um alsdann einen kleinen Spaziergang nach einem Kaffeegarten in der Nähe der Stadt am Rheinufer zu machen. Als der Bräutigam und die Freundin gegangen waren, und Anna die alte Treppe im Hause der Verwandten hinaufstieg, hatte sie jählings ein Gefühl der Verlassenheit. Und zugleich überkam sie mit einer so häßlichen Gewalt der Traum, den sie Ottilie den Tag vorher erzählt hatte: wie Bräutigam und Freundin sich von ihr abwenden, als sei sie ihnen eine völlig Fremde — daß sie, bis in die Lippen erblassend, einen heftigen Stich im Herzen, stehen blieb und sich auf das braune Geländer stützte, um nicht umzusinken. Ihr Herz hämmerte, und sie wußte gar nicht, was und wie ihr war. Sie bezwang sich aber mutig und ging weiter. Aber es war ihr, als habe mit einem Male eine dunkle, dräuende Gewalt die Schattenhand in den hellen, frohen Tag gereckt.

— Und immer noch schweigend standen die zweie ...

„Es mag doch manchen Reiz gehabt haben, das Klosterleben!" sagte Richard endlich, um etwas zu sagen. Denn er wußte nicht recht, was er sagen sollte, und das schweigende Alleinsein mit dem schönen Mädchen bedrückte ihn ein wenig.

Ottilie nahm einen Birkenzweig, der sich vorwitzig bis in den Kreuzgang hereinreckte, in die feingebildete Hand und ließ ihn durch die schlanken weißen Finger gleiten wie in einer Liebkosung. Dann erhob sie ihre klaren schwarzen Augen und sagte langsam:

„Kloster — Klausur — Gefängnis — im Grunde ist es das gleiche. Und eigentlich sollte derlei jedem natürlichen Menschen verhaßt sein. Ist es nicht auch ein übles Zeichen für die menschliche Schwäche, daß man sich in Klöster zurückzieht, um vor den Versuchungen des Lebens behütet zu sein?"

„Sie haben recht! Der Mensch soll so viel Kraft über sich haben, daß er sich niemals an das Leben verlieren kann. Ich hab' einmal in einem alten Buch die Worte gelesen:

Das Leben ist ein schönes Weib,
Es lädt dich ein zum Zeitvertreib.
Mach Spaß du dir mit diesem Weib.
Doch hüte dich! Dein Herr du bleib!
Und wird zu frech sie dir im Haus,
So stelle sie zur Tür hinaus!"

Ottilie lächelte.

„Es ist gut, was Ihr Chronist sagt. Wenn es auch nicht gerade höflich gegen unser Geschlecht ist."

Dann wurde sie ernster.

„Aber man braucht gar kein Kloster, um für sich, um ganz, ganz allein sein zu können."

Sie hatte die Augen wieder gesenkt. Ihre Stimme hatte einen schweren, fast wehmütigen Klang.

„Manche Menschen sind dies ohnehin und bleiben es ihr Leben lang."

Richard schwieg. Wie sie so dastand mit dem ernsten Gesicht und den niedergeschlagenen Augen, fühlte er, daß sie von ihrer eigenen Natur und ihrem Schicksal spreche. Dieses Bekenntnis dünkte ihn seltsam bei einem so jungen, schönen, reichbegabten Wesen. Geradeaus, wie er war, fragte er langsam:

„Sie sprechen doch nicht von sich selbst?"

„Warum sollte ich nicht von mir selbst sprechen?"

„Weil ich — weil ich — nicht verstehe — oder nein: ich wundere mich, solche Worte aus Ihrem Munde zu hören. Sie sind jung, Sie sind unabhängig, Sie können sich Ihr Leben gestalten, wie Sie wollen. Sie sind —"

Er sah ihr voll in die Augen. Ein Beben ging durch ihr Inneres bei diesem ehrlich bewundernden Blick, der ihr sagte: Du bist schön. Warum solltest du einsam bleiben?

Sie senkte die Augen und zeichnete mit dem Sonnenschirm auf dem rötlichen Sandsteinboden des Kreuzgangs. Richards offener Blick, sein ernstes, ehrliches Mannesantlitz gaben ihr den Mut, weiterzusprechen.

„Es ist vielleicht darum," sprach sie stockend, „weil man sich vor der Hingabe an andere Menschen fürchtet. Weil man die Angst hat, sich selbst nicht mehr behalten zu können. Weil —"

„Sprechen Sie weiter! Ich verstehe Sie sehr wohl!"

„Ich meine," begann sie wieder, „jeder Mensch, zum mindesten jeder etwas tiefer veranlagte Mensch hat sein Innenleben, das er nicht gerne preisgeben mag. Er mag viel davon verraten. Aber er will ein Letztes ganz für sich haben. Mit diesem Letzten wird er immer einsam sein. So vielleicht kann ich's sagen. Oder besser: andeuten."

Eine leichte Röte ergoß sich über ihr schönes Gesicht. Und ihre Lippen preßten sich fester übereinander, fast als sollte diese Bewegung andeuten, daß sie nun nichts mehr sagen wolle.

Richard hatte solche Worte noch nie von einem weiblichen Wesen vernommen. Sie überraschten ihn. Aber es schien ihm verständlich, daß gerade Ottilie sie sprach. Sie war ihm immer als etwas Besonderes erschienen.

„Aber Sie haben doch eine Freundin! Und sollten sie der — so gar nichts — von Ihrem Innersten —?"

„Ich habe Anna sehr, sehr lieb! Ihr Glück ist das meine, und sollte sie einmal Schmerzen erdulden müssen — möge sie davor behütet sein! —, so werden sie doppelt die meinigen sein. Aber Anna ist anders wie ich. Sie gleicht einer Blume, die ihren Kelch bis ins Tiefste geöffnet hat. Sie ist ein Kind geblieben. Sie selbst haben es ja gesagt. Und sie wird ein Kind bleiben. Denken Sie nun — ich hätte einen andern Wunsch als den, an dieser entzückenden Klarheit mich zu erquicken? Ich könnte es über mich bringen, mit Dunkelm oder Schwerem die lichte Seele dieses Kindes zu trüben?"

„Ich dachte mir Freundschaft im höchsten Sinne anders!" sagte Richard. Und indem er dieses sagte, dachte er daran, daß er ja selbst einen Freund in diesem höchsten Sinne nicht habe. Dann reizte es ihn, dieses Gespräch weiter zu führen. Selbst auf die Gefahr hin, unbescheiden zu werden.



„Aber in der Liebe — können Sie sich da nicht eine Verschmelzung zweier Naturen denken? So daß des einen Denken dem des andern offen liegt bis ins kleinste Winkelchen?“

Sie senkte die Augen. Sie begann wieder das Spiel mit dem Sonnenschirm.

„Ich weiß nichts von Liebe!“ sagte sie abweisend. Dabei röteten sich aufs neue ihre Wangen.

„Man weiß nichts von ihr!“ fuhr Richard fort. „Manches Mal aber ist sie schon da, wenn wir ihr Leben in uns kaum ahnen.“

Er verstummte. Er hatte bei seinen Worten an Anna gedacht, und wie ihn die Liebe zu ihr überkommen hatte. Nun, in dieser Stunde unklar flutender Empfindungen, Ottilie gegenüber, deren Zauber aus ihrem Schweigen beredter sprach denn mit tausend Worten, schien ihm das, was er sagte, einen gefährlichen Doppelsinn, eine besondere Färbung eben dieses Augenblickes zu gewinnen. Er wollte noch sagen, daß die Liebe manchmal wie die taghelle Erkenntnis eines kaum bewußten schlummernden Zustandes den Menschen befalle. Aber jedes weitere Wort konnte diesen Stempel des Doppelsinnes tragen. Und so schwieg er.

Und das unausgesprochene Wort schien wie ein Geheimnis zwischen den beiden zu schweben.

„Wir wollen nun sehen, ob Anna gekommen ist“, sagte Ottilie nach einer Weile.

Sie schritten weiter. Das Geheimnis des unausgesprochenen Wortes blieb zwischen ihnen. Beide schwiegen sie.

Am Ausgang des Klosters blieb Richard stehen. „Fräulein Ottilie!“ sagte er. Und es war ihr, als bebe etwas Verhaltenes in seiner Stimme.

„Ich wünsche Ihnen einen Menschen, der Sie ganz versteht. Ich denke es mir schön, Sie verstehen zu lernen. Ich glaube, es ist viel Reiches in Ihrem Innern —“

„Ich brauche niemanden!“ sagte sie fast schroff. „Es ist besser für mich, allein zu sein.“

Er biß sich auf die Lippen.

Außen wartete Anna. Sie sah die beiden mit ernsten Gesichtern aus dem Kloster treten und sie dachte bei sich: „Was so Ernstes mögen sie gesprochen haben?“ Aber sie ließ sich diesen Gedanken nicht anmerken. Sie war glücklich, die beiden wieder zu haben. Und in ihrem Streben, sich dem Eindruck jener finstern Traumerinnerung zu entziehen, war sie laut und übermütig.

„Ihr habt ja die reinste Klosterstimmung auf den Gesichtern! Kommt, jetzt gehn wir aufs Fischergärtli. Da werdet ihr gleich lustiger werden.“

Sie schob sachte mit einem zärtlichen Leuchten in den Augen ihren Arm unter den Richards und hängte zugleich der Freundin ein. Dabei summte sie ein Mailiedchen. Willenlos gingen die Beiden mit.

Auf dem anmutigen Weg längs des Stromes trafen sie wenige Menschen. Die meisten waren in der Stadt, die von Lärm und Musik rauschte wie ein einziges großes Wirtshaus. Es war schön, am Strom zu gehen. Wie sie weiter hinaus kamen, wurde es stiller, und die Lieblichkeit der Landschaft ging ihnen so recht ins

Herz hinein. Der wilde grüne Rheinstrom, die im vollsten Laub stehenden Wälder, die Fülle der Natur überall, wohin der Blick sich wendete, machte die Seele weit. Richard, der den Arm Annas mit leisem, holdem Druck an dem seinen spürte, sah ihr in die klaren blauen Augen, die voll Fröhlichkeit waren und die Lieblichkeit dieses Sommertages widerglänzten, und nun drückte er ihren Arm fester. Da stieß sie ihren Lerchenlaut aus, und auch den Arm der Freundin fester drückend, sagte sie mit glückzitternder Stimme:

„O ihr lieben Kerle, ihr zwei! Ihr lieben, guten Kerle! Wenn ich euch nur immer so hätte! Ihr seid meine zwei Studenten, und ich — ich — bin euer Schatz!"

Sie blieb bei diesen Worten stehen und sagte lustig:

„Sehet, da am Hügel ist eine herrliche Wiese. Da hat's die schönsten alten Bäume. Unter die wollen wir uns eine Weile setzen."

Sie zog die beiden fort. Sie erklommen den Hügel und setzten sich unter den großen alten Buchen. Ein Quell rieselte aus dem Wald durch die Wiese hinunter. Anna schöpfte mit der hohlen Hand und trank. Dabei verspritzte sie ihr Kleid, und darüber lachte sie. Dann mußte Richard auch trinken, und als er die hohle Hand zum Munde führte, gab sie ihr einen kleinen Stoß, so daß er das Wasser verschüttete. Darüber lachte sie aufs neue, kindisch ausgelassen. Und über Richards erstauntes Gesicht lachte sie wiederum, bis ein jäher Schmerz und ein kurzer Husten ihr das Lachen abschnitt. Aber sie tat nicht dergleichen. Sie wollte nichts von Schmerzen heute wissen.

„Bisch bös?" fragte sie, Richard kosend mit der Hand über die Wange fahrend. „Bisch guet!"

Und in einer Aufwallung von Zärtlichkeit nahm sie ihn beim Kopf und küßte ihn ab.

Dann sah sie verschämt und schalkhaft zu Ottilie hinüber, die mit einem ruhigen Lächeln vor sich hinschaute, und rief:

„Hast nichts gesehen, gelt? Aber hört, ihr zwei, so kann das nicht mehr bleiben! Das dumme, kalte, affige ‚Sie'!"

Sie faßte die Hände der beiden, wie sie damals auf dem Berg ihre Hände gefaßt hatte. Dann legte sie trotz des leisen Widerstrebens die Hand Ottiliens in die Richards.

„So! Von heut ab heißt es ‚du'! Und ‚Richard' und ‚Ottilie'! Und jetzt befehle ich euch: Gebt euch einen Kuß!"

Ottilies schönes Antlitz ward mit einer glühenden Röte übergossen. Mußte das holde, freudetörichte Geschöpf, das sie so liebhatte, uuwissend die Erinnerung an jenen ersten Kuß in der Ruine aufs neue heraufbeschwören!

Sie sprang hastig auf.

„Dummerle!" sagte sie mit zitternder Stimme und einem Versuch zu scherzen. „Wir sind doch nicht mehr in der Pension!"

Auch Richard war aufgestanden. In seinem Kopf brauste es. Wie Ottilie ihm so gegenüberstand, fast wie auf dem Berge damals, mit der beherrschten Erregung in der herrlichen Gestalt, da empfand er die ganze berauschende Schönheit des Mädchens so recht im Innersten. Ein Schmerz wühlte und bohrte in ihm.



Und dann erschien es wie ein Trotz um seinen Mund. Fest grub sich eine Entschlußlinie in sein Gesicht.

Ottilie gewahrte die Bitterkeit in seinen Zügen, und eine Weichheit überkam sie wider Willen. Sie trat einen Schritt auf Richard zu, und mit einem warmen Licht in den großen schwarzen Augen und einem herzlichen Klang in der Stimme bot sie ihm die Hand.

„Also ‚du' und ‚Richard'! Wir wollen Freunde werden und bleiben."

Richard drückte ihre Hand. Aber nicht kräftig wie sonst. Er fand keine Worte.

Anna sah von ihm zu ihr. Das reizvolle Schmollen um den Mund.

„Ihr seid steif wie Kirchenheilige. Pfui, wie kann man so schwerfällig sein! Aber wartet nur! Da!"

Rasch wie eine Eidechse war sie auf den Füßen, und ehe Ottilie es sich versah, hing sie an ihrem Halse und küßte sie, und ehe Richard es wehren konnte, hatte sie auch ihn geküßt.

„So!" rief sie triumphierend. „Jetzt habt ihr den Kuß doch!"

Von unten herauf rief jemand. Peinlich berührt drehte sich Richard um. Es war der lustige Rasierer. Er schwenkte den Hut:

„Hei, da geht's gut her!" rief er herauf. „Das nenn' ich Lustigsein! Schad, daß ich nicht auch mitmachen darf! Aber für mich alten Gambel ist's aus mit so Tänzen! Käm' wohl meine Alte mir über den Kittel! Doch ich wünsch' alles Vergnügen! Lustig sein ist keine Schand', und: ein Kuß in Ehren, wer kann's verwehren? Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, soll mir's auch besser gehn! Da ist mir die Schönst' grad gut g'nug! Nur Mut! Das ist die Hauptsach' bei den Mädchen!"

Zu diesen Worten, die erraten ließen, daß ihr geistiger Vater der Festfreude in Weißem und Rotem reichlich gehuldigt hatte, schnitt er komisch gefühlvolle Gesichter. Dann nahm er seinen Stock wie ein Steckenpferd zwischen die Beine und sprang so davon. Der Hut saß ihm schief auf dem Kopf, und seine Nase mit der eigentümlichen Form starrte rotleuchtend ins Blaue der Luft.

Anna lachte laut und rief in der Mundart des Landes hinunter:

„Glückliche Reise! Gib acht, Helfer-Baule, daß d' nit abikeischt [fällst] vom Rößle!"

„Keine Sorg', Jungfer Anna!" rief er zurück, ehe er im Wald verschwand. „Er ist gut dressiert, der edle Renner!"

Diese unerwartete Begegnung löste auch das beklommene Gefühl in Ottilie und Richard. Heiterer, als sie gedacht hatten, setzten sie den Weg nach dem Fischergärtli fort.

Dort unter alten Eichbäumen in nächster Nähe des grünen, brausenden Rheins saßen sie bald bei einer guten Flasche Schaffhausener und gebackenen Fischen. Sie wurden sehr lustig. Richard erzählte Schnurren aus der Schulzeit und von seinen Hochschulprofessoren. Anna und Ottilie sangen Duette, die sie in der Pensionszeit gelernt hatten. Reizvoll klangen die helle und die dunkle Stimme durch den Garten über den dunkelnden Rhein hin. Die wenigen Gäste im Garten lauschten und spendeten lauten Beifall. Darüber kam auch des Kronenwirts Her-

mann mit dem Wägelchen, sie abzuholen, setzte sich dazu, und da er schon stark gebechert hatte, so redete er in einer täppisch gutmütigen Art konfuses Zeug, worüber die beiden Mädchen herzlich lachten. Darauf entschuldigte er sich mit noch verworrenerem Gerede, und darüber lachten die Mädchen noch mehr. Auch Richard konnte nicht umhin, zu lachen. Nun bestellte des Kronenwirts Hermann eine neue Flasche: um seiner Dummheit aufzuhelfen, wie er sagte. Anna, die den Wein ein klein wenig spürte, stach der Übermut.

„Was guckst denn so, Hermann? Gelt, meine Freundin, die gefallt dir!"

„Alleweil. Ich hab' mir immer denkt, wenn ich sie gesehen hab': 's ist eine Donnerfeine!"

„Gelt, die möchtest du wohl?"

„Alleweil. Aber sie wird mich nit wollen. Da hat's gute Wege!"

„Wenn dir recht Müh' gibst!"

„Ja, schön wär's! Aber eine G'schtudierte ist doch nix für mich. Ja, für den Richard! Da wär's was! Das gäb' Holz zu einer Pfeif'! Aber der ist ja versorgt! Na, jetzt schwätz' ich halt Blech! Nix für ungut!"

Man füllte die Gläser von neuem. Anna legte den Kopf an die Brust Richards und drückte der Freundin zärtlich die Hand. Drüben über der Stadt flogen die Raketen und Leuchtkugeln in den Nachthimmel. Kronenwirts Hermann erhob sich, um die Wagenlaterne anzuzünden und den Gaul anzuschirren. Die dreie saßen schweigend und sahen, wie die Feuerkugeln stiegen und einen bunten Sprühregen in die Nacht verstreuten. Die Fluten des Stromes rauschten vernehmlich vorbei, und am andern Ufer sangen sie schöne alte Volkslieder. Von den Rosenbeeten des Hausgartens kam ein schwerer, süßer Duft, und Johanniskäfer schwirrten blitzend im Dunkel der Bäume wie geheimnisvoll auftauchende und ebenso rasch wieder verschwindende Wünsche. Anna fühlte sich so selig, so leicht, so als ob sie fliegen könne. Sie lehnte noch immer an Richards Brust, der liebevoll und sanft ihre weiche Wange streichelte, und zärtlicher faßte sie der Freundin und des Bräutigams Hand.

„Ich bin so glücklich! Und ihr seid so gut! Es ist mir, als ob ich gerade hinauf in den Himmel fliegen sollte."

Richard und Ottilie drückten ihre heißen Hände wieder. Und in diesem Druck lag es wie ein festes, starkes Gelöbnis.

* * *

Zweiter Teil

I.

In aller Frühe, mit einem hastigen Lebewohl, war Richard an die Bahn geeilt. Er hatte Ottilie, die mit einem späteren Zug nach anderer Richtung fuhr, nicht mehr wiedergesehen. Auf Annas Frage, ob er am nächsten Samstag wiederkomme, hatte er geantwortet: er müsse nun einmal einige Wochen ganz für sich sein, um ein gehöriges Stück an seiner Doktorarbeit herunterzuschaffen. Er werde

also auch nicht oft schreiben. Sie möge ihm das nachsehen. Anna hatte ihn umfaßt und ihm in die klaren braunen Augen geblickt. Dann hatte sie gefragt: „Gelt, es hat dir irgend etwas an meinem Wesen gestern nicht gefallen? Ach, ich fühl' es wohl: ich bin noch so kindisch. Hilf mir, daß ich anders werde! Hilf mir, Richard!" Und sie hatte ihren Kopf an seine Brust gelegt. Und eine Bitte, angstvoll und süß zugleich, hatte aus ihren Kinderaugen gesprochen: „Bleib mir gut!" Statt aller Antwort hatte er sie umfaßt, zu sich emporgehoben, daß sie fast in der Luft schwebte, und sie herzlich geküßt. Dann war er rasch fortgeeilt. Anna hatte ihm nachgesehen, wie er um die Ecke bei der Kirche gebogen war. Es war ihr gewesen, als habe ihn das trübe Regengrau dieses Werktags eingesaugt. Dann war sie seufzend in die Küche gegangen. Das Herz war ihr schwer. Schwerer als sonst bei seinem Gehen.

Gestern nacht war sie froh und ruhig gewesen. Heute an diesem trüben Morgen schien ihr eine Schwere über allem zu lasten. Sie war müde und die Brust schmerzte sie. Mechanisch tat sie ihre Arbeit. Öfters aber blieb sie stehen und legte die Hand vor den Mund, das kurze trockene Hüsteln zu verbergen. Sie sah auch dann und wann zum Küchenfenster hinaus. Der Hammerstein lag schwer und finster in Regennebeln. Er drückte wie eine ungeheure Last.

Einige Stunden später ging sie mit Ottilie zum Bahnhof. Es rieselte noch immer in feinen Strähnen. Der Tag war beklemmend trübe. Und alle Menschen schienen nach dem gestrigen Fest einen Katzenjammer zu haben. Mit verdrießlicher Miene schafften sie ihr Tagewerk. Der Regen triefte von dem Bahnhofdach. Die einlaufenden Züge trieften. Gelangweilte Gesichter sahen aus den Waggons. Die öde Geschäftigkeit des Alltags war überall.

Die Freundinnen hatten sich im Wartesaal niedergesetzt. Ottilie sah ernst aus. Sie hatte immer die Hand Annas und streichelte sie. Die sah ihr traurig in die Augen.

„Wenn ich doch mitkönnte! Daß du so rasch nun gehst!"

„Es muß ja doch einmal sein, Kindle!"

„Ach, nur noch ein paar Tage! Jetzt kommt für mich das große schwere Alleinsein mit dem Vater."

„Aber dein Bräutigam kommt ja doch immer."

„Jetzt auch nicht mehr so oft."

„Nun, und dann schreiben wir uns recht oft, gelt! Und alles, was dich bekümmert, das sagst du mir in deinen Briefen."

„Du weißt ja," sagte Anna traurig lächelnd, „was ich für eine große Briefschreiberin bin. Schreibe du mir! Und wann kommst du wieder?"

„Wenn du Hochzeit hast."

„O jegerl! Das ist mir zu lang, viel zu lang. Komm schon im Herbst! Du warst im Herbst doch noch niemals da."

„Im Herbst? Närrle, du phantasierst! Nein, nein! Da wird dein Bräutigam da sein, und da lebt ihr so recht glücklich nur euch!"

„Wenn ich ihm nur genug bin!" seufzte Anna. „Heute bin ich wieder so klein!"

„Sst! Stille davon! Das paßt sich nicht für eine Braut! — Aber da fährt mein Zug ein! Komm! Küsse mich, du Liebe, Liebe! Und alles Glück soll dir werden, das ich dir wünsche! Lebwohl! Und grüß' auch deinen Bräutigam! Geh, nein! Nicht so! Närrle!"

Ein hastiges Zuschlagen der Waggontüren!

Ein tränenüberströmtes Gesicht und ein anderes, das sich beherrscht und zu lächeln vermag. Ein letzter Händedruck. Ein Wehen mit Taschentüchern. Der Zug fährt hinaus in die nebelumdüsterte Ferne. Er wird kleiner und kleiner und ist nicht mehr zu sehen.

Allein steht Anna auf dem öden Bahnhof.

Allein geht sie nach Hause.

Allein.

Sie setzt sich vor das leere Bett der Freundin und verbirgt den Kopf in den Kissen.

Allein!

* * *

Dieses Alleinsein lastete auf Anna einige Zeit so stark, daß selbst ihr Vater aufmerksam wurde und sie fragte, was sie denn hätte? „Nichts, gar nichts hab' ich, Vaterle! Was soll ich denn haben?" antwortete sie mit einem trüben zerstreuten Lächeln. Es kamen kurze Briefe von Bräutigam und Freundin, die beide sich mit größtem Eifer in die Arbeit gestürzt hatten und kaum zum Schreiben kamen. Anna kam sich den beiden gegenüber so untätig, so nutzlos, so überflüssig vor. Als Richards Weib würde sie tausend Dinge zu tun haben. Als seine Braut war sie eine halbe Existenz. Ein Wesen, das nicht mehr das war, was es vorher gewesen und noch nicht das, was es werden sollte. Die ganze Peinlichkeit eines langen Brautstandes gerade für die Braut bedrückte sie.

Etwas tun. Aber etwas anderes als kochen, flicken, fegen, Aussteuer nähen. Etwas Außerordentliches, was Richard große Achtung vor ihr einflößen mußte. Die Freundin und der Bräutigam behandelten sie immer wie das Kind. Aber sie wollte mehr sein. Aller Ende blieb die Gefahr, daß sie auch als Weib noch immer das „Kind" sein würde, geliebt mit einer nachsichtigen, lächelnden Liebe. Aber nicht mit jener flammenden Glut, die doch eigentlich die Liebe sein sollte. Diese Idee bohrte sich in diesen Tagen des Alleinseins immer mehr in ihr romantisches Köpfchen hinein, und sie dachte fast nichts anderes mehr als diesen Gedanken. Aber soviel sie nachdachte, sie wußte gar nichts zu finden, was es besonderes Großes für sie gäbe. In ihren Briefen aber machte sie dunkle Andeutungen ihres unbefriedigten Zustandes, und daß sie etwas tun müsse, um nicht mehr so zu den gewöhnlichen Sterblichen zu gehören. Richard lachte sie aus und schrieb ihr die Verse aus Goethes Faust:

> Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
> Sich selbst und ihren heil'gen Wert erkennt!

Aber heimlich dachte er bei sich: Was mag das Kind nur haben? Sollte sie am Ende gar mit dem feinen Fühlen des Weibes seine Bewunderung für Ottilie bemerkt haben? Er schämte sich fast vor sich. Denn mit siegreichem Glanz stand das

Bild des herrlichen Mädchens vor seinen Augen. Unverrückbar. Fest wie ein Stern des Himmels. Und so wahr er wußte, daß er an Anna nie zum Schuft werden könne, so sicher war ihm, daß er Ottilie nie vergessen würde. Heftiger warf er sich auf die Arbeit. Auch nahm er sich vor, Anna bald wieder aufzusuchen.

Ottilie hatte beim Lesen der geheimnisvollen Andeutungen Annas ähnliche Empfindungen wie Richard. „Was hat das Kind?" sagte auch sie. Sie war sich bewußt, um keine Linie die ihr durch Annas Verlöbnis mit Richard gezogene Grenze überschritten zu haben. Und dennoch — dennoch — schon, daß sie nicht mit völlig ruhiger Seele an Richard denken konnte, schon dies quälte sie und machte sie zornig auf sich selbst. Allein es war wie bei Richard. Das Bild des Fernen war ihr fast körperlich nahe. Und hatte sie es verscheucht, mit einem Male war es wieder da. Und die Lockung, geistigen Austausch mit ihm pflegen zu können. Ein Briefwechsel, wie herrlich müßte das sein! Er hatte auch einmal geschrieben und eine solche Andeutung gemacht. Aber sie war nicht darauf eingegangen. Es war doch besser so.

So lebten die dreie ein im Äußeren gleichmäßiges, im Innern bewegtes und unruhvolles Leben.

* * *

Der lahme Josephle, der sich während Richards und Ottilies Anwesenheit mit eigensinniger Scheu ferngehalten hatte, kam jetzt wieder in das Lehrershaus. Gleich bei seinem ersten Besuch brachte er Anna ein Geschenk. Er hatte das Grab der Mutter, auf dem die weißen Rosen nun in reiner, herrlicher Schönheit blühten, mit andern Kreuzen und Gräbern im Hintergrund und der Friedhofsmauer, in ein Bild zusammengefaßt. In Wasserfarben geschickt ausgeführt, sollte es Anna, wenn sie einmal fern der Heimat weilte, eine wehmütig liebe Erinnerung sein. Anna freute sich sehr darüber. So sehr, daß sie dem Josephle in ihrer Freude einen Kuß gab, was den armen Tropf ganz blind machte vor Seligkeit und den Oberlehrer zu einem tadelnden: „Was ist jetzt auch das!" veranlaßte.

Sie hing das in einen weißen Rahmen hübsch eingerahmte Bild über ihrem Mädchenlager auf. Nach der anfänglichen Freude machte es sie doch auch melancholisch; besonders wenn sie, wie es immer öfters geschah, nach gutem Schlaf des Morgens todmüde und ganz heiser erwachte und den Tag über mehr hüstelte denn jemals. Sie hatte dieses Hüsteln vor Richard sorgfältig verborgen. Er sollte ihretwegen in keinerlei Sorge geraten. Auch war das ja nur eine sitzengebliebene Erkältung, noch vom Winter her, von der Christmette, wo sie auf den kalten Kirchenplatten morgens in der Frühe gefroren hatte. Sie hatte damals liegen müssen, und der Arzt hatte sie untersucht und gemeint: es wäre wohl gut, wenn sie im Sommer in die Höhe, vielleicht nach Nordrach oder Heiden ginge. Aber der Oberlehrer meinte, sie habe hier auch gute Luft, und in die Höhe könne sie, sooft sie wolle. Und Anna hatte gelacht, als man von Luftkurort und solchen Dingen sprach. Der alte Arzt war's auch zufrieden. Zumal sie sich wieder gut erholte, wenn auch das fatale Hüsteln geblieben war. Doch hatte sie manchmal und gerade jetzt wieder ein seltsames Gefühl. Als ob eine wunde Stelle in ihr wäre, zuerst nicht größer wie ein Stecknadelknopf, die sich langsam, fast unmerklich, aber sicher vergrößere. Das war

gewiß nur eine Einbildung. Aber es erfüllte sie zuweilen mit einem unsicheren, durchbebenden Bangen. Als ob ein Schatten von da aus in ihr Leben wachse.

Der Josephle kam wieder und wieder, machte sich im Garten zu schaffen, schreinerte im Keller einen Verschlag für das Obst, setzte einigen Stühlen neue Beine ein und fand so Gelegenheit, recht viel um Anna zu sein. Das war sein höchstes Glück. Sie lächelte manchmal, wenn sie ihn sah: so folgsam, demütig, treu wie ein Hund. Dann klopfte und streichelte sie ihm die Wangen. Seine Augen sahen dann so verklärt aus, als sehe er geradezu in den siebenten Himmel hinein und in die ganze Engelsglorie. Der Josephle mußte in seiner freien Zeit auch vorlesen. Goethe, Keller, Gedichtesammlungen. Sie nähte dabei wie bei Ottilies Vorlesen an ihrer Aussteuer. Es waren stille Stunden, die Anna wohltaten, ohne daß sie es so recht wußte.

Gleichwohl blieb jenes unruhige Gefühl in ihr, als sei sie zu unbedeutend für Richard. Bis Richard auf einige Tage zu Besuch kam und sie über der Freude, ihn wieder zu haben, zunächst diese Einbildung vergaß. Er schien sichtlich abgespannt von der übergroßen Arbeit und zerstreut. Sie saßen an allen ihren Lieblingsplätzchen. Sie sprachen von der Zukunft. Sie sprachen von den Herbstferien, wenn Richard mit dem Doktorhut heimkomme. Und sie sagte immer wieder mit komischer Feierlichkeit: „Herr Doktor", bis er des Scherzes fast müde wurde. Sie fing auch von der Freundin an, fand ihn aber sehr schweigsam, so daß sie ihn wegen seiner Gleichgültigkeit schmollend zu schelten begann. Darauf meinte er trocken: „Ich bin doch nicht ihre Freundin!" Da schwieg sie. Dann begann sie auch mit allerlei unsicheren Andeutungen: sie sei doch recht ungebildet und leiste gar nichts, was irgendwie Bedeutung habe. Nun schalt er sie und nannte derlei Possen. Und der Oberlehrer sekundierte ihm kräftig. Sie fand dann selbst, daß dies Hirngespinste seien. Aber sie war immer in Furcht, daß dieses Gespinst sie nach Richards Weggang aufs neue mit den grauen Fäden umziehen werde. —

Eines Morgens kam Richard ziemlich frühe. Sie war noch in ihrem Zimmer. Er ging ins Wohnzimmer, traf aber den Oberlehrer da nicht mehr und setzte sich, in einer Zeitschrift blätternd — der Oberlehrer war nach dem in solchen Städtchen üblichen Gebrauch in einem Lesezirkel, der die Bildungsbedürftigen mit geistiger Nahrung versorgte. Die Türe auf den Gang war offen stehen geblieben. Da hörte Richard in seinem mechanischen Blättern Anna husten. Es war ein hartnäckiger Husten, wie sie ihn nur des Morgens hatte, mit einem eigentümlich blechernen Klang. Richard stand auf und horchte. Der Husten wiederholte sich. Bald darauf trat Anna aus ihrem Zimmer, in ihrer stillen blassen Lieblichkeit. Sie sah Richards Betroffenheit. „Was hast du?" fragte sie unsicher. „Hustest du oft so?" Sie erschrak, ließ es sich aber nicht merken. „Ach, das bißle Husten. Das ist nicht der Red' wert." Er blieb aber ernst und dann riß er ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb ein Rezept. Das mußte sie von nun an abends und morgens nehmen; nötigenfalls auch unter Tag. Sie scherzte: „So, jetzt bin ich dein erster Patient." „Hoffentlich mein schlechtester!" versuchte auch er zu scherzen. Später ging er zu dem alten Doktor. Der redete so darum herum. Anna sei etwas schwach auf der Brust. Aber sie habe sich sehr gut erholt. „Herr Kollege sind sicher der beste Arzt

für das liebe Kind!" meinte er lachend und Richard auf die Schulter klopfend. „Gebrauchen Sie nur recht bald die Ehestandsmedizin! Da sind Husten und Bleichsucht sogleich vertrieben."

Des Abends mußte Richard wieder abreisen. Es war den Vormittag über ein schwerer Ernst wie eine Wolke über den beiden gelegen. Aber als sie des Nachmittags an ihrem Lieblingsplatz auf der Burg saßen und hinausschauten auf das sommergrüne Land, in all die Fröhlichkeit und Fülle, da ward es ihnen leichter ums Herz. Es war ihnen beiden, als seien sie rechte Toren, sich die Herzen schwer zu machen, statt das Brautglück zu genießen mit vollen Zügen. Ein starker Lebensleichtsinn überkam sie, der sich nicht abweisen ließ. Ein jugendheißes Verlangen nach Freude. Beide wollten sie ihrer schweren Gedanken ledig sein. Und so umschlangen sie sich wie unter einem Zwang fast gewaltsam. Wenn der Abend nach dem Fest sie in einem stillglücklichen Gefühl der Zusammengehörigkeit gesehen hatte, so fühlten sie jetzt die selige, begehrende, trunkene Lebensfülle dieses Hochsommertags in sich. Anna war nie so zärtlich, nie so kindisch zärtlich, so von einer hingebenden Süßigkeit gewesen wie in dieser Abschiedsstunde. Ihre Augen hatten noch nie so geleuchtet von einem aus dem Innersten brechenden Feuer. Ihre zarten Arme hatten noch nie so holde Gewalt zu üben vermocht. Ihre Lippen schienen heute erst küssen gelernt zu haben. Es war etwas stürmisch in Besitz-Nehmendes in dieser Zärtlichkeit. Du bist mein und sollst es bleiben! schien ihr ganzes Wesen zu sagen. Ihre Liebkosungen strömten eine geheime Kraft aus. Ihr ganzer zarter Leib schien das Spiel einer heißen, mit Schauern des Glücks überflutenden Welle. Richard nahm und erwiderte diese Liebkosungen wie in einem Traum. Es kam über den so gleichmäßigen Menschen wie eine Art von Rausch. Als sie ihrer Lieblingsbank Abschied sagen mußten, hob er sie hoch und trug sie mit jauchzender Kraft die Burg hindurch, während sie ihn umhalst hielt und ihre glühende Wange an die seinige oder ihre Lippen auf seinen Mund preßte. Es gab kein Gestern und kein Morgen für die beiden. Nur die jählings aufgeblühte betörende Blüte des Heute.

* * *

II.

Die lichte Spur dieser glückseligen Stunden begleitete die beiden noch lange, als Richard wieder mitten in der Arbeit und Anna allein im freudlosen Hause war. Oft, mitten in Hast angestrengten Studiums, erschien Richard das Bild des süßen leidenschaftlichen Kindes. Er fühlte die holde Gewalt ihrer zarten Arme. Er spürte den heißen Druck ihrer weichen Lippen. Wie sehr verdiente Anna ein volles, tiefes Glück! Und wie heilig und feierlich fühlte er die Pflicht, ihr dies Glück zu schaffen wie ein sicheres Nest einem scheuen Vogel! Und dennoch war eine seltsame Unklarheit in ihm, die ihn verwirrte und beschämte. Die ihn zornig machte auf sich selbst. Ein Keim der Besorgnis um Anna war geblieben. Vielleicht war seine Liebe nicht stark genug, um an dieser Besorgnis jauchzend vorbeizuschreiten? Er hätte sich solches niemals zugestehen wollen, und dennoch war es da. Es war da und erfüllte diesen ehrlichen und guten Menschen mit einer Unruhe, die er nur schwer zu be-

kämpfen vermochte. Eine ganze Weile war Ottiliens Bild wie ausgewischt gewesen in seinem Innern; weggewischt von der liebesheißen Hand Annas. Bis es allmählich doch wieder aufzuleuchten begann und manchmal mit quälerischer Gegenwart sich zwischen Richard und Anna stellte. Alles in ihr war Ruhe, Reife, verhaltene Glut. Bei Anna alles jäher Wechsel, von Niedergeschlagenheit zu lebhafter Freude, von Apathie zu erregter Unruhe. Richard begann nachzudenken. Und mit einem Male blieb er mit einem ihm sonst nicht eigenen Erschrecken wie ein Kind vor einem dunkeln Gang stehen. Er hatte des öfteren Lungensüchtige beobachtet. Sie zeigten ein ähnliches sprunghaftes Gebahren. Wenn Anna — Nein! Diesen Gedanken wies er mit Heftigkeit von sich. Aber er kam wieder und wieder, und Richard nahm sich vor, im Herbst genauer zu beobachten und dann, wenn es ihm geboten erschien, Anna in den Süden zu bringen.

Anna indessen dachte an nichts dergleichen. Sie lebte und webte in der Erinnerung. Richards Mittel brachte ihr fast völlige Linderung. Und ein anderes Mittel zur Kräftigung, das er ihr geschickt hatte, stärkte sie sichtlich. So ward sie allmählich selbstbewußter. Sie sang wieder. Stieß ihren Lerchenruf aus. Sie ging mit flinken, leichten Schritten umher. Selbst der Oberlehrer hatte seine Freude daran. „So, das gefällt mir!“ sagte er und klopfte ihr auf die Wange. „So muß eine Braut herumlaufen und nicht wie ein Huhn, das den Pfipfes hat.“ (Pfipfes soviel wie: Pips.) Und sie hatte ihn umfaßt gehalten und zu ihm: „Lieber Babbe!“ (Papa) gesagt; ein Wort, das sie nur gebrauchte, wenn sie besonders froh und zärtlich aufgelegt war. An Richard schrieb sie die muntersten Briefe. Seit jenem Nachmittag war es ihr, als habe sie ihn an sich gebannt. Als ginge eine geheime Kraft von ihr aus. Eine Art von Liebesmagie. Ihre Briefe — ein halb ungeschicktes, halb reizvolles Geplauder — scheuchten die bangen Befürchtungen wieder aus Richards Seele.

* * *

Eines Nachmittags war Anna hinauf zum Gottesacker gegangen. Sie wollte nach den Rosen auf Mutters Grab schauen. Der Totengräber aß eben sein Vesper, das ihm der Weberkättel kleiner Seppel gebracht hatte. Apfelmost und Rahmkäse. Er steckte den Käse in Schnitten auf das Messer und jedesmal, wenn er ein Stück zum Munde führte, schob er dem Buben eines in das erwartungsvoll aufgesperrte Mäulchen. Anna, die ein Körbchen am Arm hatte — sie hatte unten in der Straße beim Schreiner Pfirsiche geholt —, blieb stehen und sagte lächelnd:

„Erstens, die Hungrigen speisen!“

Der Totengräber nickte. Dann fügte er hinzu:

„Wenn ich nur auch die Betrübten trösten könnte! Gelt, Seppele.“

Der Seppele nickte mit trauriger Miene.

Anna trat näher.

„Maul auf! Augen zu!“ sagte sie zu Seppele.

Dann schob sie ihm einen großen rotbäckigen Pfirsich in den Mund.

„Gelt, das schmeckt? Sind von dem Schreiner seinen. Er hat die feinsten in der Stadt. Willst du auch, Wendel?“

„Schön Dank, behaltet's für Euch, Scheurer-Anna! Für mich alten Knarrer

sind so süße Sachen nix. Es wär grade, wie wenn man der Kuh Pomeranzen füttern tät."

„Jetzt aber — Hippe-Wendel! Was hast du für merkwürdige Sprüch! Da brauch' ich wegen dir den Hochzeitskuchen nicht größer zu backen."

„Alleweil! Gewiß nit!"

„Wie geht's der Mutter, Seppele?"

„Wie wird's ihr gehen?" antwortete statt des Buben der Hippe-Wendel. „Schlecht, wenn's nit noch schlechter kommt!"

„Schlägt sie der Donisl noch?"

„Die Mutter und uns!" sagte der Bub. „Wohin's trifft."

Er streifte den Ärmel seines blauen Hemds hinauf. Da war an dem mageren Arm Beule um Beule.

„So bin ich am ganzen Leib. Er zerrt uns als aus dem Bett raus. Neulich haben wir uns im Keller versteckt. Aber er hat uns doch g'funden und dann haben wir doppelte Schläg' kriegt. Und die Mutter. Er wird sie noch einmal totschlagen!"

„Und das Narrenspiel dabei wißt ihr, Scheurer-Anna. Sie muß sich in ihren Hochzeitsstaat werfen, dann macht er ihr Liebeserklärungen und später haut er sie."

„Ja, und da kann man gar nichts machen? Gar nichts?"

„Ja, wenn sie doch von dem wüsten Kerle nicht lassen will! So muß sie es eben tragen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Die Lieb' ist blind und taub und stumm,
Wen schlimm sie trifft, den macht sie dumm."

„Das ist ja ein gräßliches Elend. Das ist ja zum Närrisch-werden! Und nichts läßt sich ändern?"

„Nichts. Es müßte denn — wie die Weber-Kättel sagt — ein Engel oder die Jungfrau Maria selber vom Himmel heruntersteigen und ihm ins Gewissen reden! Aber die haben Wichtigeres zu tun!"

Er leerte das Schoppenglas. Dann erhob er sich und nahm seine Schaufel.

In Annas romantischem Köpfchen aber reifte ein seltsamer Gedanke.

Hier gab es eine Tat zu tun. Eine kühne Tat. Eine Tat der Erlösung.

Und zugleich konnte diese Tat sie über den Alltag hinausheben.

Sie dachte an Richard und Ottilie, was die dazu sagen würden.

Ganz in der Vorstellung ihres abenteuerlichen Planes ging sie heim.

* * *

Der Vater sagte in diesen Tagen einmal zu Anna:

„Was ist jetzt auch das? Du läufst ja herum wie ein Beichtvater! Was sind das für Geheimnisse? Darf man sie vielleicht wissen?"

Anna lächelte nur, ein merkwürdiges, zugleich stolzes Lächeln.

Da brummte der Oberlehrer etwas vor sich hin und ging in seine Schule. Draußen traf er den Hippe-Wendel, der einige Krankengänge im Städtchen machte. Anna hörte, wie die beiden Männer miteinander sprachen, und als der Vater gegangen war, eilte sie an die Türe und rief dem Totengräber nach:

„Pst! Hippe-Wendel!"

„Oho, die Jungfer Anna! Was begehret Ihr?"

„Komm einmal herein, Hippe-Wendel!"

Sie führte ihn ins Zimmer und schenkte ihm einen Nußlikör ein. Und dann noch einen. Der Totengräber schmunzelte. Anna sah so wichtig und geheimnisvoll aus.

„Du kennst doch noch deinen Katechismus, Wendel?"

„Ich denke wohl. Wenn Ihr mir keine gar zu verzwickten Fragen stellt."

„So sag' einmal: wenn ein Mensch ein göttliches Wesen darstellt, sagen wir: die Jungfrau Maria — ist das eine Sünd'? Und wenn's eine Sünd' ist, so ist's doch gewiß eine läßliche?"

„Gewiß ist das gar keine Sünd'! Es spielen doch auch die Bauern im Bayrischen so Stücke, wo der Herr Christus sogar vorgestellt wird in seinem schmerzhaften Leiden und Sterben."

„Aber — ob eben — zu dem Zweck, wie ich meine —"

Anna sprach stockend.

Der Totengräber sah sie prüfend an.

„Was habt Ihr vor, Jungfer?"

Da zog Anna den Alten in eine Ecke und im Flüsterton vertraute sie ihm ihr Geheimnis an.

Als sie geendet hatte, blitzten ihre Augen. Ihre Wangen waren gerötet. Und ihre zarte Brust hob sich von schnellen Atemzügen.

„Du Kind, du gutes!" sagte der Totengräber nach einer Weile, vor innerer Bewegung ins Du fallend. „Das willst du tun? Und du glaubst wirklich und wahrhaftig —?"

„Ja, ich glaube daran!" erwiderte Anna mit fester Stimme. Und ihre blauen Augen leuchteten von einer schwärmerischen Zuversicht.

„Bist du ein Kind, du!" sagte der Totengräber und strich mit der runzlichten Hand über die blonden Flechten. „Nein, so eine wie die Scheurer-Anna gibt's weit und breit nit. So g'scheidt. So couragiert. Du hast deine Gedanken vom Himmel selber!"

„O Hippe-Wendel, mach mich nicht rot!"

„Aber meint Ihr nicht, Scheurer-Anna, Ihr solltet's dem Vater sagen? Ich mein' doch ..."

„Nein, Gott behüte. Der Babbe hat für so was gar keinen Sinn. Da wär' mein ganzer schöner Plan verdorben! Nein, nein! Der darf nichts davon wissen!"

Der Totengräber dachte nach. Seiner zum Mysteriösen neigenden Natur gefiel Annas Vorhaben. Da konnte man den g'studierten Herrn wieder einmal zeigen, daß es noch andere Mittel gibt als Arzneien und Pülverchen.

„Wenn ich mir's überlege," sagte er langsam, „so habt Ihr recht, Scheurer-Anna. Der Donisl ist ein wüster, aber ein abergläubischer Mensch! Es könnt' flecken! Es könnt' flecken!"

Er rieb sich die Hände, daß die Finger knackten.

„Aber ein, zwei handfeste Männer müssen dazu. Und ich selber will dabei sein. Man weiß nit — es ist besser auf alle Fäll'."

„Ach, Hippe-Wendel“ sagte Anna aus tiefstem Herzen heraus. „Wenn es nur Gottes Wille wäre, daß ich schwaches Ding es vollbrächte! Daß der armen, armen Weber-Kättel endlich geholfen wäre!“

„Eine reine Jungfrau mit starkem Willen hat zu allen Zeiten Wunder getan! Von der Maria Mutter Gottes bis auf den heutigen Tag!“ erwiderte der Totengräber in feierlichem Ton. „Komm nur heute nachmittag in mein Gärtlein! Da sind wir ungestört und können alles bereden nach Herzenslust.“

Dann trat er einen Schritt zurück.

„Jungfer Anna, ich hab' immer Respekt vor Euch gehabt. Aber von heute an seid Ihr mir was Besonderes!“

Und dann tat er etwas, was er noch nie getan hatte. Er trat auf Anna zu, und die runzlichten Hände auf ihr junges Haupt legend, küßte er sie mit den welken Lippen auf die Stirne.

Anna wurde von diesem Kuß bis ins Innerste durchschauert.

(Fortsetzung folgt)



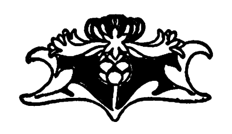
Nach langem Wandern · Von Rudolf Leonhard

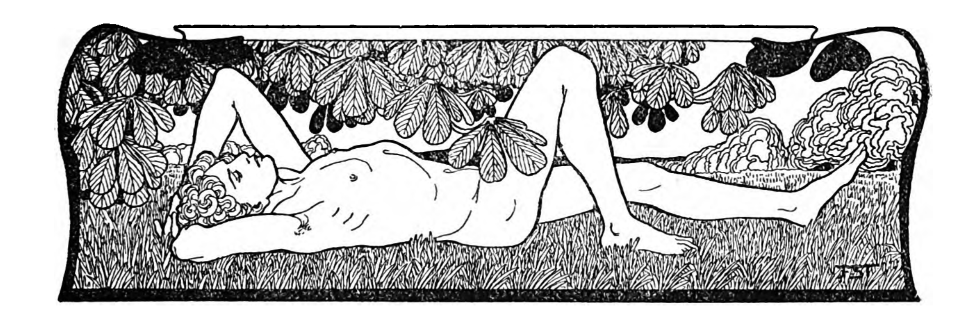
Die Bäume stehen dicht geballt und schweigen.
Die Himmel breiten ihren Frieden her,
Der Sternenreigen
Füllt reich ihr uferloses stilles Meer.

Die Felder sind in Dunkel tief gebettet,
Ein schmaler Graben schimmert draus hervor.
Und in dein Ohr
Hat sich ein fernverlorner Ton gerettet.

Noch schreiten deine Füße aus.
Du gingst so lange heut' im Ungewissen,
Und deine Sehnsucht irrte auf ins Blaue.

Nun geh nach Haus
Und bette deinen müden Kopf aufs Kissen.
Und vertraue.





Unser Sommerhaus

Von Wilhelmine Funke

Guten Morgen, du liebe, schöne Gotteswelt, da bin ich! Bist du auch schon so früh aufgestanden? Wie Sonne und Mond einander gegenüberstehen, sich eben guten Tag und guten Weg sagen und sich in dem sonderbaren Licht, das halb Gold, halb Silber ist, groß und klar ansehen, ehe sie wieder auseinandergehen, ist das entzückend! Guten Morgen, du liebe, schöne, wundervolle Erde du!

Mein bist du, du weißt es auch wohl, und gehörst nicht etwa dem armen Zufallsherrn, der irgend ein Stückchen von dir beackert und beforstet und sich viel Not um dich macht, ohne deine Seele zu kennen. Mein bist du überall. Ging ich da gestern einen Weg, an dem ein Schild steht: „Verbotener Weg“ mit einem Ausrufungszeichen und Androhung allerlei Höllenstrafen. So etwas sieht man natürlich nicht. Hat ja auch gar keinen Sinn, wenn der Weg offen ist. Macht einen höchstens darauf aufmerksam: hier ist es schön. Also ich geh' den Weg. Er ist eigentlich nur ein schmaler grasiger Padd und führt zwischen schlanken einzelstehenden Fichten hindurch auf einen mit hohen weißen Birken bestandenen Wall zu, dahinter sich eine kleine Heidefläche dehnt, als wäre sie von den fleißigen Menschen übersehen, die rings die Felder beackert und besät haben. Goldgeriesel hebt sich an den hohen Birkenstämmen gegen leuchtend blauen Himmel ab, und weiße Wolken sehen mit großen träumenden Augen zu. Ein Naturpark ist es, schöner als Menschenhand ihn schaffen kann. Da steht ein Busch am Wall, rotglühend in Herbstespracht, dunkelkarminrot, aber noch röter die durchsichtigen Beeren, die er mir hinhält, und die ich mit den strahlenden Blättern hinnehme wie ein König den Zins — nein, wie eine Mutter die erste Arbeit ihres Lieblings. Ich kenne ihn ja lange, den Busch. War er es doch, der mir im Frühjahr, als ich auch diesen so überaus verbotenen Weg wanderte, seine weißen Blüten hinhielt und mich dabei so vertrauend bittend ansah, als wollte er sagen: Nimm sie mir nicht! Sie nutzen dir nichts. Sie welken, ehe du daheim bist, und mir sind sie meine ganze Freude, das Gespiel der Bienen und Falter, das Gekose der Sommerluft und das Gespräch dem Mond und den Sternen. Nimm sie nicht, freu dich nur dran! Das verstand ich, und wir nickten uns zu und hatten uns lieb. Aber nun! Da reicht er mir die Früchte, die prangenden Blätter,

die er für mich festgehalten hat bis zu dieser Stunde. Und gern tut er es, leuchtend gern! So nehme ich sie auch. Die Mutter nimmt nicht lieber vom eigenen Kind. Nun sagt, ob der Busch mein ist, oder des Herrn Grafen, der just vorüberreitet, den Blick umhergeschickt nach Wild, oder Ärger oder Glück — was weiß ich. Mich sieht er gar nicht. Würde übrigens auch nicht schaden. Mich läßt man auf so umdrohten Wegen immer ohne Rüge gehen. Ich glaube, jeder sieht's, die tut den Dingen nichts, die gehört da selbst so mit hinein. Den roten freudigen Busch aber hat der gräfliche Besitzer sicher bis zur Stunde nie mit Augen gesehen, den kennt er gar nicht. Der ist also meiner!

So kennen wir uns alle. Nicht nur der Busch und ich. Alle Bäume kenne ich, jeden einzelnen, bis auf die Spitze hinauf, wo die Seele aus ihm hinausschaut, weit in den Weltenraum hinein. Die Seele, die ein kleines Wichtelmännlein ist, mit großen dunkelstummen Augen und seltsam scheuem Wesen, als ob es noch zurücksehen könnte in das Chaos, aus dem es geworden ist, und noch fremd wäre in der bunten Ordnung des Jetztlebens. Oder sie ist ein eisgraues Walten. Uralt geworden im Leben drin, voll Weisheit und Tiefe und so voll Humor, wie nur das Alter es ist, das Fühlung hat mit der Ewigkeit und über den Plunder des Diesseits hinlächeln kann. Über alles schaut so ein Walten hinweg, in alles hinein, und wenn es ein offenes Auge findet, ist es zutraulich, mild, tröstend, schaffend, feierlich. Und mich kennen sie alle, die Seelen da oben, und wir sprechen miteinander, jubeln, schauern, träumen, beten zusammen, sind eines in Sonne, Sturm und Regen, lieben den Nebel und lieben den Schnee. Wem gehören da die Bäume? Dem Fürsten, der über sie bestimmt, dem Bauern, der sie erbt, oder der schauenden Seele, die sie kennt, nennt und liebt, wie sie kaum einen Menschen liebt und versteht?

So ein Schneckenhaus zu eigen haben mitten in der Herrlichkeit drin, das wär' was! So ein Regenverkriechen, aber doch das Kribbeln der Tropfen fühlen bis ins letzte Fäserchen, und dann, wenn es still wird, hinausstreben in die feuchte, farbensatte Wunderwelt, das Häuschen immer mit. Nur zu schwer würde es sein für ein armes Menschenkind, das genug an sich selbst zu tragen hat, sagt mein verständiger Mann. Also das ist nichts. Aber mitten in der stillen, heiligen Einsamkeit, da müßte, der da und nur da hingehört, doch wohnen und leben können ohne Ballast und viel Sorge und Mühe — — — bauen wir uns ein Sommerhaus!

Da wäre ich denn glücklich bei dem Sommerhaus gelandet. Es ist wie ein Wellengeschaukel, so eine Schreiberei! Man wird vielleicht bei Michelangelo oder Chamberlain oder dem Wilseder Berg ans Ufer geworfen und wollte doch zum Sommerhaus.

Weit draußen muß es liegen. Wir stecken ja mitten im Getriebe der Großstadt drin, und es ist doch ein Unding, so eine große Stadt, das wissen wir alle. Nicht einmal eine Dämmerstunde hat sie, und die ist es ja gerade, die mit linden Händen Qual und Unruhe auslöscht, und die tief ist von Stillen und Träumen, weiche Hände auf das grelle Licht legt und harte Schatten mildert und sänftigt. Der Stadt wird die Nacht zum Tage, die Jahreszeiten tilgt sie hinweg, treibt Winters Frühlingsblumen, läuft Sommers Schlittschuh und will immer das essen, was just die Natur

nicht geben kann. Sie saugt wie ein Vampir Kraft und Freude aus den Menschenherzen, nährt sich damit und wächst und schwillt und reißt das Volk an sich, dem sie sich unentbehrlich macht, denn sie reicht ihm ihre Schätze: die verfeinerte Kunst, das Wissen — und das Geld. Ja, das Geld häufelt sie an, schmilzt es in große Klumpen zusammen und legt es auf bereite Schultern, die sie drückt und niederpreßt, bis auch der Kopf sich senkt, und der Blick nur auf den beschwerlichen Weg sieht, und der Mensch nur noch Freude hat an dem, ach, so lastenden Klumpen. Ich muß hier aber Gerechtigkeit widerfahren lassen: Uns hat sie mit diesem Schwergewicht verschont. Geld hat sich nie wohl bei uns gefühlt und ist uns immer rechtzeitig davongelaufen. Der Schönheit nach, bis in Italien hinein, oder auf die Berge ist es gestiegen, oder andern hat es durchaus helfen wollen, hat sich gar um Bücher und Bilder zum Fenster hinausgestürzt; was weiß ich, wo es immer geblieben ist — bei uns jedenfalls nicht. So bauen wir denn unserm Überfluß entsprechend etwas ganz Unmögliches, ein klein', eng' Ding, genau für zwei Menschen groß genug. Das tun wir nicht wohl überlegt, sondern eben nur, weil es einmal nicht anders geht, und wissen gar nicht, wie genial die Tat war. So macht man es ja meist, und glückt einem so ein Ungewolltes, gleich wirft man sich in die Brust, setzt sich eine Krone auf den Kopf und ist ein großer Mann. Wir kriechen nun zusammen hinein in unser Hüttchen und lachen zwischen grünen Läden hindurch dem Walde grade in das schöne, ernste Antlitz, das uns vertraulich zunickt und zuwinkt: Endlich seid ihr da, endlich! Zwei große Balkons strecken wir in die Welt hinaus, wie Hände, die um Schönheit offen sind, einen nach Sonnenaufgang, einen nach Sonnenniedergang. Sind die herrlich, die Balkons, so schwebend, halb diesseits, halb jenseits und immer ein wenig über der Umwelt.

Gott steh uns bei, ist das Haus aber eng! Wenn wir uns regen, puffen wir uns auch. Also mausstill gesessen, oder auf den Balkon und in den kleinen Garten gegangen, da ist man im weiten Weltenall. Der Garten ist freilich so winzig, daß nur ein Baum drin Platz hat. Eine Birke natürlich, das ist ja ganz selbstverständlich, mit einem Starenkasten natürlich. Und Rosen, Veilchen, Schneeglöckchen — — was weiß ich, was alles darinnen blüht. Ob hier, ob draußen — ist ja doch alles unser.

Unser Lieschen muß mit hinausziehen. Das treue Wesen, das schon acht Jahre bei uns ist. Ist sie entsetzt! So zu wohnen, so unpassend klein! Sie hat nämlich einen Stich ins Passende. Und ihr gehört nur das, was sie verbürgt und verbrieft vom zufälligen Oberhaupt ihres zufälligen Daseins besitzt — ist eben ein arm' klein' Ding. Wir müssen ihr gut zureden, daß sie bleibt. Aber wohl fühlt sie sich doch bald und weiß nur nicht, daß die Wichte drüben vom Wald ihr helfen Tag für Tag, ihr schmeicheln und sie erziehen. Lieschen, sagen sie wohlig: wenn die Sonne heiß scheint, hier ist Schatten; wenn es stürmt, hier ist Schutz; wenn es reift und schneit, hier ist Schönheit und Friede. Ja, was ist Schönheit? Das versteht Lieschen nicht. Sie muß es erst lernen, daß der kalte Winter schön ist. Das kann sie auch, denn wir sind viel draußen, alle Ferien, auch winters; haben ja gleich Öfen in dem Palast vorgesehen. Wenn nun an einem klaren Frosttage die ganze Luft funkelt und sprüht von heimlichem Farbenzauber, wird auch Lieschens Gesicht hell und sie fängt wohl gar an zu singen. Leider! Dazu haben wir eigentlich

ein bißchen zu eng gebaut, und singen kann sie auch gar nicht. Im übrigen ist der Winter ihr nicht recht, weil es dann so stumm ist draußen. „Nu is der Bach auch ganz still“, sagt sie eines Morgens recht knurrig. „Ja, das ist er“, sage ich und sehe in den Sonnenglanz hinaus. „Kommen Sie, Lieschen, wir wollen uns den stillen Bach einmal ansehen.“ Und wir gehen selbander zu ihm. Da liegt er mit seinem kleinen, sonst immer hurtigen Wasser eingebettet in den weichen Schnee, ein seltsam farbenumwirrtes Prangen, starr und doch lebendig, umsäumt von funkelnden Kristallen in sonderbar fremden Gebilden. Wie eine glitzernde Märchenschlange windet er sich in die hohen, dichten Stämme hinein. Wir sehen auf ihn hin und sind stumm wie er. Aber abends ist Lieschen wieder laut im Zorn, weil der Schlachter den Sonntagsbraten nicht gebracht hat. Ich tröste noch an ihr herum, da sagt sie plötzlich ganz unvermittelt: „Wie er wohl im Mondschein aussieht?“ „Der Schlachter?“ frage ich entsetzt. „Der Wasserfall“, sagt Lieschen und sieht ganz verklärt aus — und weiß gar nicht, daß die Schönheit sie überwunden hat.

Im Frühling horcht sie auf die Drossel, glaubt, es wäre eine Nachtigall, und denkt an ihre Heimat und ihre frohe Kindheit. Da hat zu Hause vor der Hintertür ein Kastanienbaum gestanden, den ihr Vater noch als Junge gepflanzt hat. Und darin hat jedes Jahr die Nachtigall gesungen über Lieschens Wiege hin und immer wieder, bis sie hat hinausmüssen in die öde Welt. Die Sehnsucht nach dem Klang hat sie unbewußt mitgenommen in die Fremde — und nun hat sie ihn wieder und wird nach und nach ganz zufrieden und glücklich. Wir lassen es natürlich bei der Nachtigall. Nur keinem einen schönen Glauben nehmen; das wäre ja Sünde. Leben wir doch alle von irgend einem Glauben und wachsen an ihm und siegen durch ihn. Ist es nachher keine Nachtigall gewesen, was schadet's — der Sieg ist unser. Also die Nachtigall, die keine ist, hilft uns bei unserem unentbehrlichen Lieschen, und wir leben nun ruhig in unserm Reich. Denn — einmal muß es ja gestanden werden: wir haben wahrhaftig die Überschrift dieser Zeilen doch nicht innegehalten. Aus dem Sommerhaus ist ein Dauerhaus geworden! Wir sind, ohne so recht zu wissen, wie es gekommen ist, draußen ganz hängen geblieben. Und das Häuschen ist gar nicht so klein, es ist eben wie alles, so wie man es ansieht, und es wird immer größer für uns. Als ob es Wände von Glas hätte, läßt es uns an allem teilhaben, was wirklich ist, an der Schönheit und an allen Geheimnissen des Lebens, an den Sternen des Himmels, die hier mit uns reden von Ewigkeit und Unendlichkeit. All das Überflüssige, die Mühsal des Goldgrabens, das Jagen und Haschen nach allem Erdenklichen ist versunken. Nun haben wir alles, auch Zeit, glückesschwere Zeit. Zu tun, was gut und schön ist, und was Freude in den Händen trägt. Frei sind wir, gehen der Stadt nur nach, wenn wir mögen, sind nicht mehr Sklaven und sind reich geworden. Wer uns das gesagt hätte, daß wir noch einmal reich werden könnten, ganz ohne unser Zutun!

Und wenn ich nun bedenke, daß das alles nur eine ausgesponnene Geschichte ist, und denke, es könnte noch einmal Wahrheit werden — wieviel Freude steht da noch an unserm Wege und wartet nur, daß wir kommen.





Ein großes Werk, das keines wurde

(Zur Verabschiedung der Reichsversicherungsordnung)

Der Reichstag, hört man sagen, habe zwischen Ostern und Pfingsten eine große Tat getan: er habe das „gewaltige“ Werk der Reichsversicherungsordnung zustande gebracht. Das ist so neudeutscher Plakatstil, der nur noch Superlative kennt und die bei der Anpreisung von Seifen und Hühneraugenmitteln erprobten Methoden auf die politischen Dinge überträgt. Nun ist ja so viel richtig: wer nur die Oberfläche sieht (und die meisten, die in den Wochen der Vollendung darüber sprachen und schrieben, sehen grundsätzlich nicht viel mehr), dem mußte eine Vorlage von 1752 Paragraphen schon ein gewaltiges Unterfangen bedeuten. Einhundertzwanzig Sitzungen hatte die Kommission an die Vorberatung des Entwurfs gewandt und in sieben starken Bänden das Ergebnis solcher Mühen niedergelegt; an Fleiß und Ausdauer war vom Reichstag nicht gespart worden — auch vom Plenum nicht, das die schöne Maienzeit sich durch tägliche Dauersitzungen verdarb —, und die Räte im „Reichsministerium für Sozialpolitik“, die in langen Jahren dies Paragraphenungetüm auftürmten, hatten daneben noch eine erstaunliche Arbeitsleistung bewältigt. Dennoch ist's in Wahrheit keine große Reform geworden, und die Leute, die sich restlos an ihr erfreuten, wären zu zählen. Was man in einem veralteten Sprachgebrauch unsere „sozialpolitische Gesetzgebung“ nennt — die Kranken-, die Unfall- und die Invaliden- und Altersversicherung — ist ja nie ein Werk aus einem Guß gewesen. Zwischen 1883 und 1889 war es aus verschiedenen Ansätzen entstanden; allemal ein „Sprung ins Dunkel“, den man durch Beschränkungen und Halbheiten und bedächtig vorsichtiges Vorwärtstasten sich zu erleichtern gesucht hatte. So war eine Organisation erwachsen, deren Zersplitterung und unübersichtliche Vielgestaltigkeit überhaupt nur historisch zu verstehen war; ein unendlich teurer Apparat, der daneben doch die Lösung der Verwaltungsaufgaben, der vielfach gemeinsamen, hemmte und erschwerte. Kranken- und Invalidenfürsorge berühren sich innig: darum haben die Invalidenversicherungsanstalten ja auch die Berechtigung (jetzt ist sie ihnen freilich geschmälert worden), besondere Heilverfahren einleiten zu lassen. Nun tragen die Krankenkassen aber wieder einen Teil der Folgen der Unfälle; Unfall- und Invalidenversicherung aber stehen sich dadurch nahe, daß sie beide für dauernde Renten zu sorgen haben. Das alles schien je länger, je mehr auf eine Reform hinzudrängen; auf einen Neubau, der, weil er nun von vornherein die Gemeinsamkeiten zu erfassen und auszunutzen vermochte, ein einheitliches, organisches Gebilde hätte werden können. Auch an Projekten für einen solchen Neubau hat es nicht gefehlt. Männer von reicher Erfahrung im praktischen Dienst der sozialen Versicherung, wie Richard Freund, der verstorbene Tonio Bödiker und noch zuletzt Wiedfeldt

haben sie geliefert und einer bald beschränkteren, bald weiter reichenden Vereinheitlichung mit guten Gründen das Wort geredet. So hohen Amtes, mit Leopold v. Ranke zu sprechen, hat die reformierende Regierung sich von Anbeginn nicht unterfangen. Sie ließ es bestehen, daß Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung zum Teil ganz verschiedene Personenkreise ergreifen (obschon bei unseren heutigen Erfahrungen für die Aufrechterhaltung dieser Scheidung kaum noch ein zwingender Anlaß vorhanden ist) und begnügte sich — dahin hatte der Gedanke der Vereinheitlichung sich verdünnt — einen neuen Behördenapparat einzufügen, der allerdings den drei Versicherungszweigen gleichzeitig dienstbar gemacht werden sollte. Das ist die Stufenfolge: Versicherungs-, Oberversicherungs-, Reichsversicherungsamt. Die beiden neugeschaffenen sollen, wie die schon bestehende Zentralinstanz, durch Beisitzer aus Arbeiter- und Unternehmerkreisen verstärkt werden und im Verein mit ihr auf allen drei Gebieten als Spruch-, Beschluß- und Aufsichtsbehörde fungieren. Sie werden die bisherigen Schiedsgerichte der Unfallversicherung und die örtlichen Rentenstellen der Invalidenversicherung ablösen und so ohne Frage zur Vereinfachung der Organisation und in gewissem Sinne wohl auch zur Annäherung der Versicherungszweige beitragen; wenngleich das Versicherungsamt, wie es aus den Händen der Kommission hervorging, nicht mehr die selbständige Behörde ist, die von der Regierung geplant worden war. Damit ist das Maß der eigentlichen organisatorischen Reformen aber auch erschöpft. Das Reichsversicherungsamt ist nun zwar allen Versicherungszweigen übergeordnet worden; aber es wurde gleichzeitig durch die Landesversicherungsämter entlastet und hier können der Einheitlichkeit der Rechtsprechung auf dem Gebiete der Unfallversicherung leicht neue Fährnisse erwachsen. In der Krankenversicherung wurde eine Zentralisierung nicht erreicht, obschon bei dem heutigen Stande der Forschung doch nur große leistungsfähige Kassen den Anforderungen gerecht zu werden vermögen. Es bleibt bei dem — eben auch nur historisch, durch die Entstehungsgeschichte des 1883er Gesetzes zu motivierenden — Nebeneinander von Orts-, Bau-, Innungs-, Betriebs- und Knappschaftskassen; ja den Betriebskassen hat man, weil hochmögende Industrielle dräuend darauf drangen, noch in zwölfter Stunde den Spielraum erweitert. Den Landkrankenkassen jedoch, die die vielgepriesene neue Versicherung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter tragen sollen, aber daneben auch die der Dienstboten und Heimarbeiter, der unständig und im Wandergewerbe Beschäftigten, ward schon in der Stunde der Geburt jede noch so bescheidene Selbstverwaltung genommen. Ihnen wurden einfach die Kreistage zu Herren gesetzt, was in vielen Fällen einer Überantwortung an das ja wohl nicht durchweg sozial gestimmte Großagrariertum gleichkommen wird. Trotzdem bleibt diese Einbeziehung von 6 bis 7 Millionen Arbeitern in die gesetzliche Krankenversicherung natürlich ein Gewinn. Aber einer, der am stärksten aus der Ferne wirkt; der sich von da größer ansieht, als er in Wahrheit ist. Denn in Süd- und Mitteldeutschland waren Landarbeiter und Dienstboten auch bisher schon landesgesetzlich gegen Krankheit versichert und selbst in Preußen hatten einige 500 Kreise die landwirtschaftliche Krankenversicherung bereits eingeführt. Im Grunde also ein mehr prinzipieller Fortschritt, der in der Praxis hier und da sogar zum Rückschritt werden kann. Und nicht viel anders steht es um das zweite Hauptstück dieser Reform: die Hinterbliebenenversicherung. Der schöne Traum der Zolltarifnächte, die Witwen- und Waisenversorgung auf die Erträgnisse der neuen Lebensmittelzölle aufzubauen, ist bekanntlich zerronnen. Erhöhte Beiträge und Reichszuschüsse müssen auch hier die erforderlichen Summen aufbringen und also war man bemüht, diese Summen nach Möglichkeit zu verringern. Rente erhält nur die invalide Witwe, die nicht mehr imstande ist, ein Drittel des ortsüblichen Tagelohns zu erwerben. Wofür man in vielen Gegenden schon vierzig Pfennige halten wird. Dagegen verlieren alle Witwen und Waisen das bisherige Recht auf Erstattung der Beiträge beim Tode des ohne Rentenbezug gestorbenen Versicherten. Immerhin ward so ein gewichtiges Prinzip reichsgesetzlich festgelegt und ein breiter Rahmen geschaffen, den besser auszufüllen einer glücklicheren Zeit vorbehalten sein mag. Nur soll man sich darüber klar sein, daß diese Zeit so bald nicht an-

brechen wird. Man entschließt sich nicht leicht, einen Kodex von 1752 Paragraphen umzuarbeiten: es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit schleppend fort ...

Das eben war das Verhängnisvolle an dieser Reform, daß ein Werk, das seiner ganzen Natur nach auf lange Dauer berechnet ist, als müdes Kompromiß, als unfrohes Ergebnis wahltaktischer Berechnungen und parteipolitischer Schachergeschäfte zustande kam. Von dem opferfreudigen Gemeinschaftssinn, aus dem heraus ein solches Unternehmen allein geboren werden kann, war auch in keinem Stadium der Verhandlungen etwas zu spüren. Man hatte anfangs gehofft, die Reichsversicherungsordnung durch eine Koalition von Zentrum und bürgerlicher Linken zu verabschieden; namentlich die Nationalliberalen haben sich zunächst in der Richtung eifrig bemüht. Allein der Fortschritt glaubte sich dem versagen zu müssen (hinterher hat der größere Teil der Fraktion doch dafür gestimmt: aus der ganz richtigen Empfindung, daß von ihr die Stunde ein prinzipielles Bekenntnis zur sozialen Reform verlange), und so hatte man mit der Bitte um Hilfe sich an die Konservativen gewandt. Mit dem Erfolg, daß diese ihre Mitwirkung sich auf Schritt und Tritt bar bezahlen ließen. Ihnen zuliebe wurden die Landkrankenkassen vollends verschandelt; wurde der Mutter- und Säuglingsschutz mehr und mehr eingeengt, bis er dann kurz vor Toresschluß für die ländlichen Wöchnerinnen nahezu illusorisch gemacht wurde. Und nackter agrarischer Eigennutz erzwang den anrüchigen Beschluß: dem Reichsversicherungsamt, das gerade auf diesem Gebiet in einwandfreier Praxis sich glänzend bewährte, zu verbieten, an Stelle der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften Unfallverhütungsvorschriften zu erlassen und technische Aufsichtsbeamte anzustellen. Was aber der „Geist der Sparsamkeit" und der großagrarische Egoismus noch nicht verdorben hatten, das verdarb die Angst vor dem roten Gespenst. Man wollte — was man neuerdings immer will — so nebenher auch ein wenig den Sozialismus bekämpfen, und zu diesem Ende ersah man sich vornehmlich die Verwaltung der Ortskrankenkassen aus. Die hatten — Engel sind sie sicher nicht — die Sozialdemokraten vielfach in ausgesprochenem Parteiinteresse ausgenutzt. Immerhin wäre den Mißbräuchen wohl durch die (gleichfalls beschlossene) Änderung der Dienstordnungen beizukommen gewesen. Aber auch, was die Regierung ursprünglich vorgeschlagen hatte — Hälftelung der Beiträge zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern und demnach auch Halbierung der Rechte — ließ sich hören. Der Reichstag indes restituierte die bisherige Form, die Beiträge aufzubringen und ersann dafür ein gekünsteltes Verfahren, das den Einfluß der Versicherten auf die Stellenbesetzung tatsächlich wohl so gut wie beseitigen wird. Schwerlich zum Segen des sozialen Friedens, der nur gewinnen kann, wenn die Arbeiter — sie sind ohnehin vom Selfgovernment so ziemlich ausgeschlossen — „selbst Hand anlegend das Regieren erlernen".

Graf Posadowsky hatte einmal, als er vor Jahren den Gedanken an eine organische Vereinheitlichung der drei Versicherungsgebiete abwies, gemeint: zu solchem Werke gehörte ein Diktator. Wer das Ergebnis der jetzigen Mühen rückschauend überblickt, möchte finden, daß auch für diese Stückreform schon ein Diktator vonnöten gewesen wäre. „Parlamentarische Gesetzgebung", sagt in seinem klugen und nachdenklichen Buch über Verfassungsänderung und Verfassungswandlung der jüngst verstorbene Jellinek, „ist von Übel: sie ist parteimäßig leichtfertig, unzusammenhängend, verdirbt gute legislatorische Gedanken durch schlechte Formulierungen und unpassende Zusätze und ist von tausend Zufälligkeiten persönlicher Natur abhängig." Die Reichsversicherungsordnung und ihre Geschichte predigen — trotz der Einführung der Kinderrente bei der Invalidenversicherung, der Erhöhung der Versicherungsgrenze für die Krankenversicherung auf 2500 ℳ und mancher anderen verdienstlichen Neuordnung — die Wahrheit dieser Sätze schier auf jeder Seite.

Dr. Richard Bahr



Vom historischen Büchermarkt

Ein Rundblick

Am 9. November vorigen Jahres lud eine Sturzwelle bei mir nicht mehr und nicht minder als dreißig große und kleine Bände historischer Literatur ab, über die der Türmergemeinde heute zusammenfassend berichtet werden soll. Denn so gebietet es die Schriftleitung und ihr Raum. Vergebens spähe ich die stattliche Bücherreihe entlang und sinne nach, wie ich eine einheitliche Idee in meine heutige Rundschau bringe. Aber, ob einheitlich oder nicht, ich will referieren und werde es auch. Und mein Trost dabei ist, daß es meistens treffliche Werke sind, über die ich zu berichten habe.

An die Spitze stelle ich, wie sich versteht, etwas Allgemeines, und zwar die „Historischen und politischen Aufsätze“ von Otto Hintze, die in der von dem Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium zu Berlin, Arnold Reimann, herausgegebenen Deutschen Bücherei (Verlag Berlin W. 35, Kurfürstenstraße 146) erschienen sind (als Band 94 bis 97 der genannten Bücherei). Sie haben einmal einen höchst gediegenen Inhalt und dazu sind sie von geradezu lächerlicher Billigkeit. Kostet doch der Band broschiert 25 Pfennig, in Ganzleinen gebunden 50 Pfennig. Das Unternehmen wäre gar nicht möglich, wenn der Herausgeber nicht auf großen Absatz unter der studierenden Jugend rechnen könnte, die sich aus diesen Bänden trefflich zu unterrichten vermag. Aber auch die übrigen Kreise der Gebildeten haben sich die „Deutsche Bücherei“ bereits sehr zunutze gemacht. In Otto Hintze, dem Ordinarius für Verfassungsgeschichte an der Berliner Universität, verehren wir einen der solidesten Historiker der Gegenwart. Seitdem Droysen und Treitschke nicht mehr sind und Schmoller sich mehr auf die allgemeine Nationalökonomie zurückgezogen hat, kann man Hintze unter den heutigen Universitätslehrern vielleicht mit dem meisten Rechte den preußischen Historiker par excellence nennen. Koser hat ja keinen Lehrstuhl mehr inne und auch vornehmlich nur die friderizianische Geschichte angebaut. Hintze aber widmet sich allen Zeiten und allen Fächern der preußischen Geschichte, wie seine historischen und politischen Aufsätze zeigen, von denen wir einige nennen wollen, so den ersten, der vielleicht auch der tiefstdringende ist: „Geist und Epochen der preußischen Geschichte“, ferner den umfassenden: „Staat und Gesellschaft zur Zeit des ersten Königs“ dann die in das 16. Jahrhundert versetzende Studie: „Hof- und Landesverwaltung in der Mark Brandenburg unter Joachim II.“, die lehrreiche Würdigung des Kaufmanns „Johann Ernst Gotzkowsky“, den noch instruktiveren Aufsatz über: „Die Industrialisierungspolitik Friedrichs des Großen“, die des allgemeinsten Interesses sichere Abhandlung über: „Das politische Testament Friedrichs des Großen von 1752“, die über: „Preußische Reformbestrebungen vor 1806“, „Stein und der preußische Staat“, „Die Epochen des evangelischen Kirchenregiments in Preußen“, „J. G. Droysen“, „Imperialismus und Weltpolitik“, „Rasse und Nationalität und ihre Bedeutung für die Geschichte“, „Gustav Schmoller als Historiker“. Wir möchten die gediegenen, lichtvollen Ausführungen Hintzes, der sich als Schüler J. G. Droysens und Schmollers fühlt, aber durchaus seinen eigenen, insbesondere in der Ergründung des Verfassungslebens bestehenden Weg geht, auf das wärmste dem allseitigen Studium empfehlen.

Die größte Masse der mir diesmal überwiesenen Werke befaßt sich mit der napoleonischen Zeit, insbesondere den Jahren der deutschen Knechtschaft und der Erhebung. Nur ein einziges beschäftigt sich mit Friedrich dem Großen, über den bisher die Literatur so ergiebig war. Es ist dies die neue Auflage eines trefflichen Werkes, das vor einem Vierteljahrhundert bei Grunow in Leipzig erschien, der von Franz Eyssenhardt zusammengestellten Denkwürdigkeiten aus dem Leben des großen Königs, die nach dem inzwischen erfolgten Tode des ersten, seinerzeit nicht genannten Herausgebers jetzt der Geheime Archivrat Georg Winter neu bearbeitet, gesichtet und erweitert hat. Es ist eine sach-

kundige Hand, die sich dieser Mühe unterzogen hat, und sie hat es mit Liebe und glücklichem Griff getan. Aus den 766 Schriftstücken Friedrichs, die in den beiden stattlichen Bänden (Preis zusammen nur 9 M) uns vorgelegt werden, spricht der einzige, nie ausgesungene und kaum je erschöpfend zu behandelnde „alte Fritz" von seiner ersten Jugend bis zu seinem Ausgang mit der ganzen ursprünglichen Lebendigkeit zu uns, die gerade seine Worte von jeher für jedermann gehabt haben. Im nächsten Jahre begehen wir den zweihundertjährigen Geburtstag des gewaltigen Mannes. Dann werden vielleicht mehr Schriften über ihn anzuzeigen sein.

Die Fülle der uns über die napoleonische Zeit vorliegenden Schriften hat ihre Ursache großenteils in Jahrhundertfeiern und Gedenktagen. Vor einem Jahre machte ein Militär, der General Friedrich Otto in München, eine sehr gute Bemerkung, die diese Erscheinung, die Massenhaftigkeit der Jahrhundertschriften, erklärte und auch gewissermaßen rechtfertigte, indem er in der Hinnebergschen Literaturzeitung schrieb: „Die gewaltigen Eindrücke der Neuzeit, die auf allen Gebieten der Wissenschaften und der menschlichen Geschicklichkeit durch Umwälzung jeder Überlieferung die Geister unserer Mitwelt geradezu mit Beschlag belegen und fortwährend in Aufregung erhalten, lassen gewöhnlich keine Muße, mit allem sich zu beschäftigen. Nur wenn ein großes Erinnerungsfest begangen wird, dann gehört es zur ‚Bildung', über die geschichtlichen Vorgänge, um die es sich hierbei handelt, unterrichtet zu sein." Darum letzthin die Unzahl der Schriften über 1806, darum die stattliche Reihe von Arbeiten über die Tiroler Erhebung des Jahres 1809, darum die erdrückende Fülle der Luisenbücher im vorigen Jahre, darum die jetzt schon beginnende Massenflut von Werken zur Geschichte der Befreiungskriege. Auch die im strengsten Sinne wissenschaftliche Literatur, die Richtung der Wissenschaft selbst, wird einigermaßen von diesem Zuge der Zeit beeinflußt. Gar manche kritische Untersuchung und Abhandlung verdankt ihm, vielfach ganz unbewußt, ihre Entstehung. Ganz abgesehen von solchen Arbeiten gelehrtesten Charakters ist glücklicherweise zu konstatieren, daß nicht lediglich patriotische Erbauungsliteratur in solchen Zeiten geboren wird, matt wie Limonade schmeckend und wirkend, ja zuweilen, wie man munkelt, auch Übelkeiten erregend. Aber die wissenschaftliche Literatur leidet naturgemäß unter dem Emporwuchern dieser Erbauungsliteratur unkritischen Inhalts.

Zu der leichten Gattung, der wir eben gedachten, gehören zwei Luisenschriften, die uns vorliegen, beide in einem Kompaniegeschäft erwachsen, die eine von H. Sandt und W. Schlegel, die andere von Paul Gärtner und Paul Samuleit mit Liebe zusammengestellt, beide hübsch ausgestattet, die erste in der Schillerbuchhandlung zu Charlottenburg, die zweite im Buchverlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg erschienen. Beide geben vornehmlich eine Sammlung von Stellen aus dem herrlichen Schatz von Briefen der edlen Fürstin, namentlich Gärtner und Samuleit, während Sandt und Schlegel auch sonstige Materialien über die Königin gesammelt haben. Gärtner und Samuleits Buch umfaßt 330 Seiten das Sandt und Schlegels 226. Beide Bücher kosten, was billig ist, 3 M. Auch zur Gattung der leichten historischen Unterhaltungslektüre müssen wir die von einem rührigen Historiker, dem Gymnasialdirektor Theodor Rehtwisch veranstaltete Sammlung „Aus vergilbten Pergamenten" rechnen, eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der napoleonischen Epoche, die von Georg Wigand in Leipzig verlegt ist. Sie ist leider unverhältnismäßig teuer. Jedes der vier uns zugegangenen Duodezbändchen kostet 3 M. Der erste Band gibt einen Auszug aus den wirklich hochinteressanten Tagebüchern eines sächsischen Offiziers, des mit einer feinen Beobachtungsgabe ausgerüsteten Otto v. Odeleben über seine Erlebnisse mit Napoleon im Jahre 1813, der zweite, auch interessante Band betrifft das Soldatenleben des aus Mecklenburg stammenden, während der Katastrophe von 1806 in preußischen Diensten befindlichen und dann nach Württemberg gelangten Generals Karl v. Suckow, des Vaters des späteren, durch seine Preußenfreundlichkeit ausgezeichneten, verdienstvollen württembergischen Kriegsministers, der dritte

gibt Auszüge aus dem Tagebuche eines Freiwilligen von 1813 und 1814 und der vierte Erinnerungen aus dem Leben eines Adjutanten König Friedrich Wilhelms III., des Grafen Henckel-Donnersmarck. Durch die erheblichen Kürzungen, die diese nicht sehr bekannten Memoiren für eine derartige Volksausgabe erfahren mußten, büßen sie wesentlich an ihrem Werte ein. Ich kann dies Unternehmen nicht glücklich finden. Eher gilt das von einer anderen Neuausgabe altbekannter Denkwürdigkeiten, die Ernst Schultze seit einigen Jahren veranstaltet, der „Bibliothek wertvoller Memoiren", die im Gutenberg-Verlag zu Hamburg erscheint. Aus ihr ist uns der siebente, von einem tüchtigen Forscher, Friedrich M. Kircheisen, bearbeitete Band zugeschickt: „Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—1811". Er ist, wie alle Bände der „Bibliothek wertvoller Memoiren", mit feinstem Geschmack und höchst effektvollen Buchleisten ausgestattet und kostet nur 6 ℳ, während er reichlich etwa das Vierfache umfaßt von dem, was eins der Wigandschen Bändchen enthält, und auch ungleich sorgfältiger ediert ist, als man es von jenen sagen kann. Das erste darin enthaltene Tagebuch aus dem Jahre 1808 stammt aus der Feder des Hessen Ludwig v. Grolman, des Bruders des berühmten preußischen Generals, das zweite enthält die Memoiren eines Genfers Rocca über seine Erlebnisse in Spanien, der Verfasser des dritten ist ein Engländer Moyle Sherer, der vierte Teil enthält die Erinnerungen des geistreichen, damals in polnischen Diensten stehenden, späteren preußischen Generals der Infanterie Heinrich v. Brandt an den spanischen Feldzug; weitere Memoiren rühren von dem Franzosen Ducor und von dem Spanier Samaniego her, jener schildert seine Gefangenschaft und Flucht auf den spanischen Pontons, dieser die Belagerung von Gerona. Man sieht: eine Musterkarte von Nationalitäten zieht an uns vorüber. Kircheisen hat es verstanden, die Erzählung der verschiedenen Verfasser so lesbar zu gestalten, daß man kaum an das zugrunde liegende fremde Idiom erinnert wird. Alle möglichen Situationen des spanischen Freiheitskrieges werden uns so mit sinnfälliger Anschaulichkeit vergegenwärtigt.

Recht wenig befriedigt die Luisenbiographie von dem Gymnasialprofessor Emil Knaake, Leben und Wirken der Königin Luise im Lichte der Geschichte, verlegt 1909 im Halleschen Waisenhaus (Oktav, 372 Seiten, Preis 6 ℳ). Sie ist mit viel Fleiß und leidlicher Literaturkenntnis, namentlich der ostpreußischen Spezialliteratur, angefertigt, kann aber darum durchaus nicht genügen, weil sie in der ungeschicktesten Weise größte Gelehrsamkeit mit Volkstümlichkeit vereinigen will und außerdem zu anspruchsvoll auftritt. Der Preis ist recht hoch, zumal da das Buch mangelhaft ausgestattet worden ist.

Nicht in einem Atem mit Knaake ist das monumentale Werk des zweiten Direktors der preußischen Staatsarchive Paul Bailleu über die Königin Luise zu nennen, das wohl allen Türmerlesern schon bekannt sein wird, das Luisenwerk, welches unser Volk immer ersehnt hat, eine ausgereifte Biographie, wie es nur wenige gibt, erwachsen in jahrzehntelangen Studien aus dem intimsten Quellenmaterial, gleich schön in der Darstellung der politischen Ereignisse wie in der psychologischen Analyse des Wesens der edlen Königin, frei von Byzantinismus, vielleicht nur hin und wieder etwas beeinträchtigt durch allzu reichliche wörtliche Wiedergabe des Quellenmaterials (Paul Bailleu, Königin Luise, ein Lebensbild. Verlag von Giesecke & Devrient, Berlin und Leipzig 1908, Großquart, 389 Seiten, Preis 10 ℳ). Auf dem von Bailleu hier und schon früher erschlossenen Material ruht heute die ganze Luisenliteratur. Neun Zehntel der Luisenbücher des vorigen Jahres wären nicht erschienen, hätte Bailleu nicht eine solche Fülle köstlichster Briefe und sonstiger Quellen allgemein zugänglich gemacht. Nur selten regt sich sachlicher Widerspruch gegen seine Ausführungen, so z. B., wenn von Bailleu jeder Einfluß der Königin bei Ausbruch des Krieges von 1806 bestritten wird. Recht aber hat Bailleu zweifellos gegenüber Friedrich Thimme in der Deutung der Stellung der Königin zu Zar Alexander. Das herrliche Werk hat von Giesecke & Devrient, beraten durch Professor Paul Seidel, auch eine glänzende Ausstattung erhalten.

Gleichzeitig mit Bailleus Luise nennen wir ein Memoirenwerk, das Friedrich Meusel neu herausgegeben hat, die Lebensbeschreibung Friedrich August Ludwigs von der Marwitz, die 1908 bei Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist (Oktav, LVII u. 736 Seiten, Preis brosch. 12 ℳ). Der etwas gar sehr stattliche Band gibt ein erfrischendes Lebensbild dieses kernhaften märkischen Edelmannes mit erstaunlich viel geradezu poetischen Partien. Die alte Ausgabe aus den fünfziger Jahren, die Markus Niebuhr, angeregt durch Leopold Ranke, herausgab, ist völlig unzureichend, weil allzusehr gekürzt und auch entstellt. Friedrich Meusel hat die neue Ausgabe ganz vortrefflich besorgt. Jedermann muß die Erzählungen des knorrigen Junkers Marwitz mit Freude, Genuß und Belehrung in sich aufnehmen. Rührend ist das Liebesidyll, das er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durchlebte, erschütternd die Schilderung des Zusammenbruchs seines geliebten Preußens im Jahre 1806. Die Vorkehrungen zur Erhebung, der Kampf gegen Hardenberg, ja man kann getrost sagen, das ganze Buch übt eine fesselnde Wirkung aus. Freilich wird der alte Kämpe oft offensichtlich ungerecht gegen Friedrich Wilhelm III. Es sollen noch zwei Bände aus dem Nachlaß von Marwitz erscheinen, die nicht minder beachtenswert genannt werden. Hoffentlich wird diese Ankündigung bald erfüllt.

Reichen Genuß empfängt man auch aus der Lektüre von Joseph Hirns großem, auf eingehenden archivalischen und literarischen Studien beruhendem Werke über die Erhebung Tirols im Jahre 1809. (Joseph Hirn, Tirols Erhebung im Jahre 1809. 2. Auflage. 3. bis 6. Tausend. Innsbruck, Heinrich Schwick, 1909, Quart, XVI und 875 Seiten, Preis broschiert 10 Mark). Der Verfasser, Professor der Geschichte an der Wiener Universität, ist mit kritischem Sinne verfahren. Man hat aber doch den Eindruck, als wenn er etwas zu milde vorgeht, um nicht zu viel liebgewordene Traditionen zu zerstören. Denn das ist doch das Resultat eines unbefangenen Urteils, daß der sogenannte Unabhängigkeitskampf der Tiroler, bei allen sympathischen Zügen darin, namentlich dem vielen Liebenswürdigen in den Persönlichkeiten, eine falsche Gloriole trägt: diese frommen und rauflustigen Bergsöhne haben ja gar keinen nationalen Kampf geführt; der Kampf dreht sich bei ihnen um die Formen des althergebrachten Kultus. Die vom Aufklärungsgeist besessene bayerische Regierung hatte einen überaus geistlosen und brutalen Kulturkampf in dem ihr zugesprochenen Lande Tirol geführt. Der allein bildet die Ursache der Erhebung der tapferen Bergsöhne. Und Österreich hat seine Hände im Spiel gehabt, um das Feuer zu entzünden und neu anzufachen. Die des Landes kundigen Bewohner haben sich bei den verschiedenen Erhebungen (im April, im Mai und im August) bewundernswert geschlagen und listig operiert, vor allem Joseph Speckbacher, „der Mann von Rinn“, bei dem Hirns Sympathie vornehmlich verweilt; das kommt auch darin zum Ausdruck, daß das einzige beigegebene, von Altmeister Defregger gezeichnete Bild vorn am Titel gerade Speckbacher verherrlicht. Hofer hat doch nicht jene dominierende Heldenrolle gespielt, die er in der Tradition einnimmt. Der Sandwirt von Passeier, der als Wirt, wie so viele andere Wirte, zumal in diesem Lande, von vornherein eine Position einnahm — aus Hirns Werk kann man so recht entnehmen, welche wichtige Rolle dieser Beruf in einer Volkserhebung spielen kann, ja gewissermaßen notwendigerweise muß —, ist vielmehr emporgetragen worden von der Welle und hat das ihm zugefallene Los mit Biederkeit und leiblicher Würdigkeit auszufüllen gesucht. Sein Regiment in Innsbruck nach dem Gelingen der dritten Befreiung ist aber doch kaum von einer historischen Farce zu unterscheiden. Und sein letztes diplomatisches und kriegerisches Wirken erregt geradezu Kopfschütteln. Er sieht ein, daß er Frieden schließen muß, sendet Boten deswegen aus, läßt sich dann aber durch seine Anhänger brutalisieren (es schmeckt etwas nach Feigheit, wie er sich dabei verhält, zum mindesten zeigt er große Schwäche des Charakters) und stürzt so sich und seine Gefolgsmänner ins Unglück. Er hat nicht wegen der drei ersten Aufstände den Märtyrertod erlitten, sondern wegen seines letzten ganz unsinnigen und in jeder Beziehung rechtswidrigen Losbruchs. Napoleon hatte formell wie nur irgend

einer das Recht, ihn zu erschießen, und auch moralisch kann man ihm diese Tat schwerlich zum Vorwurf machen. Es war nur eine Unklugheit von ihm, diesen edlen Märtyrer zu schaffen, und Hofer hat durch seinen mannhaften Tod wieder überreich ausgeglichen, was er vorher geirrt und gefehlt haben mochte. Das Buch Hirns verdient wirklich aufmerksames Studium. Und es wird auch gelesen. Hat es doch trotz seiner 900 großen Seiten noch im Jahre seines Erscheinens eine zweite Auflage (3.—6. Tausend) erlebt. Dieser schöne Bucherfolg wird zum Teil auch auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß der Prejs verhältnismäßig sehr niedrig bemessen worden ist. Einen eigenen Reiz übt die häufige Anwendung des Dialekts aus, wenn die Worte der Akteurs wiedergegeben werden. Sichtlich mit Liebe verweilt Hirn, wie auch natürlich, bei den wenigen Gebildeten, die in den Aufständen hervortraten, so insbesondere bei den Persönlichkeiten der Giovanelli in Bozen.

In die napoleonische Zeit führen uns auch zwei wissenschaftliche Untersuchungen hinein, die in den von den Freiburger Historikern Georg v. Below, Heinrich Finke und Friedrich Meinecke herausgegebenen Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 1910 bei Walter Rothschild in Berlin und Leipzig erschienen sind, Ernst Heymanns scharfsinnige und talentvolle Schrift: Napoleon und die großen Mächte 1806 (Preis ℳ 5.—) und Adolf Mürmanns von patriotischen Empfindungen getragene Studie: „Die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz von 1814 während der Jahre 1814—1819“ (Preis ℳ 3.50). Eine Fülle der schwierigsten Probleme wird von Heymann bei seiner aus eingehenden literarischen und archivalischen Forschungen erwachsenen Arbeit berührt. Denn die Krisis des Jahres 1806 ist eine der gewaltigsten, die es überhaupt in der Geschichte gegeben hat; sie gehört in eine Linie mit der von 1756 und der von 1870. Heymann sucht die Politik Napoleons im Jahre 1806 auf eine Formel zu bringen, indem er nachweisen will, daß der Kaiser auf zwei Wegen zu seinem Ziele, der Demütigung Englands, zu gelangen gedachte. Der eine, „das große System“, führt ihn durch den Bund mit Preußen, dem er Hannover überläßt, zur Beherrschung des Kontinents, zu einer Machtentfaltung, die ihn vor weiteren britischen Feindseligkeiten durch ihre Stärke allein sichert, und so schließlich zur Vernichtung des Gegners. Der andere Weg, „das kleine System“, ist bequemer, sein Ziel dafür aber auch weit bescheidener. Auf ihm gelangt er unter Rückgabe Hannovers zur Verständigung mit Großbritannien auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes. Von beachtenswerter Seite, von Paul Bailleu und Gustav Roloff, ist die Textkritik, die sich Heymann zur Durchführung seiner Hypothese erlaubt, beanstandet worden. Und es ist sicher, daß diese großen Fragen der Politik sich auch in diesem Falle auf so einfache Formeln nicht reduzieren lassen; dazu sind die großen politischen Verhältnisse fast immer zu kompliziert. Aber etwas für sich hat die These Heymanns. Sie veranschaulicht die Situation und erleichtert das Verständnis der napoleonischen Politik in jenem ereignisreichen Jahre. Preußen war bei Handhabung dieser Systeme der Spielball des gewaltigen Mannes, mit dem er mit grandioser Willkür umsprang. Aber auch die andern Mächte lernten seine veränderlichen Launen und plötzlichen Schwankungen recht spüren, so besonders Rußland, und auch England sah sich in fatalen Lagen dem Imperator gegenüber. Dessen gewitzter Handlanger war damals so recht Talleyrand. Die stärkste Wirkung übt in Heymanns Darstellung der Abschnitt über die preußischen Rüstungen und den Ausbruch des Kriegs. Es ist allerdings nicht zutreffend, wenn Heymann meint, Friedrich Wilhelms III. einzige Tugend wäre vielleicht seine strenge Redlichkeit gewesen. Aber düpiert wurde er in jener Schicksalsstunde allerdings auf das Schwerste. Und der goldene Apfel, den ihm Napoleon in Gestalt Hannovers bot, ist dabei das verhängnisvolle Lockmittel geworden, das den unschlüssigen König auch noch in der kritischsten Stunde beirrte. Die Mobilmachung Preußens wurde veranlaßt durch unsinnige Meldungen seines diplomatischen Vertreters in Paris, des Marquis Lucchesini. Napoleon verstand sie begreiflicherweise erst gar nicht. Und dann legte er sie sich völlig falsch aus. Er

selbst hatte damals gar nicht daran gedacht, Preußen zum Kriege zu zwingen. Nun aber glaubte er sich vor einer sich gegen ihn neu bildenden Koalition Preußens und Rußlands zu sehen, und da war er bereit zum Stoßen: Si vos jeunes officiers et vos femmes de Berlin veulent la guerre, ils l'auront; je me prépare à les satisfaire. Und mit dem Entschluß zum Kriege trennte er sich von dem Gedanken seines „großen Systems", von dem er bis dahin am meisten erfüllt gewesen war. Gut beleuchtet eine Bemerkung Heymanns gelegentlich das Wesen Napoleons: „Der Herrscher Frankreichs hegte zu weit ausschauende Pläne, um neben dem Niederreißen auch noch Zeit genug für das Wiederaufbauen zu finden" (S. 102).

Ein Werk anerkennenswerter Geduld erhalten wir in Mürmanns Studie über die öffentliche Meinung in Deutschland im Jahre 1814. Ist doch das Material, was sich darüber ermitteln läßt, gar spröde. Die kleine Zahl der damaligen Zeitungen, aus denen man sich darüber unterrichten kann, enthalten auch gerade über das Boyensche Wehrgesetz verhältnismäßig wenig. Die meiste Ausbeute gewährte Mürmann neben dem „Rheinischen Merkur", der ja bald einging, eine Hamburger Zeitung, der „Deutsche Beobachter". Mürmann rechnet darauf, daß den Deutschen der kriegerische Geist stets erhalten bleibt, verzeichnet mit Befriedigung Boyens Zurückweisung der Hoffnung auf den „ewigen Frieden", dieses „alten Weibergewäsches", wie Boyen spottete, und stellt neben die um 1814 erhobene Forderung, jegliche Ausübung staatsbürgerlicher Rechte von der Erfüllung der Wehrpflicht abhängig zu machen, sarkastisch „die moderne Forderung des Frauenstimmrechts". Mir will es übrigens scheinen, daß er doch vielleicht geneigt ist, den Widerspruch, den die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fand, etwas zu gering einzuschätzen, so die Opposition der Berliner und Breslauer Bürger und der Kaufleute von Danzig, ferner die der Geistlichkeit und einiger frommgerichteter studentischer Kreise. Auch Arndts ungefüge Worte gegen die stehenden Heere sind doch recht auffällig. Joseph Görres fiel auch in dieser Frage schnell um, als es ihm gerade paßte. Er fand in der Wehrpflicht „ein über alle Verhältnisse gespanntes Kriegsgesetz". Hätte Preußen damals schon eine Verfassung erhalten, so wäre, wie ich im Gegensatz zu Mürmann anzunehmen geneigt bin, die allgemeine Wehrpflicht schwerlich durchgeführt worden.

Auch in die Literatur über die napoleonische Zeit gehört eine feine Gabe, die uns Eduard Spranger, ein jüngerer Dozent der Berliner Universität, einer der hoffnungsvollsten Schüler Friedrich Paulsens, dargebracht hat. Sie beschäftigt sich mit einem der Gegenspieler des großen Kaisers, der die idealen Kräfte gegen den Eroberer zu organisieren verstand, mit Wilhelm v. Humboldt. Seine Schrift ist ein Glied der Sammlung „Die großen Erzieher" und führt den Titel: „Wilhelm v. Humboldt und die Reform des Bildungswesens" (Berlin, Verlag von Reuther & Richard 1910, Oktav, XIV und 255 Seiten, Preis 3 M). Humboldt ist neuerdings durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Karoline, die Edition seiner Werke durch die Akademie der Wissenschaften, die Hundertjahrfeier der von ihm vornehmlich organisierten Berliner Universität und durch das Erscheinen der Gentzbriefe so sehr in den Mittelpunkt des literarischen Interesses gerückt, daß eine zusammenfassende Darstellung über seine Persönlichkeit und sein Hauptwerk, die Verstaatlichung des Unterrichtswesens, durch die er sich um Preußen in ähnlicher Weise verdient gemacht hat, wie Boyen durch sein Wehrgesetz, aus der Feder eines der berufensten Gelehrten im höchsten Maße willkommen erscheint. Freilich werden sich Nichtpädagogen und wohl auch die Pädagogen selbst hier und da durch die abstrakte Darstellungsart Sprangers leicht etwas von der Lektüre des geistvollen Buches abschrecken lassen. Aber es wäre schade, wenn das geschähe. Spranger schildert anziehend, wie sich bei Humboldt auf der Universität Frankfurt a. O. das Gefühl des geistigen Mangelleidens bis zum Unerträglichen steigerte und wie Göttingen die Stätte seiner geistigen Geburt wurde. Ungemein fein bemerkt er über das Humboldtsche Ehepaar: „Was bei anderen Menschen sich unter inneren Qualen losringt, geben diesen beiden die Himmlischen als schöne Blüte ihrer eigenen Natur". Die Geschicklichkeit, mit der sich W. Humboldt in jede



Situation hineinzufinden wußte, erklärt Spranger wohl richtig aus der Tatsache, daß der geistreiche Mann sich an keine Situation mit innerlicher Leidenschaft hingab. Recht bezeichnend für Humboldts Wesen ist das ihm eigene „interesselose Wohlgefallen“. Schon Dalberg ging ein Licht auf über diese eigentümliche Natur, als er über den Jüngling Humboldt äußerte: er sei wie ein altes Kunstwerk, so rein und fein ausgearbeitet. „Marmorschön und marmorkalt“ war er. Und doch kam es diesem Klassiker hauptsächlich darauf an, das Gemüt und die Phantasie zu bilden. Ihm, dem Heiden, war es gerade recht, daß die Jugend die Bibel lesen lernte. In diesem Geiste schrieb er an Goethe: „Man las in allen Schulen kapitelweise die Bibel. Da war Geschichte, Poesie, Roman, Religion, Moral, alles durcheinander. Der Zufall hatte es zusammengefügt, aber die Absicht möchte Mühe haben, es gleich gut zu machen. Aus dieser Quelle schöpfte bis jetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Lasttier war, und dafür werden ihm alle Systeme der Anschauung keinen Ersatz gewähren ... Die mathematische Richtung zur Hauptrichtung machen, ist gar entsetzlich.“ Bezeichnend ist für Humboldts Geistesrichtung auch sein Wort über die „schrecklichen Wissenschaften“, wie Chemie, Botanik usw. Der Nationalökonomie stand er so gut wie fremd gegenüber. Man versenke sich in das Studium der Sprangerschen Schrift, und man wird es spüren, wie viel daraus zu lernen ist.

In die neuere Zeit leitet eine feinsinnige Arbeit von Veit Valentin: Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem (Stuttgart und Berlin, 1910, Cotta, Oktav, 240 Seiten). Es ist keine eigentliche Biographie, sondern ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung. Fürst Karl Leiningen war ein modern gerichteter Politiker, der viel Geist und Schwung, auch einige Begabung für Verwaltung zeigte, aber doch wenig realpolitisch dachte und handelte, eine zartnervige, leicht erregte, höchst impressionable, hastige, sprunghafte Natur, die nicht berufen war, große Taten zu vollbringen. Das sieht man auch sofort dem beigegebenen Bildnisse an. Nur einmal hat er in die Geschichte eingegriffen, wenn man den Ausführungen Valentins in diesem Punkte beitreten kann: indem er hauptsächlich es war, der Ludwig I. von Bayern veranlaßte, seine Krone niederzulegen. Leiningen war im Gegensatz zu Sybels Angaben, die doch recht häufig korrigiert werden müssen, wie sich immer mehr zeigt, ein Verfechter des kleindeutschen Ideals. Friedrich Wilhelm IV. sagte ihm gar wenig zu; am 23. März 1848 hat er über ihn erregt geschrieben: „Das ist doch der wahnsinnigste Herr von allen. Mag gar nicht davon sprechen.“ Zur selben Zeit flüchtete er sein Silber nach England, was nicht gerade als ein Zeichen von Größe der Auffassung betrachtet werden kann. Im April erhob er gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England lebhaft Einspruch. In seiner kurzen Amtsführung als Reichsministerpräsident vom 4. August bis Mitte September 1848 hat er nicht viel Gelegenheit genommen, als Förderer der kleindeutschen Idee hervorzutreten. Wie Valentin selbst gesteht, hat er damals auch noch keinen rechten Begriff von dem Wesen Preußens gehabt. Das ging ihm erst auf, als es zu spät war (Juni 1850). Früher, so im Juli 1848, spottete er über die Empfindlichkeit Altpreußens, als dieses sich nicht gefallen lassen wollte, wie der kleinste Bundesstaat behandelt zu werden. Auch über den Prinzen von Preußen spottete er noch im Februar 1850. Durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen — war er doch der Halbbruder der Königin Viktoria von England — geriet er etwas sehr unter den Bann englischer Anschauungen. Nur natürlich wird man es finden, daß er der Prinzessin von Preußen politisch nahe kam, deren Wesen mit dem seinigen viel Ähnlichkeit hat. Ihre von Valentin mitgeteilten Briefe an Leiningen sind höchst charakteristisch für sie. Im ganzen kann ich nicht den Eindruck los werden, daß Valentin seinen Helden überschätzt hat. Immerhin wird man die Publikation dankbar begrüßen dürfen.

Von Leiningen schreiten wir zu einer kraftvollen, erfrischenden Persönlichkeit, zu dem württembergischen Kriegsminister Albert v. Suckow, einem der energischsten Helfer Bismarcks bei dem deutschen Einigungswerke. Veranlaßt durch die Mittnachtschen Publikationen hat der jetzige Marburger Ordinarius für Geschichte, Wilhelm Busch, die Denkwürdig-

keiten Suckows, versehen mit reichem erläuterndem und kritischem Beiwerk, unter dem Titel „Rückschau" 1909 bei Mohr in Tübingen veröffentlicht (Oktav, 250 Seiten). Das Buch ist eine der wertvollsten neueren Publikationen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung. Es behandelt nicht nur das ganze interessante Leben Suckows, sondern auch äußerst lehrreich die württembergischen Verhältnisse vor und nach 1870. Man lernt daraus den vielfach recht bösartigen Partikularismus der Württemberger vor der Reichsgründung genau kennen, desgleichen die schwache Persönlichkeit König Karls von Württemberg und die ehrgeizigen Umtriebe der Königin Olga, und ebenso lernt man begreifen, welchen Schaden ein Mißgriff, wie es die Entsendung des Generals v. Stülpnagel durch Preußen war, anzurichten vermag.

Das Lebensbild eines andern Mitarbeiters Bismarcks, des Wirklichen Geheimrats Otto Wehrmann, dessen Hauptwirksamkeit allerdings vor seinem Eintritt in das Staatsministerium lag, nämlich in seiner Tätigkeit für die Bodenkultur als Mitglied des landwirtschaftlichen Ministeriums, führt uns sein Sohn Leo, der selbst auch Wirklicher Geheimrat ist, in Kürze vor (Aus dem Leben des Wirklichen Geheimen Rats Otto Wehrmann. Stuttgart und Berlin 1910, Cotta; Oktav, 138 Seiten, Preis 3 ℳ). Wehrmann hat allerdings eine wesentlich bescheidenere Rolle in dem deutschen Einigungswerk gespielt als Suckow. Doch empfängt man den Eindruck, daß der Sohn allzu ängstlich Diskretion übt. Immerhin bereichert das liebenswürdige Büchlein unsere Kenntnis um einige Züge aus dem Leben Bismarcks, des alten Kaisers und der Kaiserin Augusta. Dankenswert wäre es jedenfalls gewesen, wenn Leo Wehrmann uns die Wirksamkeit seines Vaters als Förderer der Bodenkultur etwas mehr erschlossen hätte. Er und Senfft-Pilsach, mit dem er befreundet war, sind auf diesem Gebiete Pioniere eines Schaffenszweiges gewesen, der mehr denn je zukunftsreich wird.

Kurz erwähnen wollen wir eine dritte Schrift über einen Mitarbeiter Bismarcks, der im Vordergrunde des Einheitswerkes, mehr noch als Suckow, gestanden hat, Großherzog Friedrich von Baden. Über ihn hat Hermann Maas bei F. E. Perthes in Gotha ein kleines populäres Büchlein von 42 Seiten Umfang erscheinen lassen, das 1 ℳ kostet. Ich finde den Preis für ein derartiges Volksbuch von so geringer Größe viel zu hoch.

Mit Bismarck selbst beschäftigt sich das Buch von Georg Lomer: Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft (Halle a. S. 1907, Karl Marholds Buchhandlung; Oktav, 159 Seiten). Die Schriftleitung hat es mir zugeschickt. Irre ich nicht, so ist es indes bereits einmal im „Türmer" angezeigt worden. Ich möchte mich auf die Bemerkung beschränken, daß mir die Ausführungen des Verfassers großenteils recht gewagt und wissenschaftlich vielfach nicht haltbar erscheinen, und daß der Biograph Bismarcks, Erich Marcks, Lomers Rassetheorien sicherlich mit Recht entschieden ablehnt.

In die neueste Zeit versetzt uns das inhaltsreiche Memoirenwerk des amerikanischen Botschafters White. Dem „Türmer" ging es schon vor Jahren zu. Doch scheint sich bisher kein Rezensent dafür gefunden zu haben. Es ist nicht jedermanns Sache, ein Buch von solchem Umfange zu lesen, in dem notwendig viel flaches Gerede sein muß, da selbst ein amerikanischer Diplomat nicht überall mit voller Offenheit über gegenwärtige Verhältnisse sprechen kann. Aber das Buch ist in mancher Beziehung doch auch recht lesenswert und anregend. Man kann allerlei daraus lernen, wenn man sich auch ab und zu durch Sandwüsten von Phrasen schleppen muß. Sein Titel lautet vollständig: „Aus meinem Diplomatenleben. Von Andrew D[ickson] White. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von H. Mordaunt. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1906." Es umfaßt 473 Seiten Großoktav und kostete bei seinem Erscheinen 10 ℳ, was nicht teuer ist. White versteht ganz nett und anschaulich zu schildern; und er hat in der Tat viel erlebt, ist ein vielgewandter und kenntnisreicher Mann. Der Ruf eines Gelehrten ging ihm ja immer voraus. Freilich finde ich ihn etwas eitel und geschwätzig und manchmal recht erheblich seicht. Zudem schwelgt er einigermaßen heftig in Superlativen. Das mag amerikanisch sein. Buchenswert ist das Geständnis, daß sich häufig

Amerikaner (durch Vermittlung ihrer diplomatischen Vertreter) in die höfischen Kreise Berlins drängen, die nicht dahin gehören (S. 85). Das soll auch unter Whites Nachfolger, dem Mr. Hill, wieder der Fall gewesen sein. Warum Herr White lediglich über die deutschen Eisenbahnwagen schimpft (S. 140), ist uns nicht klar. In den Vereinigten Staaten von Amerika mag es ja ganz vortrefflich damit bestellt sein. Aber die Eisenbahnwagen in Italien, England, Frankreich können sich doch nicht mit den unsrigen messen. Beachtenswert scheint mir, was White über die Minderwertigkeit der Juden sagt, die nach Amerika auswandern (S. 183. 292). Einfaches Gewäsch produziert der alte Botschafter über die Verderbtheit der Deutschen, die sich aus den Skandalprozessen ergebe (S. 268). An anderer Stelle stellt er den Deutschen wieder ein vortreffliches Sittenzeugnis aus (S. 343). Sehr bekümmert hat es ihn offenbar, daß er mit Theodor Mommsen auseinanderkam, der ihm in seiner manchmal recht hahnebüchenen Offenheit einige Wahrheiten über die Amerikaner gesagt zu haben scheint (S. 297). Das weitaus interessanteste Kapitel ist der umfangreiche Abschnitt, der den Haager Friedenskongreß behandelt. Soweit man White, der entschieden ein Utopist ist, zu lesen vermag, scheint es Wilhelms II. realpolitisches Verständnis verhindert zu haben, daß diese politische Einrichtung, die großenteils doch ein Popanz ist, dazu benutzt wurde, Deutschland das Wasser abzugraben. Und das wollen wir unserem Kaiser danken. Wir verstehen es, wenn der Fürst Münster dem entsetzten White unumwunden erklärte, der Kongreß sei der elendeste Trick, der je verübt worden sei. Der gelehrte Herr White scheint gar nicht gefühlt zu haben, wie furchtbar seine Ideen vom ewigen Frieden durch den Kubanischen, den Buren- und den Russisch-Japanischen Krieg ad absurdum geführt worden sind.

Zu den inhaltreichsten, fesselndsten und unterrichtendsten unter den mir zugegangenen Büchern gehört ein Werk allgemeinen Charakters, das große, 1910 gleichfalls wie Whites Memoiren im Verlage von R. Voigtländer in Leipzig erschienene Werk von Friedrich Schulze und Paul Ssymank über das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Es umfaßt rund 500 Seiten in Großoktav und kostet gebunden 9 ℳ. Das Gebiet, das es in Angriff genommen hat, ist bisher selten zusammenfassend behandelt worden, und hier geschieht es mit Geist und Gründlichkeit. So kann es nicht wundernehmen, daß das Buch trotz seines Umfangs in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt hat. Die Verfasser haben sich den Stoff geteilt. Die älteste Zeit, von 1350 bis 1750, hat Friedrich Schulze bearbeitet, während Ssymank die Darstellung bis auf die Gegenwart fortgeführt hat. Die Bearbeitung des ersten Teils war besonders schwierig, weil das Quellenmaterial dafür recht lückenhaft und zerstreut ist und eine ziemlich ausgebreitete Gelehrsamkeit voraussetzt. Aber Schulze hat seine Aufgabe mit feinem Verständnis gelöst. Einen viel weiteren Leserkreis wird der zweite Teil finden, der auch der bei weitem ausgedehntere ist. (S 123 bis 459 und 467—487). Der Verfasser, Ssymank, ist aus der neuesten Blüte des studentischen Organisationswesens hervorgegangen, aus der „Freistudentenschaft“. Er hat eine ganz erstaunliche Arbeit geleistet. Eine der auffälligsten Erscheinungen ist die geringe Zahl der Studierenden in früherer Zeit. Um 1800 betrug sie etwa 7000, 1830 rund 16 000, dann folgt ein Rückgang, 1851 beträgt die Zahl 13 000, und erst 1872 ist die Zahl 16 000 wieder erreicht. Seitdem wächst die Zahl unheimlich. Mit den Hochschülern beläuft sich die Zahl der Studierenden in Deutschland heute auf weit mehr als 70 000. Dieses Wachstum steht in gar keinem Verhältnis zu dem Wachstum der Bevölkerung, und deren Wachstum ist doch auch schon recht erheblich. Lehrreich ist die Tatsache, daß auch auf dem Gebiete des Universitätswesens die preußische Energie und Zucht äußerst fördernd wirkte, indem niemand anders als der dem Geist der Wissenschaft so fremde König Friedrich Wilhelm I. durch eine im Jahre 1735 erlassene Verordnung die Zulassung zur Beamtenstellung von gewissen Leistungen während des Studiums abhängig machte. Wie förderlich die Einführung des Abiturientenexamens durch die preußische Verordnung vom 23. Dezember 1788 für die Hebung des Studiums geworden ist, darf als bekannt

vorausgesetzt werden. Auch Spranger weist darauf in seinem Humboldt hin. Mit großer Sachkenntnis entwickelt Ssymank die Geschichte der einzelnen studentischen Verbände, so daß man sich auf Schritt und Tritt reich belehrt fühlt. Nur selten bin ich Irrtümern begegnet. So trifft es z. B. nicht zu, daß Stöcker zuerst die „Vereine deutscher Studenten" eine „Zivilgarde der Hohenzollern" genannt hat. Das Wort stammt von einem ganz anderen Manne als jenem Hofprediger; es wurde nämlich von keinem Geringeren als dem Physiologen Dubois-Reymond auf dem Reichskommers des Berliner Vereins deutscher Studenten im Januar 1883 gebraucht in der Form: „Geistiges Leibregiment der Hohenzollern". Es ist auch nicht richtig, wenn Ssymank (S. 424) angibt, daß die Sitte des Trampelns als Zeichen studentischen Beifalls erst etwa seit 1880 allgemein üblich geworden wäre. Die Sitte ist schon viel länger allgemein eingebürgert. Jedenfalls gebührt den Verfassern dieser Geschichte des deutschen Studententums aufrichtiger Dank für ihr Werk, das ein gewaltiges, kulturgeschichtlich außerordentlich wertvolles Material, leider zuweilen nur etwas ungeordnet, enthält.

Eine höchst reizvolle, anmutige Gabe bietet uns Geheimrat Wilhelm Münch in seinen „Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit" dar (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1909; Oktav, VIII u. 325 Seiten, Preis broschiert 6,50 ℳ). Wir haben in Preußen zwei erstklassige pädagogische Schriftsteller, Adolf Matthias und Wilhelm Münch. Es ist amüsant, zu verfolgen, wie sie sich beide abwechselnd gegenseitig besonders in der Hinnebergschen Literaturzeitung kritisieren. Unleugbar haben wir aber in Münch den tieferen und feineren der beiden Geister. Verwundert wird es neuerdings manchen haben, daß ein ehemaliger Vertreter des preußischen Staatsgedankens und Gehilfe Althoffs, wie Adolf Matthias, nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst in den Spalten des „Berliner Tageblatts" unter seinem Namen schreibt. Über Münchs uns heute vorliegendes Werk ließe sich des längeren plaudern. Hier müssen wir uns darauf beschränken, mitzuteilen, daß es sich darin im wesentlichen um ein feinsinniges Referat über die hauptsächlichsten das Thema „Fürstenerziehung" betreffenden Schriften von den Alten bis auf die neueste Zeit handelt, untermischt mit einigen Auszügen aus den Erfahrungssätzen, die verschiedene namhafte Regenten aus ihrer Regierung gezogen haben. Gerade diese sind recht interessant, so einige Bemerkungen Ludwigs XIV. Das meiste, was über den Gegenstand geschrieben worden ist, namentlich in älterer Zeit, ist im Grunde genommen völliger Unsinn, und man bewundert die Geduld, mit der sich Münch durch all diesen Wust durchgearbeitet hat. Gute Bemerkungen zum Texte des Fürstenlebens macht gelegentlich auch ein Jesuit, wie Mariana. Vor Machiavells Buch hat Münch zu unserem Erstaunen doch allzu großen Abscheu. Das berühmte Werk des Florentiners, so dachte ich, würde heute doch mehr gewürdigt. In diesem Punkte ist Münch augenscheinlich zu sehr zartnerviger Pädagoge, zu wenig Historiker und Politiker. Herrliche Worte hat noch Ernst Moritz Arndt über Fürstenerziehung geschrieben; aber auch er zeigt sich doch recht weltfremd dabei, wie schon früher Erasmus, Melanchthon und so mancher andere große Erziehungsschriftsteller. Heute ist man recht skeptisch geworden, wenn von Anleitungen zur Fürstenerziehung gesprochen wird. Allgemeine Regeln lassen sich für diese wichtige Frage nur ganz vereinzelt aufstellen. Es ist damit vielleicht noch schwieriger bestellt als mit der Politik.

Zum Schluß noch ein paar Worte über eine kleine Schrift hilfswissenschaftlichen Charakters. Es ist eine mit Vergnügen zu beobachtende Erscheinung, daß sich die Familienforschung stetig erweitert und vertieft, und zwar nicht nur unter den adligen Familien, sondern nicht minder unter den bürgerlichen. Freilich macht sich dabei ein unerhörter Dilettantismus breit, der insbesondere den Archivaren und auch den Bibliothekaren viel Plage bereitet und den Familien selbst manche unnötige Kosten. Da sind Handbücher erwünscht, die die Familienforscher anleiten. Ein solches haben wir in dem kleinen Buche von Willibald Leo Freiherrn von Lütgendorff-Leinburg: „Familiengeschichte, Stammbaum und Ahnenprobe, kurzgefaßte Anleitung für Familiengeschichts-



forscher“ (2. Auflage, Frankfurt a. M. 1910, Verlag von Heinrich Keller; Oktav, 215 Seiten, Preis gebunden 4,50 ℳ). Es gibt manche praktische Winke, zeichnet sich durch Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur aus, und seine Brauchbarkeit wird durch das beigegebene Schlagwortregister wesentlich erhöht.

Herman v. Petersdorff

Der weiße Tod

Im Breitlahner, abends 8 Uhr. Die Gebirgsmassen rings umhüllen schwarze Schatten. Naßkalter würziger Heuduft steigt aus den dunkeln Matten in den fahlen stillen Abendhimmel. Hinter uns im Gasthause ein leises harmonisches Klingen Tiroler Gesänge zur Gitarre: Zillertal du bist mei' Freud'. Undurchdringliches Dunkel in Tannengründen und schwarzen Schluchten um uns. Und hoch droben im silbernen Licht erstrahlen lieblich die Schneehalden und Felszacken des großen und kleinen Greiner: lachend helles Leuchten von tausend Graten, Rissen, Abhängen, lichtstrahlend über den düstern Massen des Tannenabgrunds darunter ... Nun geht kristallenes Silberweiß in zartestes Rosa und — in glühendes Goldrot über. Alpenglühen! ... Mein Nachbar und ich stehen, die Arme über die Brust geschlagen, versunken in den hehren Zauber dieses weltverlorenen Gebirgsabends ...

Die andern, die jetzt lärmend und plaudernd aus dem Hause treten, schauen auch einige Augenblicke in das gewaltige Panorama. Dann aber setzen sie — wir befinden uns an einem Zentralpunkt der Hochtouristik — ihr lautes Durcheinanderreden vom Schwarzenstein und Floitenkees, vom Schönbichler Horn, vom Trippachsattel fort — vom Anseilen, Balancieren, vom Abrutschen und Klettern in Wetter und Nebel, von Führern und Proviant, von handschmalen Tritten an senkrechten Wänden und von Steinkaminen mit eingeklemmten Blöcken ... Aber von unvergeßlichen Natureindrücken, dem Ziel jeder Gebirgswanderung? Und sind nicht Stimmungen wie die heute abend das Schönste, was man in den Alpen erleben kann?

Für diese Allzuvielen hat der Zweck einer Gebirgsreise heute ein ganz andres Gesicht bekommen: nicht mehr die köstliche Frische der Wälder und Matten, der unendliche Wechsel malerischer Szenerien, das zauberhafte Nebeneinander des Idyllischen und Gigantischen, das erhabene Alleinsein mit der Natur erscheint als der Hauptertrag des Genusses, den man in den Alpen sucht, sondern das Interesse an der Alpenwelt beginnt erst bei den Schnee- und Felseinöden über 2000 m, in denen es möglich ist, unter ständigen Gefahren irgend welche Gipfel zu erklimmen. So wächst alljährlich die Zahl derer mit überraschender Schnelligkeit, die in ihrer Ferienzeit, in den einzigen Monaten, in denen sich in unsrer mit dem lieben Sonnenschein so spärlich bedachten Zone endlich einmal holde Sommerluft entfaltet, in Eiseskälte, Schnee- und Felseinöden herumklettern. Der Alpenverein folgt dem Zuge der Zeit, und so mehren sich ständig die Anreize und Gelegenheiten zu Hochtouren, die Wege und Wegzeichen, die Führer und Hütten und die zur Nachahmung anspornenden Erzählungen und Schilderungen der Wunder jener Alpengipfel und der Heldentaten derer, die sie erklommen haben. In nahezu gleichem Verhältnis aber mehrt sich auch von Jahr zu Jahr die erschreckende Zahl derer, die ihre Leidenschaft für das Klettern mit einem jähen Tode bezahlen müssen. Im Jahre 1909 waren es allein 143! „Berufsmäßige“ Alpinisten und Amateure sind bei diesen Todesfällen ziemlich gleichmäßig beteiligt. Die Jahressumme der Opfer des weißen Todes hat sich in den letzten 3 Jahren verdoppelt, in den letzten 9 Jahren nahezu verdreifacht. Die steigenden Zahlen von 1901 ab, wo die Aufzeichnungen begannen, sind nach Dr. Moriggl (in den Alpenvereinsmitteilungen) die folgenden: 53, 70, 76, 72, 56, 98, 85, 108 und 143. Für 1910 liegen bisher nur (im italienischen „Lancet-Korrespondenten“) die für die Schweizer und italienischen Alpen vom 31. Oktober 1909 bis dahin 1910 vor. Hier

allein waren 90 sofortige Todesfälle, 4 hoffnungslose Verletzungen und außerdem noch 76 mehr oder weniger schwere Verletzungen aufzuweisen. Mit Einschluß der andern Hälfte der Alpen, der österreichischen Hochgebirgswelt, würde die Gesamtzahl der Opfer für 1910 wohl die von 1909 noch weit hinter sich lassen.

Die Ursachen sind immer die gleichen, nämlich die Unternehmung von Hochtouren ohne Führer — 1909 waren 21 tödlich Verunglückte Alleingeher und 67 Führerlose, also weit mehr als die Hälfte — 75 stürzten auf wagehalsigen Klettertouren ab, andre fanden den Tod durch Lawinen und Steinschlag, durch Versagen der Halteseile, beim Wintersport oder beim Pflücken von Alpenblumen, durch plötzliches Eintreten von Nebel oder Aussetzen des Herzens an besonders schwierigen Stellen, sei es beim Überschreiten einer Gletscherspalte oder an einer gefährlichen Felsecke, durch einen beliebigen Fehltritt an einer der tausend gefährlichen Stellen, endlich durch Erschöpfung in Nebel, Schneegestöber oder Eis. Daß dieser ständig wachsende Zug des Todes durch die Warnung, nicht ohne Führer zu gehen, kaum aufgehalten wird, beweist die Tatsache, daß 1909 allein 12 Bergsteiger trotz der Führung durch geprüfte Alpenvereinsführer tödlich verunglückt sind. Die große Zahl derer, die sich infolge der Überanstrengungen oder Wetterunbilden bei einer Hochtour ein dauerndes Leiden zuzogen, ist natürlich in diesen Statistiken noch nicht einbezogen.

Da ist es wohl für die Öffentlichkeit angebracht, die Propaganda für diesen Sport einmal etwas unter die kritische Lupe zu nehmen. Denn alle Warnungen der gewissenhaften Alpenbücher oder erfahrener Bergsteiger, aller Hinweis auf die tausend Gefahren in dickleibigen Büchern wie in dem bekannten Werk von Zsigmondi und Paulke und die wachsende Zahl der Opfer des weißen Todes scheinen die Lust, das Leben für die „einzigartigen Reize“ einer Hochtour einzusetzen, nur vermehrt zu haben. Stimmen doch nur allzuviele Schilderungen der Führer und Bergsteiger, Veröffentlichungen über Hochtouren in illustrierten Fach- oder Tageszeitungen darin überein, daß es sich bei der Hochtouristik angeblich um etwas Besonderes, Wunderbares handelt, um ein Erlebnis von einzigartiger Großartigkeit — als ob der um eine Art Offenbarung, um ein Stück seines Lebens betrogen wird, der sie nicht kennen gelernt. Und eben diese Suggestion ist es, die ansteckend wirkt, die die Alpenreisenden gedankenlos in die Hochtouristik hineinlockt, wie die Motte ins Licht. Die Alpen besuchen ohne Hochtour heißt, „in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben“. Die Tageszeitungen haben sich gewöhnt, ständig rühmende, zur Nachahmung reizende Schilderungen von Hochtouren zu bringen, die fortwährenden Abstürze aber als etwas Unvermeidliches achselzuckend ohne Warnungen einfach zu registrieren. Die Begeisterung für die Hochtouristik und ihre überlaute Empfehlung gilt ihnen als eine Selbstverständlichkeit, die aber sowohl dem gesunden Urteil und dem guten Geschmack wie der Sicherheit der sich jährlich steigernden Zahl unserer Vergnügungsreisenden gefährlich zu werden droht. Da wird es allmählich zu Pflicht der Publizistik, etwas Wasser in diesen Wein bedingungsloser Hochtouristenbegeisterung zu gießen.

Es ist sicher wohlverständlich, daß sich der moderne Herdenmensch besonders leidenschaftlich aus dem zermürbenden Großstadtleben hinaussehnt in das urwüchsige Zusammenleben mit der Natur, wie es die weltverlorene Wildheit der Hochalpen bietet. Denn hier darf jeder Herrenmensch sein, der sich in sie hineinwagt. Der selbstauferlegte Zwang, ein Ziel unter unendlichen Mühen erreichen zu müssen, die Starrheit von Fels, Eis und Schnee, in der der Mensch ganz auf sich selbst gestellt ist, das Klettern, Balancieren, Kriechen, die Schärfe und Reinheit der Höhenluft, Unwetter, Kälte, Ermattung und die tausendfachen Gefahren, die auch den geübtesten Bergsteiger mit Führer ständig umgeben, stählen, wenigstens unter der Voraussetzung, daß Lungen, Herz und Nervensystem völlig gesund sind, ebensowohl alle Körperkräfte, wie auch die geistige Energie in hervorragendem Maße. Aber auch in der Schilderung dieser edlen Wirkungen des Hochtouristensports sollten sich deren Lobredner nicht ins Phantastische verirren. Das tut z. B. der in Meran ansässige Georg von Ompteda, der unlängst in

Velhagen und Klasings Monatsheften „konstatierte“, daß die „körperlichen, ethischen, sozialen, religiösen (!) Werte der Hochtouristik alles dabei vorfallende Unglück millionenfach aufwiegen“. Nun — gegen „sittliche Höhenmenschen“ dieser Art müßte es dann ja jedem andern Sterblichen, der nicht wenigstens alljährlich seine zwei bis drei Hochgipfel erklettert hat, ernstlich um seine moralische Gesundheit angst und bange werden ... Aber gibt es nicht naheliegende sportliche Betätigungen genug zur Übung der körperlichen und geistigen Energie, die jedem zugänglich sind: Turnen, Reiten, Rudern, Jagen, Schwimmen, Fußballspielen, Dauerwandern — von der einzigartigen Schulung, die dem Deutschen der Militärdienst gewährt, noch ganz abgesehen? Allen diesen Betätigungen wohnt die allerbeste energiestählende Wirkung inne. Und wird hier eingewendet: aber längst nicht in dem Maße — nun so liegt das doch wohl hauptsächlich daran, daß man bei der Hochtouristik gleichzeitig mit der Stählung von Lunge, Herz, Muskeln und Nerven, die bei allem energischen Sport erzielt wird, auch noch ständig um sein Leben ringen muß. Diesen „Vorzug“ aber teilt die Hochtouristik mit Stierkämpfen, Zirkuskunststücken, wie Seiltanzen, und andern Waghalsigkeiten, die sich mit Recht als edler Sport bei uns bisher noch nicht eingebürgert haben. Das Leben direkt für sportliche Ziele einsetzen, heißt das Mittel mit dem Zweck verwechseln. Es gibt für jeden Menschen, wenn er nur will, inhaltreichere, für die Umwelt ersprießlichere Aufgaben, als es die Erkletterung eines hohen Felsens ist, in denen er Gelegenheit genug hat, seine körperlichen und seelischen Kräfte durch Selbstüberwindung zu meistern. Hohe, der Opferung des Lebens würdige Ziele der Kulturmenschheit sind es, für die der Seemann und der Feuerwehrmann, der Arzt oder der Krankenpfleger, der Lebensretter oder der Experimentalforscher, der Kolonialpionier oder der Soldat ihr Leben in die Schanze schlagen. Ziele, wert, das Leben daran zu wagen, sind die Eroberung der Luft, die Erreichung noch unerforschter Gebiete unsrer Erde — und echt menschliche Größe liegt in dem uralten Schifferwort: navigare necesse, vivere non necesse. Aber nur Gedankenlosigkeit kann die für Verkehr, Naturwissenschaften, Geographie oder sonst eine Wissenschaft völlig belanglose Ersteigung irgend eines Alpengipfels ebenfalls als ein Ziel betrachten — wertvoll genug, das Leben daran zu wagen.

„Aber der ästhetische Ertrag der Hochtouren!“ wird mir eingewendet, „die einzigartigen Natureindrücke der Hochgebirgswelt!“ — Auch die werden gemeiniglich überschätzt! Gewiß ist der erhabene Anblick eines der gewaltigen Gletscher der Alpenwelt, die aber auch ohne eigentliche Hochtouren bestiegen oder in der Nähe betrachtet werden können, einzig in seiner Art. Und machtvoll ist ein Blick über die viele Quadratmeilen großen, von grotesken Kuppen, Graten und Felszacken überragten Schneefelder der Hochalpen. Gewaltig auch, wenn zufällig das Wetter günstig, der Durchblick in die zwischen den Gipfeln sich öffnenden riesigen Täler und Fernen. Aber man vergesse doch hierbei nicht, daß die Reize winterlicher Natur, der Anblick riesiger Schneefelder sich dem Mitteleuropäer daheim ohne Strapazen oder Kosten ständig in reichlichem Maße erschließen, besonders seitdem der vernünftige und gesunde Wintergebirgssport immer mehr in Aufnahme gekommen ist. Und immer wird der machtvolle Eindruck der Höhe und der Großartigkeit in den Einöden der Hochalpen beim Blick in die Täler in entscheidender Weise verkümmert durch das Fehlen jeglichen Maßstabes für die Entfernung für die Größe von Fels oder Schneefeld, da nirgends ein Baum oder Strauch, nirgends ein Mensch oder eine menschliche Wohnung sichtbar werden. Zudem ist die unerschöpfliche Vielgestaltigkeit der Felsbildungen ebensogut auf gefahrloseren Wegen auf halber Höhe zu genießen, wo sie genau so mannigfaltig und interessant ist.

Wie aber steht es mit der ersehnten überwältigenden Natureinsamkeit, die der durch Unruhe und Überkultur unsrer Großstädte übersättigte Mensch des 20. Jahrhunderts hier am ungetrübtesten zu genießen hofft? Auf den lohnendsten Touren begegnet man in der Hochtouristensaison bei der Unzahl der heutigen Bergsteiger an leidlich schönen Tagen fast ständig mehreren Wanderern, die in derselben oder in entgegengesetzter Richtung die gleiche

Tour machen. Kälte und Sturm, die auch an schönsten Sommertagen in diesen Regionen an der Tagesordnung sind, dicker Wolkennebel, der nur allzuoft alle Aussicht gründlich versperrt, gestatten überdies dem erhitzten Wanderer durchaus keinen längeren Aufenthalt als höchstens 5 oder 10 Minuten. Und je kürzer der Stimmungseindruck, um so oberflächlicher — um so flüchtiger bekanntlich auch die Erinnerung. „Stetig weiter steigen", ist ja auch die alte bewährte Touristenregel. Noch unleidlicher aber als all dies pflegt den erhabenen Genuß der Natureinsamkeit die Anwesenheit des leider unvermeidlichen Führers zu stören. Auch die bravsten und besten unter ihnen sind doch geistig wenig entwickelte Leute, den meisten aber von ihnen geht jeder feinere Sinn für Naturgenuß völlig ab, sie haben bei der ganzen Wanderung nur ihre beiden Lebenszwecke: rasch Geld zu verdienen und es rasch zu vertrinken, im Sinne, zu denen ihnen das Anleiten in der Wandertechnik und das berufsmäßige Rühmen der Vorzüge der Hochtouristik als Mittel dienen muß. Und doch wird mit vollem Recht jedem Hochtouristen, auch dem erfahrensten, bei fast allen Hochtouren gepredigt, sich zu seiner Sicherheit in die Abhängigkeit eines solchen Menschen zu begeben!

Und nun höre ich einwenden: „Dies alles zugegeben! Aber haben Sie Barbar denn kein Gefühl für das Einzigartige eines Rundblicks über die Hochgipfel der Alpen: auf einmal vor sich zu haben — die ganzen Hintereisspitzen, den Weißkugel, die Finailspitze, den Hauslabkofel, ja sogar die Kreuzspitze und nach der andern Seite die Verlainspitze und beinahe die ganze Ortlergruppe?" — Oder wie es in Alpenbüchern über den Blick vom Olperer oberhalb der Dominikushütte heißt, wo man die ganze Kette der Zillertaler sieht: „Neben dem Breitnock wird der Mutnock sichtbar, dann der silberweiße, gerundete Kopf des Mösele und der schneidige Turnerkamp. Dann der Schwarzenstein und östlich die Gruppe des Morchner, und hoch über Ochsner und Ingent ragen die Reichenspitze und die wilde Gerlos in die blaue Luft, und ganz im Vordergrund droht der große Greiner." Nun — wer sozusagen berufsmäßig klettert, den wird sicher beim Überschauen von einer Reihe Altbekannter, die er selbst erstiegen, ein besondres Hochgefühl überkommen — jeder andre Sterbliche aber wird in der Menge auf einmal überschauter kahler Bergspitzen kaum den Gipfel landschaftlicher Schönheit oder Erhabenheit verehren. Er braucht zum Gefühl des Entrücktseins über die Alltäglichkeit auch nicht lediglich das Hinaufsteigen auf die höchsten Gipfel; denn zu dieser Einsamkeit in den Alpen bietet sich auch auf halber Höhe in Fels und Wald, auf Wiese und Heide tausendfach Gelegenheit. Ohne daß man bis ganz hinauf zu steigen hätte, erschließen sich hier vor allem auch dem einigermaßen empfänglichen Wanderer die abwechselnd idyllischen, lieblichen, heiteren, grotesken, düstern, wilden oder erhabenen Bilder des Hochgebirgs. Ganz oben aber fehlt bei dem stunden- oder tagelangen zermürbenden Klettern in Einöden gerade jenes erfrischende, erquickende und verjüngende Element der wunderbar reichen gegenständlichen Abwechslung, wie sie dem Wandrer die Vegetation, der Wechsel von Feld, Wald, Felsen, Wiese, Wasser, wie sie das Tierleben, die vielseitige Beobachtung menschlichen Lebens in urwüchsigen und volkstümlichen Formen, wie sie die Trachten, Dörfer, Städtebilder und all die Stimmungs- und Farbenwirkungen bieten, die sich daraus ergeben. Auch kann hier, wo die Sonnenwärme ein längeres Ausruhen im Freien gestattet, viel mehr von inniger Vertiefung in die Naturstimmung die Rede sein, als in der Kälte der höheren Regionen, die ständiges Vorwärtsschreiten gebietet.

So ist unter den wundervollen Natureindrücken der Alpenwelt der Blick über zahlreiche Schnee- und Felsgipfel auch nur einer von vielen. Soll man sich um des einen Eindrucks willen endlosem, eintönigem, zermürbendem Hinaufklettern und all den Gefahren der Hochtouristik aussetzen, zumeist noch mit der angenehmen Aussicht, bei schlechtem Wetter in der langweiligsten und kostspieligsten Einöde einer Hütte tagelang sich und einen Führer ernähren, warten und warten und schließlich vielleicht noch unverrichteter Sache umkehren zu müssen? Um sich der Eigenart völlig kulturentrückten einsam-urwüchsigen Zusammenlebens mit der Natur hinzugeben, dazu bedarf es nicht des Entfliehens in die Gefahren der Eis- und

Schneeregion — dazu bietet sich in den weniger besuchten Alpengegenden, im Böhmerwald, in den Karpathen und andern erreichbaren Gegenden Europas reichlich Gelegenheit.

Eine große Reihe erfahrener Alpinisten bedarf gewohnheitsmäßig der alljährlichen Hochtouren für ihre körperliche und geistige Gesundheit. Sie kennen zumeist die Gefahren und haben schließlich die Verantwortung für ihr Leben selbst zu tragen. Damit aber nicht Unerfahrene, darunter oft kinderreiche Familienväter, hoffnungsvolle Jünglinge, naive Frauen der Agitation für die Hochtouristik zum Opfer fallen, bedarf es in Presse und Öffentlichkeit statt der romantischen Schilderung der Gefahren, statt der einseitigen Loblieder auf die „moralischen, sportlichen, ästhetischen und künstlerischen Erträge der Hochtouren" heute endlich auch einmal der ernsten Warnung, Aufklärung und Ernüchterung, damit das objektive Bild der Sachlage wieder hergestellt wird! Erst wenn übertriebene Begeisterung weit mehr als bisher in der Öffentlichkeit auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und der Gedanke wieder zu klarerem Bewußtsein gekommen ist, daß es sich bei der Hochtouristik lediglich um eine gefährliche Sportübung handelt, die noch lange nicht jedermanns Konstitution und jedermanns Geschmack entspricht, wird mit dem Rückgang der Übertreibung dieses Sports auch die Zahl seiner unglücklichen Opfer von selber abnehmen.

Dr. Wilhelm Wintzer



Die Auflösung der zivilisierten Indianerstämme Nordamerikas

Ohne Sang und Klang hat sich vor kurzem in Nordamerika ein Ereignis abgespielt, das für die Geschichte der Vereinigten Staaten von besonderer Bedeutung ist, weil es eine lange Entwicklungsreihe abschließt, die für weite Zeiträume der nordamerikanischen Geschichte von tonangebendem Einfluß war. Durch Übereinkommen mit der Regierung der Vereinigten Staaten haben nämlich die sogenannten „Fünf zivilisierten Indianerstämme" darauf verzichtet, ihre Selbstverwaltung weiterzuführen, und sich bereit erklärt, in dem allgemeinen Staatswesen der nordamerikanischen Union aufzugehen.

Diese fünf Stämme — Creeks, Cherokesen, Choctaws, Chickasaws und Seminolen — stellen die letzten Indianerstämme dar, die wenigstens einen Teil ihrer Selbständigkeit gerettet hatten. Denn die Geschichte des nordamerikanischen Festlandes ist ja, seitdem der weiße Mann hier festen Fuß faßte, dadurch gekennzeichnet, daß er die Rothäute Schritt für Schritt zurückdrängte, und daß er sie in blutigen Kriegen ihres Landes und ihrer Selbständigkeit beraubte. Die Indianer haben sich gegen dieses unaufhaltsame Vordringen des Bleichgesichtes heldenmütig gewehrt. Aber alle Tapferkeit und aller Patriotismus haben ihnen nichts geholfen, da sie nicht so sehr vor den überlegenen Feuerwaffen, die sie schnell genug zu handhaben lernten, als vor der unendlich überlegenen Zahl der Weißen notwendig den kürzeren ziehen mußten. Jeder getötete Indianer hat den Weißen eine mehrfache Anzahl von Toten gekostet, und es hat Kriege gegeben, wie z. B. den berühmten Seminolenkrieg, in dem auf je einen getöteten Indianer etwa hundert getötete Weiße entfielen. Dennoch aber haben sich die Indianer, deren Gesamtzahl in Nordamerika zur Zeit der Entdeckung durch die Weißen auf 600 000 bis 800 000 Köpfe geschätzt wird, gegen die aus Europa nachströmenden gewaltigen Massen der Weißen nicht behaupten können.

So machen denn sämtliche Indianer der Vereinigten Staaten heutzutage nur noch etwa 275 000 Köpfe aus — die Halbblutindianer mitgezählt. Von dieser Zahl von 275 000 Rothäuten lebt östlich vom Mississippi, d. h. in dem Teile des Landes, der früher hauptsächlich

von ihnen bewohnt war, nur noch ein verschwindend kleiner Teil. Denn die Politik der Vereinigten Staaten geht seit über einem Jahrhundert dahin, alle Indianerstämme im Osten des Landes, soweit sie nicht durch beständige Kämpfe und Kleinkriege vollständig vernichtet sind, von ihrem Lande loszureißen, um es ganz für die Weißen zur Verfügung zu haben, und die Indianer statt dessen in bestimmten Teilen des Landes westlich vom Mississippi, den sogenannten Indianer-Reservationen, anzusiedeln. Aufgabe der Reservationen sollte es sein, den Indianern ein durch weiße Abenteurer ungestörtes Leben zu sichern, dadurch auch gleichzeitig die beständige Entstehung von Reibereien und Kämpfen zu vermeiden und die Indianer allmählich auf eine Kulturstufe zu heben, die sich der der Weißen mehr annäherte.

Insbesondere in dem sogenannten „Indianer-Territorium", das im Osten und Südosten des bisherigen Territoriums Oklahoma gelegen ist und einen Flächenraum von 31 400 englischen Geviertmeilen (gegenüber 39 030 Geviertmeilen des Territoriums Oklahoma) einnahm, waren die Trümmer der verschiedensten Indianerstämme aus allen möglichen Teilen der Vereinigten Staaten zusammengeworfen worden. Man findet hier im Nordosten die letzten Reste der Peorias, der Shawnees, der Quapaws, der Senecas, der Modocs, der Ossawas und der Wyandottes. Alle diese Stämme zählen insgesamt nur noch 1500 Köpfe. Der Hauptteil des Indianer-Territoriums wurde von den sogenannten „Fünf zivilisierten Indianerstämmen" bewohnt, welche die immer noch stattliche Anzahl von 86 000 Seelen aufweisen.

Auch die frühere Geschichte dieser Fünf zivilisierten Indianerstämme ist eine Geschichte blutiger Kämpfe mit den Weißen, die sie mit Gewalt, mit List und Verrat aus ihren angestammten Wohnsitzen verdrängten und in diesen Gebietsteil des Westens abschoben, wo sie ihnen wenigstens für kurze Zeit einige Ruhe gönnten. Die Geschichte der Behandlung dieser fünf Stämme und ihrer gewaltsamen Verpflanzung in das Indianer-Territorium ist kein Ruhmesblatt in der Entwicklung der Vereinigten Staaten. Denn sie sind nicht nur (wie schon erwähnt) mit Gewalt, List und Verrat aus ihren früheren Landsitzen verdrängt worden, sondern sind durch die Verpflanzung eine Zeitlang naturgemäß von der bereits durch eigene Kraft erstiegenen Kulturstufe heruntergesunken und haben sich erst in den letzten Jahrzehnten wieder heraufgearbeitet. Der deutsche Gelehrte Peschel schrieb schon vor mehreren Jahrzehnten in seiner Völkerkunde mit Recht: „Wäre die Heimat der alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, in Nordamerika gelegen gewesen, allem Vermuten nach wären sie nach der Entdeckung durch die Europäer dem nämlichen Schicksale verfallen, wie die Algonquinen oder die Fünf Nationen."

Die Geschichte der Creeks, Cherokesen, Choctaws, Chickasaws und Seminolen ist eine Geschichte heldenmütiger Kämpfe gegen die Ansprüche der Weißen auf das Land der Indianer, welche diese nicht anerkennen wollten. Die Cherokesen z. B. hatten in den Bergen von Georgia, Nordkarolina und Tenne see gesessen, auf fruchtbarem Boden und in mildem Klima, so daß ihr früheres Land noch heute als die lieblichste Gegend im Osten der Vereinigten Staaten gilt. Als die ersten weißen Kolonisten unter Oglethorpe sich hier ansiedelten, wurden sie von den Cherokesen gastlich aufgenommen und hilfreich unterstützt. Aber die Weißen zeigten auch hier, daß sie den Indianern Rechte nicht zubilligen wollten, sondern daß sie es als ihr gutes Recht betrachteten, sich jeden Übergriff gegen sie zu erlauben. Die Cherokesen schlossen Verträge mit den Weißen ab. Aber die Verträge wurden von diesen gebrochen. So schmolz der Landbesitz der Cherokesen immer mehr zusammen, bis sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur noch einen kleinen Teil ihrer ehemaligen Ländereien besaßen. Indessen, sie waren glücklich im Besitz dieses Landes, das sie nicht mehr als Jägerhorden durchstreiften, sondern prächtig angebaut hatten. Ein amtlicher Bericht, den Thomas L. McKenney 1825 dem Kriegsministerium in Washington erstattete, hebt die staunenswerten Fortschritte hervor, die die Cherokesen im letzten Jahrzehnt im Ackerbau gemacht hatten: „Unzählige Viehherden sind über die Flächen von Weideland hingestreut, Pferde sind im Überfluß vorhanden, und zahlreiche Herden von Schafen, Ziegen



und Schweinen bedecken die Täler und Höhen. Auf den Flüssen Tennessee, Ustanula und Canasagi schwimmt die Handelsflotte der Cherokesen ... In den Ebenen bringt der Boden Mais, Baumwolle, Tabak, Weizen, Hafer, Indigo, Yams und Kartoffeln hervor. Die Eingeborenen betreiben einen beträchtlichen Handel mit den benachbarten Staaten; einige von ihnen führen Baumwolle aus und bringen sie in Kähnen den Tennessee und Mississippi hinunter nach Neworleans. Apfel- und Pfirsichanpflanzungen sind ziemlich allgemein, und Gärten werden mit vieler Sorgfalt gepflegt. Auf der Tafel der Cherokesen findet man Butter und Käse. Im Lande gibt es viele Kunststraßen, und auch Wirtshäuser werden von Eingeborenen gehalten. Blühende Dörfer sieht man in großer Zahl in allen Teilen des Landes. Wollene und baumwollene Zeuge werden gewebt, und Decken von jeder Größe, von Cherokesen verfertigt, findet man überall. Fast jede Familie des Volkes pflanzt Baumwolle für den eigenen Bedarf. Industrie- und Handels-Unternehmungen breiten sich in allen Landesteilen aus. Beinahe alle Kaufleute sind eingeborene Cherokesen. Landwirtschaft ist die Hauptbeschäftigung des Volkes, aber auch verschiedene Zweige des Handwerks werden gepflegt. Die Bevölkerung nimmt reißend zu. Weiße Leute genießen dieselben Vorrechte und Freiheiten wie die Cherokesen; nur zu öffentlichen Ämtern sind sie nicht wählbar. Der christliche Glaube ist National-Religion."

Dieses fleißige und friedliche Indianervolk nun wurde mit Gewalt von seinem von den Vätern ererbten Lande gerissen — nur weil es die Weißen nach den fruchtbaren und lieblichen Tälern und Ebenen der Indianer gelüstete. Da die Cherokesen nichts Arges begingen, das einen Vorwand dazu hätte bieten können, ihnen das Land gewaltsam zu nehmen, da ihnen im Gegenteil durch einen besonderen Vertrag vom Jahre 1817 durch die Regierung der Vereinigten Staaten ihr Land ausdrücklich gesichert war, hätte man kaum glauben sollen, daß sie schon zwanzig Jahre später dennoch aus ihrem Besitz vertrieben werden würden. Selbst amerikanische Historiker sprechen sich über die Art, wie diese gewaltsame Vertreibung herbeigeführt wurde, in der schärfsten Weise aus; so sagt z. B. einer von ihnen: „Die Art, wie man in Georgia unter der Fahne des Gesetzes die Dinge betrieb, ist eine Schmach selbst für ein Volk, das auf der untersten Stufe der Zivilisation steht". Niederträchtige Bestechungen und Umtriebe, die man durch Agenten der niedrigsten Art unter den Cherokesen angezettelt hatte, waren notwendig, um dieses Volk unter sich uneinig zu machen. Und da nicht nur die Weißen im Staate Georgia begierig darauf warteten, sich das schöne und fruchtbare Land der Cherokesen aneignen zu können, sondern da auch die Behörden der Union gegen sie Stellung nahmen — denn es waren ja nur Rothäute —, so mußten sie schließlich weichen. Es ist festgestellt, daß sogar der höchste Gerichtshof, ja der Präsident der Vereinigten Staaten sich bestechen ließen, um das Recht, das offenkundig auf Seite der Cherokesen war, zu beugen; und als der Reitergeneral Scott 1837 den Befehl erhielt, die Cherokesen nötigenfalls mit Gewalt aus ihrem Lande zu entfernen und in das Indianer-Territorium westlich vom Mississippi zu überführen, das man für sie ausgesucht hatte, da wußte er, daß er mit der gewaltsamen Verpflanzung dieser 18 000 Menschen, die sich von ihrer Heimat nicht trennen konnten, keine Ehre einlegte. Einer der bedeutendsten und energischsten amerikanischen Staatsmänner jener Zeit aber schreibt über die Losreißung dieser friedlichen und zivilisierten Indianer: „Wir mögen Lorbeeren auf dem Schlachtfelde ernten und Trophäen auf dem Ozean, aber sie werden niemals diesen Schmutzfleck auf unserem Schilde verdecken. ‚Remember the Cherokee Nation!' wird eine genügende Antwort auf die stolzeste Ruhmestat sein, mit der wir je uns brüsten können."

Die Creeks, die bis zum Jahre 1813 mit der Regierung der Vereinigten Staaten zwölf verschiedene Verträge hatten abschließen müssen, von denen jeder eine weitere Gebietsabtretung von ihnen verlangte, das ihnen verbleibende Gebiet aber zu festem Besitz garantierte, waren schließlich derartig eingeengt, gereizt und mißhandelt worden, daß sie gewaltsamen Widerstand versucht hatten. Aber sie waren 1813/14 von General Jackson, dem späteren Prä-



sidenten der Vereinigten Staaten, geschlagen worden und wurden nun kurzer Hand in das Indianer-Territorium überführt.

Den Heldenkampf der Seminolen endlich, die, ein Stamm von 4000 Köpfen (Greise, Weiber und Kinder eingerechnet), in den Jahren 1835 bis 1842 den Truppen der Vereinigten Staaten in Florida einen kaum zu bewältigenden Widerstand entgegensetzten, werde ich an anderer Stelle erzählen.

Aber auch nach ihrer Überführung in das Indianer-Territorium sollten die hier nun angesiedelten Indianer keine Ruhe haben. Der Kongreß hatte im Jahre 1834 eine weite Fläche Landes für sie bestimmt. In den Jahren 1833—1838 waren die Cherokesen aus dem Staate Georgia, die Creeks aus Alabama und Georgia, die Choctaws aus dem südlichen Alabama und Mississippi, die Chickasaws aus dem nördlichen Alabama und Mississippi hierher verpflanzt worden; die Seminolen endlich im Jahre 1846 aus Florida. Von Zeit zu Zeit wurden dann noch die Trümmer irgend eines anderen zu Paaren getriebenen Indianerstammes in den nordöstlichen Teil des Territoriums abgeschoben. Auch hier konnten die Weißen es aber nicht über sich gewinnen, die Indianer in Frieden zu lassen. Ein Teil der Landfläche nach dem anderen wurde von dem Indianer-Territorium abgeschlagen. Ja nicht einmal diejenigen Teile des Landes, die ihnen vertragsmäßig erhalten blieben, bis wieder eine neue Gebietsabtretung gefordert wurde, ließ man ihnen zu ungestörtem Besitz. Vielmehr drangen trotz aller gegenteiligen Bestimmungen Trapper, Farmer und Abenteurer aller Art in das Land der Indianer ein, und so sehr sich auch gerade die Fünf zivilisierten Indianerstämme gegen diese sogenannten „Intruders“ sträubten — es half ihnen alles nichts: diese Elemente blieben bei ihnen im Lande, zogen immer mehr Weiße nach sich und trugen alles, was in ihrer Macht stand, dazu bei, daß das Land möglichst bald der Besiedelung durch Weiße ganz erschlossen wurde.

Die Lage der Fünf Stämme war um so schwieriger, als sie nach der Losreißung von ihren alten Sitzen ihr Familien- und Staatsleben von neuem zu beginnen hatten und da sie natürlich auch in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen durch die gewaltsame Verpflanzung stark zurückgekommen waren. Ihre Wohnstätten und Häuser — denn sie hatten nicht in Zelten gelebt, sondern in wohlgebauten Häusern — hatten sie hinter sich lassen müssen. Ihre landwirtschaftlichen Geräte konnten sie nur zum kleineren Teile mit in die neuen Wohnsitze nehmen. Ihre Viehherden überstanden den Transport auch nur zum Teil. Das neue Land aber war unwirtlicher und nicht von so idyllischer Schönheit als ihre alten Besitze. Und so waren sie gezwungen, den Gram über den Verlust ihres Vaterlandes im Herzen, den Weg der kulturellen Entwicklung gewissermaßen von neuem zu beginnen.

Dennoch haben sie diesen neuen Aufstieg entschlossen und energisch unternommen und haben in den wenigen Jahrzehnten seither das Menschenmögliche darin geleistet. Die starke Vermischung mit den Weißen, die sich allmählich bei ihnen geltend machte, mag manches dazu beigetragen haben. Denn von den 86 000 Köpfen, die die Fünf zivilisierten Stämme heute zählen, sind nur etwa 25 000 Vollblutindianer, 1500 sind geborene Weiße, die Indianerinnen geheiratet haben und infolgedessen in einen der Fünf Stämme aufgenommen worden sind. Fast die Hälfte aller Mitglieder der Fünf Stämme aber, 41 500 Menschen, sind Mischlinge zwischen Weißen und Indianern. Selbstverständlich ist der Vater fast stets ein Weißer, die Mutter eine Indianerin. Es wird allgemein erzählt, daß solche Ehen außerordentlich glücklich sind, weil die Indianerinnen vorzügliche sorgsame Hausfrauen sind. Der Rest von 18 000 Köpfen besteht aus Mischlingen zwischen Indianern und Negern, oder aus Vollblutnegern. Das sind die Nachkommen der schwarzen Sklaven, die sie vor der Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika hielten, und die Kinder und Kindeskinder der schwarzen Sklavinnen, die von ihren indianischen Herren Kinder hatten. Denn die Negersklaverei war unter diesen zivilisierten Indianern recht verbreitet — bezeichnend für den Umfang, in dem sie den Ackerbau betrieben.

Jeder der Fünf Stämme hatte seine eigene Verfassung behalten. Er besaß eine eigene gesetzgebende Körperschaft, eigene ausführende Beamte, einen eigenen Gerichtshof, eigene Kirchen und Schulen. Die Stämme hatten sich nur verpflichten müssen, die Oberherrschaft der Regierung der Vereinigten Staaten anzuerkennen und sich innerhalb der Grenzen der Verfassung der Vereinigten Staaten zu halten. Im übrigen aber waren sie in der Bestimmung ihrer eigenen Angelegenheiten frei geblieben und hatten von dieser Freiheit vollen Gebrauch gemacht. Wenn sie also auf der Bahn der Kultur erhebliche Fortschritte gemacht haben, so haben sie das aus freien Stücken und aus eigener Kraft getan, da der Regierung der Vereinigten Staaten irgendwelche Zwangsmittel dafür nicht offen standen. So hat sich eine Entwicklung vollzogen, wie sie von dem dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Jefferson, der an weitem Blick den meisten seiner Nachfolger überlegen war, schon vor einem Jahrhundert als wünschenswert hingestellt wurde. Denn Jefferson, der die Indianer — ganz entgegengesetzt dem späteren Brauch der Unionsregierung — als „unsere Brüder, unsere Nachbarn" bezeichnete, sprach das Wort aus: „Sowohl unsere Pflicht wie unser eigenes Interesse fordern, daß wir den Indianern die Segnungen des zivilisierten Lebens zugänglich machen und ihren Geist dazu vorbereiten sollten, daß sie nützliche Glieder der amerikanischen Familie werden."

Bis vor wenigen Jahrzehnten war jedoch in dieser Richtung nichts geschehen. Vielmehr hatte sich die Regierung der Vereinigten Staaten fast darauf beschränkt, mit den verschiedenen Indianerstämmen bis zum Jahre 1871 370 verschiedene Verträge abzuschließen, die von der einen oder der anderen Seite dann doch bald wieder gebrochen wurden — und vom Jahre 1871 an weitere 80 oder 90 „Vereinbarungen", nachdem man 1871 durch Gesetz das internationale Wort „Vertrag" für die Verhandlungen mit den Indianern abgeschafft hatte. Der erste wirkliche Schritt, um sie für das Leben der Weißen zu gewinnen, geschah 1862, als der Kongreß ein Gesetz annahm, das den Indianern den Besitz ihres Landes garantierte, wenn sie das Leben ihres Stammes aufgeben und wie die Weißen leben wollten. 1875 wurde ein weiteres Gesetz geschaffen, das mit dem Gemeinbesitz des Landes bei den indianischen Stämmen aufräumen und statt dessen dem einzelnen Indianer eine bestimmte Landfläche zuweisen wollte. 1877 wurden durch ein Gesetz Mittel bewilligt, um die Indianer zum bürgerlichen Leben zu erziehen, und 1887 ein weiteres Gesetz beschlossen, das allen Indianern das Bürgerrecht zusprach, die sich von ihren Stämmen trennen und die Lebensformen der Weißen annehmen wollten. Dieses Gesetz wurde im Jahre 1901 auch auf die Fünf zivilisierten Indianerstämme ausgedehnt, die zunächst infolge ihrer eigenen Verfassungen von jenen anderen Gesetzen nicht berührt worden waren.

Vom Jahre 1789 bis zum 30. Juni 1906 hat die Regierung der Vereinigten Staaten nicht weniger als 420 Millionen Dollars (mehr als anderthalb Milliarden Mark) „für die Indianer" ausgegeben. Schade nur, daß der größte Teil dieser Summe für Indianerkriege draufging! Was für kulturelle Zwecke ausgegeben wurde, ist zum überwiegenden Teil für die nicht zu den Fünf zivilisierten Stämmen gehörigen Indianer bewilligt worden, weil die letzteren eben auch ohne äußere Hilfe in der Kultur Fortschritte machten.

Von den 275 000 heute noch in den Vereinigten Staaten lebenden Indianern tragen gegen 116 000 europäische Kleidung, 44 000 andere kleiden sich zuweilen europäisch, zuweilen aber in ihre alten Trachten, und nur 29 000 tragen sich ganz nach ihrer Väter Weise. Die 86 000 Mitglieder der Fünf zivilisierten Indianerstämme endlich kleiden sich selbstverständlich schon seit langem nur europäisch. Während von den 189 000 nicht zu diesen zivilisierten Stämmen gehörigen Indianern nur 40 000 der christlichen Kirche angehören, bekennen sich sämtliche 86 000 Mitglieder der Fünf zivilisierten Stämme zum christlichen Glauben. Ihre Schulen erzielen gute Resultate, — im Fußballspiel schlägt ihre Mannschaft nicht selten die amerikanische — ja die Fünf Stämme haben den Weißen sogar die Formen ihres politischen

Lebens abgesehen. Offenbar haben sie ihre Stammesversammlungen aus früherer Zeit mit den parlamentarischen Formen der Amerikaner erfüllt und wissen heute damit so gut Bescheid, daß ihr Aufgehen in dem Leben der Weißen auch nach dieser Richtung keine Schwierigkeiten bietet.

Was aber auf die Fünf zivilisierten Indianerstämme den stärksten Zwang zur Annahme der Lebensformen der Weißen ausgeübt hat, das ist das allgewaltige Nivellierungsmittel der modernen „Zivilisation“: die Eisenbahn. Als im Jahre 1875 der erste Pfiff einer Lokomotive der „Missouri-, Kansas- and Texas“-Bahn im Indianer-Territorium erklang — nachdem die Indianer wohl oder übel die Durchlegung eines Schienenstranges hatten gestatten müssen, um eine abgekürzte Verbindung des Nordostens mit Texas zu ermöglichen —, da war das Schicksal ihrer selbständigen Organisationen besiegelt. Denn nun konnte es nur eine Frage der Zeit sein, daß immer mehr weiße Ansiedler und Geschäftsleute ins Land strömten, und daß alle die Licht- und Schattenseiten, aus denen sich unsere Zivilisation in so buntem Gemisch zusammensetzt, schnell ihren Einzug hielten. Und so geschah es denn wirklich. Natürlich blieb es nicht bei der ersten Eisenbahn — bald setzten mit Hilfe eines nicht mißzuverstehenden Druckes der Regierung auch die „St. Louis and San Franzisko“-Bahn, dann die „Chicago and Rock Island“-Bahn, ferner die „Oklahoma, Choctaw- and Gulf“-Bahn und wie alle die folgenden Eisenbahnen hießen, durch, daß man ihnen die Legung von Geleisen und die Erbauung von Bahnhöfen im Indianer-Territorium gestattete. Die Entstehung kleiner, dann immer wachsender Eisenbahnstädtchen war die erste Folge. Die Abreißung der größeren westlichen Hälfte des damaligen Indianer-Territoriums als besonderes Oklahoma-Territorium im Jahre 1889 war die weitere Folge. Das Indianerland wurde dadurch (siehe die oben angegebenen Zahlen) auf weniger als die Hälfte verkleinert. Jede Schiene, die im Indianer-Territorium gelegt wurde, brachte sein endgültiges Geschick näher heran. Und heute, wo im Indianer-Territorium 1500 englische Meilen (gegen 2300 Kilometer) Schienenstränge liegen und weitere 1500 Kilometer geplant sind, ist es mit der Selbständigkeit des Indianer-Territoriums endgültig vorbei. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat auf die Fünf zivilisierten Indianerstämme so lange und so energisch eingewirkt, bis diese sich zur Auflösung ihrer alten Organisationen entschlossen, um nun ganz in dem Staatswesen der Weißen aufzugehen.

Vielen Mitgliedern der Fünf Stämme wird diese Auflösung ihrer Stammesorganisationen ein bitteres Gefühl verursacht haben. Recht wohl gefühlt haben sie sich in der Nachbarschaft der Weißen, deren Vorfahren ihre eigenen Väter so ungerecht behandelt haben, nie. Vor einigen Jahren wurde daher auch berichtet, daß eine große Auswanderungsbewegung unter den Indianern der Fünf Stämme im Werke sei, da ihnen die mexikanische Regierung in den Staaten Chihuahua und Oaxaca geeignete Wohnsitze angeboten habe, weil sie sie als Kolonisten zu gewinnen wünschte. Aber diese Auswanderung hat (soviel mir bekannt ist) nur in beschränktem Maße stattgefunden, weil den meisten Mitgliedern der Fünf Stämme doch ihre Wohnsitze und ihre häuslichen Besitztümer zu lieb waren, als daß sie sie durch eine Auswanderung ohne dringende Not verlieren mochten. So sind denn die meisten von ihnen im Lande geblieben, wo sie entweder auf ihren Farmen auf dem Lande oder in ihren Städten Ardmore, Muscogee, South McAlester, Tahlequah, Coalgate, Chickasha, Wewoka, Tishomingo und wie sie sonst heißen mögen, leben.

Der Zweck der Auflösung der Fünf zivilisierten Indianerstämme war der, alle Beschränkungen für die Weißen des Territoriums, die bereits seit der Volkszählung des Jahres 1890 die Indianer an Zahl erheblich übersteigen, fallen zu sehen. Betrug doch die Gesamtbevölkerung des Indianer-Territoriums schon 1890 180 000 Köpfe, 1900 sogar 392 000 Köpfe, wovon wie gesagt nur 86 000 den Fünf Stämmen angehören. Unmittelbar nach der nun erfolgten Auflösung der Fünf zivilisierten Indianerstämme ist dann die Wiedervereinigung des Indianer-Territoriums mit dem Territorium Oklahoma erfolgt, und die beiden Landflächen



zusammen sind nun als Staat Oklahoma organisiert worden, der dann als jüngster Staat in die Union aufgenommen worden ist und ihr Sternenbanner mit einem weiteren Stern bereichert hat. Die Bevölkerung des neuen Staates beträgt jetzt etwa anderthalb Millionen Köpfe, aber sie steigt so schnell, daß sie, wie man erwartet, schon bei der Volkszählung dieses Jahres zwei Millionen erreicht haben wird. Die gegenwärtige Bevölkerung dieses Staates ist übrigens sechsmal so groß wie die Bevölkerung irgend eines anderen in die Union im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgenommenen Staates, zur Zeit als er zugelassen wurde. Das Eisenbahnwesen entwickelt sich so außerordentlich rege, daß behauptet wird, ein Drittel aller neuen Schienenstränge, die im 20. Jahrhundert in den Vereinigten Staaten gelegt wurden, seien innerhalb Oklahomas oder des Indianer-Territoriums gebaut worden. Der Wohlstand der Bevölkerung in dem neuen Staate soll ein besonders großer sein, denn man hat allmählich entdeckt, daß das Land nicht so unwirtlich und unergiebig ist, als man seinerzeit annahm, da es als Indianer-Territorium bestimmt wurde. Vielmehr wird jetzt in einzelnen Teilen des Staates Weizen und alles mögliche andere Getreide gebaut, in anderen Baumwolle gezogen, wieder in anderen sind Kohlen-Bergwerke angelegt, reiche Petroleumquellen sind erschlossen; und das Zutrauen, das die Bewohner des Staates Oklahoma zu der Möglichkeit seiner wirtschaftlichen Entwicklung haben, läßt nun schon gar nichts zu wünschen übrig.

Daß der Einfluß der indianischen Bevölkerung in dem neuen Staate Oklahoma übrigens doch hier und da zu spüren sein wird, das zeigt die Tatsache, daß von den beiden Senatoren, die der Staat auf Grund der Verfassung der Vereinigten Staaten in den Bundessenat zu entsenden hat, der eine ein Cherokesen-Mischling ist. Es fließt zwar in seinen Adern nur ein Achtel indianischen Blutes, aber er war eines der einflußreichsten Mitglieder der Fünf Stämme, bevor ihre Stammesorganisationen aufgehoben wurden. Auch hat der neue Staat, zum Teil wohl um die kulturellen Verdienste der Fünf Stämme anzuerkennen, in seinem Siegel eine Reihe von Emblemen angebracht, die sich auf die Indianer beziehen. Ein siebenzackiger Stern ist dem alten Siegel der Cherokesen entnommen, die Chickasaws sind durch einen Krieger mit Bogen und Schild dargestellt, die Creeks sind durch eine Weizengarbe und einen Pflug vertreten, die Choctaws durch einen Tomahawk, einen Bogen und drei Pfeile, und die Seminolen endlich durch ein Dörfchen — und eine kleine Fabrik neben einem See, auf dem ein Indianer in einem Kanoe rudert.

So gemahnt denn heute an die Fünf zivilisierten Indianerstämme äußerlich im Staatsleben der Vereinigten Staaten nur noch das Siegel des neuen Staates Oklahoma. Die Auflösung der Fünf Stämme ist ohne Schwierigkeiten irgend welcher Art erfolgt, denn diese Indianer, die schon aus eigener Kraft gezeigt haben, daß sie den Weg der Zivilisation erfolgreich zu beschreiten vermögen, sind mit bestem Willen und ohne Vorbehalt Glieder des großen Gemeinwesens der weißen Männer geworden, in das sie nun restlos aufgenommen sind

Dr. Ernst Schultze-Großborstel



Ludwig Richter als Zeitprediger

Nach dem Maße unsrer Liebe werden wir in der geistigen Welt bemessen. Das ist die Grundoffenbarung aller großen Religionslehrer: schon des Buddha und Laotse. Vor allem offenbarte dies Christus. Monumental steht in unsrer religiösen Literatur das dreizehnte Kapitel an die Korinther; im deutschen Märchen wird das reine Gemüt als das Höchste gepreisen; von Schiller wurde mit wachsender Reife immer mehr der Kindersinn und die schöne Seele als Ziel der inneren Entwicklung erkannt; und Goethe bittet die Gottheit um ein reines Herz und große Gedanken. Es ist ja so billig und bequem, zu verletzen; und es

ist so schwer, verstehend aufzubauen! Eine flott herunterreißende Kritik — wie effektvoll! Ein geduldiges Nachzeichnen und feines Beraten — wie mühsam, aber auch wie vornehm! Muß es auch in der künstlerischen und religiösen Welt Henker geben? Mag sein. Aber die Henker galten im Mittelalter als „unehrlich“ und wohnten außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft.

Diese Gedanken wurden mir durch eine Betrachtung von W. Lentrodt im „Tag“ angeregt: „Was Ludwig Richter in uns bewegt“. Darin heißt es sehr beherzigenswert: „Nach der Zeit des Naturalismus befindet sich unsre Kunst auf der Vagabondage durch alle Kulturen. Wo kehrt man nicht alles ein! Bei Griechen und Barbaren, Primitiven und Dekadenten, Mystikern und Satanisten. Man fühlt sich in alles ein; man kostet alles aus. Oder man reist in der Welt umher, zu sehen, zu lernen, seine Leere zu vergessen oder zu füllen, und sucht, sucht das, was man nicht besitzt, und kehrt zurück, reich und beladen, besonders mit Photographien — und doch, wie es sich bald zeigt, arm, arm an dem einen, was not tut. Die Wurzellosigkeit, die innere Sterilität unserer Künstler bringt nichts zur Blüte, zur Reife, treibt nur immer neue Ansätze, kurze neue Triebe, die schnell verkümmern; man erschöpft sich in Versuchen und Experimenten. Kein Mensch hat heute Zeit; keiner kann warten, aus Angst, zu spät zu kommen. Und der Grund? Weil ihn innerlich nichts hält, nichts zwingt, weil in ihm nicht jene unerbittliche Macht waltet, die den Schaffenden dann erst entläßt, wenn das Werk in allen seinen Beziehungen in gesättigter Fülle feststeht.“

Dann wirft der Verfasser die Frage auf: „Worin und woraus soll heute der starke Baum wachsen, unter dessen Zweigen man sich niederlassen möchte zur Ruhe, zur Erquickung, zur Sammlung, zur Welt- und Innenschau? Aus der anarchischen Skepsis der Intellektuellen? Auf dem durch Raubbau ausgesogenen Acker der Wissenschaft? In den Ziergärten und Treibhäusern der Ästheten? Auf dem Moorboden der Neureligiösen? Wer darf sich heute religiös nennen, wer sich zu Gott bekennen? ... Heute ist Kunst, wenn es hochkommt, eine kleinpersönliche Angelegenheit, ohne Echo im Volke. Was ist Volk? Heute gibt es nur Publikum“ ...

So kommt der Verfasser zu Ludwig Richter. „In dieser Zweifelstimmung vor Ludwig Richter geführt, steht man seltsam bewegt und tief ergriffen, erst zwiespältig befremdet und angeheimelt, dann aber immer mehr hingegeben, bezwungen, sanft überwältigt, schließlich mit schwingender Seele, in heller Fröhlichkeit.

Wie sein Garten blüht! Bauernblumen, Blumen für das Volk, nicht für ein Publikum; Obstbäume, und die Vögel singen in ihren Zweigen; vor der Tür seines Häuschens lärmen die Spatzen; und über die Mauer hin sieht man weit in die Lande, auf grünende Flur, auf reifende Saat, über Hügel in den Wald: Lerchenmorgen, Abendfrieden, feierliche Nacht.

Wundervoll, sagt man alle Augenblick, wie man die Blätter wendet. Dieser Spießbürger in Schlafrock und Pantoffeln war ein Sonntagskind. Sonntagskinder müssen wiederkommen unserer Alltagsmenschheit. Ihm gab's der Herr im Schlafe, so scheint es; er hatte es leicht. Seine Kunst ist so voll Festfreude, Liebesglück, Familienglück, Kinderglück; und wo sie Leid kündet, ist es die Trauer edler, gesetzter Menschen, denen ihr Glauben Trost spendet, wenn ihnen der Tod ein Liebes aus ihrer Mitte gerissen. Bei Richter tritt der Fachmann ganz zurück: es ist alles Leben. Man spricht vor ihm nicht von Technik und Handwerk: es ist da, es lebt, es ist köstliche Realität.

Seine Kunst hat nur geringen Umfang; er bewegt sich immer im selben Kreise und ist doch ein Spezialist. Sein Bezirk ist eben ein kleines Königreich, eine Welt für sich, ein Beschränktes, aber ein Ganzes, ein Kreis mit einem lebendigen Zentrum, von dem die Bewegung, alle Wärme, alle Kraft, das Ganze erfüllend, ausstrahlt: dies Zentrum, diese Sonne, die nie untergeht, ist das warme Herz, das Gemüt: die Liebe.

Hier hört man zwar nichts vom wuchtigen, gewalttätigen Schritte der Titanen, nichts vom Prometheischen und Faustischen, nichts von der erschütternden Tragik heroischer Schicksale. Man schaut weder in allberauschten Überschwang, noch in die chaotischen inneren Flutungen

und aufklaffenden Abgründe der menschlichen Seele. Und doch rührt diese ländliche, kleinstädtische Idylle an alles Menschliche in Freud und Leid, und im kleinen nehmen wir teil an der Welt Lauf. Alle Dinge werden wiedergespiegelt von dem im Feuer der Liebe geläuterten goldigen Gemüt eines weltinnig Befriedeten.

Und das seltenste: Richters Kunst ist wurzelecht; gewachsen auf heimatlichem Boden, wurzelnd in der geistigen Überlieferung seines Volkes, im deutschen Christentum, in der deutschen Sage, im deutschen Märchen und Volkslied, in der besten deutschen Dichtung: keine Schnittblumen, keine Treibhauszucht, sondern wurzelechtes Dauergewächs.

Wird nicht das Beste in uns und was nach lauterer, geklärter Tiefe verlangt, vor Ludwig Richter wieder zum Kind? — ‚Und er herzte sie' ... Ist es nicht so, als sähe man zwischen Sternen in der Nacht den Himmel offen? Streift uns nicht, und wäre es nur für einen Augenblick, ein seliger Atem, ein Hauch aus höheren Sphären? Kinderaugen, Kinderfragen ... Den Höhepunkt sollte meine Predigt aber mit dem ‚Lobe des Weibes' aus den Sprüchen Salomonis erreichen, dem der Künstler eins seiner schönsten Blätter gewidmet hat: ‚Wohl dem, dem ein tugendsames Weib beschert ist! Die ist viel edler denn köstliche Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen. Sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang ... Sie strecket ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel ... Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reichet dem Dürftigen ... Und auf ihren Lippen sind holdselige Worte' ... Wie unmodern solch ein Hymnus! Unseren Tagen wie fremd solche Laute! Wer glaubt daran?"

Und Lendrodt schließt seine warmherzigen Betrachtungen mit folgenden Sätzen:

„Ausklingen sollte meine Predigt in den Worten: ‚Die Liebe aber höret nimmer auf, die Liebe, die da stärker ist als der Tod'. An dieser Liebe war Richter reich im Leben wie in seiner Kunst. Es kommt bei ihm alles vom Herzen und geht zu Herzen. So seine Frömmigkeit. Da ist nichts von Dogmen, Konfessionen. Wir glauben, reine Naturlaute zu hören. Ein Katholizismus, gleichsam in die Natur zurückübersetzt. Seine religiöse Andacht hat nichts Schwächliches, Schwindsüchtiges, Nazarenerhaftes, Romantisches. Seine Frömmigkeit ist kein Bankrott, sondern Gemütskraft, Seelenstärke, Zucht, Schönheit. Ohne Zucht keine Schönheit in geistigem Sinne ... Vor allem Muckertum wie allem Schwarmgeistigen bewahrt ihn schon sein Humor, der oft sehr irdisch ist, und sein Familiensinn. Unerschöpflich ist er in humoristischen Kinder- und Familienszenen. War er doch selbst ein glücklicher Familienvater, der diese pfiffigen kleinen Helden und Hemdenmätze, diese schelmischen kleinen Puppenmütterchen kannte und liebte. Wie rührend sind jene Blätter, die er seinen Kindern gewidmet hat, z. B. ‚Begegnung im Korn' mit den Worten: ‚Meinem lieben Heinrich zum heiligen Christfeste von seinem treuen Vater'. Oder das wundervolle Blatt ‚Marthens Fleiß, Mariens Glut, schön wie Rahel, klug wie Ruth, ist Mägdleins bestes Heiratsgut' mit der Unterschrift: ‚Als Anfang eines Albums bringt dies Blatt seiner lieben Agnes ihr treuer Vater'. Diese Herzlichkeit bringt er auch seinen Freunden und Bekannten entgegen. So wenn er zu einer silbernen Hochzeit gratuliert und eine Zeichnung schickt, worauf ein kleiner, dicker Junge zu sehen ist, der einen schönen Rosenstrauß in seinen Patschhänden hält und verlegen einen Gratulationsspruch herzusagen scheint. Richter hat unter das Blatt geschrieben: ‚Liebes, teures Jubelpaar! Die ersten silbernen Fünfundzwanzig habt Ihr glücklich miteinander zurückgelegt. Nun schenke Euch Gott noch fünfundzwanzig goldene! Vivat, und vivat noch einmal, so laut ich kann, ein Vivathoch! Von Eurem L. Richter.' Der liebe Mensch, diese Seele von einem Menschen, dies schlichte, warme, liebevolle Herz! Er möchte alle Welt beschenken und fröhlich machen. Er möchte beglücken, Tränen trocknen, durch Tränen lächeln machen. Er möchte blinde Augen, die Augen der Arbeitssklaven, von hoch und niedrig, der Glücks- und Goldjäger, sehend machen und ihnen die schöne Welt zeigen, die schöne, reiche Welt draußen und drinnen. Er möchte mit Johannes allen zurufen: ‚Kindlein, liebet euch untereinander!'"

L.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Und die sittliche Idee?

Bekanntlich gibt es nicht einmal zwei gleiche Sandkörner am Meeresstrande oder zwei Menschen, die leiblich oder seelisch gleich sind. „Alles sei ungleich und strebe sich auszugleichen!" Das ist wohl das wichtigste Gesetz in der materiellen Ewigkeit und Unendlichkeit. Also der Kampf mit dem Ziele der Harmonie. Und, ach! es ist noch alles so unharmonisch im Menschengetümmel.

Gegenwärtig sind die meisten Menschen so unheimlich aufgeklärt, daß selbst begabte Gelehrte öffentlich zu verkünden wagen, nur in dem Stäubchen Mensch sei ein leitender Geist tätig; im übrigen regele sich in dem Weltenraum alles nach geistlosen Gesetzen. So weit sind wir in der Aufklärung gekommen!

Heftiger denn je wogt der Kampf um Jesu. Wohl gab es den zu allen Zeiten; aber während er früher auf die Kreise beschränkt blieb, die auf den Kampf um große Fragen vorbereitet und darin geübt waren, wird er jetzt planmäßig in die Massen getragen. „Alles mit Hilfe der Massen", — das ist die allerneueste Weisheit!

Nun gut, das mag wohl das geistlose Spiel der Atome so mit sich bringen; aber ist es nicht doch mindestens bedenklich, daß geistvolle Menschen, die sich so unsäglich viel auf ihr bißchen Geist einbilden, in dem Wahne (jawohl: Wahn!) leben, die Massen ließen sich ohne eine große, über den Erdentrödel hinausragende Idee regieren und könnten ohne diese glücklich sein?

Selbst die Menschen, die von einem ehrlichen Gottesglauben beseelt sind und fest daran glauben, daß sie dereinst von dem Weltenrichter für ihr irdisches Tun und Treiben zur Verantwortung gezogen werden, stehen so sehr im Banne egoistischer Triebe, daß sie mehr — bewußt oder unbewußt — auf ihr eigenes Wohl und Wehe bedacht sind als auf das der Massen. Und da sollten diejenigen, die nichts anderes als das Erdenleben und ihren eigenen Geist, den Menschengeist gelten lassen, nur dem Wohle der Massen leben wollen und können?

Von den letzten Fragen wissen wir heute ebensowenig wie vor Jahrtausenden. Wohl aber wissen wir, wissen viele Menschen aus eigener Erfahrung, daß das Wissen ohne Glauben auf die Massen wirkt wie Salzwasser auf den Durstigen; und wir wissen auch, daß der Mensch auf der Spitze des Wissens entweder doch irgend etwas glauben oder — verzweifeln muß.

Es gedeiht nichts ohne den Glauben. Sei es Kunst, Wissenschaft, gewöhnliche Alltagsarbeit, — es ist alles schal, öde, glanz- und zwecklos, wenn es nicht vom Glauben getragen wird, von einem Glauben, der über das Wissen hinausreicht und von der Prinzessin Phantasie

geführt wird, von der Göttin, für die es weder Raum noch Zeit noch irgend eine andere Schranke gibt. —

„Alles für die Massen und durch die Massen", — das ist der schlaue Grundsatz, womit manche schlauen Menschen die Menschheit beglücken wollen. Seit er modern ist, gedeiht jedoch nichts mehr. Oder stehen etwa Kunst und Literatur in Blüte? Oder sind etwa wenigstens die reichen oder gesellschaftlich hochstehenden Menschen glücklich und zufrieden? Nein, alle werden von Unrast gepeinigt; und wenn sie auch immer an reich besetzten Tafeln sitzen und ihnen alle Herrlichkeiten dieser Erde zu Gebote stehen, sie können den Seelenhunger nicht bannen.

Kein besonnener Mensch will die Freiheit der Wissenschaft auch nur im geringsten beschränken; aber gerade von ihr muß man verlangen, gebieterisch verlangen, daß sie sich auf das beschränkt, was sie beweisen kann. Sie tut das jedoch nicht; sondern Männer von gelehrter Bildung scheuen sich nicht, das als lautere Wahrheit in die Massen zu tragen, was die Weisen aller Zeiten als ewige Rätsel bezeichnet haben.

Du sinniges, treues und edles Volksgemüt, wie arg wird dir mitgespielt, wie streift man dir den Blütenstaub ab und ersetzt den durch öden Staub! Ich muß bei dem schnöden Tun immer denken: „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte".

Alles für das Volk, gewiß; aber jeden, der das Volk beglücken will, sollte man fragen: und die sittliche Idee?

Aug. Flemming



Ein anderes Wort zum Kölner Karneval

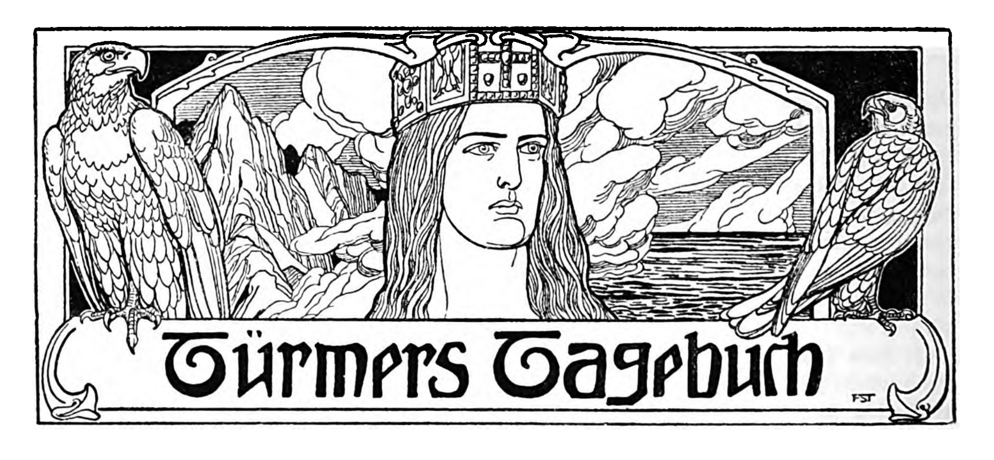
(Siehe Heft 8, XIII. Jahrg.)

Der Herr Verfasser des Artikels im Maiheft ds. Js. scheint den ganzen Karneval nur von der Straße aus betrachtet zu haben und urteilt nun nach dem, was er auf der Straße gesehen hat. Er hat nicht den Karneval erlebt, nicht entstehen sehen. Er hat nur, um mich bildlich auszudrücken, den Ausbruch des Vesuvs, die Lava, gesehen, nicht das Werden, das Brodeln im Kessel, nicht die Vorbereitungen, nicht die Seele, das Triebrad des Karnevals. Der Pöbel auf der Straße ist immer roh, das war er früher, das ist er jetzt, und mancher wird von der schreienden, tobenden Masse mitgerissen, der im gewöhnlichen Leben ein ganz anständiger Kerl ist. Dazu ist der eigentliche Rheinländer harmlos und leichtlebig gemütlich. — Der betreffende Herr kennt auch nicht „den großen" und den „kleinen Rat". — Mit dem 1. November beginnen die Sitzungen desselben, und damit ist die Saison für den Karneval eröffnet. Es beginnt nun eine Flut humoristischer Reden aus der „Bütt" (Tonne) in verschiedenen Lokalen und Gesellschaftsklassen. Jede Vereinigung hat ihren Karnevalsredner aus der „Bütt". Wer je Gelegenheit gehabt hat, diese „Krätzer" zu hören, schon die Sprache des Kölnischen Volkes ist so urdrollig, daß sie unwillkürlich zum Lachen reizt, der wird sich sagen müssen, daß eine Fülle von Humor in dem Völkchen steckt. Aus diesen Reden und Sitzungen heraus entwickelt sich nun allmählich der Karnevalszug am Rosenmontag. Dieser Zug ist nun kein historischer Festzug irgend einer Jahrhundertfeier, mit nötigem Pomp und Glanz, nein, er ist, was er sein soll, eitel Narretei und demgemäß ausgestattet. Die Rolle des Prinzen Karneval ist sehr begehrt, kann aber nur von einem reichen Manne gegeben werden, da sie zu kostspielig ist. Derselbe muß sich am Abend vor dem Rosenmontag in einem Hotel einlogieren, hier wird ihm ein Ständchen gebracht, wenn ich nicht irre auch ein Fackelzug. Außerdem ist der Anzug kostbar, dazu die Geschenke, die er auf dem Maskenball zu verteilen hat, die Süßigkeiten, die er unter das Volk wirft usw. Diese Rolle drei Tage und drei Nächte zu spielen, ist keine Kleinigkeit. Die Lokale und Schenkwirtschaften sind von kostümierten Leutchen stoppenvoll.

Die besseren Häuser geben vorher Karten aus, so daß man seinen Platz gesichert hat, sonst ist gar kein Hineinkommen. Stundenweise werden sie auch geschlossen, namentlich wenn der Andrang zu groß wird. Toll genug geht's drinnen her, Ausgelassenheit hat einen Freibrief, eigentliche Roheiten aber habe ich nicht erlebt. Der leichtherzige Rheinländer versetzt Öfen und Betten, um nur den Karneval mitmachen zu können. Er vereinigt in seinem Volkscharakter das gemütliche Deutsch- und Holländertum mit dem Esprit des Franzosen. Wer nach Köln zum Karneval reist, darf nicht mit kaltem Blute zum Beobachten und Kritisieren kommen. Er muß sich Kölner Freunden anschließen, die den Rummel kennen, muß Stimmung mitbringen, toll sein wollen.. „Jeck, lat denn Jeck elans", ist die Losung, d. h. Narr, laß den Narren gehen. Wehe dem Mägdelein, das bei einem geraubten Küßchen das Mäulchen verziehen wollte, gleich würde sie von einem Dutzend Narren umringt und geküßt sein. Pflegen doch die Gesellschaften nach einer durchschwärmten Karnevalsnacht küssend auseinanderzugehen. Das ist Karnevalsrecht! Wer dächte nicht mit Vergnügen an das leckere Karnevalsgebäck „Mutzen und Mändelchen" zurück? Offene Türen überall, sind doch die guten Sachen alle in Sicherheit gebracht. In den geschlossenen Gesellschaften finden die Maskenbälle statt und höchste Ehre, wo Prinz Karneval mit Gefolge sein Erscheinen zugesagt hat. Was nun aber der betreffende Schreiber des Artikels „Der Kölner Karneval" eigentlich sich unter dem Wort „Lasterhaftigkeit" gedacht hat, verstehe ich nicht. In diesem Menschenknäuel und in dem Tumult kann doch wohl keiner Lasterhaftigkeit üben, ich wenigstens wüßte nicht, welcher Art die sein sollte? Höchstens trinkt einer zuviel und sucht sich ein stilles Plätzchen, um wieder auf die Beine zu kommen. Selbst eine ernste oder scherzhafte Prügelei endet meistens mit Gelächter, der Karneval gleicht alles aus und übelnehmen gibt's nicht. Ich habe langjährig in Köln gewohnt, Verwandte sogar 20 Jahre, über grobe Ausschreitungen oder Exzesse ist mir nie was zu Ohren gekommen. Ich weiß daher nicht, ob es recht wäre, wie der betreffende Herr meint, einem Volke, das so mit Charakter, Eigenart, Religion und Wesen mit dem Karneval verwachsen ist, solch ein historisches Volksfest nehmen zu wollen? Es hängt an dem Karneval wie an seiner Religion. man würde es im Innersten verletzen. „Kölner Kind und nicht mitmachen?" sagt die kölnische Frau und zieht, entrüstet über diese Zumutung, ihren Sprößlingen das Narrenkleid an. Ich meine, es gibt viel schlimmere Dinge in der Welt, die abgeschafft werden müßten, als der ausgelassene, tolle, aber harmlose Karnevalsjubel von Köln.

E. P.





Deutscher Idealismus · Das Recht und Unrecht der Nationalitäten

Sollte wirklich der deutsche Idealismus wieder zu Ehren kommen? — „Es gehörte zur Größe Bismarcks", schreibt Erich Schlaikjer in der „Welt am Montag", „daß er ein politischer Realist war. Der Umstand aber, daß er in kluger Weise mit den politischen Machtfaktoren zu rechnen wußte, hat in den Köpfen banausischer Bewunderer einen politischen Materialismus geschaffen, der so widerwärtig wie öde ist. Wenn irgendein deutscher Gelehrter wohlerwogene Ansichten etwa über die Arbeiterbewegung vorträgt, glaubt der Mann des ‚praktischen Lebens' gleich mit einem Lächeln bei der Hand sein zu dürfen. Hat der Mann eine Fabrik? Nun also, dann soll er doch gefälligst den Mund halten. Daß man zu einem richtigen historischen Urteil am leichtesten kommt, wenn man k e i n e Fabrik hat, daß man eine Sachlage am objektivsten überschlagen kann, wenn man n i c h t interessiert ist, das ist dem Mann des ‚praktischen Lebens' zwar geläufig, wenn er vor Gericht steht, wenn er aber andere vor seinen politischen Richterstuhl fordert, ist es ihm nicht mehr geläufig. Es ist in weiten Kreisen des Volkes leider die Meinung verbreitet, daß in der Politik nur der nächstliegende platte materielle Vorteil zu entscheiden habe, und die Zeit ist dieser Meinung so günstig gewesen, daß man sich ihrer nicht mehr schämt, wie es ehedem Sitte war, sondern vielmehr mit ihr als mit der allerneuesten politischen ‚Aufklärung' prunkt. Die antisozialen Krämer schätzen in Bismarck nichts so sehr, als den Umstand, daß er kein Idealist gewesen sei, woraus sie glauben schließen zu dürfen, daß er ihrem öden Materialismus die historische Weihe gegeben habe. Wer in einer Volksversammlung eine politische Handlung als unwürdig zurückweist, weil sie sich mit den Traditionen der deutschen Kultur nicht verträgt, läuft Gefahr, vom rohen Pöbel niedergelacht zu werden. Deutsche Kultur? Der Mann hat die politische Weisheit nicht begriffen, die darin gipfelt, daß man sich vor allen Dingen die eigenen Taschen zu füllen hat. Nun wollen wir unsererseits den Herrschaften gern einräumen, daß sie diese Weisheit auf dem Effeff begriffen haben, damit aber sind wir mit unseren Einräumungen auch zu Ende. Es kommt in der Politik zwar auf die Machtfaktoren

und auf den Vorteil an, immer aber auf die historischen Machtfaktoren und auf den nationalen Vorteil. Den Sinn für diese beiden aber kann man gar nicht sicherer verlieren, als wenn man sich dem rohen, schäbigen, dummen, widerwärtigen Materialismus ergibt, der viele Bismarck-Anbeter und einzelne Bismarck-Organe auszeichnet. Der deutsche Idealismus, den sie mit einem Idiotengrinsen glauben ablehnen zu dürfen, ist in Wirklichkeit eine der sichersten Garantien, die es für die historische Existenz des deutschen Volkes überhaupt gibt.

Um die nationale und wirtschaftliche (jawohl, wirtschaftliche!) Bedeutung des Idealismus nachzuweisen, sei es mir gestattet, von dem historischen Beispiel des dänischen Bauernaufschwungs auszugehen. Ich habe einmal diesen Aufschwung am dänischen Bauern meiner nordschleswigschen Heimat miterlebt, und zum anderen zeigt gerade er die Bedeutung des Idealismus so klar, wie ihn nur ein Schulfall zeigen kann. Auf den dänischen Bauernhochschulen, die die geistigen Zentren der ganzen Bewegung bildeten, wurde von vornherein alles Materielle streng ausgeschlossen. Was hätte wohl näher gelegen, als den Bauernhochschulen einen landwirtschaftlichen Fachunterricht anzugliedern, zumal in einer Zeit, in der der Bauer zu neuen, intelligenteren Betriebsformen übergehen mußte? Die dänischen Bauern haben dieser Versuchung widerstanden; wer auf die Bauernhochschulen kam, sollte kulturellen Gewinn holen wollen, lediglich kulturellen Gewinn durch Versenkung in die nationale Geschichte und in die nationalen Literaturdenkmäler; wer das nicht wollte, sollte lieber fern bleiben. Wie es kein Examen zu bestehen gab, so gab es auch keine materiellen Vorteile zu holen. Und siehe da: gerade dadurch, daß die Bauern den materiellen Vorteil ausschlossen, haben sie den materiellen Vorteil in der Potenz erreicht. Obwohl in Dänemark der Besuch der besonderen landwirtschaftlichen Fachschulen verhältnismäßig gering ist, verbreiten sich in keinem Lande der Erde die wirtschaftlichen Fortschritte so schnell wie hier. Von den Bauernhochschulen aus sandte die Kultur ihre Ströme durch das Land, und wo diese Ströme hindurchgeflossen waren, blühte das kulturelle Leben auf. Das kulturelle Leben aber führte zu Versammlungshäusern, in denen ein reges Vortragsleben pulsierte. Es verbreitete und veredelte die Provinzpresse, es verbreitete und veredelte auch die landwirtschaftlichen Fachzeitungen, die mit einem ganz anderen geistigen Niveau rechnen konnten. Wenn nun neue wirtschaftliche Betriebsfragen auf der Tagesordnung standen, gingen sie sofort in alle diese neugeschaffenen Adern des kulturellen Volkslebens ein, wurden diskutiert und verbreiteten sich mit einer Schnelligkeit, die in anderen Ländern berechtigtes Staunen erregte. Als die Bauernhochschulen das Materielle ausschlossen, sicherten sie sich eine Schülerschar, die aus noblen Motiven kam, sie machten das Land kulturell stark und gerade dadurch auch wirtschaftlich so stark, wie es auf rein wirtschaftlichem Wege nie geworden wäre. Die einmal geschaffene kulturelle Kraft erledigte spielend die rein wirtschaftlichen Aufgaben und setzte sich dazu noch selber in wirtschaftliche Energie um. Die starke Enthaltsamkeitsbewegung wäre ohne den kulturellen Geist der Bauern nie zustande gekommen; sie war in weiten Kreisen rein kulturellen Ursprungs, führte aber starke wirtschaftliche Ersparnisse und Vorteile mit sich. Die rein wirtschaftliche Tätigkeit ermüdet

wie jede einseitige Anspannung den Geist; das reiche kulturelle Volksleben aber verjüngte die erschöpften Kräfte wieder wie durch ein Bad. Die rein wirtschaftliche Tätigkeit führt zu Spezialisten des Erwerbs und des persönlichen Vorteils, denen alle höheren Gesichtspunkte verloren gehen; ohne höhere Gesichtspunkte aber, ohne Idealismus hätten die mächtigen wirtschaftlichen Organisationen des dänischen Bauern gar nicht entstehen können. Und wo hätte das Verständnis für den geistigen Idealismus herkommen sollen, der den Bauernbetrieb wissenschaftlich erforschte und erwog, wenn man nicht selber vom Idealismus ausgegangen wäre?

Wenn die deutsche Industrie aus lauter Wirtschaftsmenschen, aus lauter Geldmenschen bestünde, wäre sie zum Tode verurteilt. Die Geldmenschen verstehen sich selbstverständlich ausgezeichnet auf das Zusammenscharren, aber jede technische Erfindung, jeder technische Fortschritt hat kulturellen Idealismus zur Voraussetzung. Ein Volk, in dem der kulturelle Idealismus stirbt, hat keine Möglichkeit der Erholung mehr... Der Umstand, daß überall im deutschen Lande ein fröhlicher kultureller Idealismus blüht (der nebenher auch der augenblicklichen theatralischen Lumpenwirtschaft in Berlin ein Ende machen wird), gibt unserer Heimat, trotz der schrecklichen politischen Rückständigkeit, ein starkes und in letzter Instanz wahrscheinlich entscheidendes Übergewicht über England, wo das öffentliche Leben im Sport verroht ist. Man kann sich irgendeinen raffgierigen Stamm denken, der in ein Land einbricht, um sich mit unanständiger Hast die Taschen zu füllen. Staatenbildende Völker aber können ohne Idealismus nicht bestehen, und wir sollten uns darum endlich daran gewöhnen, von dem deutschen Idealismus als von einem riesenstarken wirtschaftlichen Faktor zu sprechen. Unsere Freunde, die Banausen, können sich ihr Banausentum nur leisten, weil das deutsche Volk nicht banausisch ist. Ein rein materialistisches Volk würde ohne Gnade am eigenen Materialismus sterben."

Ist es nicht aber schon bezeichnend, daß der deutsche Idealismus auf solche Weise um gut Wetter bitten, sich als materieller Wert ausweisen muß? Wenn man dann — gewissermaßen als Gegenstück — die Fahne Schwarz-Rot-Gold in einem konservativen Blatte einfach als „Flagge der Revolution" abgetan sieht, dann müssen doch wohl die Ansichten über deutschen Idealismus noch recht weit auseinandergehen.

Nun ist es ja einfach unrichtig, daß die schwarzrotgoldene Fahne „die Fahne der Revolution" war. Sie war, wie in der „Vossischen Zeitung" ausgeführt wird, „die Fahne der deutschen Einheit, lange schon vor den Märztagen des ‚tollen' Jahres. Sie war die Fahne der deutschen Burschenschaft, der deutschen Turner, aller derer, die für ein wahrhaft deutsches und einheitliches Reich schwärmten. Diese Farben legte Friedrich Wilhelm IV. am 21. März 1848 an. Um 10 Uhr morgens erschien der Unterrichtsminister Graf Schwerin in der Aula der Universität, um der Studentenschaft zu verkünden, daß der König sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschland stellen und die Einberufung eines deutschen Parlaments anbahnen wolle:

‚Der König wird zum Zeugnis seines Entschlusses, geschmückt mit den deutschen Farben, in den Straßen erscheinen und rechnet darauf, daß die

akademische Jugend sich um ihn scharen werde. Es lebe unser wahrhaft deutscher König!'

Brausender Jubel war die Antwort. Waren für den deutschen König etwa Revolutionäre begeistert, die ihn vom Throne stürzen wollten? Gegen 11 Uhr stieg Friedrich Wilhelm IV. im Schloßhof zu Pferde. Er trug über der Uniform um den Arm ein breites, schwarz-rot-goldenes Band. Ein Geschichtschreiber berichtet:

,Den König umgaben die anwesenden Prinzen und die neuen Minister. Alle hatten die deutschen Farben angelegt. Der König, jubelnd begrüßt, richtete zuerst einige Worte an das Volk: ,Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Thron stoßen will; aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen. Sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtigen, konstitutionellen deutschen Verfassung.'

Die Worte des Königs fanden enthusiastischen Widerhall. Dann ging es über den Schloßplatz und die Schloßfreiheit, vor dem König ein Büchsenschütze mit der schwarz-rot-goldenen Fahne, nach den Linden; überall grüßten den Herrscher stürmische Hochrufe, darunter auch Rufe: ,Es lebe der deutsche Kaiser!' Und dann hielt der König an die akademische Jugend eine Ansprache:

,Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender ... Ich trage die Farben, die nicht mein sind; aber ich will damit nichts usurpieren ... ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit ... Merken Sie sich das, meine Herren, und schreiben Sie es auf, daß ich nichts usurpieren will, nichts will als deutsche Freiheit und Einheit ...'

Der Zug bewegte sich durch die Königstraße zum Alexanderplatz über den Mühlendamm nach der Breiten Straße und ,unter dem Jubel des Volkes zurück zum Schloß, wo jetzt von der hohen, eben im Bau begriffenen Kuppel eine schwarz-rot-goldene Fahne flatterte und das Signal zur allgemeinsten Aufnahme dieser deutschen Farben abgab'. So erzählt der Historiker. An demselben Tage richtete der König an den Kriegsminister folgende Kundgebung:

,Da ich mich ganz der deutschen Sache widme und in der Teilnahme Preußens eine entschiedene Förderung derselben erblicke, so bestimme ich, daß die Armee sogleich neben der preußischen die deutsche Kokarde anzustecken hat'

Die deutsche, die schwarz-rot-goldene Kokarde. Das freiheitliche Bürgertum hat sich des Tages nicht zu schämen. Wenn damals Unrecht geschehen sein soll, so nicht vom Volke. Das Volk wollte weder den König vergewaltigen, noch die Monarchie beseitigen; es wollte nichts als deutsche Einheit und Freiheit.

Schwarz-rot-gold ist die Fahne noch heute für die nicht reichsangehörigen Deutschen. Sie ist ihnen noch heute nicht die Fahne der Revolution!

Lehrreich ist die Erinnerung an den Umritt deshalb, weil sie zeigt, wie wenig beharrlich Friedrich Wilhelm IV., wie wenig er der Ödipus war, die Rätsel seiner Zeit zu lösen. Wäre er bei seinen Zusagen vom 21. März geblieben, die deutsche

Einheit, das deutsche Kaisertum wären lange vor 1870 errungen worden. Er aber ließ sich von den Reaktionären einreden, er müsse dem ‚Nationalitätenschwindel‘ entsagen und ‚mit der Revolution brechen‘. Und das Ende war Olmütz ...“

Gegen diese Darlegungen hat nun der „Reichsbote“, eben das Blatt, das die schwarz-rot-goldene Flagge als „Fahne der Revolution“ genagelt hatte, nicht wenig zu erinnern. Immerhin muß er zugeben, daß die deutsche Burschenschaft ihr Schwarz-Rot-Gold dereinst nicht als „Symbol der Revolution“, sondern in ehrlicher Begeisterung für Deutschlands Größe als „Panier deutscher Einheit und Freiheit“ wählte: „Nach der studentischen Überlieferung soll das stolze Korps der Heidelberger Vandalen in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung durch den korsischen Emporkömmling als Zeichen der Trauer zu seinem Rot-Gold noch den schwarzen Flor hinzugefügt haben, und diese Farben sollen dann von den alten Burschenschaftern angenommen worden sein als das Zeichen, unter dem sie Deutschlands Wiedergeburt erstrebten. Diese braven Söhne des Vaterlandes meinten es in ihrem jugendlichen Idealismus mit der in dem Schwarz-Rot-Gold symbolisierten ‚deutschen Einheit und Freiheit‘ ganz gewiß aufrichtig. Hatten sie es doch mit eigenen Augen gesehen, was die Unfähigkeit der deutschen Kleinstaaterei und der in jahrhundertelanger Ohnmacht völlig verknechtete deutsche Volkscharakter fertig zu bringen imstande ist. In dem deutschen Rheinbund war vor ihren Augen die tiefste deutsche Schmach verkörpert gewesen. Er bot das getreue Abbild, was Deutschland ist ohne Preußen. In ihm kannten die deutschen Fürsten und Volksgenossen kein höheres Streben, als vor einem fremden und blendenden Tyrannen in dem Staub zu liegen, von ihm Standeserhöhungen entgegenzunehmen und ihm Heeresfolge zu leisten. Aber auch in Preußen hatten sie wahrgenommen, was eine der entschlossenen Tatkraft entbehrende Regierungspraxis anrichten kann, die immer nur Frieden und Versöhnlichkeit atmet, in der inneren und äußeren Politik von einem Pol zum anderen pendelt, immer den rechten Anschluß und so den entscheidenden Moment versäumt.

Einem geschichtlichen Irrtum oder Vorurteil überläßt sich aber die ‚Vossische Zeitung‘, wenn sie die deutsche Demokratie mit dieser Bewegung auch nur lose in Verbindung bringt. Der Teil im freiheitlichen Lager der damaligen Zeit, welcher sich zuerst offen zu demokratischen Bestrebungen bekannte, trug zu seiner Zeit keinen wahrhaft nationalen, mit der geschichtlichen Entwicklung vereinbaren Charakter an sich. Er erwies sich immer von internationalen Einflüssen geleitet. Auf ihn hatte besonders der französische Volksgeist sehr stark abgefärbt, der damals schon einen ausgesprochen sozialistischen Zug angenommen. Es war die Zeit, in welcher der Graf von St. Simon in seiner Schrift ‚Die Parabel‘ die Regeneration der Gesellschaft auf sozialistisch-kommunistischer Grundlage empfohlen und daraufhin der Weltbeglücker Enfantin eine religiöse Sekte mit freier Liebe gegründet, Fourier das Meerwasser in Limonade verwandelt, Cabet sein kommunistisches Paradies geschaffen und Proudhon alles Eigentum für Diebstahl erklärt hatte. Als dieser neue Menschenkult in der Pariser Julirevolution seinen natürlichen Niederschlag gefunden hatte, befruchtete er auch in Deutschland die freisinnige Empfänglichkeit im höchsten Grade. Es bildete sich die als das ‚junge Deutschland‘ bekannt gewordene

Strömung aus, die dem gutgläubigen Michel die Köpfe verdrehte, hier durch eine satirische Behandlung des christlichen Glaubens, dort durch eine laxe Morallehre, an anderen Stellen durch eine krankhafte Humanitätsschwärmerei, auch durch lyrische Gedichte, welche eine freiheitliche Glut aushauchten. Ganz wie heute. Es waren die Tage, in denen ein Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Arnold Ruge ihre Schriften unter das Volk warfen.

Die unvermeidlichen Folgen dieser Propaganda unter schwarz-rot-goldener Flagge zeigten sich schon 1832 auf dem zu Hambach in der Pfalz abgehaltenen demokratischen Konstitutionsfest, wo bereits offen die Sprache der Revolution geführt wurde mit dem Erfolge, daß am 3. April 1833 ein regelrechter erster Versuch zum gewaltsamen Sturz der bestehenden Verhältnisse in dem sogenannten Frankfurter Attentat auf den Deutschen Bundestag unternommen wurde. Seitdem blieb die ganze demokratische Bewegung bei uns, in engster Verkettung mit den gleichen Bestrebungen im Auslande, eine ausgesprochen revolutionäre. Die demokratischen Fanatiker wurden damals überall von der Idee einer universellen europäischen Republik beherrscht. Da war in Deutschland nichts mehr von ‚Einheit und Freiheit' zu hören, sondern nur noch allgemeine Phrasen von ‚Gleichheit und Brüderlichkeit' in einer Weltrepublik unter Abstreifung aller nationalen und religiösen Verschiedenheiten.... Die verschiedenen revolutionären Putsche, die in der Schweiz schon von 1843 bis 1847, später in Italien, dann in Frankreich, in Österreich und zuletzt in Preußen 1848 ausbrachen, waren tatsächlich nur die Wirkungen derselben Ursachen, und die schwarz-rot-goldene Flagge, unter der sie in Deutschland vor sich gingen, ein echt revolutionäres Symbol. ...

Aber lehrreich, überaus lehrreich für die Gegenwart sind diese geschichtlichen Vorgänge. Als die deutschen Fürsten die demokratische Gefahr näher kommen sahen, suchten viele, ganz wie heute, und zwar zuerst wieder die süddeutschen Monarchen, ihr durch Paktieren mit den Führern zu begegnen. Im badischen Musterländle bewilligte die Regierung zuerst die Preßfreiheit, Schwurgerichte, Aufhebung aller Feudallasten. Es folgten Württemberg, Sachsen, Hessen und andere Staaten. In Württemberg, Sachsen, Hessen, Nassau wurden die Hauptführer der Demokratie sogar in die Ministerien berufen. Und was war die Folge? Als trotzdem und alledem die Revolution ausbrach, wurde der Großherzog von Baden zuerst weggejagt und mußte ins Ausland flüchten. Der König von Sachsen rettete sich nur mit Mühe nach dem Königstein. In Bayern legte der König Ludwig sein Regiment flugs in die Hand des Kronprinzen, auch in Hessen-Darmstadt überließ der Großherzog die Regierung schleunigst seinem Sohne. In Nassau wurden die Domänen für Staatsgut erklärt. Baden, Hessen-Darmstadt und Sachsen wurden nur durch preußische Truppen vor den weiteren Schrecken der Revolution bewahrt. Das sind dauernde Belastungen der Demokratie.

Und als in Preußen der König der Demokratie nachgegeben und mit ihr für die ‚deutsche Einheit und Freiheit' durch die Straßen geritten war, wie dankte sie ihm dies? Im Juni desselben Jahres unternahm sie schon wieder einen Ansturm auf das Zeughaus, und auf die Beratungen im neugeschaffenen Parlament übte ihr Gefolge von der Straße aus mit Knütteln und Flinten einen derartigen Einfluß,

daß der König die Verlegung des Parlaments zu seinem Schutz nach Brandenburg anordnen mußte. ...

Aber in Frankfurt auf der von ihr zusammenberufenen Nationalversammlung zeigte sich die Demokratie doch in einem wahrhaft nationalen Geiste? Ja, wohl! Abgesehen von ihren vielen krausen Beschlüssen dortselbst, z. B. über den Reichsverweser ohne Land und Macht. ist nichts charakteristischer für ihr innerstes Wesen, als ihre Aufforderung an Preußen auf Grund eines Versammlungsbeschlusses: das damals insurgierte Posen sofort freizugeben und das Königreich Polen wiederherzustellen. Ebenso wurde an den König von Preußen das Ansinnen gestellt, das Ministerium Brandenburg-Manteuffel sofort zu entlassen, auch das Parlament von Brandenburg nach Berlin zurückzuführen. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn diese Demokratie je ihren Willen durchgesetzt hätte!

Als die Frankfurter Nationalversammlung dann resultatlos verlief, waren es die Demokraten Hecker, Struve, Fickler, Brentano, der ‚Poet' Herwegh u. a., welche, wie schon angedeutet wurde, in offener Revolution namenloses Weh über deutsche Lande brachten. Württemberg, wohin sich der hyperdemokratische Rest der Frankfurter Nationalversammlung als Rumpfparlament gerettet hatte, wäre unzweifelhaft auch von dem Geschick Badens und Hessens ereilt worden, wenn nicht der aus der Demokratie hervorgegangene Minister Römer, eine Natur wie der ehemalige sozialistische Minister Briand in Frankreich, das Land und den König noch gerettet hätte."

Das seien die Taten der für „deutsche Einheit und Freiheit" agitierenden, in Wahrheit aber nur das „Volk" servil umschmeichelnden und zersetzenden Demokratie aus Deutschlands Vergangenheit. Und die gleiche der von heute auf ein Haar.

Um nur eines für mehreres vorweg zu nehmen: Einführung der Preßfreiheit, der Schwurgerichte, Aufhebung der Feudallasten und ähnliche, heute allgemein anerkannte Notwendigkeiten werden Baden und den ihm nachfolgenden Staaten zum Vorwurf gemacht! Warum? Weil später in Baden die Revolution ausbrach, der Großherzog fliehen mußte, Ähnliches sich in anderen deutschen Staaten ereignete. Eine Logik, mittels der man sämtliche Fortschritte der Welt verurteilen müßte, denn auch die segensreichsten haben üble Begleit- und Folgeerscheinungen gehabt, oft sich auch gegen ihre Urheber gekehrt. Und nun gar im gegebenen Falle: als ob die persönliche Ruhe und Sicherheit der Regierenden deren oberste Aufgabe sei. Ein schlechter Fürst, dem das höchstes Gesetz wäre!

So viel Kopfschütteln die handgreiflichen politischen Irrtümer jener Kämpfer für deutsche Einheit und Freiheit, die der „Reichsbote" unter dem immerhin irreführenden Begriff „Demokraten" zusammenfaßt, uns Heutigen erregen müssen, so einseitig ist seine Schilderung dieser Männer. Einseitig und darum ungerecht. Frankfurter Parlament und Deutscher Nationalverein stehen denn doch in der Geschichte der deutschen Einheit und Freiheit etwas anders da! Als vor zwei Jahren die Nationalliberalen die Erinnerung an die Begründung des Deutschen Nationalvereins vor fünfzig Jahren feierten, da erinnerte die „Berliner Volkszeitung":

„Auf den Blutgefilden von Magenta und Solferino hatte Italien einen

bedeutenden Schritt zu seiner nationalen Einigung vorwärts getan, hatte Österreich, der Hort der Reaktion in Deutschland, eine schwere Niederlage erlitten. Zu Österreichs Ohnmacht gesellten sich das jammervolle Verhalten des Deutschen Bundes, das tiefe Mißtrauen gegen das reaktionäre Preußen, das fortbestand trotz der Regentschaft des Prinzen Wilhelm. Dazu kam endlich der Umstand, daß Napoleon III. nach dem Frieden von Villafranca auf der Höhe seiner Macht und seines politischen Ansehens stand, und daß man in Deutschland weitere verhängnisvolle Einmischungen Frankreichs in die deutschen Verhältnisse befürchtete. Hiergegen suchte man ein nationales Gefühl — im großen, im besten Sinne des Wortes — in den Deutschen wieder wachzurufen, und der besten einer ... Schulze-Delitzsch, war es, der den Anstoß hierzu gab.

Schon in den Pfingsttagen 1859 in Weimar, wo er eine Versammlung von Genossenschaftsvorständen geleitet hatte, hegte Schulze diesen Gedanken, und er besprach nachher seine Idee mit den Rechtsanwälten Fries aus Weimar und Hering aus Eisenach. Diese drei Männer veranstalteten dann eine Versammlung deutscher Patrioten; am 17. Juli traten etwa dreißig Angehörige meist mitteldeutscher Vaterländer in Eisenach zusammen. Man knüpfte weitere Verbindungen an und berief eine zweite Eisenacher Versammlung zum 14. August, an der neben Metz aus Darmstadt namentlich Bennigsen aus Hannover tätigen Anteil nahm. Hier erließ man mit Anknüpfung an die Erbschaft der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. eine Proklamation und lud nun zu einer allgemeinen Zusammenkunft in Frankfurt ein, wo man sich über die zum Zwecke einer nationalen Einigung zu unternehmenden Schritte aussprechen wollte. Drei große Hauptpunkte des Programms waren: die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, eine entsprechende Reform der Bundesverfassung und eine deutsche Nationalvertretung. Auf der Reise nach Frankfurt legte Schulze diesen Plan eines über ganz Deutschland zu organisierenden Vereins den Hauptführern der Bewegung vor — es waren, neben Schulze, v. Unruh aus Berlin, v. Bennigsen aus Hannover, Fries aus Weimar und Streit aus Koburg — und die Frankfurter Versammlung nahm den Statutenentwurf Schulzes wörtlich an. Schulzes Referat entfesselte helle Begeisterung, besonders als er am Schlusse seiner Rede ausrief: ‚Sie, die hier Versammelten, sind die Geschworenen des deutschen Volkes in dieser großen Frage, und Sie dürfen diesen Saal nicht verlassen, bis Sie den Wahrspruch gefunden haben über die von der ganzen Nation heißersehnte Einigung. Geistige Wächter hüten den Eingang und scheuchen alle zurück, die entweichen wollen. Es sind der Schmerz und der Jammer unseres Volkes, seine zertretene Größe, seine geschändete Ehre. Die brennendste Scham müßte mich verzehren, wenn ich ohne Frucht von diesem Einigungswerke zurückkehren sollte zu denen, die mich gesendet; die brennendste Scham, die es gibt, nicht bloß in der eigenen Seele, die Scham in der Seele meines Volkes!'

Das waren Worte, die einen mächtigen Anklang fanden und die immer und immer wieder der Vergessenheit entrissen werden sollten. Der deutsche Nationalverein war begründet, Bennigsen wurde sein Vorsitzender, Koburg, die Residenz des ‚roten' Herzogs Ernst II., Sitz des Vereins, dem die freie Stadt Frankfurt

das Obdach verweigerte. Er entfaltete eine energische Tätigkeit; sehr zustatten kam ihm die Schillerfeier vom 10. November 1859 mit ihren mächtigen nationalen Anklängen, und schnell wuchs seine Mitgliederzahl auf 21 000, für die damalige Zeit eine kolossale Zahl.

Aber Preußen, die Vormacht des deutschen Nordens, verhielt sich kühl und ablehnend. Natürlich; denn ein politischer Verein, der an das Frankfurter Parlament von 1848/49 anknüpfte, dessen Hauptbegründer ein Demokrat war, erschien den preußischen Reaktionären von vornherein verdächtig, und schleunigst wurde von der ‚Kreuzzeitungs'-Partei als Gegengewicht gegen den Nationalverein der stockreaktionäre und preußisch-partikularistische preußische Volksverein gegründet. Noch stärker wurde das Mißtrauen gegen den Nationalverein, als dieser auf seiner Generalversammlung am 3. September 1860 zu Koburg erklärte: ‚Das deutsche Volk wird seinen Anspruch auf bundesstaatliche Einheit, wie sie in der Reichsverfassung von 1849 ihren Ausdruck gefunden hat, nimmermehr aufgeben. Der Nationalverein erkennt es für seinen Beruf, mit allen gesetzlichen Mitteln darauf hinzuwirken, daß eine *deutsche Zentralgewalt* geschaffen werde, welcher die militärische Obergewalt und die diplomatische Leitung ausschließlich anvertraut werde.' Dieser Aufruf wandte sich auch an die preußische Regierung, die aufgefordert wurde, die Vorkehrungen zur Herstellung der deutschen Macht und der deutschen Freiheit kräftig in die Hand zu nehmen. Die Antwort Preußens war indirekt, aber deutlich; in einer Note an Sardinien, in der der Angriff Viktor Emanuels auf den Kirchenstaat und die päpstliche Armee scharf gemißbilligt wurde, erklärte man, daß die preußische Regierung keineswegs dem Prinzip des *Rechtes der Nationalitäten* huldigen möge, daß sie vielmehr bezüglich dieser Grundsätze und ihrer Anwendung ihre *ausdrücklichste und formellste Mißbilligung* ausspreche. Das mochten sich die Demokraten des Nationalvereins gesagt sein lassen. Die Note war eine zweite Auflage des Wortes Friedrich Wilhelms IV. vom ‚imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken' und vom ‚Ludergeruch der Revolution'. Man war in der Form etwas höflicher geworden, als der impulsive König; in der Sache war alles beim alten geblieben.

Natürlich jubelte die Reaktion in Preußen über diese Erklärung der ‚liberalen' Regierung, und ebenso natürlich war es, daß der Nationalverein seine Spitze nun schärfer gegen Preußen wandte, besonders als 1862 der Konflikt zwischen Krone und Landtag ausbrach. Die demokratische Majorität des von den kleinstaatlichen Regierungen gemaßregelten Vereins — in Kurhessen, Mecklenburg und Darmstadt wurde sogar die Mitgliedschaft verboten — trat immer schärfer gegen Preußen auf; als die schleswig-holsteinische Frage brennend wurde, erklärte er im Dezember 1863, ein allgemeines deutsches Parlament sollte entscheiden, wem die Zentralgewalt zufallen solle; daß ebenso Bismarcks Vorschläge einer Bundesreform verworfen wurden, wird bei dem tiefen Mißtrauen gegen alles, was von Preußen kam, nicht wundernehmen. Nach den Ereignissen von 1866 und der dadurch neugeschaffenen politischen Lage hatte der Verein seine Mission erfüllt; er löste sich im Herbst 1867 auf, und Bennigsen hielt ihm die Grabrede . . ."

* * *

Das „Prinzip des Rechtes der Nationalitäten“ war bekanntlich unbotmäßig genug, sich auch gegen die „ausdrücklichste und formellste Mißbilligung“ einer hohen preußischen Staatsregierung durchzusetzen. In einer das Niveau der üblichen Tagespublizistik hoch überragenden Studie geht die „Frankfurter Zeitung“ der ganzen Frage geschichtsphilosophisch auf den Grund:

„Wenn die Geschichte die Lehrmeisterin der Menschheit wäre, so wäre die Erkenntnis der großen Linien und Gesetze, die sie bilden und beherrschen, eine Art Rechnungslegung darüber, was wir gelernt und richtig angewandt haben. Freilich zeigt sich nach einer solchen Ableitung sofort, daß dieser Satz, der an den Anfang der geschichtlichen Wissenschaftlichkeit gesetzt ward, wie aller Aufputz des Tatsächlichen mit Nachgedachtem zwar ethisch erheblich ist, daß er aber erstens dem Zwang des Geschehens und zweitens den gewaltigen Änderungen nicht gerecht wird, denen das große Fundament der Geschichte, die Menschheit, wie nur etwas Sterbliches, unterworfen ist. Elemente der Geschichtsbildung kann man nennen, was hier an unendlich vielfältigen, unfaßbaren Kräften in arme Begriffe gespannt ist, und so elementar ist jedes einzelne, daß Schulen und Richtungen sich je von einem haben überwältigen lassen, ohne die mitschreitenden anderen zu beachten: das Walten der Vorsehung oder eines Gottes in dem Leben der Menschheit hat seine Prediger und Gläubigen nicht nur in der Kirche, sondern auch in den unmystischen Hallen der Wissenschaft, und die zur Materie als ihrem Baal beten und die Wirkung keiner Idee erkennen wollen, es sei denn die eigene, sind nicht minder arm und einseitig als jene Theoretiker, von denen wir ausgingen und die glauben, die Zukunft nach den erklügelten Regeln der Vergangenheit lenken zu können. Schalten wir die Fügung als etwas überhaupt Zweifelhaftes aus, so sind immanentes Gesetz und die Veränderungen der Menschheit als Materie die großen Faktoren der Geschichtsbildung, die in einem unaufhörlichen Wechsel von Kampf und Ergänzung, von Erfüllen und Versagen die Geschicke der schaffenden und leidenden Menschheit bestimmen.

Einfacher und nachweisbarer ist die Forschung nach den Ursachen, welche die Begründung der Staaten, der Organisationsformen der Geschichte, erzwingen. In dieser schon sehr differenzierten Aufgabe kann in den meisten Fällen die Wissenschaft mit ihrem Handbetrieb, mit Anschauung, Quelle, Vergleichung, arbeiten, und es ist kein tüchtiger Kärrner in einem Vaterlande, der hier nicht Erde zu Erde zugefahren hätte. Und wenn auch hier jene alten Urworte wiederkehren und sich nun etwa in dem Glauben an die ‚Mission‘ eines Volkes, an die ausschließliche Begabung einer Rasse oder an die Diktatur von Klima und Geographie kleiden, so ist nun doch im einzelnen der Irrtum schärfer kontrolliert, so daß wir wissen, daß die Bildung und Entwicklung von Staaten eher von nichts als von etwas allein und etwas einzigem abhängen. Fast gänzlich löst sich hier die Erkenntnis in Kenntnisse auf, so daß etwa einer mit der Aufklärung über die Entstehung der griechischen Stadtstaaten aufzuwarten vermag, ohne damit in die Spezialität eines anderen hineinzureichen, der die flüchtigen Reiche der letzten großen Völkerschiebung erkundet hat. Aber auch in dieser Zerteilung, in der die Geschichte erst von einer Anschauungssache zu einer Sachanschauung wird, bleiben Probleme übrig, die den

universalen Drang des Menschengeistes reizen und ihn treiben, von einem Gerüst der Forschung zum anderen seine leichten Brücken der Gedanken zu schlagen und so wieder — auf anderem Wege — zur Wissenschaftlichkeit der Geschichte zurückzugelangen.

Wenn man die europäischen oder die von europäischem Geist inszenierten Staatenbildungen der neuesten Geschichte unter einem solchen Winkel betrachtet, so ist es nicht schwer, als bezeichnendes Merkmal, das diese Organisationsneubildungen oder Verschiebungen alter Organisationen von denen früherer Zeiten unterscheidet, den *Nationalismus* als Gesetz und Programm auszurufen. Es ist natürlich *nicht* so zu verstehen, daß diese Kraft eine Erfindung der neueren Zeit sei. Es ist vielmehr klar, daß das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, am primitivsten und mächtigsten zugleich erzeugt durch die gemeinsame Sprache, bei allen früheren Staatenbildungen mitwirkte. Aber es ist auch ersichtlich: diesem Gefühl wohnte so wenig motorische Kraft inne, daß alle die häufigen Veränderungen im Staatengesicht der alten und mittelalterlichen Welt kaum je von nationalen Notwendigkeiten oder Rücksichten vorgeschrieben wurden. Bevor der Satz ‚cuius regio, eius religio' skrupellos auf die Gewissenswelt der Religion angewandt werden konnte, mußte er als Staatsmaxime seine Geltung erlangt haben. *Fürstengewalt und dynastisches Interesse* waren *die ausschließlichen Richtpunkte*, nach denen die Staatenbewegung im Mittelalter erfolgte, und an Stelle des Absolutismus der Eroberung, der die großen Reiche des Altertums bildete und zerstörte, mag es als Fortschritt der Gesittung betrachtet werden, daß sich nach der Flut der Völkerwanderung langsam jener Zustand herausbildete, in dem der Untertan nicht mehr schlechtweg erobert, sondern auch *erheiratet*, auf Kongressen *verhandelt* oder *verteilt*, als *Lehen* begeben oder *in Pfand* genommen werden konnte. Die Habsburger Heiratspolitik, die das Reich ohne Sonnenuntergang schuf, zeigte die ganze Großartigkeit und Sinnwidrigkeit dieses Systems in der möglichsten Konsequenz und Ausdehnung, und es ist nur natürlich, daß dieser Staatenblock den ersten Zusammenstoß erleben mußte mit dem Vorboten einer neuen Zeit, mit dem Preußen Friedrichs des Großen, der zuerst die nationale Energie mit Glück gegen die breiten Wirkungen interesseloser Völkermischungen vortrieb. Aber die letzten Sieger waren nicht die Heere, sondern die Philosophen, die auch den Mann von Sanssouci auf dem Gewissen hatten und ihren endgültigen und welterschütternden Triumph in dem jüngsten Tag an der Seine feierten. Die große französische Revolution, die die einfach-pathetischen Worte von den Rechten der Menschen auf das erste Blatt der neuen Zeit schrieb, erhob den gebändigten Nationalismus vom Naturgefühl zum Naturtrieb, und indem sie eine Welle von Sehnsucht von Paris in alle Welt sandte, legte sie den Keim zu den nationalen Taten des nächsten Jahrhunderts.

Es ist oberflächlich, aus der napoleonischen Epoche zu folgern, daß die schrankenlose Freiheit zur schrankenlosen Despotie führen müsse. Das Phänomen des Mannes im grünen Rock ist ganz anders zu deuten: die *klassizistische* Attrappe, mit der sich der junge Leib der Neuzeit in Kunst, Staatseinrichtungen und bürgerlichem Gehaben umgab, mußte, wenn der Mann dazu da war, zum höchsten Ausdruck der



alten Weltenergie, zum Zäsarismus führen, der nun zwischen zwei grundverschiedenen Themen der Geschichte dasteht wie eine pädagogische Wiederholungslektion. Aber so rein sich das premier empire gab, es konnte die modernen Geister nicht verleugnen, aus denen es gestiegen war. Bei aller Willkür, die Napoleon in der Bildung seiner Satrapenstaaten walten ließ, gewann der nationale Gedanke Form selbst in der Hand des Cäsars: die italienische Einheit wurde auf eine Stunde zur Wirklichkeit, und die deutsche Nation, die Napoleon als Ganzes achtete, indem er ihre Teile und Fürsten knechtete, verdankte ihm wenigstens das Eine, daß er die grotesken Mißbildungen beseitigte, die selbst die Diplomatenkunst der Greise auf dem Wiener Kongreß nicht mehr hervorzaubern konnte, und daß er so für die künftige Einheitsbewegung eine breitere Grundlage schuf. Mit den lächerlichen Versuchen der Restaurationszeit, zu den staatlichen Lebensformen der Vergangenheit zurückzukehren, war der Sieg des nationalen Gedankens entschieden. Der Kampf um die Verfassungen, die das Recht der Völker gegen die Herrschaft geschichtlicher Gewalten sichern und fest abgrenzen sollten, füllte die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Er komplizierte sich in Deutschland in die Aufgabe der Stämme, ihr partikulares Reich aufzurichten, und in ihre größere Bestimmung, die nationale Einheit zu erringen. Anderswo lagen die Ziele einfacher am Wege: die Befreiung Griechenlands, die langsame Emanzipation aller nicht moslemitischen Balkanstaaten, die madjarische Selbständigkeit, Polens blutige Träume, Italiens Auferstehung und, ein Erlebnis der Jüngsten, die Trennung der skandinavischen Länder — dies alles sind nur Daten und Abschlußziffern der tiefen Bewegung, welche die Völker Europas erfaßt hatte und sie trieb, sich nach ihren natürlichen Lebensgesetzen zusammenzuschließen und ihr Recht nach innen und außen selbst zu regeln. Aber wes eine Zeit voll ist, des hat sie zu klagen. Der Nationalismus, der in den Völkern eine heilige Flamme sein konnte nur so lange, als sie ihn für ein internationales Recht achteten, mußte zur Geißel der Politik werden, sobald man anfing, ihn über die Grenzen seines Selbstzweckes, die nationale Einheit und Stärke, hinaus als Beschönigung des Expansionstriebes, des nationalen Dünkels oder der kulturellen Selbstgefälligkeit geltend zu machen. So viel hat die Kraft, der wir das Beste verdanken, von ihrem Glanze verloren, daß viele heute den Nationalismus nur noch kennen als jenen gierigen Fraß, der in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, in Politik, Literatur, Kunst und in den Umgangsformen der Menschheit die kosmischen Züge des Humanismus entstellt und zwischen einzelne Völker in fast nicht minderer Schärfe, als sie die Alten kannten, den Hochmut des Wortes ‚Barbar' stellt. Wie er so als Kulturschädling in den Völkerbeziehungen wirkt, so hat er sich zum inneren Übel vieler Völker entwickelt. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Staatenbildung unter dem Zeichen des Nationalismus praktisch nicht rein und nicht bis zur letzten Konsequenz durchzuführen war; dafür trugen die Nachwirkungen des vordem herrschenden Prinzips, das Gesetz der Trägheit und die unendliche Zersprengung der Nationalitäten schon Sorge. Daraus entstanden auch nach Errichtung der Nationalstaaten die inneren nationalen Konflikte, die jener Entartung der edlen Naturkraft weitesten Spielraum boten. So hat Österreich-Ungarn, das am schwersten mit dem Inventar seiner Geschichte

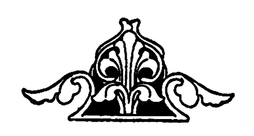
belastete Land, seinen Nationalitätenhader; das Deutsche Reich, das sich im Osten Polen, im Norden Dänen und im Westen Franzosen angegliedert hat, wird in seiner Politik von den ultranationalistischen Instinkten, die aus der Stunde seiner Wiedergeburt gestiegen sind, zur Vergewaltigung jener Minderheiten gehetzt, und erst die Geschichte der elsaß-lothringischen Verfassungsreform hat wieder gezeigt, wie schwierig es ist, die Überspannung des Nationalitätenprinzips zu verhindern. Aber doch will es scheinen, daß das Alter den Körper der Staaten langsam immun macht gegen die Giftstoffe, die durch Erweckung ihres nationalen Bewußtseins ausgeschieden wurden; in dem Entschluß Englands, Irland Home Rule zu gewähren, in den Versuchen eines deutsch-tschechischen Ausgleichs und in der neuesten Schlappe der deutschen Chauvinisten findet dieser Glaube einen starken Halt. Und wenn dieser Satz richtig ist, daß die ungenügende Entfaltung des Nationalismus eine Jugenderscheinung ist, so läßt sich auch die Entwicklung jener Länder mit Ruhe betrachten, die, im zweiten und dritten Gliede marschierend, jetzt angefangen haben, den Nationalismus bei ihrer Erlösung zu Hilfe zu rufen.

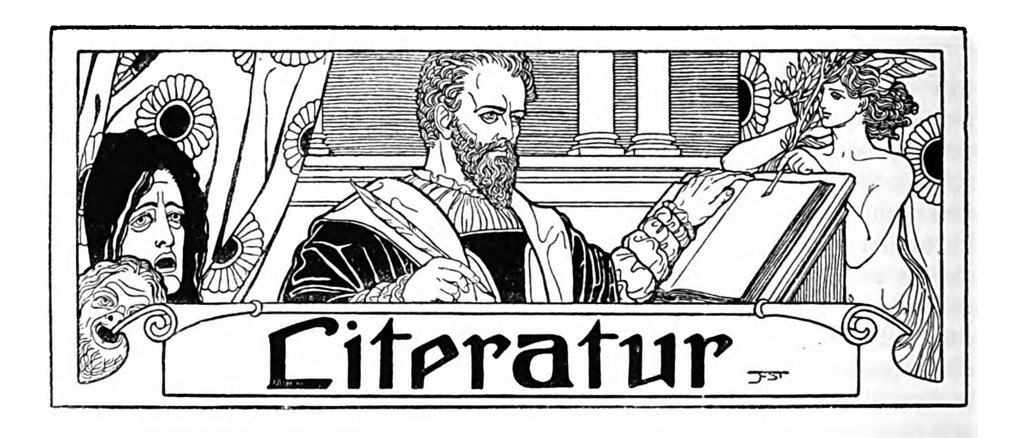
Denn wir erleben heute eine merkwürdige Bestätigung der Lehre, daß kein Gedanke irgendwo und bei irgend einem Volke gedacht wird, der sich nicht, bald offen, bald auf ungesehenen Wegen, der ganzen Menschheit mitteilt, so daß es sich sehr gut erklären läßt, warum man bei dem unverweilten Zuge kräftiger und weithin schallender Ideen an eine Gesetzmäßigkeit glauben möchte, die über das Schicksal der Welt verhängt sei. Kaum daß sich bei den Zentralvölkern Europas jene Entwicklung, die wir zeichneten, vollzogen hat, da ergreift die der Bewegung zugrunde liegende Idee die zerfallenen Staatengebilde einer älteren Epoche, und die aufstrebenden, die noch keine eigentliche zivilisatorische Geschichte haben. In der Peripherie Europas beginnt's: Rußland, das seine Grenzen durch Eroberung und wie für Kolonisationszwecke gezogen hat, verrät immer deutlicher die Sehnsucht, wenigstens einen nationalen Kern für das ungeheure Reich zu gewinnen, und es liegt ganz in der Richtung der gezeigten Zusammenhänge, daß seine politischen Parteien, die die innere Freiheit durch Parlament und Verfassung zu erkämpfen sich vorgesetzt haben, unbedingte Anhänger dieser nationalistischen Politik sind. Gleiche Symptome zeigt das jungtürkische Reich, das die abendländischen Staatsprinzipien in letzter Stunde anrief und nun mit geradezu anschaulicher Folgerichtigkeit in der inneren Politik die Wege der nationalistischen Zentralisation zur Schaffung eines osmanischen Staatsgefühls geht. Ein Jahrhundert brauchte der Nationalismus, um Europa zu erfüllen, und ehe er hier seine ganze Arbeit vollendete, hatte er schon die fernsten Völker erfaßt und schlafende Rassen in den Taumel eines neuen Strebens gerissen. Japan straffte sich in seiner Zucht zu erstaunlichen Leistungen, und in China beugen sich die Götzen der alten Zeit vor diesem neuen Glauben, der wie ein Erlöser durch die Welt schreitet und dessen Wunderruf so groß ist, daß man ihm auch dort, wo man ihn nicht kennt, Altäre errichtet, wie einst dem unbekannten Gotte.

Wem die Geschichte nicht allein Wissen, sondern ein Erleben ist, der wird

in einer Art von religiöser Betrachtung ihrer letzten Fragen eine dem Geheimnis der Religiosität überhaupt ganz analoge Befriedigung finden. Das Ignorabimus der Geschichte sagt so wenig allen zu, wie das der Religion. Nur hat eine solche religiöse Betrachtung der Geschichte das voraus, daß sie sich lediglich auf die Offenbarungen des Menschengeistes stützt. Die Frage nach dem Weiterleben des Menschengeschlechtes nach unserem Tode ist deswegen aber nicht weniger umstritten, als die nach den Bestimmungen des Individuums. Die Logiker, die aus dem Satze, daß der Krieg der Vater der Menschheit sei, den Schluß ziehen, daß er auch ewig ein Erzeugter der Menschheit sein müsse, sind freilich die bequemen Inhaber aller Weisheit bis heute. Aber wer die Veränderungen erkennen kann, die sich in dem kleinen Raume unserer Erinnerungen an der Geschichte der Menschheit vollzogen haben, der kann wohl zu einem Glauben für die Zukunft gelangen, den er nicht zu beweisen braucht, um ihn als teuer zu empfinden. Wenn sich die Ideen, die der menschliche Genius hervorbringt, zum bestimmenden Gesetze für die Entwicklung unseres ganzen Geschlechts aufwerfen, wie wir dies von dem Satz der nationalen Eigenrechte erkennen, so dürfen wir glauben, daß die Geschichte nie wieder zu den niederen Formen zurückkehrt, und daß die Ausdrucksmittel jener überwundenen Zeiten nie wieder oder nur in veränderter, verfeinerter Gestalt ihre Rolle spielen. Wir wissen nicht, welche neuen Ideen in den Völkern und in ihren Beziehungen zu einander lebendig werden, wenn der Beruf des Nationalismus erfüllt sein wird. Aber wir dürfen glauben, daß jene künftigen Gesetze nichts gemein haben werden mit der Brutalität des erobernden Altertums oder der launischen Willkür des Mittelalters. In der Berechtigung des Glaubens an die Hinaufentwicklung der Menschheit auch in ihren gesellschaftlichen Organisationen liegt die Berechtigung, *nicht an die Ewigkeit und Notwendigkeit der Kriege, der Eroberungen, überhaupt der Gewalt* als eines letzten Mittels zu glauben. Wenn der Nationalismus zur Voraussetzung die Gleichberechtigung aller Völker hat, so ist es nicht schwer, zu glauben, daß das nächste Suchen der Menschheit dahin gehen wird, diesen ideell als Recht anerkannten und dem Staatengefüge zugrunde gelegten Zustand auch praktisch zu verbürgen. Man beschäftigt sich heute wie in einer instinktiven Vorarbeit und unter dem Lächeln der Gerechten mit dieser Aufgabe. Denn es scheint: die Zeit der Erfüllung ist nahe. Und die Zahl der Gläubigen wächst, die sagen, das zwanzigste Jahrhundert werde der Welt ein neues System bringen, das die drohend verwahrten Grenzen der Nationen wieder öffnet, ohne sie zu zerstören."

Ich sehe es schon, das „Lächeln der Gerechten" ...





Altershausen

Von Dr. Karl Storck

Er wird wohl niemals sehr mitteilungsselig über sein Schaffen gewesen sein, wenn er auch nicht immer und überall der schweigsame Knurrhahn gewesen ist, als den ihn so manche kennen lernten, die ihn spät abends in seiner Ecke in der Herbstschen Weinstube als eine der Sehenswürdigkeiten Braunschweigs neugierig zu mustern strebten. Aber diesmal hat er den getreuen Freunden seines Schaffens und den vielfach minder getreuen literarischen Verarbeitern desselben nichts verheimlicht, wenn er ihnen seit zehn Jahren auf alle Fragen antwortete: „Nein, ich schreibe nichts mehr. Nö" — das e ins brauschweigische ö gesteigert —, „ich habe ja so viele Bücher geschrieben. Die sollen sie mal erst kennen lernen, wozu soll ich noch weiter schreiben."

Es war, als ob ihm jener 8. September 1901, an dem sich das merkwürdige und doch bei uns in Deutschland schon oft erlebte Schauspiel wiederholte, daß der siebzigste Geburtstag eines Mannes, der zu den Stillsten im Lande gehörte, schier lärmend gefeiert wurde, die Überzeugung gebracht hätte, daß er nun endlich einmal das Recht dazu habe, „nicht mehr zu müssen". Genau wie der Geheimrat Dr. Friedrich Feyerabend, der das Ich ist als Schreiber der Blätter, die nun in einem schmächtigen Bande unter dem Titel „Altershausen" als nachgelassenes Werk von Wilhelm Raabe vor uns liegen.

Wie in dem kurzen Nachwort, das ein Schwiegersohn des Dichters dem Buche nachschickt, ausdrücklich steht, hat er die Feder zu diesem Werke angesetzt am 2. Februar 1899. Und es wäre gerade die Feier des siebzigsten Geburtstages mit allem Drumherum gewesen, die eine so böse Unterbrechung brachte, daß er sich später nicht mehr entschließen konnte, den fallengelassenen Faden wieder aufzunehmen und dieses Gewebe, bei dem das eigene Leben Einschlag und die Phantasie die Kette gewesen, zu Ende zu arbeiten. Es mag sein, daß er in diesen letzten zehn Jahren, die ihm doch noch manche sehr bittere Stunde gebracht haben, an „Erinnerungen" geschrieben hat. Das werden wir ja dann wohl einmal später ver-

nehmen. Aber vielleicht hat der Mann, der sein Leben lang immer ein fleißiger Arbeiter gewesen war, so daß sein Gesamtwerk sogar dann als Arbeitsleistung zu bestehen vermag, wenn man es mit der Elle mißt, es doch vermocht, die letzten zehn Jahre ganz still zuzusehen, ganz nur aufzunehmen und sich vom Leben selber alte Geschichten heimlich wiedererzählen zu lassen.

Das Einleitungskapitel zu diesem Buch, das der eigentlichen Erzählung vorangeht, mag er erst nachträglich noch hinzugeschrieben haben, und damit hätte er dann das Nachfolgende zu einer Art von „Erinnerungen“ gestempelt. Gut, daß das Nachwort jenen, die in allem dichterischen Schaffen Schlüsselliteratur sehen und vor lauter Bemühen, die Schlösser zu den Geheimkammern des Inhaltes zu öffnen, gar nicht zum Genuß der ausgebreiteten Herrlichkeiten kommen, so halbwegs das Handwerk verdirbt. Denn nun steht das Buch doch geradesogut als freie Dichtung da, wie die anderen Werke Wilhelm Raabes, und es ist nur ein besonders feiner Zug des überlegenen Humoristen, daß er die Feier seines siebzigsten Geburtstages und die dadurch geweckte Lebenseinstimmung gewissermaßen vorwegnahm.

Ja, durch die Feier seines siebzigsten Geburtstages ist der Wirkliche Geheime Rat Dr. Friedrich Feyerabend, der weltberühmte Arzt und Gelehrte, zum Postillengreis dieses Buches geworden. Die laute Feier mit ihren vielen Ehrungen hatte ihm eben jenes Gefühl gebracht, nun einmal „nicht mehr zu müssen“ und das Recht zu haben, nach Belieben zu faulenzen. Da fängt er denn an zu tun, was er eigentlich zeitlebens immer gern getan hätte, wozu aber die Arbeit nie die Zeit gelassen. Mit Spaziergängen rund um die Stadt hat es begonnen; zu Wiedereinlebungsversuchen in die jugendliche Kindermenschheit, in die Natur hat es geführt. Es ist nicht eben tröstlich, was er bei alledem entdeckt, und als durch Regentage seine neue Lebensgewohnheit unterbrochen worden ist, ist er nahe daran, sich aufraffend dem Ratschlag der ihn bevormundenden Schwester und seiner eigenen Mahnung zu folgen, die da lautet: „Bleib in den Stiefeln, Mensch! So lange als möglich. Zwackt dich das Podagra an dem einen Fuß, so umwickle die dumme Pfote, aber den Stiefel zieh' fernerhin über das gesundgebliebene Glied und tritt fest auf!“

Dazu wäre es wohl gekommen, wenn nicht ein so wunderschöner Herbst eingezogen und mit ihm das Heimweh nach der Jugend aufs neue erwacht wäre. Zum erstenmal hatte es sich gemeldet mitten bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages. Den sonst so schwer mit eigenen Gedanken Beschäftigten ließ das Getriebe wohl doch etwas leer, und während der Rede des Regierungsvertreters war ihm das Bild seines Dorfkameraden Ludwig Bock mit leibhaftiger Deutlichkeit vor die Augen getreten. An diesen Namen heftet sich das Heimweh. Ludchen Bock war ja eigentlich „alles gewesen, was damals zu ihm gehörte — die Welt von vor zwei Menschenaltern, ganz Altershausen und was zu dem gehörte. Wann ich dort den Versuch machte, das Spazierengehen wieder zu erlernen?“

Auf diese Weise kommt der berühmte Geheimrat Dr. Friedrich Feyerabend nach zwei Menschenaltern zum erstenmal wieder in sein Heimatdörfchen. Er war viel umhergereist in der Welt, der berühmte Arzt, zu Kongressen und zu vornehmen und reichen Kranken — nach Altershausen war er nicht wieder gekommen. „Sein Heimatdörfchen konnte ihm nur auftauchen wie das erste Kapitel der Genesis den

Geologen und Philosophen — nicht eine unbekannte, aber trotz aller Wissenschaft unbekannt gewordene Gegend."

Es ist Abend, als er auf dem kleinen Bahnhof als einer der wenigen Fahrgäste aussteigt. Seltsam fremd ist alles um ihn herum. Ihm ist wie einstens Odysseus, als er auf dem Boden der lange verlassenen Heimat erwachte — „er kannte sie nicht". Da reißt ihn eine weinerliche Kinderstimme aus seinen Gedanken. Er sieht in das alte, feiste, runzellose, unbärtige Greisengesicht eines Idioten: „Ich bin ja Ludchen, — Ludchen Bock. Soll ich Sie Ihren Koffer tragen?"

So wird der berühmte Siebzigjährige aus Altershausen von seinem alten Schulfreunde, der durch einen Unglücksfall, den er im zwölften Jahre erlitten, zum Stadtsimpel geworden, in den alten Gasthof der alten Heimat geführt und muß es hier erleben, daß es „leichter ist, sich in eine fremde Welt zu finden, als sich in einer fremd gewordenen wieder heimisch zu machen." Der Abend sinkt nieder und er erlebt das hohe Wort: „Was ich besitze, seh' ich wie in Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten." —

Doch ich darf leider nicht, Seite um Seite das Buch durchblätternd, es gewissermaßen noch einmal vorerleben, kann nicht, was das Schönste wäre, es nachdem ich es für mich genossen, zusammen lesen mit jedem, dem ich es in die Hand geben möchte. Und wem möchte ich es nicht in die Hand geben?!

In der hellen, warmen Mondnacht geht der Geheimrat Feyerabend nochmals hinaus und durchstreift die ihm rasch wieder vertrauten Gassen und Gäßchen von Altershausen. Was ihm fremd gewesen war bei der Ankunft, das war der neue Ortsteil draußen beim Bahnhof. Hier drinnen aber hatte sich nichts verändert; auch kaum die Menschen, nur daß dort der Sohn an Stelle des Vaters steht, der Enkel an die des Großvaters getreten ist. „Er berührte Hausmauern, Gartenplanken, Torpfosten wie auch Türschlösser, soweit die Rückerinnerung und die Hand reichten." Und so gelingt es ihm, „die Gegenwart zur Vergangenheit und die Vergangenheit zur Gegenwart zu machen". Selbst der Köter Bollmann des Nachtwächters bellt ihn nicht an, schleicht sich vielmehr an ihn heran wie an einen guten Bekannten. Und die Welt zieht sich Fritze Feyerabend — denn der Alte wird ja Knabe — durch Bollmanns „kalte Nase zu einem Kindergitterbett zusammen". Der alten Kinderfrau gedenkt er, die ihn einst durch Geschichtenerzählen zum Schlafen bringen wollte und ihn doch gerade durch die Geschichten wach hielt. Ganz meisterhaft in der Stilistik sind diese Abschnitte, so ganz gesprochene Rede, nicht geschriebene Worte.

Wie er am Brunnen vorbeikommt, wird der nächtliche Wanderer durch eine weinerliche Stimme aufgeschreckt. Es ist Ludchen, bei dem ein paar üble Kerle den Taler, den ihm der Geheimrat für seinen Botengang in die Hand geschenkt, gesehen und danach vertrunken hatten. Nun hat Ludchen wie ein kleines Kind Angst, zu Minchen nach Hause zu gehen. In der kindisch gewordenen Vorstellungswelt des armen Idioten erscheint nun sein früherer Spielkamerad Fritze Feyerabend, mit dem er sich unterhält, während er in dem alten Herrn, der ihn jetzt bei der Hand nimmt, nur den vornehmen Bahnhofherren vom Abend erkennt. Aber der ist nicht umsonst der große Psychiater und tiefe Herzenskenner. Und was die Wissenschaft nie könnte,

das vermag das Herz. So gehen sie denn bald zusammen auf winkligen Pfaden dem altvertrauten Häuschen zu. Es ist von allem, was sonst eines längeren irdischen Daseins Inhalt im Selbstbewußtsein eines Gebildeten ausmacht, nichts übrig geblieben, „als zwei Jungen auf dem Wege nach Hause — beide mit dem Gefühl, sich verspätet zu haben“.

In diesem Häuschen brennt noch Licht. Auf den ersten Laut der nun doppelt weinerlich sich erhebenden Stimme Ludchens wird die Tür geöffnet. Es ist eine Greisin, die den armen Irren freundlich und mild empfängt. Der Fremde hat sich verborgen. „Wer mag sie sein aus unserer Zeit, die hier heute nach sechzig Jahren an dem armen Alten des Weibes Beruf zum Kinderwarten so in Treue und Güte pflegt?“

Die Antwort darauf erhält der Geheimrat, der im Gasthof sich sein Inkognito zu wahren verstanden hat, als er im Sonnenlicht des nächsten Tages über die Straßen des Städtchens hinaus die Jugend in der Umgebung sucht. Er geht zur alten Brunnenstube am Bergabhang droben im Walde, aus der das Trinkwasser nach der Stadt drunten geleitet wird. Auf der Bank, die im Halbrund in den Felsen um das Brunnenhaus gemeißelt ist, sitzt bereits ein Altmütterchen, die scheu vom Strickzeug emporsieht, als der alte Herr neben ihr Platz nimmt.

Es ist ein Eigenes um Wasser, das am Waldrand aus den Tiefen der Erde aufquillt. Sie hängen wohl alle zusammen, diese Quellen, mit dem Brunnen Mimirs, des Wahrers der Dichtung, mit dem Urdhaborn, an dem die Nornen Urdha, Werdandi und Skuld das Weltwissen weben. Es muß nur einer an den Quellen sitzen, der ihr Rauschen versteht.

Niemals hat einer tiefer hinab gelauscht in die Urquellen des menschlichen Herzens, nie hat einer besseren Trank getan vom Brunnen edelster Menschenweisheit, als Meister Wilhelm Raabe in diesem Gespräche, das droben am Quell bei Altershausen sich anbahnt, zwischen dem Geheimrat Dr. Friedrich Feyerabend, der von den Höhen der Menschheit niederstieg, um seine Jugend wiederzufinden und dem uralten Mädchen aus dem niederen Volke, Minchen Ahrens, die einst gleichzeitig mit ihm zur Schule gegangen und ihr Leben daran gesetzt hat, einem Kind gebliebenen Greis Mutter, Schwester und Behüterin zu sein. In seinen alten dürren Händen hält der Wanderer die alten, dürren, zuckenden Weiberhände, und während sie droben am Quell sitzen, wandern sie im Geiste zurück, sechzig Jahre und mehr, und dann langsam schrittweise vorwärts wieder in die Gegenwart. Droben im Wald unter den Bäumen spielt das „Kind“, das heute sich noch so jung wähnt, wie einst, als es vor sechzig Jahren mit diesen beiden gespielt hat. Ludchen sucht Schwämme. Diesen Gefallen hatte ihm Minchen erweisen müssen, weil er sich vor Reue und Leid über die Unruhe der Nacht nicht beruhigen konnte.

Ja, da wurde es hie und da zwischen den dreien so still, „daß sie den Brunnen unter sich jetzt bei Tage so laut hörten, wie er sich sonst dem Ohr wohl nur in der stillsten Nacht vernehmen ließ.“

Jetzt kommt es auch dazu, daß Fritze von den zwei Menschenaltern erzählt, die vergangen sind. Minchen erzählt er und sich selber mit. „Er wunderte sich selbst mehrmals über das, was er da von sich erfuhr.“ Und bald erfährt er es aus des



alten Mädchens Mund, weshalb er eigentlich nach Altershausen gekommen ist. „Du wärest heute nicht hier in Altershausen, wenn das dein Bestes und Höchstes wäre, was du von der Welt gehabt hast ... Du bist doch nicht bloß Ludchen Bocks wegen nach hier gekommen.“ — „Weshalb denn, Mädchen?“ fragte der Greis mit noch tiefer gesenkter Stirn. „Weil du bei deinem Altersfest Heimweh gehabt hast nach dem — ich weiß ja nicht, aber meine nach dem, was nicht mehr auch dabei sein konnte — dem Besten aus deinen besten Jahren.“

Und da holt er ihr aus der Tiefe alles herauf. Er erzählt ihr von dem geliebten Weib und Kind, das er so lang schon verloren, und es „trat ein Merkwürdiges ein. Es blieb für Minchen Ahrens nur das Süße, Liebliche, Lachende über, wie — ihm selber. Sie waren eben beide dem Reiche, wo es nicht mehr aufs Erdenwetter ankommt, selber zu nahe. Was sollte ihnen da noch verschollenes Leid? Vom verblaßten Menschenglück erzählte er.“ Und danach sagte Minchen Ahrens, seine Hand zum erstenmal von selber fassend: „Nun möchtest du auch wohl von mir etwas Näheres hören, da du mir von dir, wie ich es gar nicht verlangen konnte, so gütig und schön und auch vom Traurigen Bescheid gegeben hast, seit wir uns zuletzt gesehen haben?“

Wir erfahren manches von dem, wie Minchen zur Pflegemutter von Ludchen Bock geworden ist, und wie sie sich dahin fand, daß, „wenn es Gottes Wille gewesen ist, es auch der ihrige geworden ist“. Auch das, was wir erfahren, genügt schon, daß wir das Wort des Dichters verstehen: „Wenn ein Buch möglich wäre ‚Mutter Deutschland und ihre Leute‘, dürfte wohl auch von ihr darin ein wenig die Rede sein müssen.“ Dort freilich, als Minchen sich anschicken will, dem Jugendkameraden das Volksliedschicksal zu erzählen, das sie als blühendes Mädchen dahin geführt hat, des Dorfirren Pflegemutter zu werden, dort legt der Dichter die Feder aus der Hand.

„Mehr als du“, hatte der Weltgelehrte Minchen auf die Frage geantwortet, ob er denn auch Zeit habe, ihre Geschichte zu hören.

Wer von uns, und sei er der Beschäftigste und Überladenste, würde an diesem Punkte dem Dichter auf eine gleiche Frage nicht auch antworten: „Mehr als du“. Er aber hatte ja noch zehn Jahre Zeit und hat doch die Feder nicht mehr aufgenommen, die er an diesem Punkte seines Buches niedergelegt.

Sehe ich bloß dieses Buch an, so ist schon in dieser Stunde, so jung mir auch erst der Besitz der vorhandenen Form ist, das Bedauern darüber gering, daß diese wie man so sagt, ein Fragment ist. Was heißt „Fragment“, wo es sich um Leben handelt? Wer könnte sagen, ein Leben sei ein Ganzes, sei nicht Fragment geblieben, und wer könnte von etwas, das wirkliches Erlebnis geworden ist, sagen, es sei kein Ganzes? Ob ich nun im einzelnen das Schicksal von Minchen Ahrens noch erfahre, das ist es ja nicht, das habe ich auch längst schon aus den Zeilen herausgehört und zwischen ihnen gelesen. Wie es der wunderbar weise und gütige Mensch Wilhelm Raabe erlebte — das ist der einzigartige Reichtum. Und den besitzen wir mit ihm, trotzdem er in diesem Fall den in ihm ruhenden Goldbarren nicht ausgemünzt hat.

Was mir wehtut und wie ein Vorwurf auf mir liegt, ist, daß ich mir nicht verhehlen kann, daß Wilhelm Raabe nicht zehn Jahre lang sein Werk unvollendet

im Pulte hätte liegen lassen, wenn er hätte fühlen dürfen, daß sein Volk es von ihm verlangte, von ihm erwartete. Denn, wenn er auch, wie er im „Horacker“ einmal gesagt hat, immer nur für je einen von tausend Lesern geschrieben hat, — er hat doch wohl als Greis Stunden gehabt, in denen er fühlte, daß er auch diesen einen von Tausend nicht gefunden hatte. Da entstand dann das unwirsche Wort: „Sie sollen erst lesen, was ich ihnen geschrieben habe“. Und das andere. das so oft in diesem Buche wiederkehrt: „Ich brauche nicht mehr zu müssen“.

„Nein, er m u ß t e nicht mehr. Er hatte dem Zwang des Künstlertums Genüge getan; er hatte unbekümmert um den geringen Widerhall, den er fand, unbekümmert um das Geschiebe in der literarischen Welt um ihn herum, Werk auf Werk vollendet, wie der Gott in seiner Brust es ihn hieß, wie er es mußte.

Im Schaffen und Wirken des echten Künstlers liegt eine heilige Notwendigkeit. Sie liegt nicht nur in dem, was er schafft, sondern auch in dem, was er n i c h t schafft, in dem vielen, was in dem Chaos seines Inneren verborgen bleibt und nicht die Gestalt gewinnt, die das Leben in der Welt erst ermöglicht. Hätte Raabe nicht auch so mit diesem Buche dem künstlerischen Zwange in ihm Genüge getan gehabt, es wäre nicht Fragment geblieben; er hätte es vollendet trotz der kleinen Hemmnisse in seiner Umwelt, trotz der Hemmung in seinem Inneren. Aber was das Künstlertum Raabes uns noch geben mußte, das ist auch so schon in „Altershausen“ enthalten: ein Weltbild zu geben nach Tiefe und Weite menschlichen Lebens am einfachen, äußerlich kleinen Schicksal dreier Menschenkinder. Und dieses Weltbild sogar so zu geben, daß derjenige, der auf den Höhen der Menschheit wandelt und die weiten Lande der Welt durchwandert hat, erst heimkehren muß in die kleine Enge, um zu den Tiefen des Erlebens hinabsteigen zu können.

Darin liegt Raabes wunderbares Vermächtnis: In einer Zeit, die keine Entfernungen mehr kennen will, die keine Heimlichkeit duldet, die jedes Hemmnis als Einengung empfindet, die alles Kleine, Unscheinbare verachtet, die voll Gier ist nach Weite, nach Ausdehnung, — in diese Zeit hat er ein Denkmal hingestellt vom Reichtum der Enge, der Umgrenzung, die keine Begrenztheit zu sein braucht, weil in ihr sich zuerst der Weg findet in die Tiefe. Die Tiefe aber ist es, aus der die reichsten Quellen des Lebens und Erlebens aufsteigen.

So geht denn hin nach Altershausen und setzt euch droben mit dem Dichter auf die Bank am einsamen Waldbrunnen. seinem Raunen, in dem die Runen des Lebens gedeutet werden, zu lauschen.



Freilichttheater rund um Berlin

Das Freilichttheater läuft Gefahr, in Mode zu kommen. Die deutsche Reichshauptstadt, der von einer bestimmten Zeitungsclique geschmeichelt wird, die geistige Führung in Deutschland zu haben, hat sich, nachdem an vielen kleineren Orten seit einem Jahrzehnt für den Gedanken des Freilichttheaters gearbeitet und unter schweren Opfern gekämpft worden ist, nun der „Sache“ bemächtigt und wird ihr jetzt den „rechten Schwung“ geben.

Das heißt, dieses Stadium der Entwicklung steht uns erst bevor. Noch gibt es einige Orte in Deutschland, an denen Reinhardt seinen Ödipus noch nicht zur Schau gestellt hat; der große Manager, dessen Lockpfeife nicht nur das „gebildete“ Berlin W., sondern auch das Großkapital folgt, hat also noch nicht Zeit gehabt, mit dem ihm von seinen Beweihräucherern nachgerühmten napoleonischen Eroberergeiste auch diesen Stoff dem richtigen deutschen Theaterpublikum wirklich mundgerecht zu machen. Das kommt also noch. Inzwischen verrät sich der Einfluß der Reichshauptstadt auf die Bewegung bereits in der Betriebsamkeit, mit der für diesen Sommer in unmittelbarer Nähe Berlins drei Freilichttheater bereits eröffnet werden sind und ein viertes noch angekündigt ist.

Nur diese letztgenannte Bühne wird mit den Theatern in Thale i. H. und in Hertenstein am Vierwaldstättersee zu vergleichen sein. Nur hier soll der Versuch gemacht werden, Werke der dramatischen Weltliteratur unter freiem Himmel zu spielen. Die drei anderen Theater in Bernau, auf dem Brauhausberge bei Potsdam und auf dem Pichelswerder in unmittelbarer Nähe Berlins, gehören in die Klasse der sogenannten Volksschauspiele, indem in ihnen ein für diesen besonderen Zweck geschaffenes Spiel diesen Sommer lang aufgeführt wird.

Man erkennt, daß es sich hier um zwei verschiedene Bestrebungen handelt. Es ist sehr irreführend, wenn wie jetzt überall, beide miteinander vermengt werden. Das Freilichttheater, wie es zu Thale im Harz und danach in Hertenstein gepflegt wurde, bringt zunächst nur eine Veränderung des Wie der Aufführung. Und zwar, wie sich nicht leugnen läßt, eine etwas gewaltsame. Es ist nicht zu verkennen, daß die für das Innentheater und seine Verhältnisse bestimmte Kunst beim Freilichttheater in eine ganz andere Umgebung gesetzt wird, die in hundert Einzelheiten die vom Dichter gewollte nicht sein und darum die von ihm beabsichtigten Stimmungskräfte nicht hergeben kann. Ich freue mich der vielen überraschenden Schönheiten, die sich bei der Aufführung im Freien ergeben. Aber solange nicht eine für diese Verhältnisse geschaffene Kunstdramatik vorhanden ist, wird man diese Art des Freilichttheaters nur als eine Spezialität betrachten können, deren ethische und literarhistorische Werte in den Gesamtverhältnissen unserer Zeit begründet liegen.

Das Freilichttheater ist an sich ein Protest gegen die heute übliche Verkünstelung der Inszenierung und die aufs kleinliche gerichtete Art der Regieführung. Es ist ferner eine Auflehnung gegen jene dramatische Dichtung, mit der die eben geschilderte Richtung der Schauspielkunst groß geworden ist: eine Dichtung, in der die Kleinlichkeiten des Lebens vorherrschen, in der die breite Ausführung, die gedankenhafte Seziererei des alltäglichen Lebens, den muffigen oder doch jedenfalls kleinlichen Inhalt abgeben. Im freien Licht der Sonne, in der Großzügigkeit, die auch dem engsten Naturausschnitt verbleibt, bei der typischen Kraft, die jede Einzelheit der Natur gerade im engen Rahmen gewinnt, vermag diese Kunst des Kleinlichen nicht standzuhalten. Hier liegt ein bedeutsamer erzieherischer Faktor des Freilichttheaters, und Friedrich Lienhard hat es bereits im ersten Programmheft des Harzer Bergtheaters ausgesprochen, daß wenn das Freilichttheater diese Aufgabe der Gesundung unseres Empfindens gelöst habe, es ruhig der Vergangenheit anheimfallen könne. Das wird natürlich nur dann geschehen, wenn nicht durch diese neuen Verhältnisse Dichter zu bedeutsamen, mit ihnen rechnenden Schöpfungen veranlaßt werden. So gut Shakespeare für seine Dramen mit den nackten Wänden einer Szene auskam und sich lediglich auf die Nachhilfe der Phantasie der Zuschauer verließ; so gut die Griechen mit der stereotypen Stilisierung dieser Bühne ausreichten, so gut kann ein neuer Dichter Werke schaffen, die völlig in sich geschlossen der gedanklichen und erläuternden Mithilfe der engen Szene nicht bedürfen und nur mit jenen weiten Eindrücken der Natur draußen rechnen, wie sie sich überall finden.

Viel schwieriger ist eine über diese allgemeine Ausnutzung der Natur hinausgehende dichterische Benutzung eines besonderen Schauplatzes. Wer etwa in Altdorf den Aufführungen von Schillers „Tell“ beigewohnt hat, wird an sich erfahren haben, wie außerordentlich wertvoll

das der Aufführung doch in der Regel vorangehende Erleben des zu ihr gehörigen Naturrahmens war, wie unmöglich auf der anderen Seite dagegen jede Einstellung des Kunstwerkes in diesen Naturrahmen wäre.

Auf einem ganz anderen Blatte stehen die großen *Volksfestspiele*, wie sie jetzt in den oben aufgezählten Fällen auch rund um Berlin aufgeführt werden. Über die außerordentliche kunsterzieherische Bedeutung dieser Volksfestspiele, die vor allem auch darin liegt, daß weite Volkskreise, die sonst mit dem Theater gar nicht in Berührung kommen, auf diese Weise künstlerische Eindrücke gewinnen, ja sogar selber in sonst unbekanntem Umfang zur Erzielung derselben mitwirken, braucht hier nicht gesprochen zu werden. Nur eins: Wir sprechen von Volks*festspielen*. Im Worte „Fest" liegt der Begriff des Außergewöhnlichen. Der Segen würde sich in Fluch verkehren, wenn an die Stelle einer besonderen Anstrengung, eines ungewöhnlichen festlichen Anlasses eine *Gewohnheit* träte. Dann entstände statt des Festspiels Theatermacherei, die entweder wie bei verschiedenen bayerischen Dörflertruppen nur zu einer anderen Form des Geschäfttheaters mit allem Drumherum führen oder einem völlig kunstwidrigen Dilettantismus, einer Abart der Gattung Theatervereinerei Vorschub leisten würde. Das scheint mir am meisten übersehen zu werden, daß solche Volksfestspiele, wenn sie wirklich ihre künstlerisch-soziale Aufgabe erfüllen sollen, sich nicht willkürlich aus dem Boden herausstampfen lassen, daß dazu die „Gelegenheit" im höheren Sinne geboten sein muß.

Ein solches Spiel kann eigentlich nur gedeihen, wenn es aus der Begeisterung des Volkes heraus entsteht, wenn es für eine durch die äußere Gelegenheit geschaffene Stimmung, ein durch ein „Fest" gewecktes Empfinden die künstlerische Auslösung darstellt. Ich habe die größte Bewegung, die die neuere Zeit auf diesem Gebiete kennen gelernt hat, von Anfang bis zu Ende miterlebt, die lange Reihe nämlich jener großen Festspiele, die seit 1891 an den verschiedenen Orten der Schweiz zum Gedächtnis an die Gründung der Eidgenossenschaft und den Anschluß der einzelnen Kantone an dieselbe gefeiert wurden. Es wird natürlich auch da im Hintergrunde viel „gemenschlicht" haben, aber alles in allem brachten doch auch die kleineren Gemeinwesen hier Festspiele zustande, die künstlerisch auf beträchtlicher Stufe standen, bei denen vor allem aber die ethische Beteiligung des Volkes so stark war, daß sie auch in rein pekuniärer Hinsicht wo nicht gewinnbringend waren, so doch jedenfalls keine unangenehm empfundenen Opfer auferlegten. Die etwaigen Fehlbeträge wurden aus Begeisterung und Freude für diese festlichen Gelegenheiten gern getragen.

Wo dieser festliche Anlaß fehlt, ist die Stimmung natürlich eine ganz andere. Es ist schließlich an jedem Orte zu erreichen, eine Reihe von gutmütigen, ehrgeizigen und auch gewinnsüchtigen Leuten zusammenzubringen, denen man mit geschickten Worten auseinandersetzen kann, daß just diese Stadt, dieses Gemeinwesen berufen sei, die Welt mit einer dramatischen Aufführung zu beglücken. Irgend ein Anlaß in der geschichtlichen Vergangenheit des Ortes findet sich dann leicht; wo der nicht ist, ist ein besonders günstiger Platz oder dergleichen mehr. Jedenfalls kommt leicht ein Komitee zustande. Alle dilettantischen Gelüste in der Stadt sind rasch erweckt; die Wirte sind von vornherein bei der Sache, da sie ja auf den auswärtigen Besuch rechnen; der heimische Architekt, der die Bühne zu errichten hat und so und so viele andere Kräfte fehlen auch nirgends; man verspricht sich aus der Umgebung eine Fülle von Besuchern, die nicht nur für die Spiele selber bezahlen, sondern auch durch ihren Aufenthalt im Orte viel Geld dahin bringen, — kurz und gut, es ist nicht schwierig, wenn es auch viel Arbeit macht, die Stimmung für solch ein Festspiel künstlich heranzuzüchten.

Ich glaube, alle diese Unternehmungen enden mit einem künstlerischen und finanziellen Fiasko. Künstlerisch, weil eben das beste fehlt, der große innere Antrieb. Finanziell aber, weil die Berechnungen in der Regel doch viel zu günstig sind, denn da die innere Stimmung fehlt, stellt sich auch die große Besuchsfreude nicht ein. Das Ende ist eine allseitige Verstimmung und ein gründlicher Katzenjammer. Bei solchen künstlich geschaffenen Festspielen fehlen auch

für den Dichter die besten Grundlagen zu seiner Schöpfung. Ich rechne hier freilich nicht mit dem gottbegnadeten dichterischen Genie. Wenn es einem solchen gelänge, für ein von ihm aus innerstem persönlichen Antriebe geschaffenes Werk auf diese Weise die Gelegenheit der Aufführung herbeizuführen, so wäre dieses Festspiel ja nicht Selbstzweck, sondern eben nur Form der Aufführung, und als solche in dem Maße wertvoll, als es die dichterische Schöpfung selbst ist. Aber mit diesem Falle darf man nicht rechnen. Auch wenn sich der Dichter fände, der unter solchen Umständen arbeitete, so würde es ihm schwerlich gelingen, eine Gemeinde oder auch nur eine größere Gruppe von Gemeindeangehörigen so für dieses Kunstwerk zu begeistern, daß sie diese Form seiner Verwirklichung wählen würden.

Nein, das Volksfestspiel ist, wie sein Name sagt, ein zu einem Volksfeste veranstaltetes Spiel. Hier erkennen wir, daß es neben der Feier historischer Geschehnisse noch eine zweite Gelegenheit gibt, bei der solche Feste entstehen können. Ich nenne gleich ein glänzendes Beispiel: die Winzerfestspiele, die im Abstand weniger Jahre im Kanton Waadt veranstaltet werden. Einige derselben haben künstlerische Leistungen allerersten Ranges hervorgerufen. Wenn man will, kann man hierher sogar die Oberammergauer Passionsspiele rechnen. Es wäre ja nichts dringender zu wünschen, als daß jene Urquellen des Dramas wieder ausgeschöpft würden, als da sind volkstümliche Kirchenfeste, Spiele zur Feier bestimmter Jahreszeiten oder wichtiger Arbeitsabschlüsse (Ernte, Weinlese). In diesem Falle hat der Dichter weiter nichts zu tun, als die natürlichen Äußerungen der Freude, des Empfindens über das allgemeine Natur- oder Arbeitserlebnis in eine künstlerische Form zu gießen. Im anderen Falle, wo es die Feier eines geschichtlichen Geschehnisses gilt, gibt dieses den dramatischen Stoff. In beiden Fällen wird das Stoffliche von vornherein jenen Al fresko-Charakter tragen, der für Volksfestspiele unerläßlich ist. Für die Natur versteht sich das von selbst, denn hier tritt das allzu subjektive Empfinden des einzelnen zurück. Für die Historie hat die Überlieferung dafür gesorgt, daß das Hervortreten der einzelnen Menschen einen typischen Charakter erhält.

Jeder, der solchen Aufführungen von Volksfestspielen beigewohnt hat, wird folgende Erfahrung gemacht haben: alle Massenaufzüge, Massenbewegungen wirken mit ganz ungewohnter Großartigkeit. Zu schöner Wirkung gelangen auch alle jene Reden — vorausgesetzt, daß sie möglichst kurz gefaßt sind — die zum eigentlichen Geschehen, also unmittelbar zur Handlung gehören. Immer dankbar begrüßt und schier unverwüstlich ist die wirklich komische Situation und das Ausleben volkstümlicher komischer Charaktere. Bezeichnenderweise wird auch dankbar empfunden das Zusammenraffen der Stimmung an den Höhepunkten in ernste, feierliche Rede, zumal wenn es gelingt, diese ausmünden zu lassen in großen allgemeinen Gesang. Fast immer peinlich, oft geradezu unausstehlich, wirkt dagegen die Aussprache des allzu subjektiven Empfindens, also vor allem die leider für unvermeidlich gehaltenen Liebesszenen, sowie alles breite Auseinanderlegen innerer subjektiver Empfindungen und die breite Mitteilung persönlicher Erlebnisse. Überhaupt ist das Volksfest ein Männerstück. Es gibt nur ganz wenige Gelegenheiten, bei denen die Frau als Einzeldarstellerin im Volksfestspiel bedeutsam wirken kann. Das alles ist ja eigentlich ganz natürlich. Sobald das Volk ein Volksfestspiel als Theaterei empfindet, ist es mit der Wirkung vorbei. Das Volk aber empfindet das vor der Öffentlichkeit Ausbreiten rein subjektiver Empfindungen als eine Art Schamlosigkeit. Das Volk fordert auch hier starkes Geschehen und kühnes Handeln. Was gesprochen wird, muß Ausdruck des Volksempfindens sein. Der einzeln Hervortretende muß die typische Verkörperung der Volksart nach irgend einer Richtung sein.

Abgesehen davon, daß im allgemeinen auch unter den günstigsten akustischen Vorbedingungen die Schönheit der Rede im Volksfestspiel nicht so genossen werden kann wie beim Kunstdrama, das uns im geschlossenen Raume vorgeführt wird, erheischt der ins Riesige gehende Rahmen ein Arbeiten in großen Strichen, eben Al freskostil. Es kommt ein weiteres hinzu. Wo das Volksfestspiel wirklich aus seinen natürlichen Grundlagen herausgewachsen ist, da steht

die Zuschauerschaft zu den dargestellten Vorgängen im gleichen Verhältnis, wie einst das Griechenvolk den Werken des Äschylus und Sophokles gegenüber: die Vorgänge sind bekannt und aus der Heimatgeschichte oder Ortssage vertraut. In diesem Falle schafft der Zuschauer selber unwillkürlich innerlich jene Verbindung zwischen den einzelnen Stufen der Handlung, die der Kunstdramatiker langsam entwickeln und logisch verbinden muß. Die Geschehnisse stehen einfach mit dem Recht der Tatsache da. Dadurch ermöglicht das Volksschauspiel ein loses Szenengefüge. Diese lose Szenenfolge ihrerseits gewährt die Möglichkeit, das im breiten Maße einzufügen, was dem Volke an diesen Festspielen nicht nur das liebste ist, sondern es auch künstlerisch am meisten fördert: Aufzüge, Bewegungsspiele, Reigen und Musik. Das Volksfestspiel ist ein Allkunstwerk, für dessen künstlerische Wirkung die poetische Schönheit des Wortes zurücktritt hinter der Eindruckskraft des farbigen Bildes, des Reizes rhythmisch-schöner Bewegung und der Macht der Musik. Wie der Grieche die Unterbrechung der Handlung durch den Chor, der auch zugleich rhythmischer Tanz war, nicht als störend empfand, so wird kein empfänglicher Besucher des Volksfestspieles die Unterbrechung der Handlung durch Gesang und Bewegung störend empfinden, wenn es gelingt, diese Bewegungen irgendwie aus der Handlung hervorgehen zu lassen, und wenn die Musik die durch die gesamten Vorgänge geweckten Stimmungen und Empfindungen zur Höhe führt und abschließt. Derartige künstlerische Einschnitte in das Geschehen sind vielmehr unbedingt notwendige Ruhepunkte der Handlung und geben gleichzeitig das große architektonische Gerüst des ganzen Spiels. Es kommt hinzu, daß auf diesen beiden Gebieten das Volk als Mitwirkender sich fühlt. Beides ist Kunstäußerung der Masse.

Ich spreche hier nicht nur von meinen subjektiven Empfindungen, nehme da nicht bloß hinzu, was mir Künstler und hervorragende Kunstkenner über ihre Eindrücke bei großen Festspielen berichtet haben, sondern ich habe diese Tatsache aus dem Munde zahlreicher einfacher Besucher, eben des Volkes: daß nämlich die bleibende Erinnerung an solche Volksfestspiele sich haftet an schöne Bewegungsspiele, große farbige Bühnenbilder und an die musikalische Entladung des ganzen Empfindens. Das Volksfestspiel muß in gewissem Betracht etwas Oratorienhaftes haben. Am meisterhaftesten fand ich das in dem großen Baseler Festspiel, das Jakob Mähly gedichtet und zu dem Hans Huber die Musik geschrieben hatte. Von dem Appenzeller Festspiel wird jedem Besucher unvergeßlich bleiben das eigentlich in der Handlung ganz unmotivierte Massenjodeln von mehr als zweihundert Sängern und Sängerinnen, das der Entfesselung eines Tonmeeres glich und zu den gewaltigsten musikalischen Eindrücken gehörte, die ich überhaupt jemals empfangen habe. Und gerade Aufführungen wie das Waadtländer Winzerfest, bei dem die Handlung ganz nebensächlich ist, sondern das überhaupt nur Bewegungsspiele, Aufzüge und Musik zusammenschließt, hinterlassen die ungetrübtesten Eindrücke. Da ist nichts mehr von Theater, nichts von Unterhaltungsmacherei, das ist *das Volk, das spielt*. Aus diesem Spiel heraus wächst die Feier. Auch die höchste Festlichkeit ist Spiel in diesem edelsten Sinne.

Von den Freilichtspielen um Berlin hat das Hussitenspiel in Bernau am meisten von diesem Charakter eines Volksfestspiels an sich, ohne dem oben geschilderten Idealbild wirklich nahezukommen. Die historische Verknüpfung ist hier vorhanden, das natürliche Herauswachsen des Geschehens aus dem eigenen landschaftlichen Rahmen ist da. Dann hat dieses Festspiel Musik, und zwar die meisterhafte Bearbeitung altdeutscher Melodien, die Viktor Hansmann für das Hohentwielspiel geliefert hat. Aber auch hier ist die Musik noch viel zu sehr Episode, zu wenig das Ganze gliedernde und krönende Kraft. Die anderen Spiele versuchen das historische Verhältnis zur Mark zu vertiefen. Das ist bei dem Mangel an Heimatsinn, der ein Kennzeichen des modernen Berliners ist, sicher verdienstlich. Auch die Verbindung des Kunstgenusses mit dem der Natur wird gute Wirkung tun. Es ist Gegengift gegen den modernen Operettengeist. So wird man allen diesen Unternehmungen Glück wünschen, mögen sie auch von dem großen Gedanken des Volksfestspiels nur eine kleine Vorstellung verwirklichen. K. St.



Von neuer Lyrik

Die lyrische Ausbeute der letzten Zeit ist, was Güte und Eigenart anbetrifft, grade keine sehr bedeutende; doch liegen immerhin beachtenswerte, über den Durchschnitt sich erhebende Leistungen vor. Ich beginne die Übersicht mit einem Balladenbuche, das mich überrascht hat, den „Balladen“ von Frida Schanz (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig). Ich weiß, mit welchen Vorurteilen diese Dichterin zu kämpfen hat. Hoffentlich gelingt es ihr, mit dieser hervorragenden Leistung ihre einseitig richtenden Kritiker von ihrem feinen Talent zu überzeugen. Sie zeigt hier ein vornehmes und zartes poetisches Empfinden, das sie über alles Epigonenhafte, das ihren frühesten Dichtungen anhaftet, hoch emporhebt. Und hiermit hat sich eine ausgeglichene sichere Kraft verbunden, die den rechten Ausdruck fast immer zu treffen, das rechte Maß auch in dem Sinnigen und Feinen inne zu halten weiß. Ihre Balladen sind oft in ihrer knappen andeutenden Weise und zarten Symbolik von besonderem Reiz („Eisläufer“, „Scherbenweg“, „Der Fakir“, „Todtänzerin“. Aber auch die kraftvolle und nicht „nur kraftvolle“, sondern auch charaktervolle und beseelte Heldenballade gelingt ihr („Die Armringe“, „Ragnit“, „Eisernes Recht“). Eine der schönsten Balladen ist „Lichtertanz“. Ich bedaure es, daß ich auch auf dies vortreffliche Buch nur so kurz eingehen kann.

Karl Busses neues Gedichtbuch „Heilige Not“ (Cotta, Stuttgart) wird manchen enttäuschen, der den Dichter wegen seiner ersten frischen Lieder schätzt. Ich muß gestehen, daß auch mich das Buch zuerst enttäuscht hat, aber aus anderem Grunde: ich empfane es gewiß als ein ehrliches Buch, das schwere Entwicklungskämpfe spiegelt, bittere Selbsterkenntnisse; aber manches künstlerisch Unbedeutende ist doch mit zuviel Emphase vorgetragen und wirkt daher doppelt trivial. Aber ich habe mich doch in das Buch hineingelesen. Mag diese „heilige Not“ auch bisweilen zu stark markiert werden, mag diese gute Absicht zu einer unangenehmen Absichtlichkeit werden — dennoch stimme ich dem Dichter bei: hier sind aufrichtige Bekenntnisse, hier sind schwere Gewissenskämpfe oft mit ergreifender Inbrunst geschildert, und nur der, der sie selbst erlebt hat, der ein heißes Herz mit des Lebens grauen Decken hüllen muß, vermag dies nachzuempfinden. Dazu enthält das Buch eine Reihe schöner Gedichte, von denen ich nenne: „In einer Mondnacht“ (S. 142), „Bekenntnis“ (S. 82), den Zyklus „Irrende Liebe“ (fast ganz), „Wetterleuchten“, „Verzagtheit“, „Herbstmelancholie“.

Maximilian Dauthendey hat eine glückliche Entwicklung durchgemacht. Über dieses ungebärdige Talent und seine „ultravioletten“ Gedichte hat sich viel verdienter und unverdienter Spott ergossen. Ich habe nie seine edle Art bezweifelt und freue mich nun, daß der Finder wilder, fremder Märe zur echten, einfachen Kunst der Empfindung zurückgefunden hat. Freilich, er ist ein Eigenartiger im guten Sinne geblieben. Welch feines, intimes Verhältnis hat dieser Dichter zur Natur, zu allen ihren Erscheinungen und Regungen, welche lieblichen Bilder und Symbole stehen ihm in immer neuen Variationen, in unerschöpflicher Fülle zu Gebote! Er überschüttet uns gradezu mit einem Segen blühendster Lieder. Dem „Singsangbuch“ (Bonsels, München), den „In sich versunkenen Liedern im Laub“ (Axel Junker, Stuttgart) sind die ebenso eigenartigen, von Stimmung und Empfindung überquellenden „Lieder der langen Nächte“, „Der weiße Schlaf“ (Junker, Stuttgart) und die tiefsinnigen „Lieder der Vergänglichkeit“, „Weltspuk“ (Albert Langen, München) gefolgt. — Auch Willrath Dreesens „Gedichte“ mit ihrem zarten Buchschmuck von Fritz Albert (Verlag von L. Staackmann, Leipzig) sind ein Buch der Reife und tiefgestimmten Ruhe der Seele. Wie könnte ich in diesen kurzen Zeilen all die verborgenen Schönheiten dieser wie lebende Pflanzen von Empfindung leise vibrierenden Verse kundtun! Es ist eine fein abwägende Kunst in ihnen, deren Reize erhöht werden durch das stete Mitschwingen seelischer Beziehungen, wodurch sie einen eigentümlichen, originellen

Charakter erhalten: so offenbart sich Seele durch Kunst. — Und nun ein paar Ausnahmemenschen: Stephan George und Rilke. Ich habe mich immer bemüht, auch diesen gerecht zu werden, und ich verkenne nicht ihre eigenartigen Begabungen, ich habe sowohl in Georges als auch in Rilkes früheren Büchern viel Schönes gefunden. Mir sind also alle Sinne für eine rein formale oder höchst persönliche Lyrik gegeben. Ich habe nun Georges neues Buch: „Der siebente Ring“ (Georg Bondi, Berlin) durchgelesen; es war mir beim erstenmal nicht möglich, den Sinn der meisten Gedichte zu entziffern, oder ich fand einen derartig trivialen Sinn in verschrobener Form, daß ich zweifelhaft wurde, ob dies der Sinn war. Ich habe das Buch zum zweitenmal gelesen, es ist mir ebenso gegangen. Ich halte es für eine pure Einbildung, wenn jemand mit feinem und gesundem künstlerischen Empfinden mir sagt: diese Lyrik sei schön und tief. Ich halte sie für unkünstlerisch, geschmacklos und gehaltlos, und kann nur Einzelnes von diesem Urteil ausnehmen. Es ist eine kalte und tote Kunst, Stil ist hier zum Unstil, Sinn zum Unsinn geworden. Ebenso ist es mir mit Rilke gegangen. Er ist gewiß eine reiche Natur, die allerdings auch allen Einflüssen zugänglich ist. Das beweisen seine früheren Bücher. Nun hat er seine „Neuen Gedichte“ in zwei Teilen im Insel-Verlag herausgegeben. Auch in diesen Bänden finde ich Gedichte von unvergleichlich aparter Schönheit und Tiefe, eindringlicher Anschaulichkeit und seelischer Bedeutsamkeit. Sie bezeugen schöpferische Kraft, ja auch Meisterschaft. Daneben aber — und das ist leider die Hauptmasse der Gedichte — finde ich ganz unverständliche und formell häßliche Gedichte: Eine unnatürlich zerhackte und an anderen Stellen wiederum unschön von Vers zu Vers hinüberschleifende Sprache klingt hart und hölzern ins Ohr. Die Manier, die Dinge auf den Kopf zu stellen und sie verschoben und unplastisch darzustellen, läßt doch wiederum auf Unnatur, auf Überspanntheit und auch Beschränktheit des Empfindens schließen. Dennoch ist diese Lyrik psychologisch bedeutsamer und interessanter und gewiß origineller als die oft so inhaltlose Georges. — Zu den exzentrischen Meistern gehört auch Hans Heinz Ewers. Sein Gedichtbuch: „Moganni Nameh“ (Georg Müller, München) enthält sehr schwache Gedichte, aber auch überraschend originell empfundene. Dieses Schwelgen in exzentrischen Stimmungen, in perversen Gefühlen und exotischen Vorstellungen ist ja für den Dichter charakteristisch; im Gegensatz zu jenen Ästheten hat seine Lyrik eine auflösende Tendenz, er gibt sich unmittelbar in Versen, die oft nur der Rhythmus zusammenhält. Und gewiß ist diese Lyrik interessant und charaktervoll, auch künstlerisch durchaus wertvoll; mag sie auch manchem unsympathisch sein: hier ist doch echtes, lebendiges Leben, wenn auch Leben ganz besonderer Art.

Alfred Walter Heymel gibt eine zweite vermehrte Auflage seiner gesammelten Gedichte unter dem Titel „Zeiten“ heraus (Leipzig, Insel-Verlag). Eine Persönlichkeit spricht kaum aus diesen Versen, denen man Beeinflussungen von verschiedener Seite her anmerkt (Bierbaum, moderne Artisten), aber immerhin ein feines und hier und da frisches poetisches Empfinden und auch viel Geschmack, viel Hineinfühlen in erlesene Stimmungen. Gedichte wie „Horoskop“, wie die wohlgelungenen Übersetzungen von Gedichten des interessanten Amerikaners Brian Hooker, wie die frischen „Schönster Herbstmorgen“, „Picknick“ zeugen von feiner geistiger Kultur. — Persönlicher und tiefer wirkt Albert H. Rausch in seinen „Nachklängen, Inschriften, Botschaften“ (Fleischel & Ko., Berlin). Er gehört anscheinend der Schule Georges an, doch werden seine formschönen, in ruhigem, bedächtigem Stil gehaltenen Gedichte fast immer von einer Bewegtheit der Seele getragen, die tief zu Herzen geht, — obwohl Manier dann und wann den Eindruck abschwächt. Ich halte das Buch jedenfalls für eines der edelsten Gedichtbücher der letzten Zeit. — Hans Müller — „Die Rosenlaute“ (ebenfalls Fleischel & Ko.) zeigt nicht diese innere geläuterte Ruhe und Reife. Sein Talent ist nicht anzuzweifeln, aber neben schönen, reinen Klängen macht sich oft eine fade Weichlichkeit und — nach österreichischer Art — ein Spielen mit Bildern, Worten und Empfindungen bemerkbar, was mir oft gradezu unkünstlerisch erschienen ist. — Max Geilinger gibt in seinen

„Schwarzen Schmetterlingen“ (Rascher & Ko., Zürich) gute Durchschnittsgedichte, die talentvoll und menschlich sympathisch wirken, hin und wieder hebt ihn sein starkes poetisches Fühlen über diese gleichförmigen Gedichte empor, z. B. in einfachen Landschaftsstimmungen wie „Laue Nacht“ (S. 65). — Seiner ganzen Art mußte das Buch „Zwischen zwei Städten“ von Armin T. Wegner (Fleischel & Ko., Berlin) einen ungleichen Charakter zeigen, es will ein Entwicklungs-, ein Menschenbuch sein, und das ist es auch geworden. Nicht als Kunstwerk, sondern als Bekenntnisse wollen diese Dichtungen eines eigenartigen und an dem Leben und an sich selbst erstarkten Menschen gewürdigt werden. Nicht alles ist interessant, vieles ist überflüssige Durchschnittspoeterei; dafür wird man aber durch die starke Ergriffenheit, die aus anderen Gedichten spricht, entschädigt.

Einen ähnlichen Charakter zeigen die allerdings reiferen Gedichte „Tellurische Feuer“ von Kurt Piper (R. Piper & Ko., München). Hier spricht doch eine reiche und starke Persönlichkeit in eigener Sprache, wenn diese auch oft schwerfällig klingt und unter der Last der Reflexionen sich dahin schleppt. Erlebtes ist hier zu einer ironischen Weltanschauung geworden, deren Originalität ebenso oft überrascht und sympathisch wirkt wie künstlerisch anfechtbar zum Ausdruck kommt. — In Ludwig Winders beachtenswerten Gedichten: „Das Tal der Tänze“ (Richard Schmeer & Ko., Bielitz) zeigt sich wieder echt österreichische Anmut, die so oft zu einer spielerigen Manier wird; aber hier scheint sich doch mehr als eine oberflächliche Kunst der Worte zu verraten: es sind feine, seelisch bedeutsame Impressionen zwischen den Gedichten. — Ganz anderer Art ist wiederum Ernst Preczang. Sein „Im Strom der Zeit“ (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.) erhält seinen Charakter durch soziale Gedichte. Letztere sind nicht frei von Tendenz und Parteipolitik, und sie bieten im allgemeinen nicht das, was ich unter sozialer Lyrik im besten Sinne verstehe: objektive, vor allen Dingen poetische, sei es nun lied- oder balladenhafte Darstellung des sozialen Lebens, Fühlens und Denkens. Auch scheint mir Preczang oft phrasenhaft zu werden, die Kraft Freiligraths ist ihm denn doch versagt. Aber die gefühlsmäßige soziale Stimmung, auch das soziale Genrebild gelingen ihm. Er ist jedenfalls ein Dichter, ohne Frage. — Hier zwischen möchte ich das Gedichtbuch eines Vielgeschmähten und, wie ich bekennen muß, Vielverkannten besprechen: „Der Krater“, Gedichtbuch von Erich Mühsam (Morgen-Verlag, Berlin) ist meines Erachtens eines der besten Gedichtbücher der letzten Jahre. Ich muß gestehen, daß mich diese ganz persönlich gehaltenen, zum Teil sehr ernst, zum Teil ironisch gestimmten, aber von poetisch originellen Einfällen, Bildern und Witz übersprudelnden Verse, die wirklich höchst geistvolle Improvisationen zu sein scheinen, oft aufs tiefste ergriffen haben. So kann nur ein Dichter und ein Mensch mit einer reichen Seele wirken. Hier finden sich am Schlusse auch einige Balladen, die freilich voll beißender Satire, voll hahnebüchenem, oft unanständigem Witz sind, die aber doch wirkliche Balladen sind — ich möchte sie ironische soziale Balladen nennen. — Frische, flott hingeschriebene, persönlich gestimmte Gedichte enthält das Büchlein „Abseits“ von Heinrich Schäff (Albert Langen, München), dazwischen sind feine Naturbilder hineingestreut, wie die Heidestimmung „Lichterprozession“. Mit tieferen Akkorden eigensten Empfindens schließt das von Begabung zeugende Buch. — Leo Sternbergs „Neue Gedichte“ (Cottasche Verlagsbuchhandlung) zeigen wie des Verfassers frühere noch immer eine große Unausgeglichenheit des persönlichen und künstlerischen Empfindens, die Form ist zumeist hart und spröde; wir wollen das nächste Buch abwarten, es wird besser sein, wie mich einige neue Balladen des Dichters ahnen lassen. — Einen reiferen Charakter zeigen die schönen, in sich ausgeglichenen Gedichte „Meine Ernte“ von Wilhelm Lennemann (Fritz Eckardt, Leipzig). Es sind zumeist von erlebten Momenten, von Empfindung beseelte Naturstimmungen, die ihre Eigenart durch einen kräftigen, ich möchte sagen bäuerlichen Ton erhalten, wie denn der Dichter auch mit Vorliebe das Leben und die Art des westfälischen Bauern schildert, auch in einigen balladenartigen Gedichten. —

„**Lustige Vögel aus meinem Garten**“ nennt **Adolf Holst** sein neuestes Gedichtbuch (ders. Verlag). Es sind leicht satirische, witzig pointierte und gefällige Gedichte, — ich habe, offen gestanden, nicht viel Sinn für diese spaßhafte Lyrik. — „**Von Helden, Bettlern und Christus**“ — Balladen und Bilder — nennt Karl Leopold **Mayer** ein Büchlein Gedichte (ders. Verlag). Der schwulstige Titel nimmt nicht dafür ein. Die Gedichte sind nicht gut und nicht schlecht, sie zeugen gewiß von Talent; das Talent aber überchreit sich noch und weiß das Echte von dem Unechten noch nicht zu scheiden. Es ist noch keine aufrichtige Natur in dem Buche. Wir müssen das nächste abwarten. — Einen bedeutenderen Eindruck hinterläßt das Buch: „**Stille und Sturm**“, Gedichte von **Otto Sattler** (Neuyork, Reltana-Verlag). Die Form, wiewohl oft unausgeglichen, gespreizt und verworren, wirkt in ihrer ungesuchten Unmittelbarkeit trotz ihrer reflexionären Art persönlich und suggestiv. Namentlich die sozial gestimmten Gedichte zeigen einen eigenen, durch persönliches Erleben und durch eine impressionistische Formgebung anziehenden Charakter. Sie wirken oft wie hingeworfene Skizzen, Momentbilder, plötzlich empfundene Vorstellungen der Seele.

Endlich einige Gedichtsammlungen, die in gewissem Sinne Lebenswerke darstellen, Überblicke geben über die Entwicklung ihrer Autoren. Die „**Gedichte**“ (1893—1908) von **Max Bruns** (J. C. C. Bruns, Minden i. W.) bilden wohl das originellste dieser Werke. Bruns gehört der Moderne an, seine Gedichte, obwohl von Dehmel beeinflußt, haben doch eigenes Leben genug, um sich durchzusetzen. Die Zeit der schwülen Liebesgedichte, die noch in den ersten Zyklen widerklingt, ist vorüber — schöne, ruhige, männliche Stimmungen persönlicher Art erfreuen in den übrigen Teilen, ich schätze besonders Kunst- und Naturstudien wie „Kleinkunst“, „Mittelalterliche Badestube“ und ähnliche. — Einen ernsten Charakter zeigt durchweg „**Glauben und Leben**“, Dichtungen von **Hans von Wolzogen** (Schuster & Löffler, Berlin). Die Gedichte wirken nicht unmittelbar, sie sind zu sehr reflektiert, doch berührt ihre gedankenvolle und empfindungsinnige persönliche Art sehr sympathisch. — Auch in der reichen Gabe „**Im Sommer des Lebens**“, Mären, Schwänke und Lieder von **Demetrius Schrutz** (Bonn a. Rh., A. Heidelmann) findet man zwischen vielen überflüssigen und epigonenhaften Gedichten stimmungsvolle Balladen und Lieder.

Hans Benzmann



Aufwärts!

In aller Stille ist wieder eine neue Bücherei entstanden. Für das Volk. Volksbücherunternehmungen haben wir jetzt eine ganze Reihe. Jede hat ihren besonderen Charakter und darum ist jede in ihrer Art wichtig. Ein Sondercharakter von ganz bestimmter Eigenart, das ist auch das Merkmal der neuen Bücherei. Sie nennt sich „**Aufwärts!**“ Bücherei zur Belehrung und Erhebung, herausgegeben von G. Volk. Verlag von E. Grieser, Frankfurt a. M. Ihr Programm heißt: „Das Erkenntnis-, Gemüts- und Willensleben unseres Volkes **aufwärts** führen zu helfen.“ Also eine Führerin auf dem Wege zur Kultur.

Ihr Herausgeber und geistiger Vater ist **Georg Volk** in Frankfurt, der Geschäftsführer des rhein-mainischen Verbandes für Volksbildung, eine der markigsten Persönlichkeiten unseres deutschen Volksbildungswesens. Um ihn schart sich junge Kraft. Ein trutziges Häuflein Professoren, Künstler, Pfarrer, Lehrer, Arbeiter. Warmblütige Vollmenschen, die keine Vereinsmeierei treiben. Entschlossene, tatenfreudige Kulturpioniere. Sie geben sich nicht viel mit Regierungsberichten ab, auch nicht mit Volksbildungskongressen, bei denen die Tagesordnung nahezu völlig mit Toasten auf regierende Fürsten, Minister, Regierungsräte usw.

ausgefüllt wird, auch nicht mit jenen sogenannten Volksunterhaltungsabenden, die quasi nur Wärmehallen für lokalen und anderweitigen Dilettantismus sind und jenen saftlosen Volksbildungsvorträgen, wie man sie heute in so vielen Städten findet, Vorträgen, in denen sich ein halbgebildeter Mittelstand, der unsterbliche Chorus der zufrieden sich Langweilenden, als dominierendes Publikum breit macht, während der Arbeiter in der richtigen Erkenntnis, hier nichts lernen zu können, wegbleibt. Wer einmal einer Versammlung des rhein-mainischen Verbandes beigewohnt hat, der weiß, daß in dem Verband eine frische Luft weht. Für Leute, die ein gelegentliches Löffelrühren in dem lauwarmen Brei einer süßlichen Halbkultur schon für ein volksbildendes Verdienst halten und überhaupt nur mit dem Begriff Volksbildungsarbeit vermengen, ist dort kein Platz. Dort wird wirklich gearbeitet. Jeder arbeitet für die Kultur in seinem Wirkungskreis. Der eine in der Großstadt, der andere im Landstädtchen, ein dritter im Fabrikort, ein vierter auf dem Dorf. Und in den von Zeit zu Zeit stattfindenden Verbandsversammlungen kommen sie alle zusammen und berichten, was erreicht wurde, und beraten, was weiter zu tun ist. Die Versammlungen sind meist an Sonntagen, denn sie dauern oft von früh bis abends. Dazu hat man am Wochentag keine Zeit. Aber jeder opfert freudig seinen Sonntagsspaziergang. Und es sind jedesmal viele Arbeiter da, Menschen, die sich die ganze Woche auf den freien Sonntag freuen. Aber sie alle beseelt und beflügelt der gemeinsame Gedanke des Zusammenwirkens, Zusammenhelfens zum allgemeinen Besten. Und darum finden sie sich in brüderlichem Streben auch aus allen Ständen zusammen. Der Verband ging ursprünglich von der Vortragskultur aus. Es gelang ihm rasch, einen Kreis von tüchtigen Rednerkräften zu sammeln. Keine Papageienredner, die auf gekaufte, auswendig gelernte Vorträge „reisen", wie das heutzutage bei einer gewissen Sorte von Volksbildungsrednern erschreckend Mode wird, sondern Menschen, die aus eigenem Wissen etwas zu sagen haben, und die zugleich die Gabe besitzen, ihr Wissen in ansprechender Form mitzuteilen. Also Vortragskultur im besten Sinne des Wortes. Mit der zunehmenden Entwicklung dieses Vortragswesens machte sich das Bedürfnis nach einer Bücherei geltend. Der Wunsch, die gehörten Vorträge gedruckt zu lesen, gab den eigentlichen Anstoß dazu. So wurde der Rednerkreis des Verbandes zugleich der Mitarbeiterkreis der Bücherei. Aber mit der Begründung einer Bücherei erwies sich zugleich eine Programmerweiterung als nötig. Nicht bloß Vorträge, sondern überhaupt belehrende und gelegentlich auch unterhaltende Literatur sollte den Inhalt bilden.

Soweit die Entstehungsgeschichte von „Aufwärts". Bis jetzt liegen zehn Bücher vor. Braune Hefte im Umfang von 2—3 Druckbogen und im Preis von 15, 20 und 25 ₰; zum Teil mit Illustrationen. Mit 20 ₰ Aufschlag erscheinen sie in sehr geschmackvollem Einband. Wonach ich zuerst griff, das war: „Von Handwerksburschen und Herbergen" von Paul Haag. Ein frischer Landstraßenwind weht darin. Landstraßenpoesie. Man liest mit besonderer Freude die schönen Sprüchlein der das Handwerk grüßenden Gesellen und die prächtigen alten und neuen Wanderlieder. Eine Fülle gut deutscher Poesie von Hans Sachs bis Liliencron, und dazwischen ein ausgezeichneter Prosatext, in dem das Handwerksburschen- und Herbergsleben in kulturgeschichtlich höchst anziehender Form dargestellt wird. Nach dieser in ihrer Art wahrhaft vorbildlichen Arbeit war ich gespannt, ob mich die übrigen Hefte nicht enttäuschen würden. Es war nicht der Fall. „Deutschland vor 100 Jahren" von Dr. A. Klein ist wiederum eine ganz vortreffliche Leistung. Und, ebenso wie das vorgenannte Werkchen, ein Buch, das eigentlich für alle Kreise Interesse hat. H. L. Linkenbach behandelt den „Bergbau". Redakteur A. Schmitter „Unsere Zeitungen" in ihrer Geschichte, Bedeutung und technischen Entstehung, Karl Voigt „Kometen und Meteore", Professor W. Kobelt „Die alten Flußläufe Deutschlands", Dr. R. Fischer ein speziell für Arbeiter wichtiges Thema „Die Krankheits- und Unfallverhütung im Gewerbebetrieb". Alle diese Bücher zeichnen sich als vertrauens-

würdig fachmännische und zugleich stilistisch tüchtige Leistungen aus. Ein Gemeinsames liegt ihnen zugrunde, die Tendenz, anzuregen. Sie werden viele Leser dazu verführen, weitere Belehrung auf den behandelten Gebieten zu suchen. Und darin scheint mir ein Hauptwert der ganzen Bücherei zu liegen, denn das ist doch wohl der ideale Zweck der Populärwissenschaft überhaupt: anzuregen zum Weiterlernen, Weiterdenken. Dieser Tendenz kommt auch der in den meisten Heften enthaltene Literaturnachweis entgegen. Wie verlautet, sollen auch Biographien berühmter Männer in der Bücherei ihren Platz finden. Den Anfang damit macht ein Heft über „Benjamin Franklin“ von W. Müller. Endlich sind auch zwei Nummern für die Jugend bestimmt: „Junge Helden“, Erzählungen von Helene Christaller und „Poesie der Jugend und Jugendpoesie“ von Georg Lang. Wer kennt Georg Lang? Ein herrlicher Kinderliederdichter, würdig, neben Pocci und Güll genannt zu werden. Ein Freund des bekannten Kinderzeichners Albert Hendschel, dessen reizende Zeichnungen aus dem Kinderleben denn auch das Heftchen schmücken. Möchte der Dichter Lang, dessen 70. Geburtstag (1906) das deutsche Volk übersehen hat, durch die Aufwärtsbücherei zu seinem längstverdienten Ruhme kommen!

Man muß gestehen, das Aufwärtsprogramm läßt sich gut an. Die zehn Erstlinge, mit denen das Unternehmen in die Öffentlichkeit tritt, empfehlen sich durch ihre Qualität selbst. Glückauf!

Civis

Der Weg ins Kinderland

Dieser Roman von Paul Georg Münch (Berlin, Janke) erweckt lebhafte, stetig sich steigernde Teilnahme. Er verfällt auch nicht in den Fehler, daß alles so ausläuft, wie man es von Anfang an wohl kommen sieht: daß sie sich schließlich „kriegen“ und daß alle Dinge heiter und erfreulich auslaufen werden. Nein, die Rechten „kriegen“ sich nicht, wohl aber die Unrechten; und der von Anfang an über den Verhältnissen lagernde Schleier des Zweifels und der Furcht verdichtet sich immer mehr zu einem Leichentuche, das schließlich alle schönen Hoffnungen und die Opfer schöner Gedanken bedeckt. Die Erzählung läuft, gleich einem keine befreiende Lösung findenden Trauerspiele, sehr schwermütig und als eine drückende offene Frage aus mit den bezeichnenden Worten: „Und drüben hielten Zypressen Totenwacht.“

Das ist ein Vorzug, kein Tadel des spannenden Werkes: Wahrheit vor allem, nicht trügerische Schönmalerei der hoffnungsarmen, schwer an sich tragenden Verhältnisse! Im Hintergrunde freilich, wenn auch weit weg, sieht man doch die Ringer und Märtyrer die „langen, steilen Wege zum Heile, zur Vollendung hin“ emporklimmen; sie werden schließlich auch diese Hochziele der Menschheit erreichen, wie andere vor ihnen andere erreicht haben.

Es liegt mir fern, den Faden der Erzählung abzurollen; das hieße dem Dichter ins Handwerk pfuschen. Ich will zur Lesung selbst anregen; und da genügt es mir, zu sagen, daß einer es versucht, die Grundsätze einer neuen, natürlichen und deutschen Erziehungslehre und -kunst in Form einer fesselnden und ergreifenden Erzählung einleuchtend zu machen und zu empfehlen, nicht ohne dem Zweifel an ihrer bedingungslosen Durchführbarkeit Auge und Geist zu verschließen. Die Gefahr liegt einerseits in der unvermittelten Befreiung und dem Sichausleben junger, ihrer nicht völlig sicherer, auch erblich belasteter Menschen; anderseits in der Ertötung der Natur und ihrer berechtigten Triebe durch die Selbstaufopferung des fanatischen Erziehers, der den Menschen in sich verkennt und abtötet und damit zugleich Unheil über andere bringt, weil sie an ihm den Halt nicht finden, den sie sollten. Endlich in der Unvereinbarkeit des Neuen mit den alten Verhältnissen und ihren Trägern: Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Ein Robinson Crusoe, ein

Rousseauscher Emil lassen sich schwerlich mitten in diese gegebene „Kultur“ einreihen. Und der Mensch kann nicht nur als Kunstwerk wie von selbst erstehen.

Der tragische Ausgang ist mithin vollauf begründet; und alles, was sich begibt, ist auf Grund der Voraussetzungen verständlich und wahr. Der Dichter schont und fälscht nicht, das rechnen wir ihm vor allem zum Guten an.

Eher möchte ich aussetzen, daß der Verfasser in seinen Grundsätzen von Bildung und Erziehung manchmal noch nicht weit genug geht; namentlich in jener Hinsicht haftet er noch etwas an dem Mißbegriffe notwendiger landläufiger „Bildung“. Ich würde es z. B. lieber sehen, wenn das Forellenfangen und das Backhähnelessen aus dem Kinderglücke weggeblieben wäre.

Alles in allem ein gewagter Wurf, aber ein gelungener, ein Fortschritt auch der Dichtung auf der Bahn neuer Gedanken. Daß dem Dichter mitunter der Stil ins allzu Blütenreiche verläuft, daß er in den Bildern zur Wiedergabe der Seelen- und Stimmungsmalerei überschwenglich wird, den Eindruck wird vielleicht manch anderer Leser mit mir haben.

Paul Förster (Friedenau)

Im Zauber der Wartburg

Ein wundersamer, schönheitsschwerer Sommerabend; Heuduft und Ruch von nahem Erntesegen. In blutroter Pracht sank die Sonne in ihr daunenweiches Nebelbett. Um die schimmernden Weiten des Horizonts wallen zerrissene Wolkenfahnen wie Silberflügel in den dunkelblauen Dom des verblassenden Himmels. Dann steht der Abendstern über dem Sonnwendnachtzauber der Wartburg.

In solcher Weihestimmung las ich dort droben einen Roman zu Ende, der überhaucht vom goldenen Strahle echter Poesie die Ruhmeszeit dieser deutschesten aller Burgen in wunderbarem Glanze vor uns neu erstehen läßt. „Im Zauber der Wartburg“ heißt sein Titel, der Dichter Gustav Adolf Müller. (Leipzig, Verlag von Dr. Gustav Müller-Mann.) Mit voller Bewußtheit sage ich der Dichter; denn ein Dichter schuf dieses historische Kunstwerk mit eigenartiger, urwüchsiger Kraft. Das singt und klingt in dem Buche von seligkeuscher Minne, von Ritterungestüm und Kreuzzugslärm, von bitterem Herzeleid und schalkhaftem Humor, daß einem das Herz weit wird. Alles, was uns die thüringische Landgrafenfeste lieb und teuerwert macht, das herrliche Landschaftsbild, Geschichte, Sage, Minnesang und Sängerkrieg, hat der Dichter in sein Werk hineingeheimnist und um den Herzensroman eines armen, verfemten Menschenkindes seiner Zeit, des blutigen Nachrichters Niklas Stempfeld holder Tochter zu Eisenach, einen Kranz unvergänglichen Reizes gewoben, der das Buch zu einem typisch deutschen Kunstwerk stempelt. Nicht mit einem großen Apparat trockener, historischer und archäologischer Gelehrsamkeit trumpft Müller auf, obwohl ein volles Maß reichen Wissens und geschichtlichen Zeitverstehens unauffällig dem Leser mitgeteilt wird; die Hauptsache in diesem Zeitbilde bleibt immer die verklärende Macht dichterischer Empfindung, lebendig schaffender, erhebender Kunst, die zur Höhe einer formvollendeten Sprache sich schwingend, auch das Häßliche, Verzerrte noch mit einem Lichtstrahl der Versöhnung übersonnt. Deutsche Kraft, deutsche Treue, deutsche Liebe in sturmerprobter herber Größe auf der einen Seite, furchtbare Schattenseiten und Vorurteile einer maßlos harten Zeit auf der anderen, so wächst dieser Roman vor unserm geistigen Auge zu einem großartigen Bilde auf, welches spannend und begeisternd zum inneren Erlebnis wird.

Wer heute die Wartburg besucht und die geweihten Räume betritt, die Elisabethkemenate, durch des Kaisers Fürsorge wieder in ein Prunkgemach verwandelt, den Minnegarten, den Schloßhof mit dem lauschigen Heim des Hüters all der wiedererstandenen Herrlichkeit und Trägers des ruhmvollen Namens Lukas von Cranach, der muß dieses Buch gelesen haben.

Im Rauschen der Winde um die Burgzinnen wird er den Segen der Schönheit spüren. Aber auch den, der nie den Zauber der Wartburg am eigenen Leibe erleben durfte, wird die dichterische Phantasie zu lebendigem Schauen und Erleben führen. Emil Uellenberg



Emile Verhaerens Ausgewählte Werke

Man hat den Deutschen so oft einen Kultus ausländischer Kunst zum Vorwurf gemacht, daß man beinahe mutlos werden könnte, für einen Dichter einzutreten, wie wir ihn leider in unserem Vaterlande nicht besitzen und zu dem wir wohl in dankbarer Freude und Bewunderung aufblicken dürfen. Der Belgier Emile Verhaeren erscheint mir als der erste, der bewußt und mit innerer Kraft die sogenannte Dekadence überwunden hat, die moderne blasierte Weltschmerzelei, den selbstgenügsamen Unglauben. Er ist nur Lyriker, aber ihm ist das Pathos der Überzeugung eigen, jene große Gebärde des Segnens, die wir bei manchen Gestalten Millets bewundern. Mit starkem Schritt geht er über die vertraute Erde, und wir denken auch an Konstantin Meunier, seinen bedeutendsten Landsmann auf dem Gebiete der Plastik. Von der kraftvollen Schilderung belgischen Volkslebens, von den sanften Versen über Klöster und Mönche an, über dumpf verzweifelte, inbrünstig ringende Bücher (denn Verhaeren hat die Verzweiflung an sich selbst erfahren) schreitet er fort zur Überwindung, zum Glauben, zu selbstsicherer Ruhe. Die unerhörte Wucht des Erlebnisses ist es, die uns mitreißt und ergreift. Durch seine Verse — später verwendet der Dichter zum erstenmal den freien Rhythmus mit Bewußtsein und innerer Notwendigkeit — pulsiert heißes Blut; harte Klänge voll begeisterter Hingabe an die moderne Welt mit ihren Errungenschaften, pantheistische, raunende Gebete und ekstatische Anrufungen. Voll Erstaunen beugen wir uns vor Verhaeren, der immer neu und groß das Leben bezwungen hat, und dürfen ihn stolz als einen aus germanischem Stamme begrüßen! — Stefan Zweig (Emile Verhaerens Ausgewählte Werke; übersetzt von Stefan Zweig; Insel-Verlag, Leipzig; 3 Bände br. 10 ℳ, in Leinen 14 ℳ), der neben Johannes Schlaf am meisten für die Verbreitung Verhaerens in Deutschland getan hat, beschenkt uns jetzt mit einer umfangreichen Ausgabe, welche ein klares Bild von des Dichters Wirken und Schaffen gestattet. Der erste Band birgt ein umfassendes Essay als nützliche und lehrreiche Einführung, das vielleicht nur gelegentlich allzu breit ausgesponnen ist. Mancher wird aus dieser schönen Schrift den Weg zu dem großen Vlamen finden. Die ausgewählten Gedichte, welche den zweiten Band füllen, sind — soweit das bei Übertragungen überhaupt möglich ist — meisterlich nachgebildet, manchmal zwar reichlich frei und (wie in den Liebesliedern) im Ton nicht immer glücklich; aber man fühlt, daß hier ein Dichter am Werke war, der mit feinstem Empfinden und großer (wenngleich hie und da allzu wienerisch weicher) Sprachbeherrschung begabt ist. Man bedauert nur, daß nicht noch mehr Gedichte aus der schier unerschöpflichen Fülle ausgewählt worden sind. Drei Dramen bietet der letzte Band: Helenas Heimkehr, Philipp II., Das Kloster. Auch sie offenbaren die starke, eigentümliche Persönlichkeit des Dichters, wenngleich sie der modernen Bühne, mit Ausnahme etwa des ersten Stückes, nicht immer nahekommen. Aber es wäre lohnend, ja es ist eine Pflicht, Verhaeren auch auf deutschen Theatern Geltung zu erringen! Heutzutage, wo so viel unnütze Machwerke sich breit machen dürfen und den Geschmack des Publikums verderben! — Diese Ausgabe, vom Verlag sehr vornehm und schlicht ausgestattet, sei aufs wärmste empfohlen. Mögen viele Kraft und Freude schöpfen aus den Werken des Belgiers, bis wir Deutschen einen ähnlichen Dichter unser eigen nennen dürfen! Und dann wird Verhaeren noch immer unvergessen und dankbar bewundert sein. Ernst Ludwig Schellenberg



Von der Schwalm und von ihrem Maler Wilhelm Thielmann

Von Prof. H. Werner

Will man ein ganz moderner „Kunstschreiber" sein, dann darf man beileibe nichts von Heimatkunst verlauten lassen. Denn Wort und Begriff seien verbraucht, belehren uns die Allweisen, sie seien aus einer Auffassung geflossen, die inzwischen ganz abgewirtschaftet habe. Warum? Ja, weil zurzeit alle paar Wochen, spätestens alle paar Monate ein neues Schlagwort auftauchen, eine neue Richtung das endlich entdeckte Geheimnis der Kunst überlaut verkünden muß.

Man hat uns bewiesen, daß eine Heimatkunst in den Tagen eines mühelos alle Länder zusammenschließenden Verkehrs, des raschen Austausches der künstlerischen Gedanken und der technischen Hilfsmittel ein unmöglich, ein widersinnig Ding sei. Und wenn im malerischen Bild von Landschaft und Volk eine besondere und eigene Kraft lebendig werde und uns ergriffe, so bewiese das nur etwas für die Persönlichkeit des Künstlers, nichts für den gewählten und dargestellten Gegenstand.

Das aber halte ich für falsch, und zu solch verkehrter Meinung, glaube ich, erziehen unsere Ausstellungen. Darin ist eine verwirrende Fülle und Buntheit. Man wird zum Vergleichen gedrängt und zum kritischen Werten. Man sieht das fertige Werk und seine äußere Fassung. Aber man denkt auch nicht einen Augenblick an das Reifen und Wachsen von jenem stillen ersten Anbeginn an, da das Erschaute den Künstler ergriffen und festgehalten und ihm mit der Mühe des Schaffens und Bildens auch die Freude des Entdeckers geschenkt hat.

Ich weiß, daß der allgemeine Brauch des kritischen Sehens für die Qualität unserer Ausstellungen von großer Bedeutung ist. Aber ich persönlich bin ihm oft zu meiner größten inneren Freude untreu geworden. Zumal wenn es sich um Landschaften und um Bilder aus dem deutschen Bauernleben gehandelt hat. Mag sein, daß meine, des Stadtmenschen, Sehnsucht nach den lieben grünen Wäl-

dern, nach den Bergen und Wiesen da draußen daran schuld gewesen ist, wenn mich auch vor einem vielleicht in den Äußerlichkeiten nicht durchweg gelungenen Bild die frische, unmittelbare Kraft des Gesehenen gepackt hat, wenn aus der Auffassung schon die Freude am Vorhandensein des Motivs, die Liebe zu ihm und zur Arbeit zu spüren waren. Mag sein auch, daß mir solche Erkenntnis leichter geworden ist, da ich selbst von manch heimlicher und verborgener Schönheit im deutschen Land weiß. Denn es ist nicht wahr, was uns die Allerweltsreisenden aufschwatzen wollen: daß die neue Zeit alle Poesie und Traulichkeit aus den deutschen Bergen und Dörfern hinausgetrieben habe in einer öden und stumpfsinnigen Allgleichmacherei. Im stillen und fern vom großen Verkehr ist immer noch köstlich Altes und Ungekanntes zu finden. Weiß einer den Weg in solch ein Wunderland, dann zieht er in den Frieden ein. Dann versinkt hinter ihm die laute Welt, die wir die unsere nennen, die Zeit steht still, es beginnt ein verwundertes Schauen und ein traumhaftes Erleben.

Willst du's erfahren, so zieh mit in die Schwalm! Und nimm zum Führer den Jungmeister, der dieses Heft mit einer kleinen Auswahl seiner Bilder geschmückt hat, und laß dir einen Vorbericht mit auf den Weg geben, damit du dich in all dem seltsam Neuen und sonderlich Schönen rascher zurechtfinden magst und damit vertraut werdest.

Es ist die Schwalm ein fruchtbarer Grund im Hessenland, nördlich vom Vogelsgebirg, und vom Lauf der Flüßchen Antreff, Grenz und Schwalm nach der Ausdehnung bestimmt. Wiesen und Wälder sind breit hingelagert in der Ebene gen Marburg und Treysa nach Westen. Aber das innere Land steigt in langen Hügelzügen auf und ab, und in den Niederungen liegen viel freundliche Dörfer im fröhlichen Glanze der weiß verputzten Häuser mit den leuchtend blauen Haustüren und Fensterläden und dem prangenden Bunt der Bauerngärten. Eine blinkende Farbenpracht, wohin das Auge schaut. Ein rechtes Bauernland ist's, gesegnet der Boden, wie fast nirgends im großen deutschen Vaterland. Ein alter Spruch sagt: „Steckt man in der Schwalm den Finger in den Boden, so wird er fettig." Kein Wunder drum, daß die Bewohner stolz sind auf ihre Heimat und in fester Treue an ihr hängen. Aber das ist auch anderwärts bäurische Tugend. Das Besondere hier und das Einzigartige, das ist die Form, in der die Schwälmer ihren Stolz und ihre Liebe zur Schau tragen.

Was ist in den deutschen Gebirgen, was an der Waterkant und auf den Inseln in der See aus der echten alten Volkstracht geworden? Im günstigsten Fall ein Feiertagsputz, zu seltener Gelegenheit hervorgeholt und von den Trägern nur zu oft schon als Maskerade empfunden. Wie anders im Schwalmgrund! Ich denke meiner ersten Einwanderung vor Jahren, wo ich von Treysa her durch die reifenden Weizenfelder nach Wasenberg geschritten bin. Da stand der Himmel blau und still über dem blühenden Land. Hier und da ein aufschwirrender Vogel, sonst ein tiefes, wundersames Schweigen in all der Schönheit, die das Auge trank. Wie dann plötzlich ein Reiter aus der goldenen Flut der Frucht gleichsam aufstieg, in langem, flatterndem Blauleinenkittel und weißen Kniehosen, die Biberpelzkappe auf dem dunkelblonden Haar. Und noch ehe ich das prachtvolle Bild ge-

faßt, da drüben am Wiesenhang das lieblichste Spiel von Bewegung und Farbe: eine Mädchenschar — es waren wohl acht —, die schwangen mit festen Händen ein unendlich langes und breites Stück des selbstgefertigten Linnens unter Lachen und Jauchzen auf der Bleiche. In der Sonne blitzten die kleinen, runden, von breiten Bändern gehaltenen glanzroten Mützchen auf den Blondköpfen, und die Menge der bis zum Knie reichenden Röcke war im Schwingen und Wippen beim wechselnden Auf- und Niederneigen, wie es die alten Glocken tun im Turm. Aber lustiger noch anzusehen waren die mitwippenden Stützen der bunten Last, die Beine in den derbwollenen schneeweißen Strümpfen mit den lang herabhängenden, blau-rot- und gründurchwirkten Bändern. Aber das ist nur Alltagsgewand, Arbeitskleid.

Nun kommt einmal zur hohen Zeit des Bauernjahres, wenn Heu und Frucht in den Scheunen sind, und wenn's kurze Ruhe gibt nach der Unmuße des Sommers und Herbstes. Kommt zur „Kermes“ in die Schwalm, gegen Ende Oktober! Aber kommt nicht zuhauf, sondern einzeln, und seid ganz stille Beobachter, sonst könnte es geschehen, daß sich die Mädchen und Burschen stolz und unnahbar zurückhalten — sie schätzen sich selbst gar hoch ein. Kermes! Es ist das fröhlichste Fest, und im Schwälmerlied klingt seine Freude:

„Bann der Grammet off dem Boore
Hörr e Eng der Buren Last.
Do es of der Schwalm die Moore,
Deß mer em zur Kermes gast.
Wecksopp, Fleesch o Herschebree
Eßt mer o trenkt Bier derbee.“

Seit Wochen sind die Vorbereitungen getroffen. Die „Platzburschen“, der an jedem Ort gewählte Festausschuß, haben in lustigem Zug das Kermesbier aus der Kreisstadt eingefahren, die Musikanten sind bestellt, und nun hebt ein Feiern und Jubilieren an, das dauert jetzt noch seine fünf Tage. Früher waren's gar acht und noch mehr. Dazu kommen noch an ein paar Sonntagen zuvor und danach die Probe- beziehungsweise Kehraustänze.

Wir schauen in einen Schwälmer Festsaal hinein. Es ist ein enger, verräucherter Raum, niedrig und ohne Schmuck die Wände, die Decke von der üblichen uralten Säule aus Eichenholz getragen. Nur eine baumelnde Petroleumlampe über dem erhöhten Musikantensitz gibt ein träg und spärlich herabfließendes Licht. Aber um so mehr prunkt und leuchtet die lebendige Farbenpracht der Tanzenden aus dem Dämmerschein. Die Kermesgewänder sind die Schaustücke jedes Schwälmerhauses, und ihr Schmuck erbt in den Familien fort durch Generationen. Es gibt besondere „Farbentage“ zum Fest, und man merkt es an der wechselnden Buntheit der Mieder, „Knöppdinger“ genannt, auch der Röcke, ob grüner, roter oder blauer Tag ist. Die Röcke — das ist nun doch einmal das Charakteristikum der Schwälmer Tracht. Je reicher das Mädchen, um so größer die Zahl der Röcke. Knielang sind sie alle, aber manche Tänzerin hat die Last von zweiundzwanzig — es ist kein Schreibfehler — auf dem jungen Körper, und es wird begreiflich, daß der Tanz damit gemächlich geht und nur ausnahmsweise sich einmal zu rascher Leidenschaft-

lichkeit steigert. Die Farbe des obersten Rockes wechselt, aber die unteren sind allesamt rot, immer einer ein klein, klein wenig länger als der obere, und der unterste am längsten. Bedenkt man, daß solch e i n Rock seine zwölf Taler kostet, nach der in der Schwalm noch gebräuchlichen Wertangabe, so wird man die Kosten dieser bäuerlichen Festkleidung veranschlagen können. Aber dazu kommen noch wertvolle Einzelschmuckstücke, Bernsteinketten sowie „Ecken" und „Bretter". Das sind kostbare Gold- und Buntstickereien, auf den Hüften und auf dem Rücken besonders aufgelegt, mit unzähligen Hafteln genadelt, daß sie ihre volle Pracht entfalten. Ja eine recht fürnehme und reiche hessische Kermesjungfrau braucht für ihre Festtoilette mehr Zeit und nicht weniger helfende Hände als die verwöhnteste Pariserin.

Die Burschen sind viel einfacher gekleidet: lange Leinenkittel, blau oder weiß, leinene Hosen, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe oder hohe Stiefel, als Hauptstück jedoch die echte Bibermütze, deren Deckeleinsatz je nach der vom Kermestag geforderten Farbe gewählt sein muß, was natürlich wiederum den Besitz einer entsprechenden Anzahl von Mützen bedingt.

Schenkt das Wetter zur Kermeszeit seine Gunst und Sonnenschein, so wird nicht nur abends im Saale getanzt. Dann ist auch am Nachmittag viel Fröhlichkeit. Auf freiem Platz, unter der Dorflinde etwa, ist ein Wogen und Wiegen, ein Flattern und Wehen der bunten Röcke, daß sich ein unvergleichliches und unvergeßliches Bild daraus formt. Am Nachmittag haben auch die Kinder Tanzerlaubnis, und es ist unsagbar fein und reizend, wenn sie — genau so herausgeputzt wie die Erwachsenen — im inneren Kreis der Paare umherhüpfen und sich zierlich drehen. Was man tanzt? Einen langsamen Walzer und einen gemessenen Rheinländer. Die alten Schwälmertänze leider selten mehr, den „Siebensprung" und den „Himmlischen" und den urwüchsigsten von allen, den flink gesprungenen, namentlich von den Burschen viel Gewandtheit fordernden „Schwälmer". Seine Melodie wahrt noch der Rhythmus eines alten Tanzliedes:

„Seng der da die Hosebennel
Länger bi de Strempe?
Es der da des rechte Bee
Kärtzer bi des lenkte?"

Solch Farbenwunder wie bei der Kermes gibt es freilich selten zu sehen. Höchstens noch bei der Hochzeit. Das ist auch wieder eine Extraschau, wenn die Braut daherwandelt im grünen Ehrenkleid, darüber eine prachtvolle Goldstickerei gebreitet ist, und wenn die „Brautkrone" mit leichter, schwankender Zier und langwallenden Seidenbändern auf ihrem Kopfe sich wiegt. Und wenn der Bräutigam noch nach Väterbrauch geht, der leider just für seine Tracht — blaues „Ärmelding" (Jacke), rote Weste, weiße Lederhosen, Stulpenstiefel, goldverbrämte Pelzmütze — schon erschüttert und hier und da ganz geschwunden ist. Bei den Hochzeiten kommen denn auch die Älteren, die Verheirateten, mit ihren Staatsgewändern zurecht, die während der Kermes hinter dem Jungvolk so sehr zurücktreten mußten. Die Männer mit den langen blauen Tuchröcken und dem gravitätischen Dreimaster und die Frauen mit den auch nur knielangen, schwarzglänzenden Röcken, den violetten Schürzen und den großen, gleichfarbigen Schleierhauben.

Farben und Prunk gehören nun einmal zu jeglicher Festgewandung in der Schwalm, nur das Trauerkleid wahrt sein düsteres Schwarz.

Die alte Zeit und die Vätersitte! Verklungene Worte, geschwundene Begriffe da draußen in der Welt! Aber hier noch lebendig in der Kraft des Lebens und des Wirkens! Der rechte Schwälmer verläßt die Heimat nie. Der Bauer haftet zeitlebens an der Scholle, und der Handwerker kürzt die Wanderschaft nach Möglichkeit, wenn er sie überhaupt antritt. Nur die Militärjahre bringen einen längeren Aufenthalt in der „Welt“. Aber auch da ist man — in Kassel, in Marburg — mit den Landsleuten zusammen, man sieht, wie die Städter voll Bewunderung auf die Eltern und Geschwister blicken, wenn die einmal in der „Tracht“ zu Besuch kommen. Und der Stolz auf die Schwalm und ihre Sonderart wächst und festigt sich. Dieser Stolz bricht auch durch in der Ablehnung alles Fremden im persönlichen Verkehr. So mitteilsam die Vogelsberger sind drüben im Gebirg — der Schwälmer ist gemessen und zugeknöpft, wenn er nicht ganz genau weiß, mit wem er es zu tun hat. Drum wird auch kein „Ausländer“ Pfarrer in der Schwalm, und der Arzt und der Lehrer, der Richter und der Steuerbeamte fänden nur Mißtrauen, wenn sie nicht alle Schwälmerleute wären.

Dennoch ist's einer kleinen Schar von zielbewußten Eindringlingen gelungen, sich in solch festverschlossenem Land vertraut und heimisch zu machen, und man hat es ihnen nicht verdacht, daß sie sogar hinausgetragen und laut verkündet haben, was sie alles an Schönheit und echtem, starkem Volkstum gesehen. Das sind die Maler. Man kann wohl von einer Schwälmer Kunstgenossenschaft sprechen, seitdem der nun auf immer geschiedene Ludwig Knaus zu Beginn der sechziger Jahre hierher den Weg gefunden, und nachdem Paul Thumann, Ernst Zimmermann, Karl Raupp, danach Hans von Volkmann und — der Schwalmmaler Meister — Karl Bantzer Leute und Landschaft in einer Fülle bildnerischer Werke geschildert und gepriesen haben.

Und nun ist seit einer Reihe von Jahren einer in diesen Kreis getreten, der darin in mancher Hinsicht eine Sonderstellung zu gewinnen und zu behaupten gewußt hat — Wilhelm Thielmann. Werke seiner Hand sind es, die diesen Aufsatz schmücken, und wenn ich für sie und für ihn das Wort Heimatkunst in Anspruch nehme, so braucht's keiner Rechtfertigung und keiner Deutung, wie's gemeint ist. Thielmann stammt nicht aus der Schwalm wie Karl Bantzer, dessen Wiege im alten Städtlein Ziegenhain gestanden hat. Er ist ein Nassauer, 1868 in Herborn geboren, aber er hat wie kein zweiter die Schwalm zu seiner Heimat gemacht. Die andern kamen schließlich doch schon als „fertige Künstler“, wie man so sagt, anerkannt und angesehen ob vollbrachter Leistungen, in das althessische Land. Thielmann, den nie die Lehre einer Akademie in enge Fesseln geschlagen, der sich den Weg zum Schaffen selbst gebahnt hat, kam in Zweifeln und Mühen des Aufwärtsstrebens, als ein Suchender. Die andern ziehen in Willingshausen in der berühmten Malerstube von Haases Wirtschaft alljährlich für die Frist der Sommermonate ein, sie verweilen wohl auch über die Kermeszeit, dann rufen das Amt und das Atelier sie wieder in die Stadt. Thielmann bleibt jahraus, jahrein in seiner Stube bei Vater Haase, und mit dem lieben Nest Willingshausen schneit er ein im kalten und lang-

währenden Winter. Und schon wenn im Spätherbst die langen Abende kommen, und wenn der graue Wolkenhimmel die Herrlichkeit des bunten Bauernsonntagsstaates mindert, dann sitzt er vor der Kupferplatte, und die Nadel reißt feste und sichere Striche in den Ätzgrund, daraus die Radierung werden soll. Im Winter, da gibt es viel neue und stille Schönheit. Der Maler darf, was anderen Fremden verwehrt bliebe. Er hat Eintritt in die Bauernstuben, in die Kammern und Ställe. In der Ruhezeit birgt sich keine Freude und kein Leid des Bauernlebens vor dem Hausgenossen, der so viel starke, schöne Eigenart mit Sinn und Augen fassen und in sein Zeichenbuch eintragen kann.

Ich glaube, so ist Wilhelm Thielmann das Beste und Tiefste seiner künstlerischen Kraft geworden: die große, die überzeugende Einfachheit. Sie dringt aus seinen Gemälden, sie spricht aus der Auffassung und aus dem Farbigen auch da, wo vielfältige Buntheit und starke Gegensätze beieinander liegen. Aber sie ist am stärksten, wo die Beschränkung und Zurückhaltung des Koloristischen an den Stoff gebunden ist, wie in dem ergreifenden Bilde der trauernden Frauen. Nimmt man das Werk als Bekenntnis zu dem Wollen von Thielmanns Schaffen, so verweist es ganz durch sich auf die Gaben seiner Kunst, die im inneren Gelingen wie auch in der äußeren Anerkennung dem Künstler gerade neuerdings die größten Erfolge geschenkt haben, die Radierungen. Er hat es selbst ausgesprochen, daß sie ihm mehr und mehr lieb geworden sind, daß er die Möglichkeit schätzt, im Schwarz-Weiß der Zeichnung einen klaren und festen Ausdruck zu finden. Der Beschauer aber, der die Blätter in ihrer Folge durchsieht, erkennt daraus ein sich festigendes und sich steigerndes Erfassen und Verstehen des Schwälmer Volkstums, zumal in den zeitlich letzten Gaben, etwa in den unserem Aufsatze beigefügten „Trauernden Frauen“ oder „Ein Ereignis“, wo ihm eine Größe und Sicherheit der Charakterisierung gelungen ist, die an die besten Vorbilder denken läßt. An Goya vornehmlich. Nicht nur, daß Thielmann ganz unwillkürlich eine Physiognomie in den Monumentalstil des Spaniers hineinschiebt — er folgt ihm auch in der Grundauffassung, die bei aller Deutlichkeit und Bestimmtheit des Konturs durchaus auf koloristische Gegensätze, auf die Kontraste, dann auf das Ineinanderfließen von Schwarz und Weiß gegründet ist. In den stürmenden Strichen der „Trauernden Frauen“ das starke, breite Vordrängen der dunklen Gewänder und die Gegenwirkung der aus dem düsteren Grund hervortauchenden hellfarbigen Gesichter, das graue Hin und Her der steil und quer laufenden Kurzlinien dahinter, das die Figuren noch mehr aus der Bildfläche heraushebt. Auch im „Ereignis“ Goya-Erinnerungen — sogar im Porträt: der dritte Mann in der vorderen Reihe — besonders aber in der rasch und unbedingt ergreifenden Macht des Dargestellten. Nicht im Sinne der Nachempfindung und der inneren Abhängigkeit ist hier von Beziehungen zu Goya die Rede. Denn Thielmanns eigene Beobachtung, das Herausstellen des Schwälmer Bauerntums dringen so urkräftig und frisch hindurch, daß man den Erfolg gerade des letzten Blattes, des „Ereignisses“, und seine Bestätigung durch den Ankauf für das Berliner Kupferstichkabinett sowie für die Museen in Darmstadt und Essen wohl begreift. Die Kennzeichnung dieser stumm, ergriffen Schauenden ist so durchaus die Hauptsache und Hauptwirkung, daß man die Frage, wes Inhalts wohl das

„Ereignis“ selbst sein mag, eine Feuersbrunst, vielleicht in der Ferne ein Dammbruch, füglich darangeben kann. Ich glaube, daß die sichere, geschlossene Fassung dieser Radierung, die starke Bewegung der Figurengruppe, die Feinheit der auch in der Landschaftswiedergabe sicheren Zeichnung den Maler im Streben nach einem noch höher liegenden Ziel zeigt.

Auch die Wirtshausszene ist vom Wert der konträren Lichtführung bestimmt und in ihrer ganzen Haltung ein Bekenntnis Thielmanns zu einer schärferen und strengeren stilistischen Erfassung seiner Aufgaben. Es ist lehrreich, gegen diese Arbeiten ein erst wenig Jahre zurückliegendes Blatt zu halten, die Zeichnung „Kirchgang über Land“. Wie da alles noch weicher und zahmer, möchte man sagen, gegeben ist, und wie in der Anordnung der Gruppe und in der Figurenbehandlung der Gedanke an die Wirkung, an das künftig beschauende Publikum doch noch hineingesprochen hat.

Aus dem Schwälmer Bauernleben greift Thielmann seine Stoffe weitaus am liebsten. Aber er hat in Zeichnungen und Bildern auch die anmutige hessische Landschaft festgehalten. Und bei gelegentlicher, freilich seltener Ausfahrt aus dem Schwalmgrund zu den befreundeten Stadtleuten in Marburg, Kassel und Darmstadt hat er natürlich auch das Skizzenbuch nicht daheim gelassen und die Augen nicht neuen Eindrücken verschlossen. Dabei ist schon öfters zum Vorschein gekommen, daß die breite und stark zufassende Art, wie sie die Motive aus dem Bauernleben fordern, Thielmanns Hand nicht schwer und hart gemacht hat. Aus zieren, leichten Strichen sind solch liebliche Mädchenköpfe geworden, wie sie unsere Bildproben mitteilen, und die Anmut der Darstellung, die flinke Gewandtheit und Treffsicherheit der Zeichnung rühmen die Vielfältigkeit einer Begabung, die aus immer reger Schaffensfreude ihre beste Kraft zieht. Fordert dann die Chronistenpflicht noch die Erwähnung eines stattlichen Historienbildes aus der Geschichte Philipps des Großmütigen, das im Kasseler Rathaus hängt, ferner der umfangreichen Illustrationstätigkeit Wilhelm Thielmanns und seiner Freude am Karikieren, davon das Stammbuch der Willingshäuser Malerstube so viel erzählen kann, so ist die Aufgabe dieser kleinen Schilderung wohl zu gutem Ende gebracht. Sie hat sich an eine sachliche Prüfung und Wertung gehalten und nicht im Fanfarenblasen ihre Absicht gesucht. Thielmann selbst wäre damit auch am wenigsten einverstanden gewesen. Er weiß, daß die letzten und höchsten Ziele seiner Kunst noch vor ihm liegen. Aber er darf seinen Weg mit ruhiger Zuversicht aufwärts schreiten; was bisher gewonnen und errungen ist, gibt für die künftige Zeit gute Gewähr.



Andrea Mantegna

Des Meisters Gemälde und Kupferstiche in 200 Abbildungen, herausgegeben von Fritz Knapp (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Bd. XVI), Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1910, 189 S.

Unter den großen Meistern des Quattrocento, die Goethe bei seinem Eintritt in Italien entgegentraten, nimmt Andrea Mantegna eine besonders ausgezeichnete

Stellung ein. Er schreibt über diesen außergewöhnlichen Meister aus Padua unterm 27. Septbr. 1786, noch ganz unter dem frischen Eindruck der Fresken in der Kirche der Eremitaner: „In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna, eines der älteren Mahler, gesehen, vor denen ich erstaunt bin! Was in den Bildern für eine scharfe, sichre Gegenwart ist, läßt sich nicht ausdrücken. Von dieser ganzen, wahren, nicht scheinbaren, Effektlügenden, zur Imagination sprechenden derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas strenges, emsiges, mühsames hatte gingen die folgenden aus wie ich gestern Bilder von Titian sah und konnten durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste der Alten immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische aber wahre Gestalten hervorbringen." Es ist erstaunlich, wie der große scharf- und feinäugige, mit einem wunderbaren Instinkt für künstlerisch-geschichtliche Zusammenhänge begabte Dichter, der in seiner Studie über Mantegnas Triumphzug Julius Cäsars das Schaffen des Meisters eingehend und bewußter darstellte, hier in diesen naiv hingewühlten Worten schon den großen Quattrocentisten, der in so vielem bereits ins Quinquecento hinüberweist, in seiner ganzen Bedeutung und Persönlichkeit scharf umrissen charakterisiert hat. Sieht man das Lebenswerk Mantegnas, wie es uns die Deutsche Verlags-Anstalt in einer wahrhaft trefflichen Wiedergabe mit ihrem neuesten Kunstband vorführt, auf die Worte Goethes an, so wird man fast alles getrost unterschreiben können. Wir finden hier die „scharfe, sichere Gegenwart", einen völlig nordischen, zu Dürer reichenden Realismus, wir finden das in aller Meisterschaft doch manchmal mühesame sich Losringen von der bildhauerischen Stoffbehandlung des großen Vorbildes Donatello, das Streben nach der florentinischen, das Koloristische und rein Malerische mehr außer Acht lassenden Plastik und der Läuterung ihrer Formensprache durch das Vorbild der Antike, dieses Betonen der Antike überhaupt, die an Mantegna einen der allertreuesten Jünger, Wiederbeleber und Forscher besaß. Indem Mantegna ein Eigener war, der aus der schwächlichen Schule der Squarcionisten in Padua wie ein Riese frühzeitigen Könnens und frühzeitiger Reife emporwuchs, stand er doch auf den Schultern Vorausgegangener und Mitstrebender und wies wiederum den Weg zu kommenden Künstlergenerationen, wie dies Goethe in seinem Einfluß auf Tizian klar erkannt und deutlich ausgesprochen hat. Es ist eines der interessantesten und erhebendsten Schauspiele der Entwicklung einer Künstlerpersönlichkeit, das uns Mantegna durch sein Wirken in Padua und Mantua, den Hauptorten seiner Wirksamkeit, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ein mit den reichsten und reifsten Früchten gesegnetes halbes Jahrhundert lang darbietet. Keine der großen und in ihrer Erfüllung noch jetzt mit einem Rausch des Nachempfindens beseligenden künstlerischen Forderungen ist wirkungslos an dieser höchsten künstlerischen Intelligenz und diesem seltenen Können vorbeigegangen. Bildete er zunächst seine Gestalten und ihre Gruppierungen mit der Hand des streng nachfühlenden Bildhauers oder Erzbildners gemäß dem höchsten statuarischen Formenideal der Antike, so begann er zu gleicher Zeit, diese Gestalten, die Situationen, die sie verkörperten, die Begebenheiten, die sie darzustellen hatten, aus dem reliefartigen Zustand Donatellesker oder Ghibertischer Bildnerkunst heraus in die Luft, in den Raum zu stellen. Die perspektivischen Probleme beschäftigten diesen hart arbeitenden und unaufhörlich neuen Fragen und neuen Möglichkeiten nachspürenden Geist immer wieder, verführten ihn nicht selten zu Absurditäten, aber zeitigten auch immer reifere Wirkungen. Zeugnis dafür geben die Jakobus- und Christophorusfresken in der Eremitanerkirche zu Padua. Seltsame, fast groteske Wahl des Augenpunkts, statuarische bildhauerisch-antike Abgeschlossenheit, eigensinnig perspektivisch übertriebene Anordnung der Gestalten, Übermaß von antiker, echt renaissancehaft überwichtig betonter Architektur lösen sich in der Hinrichtung des Jakobus und noch mehr in der Hinrichtung des Christophorus in nahezu freispielendes Walten meisterhafter Raumkunst und prachtvoller Anordnung auf. Die Charakteristik geht Hand in Hand mit diesem überraschenden der Vollendung Zustreben innerhalb verhältnismäßig weniger Jahre der Paduaner Wirksamkeit, über der die Sterne Donatellos und

Bellinis zugleich leuchteten: ersterer als Lehrer der strengen Wahrheit und Naturgemäßheit und der scharfen Charakteristik und großen Gebärde zugleich, letzterer als Wegzeiger zur Mäßigung, zur Vermenschlichung. Der Eigensinn übrigens, mit dem Mantegna jetzt und noch späterhin die Probleme verfolgte, führten ihn in der Behandlung der Luftperspektive und des Raumes in seinen Wandbildern zu einer Ausbildung der Raumillusion, die das höchste seiner Zeit erreichte, wenn er auch den Begriff des Weltraums als Bildraum im modernen Sinne noch nicht erfaßt hat; zu einer die Gestalten, die Architektur und die umgebende Natur schon in Licht und Luft weich badenden und umfließenden Atmosphäre an Stelle luft- und lichtloser Hintergründe; und die oft geometrisch harte Behandlung der Gestalten gebar doch eine so außerordentliche Leistung wie seinen verkürzten Christus, einen Bauern an Naturalismus, aber von einer Kraft der Wahrheit, die nur ein Lionardo oder Dürer erreicht haben.

Dem genialen Auftakt der Fresken in der Eremitanerkirche folgten die großen Familienbilder der Gonzaga in der „Camera degli Sposi" zu Mantua, und der großartige, in seiner Vollkommenheit aller künstlerischen Kräfte als Freskenmalerei einzig dastehende Triumphzug Cäsars, zuerst als Ausschmückung des Theatersaales des Markgrafen von Mantua gemalt, später nach Hampton-Court überführt und leider fast völlig zerstört. Was in den Paduanerfresken manchmal noch hart oder ängstlich erschien, zeigt sich hier als das souveräne freie Spiel der künstlerischen Kräfte, im Triumphzug Cäsars noch weit mehr als in den etwas steifen Familienbildern, die vor allem durch die genial gehandhabte Verkürzung und die ungemeine Charakteristik der Einzelpersonen zu größtem Respekt auffordern. Die neun Triumphbilder lassen den ganzen gewaltig sieg-, kraft- und schönheitjubelnden Geist der Antike, von einer strahlenden Künstlerkraft belebt, jauchzend in uns aufleben. Es ist nicht Cäsar, es ist die jubelnde Renaissance, von Botticelli bis Raffael, von Donatello bis Michelangelo, die hier ihren Siegeszug hält.

Und welche Fülle, welche grandiose Fülle von Tafelbildern und Kupferstichen hat dieser unermüdliche, eine Zeitlang auch für Verona (Zeno-Altar) und in Rom für den Papst Innozenz VIII. (Vatikan, Fresken der Belvedere-Kapelle, zerstört) tätige Künstler geschaffen! In seinen Altarbildern, in der wunderbar ergreifenden Kreuzigung der Predella des Zeno-Altars, in seinen Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament, seinem Christus- und Mariatypus, in seinen Heiligen und Märtyrern, seinen symbolischen Bildern (hierher ist auch der venetianisch-heitere und doch große Parnaß im Studio der Isabella D'Este Gonzaga zu rechnen, jetzt Louvre Paris), in seinen Porträts usw. zeigt er sich als Künstler mit bestimmtestem persönlichem Eigenleben, immer steigender Charakteristik, voller höchster künstlerischer Einsicht und ursprünglichster Gestaltungskraft. Mantegna ist ein Eigener größter Art und zugleich ein Übergang und Wegweiser von eminentester Bedeutung.

Fritz Knapp ist ihm in seinem Vorwort, der Größe dieser Aufgabe bewußt, sorgfältig abwägend gerecht geworden. Seine Einleitung orientiert uns aufs beste über Wesen und Stellung dieses großen Quattrocentisten, der die vollste Erfüllung des Renaissanceideals in sich trug, wenn er sie auch nicht völlig erreichen sollte. In seiner Wertung der einzelnen Werke kann man ihm gerne beipflichten, wenn auch im einzelnen der eine oder andere abweichender Meinung sein dürfte. So dürfte der frische, wenn auch zum Teil noch unvollkommene geniale Wurf der Eremitan-Fresken selbst durch die größere Meisterschaft der Gonzagaschen Familienbilder nicht im Eindruck übertroffen werden. Auch wird man die sogenannte Madonna Della Vittoria wenigstens in der Größe der Auffassung und Kraft der Komposition dem Zenoaltar nicht ohne weiteres als gleichberechtigtes Meisterstück „an die Seite stellen". (Vgl.: Einleitung S. XXIII und S. XLVIII). Die Datierung der einzelnen Schöpfungen und die Ausscheidung der Schülerwerke oder sonstwie Mantegna fälschlich zugeschriebenen Bilder ist auf das peinlichste besorgt und begründet. Eingehende Register vervollständigen die wertvolle Arbeit des Herausgebers. Nur möchte ich noch beifügen, daß ich der Ansicht anderer Forscher zuneige,

welche die sämtlichen Darstellungen in Mantegnas Familienkapelle zu St. Andrea in Mantua Schülern bzw. den Söhnen Mantegnas zueignen, während Knapp wenigstens die von ihm in das letzte Lebensjahr Mantegnas, 1505—1506, datierte heilige Familie als Mantegnas Werk bezeichnet (vgl. Erläuterungen S. 174). Die Charakteristik der Figuren scheint mir hier eine allzu grob naturalistische zu sein.

Die Verlagsanstalt hat dem schönen Werk ein sehr würdiges Gewand gegeben. Sie hat zum erstenmal das matte, gelblich getönte Kunstdruckpapier für das ganze Werk verwandt, so daß der ästhetische Riß zwischen gerauhtem und Kunstdruckpapier nicht mehr in die Erscheinung tritt. Die Bilder sind mit einer leichten Olivefärbung gedruckt, äußerst sorgfältig in der Zurichtung behandelt und machen so einen weichen und doch in den Konturen bestimmten Eindruck. Sie sind scharf und malerisch zugleich.

Ich kann das schöne und billige Werk als Hausbuch vornehmster Art nur aufs wärmste empfehlen.

Albert Geiger

Böcklin-Erinnerungen

Es scheint doch, daß die Böcklinhetze, die von Meier-Graefe und Genossen vor einigen Jahren ins Werk gesetzt wurde, stärkere Nachwirkungen hat, als man bei der inneren Hohlheit und Haltlosigkeit der Angreifer befürchten konnte. Sonst hätte das treffliche Buch, das unter dem etwas schiefen Titel „Böcklin-Memoiren" (Internationale Verlagsanstalt für Kunst und Literatur, Berlin W., 6 M) von Ferdinand Runkel in Gemeinschaft mit Carlo Böcklin herausgegeben worden ist, einen viel lebhafteren Widerhall finden müssen. Es handelt sich nicht um Erinnerungen Böcklins, sondern um Erinnerungen an ihn, und zwar in erster Linie um die seiner Gattin Angela. Vermehrt sind diese um den ganzen brieflichen Nachlaß des Meisters und die Erinnerungen einiger Freunde an ihn. Von den letzteren sind besonders wertvoll die seines Baseler Jugendfreundes Professor Fritz Burckhardt. Tuschzeichnungen Carlos und Photographien geben lebendige Ansichten von den Orten, an denen Böcklin geweilt oder die nachweisbar als Motive auf seine Bilder stark eingewirkt haben. Zusammen mit dem vor Jahresfrist von den gleichen Herausgebern bearbeiteten Buch „Neben meiner Kunst" bietet diese Veröffentlichung eine Fülle des wertvollsten Materials zur Erkenntnis des Menschen und des Künstlers Böcklin. Beide sind selbstverständlich nicht zu trennen.

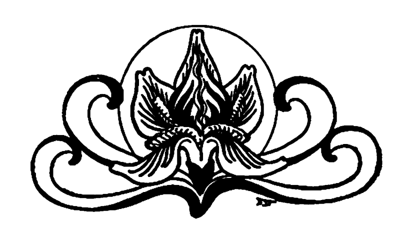
Nicht etwa, daß Böcklin in seiner Kunst besonders viel von seinem persönlichen Leben verraten hätte; aber diese Kunst war eigentlich sein Leben. Mit der Sicherheit eines Traumwandlers, der Hellsichtigkeit eines Sehers, geht Böcklin unbeirrt durch alles, was das Leben in irgendwelcher Form an ihn heranführt, dem Ziele seiner Kunst nach. Eine ergreifende Wahrhaftigkeit liegt in seiner Art, die Halsstarrigkeit des Alemannen wird hier zur herrlichen Größe in der Opferfähigkeit, in der restlosen Hingabe an die erkorene Sache. Dann ist das Buch wiederum wie das ganze Leben Böcklins ein hohes Lied der Arbeit. Arbeit im edelsten Sinne des Wortes. Da ist nichts von fabrikmäßiger Geschäftigkeit, nichts von industrieller Ausnutzung günstiger Kombinationen oder dergleichen; aber ein volles Ausgeben der ganzen Kraft.

Es gibt kaum noch einen Künstler, bei dem man ein so feines Gefühl dafür bekommt, was Formfinden für ein innerlich Geschautes heißt, wie bei Böcklin. Da ist zunächst die geistige Arbeit, wenn man will, die Arbeit der Phantasie. Der Weg liegt ganz klar vor uns. Alle Werke Böcklins — und darin liegt ihre wunderbare Lebenskraft — stehen in völligem Zusammenhang mit der Natur, aus der heraus sie geradezu geboren werden. Der Natureindruck ist das erste. Der wird mit so ungeheurer Lebhaftigkeit erfaßt, daß es dem Künstler gelingt, für ihn jene Form des Lebensausdrucks zu finden, der dem mythologischen Schaffen der Volksseele

verwandt ist. Das gilt auch für jene Bilder, die durchaus keinen mythologischen Charakter haben. Die Arbeit zu verfolgen, wie allmählich die typische Erhöhung errungen, die Befreiung von allem Zufälligen vollzogen wird, ist nicht nur von höchster Schönheit, sondern auch außerordentlich fördernd für alle Erkenntnis des Künstlertums überhaupt. Wenn diese innere Arbeit vollzogen ist, beginnt die zweite: die Mitteilung des innerlich Geschaffenen an die Welt. „Hier stehe ich, schaffe Menschen nach meinem Bilde.“ Jeder Künstler ist ein Prometheus.

Man kommt bei dem Maler Böcklin für dieses Herausmalen eines Bildes zu einer ähnlichen Vorstellung, wie man sie sonst eher vom Bildhauer hegt, während sie urelementar ist für alles künstlerische Schöpfen, weshalb schon die Bibel Gott selbst den Menschen derartig formen läßt. Freilich gehörte dazu diese gewaltige körperliche Kraft; wie überhaupt dieser ganze Mann in seiner blühenden Lebensstärke ein beglückendes Urbild ist des schaffenden, schöpferischen Menschen, des Lebensbejahers nach jeder Richtung.

Dem Manne ebenbürtig ersteht aus diesem Buche die Gestalt seiner Frau. Daß eine Künstlerfrau so ganz auch des Gatten Freundin geworden ist, daß überhaupt eine Künstlergattin dem Manne so ganz Inbegriff des Weibtums geworden ist, wie in diesem Verhältnisse, findet sich in der ganzen Kunstgeschichte kaum wieder. Es ist in dem Buch gar kein Aufhebens davon gemacht. Mit schlichter Selbstverständlichkeit ist das alles erzählt, und gerade darum ist es so schön und ergreifend. Gerade in einer Zeit, die die Gleichberechtigung der Frau so oft in der Nebenbuhlerschaft zur Tätigkeit des Mannes sucht, wirkt ein derartiger Lebenslauf befreiend. Denn wirklich, diese Frau steht gleichberechtigt neben ihrem Mann: wenn nicht für die Ewigkeitswerte der Kunst, so doch für die Arbeit gegen das Leben und mit ihm; die herrlichste Ergänzung zum Mann, aber dadurch doch nicht ein Minderwertiges, sondern gleich unentbehrlich für die Schönheit des Ganzen, ja für seine Möglichkeit. St.





Gustav Mahler

Von Dr. Karl Storck

In der Nacht des 18. Mai ist Gustav Mahler gestorben. Sein Tod hat etwas Dramatisches. Die Allgemeinheit hatte von ihm die Vorstellung eines Mannes von ungebrochener Energie, von rastloser Tatkraft, der die Welt durchaus zwingen wollte, sich mit ihm zu beschäftigen. Da kam das überraschende Scheiden aus seinem amerikanischen Wirkungskreise, die seltsam unklaren und dadurch unheimlichen Drahtberichte von seinem Krankenlager in Paris, zuletzt die Fahrt des Schwerkranken nach Wien, der dort sterben wollte, wo er am stärksten gewirkt hatte. Nicht ganz einundfünfzig Jahre alt ist dieser Mann geworden, der eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres ganzen heutigen Kunstlebens war, und dessen Persönlichkeit den Psychologen noch mehr fesselt, als den Fachmusiker.

Ich habe noch in der zweiten Auflage meiner Musikgeschichte ihn, wie ich nun fühle, zu einseitig nach seiner musikalischen Produktion bewertet, als ich folgende Sätze niederschrieb: „Es sind nur ganz enge Kreise, die Richard Strauß in Gustav Mahler einen Nebenbuhler entgegenzustellen suchen. Für mich ist Mahler, der bereits sieben (inzwischen sind es acht geworden und die neunte soll sich in seinem Nachlaß finden) Sinfonien veröffentlicht hat, die unerfreulichste Erscheinung der heutigen Komponistenwelt. Über seine völlige schöpferische Impotenz und über das ganz gedankenhafte, dabei doch inhaltlose, jeglicher Empfindung bare Arbeiten dieses Mannes kann seine raffinierte Mache und seine glänzende Dirigierweise doch nur kurze Zeit hinwegtäuschen."

Ich glaube nicht, daß ich an dem objektiven Gehalt dieses Urteils über den Komponisten Mahler jemals wesentlich zu ändern haben werde. Dagegen mag es wohl an den Begleitumständen seines Wirkens liegen, von denen der Beurteiler des zeitgenössischen Schaffens doch auch in hohem Maße abhängig ist, daß ich beim Niederschreiben dieser Zeilen nicht die Verpflichtung fühlte, der Gesamt-

persönlichkeit Mahlers tiefer auf den Grund zu kommen und die Erklärung seiner äußerlich vielfach so widerspruchsvollen Erscheinung zu suchen. Doch wirkte damals Mahler als ein noch in der Vollkraft stehender Kämpfer, mit dem man den Waffengang aufnimmt, weil man auf der anderen Seite steht und ohne sich lange nach den letzten Beweggründen des Gegners zu fragen. Heute, wo er zur dauernden Ruhe gekommen ist, sein Schaffen und Wirken abgeschlossen vor uns liegt, ist es tiefste Pflicht, dem Künstler auf den geheimsten Pfaden seines seelischen Lebens nachzuspüren und die Erklärung für sein Tun aus seiner Persönlichkeit heraus zu gewinnen. Denn ich bin, um das vorauszuschicken, zu der Überzeugung gelangt, daß Gustav Mahler eine Künstlerpersönlichkeit von lauterster Ehrlichkeit und von reinstem künstlerischen Wollen gewesen ist, daß er sich niemals von unkünstlerischen Absichten hat leiten lassen.

Diese Meinung habe ich nicht immer gehabt. Das harte Wort: „Gott schütze uns vor unseren Freunden!" hat heute vielleicht für niemand strengere Geltung, als für den im öffentlichen Leben stehenden Künstler, zumal man sich nicht immer gegenwärtig halten kann, daß gerade die vor der Öffentlichkeit zur Schau getragene Freundschaft das eigentlich Selbstsüchtige und damit Fälschende ist. Die Öffentlichkeitssucht unseres ganzen Lebens ist ein Fluch für alle jene Gebiete menschlichen Schaffens, die die Stille brauchen, um zu gedeihen, deren innerste Art so geheimnisvoll, so heilig ist, daß ihr Hinauszerren in den gewöhnlichen Alltag als Entweihung wirkt und jeden abstößt, für den der Tempel noch ein Gotteshaus ist.

Die bei unserer heutigen gesellschaftlichen Ordnung ja sicher nicht ganz zu vermeidende Verbindung von Kunst und Geschäft hat gerade auf musikalischem Gebiete Formen angenommen, bei denen die Geschäftsmache so sehr in den Vordergrund tritt, daß man sie vom Künstler selber nicht mehr trennen kann. Unser ganzes Konzertagentenwesen hat in den letzten Jahren in steigendem Maße seinen Einfluß über die Grenzen der nur virtuosenhaften Reproduktion auf das Gebiet jener großen Kunstveranstaltungen ausgedehnt, bei denen wir mehr den Schöpfer sehen. Man denke etwa an die Art, wie die Verlagsunternehmer eines Richard Strauß die neuen Schöpfungen dieses Mannes von ihrem embryonalen Zustande an bis zu ihrem Ans-Licht-treten vor die Welt und nachher auf allen ihren Lebensgängen mit einem solchen Gewirr von aufdringlicher Reklame und aufreizendem äußerlichen Drumherum zu umgeben wissen, daß man schlechterdings dieses ganze Getriebe von dem Schöpfer des Werkes gar nicht mehr trennen kann.

Ähnliches ist mit Gustav Mahler geschehen. Die Art, wie über seine Wiener Direktionsführung berichtet wurde, wie man alltäglich die widerspruchsvollsten Nachrichten vorgesetzt bekam, mit all den für die Sache belanglosen Reibereien und Treibereien vor und hinter den Kulissen belästigt wurde, war im höchsten Grade widerwärtig. Von geschmackloser Äußerlichkeit waren die Notizen, die über seine Werke vor deren Aufführung in die Welt hinausgeschickt wurden. Und das aufdringliche Reklametreiben, das der Aufführung seiner „Sinfonie der Tausend" in München vorausging, mußte jedes feinere Kunstempfinden abstoßen.

Es ist ja nur natürlich, daß man dafür schließlich auch den Künstler verantwortlich macht, aber vielleicht ist es doch nicht ganz gerecht. Die Künstler sind selber

viel mehr Getriebene als Treiber. Die Geschäftsleute, die man seinerzeit zur Entlastung des Künstlers für die Mitarbeit bei den künstlerischen Unternehmungen gewonnen hat, haben es verstanden, den ganzen Apparat dieser künstlerischen Unternehmungen so umfänglich und undurchsichtig, so verwickelt und unhandlich zu gestalten, daß der Künstler selber gar nicht mehr auf den Gedanken kommen kann, ihn zu beherrschen. Wenn heute schon kein Virtuose, und habe er den glänzendsten Namen, es mehr wagt, ohne Agenten, ohne „Manager" sich in den Strudel des öffentlichen Konzertlebens zu stürzen, wie sollte das erst ein schöpferischer Künstler tun, der für die Verwirklichung seines Werkes auf die Mithilfe Hunderter von künstlerischen Kräften angewiesen ist?! Hier muß unbedingt Abhilfe geschaffen werden. Diese kann nicht dahin gehen, daß man dem Künstler diese äußere Arbeit wieder aufhalsen soll, sondern dahin, daß es in künstlerischer Gesinnung geleitete Institute sind, die diese äußere Arbeit übernehmen. Das Beispiel ist gegeben in der Tantième-Anstalt der deutschen Tonkünstler-Gesellschaft; es muß sich auch für die anderen Gebiete unseres Kunstlebens nachahmen lassen.

Gerade bei Gustav Mahler drängen sich einem diese Erwägungen auf, weil seine Einschätzung von ihnen beeinflußt worden ist. Er hat als Reklameheld und Kunstmacher gewirkt und ist doch beides nach den Zeugnissen aller derer, die ihn kannten, nicht gewesen. Ein eindringliches Studium seines ganzen Tuns und Schaffens bringt auch dem Fernerstehenden diese Überzeugung bei.

Es wird ja wohl auch in Deutschland einmal die Zeit kommen, daß man ohne Gefahr zu laufen, hüben und drüben mißverstanden zu werden und seine Ausführungen verzerrt zu sehen, die Probleme der Rassenfrage auf die einzelne Person anwenden darf. Heute ist es ja im allgemeinen noch so, daß, zumal wenn es sich um den Juden handelt, der Jude selber ja gelegentlich zur Glorifizierung eines Stammesangehörigen dessen Judentum hervorheben darf, daß aber, wo es von der anderen Seite geschieht, um irgendwelche Unterschiedlichkeit des Empfindens und Wirkens zu begründen, sofort ein Zetergeschrei über Antisemitismus sich erhebt. Da aber auch die Ausdeutungen solcher Ausführungen durch den grundsätzlichen Antisemitismus nicht minder unangenehm und unlauter sind, so hat immer mehr eine Scheu Platz gegriffen, diesen Faktor zu erwähnen und in Rechnung zu stellen; so entsteht vielfach geradezu Spiegelfechterei und ein um die Dinge Herumreden.

Wir wollen uns dessen hier nicht schuldig machen. Und in demselben Geiste, mit derselben Ruhe, mit der wir für manche Künstlererscheinung ihr romanisches oder ihr germanisches Wesen zur Erklärung aufrufen, möchte ich Gustav Mahler als ein sehr schönes Beispiel ausgesprochen jüdischer Genialität hinstellen. Allerdings nicht so, daß das Judentum als solches durch Mahler künstlerischen Ausdruck gefunden hätte! Während in der Literatur und auch in der bildenden Kunst — man denke dort an die starke „jiddische" Bewegung und hier an Männer wie Lilien — solche gewissermaßen zionistische Bewegungen deutlich merkbar sind, fehlen sie in der Musik ganz. Auch die gelegentlichen Konzerte mit sogenannter hebräischer Musik brachten nichts anderes, als allenfalls die Verwendung eines dahin gehörigen thematischen Materials. Wo das germanische Empfinden aus der Musik

(z. B. der Meyerbeers und Offenbachs) in Rhythmus und Deklamation Jüdisches herauszufühlen glaubt, ist dieses von den betreffenden Komponisten nicht beabsichtigt. So gilt auch heute noch, trotz der ungeheuern Betätigung der Juden auf dem Gebiete der Musik, was Liszt in seiner Abhandlung über die Zigeunermusik kennzeichnete, daß im höchsten künstlerischen Sinne das Judentum in der Musik seinen Ausdruck noch nicht gefunden hat.

Nein, nicht nach dieser Richtung betätigte sich Mahlers Judentum. Sonst hätte der Künstler sich ja auch sicher nicht taufen lassen, als es galt, den Direktorposten der Wiener Hofoper zu bekleiden. Auch zeigt die Richtung seines Schaffens eher eine leidenschaftliche Liebe für Germanentum, etwa der Art, wie sie bei Ludwig Jacobowski zu beobachten war. Mahler hat für die Texte seiner Lieder, für jene poetischen Vorstellungen, die den Kern seiner Sinfonien bilden, sich in die Gebiete versenkt, die als urdeutsch gelten. Kein anderer Musiker hat wie er, aus des Knaben Wunderhorn heraus den Quell künstlerischer Befruchtung zu gewinnen versucht, kaum ein anderer so das Mystische des Naturgenusses der deutschen Seele künstlerisch einzufangen gestrebt.

Für die Musik hat das Judentum eine positive Bedeutung bislang nur auf dem Gebiete der Reproduktion. Und nach der Richtung liegt auch Mahlers Genialität. Man muß sich immer wieder gegenwärtig halten, daß die Reproduktion in der Musik etwas ganz anderes ist, als auf den anderen Kunstgebieten, daß selbst die Tätigkeit des Schauspielers noch nicht dem Wesen des eigentlich Schöpferischen so nahe kommt, wie die des reproduzierenden Musikers. Das Tonwerk ersteht zum Leben und tritt aus diesem heraus mit dem Zum-Klingen-kommen. Das nichtklingende Tonwerk ist eigentlich tot. Die schriftliche Niederlegung desselben in den Noten ist bei weitem nicht das, was etwa das gedruckte Wort für das Drama bedeutet. Was will z. B. eine geschriebene Partitur bedeuten gegen die unendliche Mannigfaltigkeit des Orchesterklanges. Selbst das feinste geistige Hören ist ohnmächtig diesem Mangel des sinnlichen Lebens gegenüber.

Künstlerische Reproduktion bedingt ein merkwürdiges Ineinander von Aufgeben der eigenen Persönlichkeit und Ausleben derselben. Ich glaube, wenn man aus dem Schauspielertum das jüdische Blut und das in dieser Richtung ihm verwandte slawische ausstriche, es bliebe von jener Schauspielkunst, die uns im Tiefsten aufzuwühlen vermag, sehr wenig übrig. Das Höchste der Schauspielkunst ist mit dem sogenannten Vermitteln des Dichters nicht zu geben. Die germanische Natur zumal kommt hier über eine gewisse Sprödheit, über ein Nebeneinander von darstellender Person und dargestelltem Charakter nicht hinweg. Die wenigen glücklichen Zufälle, in denen die Charaktere des Darstellers und der Rolle sich ganz decken, machen vielleicht eine Ausnahme, obwohl ich glaube, daß auch da noch der deutsche Darsteller seine privaten Reservate behält. Aber jedenfalls wird eher in der Gangesrolle, etwa bei Gestalten der Wagnerschen Werke, der deutsche Darsteller sich völlig mit dem Kunstgebilde decken, weil ja selbst bei Wagner das verstandesmäßig Charakteristische hinter dem gefühlsmäßig Musikalischen zurückbleibt. Der Jude scheut sich dagegen nicht, sein Inneres zu entkleiden. Ich kann mich da auch wieder auf das Zeugnis des Juden Jacobowski in seinem nach dieser Richtung hin sehr

bedeutsamen Roman „Werther der Jude“ berufen. Er gibt sich restlos auf, er prostituiert, wenn man das böse Wort in diesem Zusammenhang bringen darf, sein eigenes Ich, um das der Rolle zu verlebendigen. Es entsteht hier eine Rückhaltlosigkeit in der Hingabe an ein Fremdes, die gar nichts mit Treue für ein Fremdes zu tun hat, die durchaus nicht altruistisch ist, sondern, so seltsam das zunächst klingen mag, egoistisch. Es erwächst diesem Reproduzierenden ein Machtgefühl aus seiner Fähigkeit durch die Hingabe an ein anderes, dieses andere werden zu können.

Gewiß haben die ganzen sozialen Verhältnisse, der Ausschluß der Juden von vielen anderen Betätigungsgebieten, dazu beigetragen, daß sie diesen ungeheuren Einfluß auf unser Theater gewonnen haben. Aber der letzte Grund liegt, das müssen wir ruhig anerkennen, in der oben geschilderten Überlegenheit für den schauspielerischen Beruf. Und zwar nicht nur für diesen schauspielerischen Beruf im engsten Sinne, sondern auch für die Organisation des Schauspielers, für das Theater überhaupt. Ich habe die Beobachtung immer wieder gemacht und sie von vielen Fachleuten hüben und drüben bestätigt erhalten: daß der jüdische Regisseur und Theaterleiter jegliche theatralische Aufgabe, auch die Aufführung z. B. eines ganz unliterarischen Stückes, einer dummen Posse, als außerordentlich wichtig zu nehmen und sich ihr mit voller Kraft hinzugeben vermag. Es ist ihm eben die Gelegenheit zur Betätigung seines Selbst. Irgendwelche Bedenken ethischer, ästhetischer und moralischer Art können ihm nicht entstehen, weil ihm jede Betätigung wertvoll ist. Man vergleiche doch auch auf der Bühne, wie bei den unendlichen Wiederholungen des gleichen Stückes jüdische Schauspieler ganz anders bei der Sache sind als deutsche. —

Gustav Mahler war für die musikalische Reproduktion vor das höchste Ziel gesetzt worden, das sich überhaupt auf diesem Gebiet denken läßt. Des Künstlers Krankheit und Tod fiel gerade in die Zeit, in der die Lektüre von Richard Wagners Erinnerungswerk „Mein Leben“ einem die Tragik, in die sich dieser größte Theatraliker, den das deutsche Blut je hervorgebracht hat, zum Theater dauernd versetzt sah, so recht lebendig vor Augen führte. Richard Wagner gerät in einen stets wachsenden Haß gegen das Theater, weil er zu erkennen glaubt, daß das seinen Idealen Widerstrebende vom Theater untrennbar ist. Darin, daß seine schöpferische Natur sich ausschließlich in einer Kunsttätigkeit auszuleben vermochte, die nur durch das Theater zum wirklichen Leben zu bringen ist, liegt für diesen Mann eine Tragik, aus der ihm persönlich Bayreuth die Erlösung brachte, während für die wirkliche Frage der Stellung des Theaters in der heutigen Welt Bayreuth doch durchaus keine Lösung ist. Es ist dann verhältnismäßig einfach, mit Richard Wagner die heute vorhandene Stellung des Theaters in der Welt als ungesund und unsachlich zu bezeichnen. Aber das gibt keine Lösung. Von allem anderen abgesehen, liegt in dem Gewordensein eine Berechtigung. Mit der Verneinung dieses durchaus nicht zu beseitigenden Zustandes kommen wir keinen Schritt weiter. Und wenn die ungeheure Reformtat Richard Wagners letzterdings an den bestehenden Zuständen doch nichts geändert hat, so hat das seinen schwersten Grund in der Tatsache, daß durch das Vorbeigehen am Gegner dieser noch nie besiegt worden ist. Wenn das

Theater zu einem anderen Kulturfaktor gemacht werden soll, so muß die Hand am Theater, wie es ist, angelegt werden. Durch das Hinstellen eines neuen Theaters neben das bestehende wird nichts geändert.

Aber um das zu können, muß man die Natur haben, in einem Gegebenen aufgehen zu können und durch diese völlige Hingabe seiner selbst an das Vorhandene, Herr desselben zu werden. Hier zeigt sich uns der Punkt, wo diese jüdische Genialität der Reproduktion von ungeheuerstem Kulturwerte werden könnte. Und Gustav Mahler ist der Beweis dafür, daß das nicht nur Theorie ist, sondern sehr wohl zur lebendigen Tat werden kann. Daß er die Tat nicht zu Ende gebracht hat, war die Tragik des Lebens Gustav Mahlers, und beruhte darauf, daß er in der Hinsicht keinen wirklich praktischen Vorläufer gehabt hatte. Es beruht ferner darauf, daß der reproduzierende Künstler an seine knappen Lebensjahre gebunden ist, daß nicht seine Werke für ihn siegen können.

Mahler wollte das künstlerische Operntheater schaffen. Er gelangte verhältnismäßig schnell zu dem Punkte, von dem aus ihm die Verwirklichung seines Planes möglich erscheinen mußte. Am 7. Juli 1860 zu Kalischt in Böhmen geboren, besuchte er das Gymnasium zu Iglau und Prag, studierte dann an der Wiener Universität und gleichzeitig am Konservatorium, und konnte schon als Zwanzigjähriger seine Berufslaufbahn als Theaterkapellmeister beginnen. Die ersten kleinen Stationen sind rasch überwunden. Der Fünfundzwanzigjährige wird bereits Kapellmeister in Prag, wo ihm das Studium des Nibelungenringes anvertraut wird und er auch bereits Sinfonien von Beethoven und seinem Lehrer Bruckner zur Aufführung bringt. Dann kommt er nach Leipzig, wo er neben dem berühmten Nikisch zeitweise als sein Vertreter wirkt, und bereits 1888 ist er Operndirektor in Pest. Nach einer Reihe von Kapellmeisterjahren in Hamburg sieht er sich 1897 nicht nur als ersten Kapellmeister, sondern auch als Direktor der Wiener Hofoper. Mit 37 Jahren hat er den Posten erklommen, der in dieser Laufbahn der höchste ist: am ersten Operntheater der Welt nicht nur erster künstlerischer Leiter, sondern auch mit ganz außerordentlichen Befugnissen ausgestatteter Verwaltungsdirektor.

Solange auch unsere bestdotierten Hoftheater bis zu einem gewissen Grade Geschäftstheater sein müssen, liegt in der Verkopplung der beiden Tätigkeiten immer eine Gefahr. Selbst wenn sich einmal der Fall einstellen sollte, daß ein hervorragender Künstler auch gleichzeitig ein meisterlicher Verwaltungsbeamter wäre, so müßten die beiden miteinander in Streit geraten. Mahler befand sich in der verhältnismäßig glücklichen Lage, im österreichischen Kaiser den glänzendsten Mäzen der Oper hinter sich zu haben, den diese heute kennt. Das Defizit ist unter seiner Verwaltung in die Millionen gegangen. Vielleicht, wenn man den Mut gehabt hätte, ihn noch länger in seiner Stellung zu belassen, daß sich auch das finanzielle Ergebnis gebessert hätte. Zehn Jahre reichten dem Wienertum nicht aus, sich an den neuen Mann zu gewöhnen.

Als Operndirektor war Mahler der leidenschaftlichste Schüler Richard Wagners. Wenn schon immer der Nachschöpfer schroffer und systematischer ist, als der Schöpfer, so trat hier noch die jüdische Natur hinzu. In Mahler lebte etwas von alttestamen-

tarischer Verbissenheit. Er kultivierte die Einseitigkeit mit Bewußtsein. Er trieb jegliche Forderung auf den Gipfel und war von biblischer Halsstarrigkeit. Dabei geht etwas Aszetisches durch den Mann, etwas Weltunfreudiges. Er ist der Fanatiker einer Idee, die Verkörperung eines Willens, unbändiger, rücksichtsloser Absolutist. Wagner hatte den von K. M. von Weber geborenen Gedanken, daß die Seele der Opernaufführung der Dirigent sei, zu wohlbegründeten Forderungen erhoben. Der Dirigent ist der eigentliche Nachschöpfer des Gesamtbildes der Oper, wie es der Schöpfer geschaffen. In ihm ersteht das Werk neu. Alle anderen können nur Mitwirkende sein. Infolgedessen sind sie Mittel in des Dirigenten Hand zum Werke. Diesen Gedanken erfaßte Mahler mit höchster Leidenschaftlichkeit und fanatischem Radikalismus. Orchester, Sänger, Darsteller, Regisseur, Inszenierer, — alle durften nur Erfüller sein des von ihm wiedergeschaffenen Werkes, Ausführer seines Willens.

Mahler wollte sich sein Ziel dadurch keineswegs erleichtern, daß er etwa die übrigen Kräfte geschwächt hätte, um über die Geringwertigeren um so leichter als Beherrscher walten zu können. Er wollte nicht nur das beste Orchester haben, als das die Wiener Hofkapelle ja längst berühmt ist, auch die besten Sangeskräfte sollten oben auf der Bühne stehen. Das war schwerer zu erreichen, einmal wegen der amerikanischen Dollarlockung, dann wegen der Launenhaftigkeit und Unbotmäßigkeit dieser Künstler. Vor allen Dingen aber aus den ganz besonderen Verhältnissen der Wiener Oper, die in den letzten Jahren der Direktionsführung von Mahlers Vorgänger Jahn immer mehr einem üblen Schlendrian verfallen war. Erschwerend trat ferner hinzu die Art der Wiener Theaterliebhaberei mit ihrem Personenkultus bei Publikum und Presse. Wie sehr es ihm darauf ankam, mit den besten Kräften zu arbeiten, hat Mahler vor allen Dingen dadurch gezeigt, daß er den Mut der künstlerischen Dekoration hatte. Er war der erste, der grundsätzlich mit dem hergebrachten System der Theatermalerei brach, der hervorragende Persönlichkeiten der bildenden Kunst mit der Inszenierung betraute. Dabei ist er niemals in den Fehler Gregors verfallen, der jetzt sein Nachfolger ist, bei dem die Inszenierung ein unkünstlerisches Übergewicht gewinnt, zumeist auf Kosten der Musik und damit in der Oper auf Kosten des Gesamtwerkes. Mahler fühlte sich stark genug, auch die Schaufreude vertiefen zu können.

Zehn Jahre lang hat Mahler es auf diesem Posten ausgehalten. Heute, wo die hundert kleinen Episoden dieses Kampfes vergessen sind, wird man für diese Tat Mahlers die höchste Bewunderung hegen und fühlen können, daß ihre Wirkung nicht leicht wieder vergehen kann. Das so unwillig folgende Publikum fühlte erst, wie stark es durch Mahler zu einer anderen Auffassung des Begriffes Oper erzogen worden war, als er von seinem Posten geschieden war. Als Mahler einsehen zu müssen glaubte, daß er sein Ziel nicht verwirklichen konnte, beugte er sich nicht, sondern ging. Die Abschiedsworte, die er damals an die Künstlerschar richtete, mögen hier ihren Platz finden: „Es ist nicht meine Sache, ein Urteil darüber abzugeben, was mein Wirken denjenigen geworden ist, denen es gewidmet war. Doch darf ich in solchem Augenblick von mir sagen: Ich habe es redlich gemeint, mein Ziel hochgesteckt. Nicht immer konnten meine Bemühungen von Erfolg ge-

krönt sein. Dem ‚Widerstand der Materie‘, der ‚Tücke des Objekts‘ ist niemand so überantwortet, wie der ausübende Künstler. Aber immer habe ich mein Ganzes daran gesetzt, meine Person der Sache, meine Neigungen der Pflicht untergeordnet. Ich habe mich nicht geschont und durfte daher auch von den anderen die Anspannung aller Kräfte fordern. Im Gedränge des Kampfes, in der Hitze des Augenblicks blieben Ihnen und mir nicht Wunden, nicht Irrungen erspart. Aber war ein Werk gelungen, eine Aufgabe gelöst, so vergaßen wir alle Not und Mühe, fühlten uns reich belohnt, auch ohne äußere Zeichen des Erfolgs. Wir alle sind weitergekommen und mit uns das Institut, dem unsere Bestrebungen galten.“ Dem Ganzen vorausgeschickt hatte er das resignierte Bekenntnis: „Statt eines Ganzen, Abgeschlossenen, wie ich geträumt, hinterlasse ich Stückwerk, Unvollendetes: wie es dem Menschen bestimmt ist.“ —

In der leidenschaftlichen Erfassung eines großen, durchaus berechtigten Gedankens, in der persönlichen Opferwilligkeit für diesen Gedanken, liegt Mahlers Größe. In der Unfähigkeit zur freien Auffassung des Gedankens zeigt sich die Begrenztheit des Reproduzierenden im Vergleich zum Schöpfer. Man muß gerade in dem erwähnten Werke Richard Wagners lesen, wie unvergleichbar hoch er gewisse geniale Leistungen des reproduzierenden Künstlers (z. B. der Schröder-Devrient) stellt, wie er fühlt, daß der Augenblick eintreten kann, wo auch hier ein höchstes Schöpferisches sich offenbart und damit das Vorrecht über alles gewinnt, um zu erkennen, daß es eben mit der halsstarrigen Durchfechtung eines Grundsatzes, und stehe er auch noch so hoch, gerade beim künstlerischen Schaffen nicht geht.

Diese Art Mahlers, die auch den Dirigenten kennzeichnet, ist ein undeutscher Zug. Er war in jeglicher Hinsicht ein Tyrann. Bülow, den man auch oft als solchen bezeichnete, suchte als Dirigent den Hörer zu überzeugen, indem er ihn belehrte. Mahler tat das nie. Seine Interpretation, auch mit dem Orchester allein, war gleich weit entfernt von dieser lehrhaften Art Bülows, von dem Impressionismus eines Richard Strauß, der geschmeidigen Improvisation Nikischs, der beseligten Hingabe Richters. Mahler hatte ein Werk erlebt, und dieses Erlebnis vermittelte er gewaltsam, rücksichtslos. Seine von dem trefflichen Silhouettenschneider Dr. Böhler wiederholt festgehaltene Gestalt ist außerordentlich charakteristisch. Wie ein Bändiger steht er vor dem Orchester. Es hat etwas Brutales, wie diese kleine sehnige Gestalt in den riesigen Instrumentalkörper hineinkniet. Keinerlei Freiheit gönnt er den Musikern, keinerlei persönliches Ausleben. —

Mahler ging von Wien nach Amerika. Es mochte manche geben, die dachten, es habe ihn lediglich die Dollarsehnsucht diesen Weg geführt. In Wirklichkeit war Mahler, als er den Kampfplatz in Wien verlassen mußte, ein gebrochener Mann. Er war eine zu scharfe Intelligenz, um nicht zu erkennen, daß ähnlich günstige Vorbedingungen für seine große Genietat der Opernreproduktion sich nie wieder finden würden. Nun war er hier gescheitert; wo sollte er sein Ziel erreichen? Wie wenig ihn seither die Tätigkeit des Dirigenten ausfüllte, sieht man an der schier unheimlichen schöpferischen Arbeit, die er seither entfaltete. Ein ungeheurer Betätigungsdrang, eine riesige Arbeitskraft war frei geworden. Sie warf sich auf das dem Musiker zunächst liegende Gebiet der Komposition. Man könnte hier auf



Franz Liszt als Parallele hinweisen, der auch, nachdem er seine große Virtuosenlaufbahn abgebrochen, sein riesiges Arbeitsvermögen in zahlreichen großen Kompositionen entlud. Jene, die in Liszts Werken große Leere und einen gewissen Mangel an ursprünglicher Schöpferkraft zu finden glauben, haben vielfach die Parallele noch weiter geführt und auf dieselben Eigenschaften von Mahler verwiesen, daran dann andererseits die Hoffnung geknüpft, daß, wie Liszts Form der sinfonischen Dichtung sich für die Folge besonders fruchtbar erwiesen hat, auch die eigentümliche Sinfonieform Mahlers vielleicht von anderer Seite die Fortsetzung und Erfüllung finden könnte. Ich halte die Parallele zwischen diesen beiden Künstlern für unberechtigt bis auf den einen Punkt, daß die nicht mehr im Wiederschöpfen verbrauchte Kraft ganz für das eigene Schaffen frei wurde, und daß diese Möglichkeit doch bei beiden voraussetzt, daß der urschöpferische Drang sich nicht in jener elementaren Weise geltend machte, wie beim eigentlich schöpferischen Genie, das eben alles Nachschaffen als Qual empfindet und Hemmnis, weil es dadurch behindert wird in der eigenen Produktion. Aber Liszt hatte einen riesigen Inhalt, ein wunderbar reiches religiöses Leben und eine geradezu heilige Liebe zur Menschheit. Mit diesem persönlichen Inhalte wurzelte er im lebendigen Christentum und konnte die Wurzeln senken in deutsches Volkstum.

In dieser geistigen und seelischen Hinsicht war Mahler wurzellos. Vielleicht wenn er geistig und seelisch wirklich ganz und gar Jude gewesen wäre?! Aber so suchte er das Deutsche. Und er hat es nicht gefunden. Er hat einzelne Lieder geschaffen, unter ihnen Lieder aus des Knaben Wunderhorn, mit denen es mir so ergangen ist, daß ich sie nie wieder habe vergessen können. Die Melodie zu dem Lied „Ständchen“ z. B. stellt sich mir unwillkürlich ein, wenn mir eine Textzeile einfällt. Und trotzdem muß ich zugeben, daß auch hier Goldschmiedarbeit vorliegt, nicht eine solche des Plastikers. Es ist Kunstgewerbe. Aber offenbar war Mahlers Natur im innersten Grunde weich-lyrisch, wie das ja häufig bei Tyrannennaturen ist, von Napoleon über Robespierre bis zu Nero. Und darum hat er zu diesen ganz lyrischen Gebilden und so ganz naiven Volksempfindungen, wenn auch nicht die wesensverwandte deutsche, so doch die in der anderen Rasse parallele Stimmung gefunden. Auch in seinen sinfonischen Dichtungen bilden derartige lyrische Keime und naive Situationen den Kern, um den sich alles andere erst herumkristallisiert hat. Er hat das bei den meisten Sinfonien selbst kundgegeben durch die Art, wie er entweder auf einen Volksliedtext hinweist oder so und so viele, meist recht bizarre Strophen des Gedichtes in die Orchestermasse hineinsingen läßt.

Aber in Mahler lag andererseits der Zug zum Monumentalen. Als er den nicht mehr als Nachschöpfer ausleben konnte, tat er es in seinen Kompositionen. Und da mochte er fühlen, daß ihm alle Monumentalität, alle wirkliche Größe und Gewalt fehlte. So suchte er, was ihm nicht aus dem Innern quoll, durch den Aufbau zu erreichen. Die von außen herbeigeschafften Mittel sollten den Mangel an innerem Grundgehalt ersetzen. Auf diese Weise sind jene monströsen Werke entstanden, wie zuletzt die „Sinfonie der Tausend“ (seine achte), wo man geradezu entsetzt steht vor diesem Widerspruch zwischen einer ungeheuren und dabei glänzend gebändigten Form und einem winzigen Inhalt.

Wer aus der Geschichte auch der Bewertung des Kunstschaffens etwas gelernt hat, ist bescheiden geworden. Ich bin als ehrlicher Mensch gezwungen zu sagen, daß mir die riesenhaften Orchesterwerke Mahlers als unglückliche Mißgestaltungen erscheinen, gebe aber zu bedenken, daß wir diese Werke doch erst kurze Zeit kennen, auch nur zu selten Gelegenheit gehabt haben, sie zu hören, daß also auch hier ein Wandel des Urteils, des Empfindens nicht ausgeschlossen ist. Die Überzeugung habe ich jedenfalls gewonnen, daß Mahler auch als Schöpfer ein ehrlicher Künstler war, daß er im Gegensatz etwa zu Meyerbeer nichts um des Effektes willen getan hat.



Die Kulturmission des Klaviers

Ist es schon im allgemeinen schwer, breiteren Volkskreisen für Fragen der musikalischen Kultur lebhaftere Teilnahme abzugewinnen, so erhöht sich der Widerstand, wo es gilt, gegen stumpfe Gewohnheit anzukämpfen. Zu einer solchen Gewohnheitssache ist vielfach Klavier und Klavierspiel geworden. Gewohnheit aber stumpft ab für Werte wie für Schäden. So bleibt es Pflicht der Erziehung, immer wieder auf beides hinzuweisen und die lebendig bewußte Mitarbeit aller zu gewinnen. In wertvollen Ausführungen behandelt der Hallesche Professor Hermann Abert im „Tag" die Bedeutung des Klaviers für unsere Tage. Obwohl sie sich durchweg mit Ausführungen decken, die schon wiederholt an dieser Stelle gegeben worden sind, sollen sie hier doch einen Platz finden, weil nur langsam und durch stetigen Kampf eine Besserung zu erzielen ist.

„Die Vorherrschaft des Klaviers in unserem Musikleben ist verhältnismäßig noch sehr jung. Käme heute der alte Seb. Bach wieder, er würde sich höchlich verwundern über die ungeheuere Masse derer, die ‚in diesem Studio habil' sind oder es wenigstens zu sein beanspruchen. Denn noch zu seiner Zeit war das Klavier der Hauptsache nach kein Instrument für Dilettanten, sondern für Musiker, d. h. wer zum Klavier gelangen wollte, mußte im Besitz der gesamten musikalischen Kunst sein. Das war das Erbteil früherer Jahrhunderte, deren Lehrmethode in Gesang und Instrumentenspiel weit mehr darauf ausging, den Schüler in das ganze Gebiet der Tonkunst einzuführen, als ihm einen möglichst vollendeten Grad von Technik beizubringen. Wenn wir im 16. Jahrhundert die Zeit des Klavierunterrichts auf zehn bis zwanzig Jahre festgesetzt finden, so will uns dies zunächst in Anbetracht der beschränkten Leistungsfähigkeit der damaligen Instrumente und der bescheidenen Spieltechnik fast unbegreiflich erscheinen, es erklärt sich aber sofort durch den Hinweis darauf, daß es sich bei diesem Unterricht um das Studium der gesamten Musiklehre handelte, den Gesang zumeist miteingeschlossen. Darum war denn auch in jener Zeit die Laute, deren Beherrschung weniger Mühe machte, das eigentliche Favoritinstrument der Laienwelt, während das Klavier, gleich der Orgel, unerbittlich einen sattelfesten Musiker verlangte. Und die Spuren dieses Geistes zeigen sich ganz deutlich auch in der älteren Klavierliteratur, die durchaus mit gründlich gebildeten Musikern rechnet.

Erst am Ende des 18. Jahrhunderts trat der Umschwung ein, mächtig gefördert durch die gleichzeitigen Fortschritte auf dem Gebiete des Klavierbaues. Die Romantik führte der Klaviermusik eine ganze Masse kleiner, genrehafter Formen zu, eine Kleinkunst, die unter den Händen Berufener, eines Schubert, Schumann und Chopin zu herrlicher Blüte gedieh, von minder begabten, aber um so findigeren Köpfen dagegen zu teils sentimentalem, teils brillantem Geklingel mißbraucht wurde. Die Dilettantenwelt aber hatte nunmehr, was ihr wohlgefiel

statt der mühevollen und schweren Sonaten eine leichte, gefällige Kost, die weder Kopf noch Gemüt allzusehr anstrengte. In hellen Haufen strömten sie zum Klavier, und aus dem aristokratischen alten Instrument wurde fast über Nacht das demokratischste, das es je gegeben hat. Verhängnisvoll war dabei nur, daß man sich zunächst allein durch den rein sinnlichen Reiz dieser neuen Kunst bestricken ließ. Das Virtuosentum hat nie glänzendere und zugleich mühelosere Triumphe gefeiert als in den ersten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, wo selbst das gebildete Publikum sich von dem äußeren Glanze der Technik derart blenden ließ, daß es die höheren künstlerischen Anforderungen fast ganz vergaß. So hielt der epikureische Geist, der in der gleichzeitigen Oper die Meyerbeer und Genossen ans Ruder brachte, auch in der Klaviermusik siegreich seinen Einzug. Aber die Virtuosen begnügten sich bald nicht mehr mit ihren Erfolgen in Konzert und Salon, sondern streckten ihre begehrlichen Hände auch nach der Komposition für Klavier aus, und die Folge davon war eine Geschmacksverflachung, die wir trotz dem energischen Eingreifen R. Schumanns und seiner streitbaren Davidsbündler bis heute nicht völlig überwunden haben. Meister wie Bach, Beethoven, Schubert, ja auch noch Schumann, hatten die größte Not, sich gegen diese modische Literatur der Impromptus, Airs variés und ‚Hommages' an alle möglichen Opernkomponisten einigermaßen erfolgreich zu behaupten. Schumanns Novelletten verfielen dem Schicksal, eingestampft zu werden, während die Koryphäen der Mode, die Herz, Hünten, Östen usw. mit ihren Kompositionen reiche Leute wurden.

Ein sehr bedenkliches Erbteil aus jener Zeit ist nun aber auch dem klavierspielenden Dilettantentum bis auf den heutigen Tag geblieben: der anscheinend unausrottbar heiße Drang, es dem Berufsvirtuosen nach Kräften gleichzutun. Vorspielen, möglichst bald vor einem größeren Kreise sich hören lassen — das ist das Ziel, das unvernünftige Eltern und leider auch noch unvernünftige Lehrer beim Klavierunterricht der Jugend allein im Auge zu haben scheinen. An Weihnachten, am Geburtstage der Eltern und Tanten wird, oft unter Heulen und Zähneklappern, der zehnjährige Stolz der Familie ans Klavier geführt, um die ‚Klosterglocken' oder die musikalischen Reize eines ‚Morgens am Lowerzer See' zum Klingen zu bringen. Über die unsägliche Plackerei, die diesem Ereignis meist vorangeht, über den verhaltenen Groll, der sich dabei in so mancher jungen Seele gegen das Klavierspiel und gegen die Musik überhaupt allmählich einnistet, gleiten die Erwachsenen gewöhnlich ebenso achtlos hinweg wie über die Tatsache, daß der junge Familienliszt oft nicht imstande ist, auch nur das einfachste Volksliedchen korrekt zu singen. Dieses Liebäugeln mit dem Virtuosentum, diese Bevorzugung der rein technischen Dressur auf Kosten der musikalischen Ausbildung haben ganz wesentlich mit dazu beigetragen, das Klavierspiel überhaupt zu diskreditieren. Denn sie führen unserem Musikleben alljährlich eine ganze Masse von Elementen zu, die nur dazu geeignet sind, die ohnehin schon in unseren gebildeten Kreisen vorhandene Feindschaft oder Indifferenz gegenüber der Tonkunst noch zu steigern."

Das bloße Klagen ist unfruchtbar; fruchtbarer dagegen wäre das wirkliche Ausnützen der eigenartigen Vorzüge, denen das Klavier schließlich doch allein seine Vormachtstellung zu verdanken hat.

„Tatsächlich weist das Klavier Vorzüge auf, die von keinem anderen Instrumente erreicht werden, ganz abgesehen von der umfangreichen und wertvollen Literatur, über die es verfügt. Schon die Fähigkeit zur Wiedergabe mehrstimmiger Musik von jeder Art sichert ihm einen gewaltigen Vorsprung vor allen anderen Hausinstrumenten, und seit wir Klavierauszüge haben, erstreckt sich dieser Vorsprung weit über das spezielle Gebiet des Klaviers hinaus bis in die Literatur der großen Vokal- und Instrumentalmusik hinein. Kann sich doch der Klavierspieler jederzeit selbst den Genuß einer Sinfonie und einer Oper verschaffen und mehr als einmal, so z. B. im Falle Wagner, haben die Klavierauszüge mit das meiste zur raschen Popularisierung großer Kunstgattungen beigetragen. Aber das Klavier ist zugleich auch das einzige Hausinstrument, das seinen Spieler schon in den Anfangsstadien des Unterrichts vor die Probleme der

Mehrstimmigkeit und damit vor die wichtigsten Grundlagen unserer modernen Musik stellt. Allerdings wird gerade diese durch die Natur des Instruments selbst gebotene Gelegenheit zur Erlangung einer tieferen musikalischen Bildung in moderner Zeit häufig schlankweg verpaßt. Wenn es hoch kommt, so erhält der Schüler in vorgerückteren Jahren von einem besonderen Lehrer noch etwas Harmonielehre; die große Mehrzahl aber erfährt ihrer Lebtage lang nichts über das Wesen der Zusammenklänge, überhaupt nichts auch nur über den formalen Bau der Stücke, die sie unter den Fingern haben, geschweige denn über ihren geistigen Gehalt."

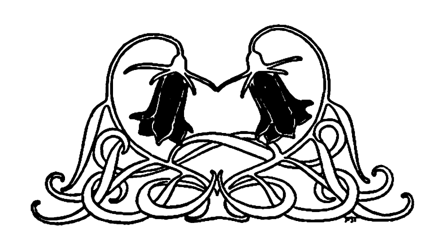
Wie man sieht, führen alle Untersuchungen immer wieder auf die Frage der musikalischen Erziehung.

„Hinsichtlich der Schüler wird oft gleich zu Anfang der verhängnisvolle Grundfehler gemacht, daß man sie ans Klavier führt, ohne ihren Klangsinn und ihr Gehör zuvor auch nur im geringsten entwickelt zu haben. Die Fähigkeit aber, einen Ton selbst zu bilden, läßt sich auf dem Klavier mit seinen bereits fertigen und obendrein alsbald wieder verhallenden Klängen nun und nimmer erlernen, und ebensowenig bietet das Klavier seinem Spieler Gelegenheit, sein Gehör für die feineren Unterschiede der Intervalle empfänglich zu machen. Was der Sänger und der Geiger zum Segen seines Tonsinnes und Gehörs in jedem einzelnen Falle wieder aufs neue leisten muß, nämlich eine reine Tonbildung, das besorgt für den Klavierspieler ein für allemal der Klavierstimmer. Daher kommt es denn auch, daß so viele Pianisten zeitlebens mit einem stumpfen Gehör zu kämpfen haben. Schon aus diesem Grunde sollte dem Klavierunterricht stets einige Übung im Gesange vorangehen, ganz abgesehn davon, daß die Gesangsmusik in den empfänglichen Gemütern der Jugend weit tiefere und nachhaltigere Eindrücke hinterläßt als jede Art von Instrumentalmusik. Versagt der Schüler aber schon diesen Elementen aller Tonkunst gegenüber, so sollten die Eltern ihren falschen Ehrgeiz bezwingen und bedenken, daß man ein tüchtiger Mensch werden kann, ohne zugleich ein schlechter Klavierspieler zu sein."

Die Frage der Musiklehrer-Not ist hier schon so oft und eingehend erörtert worden, daß ich den angesehenen Gelehrten mit seinen Ausführungen nur als Kronzeugen hier einführe. Den Eltern „müssen vor allem die Augen darüber geöffnet werden, was gerade in den Anfängen des Unterrichts auf dem Spiele steht. Wie oft erleben wir es, daß schon bei der Wahl des ersten Lehrers nach Billigkeitsrücksichten verfahren wird, da es doch in diesem Stadium ‚noch nicht so sehr darauf ankommt'! So wird der Schüler gerade in den Jahren, wo sein Verständnis und seine Freude an der Tonkunst geweckt werden sollen, Stümpern und öden Drillmeistern überantwortet, die von Anbeginn an alles systematisch verderben. Wer würde seinem Sohne einen französischen Sprachlehrer geben, von dem er weiß, daß ihm jeder Kellner an Kenntnis überlegen ist? Andere Eltern wiederum, die ‚sich's leisten können', engagieren für schweres Geld einen berühmten Virtuosen, ohne zu bedenken, daß erstens einmal auch in dieser Sphäre, was gründliche musikalische Bildung anlangt, nicht stets alles Gold ist, was glänzt, und zweitens, daß gereiftes Künstlertum keineswegs immer Hand in Hand geht mit pädagogischem Talent. So manchem großen Künstler fehlt schon seines Temperamentes wegen das Haupterfordernis für die Qualifikation zum Elementarlehrer: nämlich die Geduld. Kleinere Talente mit pädagogischer Begabung sind in diesem Falle entschieden vorzuziehen. Daß es bei dieser Pädagogik mehr auf Einführung in den Gedankengehalt und in den formalen Bau der Stücke ankommt als auf bloße virtuose Fingerdressur, wird theoretisch heutzutage ebenso allgemein zugegeben, wie es in praxi immer noch vielfach übersehen wird. Das Kriterium des echten Klavierpädagogen wird stets darin liegen, daß er seinen Schüler in erster Linie zu einem tüchtigen Musiker von sicherem eigenen Urteil heranzuziehen sucht und den technischen Drill nur als Mittel zum Zweck behandelt. Was schadet es dem Schüler, der in der Wunderwelt des wohltemperierten Klavieres und der Sonaten Beethovens genau Bescheid weiß, wenn er auf das technische Raffinement der Virtuosenliteratur verzichten muß? Aber freilich

bei einer solchen stillen und äußerlich bescheidenen Lehrtätigkeit kommt die Eitelkeit so mancher falschen Klavierpropheten der modernen Zeit nicht auf ihre Rechnung. Sie wollen ‚greifbare Resultate' erzielen, die den Massen imponieren und ihnen selbst möglichst viele Hasen in die Küche jagen. Die sogenannten ‚Prüfungskonzerte' gewisser Institute, die sich dreist mit dem Titel ‚Konservatorium' schmücken, sind oft nichts anderes als Reklamevorstellungen in majorem gloriam der Herrn Direktors, wie sie denn meist auch mit dem ganzen grellen Pomp der Zirkusreklame ausposaunt werden. Namentlich die mittleren und unteren Volksschichten können vor solchen Instituten nicht genug gewarnt werden, denn hier finden jene findigen Unternehmer erfahrungsgemäß immer noch den meisten Absatz. Man lasse sich auch dadurch nicht täuschen, daß mitunter von solchen Leuten ‚nur gute Musik' als Lehrstoff angepriesen wird. Denn wie oft kann man es erleben, daß die halbwüchsige Jugend mit Werken wie der ‚Sonate pathétique' in jenen Konzerten paradiert, also mit Dingen, die weit über ihren Gefühlshorizont hinausgehen!“

Ich weise auch da wieder auf den musikpädagogischen Verband hin, bei dessen Mitgliedern die Eltern die Gewähr haben, ihre Kinder in den Händen Berufener zu wissen.





Verfehlte Opfer

Schlimm wäre es, wenn einmal die Zeit kommen könnte, der es an Männern fehlt, die ihr Leben für eine Sache, ja auch für ein kühnes Wagnis in die Schanze schlagen. Ist das männliche Heldentum aus ruhiger Überlegung zweifellos das höhere, so ist doch auch das jünglinghafte Wagestück, das nur zustande kommt, wenn nicht zu viel erwogen wird, sondern das Gewicht des Erfolges den Ausschlag gibt, für die Menschheit und ihr Vorwärtsschreiten unbedingt notwendig. Aber in allen Dingen ist's der Geist, der entscheidet.

Es fehlt mir gewiß nicht an Bewunderung für die Männer, die in einer überraschend kurzen Zeit die Kunst des Menschenfluges zu erstaunlichen Leistungen geführt haben. Es bleibt jedesmal wieder ein kühnes Werk, sich zum Vogel zu wandeln und auf zerbrechlichem Gestell hineinzusausen in das Reich des Adlers, sich eigentlich loszulösen von allen schützenden Kräften der Muttererde, hineinzuschwimmen in eine unendliche Weite als Eroberer einer neuen Welt für die Menschheit. Das ist groß und schön. Und wenn die Menschheit zu allen Zeiten gern die Opfer gebracht hat, die die Kämpfe auf Erden auferlegten, so dürfen uns diese sicher nicht leidtun, die um den Gewinn des Luftreiches nötig sind.

Und doch! Und doch! Niemand vermag zu leugnen, selbst die sogenannte Sportpresse gibt es stillschweigend zu: unser Empfinden bei den vielen Unfällen, die die Fliegekunst in den letzten Monaten gefordert hat, hat nichts mehr gemein mit unserer Trauer beim Tode eines Helden. Gewiß, man bedauert den neuen Unfall, man sieht immer wieder ein, in welch ungeheure Gefahr sich diese Männer begeben, man muß also ihren Mut eher noch höher schätzen als zuvor, — dennoch ist unser Empfinden ein anderes. Und das Gefühl hat in solchen Fällen immer recht. Der Geist, aus dem das alles geschieht, ist nicht der Geist wahren Heldentums.

Die Abenteurer aller Zeiten waren nicht weniger kühn, nicht minder mutig als die Helden. Dennoch hat man sie, selbst wenn sie von Erfolg gekrönt waren, nur in Schmeichlerkreisen als Helden gepriesen, und die Nachwelt hat ihnen diesen Ruhmestitel nicht zuerkannt. Warum nicht? — Weil sie sich selbst gesucht hatten, und ihrem Vorteil allein.

Ich habe das Gefühl und weiß, daß Tausende ähnlich empfinden, daß unser Flugbetrieb auf ein falsches Gleis geraten ist. Schon, daß das Wort „Flugsport“ sich einem dauernd auf die Zunge drängt, kennzeichnet diese Tatsache. Es wäre pharisäerhaft, Menschen deshalb zu tadeln, daß sie um großen, pekuniären Gewinn ihr Leben aufs Spiel setzen. Nur ist das eben nicht heldenhaft. Der Goldgräber, der die Eisfelder von Alaska durchquert, braucht nicht geringeren Mut. Freilich, sein Beutezug dient nicht gleichzeitig der Entwicklung einer großen Sache, während hier beim Flugsport die ausgesetzten Gewinne schließlich nur Belohnungen sind für Leistungen, durch die die Fliegekunst gefördert werden soll. Aber ist das noch ganz der Fall? Kann es wirklich

so bedeutsam sein, daß der Höhenrekord wieder um einige Meter gebrochen wird? Ist es nicht lediglich Sportssache, wenn an einem Tage die 1600 Meter des vorangehenden um fünfzig weitere überboten werden und dadurch der Preis dem späteren Flieger zufällt? Was beweisen schließlich diese Leistungen, wenn sie, wie die Tatsachen zeigen, mehr Glückszufälle sind, wenn die geringsten üblen Begleitumstände schon am nächsten Tage dem Rekordbrecher den Tod bringen? Das zu erstrebende Ziel liegt doch sicher auf einer ganz anderen Linie, nämlich in der Sicherheit des Fluges, in der Verminderung der Gefährlichkeit des Unternehmens. Denn erst dann wird die Menschheit den Gewinn haben.

Es ist ein Unheil, daß diese ganzen Bestrebungen so sehr zu Schauzwecken mißbraucht werden. Der Kapitalismus ist dadurch in das Ganze hineingetragen worden und damit ein unreiner, unedler Geist. Kapitalistisch sind die Unternehmungen mit den Flugplätzen, zu denen ein Publikum für Geld Zutritt erhält. Kapitalistisch ist die Konkurrenz der verschiedenen Flugapparate, kapitalistisch die Inszenierung der großen Wettflüge. Das zahlende Publikum will seine Sensationen haben. Die Flugplatzunternehmer können nur auf starken Besuch rechnen, wenn sie Sensationen in Aussicht stellen. Der Flieger selbst kann nur auf Geldgewinn rechnen, wenn er Leistungen sensationellen Charakters anstrebt. Die Presse arbeitet nach der Richtung hin getreulich mit: sie bucht jeden sogenannten Rekord mit eitel Triumphgeschrei; sie wertet dagegen nicht die stille, zielsichere, weniger glänzende, aber für die Gesamtentwicklung zweifellos wichtigere ruhige Weiterarbeit. Es sind nicht die guten Instinkte des Publikums, die durch die jetzige Art der Flugunternehmungen geweckt werden. Es sind aber auch nicht die guten Instinkte der Flieger, die jetzt den Kampf entscheiden. So manches Wort in den Berichten der Flieger über ihre Stimmungen gibt schwer zu denken. Noch unheimlicher wirken gelegentliche Durchbrüche der innersten Empfindungen in der Zuschauermenge, wie damals in Stettin, wo nur das Murren, der Spott und Hohn der enttäuschten Zuschauermenge Robl zu seinem Todesfluge veranlaßte. Und welch grauenvolles Empfinden zeigt der Hintergrund des Bildes, das vom Unglückstod des französischen Kriegsministers berichtet!

Der Geist echten Heldentums und der wahren Heldenverehrung ist ein anderer. Noch gilt es den Kampf um die Eroberung der Luft. Das ist eine furchtbar ernste Sache, bei der der Rekordsport mit den Sensationen aufregungslüsterner Schausucht nichts zu suchen hat. K. St.

*

Volk und Recht

„Die schlechteste Justiz“, schrieb Albert Friedemann kürzlich (27. Mai) im „Tag“, „kann nicht so viel Mißtrauen verdienen, wie die beste nicht vermeiden kann. Justiz ist Logik und trifft auf die Unlogik des Gefühls. Justiz ist eine Wissenschaft der Gebildeten; und wendet sich an die Bildungslosen ... Bewaffnete Gewalt, eine unbestimmte Achtung vor dem Wissen und der Höllenrespekt unserer geistig Armen vor jeder Art Behörde: stärker ist die Plattform der regierenden Bildung nicht unterwölbt. Nur aus sich selbst heraus kann Rechtsprechung reformiert werden. Keinen Pfifferling wert ist die Justiz, die den Ehrgeiz hat, das Vertrauen der ewig Unlogischen zu rechtfertigen.“

Das klingt noch ganz so wie Goethe den Doktor Olearius, der eigentlich Oelmann hieß, in seinem Götz von Berlichingen vom „Pöbel“ reden läßt, „der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheut, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so sehr verbessert.“ In den Zeiten, wo das römische Recht in Deutschland Eingang fand, klang so etwas im Munde eines Juristen noch nicht ungereimt, so treffend auch die Worte des sterbenden Goetz im Goethischen Drama den wahren Grund für die Abneigung des Volkes gegen das fremde Recht zum Ausdruck bringen. „Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen“; und das, obschon das Aufklärungs-

zeitalter dem Geist des alten germanischen Rechtes doch wieder umfassende Geltung in unserm öffentlichen Leben verschafft und es dadurch rehabilitiert hat. Damals entsprach jedenfalls das römische Recht am besten der Forderung des Zeitalters; weil es großzügiger, planvoller war, als das verworrene herkömmliche Recht der Schöppenstühle, war es auch besser als dieses geeignet, politischen Machthabern als Mittel zu dienen, die in engherzigem Sippenwesen gebundenen Kräfte des Volkes für gemeinsame große Zwecke frei zu machen. Heute jedoch hinkt nicht das praktische Leben der Rechtswissenschaft nach, sondern umgekehrt die Rechtswissenschaft dem praktischen Leben, und im Tagewerk des einfachsten Industriearbeiters ist mehr von dem Wirken des Erdgeistes „am sausenden Webstuhl der Zeit" zu verspüren, als in den Urteilen des gelehrtesten Richters. Darum wirkt ein Zeitgenosse, der von einer „guten Justiz" spricht, die „unvolkstümlich" sein m ü s s e, und von einem „Volk", das „durch und durch unjuristisch" sei, so komisch, wie der wahre Don Quichotte und Ritter „von der traurigen Gestalt".

Glücklicherweise denkt die überwiegende Mehrheit deutscher Richter weniger mittelalterlich. Mit wachsendem Eifer bemühen sich die besten Köpfe unter ihnen, Mittel und Wege zu finden, damit die Richter „den Anforderungen unserer Zeit" gerecht werden können. Solcher wohltuenden Objektivität begegnet man nicht nur in den Kreisen des Vereins „Recht und Wirtschaft", in dem sich Juristen mit Nichtjuristen vereinigt haben, um auf eine bessere Anpassung des geltenden Rechts an das moderne wirtschaftliche Leben hinzuarbeiten, sondern überall, wo Richter ihre Berufsangelegenheiten öffentlich erörtern, z. B. in den Spalten ihrer Fachblätter. Da wird offen anerkannt, daß es hohe Zeit für die Richter sei, das Ihre zu tun, um die Kluft ausfüllen zu helfen, die sich zwischen ihrem Tun und den Gefühlen und Gesinnungen des Volkes aufgetan habe und worin mit der Rechtspflege eines der Fundamente der Gesellschaft zu versinken drohe. Dr. Friedr. von Engel, Salzburg, der übrigens betont, „daß namentlich der Kreis der Gebildeten eine skeptische Stellung zur Justiz einzunehmen geneigt ist", tritt in der „Deutschen Richterzeitung" dafür ein, daß die Richter überall in ihren Bezirken Rechtskunde verbreiten und das Volk dazu anregen sollten, sie bei ihrer Arbeit aufzusuchen; da, wo ein Gesetz ungeeignet, überlebt, zweckwidrig ist, sollten sie ferner das Ihre dazu beitragen, um eine Änderung herbeizuführen. Nur auf solche Weise könnten sie sich bei denen, über die sie zu urteilen haben, Ansehen und, was wichtiger sei, Vertrauen schaffen. Und Oberamtsrichter Reiß, München, erkennt in demselben Blatt (Nr. v. 15. Januar) offen an, daß gerade die von der Öffentlichkeit geübte Kontrolle das Verantwortlichkeitsgefühl des modernen Richters außerordentlich geschärft habe! „Der Dämmerschein, den früher das Amtsgeheimnis wob", fährt dieser fort, „hat einem scharfen und unbarmherzigen Lichte Platz gemacht, das manchen Rückhalt klar als verfehlt und ungehörig erkennen läßt, das früher recht gut angängig, ja wohl gar durch lange Übung vor jeder Anzweiflung gefeit war. In diesem Lichte hat es sich gezeigt, daß jene, welche die Macht in Händen haben, darum noch nichts anderes sind als jene, über die sie die Macht üben, und da hat sich die unbedingte Forderung ergeben, daß jeder, der Macht üben will, beweisen muß, daß er dazu berufen ist, beweisen nicht bloß durch die Urkunde, durch die ihm die Macht verliehen wurde, sondern vielmehr durch die richtige Anwendung der Macht, die ihm nicht zu eigenem Vorteil, sondern zur Erfüllung öffentlicher Aufgaben anvertraut ist."

Das sind goldene Worte; eines weiteren Eingehens auf die Friedemannschen Donquichotterien bedarf es nach ihnen nicht mehr.

Otto Corbach

„Positives Schaffen"

Durch unsere Zeitungswelt hallt und schallt wieder einmal der Jubel über das „positive Schaffen". Übrigens nicht durch die Zeitungswelt allein: auch Regierung und Abgeordnete nehmen von solcher Freude ihren vollgemessenen Teil. Positives Schaffen aber

heißt: Gesetze fabrizieren. Manchmal auch schon: in Monstresitzungen von acht- bis neunstündiger Dauer, in denen kein Geist — selbst der regste nicht — sich seine Frische bis ans Ende bewahren kann, sie durchpeitschen. Schwierig sieht sich das Geschäft weiter nicht an. Man braucht nur aufzustehen, indes die anderen sitzen bleiben oder umgekehrt. Und wenn man seines gesetzgeberischen Willens sich selber nicht recht bewußt ist, hilft ein getreuer Nachbar aus und zupft einen fürsorglich am Rock. Dafür ist's über die Maßen ehrenvoll, „positiv mitzuarbeiten". Wer's nicht tut, „verharrt in unfruchtbarer Negation" oder „schaltet sich selbst aus". Gelegentlich pflegt ein gar nicht lieblicher Sprachgebrauch solche Abersünder auch schlechthin „Reichsfeinde" zu heißen. Mir ist's freilich bisweilen (und anderen neuerdings gottlob auch), als ob wir diese „positive Mitarbeit" erheblich überschätzten. Zunächst: ist, wer sich einem Gesetz, das er für schädlich hält, mit Kraft und guten Gründen widersetzt, zu verachten? Kann Negation, weit davon entfernt, unfruchtbar zu sein, nicht vielmehr unter Umständen dem Gemeinwesen reiche Früchte tragen? Wen, der die Arbeiten unserer Legislative unbefangen und unvoreingenommen betrachtet, überkommt nicht mitunter die bange Empfindung, als ob dies positive Schaffen unter dem Zwange eines der râge du nombre nicht unähnlichen Gefühls stünde? Man hastet, weil man um jeden Preis mit dabei zu sein wünscht, und erledigt Gesetze, wie die verachteten Bureaukraten ihre Nummern erledigen: eines und immer noch eins. Freilich: zum Teil mag das wohl auch in der Natur unserer Parlamente begründet sein, denen verantwortliche politische Betätigung großen Stils ja versagt ist. Schließlich muß man seinen Daseinszweck doch beweisen können. Und es scheint dazu nicht zu genügen, daß die Mühlen klappern; sie sollen auch Mehl liefern. Ich für meine Person möchte es allerdings dann doch lieber mit dem Klappern halten. Das braucht man, wenn man nicht will, nicht zu hören. An dem Mehl aber können wir und — was schlimmer ist — auch die nach uns kommen, sich den Magen verderben ... R. B.

*

Vorkämpfer reinen Deutschtums

Ein rheinisch-westfälisches Blatt ward vor kurzem von teutonischem Zorn geschüttelt, weil auf einer Berliner Opernbühne an einem Abend zwei Russen, ein Franzose, eine Italienerin und — eine Österreicherin sich ein Stelldichein gegeben hätten. Auch eine Österreicherin: fürwahr, das schlägt dem Faß den Boden aus! Es mag schon schlimm sein, daß an unseren Theatern in weiteren Kreisen mit Recht ungekannte Russen und zweifelhafte Franzosen das Repertoire beherrschen. Wenn aber die Berliner Bühnenleiter sich gar erdreisteten, Grillparzer und Anzengruber und Rosegger aufzuführen, dann würde es Zeit, wider solche Ausländerei die nationale Sturmfahne in die wetterharte Faust zu nehmen ...

Man könnte über das gespreizte Großpreußentum lächeln, das selber seiner spottend sich „alldeutsch" heißt, wenn die Sache nicht einen so ernsten Hintergrund hätte. Den mit gereiften und gefestigten Anschauungen treuen deutschen Männern außerhalb der Reichsgrenzen, die, während diese Kümmerlinge mit geblähten Nüstern ihre Phrasen drommeten, täglich und stündlich ihr Volkstum zu verteidigen haben, bohren dergleichen Überheblichkeiten trotz des mit Händen zu greifenden Unverstandes sich wie Dolchstiche ins Herz. Und eine Bitterkeit wächst auf, ein Gefühl des Verkanntwerdens, das hier und da den staatsrechtlichen Riß von 1866 zur nationalen Kluft zu erweitern droht. (National hier natürlich im Sinne von Kulturnation begriffen.) Indes wissen unsere borussischen Alldeutschen längst dafür Ersatz. „Ich möchte nicht eher ruhen", so oder ähnlich — ich zitiere aus dem Gedächtnis — bekannte einer von ihnen neulich in einem närrischen Brief an die „Zukunft", „als bis der letzte polnische Sohn an seine polnische Mutter und jeder polnische Bräutigam an seine polnische Braut deutsch schreiben." So sehen im herrlich auferstandenen neuen Reich die ganz besonders deutschen Kultur- und Rassepolitiker aus ... R. B.

*

Vor 125 Jahren

Am 25. August 1786 wurde Kronprinz Ludwig, der spätere König Ludwig I., in Straßburg geboren, wo sein Vater als Oberst eines französischen Regimentes stand. Neunzehn Jahre später kam der Prinz zu Besuch nach Straßburg und äußerte nach den Denkwürdigkeiten des Grafen Münster (Jena 1841): „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein wird!“ D.

*

„Margueriten“, „Margeriten“

Allerwärts veranstaltet man jetzt Margaretentage. Zu wohltätigen Zwecken verkaufen Tausende von jungen Mädchen auf Straßen und Plätzen, Bahnhöfen usw. viele Millionen Gänseblumen, auch Margaretenblumen genannt, übrigens nicht frische, sondern meist künstlich verfertigte. Der gute Zweck entschuldigt aber keinesfalls die Verballhornisierung des Namens Margarete in Marguerite, Margerite oder gar nach Dresdener Lesart in Margaritte, als ob es sich um den Ritt einer Mähre handelte. Der Name Margarete ist urdeutsch, wenn ihn die alten Philologen auch noch immer aus dem griechischen margaritis (Perle) ableiten. Unzweifelhaft haben die Griechen das Wort dem Nordischen entlehnt. Mar hängt mit dem uralten Worte Moor zusammen und bezeichnet das Meer; griet ist Gries, das Geschrotete. Margriet würde somit Meergries, d. h. Perle bedeuten. Es ist eine Sünde gegen die deutsche Sprache, den alten kerndeutschen Namen auf welsche Art zu schreiben. P. D.

*

Ein vielsagendes Scherzwort

Ein Wort, das zu denken gibt, hört man zuweilen im Kreise junger Leute, wenn das Gespräch auf einen jungen Menschen kommt, der durch besondere Ausgaben auffällt. Spöttisch und unter bedeutsamem Achselzucken sagt da wohl der eine oder andere, „na ja, er wird P o r t o k a s s e n r e n d a n t sein“. Es bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, welcher Sinn dem Worte inliegt. Überaus bedauerlich ist es, daß sich ein Wort mit dieser Bedeutung bilden, und daß es, wie es scheint, auch zu ziemlicher Verbreitung kommen konnte, hörte ich es doch vor wenigen Tagen sogar von einem Ausländer, der das Deutsche noch nicht völlig beherrscht.

Wen trifft nun der Vorwurf für die Entstehung des Wortes? Zunächst zweifellos die jungen Leute selbst, die der Versuchung nicht die Festigkeit und Ehrlichkeit der Gesinnung entgegensetzen, die, vor allem in den Berufen, in denen die „Portokassenrendanten“ der angedeuteten Art zu suchen sind, Voraussetzung zum Erfolge sind. Viel stärker trifft er aber ihre Eltern und — C h e f s. Ich habe häufiger beobachtet, und es dürfte wohl ziemlich allgemein zutreffen, daß die Führung der Portokasse von den älteren Angestellten als lästige Arbeit empfunden und deshalb auf jüngere Kräfte abgeschoben wird, ein Streben, das in dem im allgemeinen berechtigten Wunsch der Geschäftsleiter Unterstützung findet, höher bezahlte Angestellte möglichst für schwierigere Arbeiten freizuhalten. So kommt es, daß die Führung der Portokasse in der Regel den jüngsten Angestellten des Geschäfts obliegt, vielfach sogar den eben eingestellten Lehrlingen übertragen wird.

Es bedarf keiner weiteren Beweise dafür, daß diese jungen Leute, denen meist noch die Übung fehlt, Wünsche und Begierden zu zügeln und die Ausgaben ihren Verhältnissen anzupassen, die dazu durchweg nur über unbedeutendes Taschengeld verfügen, der Versuchung viel leichter erliegen als ältere Leute mit gereiften und gefestigten Anschauungen und — auskömmlichem Gehalt. Denn mit besonderem Recht besteht das Sprichwort „Gelegenheit macht Diebe“ wohl dort, wo die Gelegenheit von dem Mangel unterstützt wird, bei unseren jungen Leuten dem Mangel an Mitteln, es den älteren Genossen gleichzutun.

Sollte nicht ein Teil der bedauernswert zahlreichen großen Unterschlagungen mit der dem jungen Mann zur Zeit der Charakter-

bildung gebotenen Gelegenheit zu kleinen Unterschlagungen im Zusammenhang stehen?

Bi

*

Habe ich Talent?

Die Frage fängt nachgerade an, ein Kulturverhängnis zu werden. Es war ja gewiß eine schreckliche Zeit, als sie alle häkelten und strickten. Es war noch schlimmer, als dann in rascher Folge die Moden der tönenden und der übelriechenden Hausmacherkunst, Klavierpest und Holzbrandseuche, die Welt, in der man sich langweilt, heimsuchten. Aber das alles war noch nicht gemeingefährlich. Es blieb in seinen Wonnen und Leiden in den engsten Grenzen der Häuslichkeit. Heute aber marschiert der Dilettantismus heldisch mitten in die hohe Kunst hinein und — ist Existenzfrage.

Früher war normal, gesund und talentvoll ein ziemlich zusammenhängender Begriff. Heute geheimnist man in das Wort „Talent“ so etwas wie Genie hinein. Die talentvolle Tochter ist der Mittelpunkt der Familie. Hier ist der Altar, wo der letzte Rest des Vermögens geopfert wird. Früher hungerte man sich mit den Töchtern durch, um den Sohn studieren zu lassen. Heute muß mancher Sohn in die Kaufmannsbranche springen, weil die Schwester „Talent“ hat.

Das Talent besteht lediglich darin, den gläubigen Eltern, Tanten, Onkels ihr Geld abzunehmen. Die Dichterin gibt im Kommissionsverlag ihre Werke heraus, die Sängerin arrangiert selbstbezahlte Konzerte, die Malerin geht jedes Jahr in eine andre Malschule. Es gibt Malerinnen, die das zwanzig Jahre fortsetzen. Hat jemand einmal den naiven Mut zu fragen, wann die Ausbildung ein Ende nehme, erhält man die etwas spitze Antwort: In der Kunst lernt man nie aus.

Aber dieses Lernen bewegt sich in den trostlosesten Selbstzweifeln. Und die entsetzliche Frage: habe ich Talent? steht als Schreckgespenst über all diesen verfehlten Existenzen. Die Malerin besinnt sich keinen Augenblick, den Dienstmann, der ihr die Bilderkisten zunagelt, zu fragen, ob sie Talent habe; die Dichterin trägt sich in ihrem gesamten Bekanntenkreis mit ihren Gedichten herum, ob man sie für druckreif halte usw. Talent! — Was ist denn das eigentlich? Fähigkeit. Muß man es wirklich einmal als Neuigkeit vortragen, daß jeder normale Mensch die Fähigkeit des Schreibens und Zeichnens besitzt? Es gibt allerdings Naturvölker, die das Schreiben für Zauberei halten; aber in den zivilisierten Ländern weiß man längst, und fordert es daher auch, daß jeder Mensch schreiben könne; nicht bloß recht schreiben, sondern auch stilistisch möglich! Soll man nun wirklich noch fragen, ob ein gut geschriebener Brief oder Aufsatz — wie ihn mit einiger Übung jeder Mensch zu schreiben lernen kann! — nicht höher steht als ein schlechtes Gedicht?

Auch Zeichnen und Malen kann jeder Mensch lernen. Der Zeichenunterricht ist ja auch obligatorisch eingeführt. Jeder Mensch kann es bei einiger Übung im Zeichnen und Malen zu einer gewissen Fertigkeit bringen; darin liegt eben gerade die Gefahr. Man wittert ein besonderes Talent, wo es sich lediglich um die Weckung von Fähigkeiten handelt, die in jedem stecken; Fähigkeiten, die, richtig entwickelt, ganz gut ihr Teil zur Vervollkommnung des Menschen beitragen, aber durchaus nicht genügen, einen Beruf darauf zu gründen. Man kann unsrer gebildeten weiblichen Jugend heutzutage gar nicht genug von der Kunst abraten, und zwar ausnahmslos allen denen, die mit der stupiden Frage: habe ich Talent? anrücken. Wer glaubt, daß er Künstler wird, bleibe weit davon. Man wird nicht Künstler, man ist es oder ist es nicht. So wenig als ein gesunder Mensch die Leute fragen wird: bin ich gesund? so wenig fragt ein wirklicher Künstler, ob er einer ist. Und dabei gibt es so viele Berufe, zu denen kein sogenanntes „Talent“ gehört und die, richtig ausgeübt, weit mehr Befriedigung gewähren, als dieses elende Talmikünstlertum. Ach, meine Damen, greifen Sie doch ruhig zu!

Civis.

*

Organisierte Kunst

Ein Blick von der andern Seite. Gelegentlich der Erkrankung Gustav Mahlers, die zu seinem Tode geführt hat, schrieb ein deutscher Künstler an die „B. Z. am Mittag": „Es ist bekannt, daß Gustav Mahler herzleidend ist, es ist aber gewiß nicht bekannt, welche Umstände diese Krankheit verursacht oder doch zumindest entwickelt und verschlimmert haben. Der Europäer liest in seinen Journalen gewöhnlich nur von den künstlerischen und materiellen Erfolgen, die seine berühmten Landsleute in Amerika einheimsen; er erfährt aber selten oder nie von den Unannehmlichkeiten, Mißhelligkeiten, ja schweren Demütigungen, denen die fremden Künstler drüben ausgesetzt sind. Die amerikanischen Musiker sind alle Mitglieder einer Union, die so mächtig ist, daß der Dirigent, der einen ihm mißliebigen Musiker entlassen wollte, sich im nächsten Moment ohne ein einziges Orchestermitglied sehen würde, falls die Union findet, daß die Entlassung ungerechtfertigt ist. Daß man hierbei den Ausländer fühlen läßt, daß sich „freie Amerikaner" nicht kommandieren lassen, ist wohl selbstverständlich. Das interessanteste Moment dabei ist, daß diese Musiker-Union, die sich zumeist aus Musik-Handwerkern zusammensetzt, fast ausschließlich aus — Deutschen besteht, die jeden unabhängigen Musiker, der sich über das Handwerker-Niveau erhebt, mit den ausgesuchtesten Schikanen verfolgt. Würde sich aber irgend ein Modus herstellen lassen, um Streikbrecher für das den Dienst versagende Orchester einzusetzen, so könnte es passieren, daß der mit der Musiker-Union indirekt alliierte Verband der Bühnenarbeiter seine Arbeit einstellt (wenn es sich zum Beispiel um Opernaufführungen handelt). Wird irgendwie für die Bühnenarbeiter Ersatz gefunden, so ist es weiter möglich, daß die Eisenbahnarbeiter sich weigern, einen Zug abfahren zu lassen, oder die Bühnenrequisiten und Kulissen einzuwaggonieren (wenn es sich um eine Konzert- oder Operntournee handelt)."

Die weitere Aufzählung der persönlichen Demütigungen, denen der deutsche Künstler drüben ausgesetzt ist, wollen wir hier auslassen. Die deutschen Künstler brauchen ja nicht hinüber zu gehn.

Dagegen sind die Begleit-, nein Folgeerscheinungen der Übertragung der allgemeinen Organisationserscheinungen auf künstlerische Gebiete um so wertvoller, als wir ja auch in Deutschland ähnliche Bestrebungen haben. Es liegt in der Natur dieser Berufsorganisationen, daß sie nach einer möglichst großen Mitgliederzahl streben. Sie sehen also nicht auf die Qualität der Arbeitsleistung, sondern auf die Quantität der Arbeitnehmer. Wo soll da aber die Kunst hinkommen? Die Kunst braucht doch eben die Qualität! Gewiß mögen sich auch die Orchestermusiker, Chormitglieder und Schauspieler organisieren, um gegen Übergriffe der Arbeitgeber gesichert zu sein. Aber es müssen dann Wege gefunden werden, auf daß nicht die schlechte Leistung geschützt wird zum Unheil der Kunst. o.

*

1096 Konzerte!

Der Berl. Lok.-Anz. bringt folgende Konzertstatistik: „In Berlin wurden in der Konzertsaison 1910/11 1096 Konzerte veranstaltet. Da die Saison vom 26. September bis 10. Mai währte, also 13 ganz konzertfreie Tage abgerechnet, 213 Konzerttage umfaßte, so kommen auf den Tag durchschnittlich 5 bis 6 Konzerte. Der stärkste Konzertmonat war der November mit 205 Konzerten, dann folgt der Januar mit 173, der März mit 170, der Februar mit 158 und der Oktober mit 147 Konzerten. Das größte Kontingent stellten die Sänger und Sängerinnen, die fast ein Drittel der ganzen Summe, 328, erreicht haben. Daran reihen sich die Klavierspieler mit 240 Konzerten. In nächster Reihe stehen die orchestralen Darbietungen mit 173 an der Zahl, darunter 17 selbständige Dirigentenkonzerte. Sehr erfreulich ist die verhältnismäßig bedeutende Anzahl der 125 Kammermusikabende. Weiter wurden 100 Chorkonzerte, 64 Solo-

violinistenabende, 15 Violoncellabende, 12 Kompositionskonzerte und 12 Orgelabende veranstaltet. Sehr interessant ist dabei ein Blick auf Wien und München, die doch auch wichtige Musikzentren sind. Diese beiden Städte, Wien mit 439 und München mit 374 Konzerten erreichen zusammengenommen nicht die Anzahl der in Berlin gebotenen musikalischen Darbietungen." —

Der Schluß fällt in die übliche Berliner Protzerei, die auch ein Besonderes daran sieht, die größten Warenhäuser für Essen und Trinken zu besitzen. Denn in der geringeren Zahl der Konzerte liegt doch eher ein Zeichen für gesundere Musikverhältnisse. In rein musikalischer Hinsicht fällt bei der Statistik die Eintönigkeit unseres Musiklebens auf. Außer Klavier und Geige kommt nur noch etwas Cello, sonst keines der Instrumente solistisch zu Gehör. Das war früher ganz anders. Freilich wäre es kaum angebracht, einen ganzen Abend mit solistischen Vorführungen, etwa von Blasinstrumenten, anzufüllen; aber eine bunter zusammengestellte Vortragsfolge wäre für die Aufnahmefähigkeit der Hörer ein Glück und würde einer Fülle schöner Literatur, die jetzt in den Archiven modert, zum Leben verhelfen. — Die hohe Zahl der Kammermusikabende ist so lange nicht erfreulich, als z. B. eine so ausgezeichnete Vereinigung wie das Brüsseler Streichquartett, das seit mehr als einem Jahrzehnt in Berlin regelmäßig konzertiert, nicht so viele zahlende Hörer findet, um die Kosten decken zu können. — Auch die berühmtesten Solisten wissen davon ein Lied zu singen. Der Meistergeiger Henri Marteau hat im letzten Winter in sechs Konzerten mit Orchester einen einzigartigen Überblick über die gesamte Violinliteratur gegeben. Er mußte vor halbleeren Bänken spielen. Wer also von der hohen Zahl der 1096 Konzerte auf eine wirklich tiefe Musikliebe der Berliner schließt, befindet sich in einem betrübenden Irrtum.

Lehrreiche Schlüsse sind aus dieser Statistik in sozialer und ökonomischer Hinsicht zu ziehen. Vorausgeschickt sei, daß in der oben genannten Zahl natürlich nur die von den sogenannten Konzertdirektionen „betreuten" Veranstaltungen inbegriffen sind, nicht Veranstaltungen wie z. B. die populären Konzerte des philharmonischen Orchesters und dergleichen. Man erinnert sich vielleicht, daß bei den Protestversammlungen gegen die Lustbarkeitssteuer Siegfried Ochs mitteilte, daß nur bei 8 % der Berliner Konzerte die Konzertgeber nicht zusetzen. Es sind in der Statistik für die drei Städte Berlin, Wien und München 1900 derartige Konzerte herausgerechnet; nimmt man Leipzig, Dresden, Hamburg, Köln und Frankfurt dazu, so ist eine Gesamtzahl von 3000 solcher Konzertdirektionskonzerte eher zu niedrig. Niedrig bemessen sind auch die Kosten für solche Konzerte mit durchschnittlich 500 ℳ (Konzerte mit Orchester kosten 2000 ℳ und mehr). Das macht also anderthalb Millionen, und wenn man den Gewinn auch noch so günstig rechnet, wenigstens eine Million Mark, die die Konzertkünstler opfern, um überhaupt zu Gehör kommen zu können. Davon ist wenigstens ein Fünftel geradezu ein Blutgeld. Denn wenigstens der fünfte Teil dieser Konzerte wird veranstaltet, um auf Grund der Kritiken sich Schüler werben zu können. Diese Konzerte und damit die meist sauer verdienten Opfer dafür würden in demselben Augenblick wegfallen, in dem der Staat eine Musiklehrerprüfung einrichten würde, die auch für die Sache viel wertvoller wäre, als es jemals ein Konzert sein kann.

Dann bleibt noch ein Punkt. Es ist sehr niedrig veranschlagt, wenn man den Gewinn der Konzertdirektionen an den Konzerten mit durchschnittlich 100 ℳ annimmt. Das sind 300 000 ℳ; dazu kommt noch fast ebensoviel für die Besorgung der Solisten usw. zu allen den zahllosen Veranstaltungen an kleineren Orten (Oratorienaufführungen, Vereinskonzerte und dergleichen). Ist es nun nicht eine Schande, daß man diese Summe nicht wieder der Gemeinsamkeit zuführt? Eine Genossenschaft konzertierender Künstler könnte alles dieses Geschäftliche ebensogut besorgen, wie die Konzertagenten, und eine Reihe segensvoller Einrichtungen ließen sich mit den Erträgnissen verwirklichen, die jetzt in

die Taschen gewinnsüchtiger Unternehmer fließen. K. St.

*

Die Welt ist rund

Auch die geistige Welt ist rund und muß sich drehn. Am Schluß des Berichtes, den Hans Rosenhagen im „Tag“ über die internationale Kunstausstellung in Rom veröffentlicht, stehen folgende Sätze: „Menzel, Leibl, Liebermann, Trübner machen in Rom gar keinen Eindruck, weil das, was sie malen, den Italiener nicht interessiert und das Wie ihn kalt läßt. Das Bild, vor dem allein sich größere Gruppen italienischer Besucher sammeln, ist Albert v. Kellers ‚Auferweckung‘. Der Inhalt der Darstellung fesselt die Menge, und die treffliche Farbe und Malerei wird bewundert. Sollte diese Tatsache nicht zu denken geben? Was nützt den Malern alles Können und alle Geschicklichkeit, wenn sie nichts anderes damit zu sagen wissen als das Alltägliche? Auch in der Kunst heißt's: Es ist der Geist, der sich den Körper bildet, und so sollten die Maler einmal versuchen, dem drohenden Verfall der gemachten Errungenschaften mit ihm zu begegnen.“

Das ist sehr schön. Ich entsinne mich, daß zur Zeit der schönsten Böcklinhetze an gleicher Stelle aus der gleichen Feder ein Artikel über eine Ausstellung in Weimar stand, in dem die „inhaltlosen“ Bilder französischer Impressionisten gegen Böcklins Phantasiekunst ausgespielt wurden.

In der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ untersucht der derzeitige Häuptling der Sezession, Louis Corinth, den Wert des Nationalen für die Kunst und erklärt etliche Franzosen aus den Kräften, aber auch den Grenzen ihrer Heimat. Eben darum könnten sie auch uns nicht das sein, was sie ihren Landsleuten bedeuten.

Also auch da ein Bekehrter. Freilich auch die andern fehlen nicht. Gegen den „Protest deutscher Künstler“ erscheinen in Fülle Gegenproteste, die sich in Katzbuckelei gegen Frankreich nicht genug tun können. Das gehört zum Teil ins Kapitel vom deutschen Nationalstolz. Doch trösten wir uns. Die Welt ist rund und muß sich drehn. Auch die Gegenprotestler werden also wohl noch einmal auf — die Füße zu stehn kommen. S.

*

Moderne Heldenverehrung

Der Kultus, den der „süße Pöbel“, der sich aber keineswegs bloß aus den sogenannten unteren „Ständen“ rekrutiert, mit seinen Lieblingen treibt, findet eine grelle Beleuchtung in zwei Ereignissen, die der Berliner Lokal-Anzeiger berichtet. Ein Privattelegramm — natürlich! — meldet aus Trier, daß für die bei der Verhaftung des zum Tode verurteilten Rennfahrers Breuer vorgefundenen Sachen „Liebhaberpreise“ bezahlt wurden, so daß das Zigarettenetui, die Uhr und ein paar Ringe 1223 Mark ergaben. —

Bei der Beerdigung des verunglückten Rennfahrers Theile auf dem Wilmersdorfer Friedhof feierte die Schaugier des Publikums geradezu Orgien. „Die Beisetzung war auf 2 Uhr angesetzt, aber bereits um ½2 Uhr mußte der Friedhof polizeilich geschlossen werden, da der Andrang zu groß war. Trotzdem waren die kleine Friedhofskapelle sowie ihr Eingang derart überfüllt, daß es der größten Mühe von seiten der Kirchhofsverwaltung bedurfte, um der Mutter und den nächsten Angehörigen des Verstorbenen den Eingang zur Kapelle frei zu machen. Viele von den Angehörigen mußten überhaupt während der Predigt draußen warten, während in der Kapelle gänzlich Unbeteiligte sich auf den für die Leidtragenden reservierten Stühlen breitmachten. Als der Sarg zur Gruft gebracht wurde, spielten sich ähnliche Szenen ab. Die Zuschauer rannten in wilder Hast voraus, um sich einen ‚guten Platz‘ zu sichern; bei dem Wettlauf wurden weder die gärtnerischen Anlagen noch die anderen Grabstellen geschont. Als der Trauerzug dort ankam, machte es große Schwierigkeiten, den nötigen Platz für die Träger und die Angehörigen zu schaffen. Den Kranzdeputationen war es einfach unmöglich, in dem Gedränge die Kränze am Grabe niederzulegen. Das Benehmen des Publikums machte einen äußerst peinlichen

Eindruck. Man hatte nicht das Gefühl, an einer Beerdigung teilzunehmen, sondern eher an einer öffentlichen Schaustellung. In der Hauptsache zeichneten sich hier die Frauen aus, die vom Teufel der Schaugier förmlich besessen waren."

Der Lok.-Anz. veröffentlicht diese Schilderung in einer seiner predigthaften Sonntagsplaudereien. Er sieht in alledem Roheitskeime und meint: „Im Kampfe wider die Bestie im Menschen gilt es, die leisesten Anfänge ihrer Betätigung im Keime zu ersticken." — Soll man nun über eine solche Spiegelfechterei lachen oder dreinschlagen? Wer anders züchtet denn mit allen Mitteln die Schaugier und Sensationssucht des Publikums groß, wenn nicht die Blätter vom Schlage des „Lok.-Anz."?! Wer führt ferner die Instinkte des Publikums so sehr in die Irre, als diese Blätter, die den Begriff der Berühmtheit des Tages durch Wort und Bild auf Verbrecher, Kokotten und Hochstapler ausdehnen?! o.

*

Reklame ist Trumpf

Die Verplakatierung — das abscheuliche Wort entspricht der Sache — der Welt macht reißende Fortschritte. Daß man in der Bahn nicht mehr weiß, wo man die Augen hinlenken soll, sind wir bereits gewohnt. Daß man auf den Schreibpulten der Post die Augen nicht mehr von der zu beschreibenden Postkarte weglenken darf, um nicht in ganz andere Vorstellungskreise gerissen zu werden, finden wir bereits in der Ordnung. Jede freie Hauswand, jeder Bretterzaun ist bemalt oder beklebt. In den Theatern füllen die Scheinwerfer mit Reklamen die Pausen; auf den Theaterzetteln muß man das Personenverzeichnis sich mühselig aus den Anzeigen zusammenklauben. Bei Nacht schwirren verwirrend die grellen Lichtreklamen, und wendest du Hilfe suchend dein müdes Auge gegen den Himmel, schwimmt da oben das Reklameluftschiff herum. Jetzt hat der Magistrat von Berlin einer Gesellschaft das Recht zur Ausnutzung der Bäume für Reklamezwecke überlassen. Es soll zwar nicht, wie seinerzeit bei den Laternenstangen, eine Manschette um den Baum gelegt werden, auf der irgend eine Firma ihre Waren anpreist, sondern es wird ein ganz neues System in Anwendung kommen. Die Bäume werden mit ungefähr mannshohen schmiedeisernen Gittern umgeben werden, an denen sich Vorrichtungen zur Aufnahme von Reklamen befinden werden. Die Reklamen werden auf Emailletafeln in recht bunter Ausführung angebracht werden, um, wie begreiflich, möglichst aufzufallen.

So weiß man doch endlich, wozu die Bäume in den Straßen stehen, und es wird auf diese Weise erreicht, daß sie nicht mehr bloß als Verkehrshindernisse ein unberechtigtes Dasein führen. Nun bleiben noch die Menschen. Wozu haben diese eine bisweilen geradezu herausfordernd ausgebildete Rückwand und Sitzfläche? Man stelle diese in der Regel recht langweilige Gegend in den Dienst der Öffentlichkeit, hänge bunte Reklameplakate daran und schaffe auf diese Weise edle Farbigkeit in die Welt! x.

*

Die grobe Fahrlässigkeit

Zu Köln ereignete sich kürzlich folgende Aventüre: Ein junges Ehepaar, das eine Wohnung mietete, wurde von dem Hausherrn veranlaßt, folgenden Vertrag zu unterschreiben:

„Mieter versichern, daß sie keine eigenen Kinder haben und auch künftig solche nicht halten wollen; im Falle der Zuwiderhandlung gegen diese Vertragsbestimmung soll der Vermieter nicht nur berechtigt sein, von dem Vertrag zurückzutreten, sondern die Mieter sollen auch eine Vertragsstrafe in der Höhe von 1000 ℳ an den Vermieter zu zahlen haben."

Also geschehen im „Jahrhundert des Kindes". Als nun bald darauf Gevatter Storch, den Vertrag ignorierend, seinen Besuch abstattete und die glückliche Mutter das bekannte quietschende kleine „Etwas", das

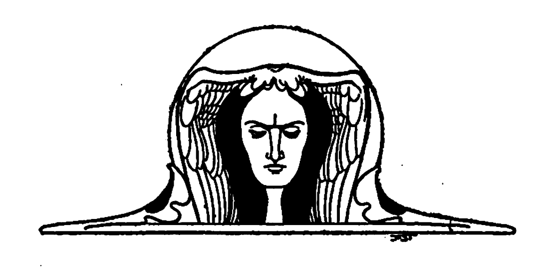
Aristoteles als „ein zur Welt gekommenes Mögliches“ bezeichnet, im Arm wiegte, erschien auch flugs der Hausherr und wollte seine 1000 ℳ einstreichen. Die Sache kam vor Gericht, der noble Hausherr bezeichnete den Vertragsbruch als „grobe Fahrlässigkeit“ und bestand auf seinem Schein. Das Gericht war aber doch andrer Ansicht und wies die Klage ab.

Civis.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“** des **„Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. **Eine** frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist, Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

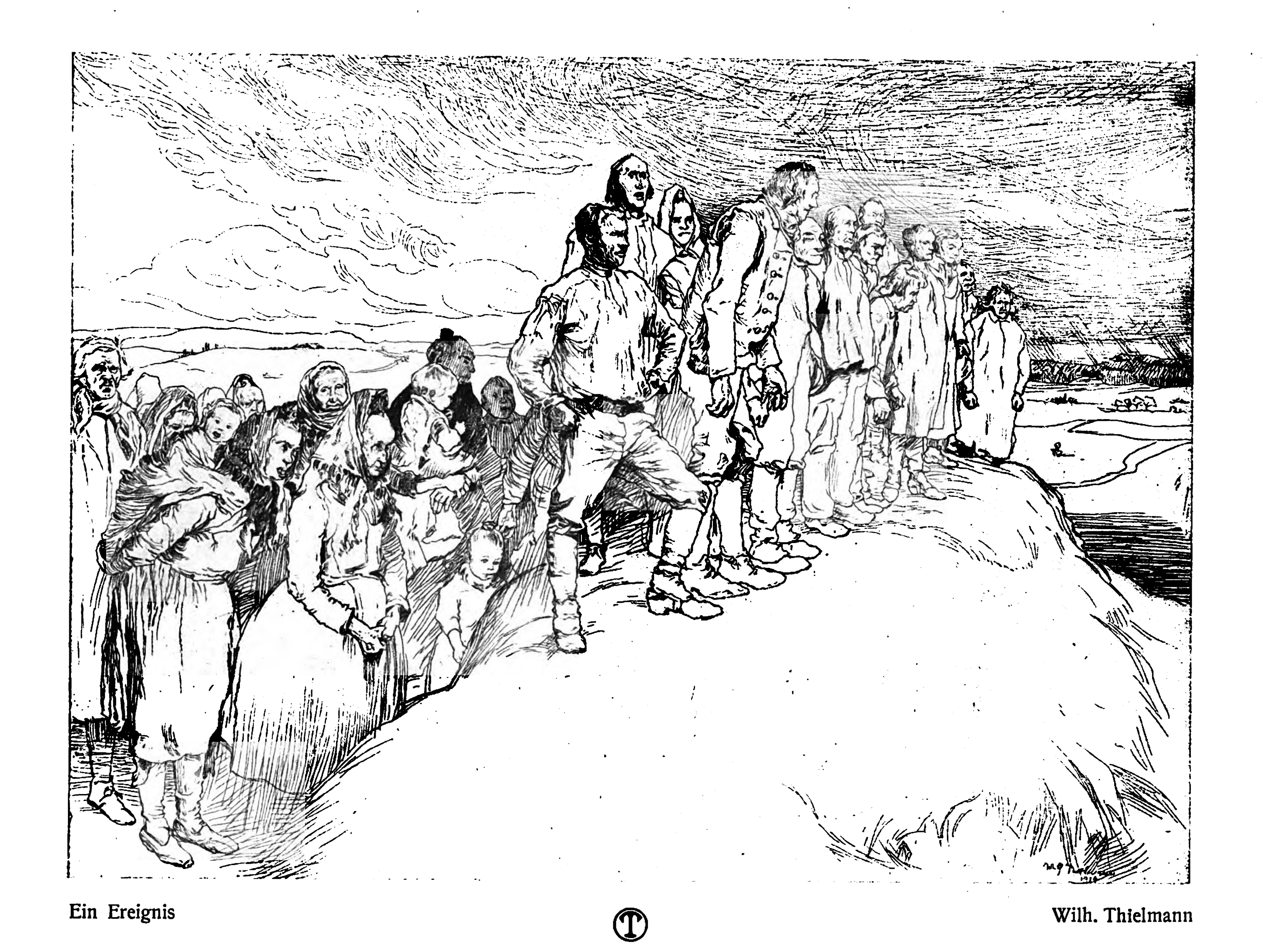


Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Trauernde Frauen



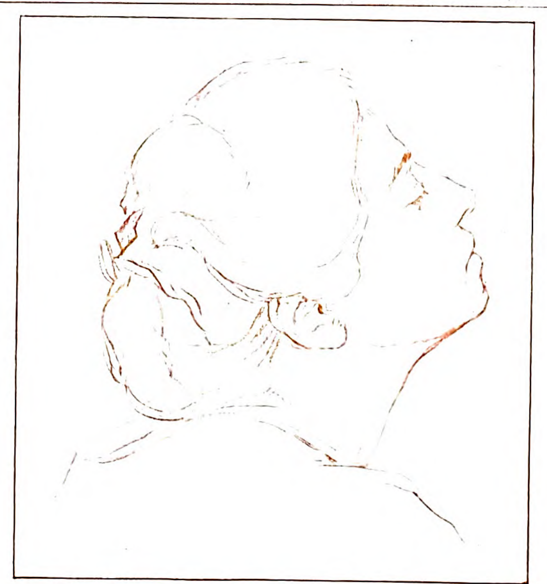
Wilh. Thielmann



Ein Ereignis — Wilh. Thielmann



Im Wirtshaus — Wilh. Thielmann



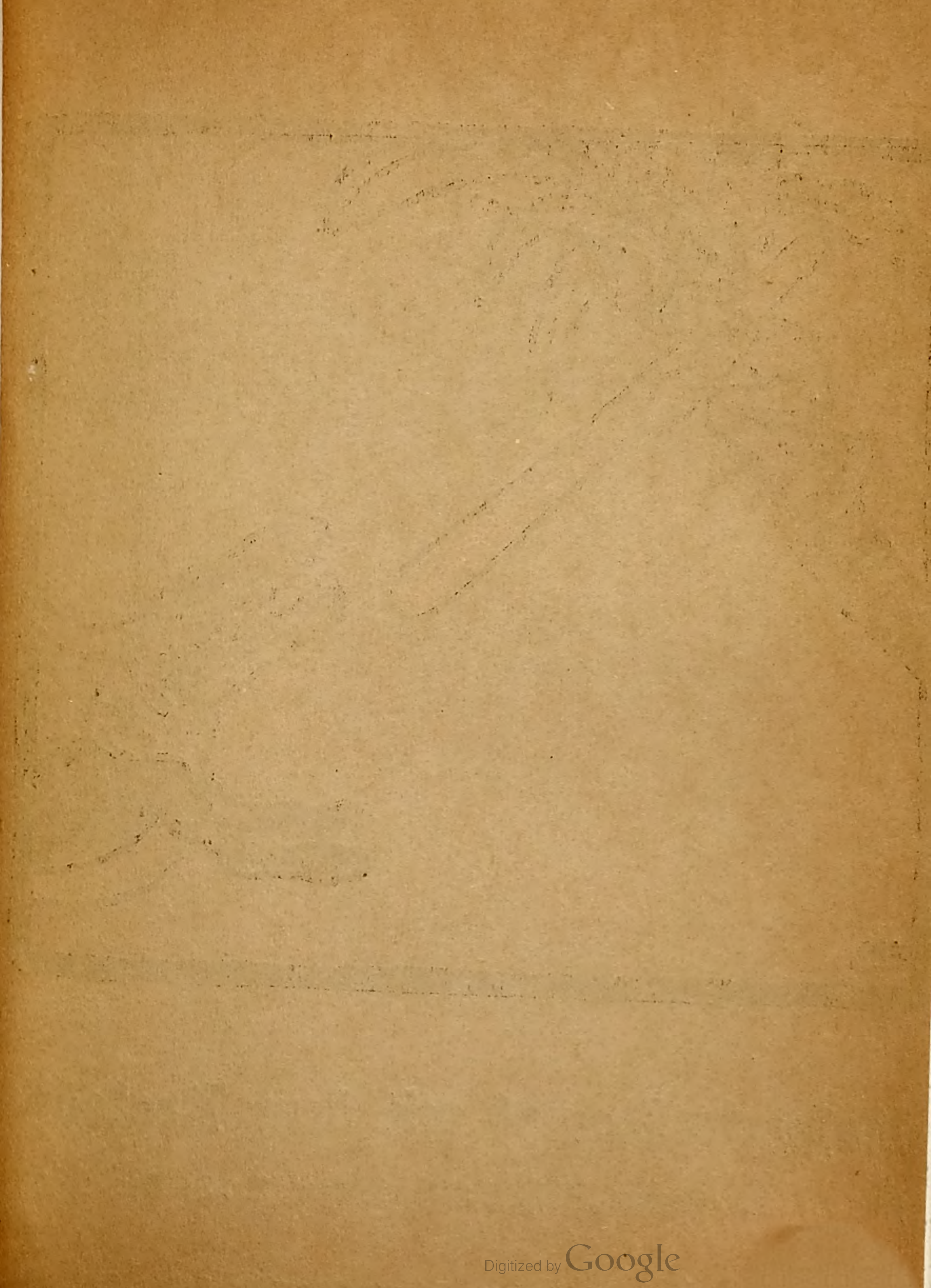


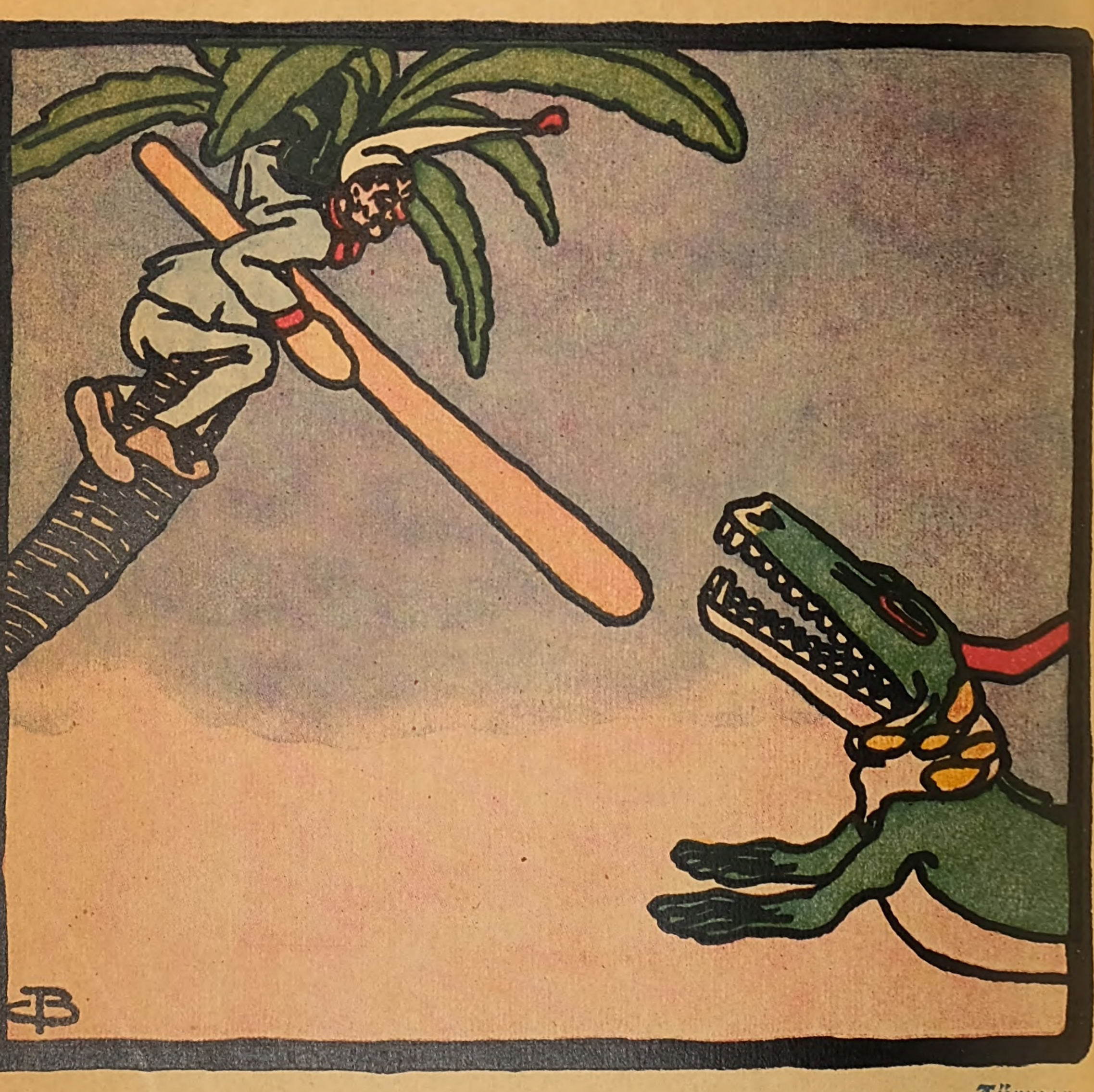
Studien — Wilh. Thielmann

Studien



Wilh. Thielmann





Türmer

Kasperls Kampf mit dem Krokodil

Aus Boecklin-Bonus „Kasperl Bilderbücher" Nr. 3: Der Schatz

Mit Genehmigung des Verlages Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.



XIII. Jahrg. August 1911 Heft 11

Nervosität und Geistesleben

Von Else Hasse

Hippolyte Taine hat den modernen Menschen einmal als einen „ruhelosen und feurigen Kranken" bezeichnet — eine Charakteristik, die uns nachdenklich stimmen darf. Denn in der Tat: um gewisse Erscheinungen im geistigen Leben unsrer Zeit zu begreifen und mit gesunder Nüchternheit zu beurteilen, muß man etwas wissen von seelischen Hemmungen, Störungen, Überspannungen, muß man die Wirkungen der inneren Unausgeglichenheit und Überbeweglichkeit kennen und nicht nur Psychologe, sondern auch ein wenig Psychiater sein.

Die Linie, die gesunde und krankhafte Zustände scheidet, ist im Zeitalter der Nervosität fast unerkennbar fein geworden. Darin liegt eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Wer nicht mit feiner Fühlung für das unzweifelhaft Gesunde und Lebensvolle begabt ist und über einen unbeirrbaren, im Unbewußten sicher eingebetteten Instinkt verfügt, der wird die Trennungslinie zwischen gesund und krank nicht finden können. Hier das Unterscheiden verlernen, heißt aber so viel als die Richtung verlieren und den Fortschritt hemmen. Und das Unterscheiden wird um so schwieriger, je inniger und vollständiger sich im einzelnen Menschen Gesundes und Krankhaftes durchdringt und mischt. Die leichteren Grade dieser unglücklichen Mischungen sind äußerst zahlreich, und grade darum fällt es selten jemandem ein, seinen Witz an ihnen zu üben und eine Diagnose zu machen. Man nimmt sie hin als etwas Nor-

males. Nur wer Gelegenheit hatte, auf dem Gebiet psychischer Störungen etwas zu sehen und zu beobachten, oder wer durch sich selbst oder nahestehende Menschen gelitten hat, dem schärft sich der Blick für die feinsten Spielarten der nervösen und geistigen Überreizung.

Den besten Aufschluß über das, was an uns selbst und im geistigen Leben der Zeit als Entkräftung und Angekränkeltsein zu betrachten ist, gibt uns die Psychologie des Neurasthenikers. Denn in ihm vergrößern und vergröbern sich die Züge des Krankhaften. Er, das unglückselige Vorbild eines Menschen, der nicht leben und nicht sterben kann und oftmals doch den Schein völliger Gesundheit auf den Wangen trägt, wandelt mitten unter uns und beteiligt jeden Nahestehenden an der Tragödie seines Schicksals. Häufig mit großen Talenten begabt, erfüllt von hochfliegenden Plänen, von Traumbildern ohne rechte Form, Sehnsüchten ohne Ziel, mit einem großen Wollen und rasch erschlaffenden Können, mit einem unruhvollen Herzen, das nach allem begehrt und an nichts sich hängt, stets unbefriedigt, stets erregt, ein Spielball der Furcht und Laune, mit fieberhaft beweglichem, aber befangenem Geist, manchmal von heller Einsicht in seine Lage, mit überklarem Bewußtsein sich und andere bewachend und belauernd und doch ohne tiefere Kenntnis der Quellen seiner Unlust —: das ist der Mensch, den die Rastlosigkeitskrankheit, vulgo Nervosität, gepackt und bereits geschwächt hat.

Es verlohnt sich, die einzelnen Erscheinungen am Charakter des Neurasthenikers und ihre Ursachen und Folgen etwas näher zu betrachten. Denn viel weiter, als es den Anschein hat, greift sein Geistesleben über auf das Tätigkeitsgebiet der gesunden Seelen, und nichts wirkt so ansteckend als seine intellektuelle Nervosität.

Die Ursachen dieser Krankheit sind bekanntlich sehr verschiedenartig. Moritz v. Schwind schreibt einmal in seiner drolligen Weise an Eduard Mörike: „Daß bei Ihrer guten Frau auch noch eine Nervenwirtschaft sich etabliert hat, ist noch vollends das Ärgste. Davon weiß ich auch ein Lied zu singen ... Wir arbeiten alle zuviel und haben zuwenig Freude. Da kommt das Ding her. Bei mir wird's mit den Jahren besser. Nur verschluckten Ärger kann ich nicht vertragen." Ob die nervösen Störungen nun in erblicher Anlage ihren Ursprung haben, ob sie durch Überarbeitung, durch überreiztes Empfinden oder durch ausschweifendes Leben erworben wurden, ob sie verursacht sind durch aufgeregte Behandlung in der Kinderzeit und eine ängstliche und schwermütige Gemütsanlage oder durch Mangel an Disziplin und Selbstzucht, schrankenlosen Egoismus, Argwohn und Ärger, Hypochondrie — immer äußert sich die Neurasthenie zunächst in einer übergroßen Erregbarkeit und Empfindlichkeit, die mit einer Schwächung des Willens Hand in Hand geht.

Die zu starke Eindrucksfähigkeit, das überwache Bewußtsein ist der erste Schritt zu dieser Krankheit. Und diesen Schritt macht ahnungslos jeder, der sein Verstandesleben einseitig und überwiegend ausbildet. Durch das Verstandesleben wird unsre Bewußtheit verstärkt, denn nur im Lichtkreis des Bewußtseins vollzieht sich das verstandesmäßige Denken; dort wo es dunkler wird, an den Grenzen und im Bereich des Unbewußten, verliert der Verstand seine Kraft. Er ist unser kritisches, zersetzendes Vermögen

und beraubt uns leicht der Einheitlichkeit, Ursprünglichkeit und Ruhe. Opposition, Loslösung vom Vergangenen, Selbstherrlichkeit gehört zu seinem Wesen, wodurch wir in Spannung und Ungewißheit versetzt werden. Das Verstandesauge blickt hauptsächlich nach außen: daher auch die anwachsende Bedeutung der Außenwelt für den modernen Menschen, die Aufmerksamkeit für Äußerlichkeiten und die dementsprechende Zunahme der auf die Sinnessphäre einstürmenden Reize, welche überwiegend bewußt aufgefaßt werden.

Diese Bewußtseinshelligkeit, welcher das Verstandesleben Vorschub leistet, ist aber eben ein Erregungszustand: sie befördert die Nervosität und wird durch diese zugleich hervorgerufen. So viele Nervenzentren haben sich beim nervösen Menschen verselbständigt, jeder Nerv hat gleichsam eine Stimme zum Mitreden bekommen, so viele Empfindungen, die sonst unter der Schwelle des Bewußtseins hinwegglitten, gelangen als Bewußtseinstatsachen ans Licht. Der Nervöse bemerkt tausend Dinge, die dem Gesunden entgehen; der ganze Tumult der Welt draußen stürmt auf seine schutzlosen Nerven ein, und so gerät er in einen Zustand des förmlichen Verfolgtseins von Eindrücken, die von innen und außen kommen. Der Begehrliche ist immer in der Gewalt seiner Gelüste, der Gewissenhafte immer in der Gewalt von tausend Verpflichtungen, die ihm ihr „Du sollst!" ins Ohr schreien, ihn hierhin und dorthin zerren, ohne daß er ihnen genügen kann. Ich hörte einen Neurastheniker sagen, er könne sich denken, wie einem von Furien Verfolgten zumute sein müsse. Die wirbelnde Fülle der Gedanken, Reize, Gelüste und Wünsche überwältigt ihn, er kann dem rasenden Gedankentanz nicht entgehen, sein Intellekt ist wie eine fiebernde Welt für sich, die sich von der Willenssphäre abgetrennt hat, von dort aus nicht mehr zu regieren ist und den Kranken niemals den Segen der Selbstvergessenheit genießen läßt.

Diesen unerträglichen Zustand herbeizuführen, dazu tragen heute aber alle diejenigen bei, die nach lauter Bewußtheit streben und den größten Teil des unbewußten bzw. halbbewußten Seelenlebens ins bewußte hinüberziehen möchten — um des gesteigerten Lebensgenusses willen! Man hört da den Zustand völliger Bewußtheit als höchstes Entwicklungsstadium des Geistes preisen, aber er ist eine Art von geistiger Schlaflosigkeit, und was er leicht mit sich führt: Selbstgefühl, Selbstbeobachtung, Selbstzerfaserung, das zehrt an der Nervenkraft. Der Gesunde hat nicht fortwährend bewußte Empfindungen; seine Gefühle sind ihm nur unbewußt gegenwärtig als eine wohlige Wärmeempfindung. Überfüllung und Überanstrengung des Bewußtseins muß dagegen erschlaffend wirken. Warum z. B. wird es gesunden, schöpferischen Menschen schwerer, sich lernend, aufnehmend zu verhalten? warum fällt ihnen das Schaffen leichter? — weil das Schaffen etwas minder Bewußtes ist als das Lernen, wie denn überhaupt zum Schaffen ein gesunder Grundstock von unbewußten Kräften gehört. Sobald der Sucht nachgegeben wird, jede Regung gleichsam elektrisch zu bestrahlen, jede Empfindung mit Verstandesfragen zu bestürmen, sie zu zergliedern und zu kritisieren — so bald wird die schöpferische Fähigkeit herabgemindert. Wer zu bewußt lebt, hört auf, im höheren Sinne zu leben; er hat nie ein Gefühl aus erster Hand, er kennt nur den Reflex, den Widerhall. Solche Bewußtheit verhindert das volle Er-

wachen der Seele; die Seele macht sich dem Menschen nicht mehr in ihrer Ganzheit, als ungebrochen hervordringende Macht fühlbar; Bewußtheit zerstückelt das Seelenleben, zermürbt alle Regungen und lastet als schwerer Druck auf dem Menschen.

Wer in solcher Lage hätte es nicht als Qual empfunden, wenn das Argusauge des Bewußtseins sich starr auf alles richtet, was aus den Tiefen unsrer Natur an Empfindungen aufsteigt, und wer, wenn diese zudringlich angestarrten Gefühle dann erbleichen, erschreckt zurückweichen, schwanken und in sich zusammensinken, hätte da nicht schon gewünscht, daß aus den untersten Gründen seines Wesens einmal ein Gefühlssturm hervorbrechen möchte, vor dessen Gewalt das Bewußtseinsauge sich schließen müßte? Das ist's aber eben: durch die Gewohnheit des Objektivierens wird die Kraft des Empfindens geschwächt und die Sphäre des Unbewußten unterwühlt, Widersprüche bilden sich aus zwischen den verschiednen Seiten unsres Wesens, und wir verfallen der Pein der Zerrissenheit. Denn immer ist der bewußte Mensch in eine ängstlich oder gewissenhaft, argwöhnisch oder eitel zuschauende und in eine fühlende und handelnde Person zu zerspalten. Die auseinandergerissenen Seiten seines Wesens betrachten einander mit wohlgefälligem oder feindseligem Staunen, und sobald sie in Streit geraten, pflegt der Verstand sich einzumischen: er findet für alles, was er verteidigen will, schwerwiegende Argumente; oft genug befürwortet er die Forderung der Sinne, widerlegt die Gebote der Pflicht und das geheime Wissen der Instinkte, bis die zerrissene und verwirrte Seele zuletzt dem furchtbaren Leiden erliegt: nicht mehr zu wissen, was wahr und recht ist, nicht mehr zu wissen, wohin sie sich wenden soll!

„Ich bin alles, was nicht aus noch ein weiß", klagt Nietzsche, der als Nerven- und Intellektmensch par excellence selbst die dunkelsten Gefühle in sein Bewußtsein hinaufgezerrt und zersetzt hat, „neugierig bis zum Laster, Forscher bis zur Grausamkeit." Kein führendes Gefühl, kein richtungweisender Gedanke bleibt mehr übrig — nichts als der Seufzer: „Du hast das Ziel verloren, somit hast du auch den Weg verloren!"

Dieses Unsicherwerden in bezug auf die Lebensrichtung ist eine typische Erfahrung des nervösen Verstandesmenschen, die ihn veranlaßt, sich entweder ängstlich und schutzsuchend an die konventionelle Lebensweise anzuschließen, oder aber im Zickzack von einer Freiheitstheorie zur andern hinüberzuschwanken. Er wird das letztere tun, wenn zur Bewußtseinshelle und inneren Zerrissenheit die kritische Beweglichkeit hinzutritt.

Dem Grade unsrer inneren Zersetzung pflegt unsre Fähigkeit zur Kritik zu entsprechen. Wir sind heute, viel mehr als mit dem Leben selbst, mit Kritik über das Leben beschäftigt. Multatuli hat einmal geäußert: „Kritik — und schlechte! — ist in Geltung vor Tun und Produzieren. Die Gesellschaft hat Ähnlichkeit mit einer Schar Köchinnen, die, anstatt Speisen zu bereiten, Abhandlungen halten über Kochkunst." Als ungesunde Kritik gilt uns Kritik um der Kritik willen, Kritik ohne Respekt für etwas, ohne Pathos, zur bloßen Schaustellung der Verstandesschärfe und Überlegenheit, abstrakte Kritik.

Solch kritischer Geisteszustand ist immer ein leichter Krankheitszustand; die Seele hat dann ihre Gläubigkeit und die Unmittelbarkeit des Empfindens eingebüßt; das Denkorgan, gespannt, erregbar, mißtrauisch und unbeweglich, hat sich das Richteramt über alle inneren und äußeren Vorgänge angemaßt, und der Zweifel gesellt sich gewohnheitsmäßig auch den reinsten und höchsten Gefühlen. Alsdann hat keine Empfindung und Erfahrung, kein Gedanke und keine Überzeugung mehr Zeit, sich in der Seele festzusetzen: die Kritik nagt sogleich daran herum und lockert ihre Wurzeln. Sobald wir aber mit keinem Gedanken mehr innerlich verwachsen können, *verlernen wir das Glauben*. Und es ist doch allein der Glaube, der uns seelenstark und nervenstark macht und uns aufs festeste mit alledem verbindet, *was Wert hat im Leben*; der kritische Intellekt vermag das nicht, und Intellektmenschen entziehen sich gerne durch Skepsis und Zweifel der Verpflichtung, festen Grundsätzen und sittlichen Normen nachzuleben, deren Wert sie nicht mehr deutlich zu empfinden vermögen.

Wer sich auf diese Weise vom Erleben zurückzieht, verliert die *Fühlung für das Lebenerhaltende*. Und dann beginnt das Schwanken und die *Unsicherheit im Urteilen und Unterscheiden*. „La vérité est en nuances" —: wer die „Nuance" nicht finden kann, auf welcher der Ton des Wertes liegen muß, der kann nicht gesund bleiben. Denn es gehört unfehlbar zur Gesundheit, den Wert der Dinge richtig unterscheiden zu können und zu wissen, welchem Gesetz man folgen soll.

Sich vom Gehorsam gegen Normen und Grundsätze entbunden zu wissen, das bedeutet freilich für den nervösen Intellektuellen zunächst eine Befreiung. Denn er kann keinen Druck vertragen; jedes „Du sollst!" und „Du mußt!" lastet entsetzlich auf seinen Nerven; darum will er keine Autorität und widersetzt sich ihr, anarchische Freiheit ist sein Ideal — ein leerer heller Himmel ohne Götter und Sterne! Normen erscheinen ihm als willkürliche Einschränkungen seiner Freiheit, denn weil ihm der Prüfstein des Erlebens fehlt — dieser Stein der Weisen! —, darum erfährt er nicht, daß normiertes Leben so viel bedeutet wie verstandenes Leben, daß Normen Wegweiser sind zu den Quellen der Gesundheit. Nicht einmal diesen Wegweiser mag er über sich dulden und redet von freier Selbstbestimmung, er, dem doch die Selbstverantwortung zu schwer auf den Schultern lastet und den jede tadelnde Kritik seiner Person beschwert. Nietzsche sagt einmal, der höchste Vorzug der Natur sei, daß sie keine Ansichten über uns habe —: der Ausspruch eines Neurasthenikers, dem das Beurteiltwerden zur Qual wird. Darum ist die *Natur* die Göttin der Nervösen — Gott, als das Bild höchster Vollkommenheit, *hat* Ansichten über menschliches Tun und wird darum nicht ertragen. Der Atheismus ist auch oft eine Flucht vor dem erschütternden „Du sollst!"

Wenn aber der Mensch nichts über sich duldet, wenn alle Werte zerstört, alle Normen abgelehnt werden und die festen Richtschnuren für sein Tun ineinanderlaufen und sich verwirren — was führt ihn alsdann? Entweder *Theorien* oder das *Mißtrauen*.

Nervöse Menschen lieben und pflegen die Theorie. Ehe eine Theorie aufgebaut werden kann, muß das Stück Leben, dem man mit Theorien beikommen

will, zersetzt, auseinandergelegt werden. Wenn der Gesunde sich instinktiv der Zerlegung jeder lebendigen Erscheinung in ihre Elemente widersetzt, wenn er dem Aufbau von Elementen zu einem Lebensganzen zujubelt, so will der Nervöse Atome sehen. Es ist das besondre Vergnügen seines Verstandes, alle Dinge in ihre kleinsten und nichtigsten Bestandteile zu zerlegen; er ist es so gewöhnt: sieht und empfindet er sich selbst doch als etwas Zerstückeltes. Dann, wenn alles gehörig zerkleinert ist, mischt er die einzelnen Teilchen und macht einen Homunkulus daraus — eine Theorie. Theorien, weil sie nicht unmittelbar aus dem frischen Leben heraus erzeugt sind und selten einmal eine Lebenswahrheit als festen Kern umschließen, sind darum unbefriedigend und veränderlich; wir verwachsen innerlich nicht mit ihnen und sie lassen unsern Trieb nach Wahrheit und Erkenntnis kaum ein Stündlein ausruhen. Alle die Gleichheitstheorien, die Grundsätze der Herrenmoral, die Vorstellung vom Übermenschen, die Theorien der freien Liebe — alle diese Lebensprogramme ohne Lebensverständnis sind Homunkulusgestalten, lebensfähig nur in der zerbrechlichen Glashülle der Theorie, aus nervöser Unzufriedenheit heraus geboren und Verwirrungen, Zwistigkeiten mit sich führend. Denn da nervöse Menschen die Erzeugnisse und Inhalte ihres Verstandes sehr zu lieben pflegen, so sind sie aufgebracht gegen Andersdenkende und bestreiten heute mit Heftigkeit, was sie morgen vielleicht schon annehmen. Der Nervöse hat ja wenig Beharrungsvermögen und wechselt eine Theorie gegen die andre aus.

Überdies bieten Theorien eine Zuflucht vor der rauhen Wirklichkeit. Dem Nervösen fehlt es an Widerstandskraft; es wird ihm schwer, Ansprüche aufzugeben, Widerwärtigkeiten zu ertragen, Unlustgefühle zu überwinden. Die Furcht vor dem Leiden und Entbehren verfolgt ihn. Daher das Suchen nach Lustgefühlen sowie die übertriebenen Bemühungen, das Leben allerorten ästhetisch zu verzieren und auszupolstern. Alle modernen Ideen vom Zukunftsglück der Menschheit haben eigentlich diesen ästhetischen Charakter und dementsprechende Ideale zur Voraussetzung: man erstrebt die volle Sättigung von Hunger und Liebe, man gibt sich einer unbegrenzten Naturbejahung hin und möchte alle Härten, Entbehrungen, Leiden des Lebens aus der Welt schaffen; die ganze Schönheitsfülle möchte man genießen, alles erraffen, erfassen, auskosten und aus jedem Tage ein Fest machen, weil man die Kehrseite des Lebens nicht ertragen kann, weil zarte Nerven sich vor der Häßlichkeit des Leidens fürchten.

Aber die festliche Lebensstimmung ist gerade dem Nervösen unerschwinglich; er hat keine Heiterkeit, weil er keine Ruhe und Ausgeglichenheit besitzt. Unverhältnismäßig lange schleppt er sich mit seinen Verstimmungen herum, und ist er heftig, so lädt er dieselben ohne Selbstbeherrschung auf fremde Schultern ab und tröstet sich über das Elend der Charakterschwäche wiederum mit Fortschritts- und Entwicklungstheorien —: eine äußerlich veränderte Ordnung, meint er, wird auch für solche Übel wirksame Entkräftungsformeln enthalten!! Nervöse Verstandesmenschen sind immer Weltverbesserer, weil sie in einem Bereich leben, wo die Gedanken leicht beieinander wohnen und der Widerstand der Wirklichkeit kaum gespürt wird. Sie glauben durch ideologische Vorschläge den Fortschritt einleiten zu können und legen alle Kraft in ihre Träume hinein; wodurch sie sich

noch weiter vom Leben entfernen. Ihre Fortschrittshoffnungen aber enthalten, ihnen selber unbewußt, das Eingeständnis ihrer Schwäche: weil sie das Leben in der Gegenwart nicht durch Charakterkraft zu bessern vermögen, darum erwarten sie alles von der Zukunft. Der seelisch gesunde Mensch ist allezeit stärker als die Verhältnisse; er ist nicht so sehr Weltverbesserer als Selbstverbesserer und hat seine charaktervolle Freude an der Selbstbekämpfung und Selbstüberwindung, um sich als innerlich freigewordener Mensch der Gewalt der Verhältnisse entwinden zu können.

Wie nervöse Naturen meist in Begleitung theoretischer Ansichten über Menschen, Welt und Leben erscheinen, so fehlt auch das *Mißtrauen* selten an ihrer Seite — und auch dieses bewirkt eine Absperrung vom echten, starken, tiefen Leben. Mißtrauen — argusäugig und doch blind — tritt dort auf, wo die Instinkte schweigen und die leise, unbewußte Fühlung mit dem Wesen andrer Menschen verloren gegangen ist. Im Mißtrauen beruht die Lebensklugheit derer, die mit dem Herzen nichts mehr begreifen können und auch das Beobachten verlernt haben, weil sie nur *ein* Urteil kennen: das Vorurteil. Sobald sich die Menschen durch Mißtrauen schützen zu müssen glauben, verlieren sie ihre Ruhe und Unbefangenheit; Furchtsamkeit, die überall Gefahren wittert, heftet sich an ihre Fersen; unausgesetzt zehrt der Argwohn an Blut und Nerven, gibt sich jedem zu fühlen und wird mit Abwendung, Kälte, Trotz, Verschlossenheit beantwortet. Mißtrauen ist ein arger Krankheitserreger im Nervenleben und muß auch im sozialen Leben zersetzend wirken. Wo Mißtrauen ist, kann kein *Verständnis* sein. Verständnis kommt aus der Liebe. Um tief in das Wesen von Menschen und Dingen einzudringen, dazu gehören liebebeflügelte Gedanken, und wo diese fehlen, da urteilen wir vielleicht gescheit, aber unwahr, weil der mißtrauische Geist mit dem Spürsinn für das Mangelhafte an die Menschen herantritt. Das Mangelhafte aber liegt stets an der Oberfläche, es ist leicht zu finden und kann niemals der Ausdruck des tiefsten Wesens der Menschen und Dinge sein.

So vergrößern sich denn mit der nervösen Unruhe und Unsicherheit die Entfernungen, Entfremdungen und Schranken zwischen den Menschen. Nervöse Menschen sind schon deshalb gezwungen, sich abzuschließen, weil sie infolge ihrer überreizten Wahrnehmungsfähigkeit viel Fremdgefühle haben und oftmals ein höchst bewegliches *Mitgefühl* besitzen, das ihren kleinen Kraftvorrat vollends aufzehrt. Mitgefühl verlangt einen Überschuß an Kraft. Der Mitfühlende will überall helfen, heben, tragen, erretten. Vom Druck derartig starker Gefühle befreit der Gesunde sich durch die Tat, und sie beschäftigen ihn nur dann ganz tief, wenn sie ihm positive Aufgaben stellen. Der Nervenschwache hingegen befindet sich im Banne seiner Gefühle, die — verworren, stürmisch und zu wenig faßbar — immer auf ihn selbst zurückfallen. Er kann diese Gefühle nicht durch Taten von sich ablösen. Von seiner eignen Ängstlichkeit hingenommen, wie er es ist, werden ihm fremde Sorgen viel zu schwer. Er, dessen Seele nur einen Bruchteil gesunder Leistungsfähigkeit besitzt, wird von starken Gefühlswahrnehmungen, von dem Mitsorgen und Allesbedenken wie von einem Fieber verzehrt. Daß der Nervenmensch Nietzsche im Mitleid seine „letzte Sünde und Gefahr“ erblickte, ist also nur

zu erklärlich. Er fürchtete unbewußt jedes Gefühl, das ihm Kraft kosten könnte. Darum pflegen Neurastheniker sich häufig aus Gefühlsmenschen in Verstandesmenschen umzuwandeln, weil sie sich das liebende Überströmen und Mitfühlen aus Sparsamkeitsrücksichten nicht mehr leisten können. Das einseitige Verstandesleben, wodurch sie sich isolieren, verbraucht zunächst freilich weniger Kraft als das Gefühlsleben, belastet aber eben den Menschen mit dem Druck der Selbstbewußtheit und reizt, erregt, entkräftet grade dadurch seine Nerven.

Ist das Mitgefühl zum Schweigen gebracht, dann tritt an seine Stelle die Gleichgültigkeit. Gelassenheit hilft uns leben, aber Gleichgültigkeit ist eine künstliche Absperrung vom Leben, und ihr zur Seite steht die Selbstsucht. *In solchem Zustand verlernt der Mensch das Lieben.* Und dann ist es schwer für ihn, sein Bestes zusammenzuhalten, wenn es nicht unterstützt, getragen wird von großen und warmen Gefühlen. Durch die Abkühlung aller Gefühle wird der Mensch jeder Einheitlichkeit und tieferen Lebendigkeit beraubt — zumal wenn der Verstand, der Gefühle belächelt und sich ihrer schämt, mit Gewalt dies mächtigste und ursprünglichste Seelenvermögen zurückdrängt, aus welchem doch alles Glück und Leid des Lebens quillt, und dessen Kräfte uns in innigste Berührung bringen mit dem Ich und dem Du und der ganzen Welt.

Gefühlsarmut bedingt einen großen Verlust an Gesundheit und Kraft. Denn Liebe kostet keine Kraft, Liebe ist Kraft. Und Gefühl wahren Daseins haben wir nur in der Liebe. Sie entschränkt und erweitert unser Wesen, so daß das Ichbewußtsein zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet. In dieser Selbstvergessenheit liegt ein großer Segen für die Nerven. Sobald unser Denken nicht mehr das eigene Ich umkreist, kommt eine freudige Ruhe in den Menschen hinein, und wir spüren es: die Körperkraft wie auch die innere Kraft der Persönlichkeit wird um so größer, je weniger man sich ängstlich und selbstbewußt um ihre Erhaltung bemüht, je mehr man von sich absieht und für andre lebt. Daher die erstaunliche Leistungsfähigkeit der Barmherzigen, die tiefe Nervenruhe und Gelassenheit der Gütigen; daher die Heiterkeit der Selbstlosen und die Furchtlosigkeit derer, welche die Beängstigungen des Selbsterhaltungstriebes überwunden haben; daher das Freiheitsgefühl bei solchen, die — über allem Zwange und aller Konvention stehend — dem Worte nachleben: „Habe Liebe im Herzen und tu, was du willst!“ Daher die hohe Freudigkeit derer, die da opfern können und ihr tiefstes Selbst ganz in Liebesempfinden auflösen.

Wo ihm die Fühlung mit der Umwelt mangelt, wird der Mensch immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Das ist ungesund. Das Ich ist eben nicht dazu da, um immerfort gefühlt zu werden. Und von allen Traurigkeiten die tiefste ist Seeleneinsamkeit — besonders für den Nervösen, denn in der Einsamkeit werden die verworrenen Stimmen seines Inneren überlaut. Dann sehnt er sich nach Menschen, aber er lebt nur *neben* ihnen, nicht *mit* ihnen; jeder tut ihm weh, zerrt an seinen Nerven, wird ihm beschwerlich. Also gilt es, die Empfindlichkeit herabzumindern. Dazu hilft der *Individualismus*. Der Individualismus ist für den Nervösen eine Art Selbstschutz gegen die aufdringliche, tausendstimmig redende Welt und zugleich ein Mittel, seine Eigenart zu retten.

Gefühlsarme, nervös-intellektuelle Naturen haben keine starke Eigenart: zuviel fremde Gedanken strömen täglich durch sie hin, sie nehmen zuviel und geben zu wenig, und was sie ihre Persönlichkeit nennen, das ist nur selten mit allen Freuden und Schmerzen des Werdens aus ihrem Innersten hervorgewachsen. Ihr Individualismus ist nicht eine Folge der natürlichen Eigenart, sondern mehr aus der Sucht nach Eigenart hervorgegangen, weshalb er sich oft in allerlei Originalitätsposen gefällt. Er hat es weniger mit der gesunden Entfaltung persönlicher Kräfte als mit der Entfesselung eigener Impulse zu tun. Man mag sich an nichts binden; man will groß sein, aber den Größeren nicht ertragen; man möchte selbst Prometheus sein und seinem eigenen Licht und seiner Eintagserfahrung folgen; man sucht Individualität zu werden im Widerspruch zu allen anderen, indem man die Streitpunkte zwischen sich und ihnen und nicht die Berührungspunkte heraussucht.

Dieser Individualismus stützt sich einerseits eben auf das Überlegenheits- und Selbständigkeitsbedürfnis hochmütiger Verstandesmenschen, andrerseits auf das Isolierungsbedürfnis nervöser Naturen, die von dem Gefühl ihrer Kompliziertheit und ihres Unverstandenseins in eine abgesonderte Stellung hineingedrängt werden und außerdem durch den fortwährenden leisen Aufruhr in ihren Nerven immerzu an sich selbst erinnert werden, so daß ihr Ich mit all seinen verworrenen Regungen sich beständig zwischen sie und die umgebende Welt schiebt.

Der Individualismus ist für den Nervösen oft auch ein Mittel, sich seinen entkräfteten Zustand zu verbergen — liebt er doch die K r a f t, die er nicht besitzt, über alles! Daher erleben viele Nervenschwache ihre Größenwahnsphase oder geben sich geistigen Leidenschaften hin — Eitelkeit, Ehrgeiz, Hochmut, Machtgelüsten —, die ihnen ein Gefühl von Kraft und Erhabenheit vortäuschen und ihrer Selbstherrlichkeit Vorschub leisten. Oft erlangen Neurastheniker in der Tat durch hysterische Ekstasen und seelischen Überschwang, durch ein überfeines Gewissen, unerbittliches Denken oder unausgesetztes Leiden eine merkwürdige Frühreife, welche ihnen einen Anspruch auf hohe Überlegenheit zu geben scheint, ohne daß diese Reife sie doch zum vollen Lebensverständnis befähigte oder sie instand setzte, ihr weitausgreifendes Wollen schöpferisch in gleichwertige Taten umzusetzen. Sie sind Menschen der Rede, nicht des Handelns und werfen eine Menge von krankhaften Regungen und Bestrebungen in das Kulturleben hinein, die — wieder abstrakt aufgefaßt und an der Wirklichkeit nicht nachgeprüft — geistige Epidemien hervorrufen können. Darum sind nervöse Erkrankungen sozial gefährlicher als viele andre, weil die Kranken ihre Erfahrungen für durchaus normal halten und deren Allgemeingültigkeit verkünden.

Aus der nervösen Kraftlosigkeit erklärt sich auch die A n b e t u n g a l l e s M u s k u l ö s e n u n d G e w a l t t ä t i g e n, überhaupt der Kraftrausch und die starken Deklamationen des heutigen Geschlechts: die Verherrlichung der besinnungslosen Naturgewalten durch einen Nietzsche, der technischen und politischen Gewaltkräfte durch einen Rudyard Kipling und der ungebrochenen nixenhaften Natur durch Maler und Dichter. Aus der Kraftlosigkeit kommt die schmerzliche Sehnsucht unsrer Zeit nach Freude: schwache Naturen leiden; wahrhaft freuen aber kann sich nur ein Mensch, der innerlich heil und ganz ist. Aus der Kraftlosig-

keit erklärt sich auch das Verlangen nach Selbstvergrößerung, das z. B. einigen modernen, angeblich religiösen Bewegungen zugrunde liegt: da hört man die Schwärmer in allen Tonarten von ihrem Selbst und seiner Macht und Größe reden; das Ich soll sich bewußt zum All-Ich erweitern, indem es die Gesetze und Kräfte des Kosmos in sich wiederfindet, und unter mancherlei Ekstasen, mit einer weltumarmenden Gebärde will man den Geist Gottes erfassen und sich ihm einen, damit das Ich Gott werde! Wieviel hysterischer Lebensdurst und unbewußte Schwäche auch in solch hochmütigem Verlangen liegt, ist leicht einzusehen.

* * *

Wie sind nun die Einwirkungen der Nervosität auf das Geistesleben aufzuhalten und einzudämmen? Durch Reformen des äußeren Lebens, durch Sanatorien und Kuren gewiß nicht, viel eher durch eine richtige Zucht und Pflege unsres Seelenlebens.

Zunächst müßte man einmal den Gedanken ernsthaft durchdenken, daß die Gemütsverfassung für unser körperliches Befinden ausschlaggebend ist, und daß die Seele in unsre Körpertätigkeit regulierend einzugreifen vermag. Eine gesunde Seelenverfassung macht gesunde Nerven. Wo innere Ruhe ist, da wird der Rhythmus aller organischen Vorgänge ein gleichmäßiger sein; wo Liebe und Freudigkeit ist, da ist Kraft; wo hohe Gedanken sind, da ist Leben.

„Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenzieht", sagt Goethe im „Wilhelm Meister". Nervöse Menschen müßten dies Wort beherzigen. Sollen wir nach vielerlei individuellen Bedürfnissen fragen, sofern sie die höchsten Kräfte der Seele nicht auslösen? Sollen wir an unserm Ich uns festsaugen, wo doch Gelöstsein vom Ich erst Erlösung bedeutet? Sollen wir unsre Bewußtseinssphäre nach innen zu krampfhaft erweitern, wenn wir dabei doch der sichern Instinkte beraubt werden? Und warum die zersetzende Tätigkeit des Verstandes höher stellen als die Liebe, die doch einen Schöpferblick hat und mit ihrem Sonnenauge überall die aufbauenden Kräfte und den Wert der Dinge schaut? Warum die Selbstvergrößerung, den Hochmut an die Stelle der Demut setzen? Der Hochmut bringt ein krankhaftes und nervenerregendes Schwindelgefühl mit sich — er kennt nur Distanzen nach unten und blickt zurück in die Tiefen; die Demut dagegen kennt nur Distanzen nach oben und treibt uns an, emporzusteigen. Und weil die körperliche und seelische Gesundheit von der Stärke der Willenskräfte abhängt, darum gehören die Mühen und Beseligungen des Steigens mitsamt den Triebkräften, die in der Demut und Ehrfurcht liegen, unbedingt zum gesunden und starken Leben. Und endlich: sollen wir die Idee Gottes — diesen am tiefsten bohrenden Gedanken, der die gewaltigste Lebensfülle und Ruhe, Harmonie, Sicherheit, Klarheit mit sich bringt — sollen wir diesen preisgeben, weil ein krankhaftes und nervöses Unabhängigkeitsbedürfnis jede Diktatur an sich reißen möchte?

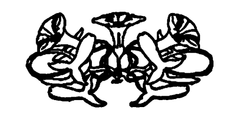
Wir müssen den Nerven gerade dadurch die Möglichkeit abschneiden, sich immerfort in unser Bewußtsein hineinzudrängen, daß etwas Höheres als das Ich mit seinen selbstischen und verworrenen Regungen in den Brennpunkt des Bewußtseins gestellt wird — denn wahrgenommen wird ja nur das, was just in diesem kleinen Lichtkreise erscheint und woran unser Interesse haftet. Steht dort das

Ichgefühl, die Eigenliebe, so finden auch alle Nervenregungen Beachtung; denn das bedingt sich gegenseitig: nervös sein und sich fühlen! Im Egoisten sind die Nerven allvermögend. Nur diejenigen krankhaften Zustände schaden uns dauernd, die das ganze Bewußtsein auf sich hinlenken; jede Ablenkung des Bewußtseins aber ist ein Schutz für die Nerven und gewährt den betreffenden organischen Tätigkeiten ein Ausruhen. Der Heitre, Selbstvergessene kommt schneller über Indispositionen hinweg als der Ängstliche und Verzweifelte. Durch den Affekt bringt er nur noch mehr Unregelmäßigkeit in die körperlichen Funktionen hinein.

Hierauf läßt sich nun eine tiefgreifende seelische Hygiene aufbauen. Denn es ist die Eigentümlichkeit aller Empfindungen höherer geistiger Art, Affekte, Körpergefühle, Nervenunruhe gar nicht hineinzulassen ins Bewußtsein, und vieles kann gesunden unter dem Einfluß hoher Gedanken, die uns mit Frieden, Ruhe, Vertrauen und Sicherheit erfüllen. Denn jeder Gedanke bedingt eine körperliche Veränderung, wirkt auf den Blutumlauf ein, beeinflußt die Zusammenziehung bzw. Erweiterung der Blutgefäße, den Stoffwechsel, die chemische Beschaffenheit des Bluts usw. Darum ist das so wesentlich für die Gesundheit, was wir glauben, wovon wir erfüllt sind. Wenn das Geistesauge auf das Höchste eingestellt wird und sich mit Licht erfüllt, wenn sich alle Gedanken in reiner Hingebung auf das Höchste sammeln, dann müssen auch körperliche Veränderungen mit Notwendigkeit eintreten. Die tatsächliche Wirkung von Glaubensgedanken auf das physische Wohlsein wird heutzutage nicht genügend gewürdigt. Wir müssen diejenigen geistigen Inhalte wieder auffinden, unter deren Einfluß die Gesundung der Nerven sich vollziehen kann.

Es ist kein Zufall, daß viele sich gegenwärtig wieder, fast magisch angezogen, dem Christentum nähern und neue Zugänge zu seinen Lebenswahrheiten zu gewinnen suchen. Die kranke Zeit spürt es dunkel: dort ist das Land der Freiheit und an seiner Pforte endet die Nerventyrannei. Das Christentum Christi ist eine Gesundheitslehre der Seele und also auch des Körpers. Allein schon das christliche: „Fürchte dich nicht!“ bedeutet eine Erlösung für den Nervösen.

Man hat geglaubt, das Christentum dadurch zu übertrumpfen, daß man aus einigen kaum verbürgten wissenschaftlichen Ergebnissen ein System machte, in das die ganze Welt enträtselt hineinspazieren sollte; man hoffte, daß der Mensch im Lichte des verstandesmäßigen Wissens besser gedeihen würde; allein die charakterbildenden und gesundheitfördernden Wirkungen einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung werden von der erziehlichen und heilenden Kraft des echten Christentums so weit überboten, daß die praktische Psychologie sich wieder mit den christlichen Seelenverfassungen und Tugenden wird beschäftigen müssen. Alles Moralische hat auch seine hygienische Bedeutung: es ist nicht gleichgültig für Leib und Leben, welche Tugenden und welchen Glauben man hat.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Dritter Teil: Die Königsfrau

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel: Die heilige Barbara tut ein Wunder; und sonst allerlei Wundersames

Auf dem Wege zu ihrer Hochalm, woselbst sie nach dem Rechten sehen wollte, vernahm Judith laute Hilferufe einer Männerstimme.

Jemand mußte in den Klippen abgestürzt sein!

Ihre Hunde begleiteten sie, also machte sie sich mit ihnen sogleich auf die Suche. Um dem gewiß in Todesangst Ringenden ein Zeichen zu geben, daß er gehört worden sei, rief sie zurück:

„Hilfe kommt!“

Und von Zeit zu Zeit wieder:

„Hilfe kommt!“

Sie blieb im unklaren: war sich der Verunglückte ihrer Nähe bewußt oder nicht? Seine verzweifelten Rufe dauerten fort; doch schon klang seine Stimme schwach und schwächer. Judith mußte ihren aufgeregten Tieren Schweigen gebieten, um besser zu hören und wenigstens die Richtung zu finden; die Rufe kamen gerade aus den verhängnisvollen Wänden her.

„Wer kann es sein? Martin ist bei den Herden; und von den Knechten ist keiner oben. An der Stimme kann ich den Mann nicht erkennen. Sie klingt fremd ... Er ist es nicht. Aber — wenn er's wäre! ... Ich meine, wenn er abgestürzt sein sollte und jetzt in Verzweiflung mit dem Tode ringen würde? ... Vielleicht liegt er mit zerschmetterten Gliedern, verschmachtend, unter Qualen umkommend! Denn der Mensch kann bereits vor Tagen verunglückt sein, hängt also seit Tagen an einer Klippe über einem Abgrund, einem Spalt, ruft um Hilfe, bis ihm die Stimme versagt. Wie schwach sie klingt! ... Was täte ich, wenn er es wäre; wenn er sterbend den Namen rief, den er auf dem Grabe seiner Mutter gerufen hatte; und ich käme zu ihm: zu dem Sterbenden —“

Und nun suchte sie nach dem Verunglückten, selbst von Verzweiflung gepackt, selbst in Todesangst ...

Nach langem mühseligen Klettern entdeckte sie den Abgestürzten über einer

grauenvollen Tiefe auf einem Felsstück, das sich wie eine Nadel inmitten der Abgründe erhob.

Ein Fremder war's!

Auch in ihrer Angst um den Mann, den sie zu hassen glaubte, hatte Judith nicht für einen Augenblick ihre Fassung verloren. Aber jetzt kam zu ihrer starken Ruhe ein heftiges Glücksgefühl: ein Fremder war's! Nicht dem einst Geliebten — dem jetzt Gehaßten brauchte sie Rettung zu bringen.

Wie aber Rettung bringen? Es blieb ihr unbegreiflich, auf welche Weise sich der Mann derartig versteigen konnte; wie er als Fremder überhaupt dahin gelangt war? Allein vermochte sie nichts; die Knechte mußte sie rufen. Von diesen mußten sich einige an Seilen herablassen und den Abgestürzten hinaufziehen. Zunächst warf sie sich flach auf den Boden, schob sich vorsichtig möglichst weit über die Wand vor, spähte hinab:

So viel sie erkennen konnte, war es ein blutjunger Mensch. Nicht etwa ein fremder Senn, Hirte oder Bauer, wie sie geglaubt hatte. Auch kein Arbeiter. Es war jemand, der Herrengewand trug. Aber er sah sie nicht, hörte sie nicht: er war bewußtlos geworden. Vielleicht bereits tot, verblutet! Denn Judith sah sein Felsenbett von Blut gerötet.

Sie eilte zurück ... Die Knechte wurden zusammengerufen, Seile und Tragbahre, Belebungsmittel und Verbandzeug beschafft; und sogleich wieder hinauf!

Keine Hilferufe mehr. Also war er noch immer ohne Besinnung.

Judith bedachte alles, ordnete alles an mit einer Ruhe, als handelte es sich nicht um ein Menschenleben. Während zwei sich hinabließen, beaufsichtigte sie das Halten des Seils. Es verstrichen bange Minuten, während derer Judiths Gedanken in weite Ferne wanderten:

„Wer mag es sein? Wenn die Seinen wüßten! Sie sind gewiß lustiger Dinge, lachen und scherzen vielleicht gerade. Er scheint sehr jung zu sein ... Vielleicht hat er eine Braut. Sorglos denkt sie an ihn ... Ob keine Ahnung sie befällt, kein Bangen? Um es nicht aufkommen zu lassen, singt sie vielleicht, wie Kinder tun, wenn sie sich fürchten. Oder sie schreibt ihm soeben; sagt ihm, wie zärtlich sie ihn liebt, wie innig sie sich nach ihm sehnt, wie glücklich sie in seiner Liebe ist ... Wie es sein muß, jung zu sein und glücklich zu lieben?"

Da vernahm sie von unten das Zeichen, daß die Männer den Abgestürzten erreicht hatten.

„Lebt er?"

„Er gibt nur schwache Lebenszeichen."

„Vorsicht! Behutsam! Legt möglichst leise die Schlinge um ihn ... Regt er sich?"

„Nein."

„Hält die Schlinge?"

„Sicher und fest."

„Hebt ihn langsam, langsam auf ... Und jetzt — zieht! Langsam, sehr langsam!"

Sie zogen ihn hinauf, legten ihn nieder: auf den Rasen zu Judiths Füßen. Während sie zum zweiten Male das Seil herabließen, um die Retter hinaufzubringen, kauerte Judith neben dem Bewußtlosen nieder. Es schien kaum noch Leben in ihm.

Er war wirklich noch blutjung ... Und — der Abgestürzte glich einem Gestorbenen! Dem Junker Rochus glich der fremde Jüngling, der jetzt zu Judiths Füßen seinen letzten Seufzer auszuhauchen schien.

Obgleich ihr vor der gespenstischen Ähnlichkeit graute, verlor sie auch jetzt keinen Augenblick ihre Besonnenheit. Sie untersuchte die Wunden, wusch sie, verband sie. Dann flößte sie dem Ohnmächtigen Wein ein, rieb ihm Gesicht und Hände mit Essenzen, von ihr selbst aus heilkräftigen Alpenkräutern gebraut.

Nach langem Bemühen regte sich der Gerettete, der dem Junker Rochus von Enna glich. Er schlug die Augen auf.

Mit welchem Blick er sie ansah!

* * *

Es war ein Italiener, und er kam aus seiner Vaterstadt Venedig. Wandern wollte er, die wunderschöne Welt sehen. Von Valsugana aus stieg er quer durch die Gebirge mit dem ganzen Ungestüm, der ganzen Unvernunft erfahrungsloser junger Leute in dem gefährlichen Gebiet dieser Alpen. Auf irgend welche Weise war er in die Dolomiten gelangt, hatte sich in dem Gewirr von Wänden und Wällen, von Zinken und Zacken verirrt, ward vom Steinschlag in die Tiefe gerissen. An der spitzigen Felsennadel blieb er hängen, schwebte zwei Tage und zwei Nächte zwischen Himmel und Erde, rief zwei Tage und Nächte vergeblich um Hilfe. Da hörte ihn die fremde Frau, die von solcher seltsamen Schönheit, solcher stillen Hoheit war. Sie rettete sein junges Leben; ihr dankte er, daß er auf der wunderschönen Erde im Glanze der himmlischen Sonne geblieben.

Barbaro Bossi hieß er und war ein Künstler, ein Maler ...

Judith kannte keinen Künstler, wußte nichts von Kunst, nichts von ihrer heiligen Schönheit. Ihr war's lieb und leid, daß der Gerettete Italiener war: leid, weil sie wider die „Welschen" noch immer eine leidenschaftliche Abneigung verspürte; lieb, weil durch des Jünglings Abstammung seine schier unheimliche Ähnlichkeit mit dem anderen etwas weniger geisterhaft ward. Aus diesem Grunde sprach sie denn auch mit dem Venezianer weniger ungern in seiner wohllautenden Muttersprache. Sie fragte ihn:

„Ihr habt einen ungewöhnlichen Vornamen: Barbaro. Ich wußte nicht, daß das ein Name sei."

„Ich wurde am Barbara-Tag geboren und daher nach der Heiligen getauft. Santa Barbara ist meine herrliche, hohe Schutzpatronin. Wißt Ihr, daß Ihr meiner lieben Heiligen gleicht?"

„Gewiß nicht!"

Aber Barbaro behauptete hartnäckig:

„Ihr gleicht ihr zum Erstaunen, fast zum Fürchten."

„Zum Fürchten?"

„Ja, und denkt nur ... Da ich stürzte, empfahl ich meine Seele meiner Schutzheiligen — obgleich ich eigentlich ein rechter Heide bin. Haltet mich deshalb nicht gleich für einen schlechten Menschen, liebe Frau.“

„Weshalb sollte ich das?“

„Weil Ihr doch gewiß eine fromme katholische Christin seid.“

„Denkt nicht allzu Gutes von mir ... Wie aber kam es, daß Ihr zu Santa Barbara betetet, da Ihr doch nicht den rechten Glauben habt?“

„Sie stand plötzlich vor mir, als ich in den Abgrund sank.“

„Ihr saht sie?“

„Wie ich Euch vor mir sehe. Ich sah sie in der himmlischen Gestalt, in der ein großer Künstler sie schuf. Und da ich wieder zur Besinnung kam — wessen Antlitz neigte sich zu mir herab? Kein anderes, als das meiner hohen Heiligen.“

„Wessen?“

„Euer wunderschönes Antlitz, liebe Fraue. Und dann soll es kein Wunder geben!“

Der durch ein Wunder gerettete Jüngling betrachtete Judith voll entzückten Staunens, daß sie sich abwandte ... Wie sagte er? „Euer wunderschönes Antlitz.“ Sie sollte schön sein? Das hatte ihr noch niemand gesagt, daran hatte sie noch niemals gedacht. Sie selbst kannte von sich nur ihre Seele; und diese war unschön, war entstellt worden: verzerrt durch ihren Haß, der einstmals Liebe gewesen. Einstmals hatte sie eine schöne Seele besessen. Wer gab ihre verlorene Schönheit ihr wieder?

Abgewendet von Barbaro erkundigte sie sich:

„Woher wollt Ihr wissen, wie Eure Schutzpatronin aussah?“

„Ich sagt's Euch ja doch. Hörtet Ihr denn niemals von dem Bildnis der heiligen Barbara, welches Meister Palma gemalt hat?“

In ihrer herben Art entgegnete Judith:

„Ich hörte niemals von Künstlern und ihren Werken.“

„Ist das möglich? Das herrliche Gemälde befindet sich in meiner wundersamen Vaterstadt in der Kirche Santa Maria Formosa; und es gehört zum Höchsten, was die Kunst jemals gebildet hat. Die Menschen wallen zu dem Bildnis der Märtyrerin, als könnte ihr Bild Wunder vollbringen, von dem Völklein begeisterter Künstler völlig zu schweigen ... Ich muß es Euch noch einmal sagen; wenn Ihr's auch nicht hören möchtet.“

„Was?“

„Daß Eure Ähnlichkeit mit der Santa Barbara des Palma Vecchio jedenfalls das schönste Mirakel ist, welches die Heilige jemals vollführt hat. Ich will sie anbeten, indem ich Euch Verehrung und Adoration zolle. Erlaubt Ihr mir's, liebe Heilige?“

Unwillig erhob sich Judith von ihrem Platz neben dem Lager des Schwerverletzten, und verließ in gekränktem Schweigen das helle Gemach, darin sie ihren Gast gebettet hatte. Barbaro stieß einen leisen Schmerzensruf aus: er hatte nach ihr seinen rechten Arm ausgestreckt, vergessend, daß dieser zerschmettert, gelähmt war ...

Aber bei seiner großen Jugend konnte Judith keiner ihrer jungen Mägde die Pflege überlassen, mußte sie selbst diese übernehmen: fühlte sie sich doch als Matrone! Wenn sie an ihre Jugend dachte, so war ihr zu Sinn, als wäre sie niemals jung gewesen. Nur jung während ihrer Kinderzeit! Als jeden frühen Morgen Junker Rochus auf seinem Falben angesprengt kam, als des lieben Knaben wilde Rüden ihre Menagerie umtobten und sie mit Freudengeheul grüßten; jung nur damals, als der schmale schimmernde Reif ihr an den Finger gesteckt ward.

Daß der durch sie aus Todesgefahr Gerettete Barbaro hieß; daß dieser Barbaro aus Venedig dem Junker Rochus von Enna glich, sie selber dem Bildnis der Schutzpatronin dieses Barbaro und jenes Rochus — das alles kam freilich einem Wunder gleich. Ein Glück, daß der venezianische Rochus kein schwarzes, sondern bräunlichblondes, vielmehr goldig-rötliches Gelock besaß, und sich einen argen Heiden schalt.

Obgleich sie selbst keine gute Christin im katholischen Sinne war, vermochte sie sich unter einem „Heiden“ so wenig etwas Klares vorzustellen wie unter einem Künstler und der „heiligen Schönheit“ der Kunst — solchen feierlichen Namen gab der Fremdling der Sache. Ihrer Art nach sann sie über diese für sie geheimnisvollen Dinge und versuchte, sie zu verstehen.

Weshalb hatte sie sich eigentlich von des Jünglings bewundernden Blicken und begeisterten Worten gekränkt gefühlt? Gekränkt zu sein, lag doch wirklich nicht in ihrem Wesen. Wenn ein Mensch sie überhaupt treffen konnte, so traf er gleich ihr Herz. Das hatte bisher nur einer getan, konnte nie wieder ein anderer tun. Das Herzblut, welches sie des Einen willen vergießen mußte, hatte sie gegen jeden Schmerz, der von Menschen kam, Zeitlebens gefeit ... Wie traurig hatte er sie angeblickt, als sie plötzlich aufgestanden und schweigend gegangen war. Sie hatte seinen leisen Wehruf vernommen und — war doch gegangen! Erzürnt über ihre Herbheit, begab sie sich nachmittags in das Gärtlein — es war der Stolz ihres Besitztums —, pflückte einen Strauß feurigroter Bauernnelken und blaublumigen Lavendels, und brachte die Blumen als Zeichen ihrer Reue dem so hart Abgewiesenen.

Aber Barbaro erkannte sie nicht, lag phantasierend in heftigem Wundfieber.

Jetzt kam für Judith bange Zeit. Einen Arzt gab es nicht. Kranke Menschen und krankes Vieh heilten die Dolomitenleute mittelst Kräutern, Salben und Sprüchen. Judith bedurfte auch nicht des Arztes: die Heilung lag in des Kranken Natur und ihrer sorgfältigen Pflege. Da sie des Fremden Natur nicht kannte, so konnte sie ihre Hoffnung nur in seine Jugend und in sich selbst setzen: sich selbst durfte sie vertrauen! Also wurde sie jetzt die treueste Pflegerin, wie sie die stärkste Retterin gewesen.

Manches ward ihr schwer. Wenn sie stundenlang still bei ihm sitzen und seine Phantasien mit anhören mußte. Er schien zu Hause eine Braut oder Geliebte zu haben, Giulietta mit Namen. Aber häufig rief er: „Giudetta!“ Und diese Giudetta verwechselte er beständig mit der heiligen Barbara. Er schilderte sie: eine hehre Gestalt, eine wahrhaft königliche Gestalt, eher einer Herrscherin als einer Märtyrerin ähnlich. Machtvoll stand sie da, in reiche, über der Brust gegürtete rote Mantelgewänder wie in Purpur gehüllt, einen Reif mit spitzigen Zacken wie eine

Krone auf dem herrlichen Haupt, über ihrem tief herabflutenden flammenden Haar. Ein Werkzeug ihres Martyriums hielt sie gleich einer Siegespalme — gleich einem Zepter in der erhobenen Rechten, während die andere Hand die Falten ihres Mantels faßte. Unmöglich konnte sie, Judith Platter, an diese siegreiche Frauenerscheinung auch nur in einer Miene, einer Bewegung gemahnen ... Da geschah etwas, das Judith Platter durchaus unähnlich war: daß sie vor einen Spiegel trat und sich in dem Glase lange forschend betrachtete. Und es geschah, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben ihre — Schönheit erkannte: die ihrer Gestalt, ihrer Züge.

Eine heiße Scham überfiel sie; nicht anders, als hätte sie durch das Betrachten ihrer selbst, durch Erkenntnis ihrer Frauenherrlichkeit etwas ihrer Unwürdiges begangen.

* * *

Als Pater Paulus auf den Hof kam und das Vorgefallene vernahm, ließ er sich zu dem Geretteten führen; und als er sah, wie jung und schön und krank der arme Knabe war, wollte er selbst die Pflege übernehmen. Aber Judith wies ihn ab:

„Er liegt in meinem Hause und in meinem Hause habe ich zu bestimmen. Laßt Euch das wieder und wieder gesagt sein."

„Sobald er ohne Fieber ist, soll er hinab ins Kloster gebracht werden."

Auch das wurde dem Superior des neuen Augustinerklosters verweigert:

„Ich fand ihn auf der Felsennadel über dem Abgrund und meine Leute bargen ihn unter eigener Lebensgefahr. Also gehört der Fremde mir und dem Hof. Nicht eher lasse ich ihn davonziehen, bis er gesundet aus meinem Hause fortgehen kann, wohin zu gehen ihm gefällt."

Zornig fuhr der Hochwürdige auf:

„Da der Jüngling katholischer Christ ist, so besitze ich auf ihn ein Anrecht, wie ich ein solches auf Euch habe. Ihr mögt Euch dagegen wehren, wie Ihr wollt."

Fast höhnend wurde dem Erzürnten erwidert:

„Er nannte sich selbst einen Heiden. Über einen solchen habt Ihr keine Gewalt — so wenig wie über mich, die ich Niemandem über mich Macht einräume. Das solltet Ihr endlich wissen."

Er wußte es. Trotzdem — stieg er immer wieder und wieder mit geschürztem Gewande den weiten, mühseligen Weg von seinem Kloster zum Dolomitenhofe hinauf, ließ sich von den seine dunkle Gestalt hassenden Bestien feindselig anknurren, von dem Gesinde mit scheuer Ehrfurcht grüßen und von der Hausfrau als Fremden empfangen.

Heute stand er am Lager des Fiebernden, lauschte auf dessen Irreden, erglühte, erbebte.

Die heilige Barbara rief der Phantasierende zu seiner Hilfe in Todesnot; die heilige Barbara half ihm, und — die Himmlische war ein irdisches Weib. Dieses trat zu dem zwischen Erde und Himmel Schwebenden, rührte ihn an, trug ihn auf den Armen empor, neigte sich über ihm, neigte sich zu ihm herab — küßte ihn ... Da wich der Priester aus dem Gemach und dem Hause. Vor dem Hause harrte er auf die Hausfrau. Als sie zufällig kam und ihn draußen stehen sah, wollte sie an

ihm vorbeigehen, ohne ihn zu beachten. Da vertrat er ihr den Weg, zwang sie stehen zu bleiben und auf ihn zu hören:

„Was bedeutet das? Was hat dieser junge Mensch, der sich selbst einen Heiden nennt, mit Santa Barbara zu schaffen? Wie kommt er dazu, die Heilige mit Euch zu verwechseln und in seinen Phantasien von Euch zu sprechen? In solcher Weise! Ist's wahr, daß Ihr ihn in Eure Arme nahmt, und ihn —"

Judiths Blick machte ihn verstummen. Nach einer Weile erst sprach sie:

„Ich habe nicht nötig, Euch auf solche Frage Antwort zu geben, wie Ihr nicht befugt seid, mir solche Frage zu stellen. Aber ich will Euch antworten! ... Die heilige Barbara ist des Fremden Schutzpatronin, wie sie es einstmals einem anderen gewesen. Jenen hat sie jedoch nicht geschützt, wie sie diesen schlechtgläubigen Jüngling schützte: schlechtgläubig in Eurem Sinn! Denn der Fremde ist ein Künstler, und ein Künstler soll etwas Heiliges sein ... Freilich umfing ich den Geretteten mit meinen Armen, als sie ihn aus dem schrecklichen Grabe emporzogen; und wenn mein Kuß ihn heilen könnte, wollte ich meinen Mund so lange auf seine Stirn und Wangen pressen, bis er genesen sein würde."

Da schrie der Priester auf:

„Würdet Ihr ihn auch auf den Mund küssen?"

„Auch auf den Mund."

Sie ging an ihm vorbei.

* * *

Barbaros starke Jugend und Judiths treue Pflege besiegten das Fieber. Erst jetzt zeigte sich so recht Judiths frauenhaftes Wesen, welches dem Jüngling gegenüber mehr und mehr etwas Mütterliches annahm. Wie sie bereits als Kind halb verdorrte Pflanzen zum Treiben und Sprießen, zum Grünen und Blühen gebracht hatte, so flößte sie dem erst jetzt dem Leben Wiedergeschenkten neue Lebenskraft ein. Aber sowohl während des Fremden Erkrankung als während seiner Genesung verfolgte sie beständig eine qualvolle Vorstellung:

„Wenn statt dieses Jünglings der andere todeswund in deinem Hause läge — würdest du auch an dem anderen, dem dieser ähnlich ist, genau ebenso treulich deine Pflicht erfüllen? Und wenn er nur dadurch zu heilen wäre, daß du ihm Stirn und Wangen und Lippen küßtest — was dann? Du müßtest ihn sterben lassen! Denn einen Geweihten des Herrn darf kein Frauenmund berühren. Selbst wenn er dich um die Rettung seines Lebens durch deinen Kuß anflehen würde — du müßtest ihn sterben lassen ... Aber er würde dich nicht anflehen! Nicht mit einem Laut, einem Blick."

Bald brauchte der Fieberfreie nicht mehr im Bett und im Zimmer zu bleiben und konnte in einen bequemen Lehnsessel im Freien gebettet werden; wenn es anging, in möglichster Nähe der Hausfrau: möglichst nahe bei Judith zu sein, war für den Genesenden Bedürfnis und Glück zugleich. Auf dem Hofe liebten Mensch und Tier den freundlichen Jüngling. Judiths Hunde, die gegen den Hochwürdigen die Zähne fletschten, umschmeichelten ihn stürmisch; Judiths Mägde konnten sich in Bedauern und Bewundern nicht genug tun und ihre Knechte, die ihn aus dem Abgrund gehoben, betrachteten ihn als ihr besonderes Eigentum. Selbst der junge

Martin konnte dem anmutigen Fremdling auf die Dauer nicht gram sein, was anfangs der Fall war, weil er bei dem Rettungswerk nicht mitgetan, sondern auf der Hochalm bei den Herden gesteckt hatte. Als er seinen Groll kaum überwunden, verfiel er plötzlich in Eifersucht. Also erschien er auf dem Hof nur, wenn er für die Herden Salz hinaufschleppen oder eine Last frischer Butter heruntertragen mußte. Am meisten quälte den Wildling die Wut über sich selbst: weil er den Liebling des Hofes nicht hassen konnte, sondern trotz seiner Eifersucht dessen Zauber unterlag.

Eines Tages fragte Judith ihren Pflegling: ob er — da er den rechten Arm noch immer in der Binde trug — seinen Leuten nicht schreiben lassen wollte? Sicher sorgten sich die Seinen um ihn.

„Wen nennet Ihr die Meinen?"

„Eure Eltern, Geschwister, Freunde."

„Meine Eltern sind tot; Geschwister besitze ich nicht, und meine Freunde, wie Ihr sie heißt, sorgen sich nicht um mich."

Sie wollte es nicht sagen, sagte es aber doch:

„Dann vielleicht sonst jemand."

„Wen meint Ihr, liebe Frau, mit diesem Jemand?"

„Ihr habt zu Hause vielleicht eine Braut?"

„Nein."

„Verzeiht. Ich wollte Euch nicht kränken."

Barbaro hatte ihre fast schüchtern gestellte Frage mit plötzlich verdüstertem Gesicht und harter Stimme verneint. Judith war böse auf sich. Wie kam sie dazu, solche Frage zu tun? Was ging es sie an, ob der fremde Mann eine Braut besaß oder nicht? Jene Giulietta ... Ihr geschah ganz recht, daß er sich jetzt mit diesem Gesicht, dieser Stimme bei ihr erkundigte:

„Warum glaubt Ihr, daß ich in Venedig ein geliebtes Mädchen zurückließ? Sagt mir's."

„Ihr rieft häufig einen Frauennamen ... Ich mußte es mit anhören."

Das letzte klang wie eine Entschuldigung.

„Rief ich in meinen Phantasien etwa Giulietta?"

„Ja."

„Rief ich den Namen sehnsüchtig, zärtlich, leidenschaftlich? Ich bitte Euch, sagt mir's."

Da meinte sie ehrlich:

„Mir schien es nicht so."

„Seht Ihr wohl!"

„Aber ..."

Sie schwieg plötzlich und blieb schweigsam. Unmöglich konnte sie ihm sagen, daß er in seinem hohen Fieber Giulietta häufig mit Giudetta verwechselte, und daß er ihren Namen in einem ganz anderen Tone gerufen hatte.

Das Gespräch schloß mit der Bemerkung Barbaros:

„Eines Tages werde ich Euch von dieser Giulietta erzählen. Es wird nicht sehr Frohes sein. Keinesfalls etwas so Gutes und Großes wie ich Euch — von Euch erzählen könnte."

Judith nahm sich vor, ihn nie an sein Versprechen zu erinnern ...

Ein anderes Mal erzählte er ihr die Legende von der heiligen Barbara, von welcher Judith nur wußte: sie sei eine große Märtyrerin gewesen und eine große Heilige geworden. Nun hörte sie:

„Wie sie in Wirklichkeit war, mag ich sie gar nicht leiden; obgleich sie meine Schutzpatronin ist und mich durch Euch am Leben erhielt. Denn sie hat die herrlichen Götterbilder der Alten verflucht. Deswegen wurde sie von ihrem eigenen Vater vor den römischen Landpfleger geschleppt und der Gotteslästerung bezichtigt. Sie sollte ihre Schuld erkennen und zu den Göttern beten, die sie beleidigt hatte. Beten sollte die heimliche Christin zu den in ewigem Schönheitsglanz prangenden Göttern der Griechen und Römer. Das wollte sie nicht, rief öffentlich den gekreuzigten blutigen Christengott an und wurde dafür öffentlich gemartert. Aber über Nacht heilten ihre schrecklichen Wunden, daß sie am nächsten Tage in voller Jungfrauenherrlichkeit von neuem vor den Richter geführt ward. Dieser ließ ihr alle Gewänder vom Leibe reißen und sie nackt und bloß durch sämtliche Gassen der großen Stadt führen, damit alle Welt ihre geheime Schönheit schauen sollte, die von göttlicher Gliederpracht war. Da flehte Barbara zu dem Heiland: er möge sie in dichte Schleier hüllen, damit sie sich nicht müsse zu Tode schämen. Sie blieb nackt am ganzen Leibe. Jedoch von allen Tausenden, die herbeiliefen, die Entweihte zu schauen und zu beschimpfen, wurde ihre Blöße von keinem Auge gesehen. Nur ihre himmlische Schönheit. Auf dieses neue Wunder hin übergab sie der Römer ihrem eigenen Vater zum Richten: auf einem hohen Berge schlug der Mann seiner Tochter das Haupt ab ...“

Judith war bewegt. Besonders starken Eindruck machte ihr die Sage von der mystischen Verhüllung des jungfräulichen Leibes vor den gierigen Augen der Volksmenge. Das war schön! Aber mit welchem Entzücken der Erzähler von den Göttern der Heiden sprach. Und jetzt rief er aus:

„Die Santa Barbara des Palma Vecchio könnte eine Hera des Polykletes, oder eine Pallas Athene des Phidias sein. Freilich niemals eine Venus! Niemals eine Göttin der Liebe oder sonst eine wonnige Frau göttlicher Liebe fähig.“

Dabei sah er Judith an ...

Sie sollte der heiligen Barbara des großen Venezianers gleichen, jener gestrengen Jungfrau, die niemals hatte Liebe empfinden können —

Fast hätte Judith Platter gelächelt. Ganz leise, heimlich.

Fünftes Kapitel: Wie die heilige Barbara des Palma Vecchio in die Dolomitenwildnis und in das Kloster St. Augustins kam

Auf Judiths Hof stand der ganze Sommer unter dem Zeichen des goldfarbenen Gelocks von Judiths Schützling — auch seine Augen hatten die Farbe bräunlichen Bernsteins — und seines leuchtenden Wesens. Sobald er sich bewegen konnte, folgte er Judith wie ihre Hunde, wie der jetzt uralte und bereits recht gebrechliche Hofkavalier, der Reiher, so daß auch Barbaro Bossi fortan mit Leib und Seele zur Judith-Menagerie gehörte. Aber der Jüngling mußte müh-

selig an zwei Stöcken gehen, unter Schmerzen sich dahinschleppen; und es blieb ungewiß, ob er je wieder eine fröhliche Bergfahrt unternehmen oder gar einen Tanz machen konnte. Das war traurig. Um vieles trauriger jedoch war die Lähmung des rechten Armes, der noch immer schwer und steif in der Binde ruhte: gerade des jungen Künstlers rechter Arm! Und seine Kunst war sein Leben, wie sie seine Religion war.

Je weniger er sein Leid zeigte, um so tiefer bekümmert fühlte sich Judith. Sie sandte nun doch nach Bozen um einen Arzt, der ungern den weiten, beschwerlichen Weg heraufkam. Er fragte, untersuchte, machte ein ernsthaftes Gesicht, sagte aus, keine bestimmte Zusicherung geben zu können, versicherte jedoch: in der Behandlung sei nichts verfehlt worden, verordnete heiße Bäder aus Alpenkräutern, gebot strenge Ruhe, stieg wieder herab. Barbaro war seelenvergnügt und erklärte freudestrahlend:

„Ein Glück für den Mann, daß er mich von hier nicht fortschaffen wollte! Ich hätte mich sonst vor seinen Augen gleich aus der Welt geschafft. Nur hier oben — nur bei Euch, liebe Frau — kann ich wieder gesund und heil werden. ‚Gesund und heil‘ ... In meinem ganzen, freilich noch recht kurzen Erdenleben war ich nicht solch gesunder und heiler Mensch! Was tut's, wenn ich etwas hinke, und noch nicht ein hübsches junges Blut halsen kann? Die holden Frauen werden mir um so liebreicher begegnen, wenn sie mich armen Lazarus so recht von Herzen bedauern müssen; und die holden Frauen sind und bleiben doch das Lebenswerteste und zugleich das Wonnigste auf der Welt ... Nun ja! Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ich sei ein rechter Fant und Tunichtgut ... Straft mich nur, scheltet mich nur! Aber bleibt mir hold gesinnt; denn sonst — sonst reiße ich mir die häßliche Binde vom Arme, um beide Arme zu Euch aufzuheben, als ob Ihr doch wärt, was Ihr nicht sein wollt, nämlich Santa Barbara in eigener heiliger Person ... Nicht böse sein. Bitte, bitte! Nicht fortgehen, bleiben, gütig mich ansehen. Nur gütig! ... Mein rechter Arm ist eben immer noch ein wenig steif. Wenn Ihr Eure Augen mitleidig darauf ruhen lassen wollt, wird das mehr Wunder tun, als alle Wunderbäder der Welt. Also — helft mir, heilt mich! Wenn Ihr mir mit meinem Arm nicht helfen wollt, hättet Ihr mich gar nicht erst aus dem Abgrund zu retten brauchen; hättet Ihr mich darin ruhig liegen lassen sollen. Das ist Unsinn! Schließlich lerne ich mit der Linken malen. Der göttliche Raffael hat's bekanntlich mit den Füßen können. Einstweilen male ich mit den Augen ... Jawohl! Seht mich nur groß an! Das geht tausendmal besser, wird tausendmal schöner. Ich male hier oben mit meinen Augen eine ganze Galerie zusammen. Es sind lauter unsterbliche Werke. Und — es sind lauter Judith-Gemälde ... Ihr könnt mich noch so ernsthaft, noch so bitterböse anschauen. Aber es ist so: Ihr verhelft mir zur Unsterblichkeit.“

Sie sah ihn weder ernsthaft noch bitterböse an. Gedankenvoll sah sie ihn an, schwermütig, fast traurig. Und auf seine übermütige Rede erwiderte sie kein Wort ...

Aber die Geduld und Liebenswürdigkeit, womit Barbaro seine Leiden ertrug, machte ihr ihn wert und werter. Er verspürte häufig heftige Schmerzen und war gerade in diesen Stunden am heitersten. Nur ein qualvolles Zucken

seiner Lippen, ein erstickter Seufzer verrieten Judith, wie sehr er litt. In solchen Augenblicken würde sie viel darum gegeben haben, hätte sie, die Starke, niemals Leidende, ihm sein Leiden abnehmen können. Wenn er dann unter Scherzreden neben ihr hinschlich, schämte sie sich fast ihrer gesunden Glieder. So geschah es, daß Judith Platter der Frauen reinste und höchste Liebe: das Mitleid, kennen lernte.

* * *

Niemals war der Superior des Augustinerklosters so oft heraufgestiegen, als in den langen Tagen dieses glühendheißen Sommers; und niemals früher war ihm unter den Königswänden die Hausfrau so fremd begegnet. Es hatte den Anschein, als wollte er sie bewachen; vielmehr belauern: jede ihrer Mienen, jeden ihrer Blicke, wenn sie mit ihrem jungen Gast sprach. Als wollte er sie bei einer Schuld ertappen, um sie alsdann zur Verantwortung zu ziehen. Selbst diese Schuld, die der geistliche Herr an der Königsfrau zu entdecken strebte, wenn auch nur in einer Gedankensünde bestand — zur Verantwortung gezogen hätte er sie trotzdem. Als ob sie die Frau gewesen wäre, ihm dazu das Recht zu geben! Ihm oder irgend einem anderen. Sie schritt unbeirrt ihren Weg, den sie schreiten wollte. Und wäre es ihr Todesweg gewesen.

Höchst sonderbar war das Verhältnis der beiden Männer zueinander: des Priesters und des jungen Künstlers, der sich auch dem Hochwürdigen gegenüber mit seinem leuchtenden Lachen einen schlimmen Heiden schalt und feierlich erklärte, keinerlei Bekehrung zugänglich zu sein. Pater Paulus verhielt sich dem Liebling des Hauses gegenüber ungewöhnlich duldsam, nahezu milde. Er wollte strenge Selbstzucht üben, sich ganz in Gewalt behalten, durch nichts verraten, was in ihm tobte: außer rasender Eifersucht ein wütender Neid.

So jung war auch er gewesen, auch er so voll überschäumender Lebenslust und Lebenskraft. Was hatten ihm die Heiligen seiner Kirche, die Dogmen und Wunderlehren seines Glaubens gegolten? Einer Kirche, welche die triumphierende war; eines Glaubens, welcher allein selig machen sollte.

Er gedachte seiner Wandlung und dessen, was aus ihm geworden war — was aus ihm mehr und mehr werden mußte: ein Fanatiker, ein Zelot, ein unduldsamer Eiferer, gleich dem Konvertiten, der seinem alten Glauben flucht und ein wütender Streiter seines neuen Bekenntnisses wird, im Kampf gegen seine einstmaligen Glaubensgenossen grausam bis zur Erbarmungslosigkeit. Es war so das Übliche, fast das Gewöhnliche. Aber daß auch e r den breitgetretenen Weg des allgemein Menschlichen ging!

Den Künstler packte die monumentale Schönheit des Mannes, der sein Priesterkleid wie ein Königsgewand trug. Er hielt Gestalt und Antlitz für ein Meisterstück der Schöpfung, bewunderte in ihm die schaffende Natur, voll Staunens darüber, wie sie als große Künstlerin herrliche Werke schuf. Und da er mit seinem steifen Arm untätig sein mußte, so ließ er seine Augen auch von dieser bedeutenden Erscheinung Bild auf Bild malen: neben dem leuchtenden Gemälde Judiths, der Königsfrau, das dunkle Porträt des Priesters. Seltsam, daß er die beiden beständig beieinander sehen, sie sich beständig vorstellen mußte, als gehörten sie zusammen. Einmal sprach er darüber zu Judith:

„Was ist das nur, daß ich Euch von dem fremden Mann nicht zu trennen vermag? Gerade Euch! Ich kenne auf Erden nichts, was so verschieden voneinander wäre, als Ihr und dieser Mann ... Übrigens — was will er von Euch?"

Darauf gab Judith keine Antwort. Immer wieder jedoch sprach Barbaro zu ihrer Qual von dem Priester:

„Wie kommt er in diese Wildnis? Weshalb bleibt er? Was wißt Ihr von ihm? Er ist der eigentümlichste Mensch, den ich jemals sah. Er zieht mich gewaltsam an und stößt mich ebenso heftig ab. Ich bitte Euch, sagt mir alles, was Ihr von ihm wißt ... Ihr wollt mir nichts sagen?"

„Nein."

„Also wißt Ihr etwas, das sich nicht sagen läßt? Trotzdem erlaubt Ihr ihm, beständig zu kommen?"

„Ich will ihn zu kommen nicht hindern."

„Ihr wollt nicht?"

„Dringt nicht in mich!"

Sie sagte es so gequällt, daß der Jüngling tief erschreckt schwieg. Nun begann auch er zu beobachten und zu belauern ...

Wenn die beiden Männer bei Judith waren, so zeugte jeder von ihnen von seiner Gottheit. Der Priester predigte den dreieinigen Gott, der Künstler den einen einzigen: den göttlichen Geist der Kunst; rief der eine voller Triumphs: „Die Kunst ist Dienerin der Kirche!", so verkündete der andere: „Sie dient keiner Macht der Welt, sondern sie herrscht!" Für den Augustiner war die Macht seiner Kirche das Höchste; dem Bildner war es das innere Erschauen und Schaffen der Schönheit. Beide ließen sich von der Gewalt ihrer Empfindung hinreißen, wurden beredt, sprachen wie mit Engelzungen. Aber sie sprachen nicht etwa einer zum anderen, sondern beide sprachen einzig und allein zu Judith. Diese hörte beiden zu und schwieg beiden gegenüber:

Kunst und Schönheit; Weihe der Kunst und Göttlichkeit der Schönheit — —

Es erschloß sich für Judith durch den von ihr Geretteten eine neue Welt. Und wenn sie auch nur auf die Schwelle dieses Heiligtums trat, voller Scheu auf der Schwelle stehen blieb, so überkam sie doch eine Ahnung von der Fülle des Herrlichen, das zu der Menschheit höchsten Gütern gehörte. Und sie, die Pfadfinderin, deren tägliches inbrünstiges Gebet an die Gottheit ihre tägliche unermüdliche Arbeit war, fühlte erschauernd: „Auch hier ist ein Tempel!"

* * *

Die zweite Heumahd war getan und der reiche Segen an kräuterreichem, stark duftendem Alpengrase trocken unter Dach gebracht worden: keine Frevlerhand schleuderte mehr den Feuerbrand in den Besitz der Königsfrau, die keine Nacht mehr zu wachen brauchte. Auch auf der Hochalm war das stattliche Blockhaus mit Vorrat gefüllt; und das zur besonderen Freude der Herrin. Denn bislang hatten die herrlichen Weideplätze dort oben nur den Gemsen zu Nutz gedient; jetzt halfen sie Herden ernähren, Menschen Vorteil zu schaffen.

Nun bedeckten sich die herbstlichen Matten von neuem mit Blüten. Die Fluren blauten von dem Azur der kleinen Genzianen, und die Goldraute überzog

sie mit Glanz. In Gold leuchteten auch die Lärchen, von denen hundertjährige Riesen den schwarzen Tann säumten. Am frühen Morgen lagen die Blumengefilde in märchenhafter Pracht — von zarten Geweben umsponnen, daran der Tau im Sonnenschein mit Brillantgefunkel hing. Am Himmel stiegen weiße Wolkengebilde auf und die Luft durchzogen silberne Flocken.

In langen Reihen schwebten lautlos Kraniche und Wildgänse gen Süden; aber aus den Tiefen der Wälder dröhnte das Brüllen der brunstigen Hirsche empor, ein stolzer Liebesruf, der zugleich ein wilder Kampfschrei war.

Immer kürzer wurden die Tage, immer behaglicher die langen Abende. In den gewaltigen Kachelöfen flammten die Tannenscheite, die Räder der spinnenden Mägde surrten, und die Hausfrau warf emsig das Webeschifflein. Sie erschien ihrem Gast bei dieser feierlichen Beschäftigung am schönsten und liebenswürdigsten...

Dank Judiths heilkräftigen Bädern — und dem Zauber ihrer Gegenwart — begann seine steife Rechte zu genesen. Es bestand daher keine Gefahr mehr, die Kunst könnte diesen gottbegeisterten Jünger verlieren. Immerhin fand sich gerade in der augenscheinlichen Besserung ein neuer guter Grund, um die Abreise von neuem hinauszuschieben. Auch drängte die gütige Wirtin nicht. Sie hatte sich an das lichte Antlitz und Wesen des Fremdlings gewöhnt, so daß er kein Fremdling mehr war. In ihrer herben Aufrichtigkeit gegen sich selbst gestand sie sich: sie würde ihn eines Tages vermissen. Aber das eine hatte sie längst erkannt: daß dieser Lebende nur in seinen Zügen dem Gestorbenen glich. Nie und nimmer hätte Barbaro Bossi seine Seele einer anderen Gottheit angelobt, als der seiner Kunst. So wäre er denn auch gewiß einem irdischen Weibe treu geblieben; und Treue, unverbrüchliche, heilige Treue, galt dieser Frauenseele als des Menschen Allerhöchstes ...

Bei dem schönen Herbstwetter, das dem Dolomitengebiet einen leuchtenden Nachsommer brachte, befanden sich die Herden noch zur späten Zeit auf der Hochalm. Der junge Martin war jetzt Oberhirte. Ein Senn und zwei Hüterbuben standen unter seinem Hirtenstab; und dieser wurde über Herde und Untergebene von kräftiger Hand als Zepter geschwungen. Da brach urplötzlich der Winter herein. Es schneite zwei Tage, zwei Nächte; und zwar gleich so mächtig, daß an ein Abtreiben der Herden auf den schwindelnden Felsenpfaden nicht zu denken war. Man hoffte auf endliches Aufhören des starken Schneefalls und auf eintretendes Tauwetter. Statt dessen kam strenger Frost, und mit diesem ernste Gefahr.

Hinunter mußte das Almenvieh! Martin sandte Botschaft: Heu und Salz gingen zu Ende. Alle Hilfe müßte aufgeboten werden; sie wären droben eingeschneit!

Mit sämtlichen Knechten brach Judith auf. Die Männer führten außer Futter auch Schaufeln und Hacken mit sich; denn Stallung und Hütte mußten ausgegraben und für die Herden die Wege gebahnt werden. Seit Menschengedenken war ein derartiges Elementarereignis nicht dagewesen.

Barbaro war außer sich. Seine lahmen Glieder verwehrten ihm, die gefahrvolle Expedition mitzumachen. Und Judith war dabei! Unmöglich sie abzuhalten! Dennoch versuchte er es:

„Wenn Ihr ausgleiten, wenn Ihr abstürzen solltet!“

„Ich gehe sicher."

„Trotzdem bitte ich Euch. Auch Euch könnte etwas Menschliches begegnen."

„Ich komme heil zurück."

„Eure Leute sind für dort oben Beistand genug."

„Ich gehöre zu meinen Leuten."

„Ich flehe Euch an ..."

„Etwas zu unterlassen, das ich nicht unterlassen darf?"

„Bleibt mir zuliebe!"

„Euch zuliebe ..."

Sie sagte es seltsam. Daß sie noch einmal gebeten wurde, einem Menschen etwas zuliebe zu tun! Alle ihre Liebe hatte nicht geholfen, daß ein Mensch ihr zuliebe keine Untreue gegen sie und sich selber beging. Und Untreue kam für sie einer Schandtat gleich.

Der Jüngling wiederholte dringender, inniger:

„Wollt Ihr mir zuliebe von dieser Gefahr zurückbleiben?"

Lange sah sie ihn schweigend an. Ihr Blick wurde weich. Aber dann gab sie ihm mit fester Stimme zur Antwort:

„Auch Euch zuliebe darf ich nicht unterlassen meine Pflicht zu tun."

Dann brach sie auf mit den Knechten und ihren treuen Hunden, bis zum Fuße der vereisten Königswände von den jammernden Mägden begleitet.

* * *

Der Schneefall war vorüber. Eine dichte Wolkenmasse umlagerte die Dolomiten nachtschwarz und undurchdringlich. Es wurde nicht Tag. Auf dem Hofe mußten Laternen und Leuchten angezündet werden und die Mägde verirrten sich auf dem Wege von den Stallungen zum Hause. Zu der unheimlichen Finsternis gesellte sich ein gespenstisches Schweigen, welches von Zeit zu Zeit der Donner abstürzender Lawinen unterbrach. Es knatterte und krachte in den Lüften so nahe vom Hofe, daß die Mauern erschüttert wurden.

Durch das Grausen des Unwetters drang der Hochwürdige hinauf. Ein Wunder, daß er vom Wege nicht abgewichen, nicht in einen Abgrund gestürzt war! Seine Weihe schien den Mann gefeit zu haben. Oder war es sein machtvoller Wille?

An seinem geistlichen Gewand, seinem Haupt und Haar hafteten die zu Eis erstarrten feuchten Nebel. Er glich einer Erscheinung, glich dem Berggeist, dem dämonischen König des wilden Alpengebiets. So stand er plötzlich in Judiths großem Gemach vor dem einzigen männlichen Bewohner des Hauses. Diesen herrschte er an:

„Wo ist Judith?"

„Wen meint Ihr?"

„Unten vernahm ich, sie sei bei dem Schneefall hinaufgestiegen."

„Sie ist nicht hier."

„Also begab sie sich hinauf, befindet sie sich in Gefahr!"

Fast hätte Barbaro dem Priester ins Gesicht geschrien: „Was schert das Euch?" Plötzlich empfand er, daß er diesen Mann haßte — Judith zuliebe.

„Sie ist hinauf! Ohne Euch! Ihr könnt ihr nicht folgen. So wenig wie ich ihr folgen konnte in Todesgefahr!“

Es klang voll triumphierenden Hohns ... Im nächsten Augenblick war der Priester aus dem Zimmer verschwunden.

Er folgte ihr doch! Folgte ihr in Todesgefahr! Und Barbaro mußte zurückbleiben!

In dieser Nebelnacht den Weg hinauf zu finden, war jedoch selbst dem Moseswillen dieses Mannes unmöglich. Stundenlang tappte und tastete er an den Wänden hin, um an die Stelle zu gelangen, wo der Aufstieg begann. Wie eingemauert von den Nebeln irrte er durch den lichtlosen Raum; wie von einem Kerker umschlossen, daraus es keinen Ausweg gab. Er suchte bis zur Ermattung. Durch Zufall gelangte er nach dem Hof zurück.

Jetzt warteten die beiden zusammen auf Judiths Wiederkehr. Sie warteten auf die Nachricht, daß sie — nicht wiederkehrte ...

Unbeweglich die schwere schwarze Wolkendecke! Die Harrenden hatten die Empfindung: sie müßten einen Hammer nehmen, um die gespenstische Wölbung zu sprengen, um aus dem Gefängnis sich zu befreien und sich zum Tageslicht hinaufzuarbeiten. Sie saßen in Judiths Gemach bei Judiths verstummten Vögeln einander gegenüber und schwiegen gleichfalls, lauschten auf die leblose Stille, starrten hinaus auf die geisterhafte Nebelwand: ob sie noch immer nicht wankte und wich?

Der Hochwürdige war es, der zuerst den Alpdruck des Schweigens nicht länger ertrug und ihn abwerfen mußte. Er war von Zeit zu Zeit aufgesprungen, an das Fenster geeilt oder hinausgestürzt. Jetzt wandte er sich an den Künstler, rief ihn an:

„Du, höre! Was geht's dich an, junger Mensch? Dieses Hangen und Bangen! Was hast du zu warten? Mit welchem Gesicht! Ich will Dein Gesicht hier oben nicht länger sehen.“

„Ihr wollt nicht?“

„Da kommst du, der du hier nichts zu suchen hast, begibst dich in Gefahr, lässest dich von ihr retten und glaubst nun, ein Recht zu besitzen. Ein Recht worauf? Daß sie dich duldet in ihrem Hause. Nun ist's genug damit. Auch genug Duldung von mir. ... Du hörst mich doch?“

„Seid Ihr in diesem Hause der Herr, um das Recht zu haben, mich auszuweisen?“

„Ich habe ein Recht, so zu sprechen.“

„Wodurch? Etwa durch Euer Gewand?“

„Auch durch dieses.“

„Seid Ihr der Seelsorger der Herrin des Hauses?“

Wiederum klangen die Worte des Fremden gleich Hohn und wie peitschende Geißelhiebe empfand sie der Priester. Sein stolzer, geschlagener Geist wand sich darunter. Er stieß hervor:

„Es genügt, daß ich berechtigt bin, so zu reden.“

„Ihr meint: Ihr f ü h l t Euch berechtigt. Aus welchem Grunde Ihr Euch dieses Recht wohl zusprecht? Die Herrliche, die hier einzig und allein das Recht

hat zu reden, würde es Euch nämlich nicht zuerkennen. Niemals! ... Fahrt nur auf. Ich weiß es."

„Was wißt Ihr?"

„Soll ich's Euch ins Gesicht sagen?"

„Ich fragte, was Ihr wissen könnt? Ihr von mir?"

„Ich weiß von Euch, daß Ihr, um über die Seele dieser Frau Macht zu gewinnen, ein Verbrechen begehen würdet: Raub, Todschlag, Mord. Ich weiß von Euch, daß Ihr an nichts anderes denkt, für nichts anderes lebt, als für das eine: ‚Wie gewinnst du über sie Macht?' Und ich weiß von Euch, daß Ihr Euer geistliches Gelübde zu tausend Malen gebrochen habt; denn Ihr, der Priester, liebt diese Frau."

Sein Geheimnis verraten! Diesem verhaßten Fremdling ausgeliefert! ... Selbst in der Beichte hatte er es in Rom nur unvollkommen bekannt; hatte er hinter Hüllen die Sünde verborgen. Sein ganzes Sinnen und Trachten der letzten Jahre war darauf gerichtet gewesen, die Wahrheit auch für seine eigenen Augen zu verschleiern; auch sich selbst zu belügen: „Du hast die Liebe zu diesem Weibe bezwungen; hast jede Regung der Kreatur in dir erstickt. Was in dir glüht und brennt, was dich treibt und drängt, ist eine ganz andere Liebe, als jene, die von der Erde ist. Eine Liebe ist's, die dich zusammen mit diesem Weibe von der Erde zum Himmel emporzieht."

So weit hatte er es in seiner Selbsttäuschung gebracht, daß er der Gottheit abgeleugnet hätte, würde sie ihn angeklagt haben: „Wie du selber ein Mensch bliebst, so blieb auch dein Menschliches in dir!" Und nun — plötzlich — — Ein Wort dieses Knaben hatte den Schleier zerrissen, die Selbstlüge erkennen lassen —

Nicht ganz vermochte er den Aufschrei zu ersticken. Wie ein Stöhnen aus tödlich verwundeter Seele kam es von seinen Lippen. Sein Arm hob sich, als wollte er den Schlag, den seine Seele empfing, dem Beleidiger in dessen Gesicht zurückgeben. Dann besann er sich auf sein Gewand, das er immer von neuem wieder vergaß. Sein Arm sank wie gelähmt herab. Er stand regungslos mit geschlossenen Augen, keuchendem Atem.

Voller Entsetzen blickte der Künstler auf den Priester, der vor seinen Augen mit einem Dämon rang. So hatte er es sich nicht vorgestellt! Nicht voll solcher Qual, solcher Verzweiflung. Was mußte dieser Mann gelitten haben! Ein Martyrium der Leidenschaft, dafür er, statt selig gesprochen zu werden, verdammt wurde. Den Jüngling wandelte bei diesem Einblick in die Abgründe der Menschenseele ein Grauen an. Wer wollte den Stein aufheben? Der Heiland hätte es nicht getan; aber des Heilands Kirche mußte es tun. Auf den der Todsünde des Gedankens schuldigen Priester mußte sie den Stein werfen. Sie waltete dabei lediglich ihres Amtes.

Zugleich mit dieser Erkenntnis ergriff Barbaro ein unsägliches Mitleid. Er mußte sich Gewalt antun, den von ihm tödlich Beleidigten nicht um Verzeihung zu bitten. Diese Empfindung verstärkte sich, als er sich von einer Stimme, welche einem fremden Menschen anzugehören schien, aufgefordert hörte:

„Kommt mit mir hinaus, junger Mann. Ich will zu Euch sprechen, wie ich

bisher noch zu keinem Menschen sprach. Es soll meine Strafe sein für die Demütigung, die ich mir durch Euch zuzog. Aber nicht hier, nicht in ihrem Hause, sollt Ihr mich anhören."

Ohne sich zu kümmern, ob jener ihm folgte, schritt Pater Paulus zum Zimmer und zum Hause hinaus, schritt hinein in das Grausen der Nebelnacht. Barbaro ging ihm nach. Um die ragende Gestalt in dem dunklen Gewande in der Finsternis nicht zu verlieren, mußte er sich dicht neben ihr halten. Ein Geistergang war's.

* * *

Umwogt von den schwarzen Wellen der Dunstflut, die über ihnen zusammenschlug, schritten sie pfadlos, ziellos weiter und weiter. Hätte sich zu ihren Füßen ein Abgrund aufgetan, so wären sie unfehlbar hinabgestürzt; oder sie konnten ihr Haupt an einer Felswand zerschellen. Keiner hatte dessen acht. Und der Priester sprach zu dem Jüngling, wie er „zuvor noch zu keinem Menschen" gesprochen hatte:

„Es mag gut für Euch sein, einmal zu hören, welche Gewalten Macht über eine Seele gewinnen; welche Tiefen darin sich auftun; welche Finsternisse sie erfüllen. Die Elemente der Natur sind dagegen sanfte Geister; die Abgründe der Alpen und diese Dunkelheiten gefahrlos im Vergleich zu dem, was wir in uns tragen: in uns verstecken und begraben, bis auch für uns die Stunde schlägt, in der es in unserer Seele aufersteht und aus uns hervorbricht, wie Ihr es bei mir in dieser Stunde erlebt ... Ihr hört mich doch?"

„Sprecht! Sprecht!"

„Auch Ihr wißt nicht, was keiner hier weiß, daß ich sie, der die Leute einen Königsnamen beilegten, seit meiner ersten Kindheit kenne. Oder sagte sie's Euch, verriet sie's Euch?"

„Nein ... Seit ihrer ersten Kindheit kennt Ihr sie?"

„Liebe ich sie."

„Oh!"

„Ihr saht an ihrer Hand den Ring?"

„Er ist von Euch!"

„Ward ihr von mir mit heiligem Eidschwur gegeben. Heilig, obgleich ich damals noch ein unwissender Knabe war."

„Ihr bracht Euren Schwur?"

„Ja, ja!"

„Warum?"

„So frage ich mich seit der Stunde, in der ich es tat; so werde ich mich fragen bis zu meiner letzten Stunde: ‚Warum? Warum?'"

Tonlos kam es von des Jünglings Lippen:

„Sie trägt Euren Ring noch; wird Euren Ring tragen bis zu ihrer letzten Stunde."

„Die Treue, die ich ihr brach, hielt sie mir ... Begreift Ihr nun? Begreift Ihr?"

„Ich begreife sie. Aber ich begreife nicht Euch. Was wollt Ihr noch immer von ihr? Weshalb heftet Ihr Euch an ihr Leben? Verfolgt sie, martert sie? Denn das tut Ihr! Weshalb verwandelt Ihr ihre Liebe zu Euch zu Haß?"

„Zu Haß? Sie haßt mich!“

„Das seht Ihr nicht, fühlt Ihr nicht?“

„Und Ihr fühlt es doch!“

Statt einer Antwort die Wiederholung der Frage:

„Was wollt Ihr noch immer von ihr? Sie machte sich frei von Euch. Also laßt sie frei bleiben.“

Der Priester war stehen geblieben. Er näherte sein blasses, von der Gewalt seiner Empfindungen entstelltes Gesicht dem des Venezianers, daß dieser wie vor etwas Grausigem zurückwich, flüsterte mit heiserer Stimme:

„Und Ihr fühlt, daß Judith Platter mich haßt ... Fühlt Ihr etwa auch, daß Ihr von Judith Platter geliebt werdet? ... Antwortet! Ihr sollt mir antworten!“

„Ich antworte Euch nicht.“

„Antwortet! Antwortet!“

„Nein.“

Schweigend standen sie sich gegenüber, von dem Nebelmeer wie von stygischer Welle umwogt ... Nach langer Weile hörte Barbaro die heisere Stimme von neuem flüstern:

„So will ich Euch antworten! ... Noch liebt sie Euch nicht. Aber — sie wird Euch lieben! Und sie wird Euch lieben, weil Ihr dem Jüngling gleicht, der ich einstmals war. Nur darum wird sie Euch lieben! Sie wird in Euch mich lieben, den sie hassen soll — wie Ihr zu behaupten wagt. Gut, gut, gut! Sei es so, werde es so: sie möge Euch lieben! Geht also nicht fort, bleibt. Der Tag wird kommen, an dem Ihr wissen werdet, weshalb ich Euch hier noch fernerhin dulde. Euch liebend, wird sie in Schuld verfallen; und einmal erst schuldig geworden, wird sie — Doch das ist meine Sache! ... Judith Platter haßt mich; und Judith Platter wird Euch lieben; und ich werde sie — Meine, meine Sache! ... Noch einmal: es ist so gut, ist so am besten. Und jetzt — Ich sprach zu Euch und Ihr hörtet mich. Ihr wißt jetzt, daß es auch in eines Priesters geweihter Seele sternenlose Nächte, grimmige Stürme, bodenlose Abgründe gibt. Hebt auf den Stein, werft den Stein, trefft mein Herz. Gott wird es Euch nachtun. Denn auch Judith Platters Haß kommt über mich, wie meine Liebe über mich kommt. Sie wird jedoch ihren Haß zwingen; und dann — dann werdet Ihr sehen.“

Im nächsten Augenblick war die dunkle Gestalt von dem Künstler zurückgewichen, war sie in der Schwärze verschwunden, von den Nebeln wie verschlungen. Und wie die Stimme eines mit Wellen Kämpfenden, eines Ertrinkenden vernahm Barbaro aus der Ferne dumpf herüberklingend, als letztes Wort:

„Dann ...“

Was sollte dann geschehen?

Während der Einsame mit seinen schwerbeweglichen Gliedern sich mühsam zum Hause zurücktastete, sann er unablässig über dieses geheimnisvolle, prophetische, wie eine dunkle Drohung tönende „Dann“ nach. Er fand nicht die Antwort, nicht die Lösung. Aber auf dieser Rückkehr in das Haus der geliebten Frau gab er sich selbst auf eine andere Frage die Erwiderung; bei der Finsternis seines Weges gelangte er in sich selber zur Klarheit; und plötzlich wußte er, was er zu tun hatte.

* * *

Als endlich, endlich die Nebelnacht zu weichen begann, wurde der Abtrieb der Herden vollführt: auf der Hochalm war das letzte Bündel Heu verfüttert, der letzte Laib Brot verzehrt worden. Jedes Stück Vieh brachten die Knechte unter Judiths und Martins Leitung unversehrt die verschneiten Pfade hinunter. Auf dem Hofe hatten sich viele Dolomitenleute eingefunden, um die verloren Geglaubten zu erwarten und ihnen einen festlichen Empfang zu bereiten. Der hochwürdige Herr vom Augustinerkloster befand sich jedoch nicht darunter.

Judiths Mägde weinten, als sie die Herrin wiedersahen, die sie seltsam ernst grüßte. Martin berichtete:

„Ohne die Frau wären wir samt und sonders nicht wiedergekommen. Es war fürchterlich droben. Fast hätte der Schnee das Dach eingedrückt, und der Sturm beim Abstieg uns hinuntergerissen. Aber sie half uns, Sturm und Schnee bestehen — sie, die Königsfrau! Als etliche von uns beten wollten, anstatt zu helfen, die Herde und uns selbst am Leben zu erhalten, sagte sie: ‚Betet ihr nur. Ich und Martin bringen die Tiere ohne euch glücklich herab. Wer jetzt beten will, darf niemals mehr eine Hand für mich rühren. Gott hilft nicht den Betenden, sondern solchen, deren Gebet in der höchsten Not ihre höchste Kraft ist.‘ Da hättet ihr sehen sollen! So lange die Dolomiten stehen, ward solch Abstieg nicht vollführt, wird niemals wieder vollführt werden.“

Judith selbst trug Sorge für Menschen und Vieh. Die Knechte mußten Ruhetag halten, bekamen Festgerichte vorgesetzt und lobende Worte zu hören, die ihnen aus dem Munde der Herrin mehr galten als die köstlichsten Feierspeisen. Wer keines Ausruhens zu bedürfen schien, war Judith. Und doch lag über ihrem ganzen Wesen etwas Schweres und Müdes, das ihr so fremd war, daß Barbaro sie mit heimlicher Scheu betrachtete. Mit keinem Worte fragte sie, ob während der Angsttage der Hochwürdige oben gewesen. Niemand sprach ihr von ihm. Sie hatte einen Blick und Ausdruck, der jedem verbot, nach überstandener Todesgefahr diesen Namen zu nennen.

Als das Gesinde sich zum Schlaf niederlegte, bot sie auch ihrem jungen Gast Gute Nacht. Er fragte sie:

„Liebe Frau, werdet Ihr Euch jetzt Ruhe gönnen?“

„Ich bleibe noch auf.“

„Schonung kennt Ihr wohl nicht?“

„Ich bedarf keiner Schonung.“

„Auch nicht für andere?“

„Für welche anderen?“

„Für solche, die Euch lieben.“

Wiederum sprach sie ihm nach:

„Die mich lieben ...“

Und wiederum mußte sie denken:

„Seltsam, daß es Menschen geben sollte, die mich lieben ... Menschen! Von einem Menschen geliebt zu werden, das wäre — Ich kann mir's nicht vorstellen. Eines Menschen Welt zu sein; sein Leben und Glück ... Davon einmal in der Jugend geträumt zu haben, schon das ist Glück. Ich war also einmal sehr glücklich ...

Ich fürchte, dieser gute Jüngling könnte mich eines Tages lieb haben. Das darf nicht sein!"

Und weil es nicht sein „durfte", sagte sie ablehnend:

„Ich will nicht geliebt werden. Von keinem! Geliebt zu werden, liegt nicht in meiner Natur; und der Mensch soll alles von sich weisen, was wider seine Natur ist. Ich weise die Liebe von mir, in welcher Gestalt sie auch an mich herantreten sollte. Aber sie wird in keiner Gestalt zu mir kommen."

Da sagte er ihr leise:

„Ich liebe Euch. Und ich gehe fort von Euch. Gleich morgen. Ihr braucht mich also nicht von Euch zu weisen."

Sie hörte seine leise, stammelnde Stimme; sie sah seinen todtraurigen Blick, sah, wie er erbebte, als würde er von Fieberschauern erfaßt.

Also sie wurde geliebt! Auch sie! Von diesem Jüngling, der dem einstmals Geliebten gleichsah, als dieser noch jung und gut war. Sie wurde von seinem Ebenbilde geliebt — hoffnungslos.

Ein ungeheures Mitleid ergriff sie. Nicht nur mit dem hoffnungslos Liebenden, sondern auch mit sich selbst: weil sie ihn nicht wiederlieben konnte; weil sie ihn von sich weisen, ihn gehen lassen mußte — „gleich morgen".

„Darf ich zu Euch sprechen? Es wird zum letztenmal im Leben sein."

„Sprecht."

Sie bedeutete ihm, sich zu setzen; denn er stand vor ihr und sie wußte, daß er noch immer Schmerzen litt.

Auch sie nahm Platz. Und sie mußte sich zwingen, nicht seine Hand zu fassen und in der ihren zu halten, so lange er sprach. Seine Liebe zurückweisend, fühlte sie, daß sie ihn liebte: schwesterlich, mit keinem anderen Wunsch, als seine Hand zu fassen und festzuhalten ...

In der Feierstille der Nacht sprach er zu ihr:

„Ich wußte nicht, daß es solche Frauen gibt wie Ihr; wollte von solchen Frauen nichts wissen; lachte, wenn ich einmal sagen hörte: ‚Das ist eine Frau, über die hat die Sünde keine Gewalt'. Ein Unchrist, als der ich mich fühlte, malte ich Madonnen und Heilige. Und ich lachte auch, wenn ich sagen hörte: ‚Barbaro Bossi ist der neue Fra Angelico! Mit solcher Inbrunst, solchem Glauben, malt er seine Kirchenbilder. Für einen Künstler wie er müssen die Frauen die Verkörperung alles Reinen und Himmlischen sein.'

Wenn sie, die so sprachen, gewußt hätten, nach welchen Vorbildern ich meine unbefleckten Jungfrauen und seligen Gestalten schuf! Wenn sie gewußt hätten —

Da ist eine. Sie heißt Giulietta. Ihr Name klingt fast wie ein anderer Frauenname, den ich fortan aussprechen werde andächtigen Gemüts, als Gebet. Es sei ferne von mir, daß ich Euch von dieser Giulietta erzähle, von der Ihr glaubtet, sie sei meine Braut. Ich werde niemals eine Braut besitzen, weil ich mir von diesem Weibe Lippen und Seele wund küssen ließ; und danach Euch kennen lernte.

Daß dies geschah, ist mein größtes Glück. Mein Schicksal ist's. Über meinem ganzen Leben, all meinem Denken und Tun wird fortan Euer Antlitz schweben, wie ich es von Euch in meiner Seele mit mir davontrage. Euer Antlitz über mir

und in mir, werde ich durch meine Liebe zu Euch ein Geweihter sein. Als solcher werde ich in Zukunft Werke schaffen, meiner Liebe zu Euch würdig. Sollte daher noch einmal ein wahrer Künstler aus mir werden: was Ihr einen wahren Künstler nennen werdet, so ist es Euer Werk. Und Euer Werk wird gesegnet sein wie alles, was von Euch kommt.

Das mußte ich Euch zum Abschiede sagen. Vielleicht, daß die Erinnerung an die Seelenrettung, die Ihr an mir — an dem in einen Abgrund Gestürzten — vollzogen habt, Euch wohltun könnte in Stunden des Leidens. Denn möglicherweise werdet auch Ihr noch vieles leiden müssen auf dieser wunderschönen Welt voll Menschenjammers.

Geliebte Frau — lebt wohl!"

Er stand auf, trat zu ihr, wollte sich tief vor ihr neigen und sank dabei auf seine Knie. Da umfaßte sie ihn mit beiden Armen, zog sein Haupt an ihre Brust, daran keines Mannes Haupt geruht hatte, und gab ihm den Abschiedskuß.

Auf den Mund küßte sie ihn.

* * *

Nach einiger Zeit kam aus der Lagunenstadt von Barbaro Bossi Botschaft. Sie war jedoch nicht an Judith gerichtet, sondern an den hochwürdigen Superior des Augustinerklosters; bestand nicht in Worten, sondern in der Sendung eines Gemäldes.

Es war die heilige Barbara des Palma Vecchio aus Santa Maria Formosa zu Venedig ...

Als Kirchenbild war das Gemälde bestimmt: über dem Altar zur Anbetung für die ganze Gemeinde der Dolomitenleute.

Aber der hochwürdige Herr gönnte keinem anderen vor der herrlichen Heiligen Andacht zu halten: einzig und allein er wollte vor Santa Barbara knien, beten, seine Hände aufheben; und einzig und allein sein Gott wußte, mit welcher Inbrunst, welcher Seelenqual, welchem Trost in hoffnungslosem Leid.

Oder — wußte es auch der Künstler; und hatte er deshalb die heilige Barbara in die Wildnis der Dolomiten gesendet? (Schluß folgt)

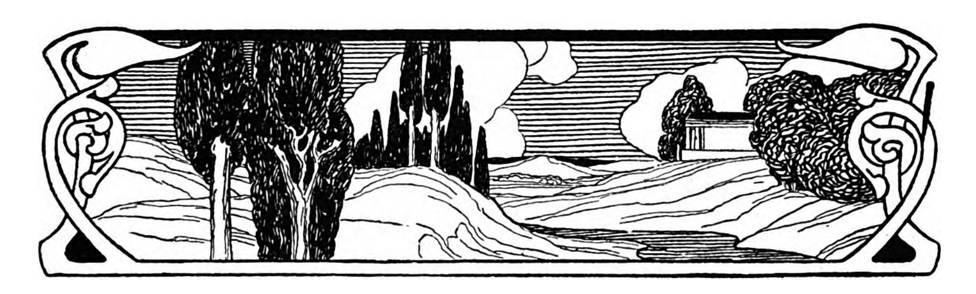


Nach dem Regen · Von Rudolf Leonhard

Noch tröpfelten die Bäume an den Wegen,
Als sich die Sonne aus den Wolken rang;
Mit vollgespannter Kehle sang,
Im höchsten Wipfelgrün versteckt,
Ein flügelstiller Vogel ihr entgegen.

Und als sie immer höher stieg,
Die Wolken lautlos in den Abgrund sanken,
Und immer leichter sich die schlanken
Stämme ins Lichtnetz dehnten, schwieg
Der kleine Vogel, plötzlich, wie erschreckt —





Das Gärtlein des Lebens — das Gärtlein des Todes · Erzählung von Albert Geiger

(Fortsetzung und Schluß)

Es war ein schwüler, gewitterschwerer Abend. Der Wind fegte vom Süden her über die Stadt und durch die Gassen. Ein heißer, föhniger Wind, der sich schwer auf die Brust legte. Fern zuckte das rote Feuer des Himmels. Ungeheure, klotzig geballte Wolken trieben in Hast über die Stadt. Einzelne große Tropfen fielen. Warm wie der Sturm und der Wolkenschoß, der sie verstreut hatte. Ziegeln klapperten. Fenster klirrten und Läden knarrten. Ein Hund heulte kläglich. Das Vieh brüllte aus den Ställen und Pferde wieherten. Die Gasse, die zum Berg hinaufführte, lag verlassen. Kaum sah man da und dort ein Licht. Beklemmung war überall.

Es ward Nacht und das unruhige, spukhafte Treiben des Sturmes ward stärker. So gegen zehn Uhr verlosch das letzte Licht in der Gasse. Um diese Zeit torkelte der Weber-Donisl, den runden verknitterten Hut im Rücken — er hatte ihn schon einigemale verloren —, mit beschmutzten Kleidern — beim Suchen war er in das Gräbelchen gefallen —, den Hemdkragen offen, daß die zottige Brust heraussah, die Haare unordentlich an die schweißfeuchte Stirne geklebt, — die Gasse hinauf. Er hatte einen bösen Schnapsrausch. Der Polizeidiener hatte ihn an der Ecke gestellt und ihm sein Grölen verwiesen. Darum schrie er jetzt mit heiserer Stimme in den Sturm:

„Das goht niemand nüt an! Niemand goht das nüt an, das!"

Dabei fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum.

Die Nachbarn drehten sich in den Betten und mancher dachte:

„Wenn er doch den Hals brechen tät, der wüst Kog!"

Der Weber-Donisl bekam wieder Lust zum Singen.

Mein Schätzlein, mach das Lädlein auf
Ruck, ruck!
Dein Liebster will zu dir ins Haus!
Guck, guck!
Er hat ein feines Fläschelein!
Gluck, gluck!
Da wollen wir's recht fröhlich sein!
Juck, juck!

„Ja, lustig wollen wir sein! Oder ich schlag dirs Kreuz entzwei!" schrie er, daß es gellte. „Hochzeit wollen wir halten! Die Braut ist schon parat!"

Er setzte sich auf der Staffel seines Hauses nieder. Denn die Füße trugen ihn nicht mehr. Da saß er und gluckste vor sich hin.

Der Wind schwieg einige Augenblicke. Man hörte drinnen im Hause ein hastiges Flüstern.

Dann fuhr der Sturm mit erneuter Gewalt daher.

„Ein ungut Wetter!" murrte der Weber-Donisl. „Wart nur, Kättel, ich weiß schon: da bist du dran schuld! Hast der Mutter Gottes zu Buladingen eine Kerze geweiht. Hab's wohl gesehen, wie sie gekauft hast! Wart nur, du Katz du, mit deiner Brut. Du unchristliches Ehetier. Wart! Wart! Die Mutter Gottes hat mir schlecht Wetter machen müssen. So, so!"

Er erhob sich mühesam und tastete sich ins Haus. In der dunklen Wirtsstube stieß er an Tische und Stühle. Er schlug auf den Tisch, daß es dröhnte.

„Kättel!" schrie er. „Mißgeburt, schlechte! Wo bleibst? Ist das eine Art am Hochzeitstag? Schämst dich nit? Deinen christlichen Ehemann so zu behandeln?"

Er tappte sich den Gang weiter bis zum Schlafzimmer.

Da rief eine tiefe Stimme langsam:

„Dionysius Weber!"

„Wa — was?" lallte der Trunkene.

„Dionsyius Weber, geh' in dich! Dein Ende ist nahe!"

Der Trunkene stand einige Augenblicke bestürzt, ja erschreckt. Dann sammelte er aber noch so viel Überlegung, daß er sich sagte, es werde ihm ein Spuk gespielt. Wütend riß er die Schlafkammertüre auf und prallte entsetzt zurück.

Vor dem Ehebette saß Anna, ganz in Weiß gekleidet. Sie trug einen Kranz weißer Rosen in den gelösten Haaren. Wie ein blonder seidiger Mantel fluteten die Haare an ihrer rührend schlanken Gestalt herab. Ihr zartes Gesicht war weiß wie das keusche Weiß ihres Gewandes. In der einen Hand hielt sie eine weiße Lilie. Die andere Hand hielt sie wie abwehrend dem Donisl entgegen. Rechts und links hatte man zwei große silberne Leuchter aufgestellt, die ein stilles, heiliges Licht versandten.

Der Weber-Donisl starrte Anna mit stieren Blicken an.

„Dionysius, laß ab von deinem bösen Tun! Ich gebiete es dir!"

Anna sagte es mit zitternder Stimme. Ihre Augen strahlten in einem mystischen Glanze.

Der Trunkene starrte noch immer.

In diesem Augenblick stieß ein brausender Windstoß das Fenster der Schlafkammer auf. Er löschte die Kerzen. Es war einen Augenblick tiefstes Dunkel. Und dann zündete eine Blitzlohe in das Zimmer. In ihrem weißlichen Glast tauchte das Bild Annas mit ihrer abweisenden Gebärde wie ein Wunder des Himmels auf. Neben ihr das mächtige Haupt eines Greisen. Des Totengräbers.

Diese aus dem Dunkel noch einmal auftauchende Erscheinung zwang den Trunkenen auf die Knie. In das Rollen des ersten Donners, der das Gewitter entfesselte, klangen gebrochene Töne, herausgewürgt aus angstvoll gepreßter Kehle:

„Jesus Maria Joseph und alle Heiligen! Herr, vergib mir! Christe, vergib mir! Maria, Mutter-Göttesle, bitt' für mich ...“

Mit einem dumpfen Laut fuhr er auf den Gang hinaus, stolperte durch die Wirtsstube, die Staffel hinab und rannte hinaus in die sturmgepeitschte Nacht. Gehetzt von der Macht der Erscheinung.

„Lauft ihm nach!“ schrie die Weber-Kättel.

„Lasset ihn nur rennen!“ sagte der Totengräber, indem er die Kerzen wieder anzündete. „Das ist die rechte Nacht, um Reu' und Leid zu erwecken!“

„Wenn ihm aber was passiert!“

„Was soll ihm arrivieren! Der ist manche Nacht schon so herumgetorkelt.“

„Wie ist Euch, Scheurer-Anna?“

Anna waren die Hände schlaff herabgesunken. Die Lilie lag in ihrem Schoß. Sie hatte die Wimpern geschlossen. Ihr blasser Mund versuchte zu lächeln. Sie brachte kein Wort hervor. Die Erregung der letzten Minuten war zu groß gewesen. Dazu noch der jähe Blitz.

„Nun, Weber-Kättel,“ sagte der Totengräber feierlich, „nun hoffen wir, werdet Ihr fortan Ruhe haben vor dem Teufel der Trunksucht!“

* * *

Am andern Morgen fand man den Weber-Donisl ohnmächtig vor einem Muttergottesbild. Als man ihn zu sich brachte, führte er wirre Reden. Der Schreck über die Erscheinung hatte ihm den Verstand geraubt. Er trank nicht mehr und war sanft wie ein Lamm. Er war ein harmloser Troddel geworden, dem man ruhig seine Freiheit lassen konnte.

So freilich hatten sich Anna und der Totengräber die wundersame Heilung nicht gedacht.

Und die Weber-Kättel lief herum und jammerte:

„Ach Gott, das ist ja mein Mann nimmer. Das ist ja mein Donisl nimmer. Was haben sie aus meinem guten Donisl gemacht! Ach Gott, er soll saufen und mich hauen und die Kinder dazu, wenn er nur wieder wird wie er war!“

Die Geschichte sprach sich herum. Im Städtchen. In der Gegend. Dem Oberlehrer wollte niemand davon reden. Aber eines Tages besuchte ihn der katholische Pfarrer in der Stunde und bat ihn auf den Gang. Mit hochrotem Kopf kam der Oberlehrer heim. Als er die Tochter blaß und bekümmert in der Küchentüre stehen sah, bezwang er sich.

„Was ist jetzt auch das!“ murrte er. „Muß ich mir in meinen alten Tagen vom Pfarrer — und dazu noch von dem Dekan, der mich haßt wie Gift — einen Rüffel geben lassen. Ei, ei! Was sind das für Sachen! Bist du acht oder achtzehn?“

Anna erwiderte nichts. Schwere Tränen rollten ihr über die blassen Wangen. Sie hatte Bitternis über Bitternis gehabt in diesen Tagen.

Sie brachte nichts hervor als die Worte:

„Ich hab' der Kättel helfen wollen. Es hat mich erbarmt ihres Elends.“

„Ja, und jetzt hast du des Teufels Dank!“

Der Oberlehrer sprach nicht weiter. Er ging in sein Zimmer hinab und nahm eine Prise. Dann trat er in das Schlafzimmer nebenan und wechselte den Rock.

„Ei, ei!“ murmelte er. „Was ist jetzt auch das! Es ist Zeit, daß das Mädel unter die Haube kommt!“

* * *

Eine ganze Weile ging das Gespräch über diese wundersame Geschichte. Der Seebote, ein klerikales Blatt, bemächtigte sich der Sache, um gegen die Liberalen zu wettern. Frevelhafter Mißbrauch des christlichen Mysteriums. Mutwillige Zerstörung ehelichen Lebens. Über diese Redensarten lachte freilich die ganze Stadt. Denn das „eheliche Leben“ des Weber-Donisl war zu wohl bekannt. Aber es gab doch Gerede hin und wieder. Und eine Zeitlang ging der Oberlehrer nicht einmal an den Bahnhof zu seinem Fünf-Uhr-Schoppen in der Bahnhofswirtschaft. So ekelten ihn die Quertreibereien an. Es waren böse Tage im Lehrershaus.

Der Totengräber, den man spottweise von nun an den „heiligen Joseph“ nannte, hatte auch seinen Verdruß. Er ward vor den Gemeindegewaltigen befohlen und ernstlich verwiesen. Wenn solche Dinge noch einmal vorkämen, so müsse man sich überlegen, ob man nicht auf Dienstentlassung erkennen solle.

Da hatte sich der alte Mann hochaufgerichtet:

„Bürgermeister!“ hatte er langsam und stolz gesagt. „Ihr brauchet mich nicht wie einen Hergelaufenen zu behandeln. Ich hab' Euerm Vater und Eurer Mutter das Grab geschaufelt und Euch gekannt, wie Ihr noch in den Windeln gelegen seid. Und wenn Ihr einen andern Totengräber wollet, gut! Es soll mir gleich recht sein! Was ich getan hab', hab' ich getan! Es ist nit mein Schlechtestes. Besser, der Donisl ist ein Dappel, als er hätt' der Weber-Kättel eines Nachts den Hirnkasten eingeschlagen. Aber diese Malafizweiber wissen nie, was sie wollen. Das ist's!“

Und damit ging er gewichtigen Schrittes von hinnen.

Endlich erfuhr auch Richard von der Geschichte. Sein Vater, der evangelische Pfarrer, hatte ihm in einem entrüsteten Schreiben die Sache mitgeteilt. Richard, der mitten in der Doktorpromotion stand, stellte sich sogleich vor, wie Annas zartes Wesen leiden müsse. Er schrieb ihr noch des Nachts einen langen Brief, in dem er sie zu beruhigen suchte und den schönen Gedanken, dem ihre Tat entsprungen war, aufs herzlichste anerkannte. Er sehe so recht sein liebes, tapferes, aufopferndes Kind darin. Sie solle die Leute schwätzen lassen und ruhig ihres Weges gehen. Wie er den Weber-Donisl kenne, so wäre er in kurzer Zeit dem Delirium anheimgefallen. So wie es jetzt sei, sei es ohne Zweifel besser.

Aber als dieser Brief eintraf, lag Anna schon hustend und fiebernd in ihrem Bett. Wenige Tage später kam Richard selbst. Er hatte seinen Doktor mit allen Ehren bestanden. Aber die, welche diese Nachricht erfreuen und wieder aufrichten sollte, war in ein schweres Fieber verfallen.

„Fort, Weber-Donisl!“ schrie sie mit irren Augen, als Richard an ihr Bette trat.

Und so blieb es wochenlang.

III.

Die Erkrankung Annas ward im Städtchen eifrig besprochen. Etliche alte Weiber in Frauenkleidern und einige in Männerkleidern, deren es auch an diesem

Orte gab, behaupteten: es sei das die Strafe des Himmels. Aber der größte Teil des Städtchens zeigte lebhaftes Mitgefühl. Zumal die Freundinnen Annas. Sie erkundigten sich Tag für Tag und brachten mehr Blumensträuße, als man in des Oberlehrers Wohnung unterbringen konnte. Die eine oder die andere erhielt auch die Erlaubnis, die Kranke sehen zu dürfen. Anna lag mit fieberroten Wangen und meist mit geschlossenen Augen. Sie redete viel und hastig vor sich hin. Wenn sie die Augen aufschlug, war ein fremdes irres Licht darin. Die Freundinnen sahen sie scheu an und gingen wortlos fort. Einige, besonders die Rosa Waibel, des Bäckers Tochter, hatten sich zur Pflege erboten. Aber Richard hatte alsbald aus der Stadt eine kundige Krankenschwester geholt. Die saß am Lager und ging still ab und zu.

Nach einer Woche kam Ottilie. Richard hatte ihr von der unglückseligen Geschichte und Annas Erkrankung geschrieben. Im Innersten erschüttert trat sie an das Lager Annas, an dem Richard saß, die Hand der Kranken in seiner Hand. Die Kranke sah sie an und sagte dann rasch und leise:

„Du bist die Mutter Gottes! Liebe Jungfrau Maria, ich kann nichts dafür. Willst du deinen Mantel haben und die Goldschuhe? Der Hippe-Wendel hat sie mitgenommen. Er hat sie aufgehoben, gut aufgehoben. Am Kreuz, am Kreuz, am Kreuz, ja am Kreuz" — sie begann zu singen — „da hat er sie vergraben. Anna hat sie abgepflückt, Otti soll sie haben. Und daß nur der heilige Joseph meinen Wachsstock gut aufhebt. Die Leut' sind so bös. Wenn sie könnten, täten sie ihn uns stehlen und dann käm's aus, was ich gemacht hab'. Der Donisl wird nie mehr gut. Ich kann nichts dafür. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht. Es ist schon so. Aber es ist eine läßliche Sünd', hat der Wendel gesagt. Der Pfarrer kann tun, was er will. Die Mutter Gottes sagt es dem Papst und dann muß er mich doch absolvieren. Es ist Zeit, daß ich zur Beicht' geh. Gebt mir meine Kleider! Muß ich schon sterben und bin noch so jung, jung. Gebt nur acht auf die Rosen. Ich will sie der Mutter bringen, daß sie auch was hat von mir. Sie sitzt im Himmelsgärtlein und hat ein Seidenkleid an. Wenn sie nur nicht so winken tät. Warum winkt sie so? Ach Gott, Vaterle, sei nicht bös. Und sag' ja dem Richard nichts. Gelt? Übers Jahr, übers Jahr, wenn man Träubele schneid, da soll die Hochzeit sein. Und die Otti muß kommen. Und die muß dann immer bei uns bleiben. Immer! Immer! Ich weiß was, aber ich sag's nicht! Wenn ich's sagen tät, o jegerl —"

Sie gab sich ein geheimnisvolles Ansehen und sagte dann:

„Wenn der Hochzeitskuchen gegessen ist, kann es gleich sein. Aber ich weiß es für gewiß: er hat die Ottilie lieb."

Sie hatte sich bei diesen Worten etwas aufgerichtet. Nun sank sie zurück. Ihre Augen schlossen sich. Sie lächelte.

„Es wird niemals geschehen außer am Nimmermehrstag."

Ottilie sah vor sich hin. Sie war erblaßt. Die irr dahingesprochenen Worte hatten sie im Tiefsten getroffen. Auch Richard hatte die Augen gesenkt. Es war einen Augenblick eine bange Stille. Und Ottilie und Richard war es, als ob über ihr Geheimstes unausgesprochenes Gericht gehalten würde.

Die Kranke fing wieder an zu sprechen:

„Die Otti ist viel gescheiter als ich. Aber das mit dem Donisl ist doch auch was. Wenn man dem Richard das sagt, alsdann — das kann nicht jedes machen.“

Richard sah Ottilie an. Beide hatten sie verstanden. Das arme Kind! Das arme törichte Kind!

„Wenn nur der Donisl wieder zu Verstand käm', dann könnten wir heiraten. Soll ich aber ins Grab, so soll mir der Josephle einen Sarg machen mit einem Fenster drin, wie's in der Geschichte steht.“

Dann fing sie an, leise zu weinen.

„Ihr werdet sehen, es geht nicht gut aus. Sie werden mich vors Gericht stellen. O heilige Maria Mutter Gottes! Was guckst du so bös? Und sie holen mich — und sie holen mich — und sie holen mich doch —“

Sie war aufgesessen mit weit aufgerissenen Augen. Die Schwester trat ein. Sie beschwichtigte die Kranke und legte sie wieder zurück. Anna widerstand ihr nicht. Sie sprach nichts mehr. Nur nach einer Stille sagte sie fast unverständlich in heiserem Ton:

„Wenn d'r enander wend,
g'endr enander d'Händ —“

Ottilie ging hinaus.

* * *

Das Fieber ließ nach und Anna begann ruhiger zu werden. Eines Morgens, nach einem leichten Schlummer, schlug sie die Augen auf. Und diese Augen waren hell wie das Licht des Morgens. Sie sah um sich. Und sie sah Otti, die am Fenster saß und in ein Buch versunken war. Sie betrachtete sie eine Weile. Dann rief sie leise:

„Otti!“

Ottilie sprang auf. Sie eilte zum Lager. Sie fiel vor dem Lager nieder und küßte Anna die Hände. Und Anna drückte die Hände der Freundin an ihr Herz.

„Wie gut, daß du da bist!“ sagte sie, kaum hörbar.

„Sprich nicht! Strenge dich nicht an!“

Anna lag still und hielt immer die Hände der Freundin mit ihren schmalen, abgezehrten Fingern, die so schmal waren wie die der geschnitzten Mutter Gottes am Hochaltar.

„Gelt, ich war lange krank?“

„Aber jetzt wirst du gesund!“

„Ist der Richard auch da?“

„Er wird wohl bald kommen.“

„Seht ihr: jetzt seid ihr doch alle zwei wieder da! Und du hast früher kommen müssen, als du gewollt hast!“

Sie drückte die Hände Ottiliens mit schwacher Zärtlichkeit. Und die senkte ihre Lippen auf die weißen, durchsichtigen Augenlider.

„Stille liegen!“

Wieder nach einer Weile des Schweigens sagte Anna:

„Gelt, ich hab' dumme Sachen gemacht? Aber wirklich und wahrhaftig: ich hab's gut gemeint.“

Und mit erlöschender Stimme:

„Jetzt braucht doch die arme Frau keine Angst mehr haben, nicht? Und die armen Kinderle —“

„Still!“

„Und du bleibst da, bis ich gesund bin?“

„Bist du gesund bist!“

„Wenn ihr zwei da seid, werde ich gesund. Es war so schrecklich, das Alleinsein!“

Anna schloß die Augen.

„Wenn ihr zwei da seid!“ hauchte sie.

* * *

Eines Tages sagte man im Städtchen: die Scheurer-Anna sei wieder auf und sitze im Garten. Aber sie sehe aus, wie ein Wachsengel. Und die Leute meinten: sie habe nicht mehr lange zu leben.

Es war ein Septembertag. Die gilbenden Blätter fielen schon von den Bäumen. Aber die Früchte lachten an den Zweigen. Der Hippe-Wendel stand auf der Leiter am großen Birnenbaum in des Oberlehrers Garten und brach Birnen. Der Josephle hielt ihm die Leiter. In einem großen Korbstuhl saß Anna. Sie hatte es so haben wollen, daß am ersten Tag ihres Aufenthaltes im Garten die Birnen gebrochen würden. Es war so fröhlich, dies anzusehen und es gemahnte so an das Leben. Und man hatte ihr den Willen getan. Lächelnd schaute Anna zu, wie sich die Körbe mit den Birnen füllten: Butterbirnen, die sie immer so gerne gegessen hatte.

„Meinst du, ich kann eine essen?“ fragte sie Richard, der neben ihr saß und ihre leichten Finger hielt und streichelte.

„Ich möchte so arg gerne.“

Und sie machte ein Gesicht wie Kinder, die das erste Kirschenbüschel sehen.

„Ottilie, sprich doch für mich! Sonst erlaubt es mein gestrenger Herr und Gebieter nicht.“

„Ja, ich weiß nicht, ob das gut für dich wäre —“

Ottilie sah Richard fragend an.

Der sah an ihr vorbei. Dann sagte er:

„Vielleicht ein Schnitzchen ...“

„Ach bitte! Ich hab' so schrecklich Lust danach.“

Josephle, der trotz Richards Anwesenheit täglich ins Lehrerhaus kam, so heftig hatten ihn Angst und Liebe ergriffen, hatte schon einen Schnitz geschält und reichte ihn Anna.

„Dank dir, Josephle! Ach, das schmeckt wie Zuckerbrot! Wißt ihr: wenn ich ganz gesund bin, dann feiern wir Richards Doktor! Ja, er ist jetzt ein stolzer Mann. Herr Doktor! Jetzt fehlt nur noch das Fräulein Doktor bei Ottilie. Später bauen wir hier herum ein Sanatorium. Ihr behandelt die Kranken und ich führe die Wirtschaft.“

Sie zog die Knie etwas hoch, da ihr die Füße leicht einschliefen.

„Wenn ich dummes Zeug rede, so lachet mich nicht aus! Ich bin noch verwirrt. Wenn ich nur einmal wieder auf den Berg könnt'!“

„Kommt alles, alles! Du wirst wieder springen und lustig sein!“

„Meinst du, Richard? Es kann sein. Wenn ich nur nicht so schwach wäre!“

Sie spürte Hustenreiz und wollte ihn unterdrücken. Aber der Husten faßte sie und schüttelte sie wie der Wind ein schwaches Laub. Richard hielt sie mit sanften Händen. Dabei sah er zu Ottilie hinüber. In beider Augen lag eine stille schwere Trauer. Anna nahm ihr Taschentuch mit einer raschen Bewegung vom Mund. Aber sie konnte Richards scharfem Blick nicht verbergen, daß Blutspuren daran waren.

„Der wüst' Husten!“ sagte Anna, erschöpft zurückgelehnt. Der Schweiß stand ihr auf der Stirne. Ottilie trocknete ihn sorgfältig ab.

Anna lag eine Weile still. Das Atmen ward ihr schwer und ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie sah zum Himmel hinauf, der in weißlicher durchsichtiger Klarheit über dem Garten stand. Schwalben flogen mit hellem Gezwitscher hin und her. Es war etwas Süßes, Lockendes in ihrem Ruf.

„Wißt ihr, wie mir der Himmel heute vorkommt?“ sagte Anna nach einer Weile. „Wie eine Krankenhaut, so bläulich-weiß und durchsichtig.“

Sie hob ihre abgezehrten Hände in die Luft. Man sah kaum das Blut in ihnen. Sie schienen gar kein Blut mehr zu haben.

„So wie meine Händ'.“

Der Hippe-Wendel stieg herab. Der Baum war geleert.

„Zeig, Wendel!“

Wendel hielt ihr den Korb hin. Sie wühlte in den Birnen.

„Jetzt möcht' ich noch einmal zehn Jahre alt sein! Ah, so recht hineinbeißen können!“

Sie nahm eine der Birnen und biß sie an.

„Da!“ sagte sie zu Richard und reichte ihm die Birne. „Heb sie auf zum Andenken an den ersten Tag, wo ich hab' aufstehen dürfen. Halt! Gib!“

Sie sah ihn lächelnd und zärtlich an. Dann drückte sie einen Kuß auf die Birne. Dann sagte sie:

„Fang!“

Und sie warf ihm die Birne zu.

„Seht nur die Bienen,“ rief sie nach einer Weile. „Wie die an den Reseden sind! Wie das aber auch gut riecht! Und der Buchs! So bitter! Aber gut. Das heißt: er erinnert an Gräber. Das macht traurig. Jung sterben muß schrecklich sein!“

„Anna!“ sagte Richard vorwurfsvoll.

„Ich meine ja nur.“

Sie schauerte zusammen.

„Was hast du?“ fragte Ottilie besorgt.

Annas Blicke hafteten auf einem Beet, auf dem längst abgeblühte Lilienpflanzen üppig ins Kraut geschossen waren.

„Nun haben die Lilien schon lang verblüht! Der Sommer ist herum. Der Herbst kommt.“

Sie versank in Nachdenken.

„Ich bin doch ein dummes Kind. Daß ich so schwer von der Geschichte loskommen kann! Jetzt hat mich das Lilienbeet wieder daran erinnert.“

„Anna!“

„Ja, mach mir nur Vorwürfe! Heute nacht bin ich lang wach gelegen und hab' an den Donisl gedacht.“

Sie stieß einen Schrei aus und sank in die Kissen des Korbstuhls zurück.

Draußen kam der Weber-Donisl über die Straße. Er schob ein Kinderwägelchen mit Klee vor sich her, hatte eine alte Soldatenmütze auf, die Kokarde verkehrt, einen Zigarrenstummel im Mund und sah in seiner Blödheit erschreckend zufrieden und glücklich aus.

Anna starrte ihn an. Mit entgeisterten Augen. Richard befürchtete einen Augenblick mit pochendem Herzen einen Rückfall in die Fieberphantasien der Krankheit. Er bog sich über sie, daß sie den Donisl nicht mehr sehen konnte und nahm beschwichtigend ihre Hand. Anna legte sich die Hand des Bräutigams auf die zuckenden Augenlider.

„Schütze mich! Wisch' mir das Bild weg! Es ist so gräßlich. Es ist so gräßlich!“

„Komm! Ich trage dich hinauf! Du gehst jetzt wieder ins Bettle!“

Er hob sie aus dem Stuhl. Sie war leicht wie eine Feder.

„Ja, ins Bettle!“ sagte sie, gefügig wie ein geängstetes Kind.

Sie umschlang ihn mit den Armen und barg das Haupt an seiner Brust.

* * *

Während die Schwester und Ottilie Anna zu Bette brachten, ging Richard langsam und in schweren Gedanken die Treppe herunter und wieder in den Garten. Der Hippe-Wendel, der mit dem Josephle die birnenschweren Körbe in den Keller brachte, sah Richard mit ehrlicher Bekümmernis an, dieweil Josephle, von der alten Eifersucht stärker gepackt, beiseite blickte. Noch sah er Anna, von Richards starken Armen umfaßt und hinaufgetragen. Und er war und blieb ein lahmer Krüppel, ewig zum Entbehren verdammt.

„Wär' gut, wenn die Anna wegkäm' von hier!“ raunte der Hippe-Wendel, der in diesem Augenblick alle die Spottworte Richards über die Naturheilärzte vergessen hatte. „Ich fürcht': sie bringt sonst die G'schicht nit aus dem Kopf. Hätt' ich so etwas denken können, ich dummer Kog! Und 's ist gar nit der Müh' wert, daß sie sich bekümmert. 's ist ganz recht so, wie's ist! Und seiet mir nit bös, Herr Richard! Ich hab's gewißlich nit voraussehen können, daß die Anna sich's so zu Herzen nimmt. Gleich zehn Jahr von meinem Leben möcht' ich geben, wenn ich's ungeschehen machen könnt!

Wo nur der Unverstand entscheidet,
Der gute Wille Schaden leidet.
Gar Vieles war zu Best gemeint,
Darum man hinterher dann weint.
Der Herrgott richt' es uns in Gnaden!
So wird zum Segen noch der Schaden.

So ein Sprüchlein, so einfältig es klingen mag, hat doch sein Recht, auch

wenn man ein gebildeter Herr ist wie Sie, Herr Richard, und nicht mehr den alten Glauben hat."

Der Totengräber streckte Richard die schwielige Hand hin. Der drückte sie und sagte:

„Ja, wenn man sie nur reisen lassen könnte! Ich hab' gestern auch mit dem Medizinalrat gesprochen. Aber es ist nicht die Möglichkeit. Sie ist viel zu schwach. Man muß eben Geduld haben."

Er ging im Garten hin und her. Dann setzte er sich auf die Bank unter dem Birnbaum. Da lag noch die Birne, die Anna angebissen hatte. Er nahm sie in die Hand und betrachtete sie. Eine leichte Blutspur war an dem Fleisch der Birne zu sehen.

Er hörte einen Schritt hinter sich und drehte sich um. Ottilie stand vor ihm. Sie sah ihn mit traurigen Augen an.

„Wie geht's Anna?" fragte er hastig.

„Sie hat sich an die Wand gekehrt und hält sich noch immer die Augen zu. Sie ist müde und ich denke: sie wird bald einschlafen. Die Schwester hat ihr Tropfen gegeben."

Beide sahen ins Leere und schwiegen.

„Richard!" sagte Ottilie nach einer Weile. „Was halten Sie, was hältst — du — von Annas Zustand? Könnt' ich sie nicht von hier fortnehmen zu mir?"

Er strich sich über die Stirne.

„Es ist leider so," sprach er langsam, „daß ich es für recht schlimm halten muß. Sie war schon schwach, und das Fieber hat ihr einen schweren Stoß gegeben. Sobald sie reisen kann, will ich sie nach Davos bringen."

„Mein Gott! Sollte es —?"

Ottilie verstummte und biß sich auf die Lippen.

Richard nickte.

Wieder war ein banges Schweigen.

„Ich mag und kann es nicht glauben!" sagte Ottilie.

„Ich fürchte, wir werden es glauben müssen!" erwiderte er mit gepreßter Stimme.

Sie sah ihn an. Ihre klaren Augen waren verschleiert. Es stieg ihr heiß in die Kehle.

„Sie wird wieder gesund werden!"

Er schaute ihr voll in die Augen, mit einem ernsten, ehrlichen Blick. Als Ottilie ihn mit dem vertraulichen Du angeredet hatte, war es ihm wie ein heißer Strom durch sein ganzes Wesen gegangen. In einen Augenblick seiner Vorstellung drängte sich ihm wider seinen Willen alles zusammen: Annas Siechtum; Ottilies Lebensfülle; die unklar wogende Zukunft.

Er atmete tief auf.

„Wir wollen ihr treu bleiben," sagte Ottilie mit fester Stimme. Und es lag eine solche Klarheit und Wahrheit, ein so tiefes Erkennen und ein so reines Verzichten in diesen Worten, daß Richard wortlos ihre Hand ergriff.

In diesem Augenblick kam Josephle den Hausgang heraus.

Richard ließ Ottiliens Hand fallen und Ottilie ging hinauf, nach Anna zu sehen.

IV.

In Annas Erkrankung war eine jener Wendungen eingetreten, die bei solchen Krankheiten oft den Arzt überraschen, ja verblüffen. Seit zwei Wochen besserte sich ihr Befinden von dem einen zum andern Tag. Sie aß mit Lust. Ihre alte Lebhaftigkeit schien zurückzukehren. Der böse Hustenreiz verschwand tagsüber fast gänzlich. Ihre Augen leuchteten und lachten wieder. Ihr Gang ward leichter. Sie steckte voller Neckereien. Richard und Ottilie sahen diese Besserung mit einem beglückten Erstaunen. Richard meinte: im Oktober sei sie so weit, daß sie reisen könne. Anna wollte aber davon nichts wissen. Ihr graute vor den fremden Leuten und vor der fremden Gegend. Es ist nirgends bessere Luft wie hier! sagte sie mit einem reizenden Zug von Nichtbegreifenkönnen, daß man sie aus der Heimat in die Fremde schicken wolle. Wenn ich nur wieder auf den Berg könnt'! Da wär' ich bald ganz gesund! Richard schilderte ihr die Schönheiten des Graubündner Landes. Und Ottilie half getreulich mit. Aber Anna blieb hartnäckig bei ihrer Weigerung. Und der Oberlehrer unterstützte sie. Zum Verdruß Richards, der sich nicht verhehlte, daß in der Behandlung dieser Krankheit die größte Vorsicht geboten sei. Allein er drang nicht zu sehr in Anna. Ihre Erkrankung hatte sie reizbar gemacht und jede Aufregung mußte aufs sorgfältigste vermieden werden. Wenn die Zeit gekommen war, würde er handeln.

Der Sommer starb in einer wundervollen Schönheit. Eine lichte Spur seiner Herrlichkeit zog er über die Welt. Auf dieser Spur zog der Herbst ein. Lächelnd und segnend, die weißen Hände voller lachender Früchte. Und dem Duft dieser Früchte mischte sich der verwehende Duft der zweiten Rosenblüte. Mit einer leisen, holden Schwermut. Man fühlte sie an diesen hellen, weißen, warmen Tagen, in diesen sanften Nächten, in all dieser heitern Luft, die klar wie Kristall und erfrischend wie ein Trunk aus kühler Quelle war, unendlich wohl und behaglich. Alles ging mit fröhlichen Gesichtern umher und segnete die schöne Zeit.

In diesen Tagen rüstete sich Ottilie zum Gehen. Es war manches Widerstreitende in ihr. Und das verlangte nach Einsamkeit. Sie hatte in der letzten Zeit mit einem fast schmerzlichen Empfinden zugesehen, wie Richard sich in eine übertriebene Zärtlichkeit — so dünkte es ihrem feinen Gefühl — für Anna hineingesteigert hatte. Annas kindliche Liebkosungen vergaßen zuweilen das Dabeisein der Freundin, und Richard konnte sie nicht unerwidert lassen. Ging Ottilie dann fort, um die Liebenden nicht zu stören, so befiel Richard ein Gefühl der Verstimmung, das er nur schwer verbergen konnte. Anna sah die Schatten auf seinem Gesicht und ward selbst schweigsam. Ja, zuweilen überschlich sie wider Willen der Wunsch: wenn Ottilie nun doch gehen möchte! Sie schalt sich aufs bitterste ob dieses Wunsches, der im Grunde sehr natürlich war. Auch die reinste Freundschaftsgesinnung beginnt da zu erkalten, wo die Liebe sich in ihrem Besitz bedroht fühlt. Und diese Angst überkam Anna oft genug, wenn sie Richards in der letzten Zeit so wandelbares Wesen beobachtete. Die Krankheit hatte ihren Blick geschärft. Aber diese Krankheit, die sie so nahe an die freudlose Pforte des Todes geführt hatte,

war auch eine mächtige Weckerin der Sehnsucht nach Glück in ihr geworden. Ehedem hätte sie vielleicht verzichten können. Dieser Gedanke hatte sie öfter bewegt, als sie sich selbst eingestehen wollte. Um Richards und um der Freundin willen. Jetzt klammerte sich dieses arme schwache Wesen an den einzigen Menschen, um dessentwillen es leben wollte und leben konnte, mit der Inbrunst, die den Verzweifelnden und zugleich Gläubigen an seine Gottheit kettet. In diesem starken, ihre ganze Seele erfüllenden, alles Denken und Tun beschäftigenden Gefühl ertappte sich Anna manchmal fast auf Häßlichem. Richard und Ottilie merkten gar wohl, daß Anna sie mit einer gewissen Absichtlichkeit möglichst selten allein zusammenließ. Daß sie unvermutet in die Stube trat und ein leises argwöhnisches Spähen in ihren Augen war. Dann überhäufte sie die Freundin mit lebhaften Liebkosungen. Und die fühlte wiederum, daß Anna ein heimliches Unrecht gut machen wolle. Richard stand dann wohl auf und ging schweigend. Dann weinte Anna und Ottilie hatte alle Mühe, sie zu trösten und zu beruhigen. Ja, es kam manchmal so, daß sie Richard sanft und eindringlich zuredete, Annas sprunghaftes Wesen mit Milde zu nehmen. Er hörte diese Mahnungen mit gesenkten Augen. Ottilie betrachtete sein ernstes Gesicht, in dem eine innere Spannung nicht völlig beherrscht war, mit einem Gefühl gemischt aus Trauer und Zuneigung. Und dann sah sie wieder, wie er übertrieben, wenn nicht gezwungen zärtlich gegen Anna wurde. Das schnitt ihr ins Herz.

In das Empfinden, Denken und Tun der drei Menschen war jene leichte Trübung gekommen, die am heitern Sommerhimmel als der Vorbote drohenden Unwetters aufzusteigen pflegt. Keines mehr war dem andern gegenüber so recht frei. Und so wuchs etwas Unruhiges störend in ihr Zusammensein. Ihr Wesen und Gebahren schien eine leichte trügerische Decke zu sein, die jeden Augenblick von einer der darunter wogenden Empfindungen durchbrochen werden konnte. Es war das beste, wenn Ottilie ging und die beiden einander ganz und ungeteilt überließ. Was tu' ich denn da? sagte sie zu sich. Ich schaffe nichts als Verwirrung. Und sie dachte mit einem bittern Lächeln an Jacobsens Wort vom „fahrenden Ritter der Freundschaft“. Wahrhaftig, das war auch auf sie gemünzt. Dabei fühlte sie mit heftigem Schmerz, daß sie Richard liebe. Sie belog sich nicht mehr über dieses Gefühl. Sie nahm es als eine unabänderliche Tatsache, mit der sie fertig werden mußte und wollte. Und noch mehr: sie fühlte mit ebensolche Sicherheit, daß Richard dieses Gefühl erwidere.

Fort darum! Und auf Nichtmehrwiederkehren! Geschehe, was wolle.

* * *

Als Ottilie ihren Entschluß verkündet hatte, war ihr Anna um den Hals gefallen.

„Ich bin's, die dich forttreibt!“ hatte sie wieder und wieder ausgerufen.

Ottilie hatte sie schweigend auf die Stirne geküßt und war dann auf ihr Zimmer gegangen, ihren Koffer zu packen.

Etwas später trat Anna mit verweinten Augen auf die Schwelle. Sie sah der Freundin zu. Mit flehenden Blicken.

„Was hast du denn, Mäusle?“ fragte Ottilie heiter. „Einmal muß geschieden sein! Es geht ja alles wieder gut.“

Anna trat näher. Stoßweise hob sich ihre Brust.

„Gelt, du bleibst mir Freundin?“ sagte sie schluchzend.

„Närrle, was sollt' ich dir nicht gut bleiben!“

Anna schwieg eine Weile.

Sie wollte etwas sagen, das ihr doch nicht über die Zunge kam. Sie wollte sagen: ich möchte ihn dir so gerne geben. Aber ich kann nicht. Ich kann nicht.

Wortlos ging sie hinaus. Und zu ihrem Schreck empfand sie in aller Betrübnis wieder die heimliche Freude, daß Ottilie gehe und sie mit Richard nun ganz allein sein werde.

Aber bangte ihr nicht gerade d a v o r?

* * *

Es war der schönste Mondscheinabend eines beginnenden Herbstes.

Späte Rosen hoben ihre zarten Kelche in sein klares Silberlicht und von den Bäumen zitterten welke Blätter.

Im Gärtlein vor dem Lehrershause war ein Tisch aufgestellt. Eine Lampe beleuchtete Flaschen und Gläser. Ein starker Duft entstieg dem alten Wein, der in den Gläsern lag wie flüssiges Gold. Man feierte den Abschied Ottiliens. Und der Oberlehrer, der an seinem Teil froh war, daß sie abreiste — denn alle Dinge hatten seiner Ansicht nach ihre Zeit und dann war es besser: sie gingen zu Ende — der Oberlehrer hatte einen alten, ihm von einem Gesangverein gestifteten Ehrenwein aus dem Keller geholt. Man trank, man schwätzte, man lachte sogar über des Oberlehrers Schnurren, die er in seiner trockenen Art zum besten gab, und es sah wirklich so aus, als sei alles so, wie es sein sollte. Gegen neun Uhr war Anna müde und sagte, sie wolle nun ans Bettgehen denken. Ottilie wollte ihr behilflich sein. Aber Anna lehnte jede Hilfe mit großer Entschiedenheit ab.

„Ich bin jetzt gesund und brauche keine Hilfe mehr!“ erklärte sie, fast beleidigt.

„Ich bleib' noch ein bißle beim Babbe. Gelt? Bis er sein Glas ausgetrunken hat. Und ihr“ — sagte sie zu Ottilie und Richard — „wollt vielleicht noch ein kleines Spaziergängle machen. Es ist so schön oben beim Gottesacker. Besonders in Mondnächten. Ihr braucht keine Angst wegen mir zu haben. Ihr könnt mich ruhig noch ein wenig da sitzen lassen. Es ist ja so warm, fast wie im Sommer.“

Sie lehnte den Kopf an die Brust des Vaters, der ihr Haar streichelte. Seit ihrer Erkrankung war er zärtlicher zu ihr geworden.

Richard sah Ottilie an. Die hatte die Augen gesenkt. Es war etwas wie rührende kindliche Großmut in den Worten Annas. Sie schien zu sagen: Geht, ihr habt euch Lebewohl zu sagen. Tut es nur! Ich vertrau' euch.

Und doch — welch unbewußte Grausamkeit lag doch auch in dieser Aufforderung!

Und es war Ottilie, als werde jählings eine lang bezwungene und halberstickte Flamme in ihr lebendig. Ihr ruhiges, gleichmäßiges Betrachten der Dinge verschob und verzerrte sich im Schein dieser Flamme. Ihr Herz schrie nach diesen letzten Augenblicken des Alleinseins mit Richard. Aber sie betrog sich selbst, indem



sie sich vorsagte: sie wolle mit Richard noch einmal so recht klug und eindringlich über Anna sprechen und ihm das Heil und Glück der Freundin zu seiner nie wankenden Pflicht machen. Sie zitterte vor diesen Augenblicken. Wenn sie aber nicht ging, mochte in Anna ein Argwohn zurückbleiben: es sei in ihr nicht alles klar und entschieden. Dann schuf sie Anna Unruhe. Aber am stärksten doch lebte und bebte in ihr das Verlangen, mit Richard vor der großen schweren Trennung für immer einmal noch allein zu sein.

Und endlich siegte dieses Verlangen.

Sie sah auf. Ihre Augen waren unsicher. Dann sagte sie langsam:

„Wenn Richard will, möchte ich gerne noch einmal gehen. Ich kann aber wohl auch allein."

„Sonst nichts als Kirschen!" rief Anna lebhaft. „Nein, Nein! Richard wird dich begleiten. Ich warte da auf euch. Ein halbes Stündchen in der frischen Luft wird mir noch gut tun! Also sputet euch, ihr Herrschaften! Ich wollt', ich könnte mit! Aber das kann ja noch nicht sein!"

Richard stand auf.

„Wenn du es haben willst!" sagte er mit einem eigentümlichen Klang in der Stimme.

„Ja, ich will es haben! Und ihr wißt, was ich für ein Dickkopf bin!"

„Dann sag' ich gleich gute Nacht, Anna! Es ist doch besser für dich, wenn du nun ans Schlafengehen denkst."

Anna zog die Lippen schief. Aber Richard hatte so fest und entschieden gesprochen, daß sie nichts weiter sagte. Er küßte ihre Stirne. So tat auch Ottilie. Es war Anna seltsam. Ein wehes Gefühl überkam sie. Richard schien so kalt. Und es war ihr so eigen, als der beiden Lippen sich auf ihrer Stirn gewissermaßen gefunden hatten. Dann sah sie die Freundin und den Bräutigam aus dem Garten hinausgehen. Und im selben Augenblick überfiel sie mit einer fast vernichtenden Gewalt aufs neue der Traum: die beiden gehen fort und lassen sie allein.

Sie hörte ihre Schritte verhallen. Und es war ganz kalt in ihr.

„Vaterle!" sagte sie, als müsse sie bei ihm Schutz suchen vor der Angst, die sie mit einem Mal überfallen hatte. „Laß mich so ein wenig —"

Sie sprach nicht aus. Sie legte den Kopf an seine Brust. Sie zwang sich zur Heiterkeit. Sie war kindisch. Sie zupfte an seinem Bart. Sie tätschelte ihm die Wangen. Und sie trieb das so lange, bis er ungeduldig wurde und sie einen unverbesserlichen Kindskopf schalt.

Da setzte sie sich in ihren Stuhl zurück. Ein bitterer, rätselhafter Zug erschien in ihrem Gesicht.

Der Oberlehrer erhob sich und strich mit der Hand über ihr Haupt.

„Bisch guet!" sagte er.

Dann schnupfte er und ging zum Bier in die Krone.

Anna blieb allein im Gärtlein.

V.

Die zweie gingen schweigend die Gasse dahin, die zum Berg hinaufführte. Der Rasierer, der Helfer-Baule, stand vor seiner Ladentür und machte, als sie

vorbeikamen, einen höflichen Diener. Es lag etwas wie Erstaunen darin. Sonderbar! sagte er zu sich, wo wollen die noch hin so spät? Und er tippte sich mit dem Zeigefinger der linken Hand auf die Nasenspitze; eine Manipulation, die er immer vollführte, wenn er über etwas im unklaren war. Sonderbar! wiederholte er und schloß die Ladentür ab. Denn es schlug eben halb zehn Uhr. Auch der Josephle sah die beiden. Er hatte in einem von Anna entliehenem Buche gelesen, und da das Fenster offen stand und es sehr still da am Ende der Gasse war, hatten ihn die Schritte der Vorübergehenden aufgeschreckt. Er sah ihnen nach, bis sie im Halbdunkel des Weges verschwanden, der zwischen hohen mit Haselstauden bewachsenen Lehmwänden zu dem Friedhof hinaufführte. Es war ein steiler und schier unbequemer Weg. Der breitere Weg führte außen herum. War aber umständlicher zu gehen. Der Josephle sann eine Weile. Es fiel ihm mit einem Male ein, daß damals nach dem Birnenbrechen die beiden Hand in Hand im Garten gestanden waren, und daß sie bei seinem Kommen eilig und wie ihm schien, verlegen die Hände zurückgezogen hatten. Und nun gingen sie bei Nacht und Nebel im Hohlweg den Berg hinauf. Vielleicht wußte Anna gar nichts davon. Vielleicht wurde die Arme schmählich verraten. Der ganze eifersüchtige Groll, den der Lahme gegen Richard und Ottilie hegte, zumal gegen Richard, überfiel ihn mit vollster Gewalt. Er nahm seinen Rock und verließ leise das Haus. Was wollte er? Er wußte es nicht klar. Wie unter einem Zwang schlich er den beiden nach. Und dabei hatte er ein dunkles Gefühl der Beschämung. Aber das war nicht stark genug, ihn zurückzuhalten.

Dieweil waren die beiden am Kirchhof angekommen. Auch jetzt, da sie an der Kirchhofsmauer beieinander standen, redeten sie nicht. Sie sahen hinaus auf das weite Land. Sie sahen in die unendliche Heiterkeit und Schönheit dieser Herbstmondnacht. In diese silberschimmernde Weite, aus der die mondbeschienenen Häupter der Felsenkegel aufstarrten und gigantische Schatten über das helle Land warfen. Sie standen da wie dräuende Gedanken. Ferne blitzte der See. Die Berglinien der Ferne schienen wie verhaucht in die lösende Mondhelle und Monddämmerung dieser Nacht. Lieblich lagen die Dörfchen. Still und geheimnisvoll die Wälder. An einem Berghang träumte ein Städtchen. Wiewohl die beiden dem Hammerstein abgewandt standen, fühlten sie seine ungeheure Wucht. Es war ihnen, als laste eine solche Wucht auf ihrem Leben, das so voller Hell und Dunkel war wie diese Mondnacht mit ihrem Licht und ihrem Schatten. Das Geheimnisvolle der Natur, der Nacht, der schimmernden und verdämmernden Weite ergriff sie. Das Seltsame, das Unbegreifliche, das Unmögliche schien ihnen aus dieser Nacht entgegenzubeben. Es schien in sie hineinzuzittern und zu strömen. Es machte ihre Gedanken weit und weich und willenlos dem Zauber hingegeben. Es war, als hauchten kaum vernehmbare Laute durch das Schweigen. Sie suchten. Sie irrten. Sie begegneten einander und flohen sich erschreckt. Und sie suchten sich wieder. Aber drunten lag die Stadt in breiten Massen von hell und dunkel. Da und dort Lichter, rötlich im Silber und dem blauenden Dunkel der beschienenen oder im Schatten liegenden Häuser und Straßen. Irgendwo spielte jemand auf der Trompete: Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus. Da er mitten im

Lied einen Fehler machte, so begann er es von neuem. Aber wieder machte er den Fehler. Und wieder setzte er an. Es war, wie wenn jemand fortgehen möchte und doch nicht kann und immer wieder umkehrt.

Endlich sprach Ottilie. Ein Schleier lag auf ihrer Stimme.

„Nun werde ich gehen und in langer, langer Zeit, vielleicht auch gar nicht wiederkommen. Aber das Bild dieser Mondnacht will ich mir mitnehmen. So still und rein und heimlich soll das Gedenken der Vergangenheit in mir leben und wirksam sein. Es ist wohl so, daß es in mancher Menschen Leben Herbst wird, wo doch nicht Frühling und Sommer waren. Nun wohl. Der Herbst ist ruhig und erfüllt uns mit Stille und ich glaube: diese Stille segnet und heiligt uns zur Arbeit. Und arbeiten will ich nun mehr denn je."

Ihr schönes Antlitz war der Mondnacht entgegengerichtet. In ihren Augen spiegelte sich das Licht der Mondseele, die auf ihren schimmernden Schwingen hinausbebte in das All. In ihrem Wesen, in ihrer vom Mondlicht umfluteten Gestalt lag eine wehmütige Größe und eine wunderbare Reife des Willens.

Richard betrachtete sie schweigend und scheute sich, die trauervolle Musik dieses Schweigens zu unterbrechen.

Endlich sagte er langsam:

„Du wirst Frühling und Sommer erleben, Ottilie. Du wirst glücklich werden. Du wirst einen Menschen finden, dem dein Wesen das reinste, vollste Glück spenden wird. Mild und stark wird es ihn machen. Und fest im Wollen und Vollbringen."

Sie sah ihn an. Sie fühlte sich zu einfach und zu groß, um zu verbergen, was sie dachte. Es war nicht mehr so wie damals bei der Unterredung im Kloster, da sie sich gegen Richard kalt und stolz zu verschließen gesucht hatte. Zuviel war gemeinsamen Leides hinzugekommen. Und das Ende war ja nun da. Das Ende. Nun in dieser schicksalsschweren Stunde wäre es ihr kindisch-mädchenhaft erschienen, sich abzukehren und verlegen zu schweigen und zu sein, als ob nichts wäre. Mochten das doch die vielen andern tun, die um die Geschicke herumgingen oder sich ihnen überlieferten mit zugehaltenen Augen. Und die Augen voll auf ihn gerichtet, sprach sie mit einer Stimme, die nun klar und ruhig war:

„Du weißt, Richard, daß mein Leben an einen versagt ist. Und diesem einen versagt auf immer. Und daß es nimmer sein eigen werden darf. So hat es sich nun gefügt. Und ich muß es tragen. Und ich will und kann es tragen."

„Und ich —"

„Du —"

Sie nahm seine Hand.

„Du wirst so stark und so ruhig sein wie ich es von dir denken muß. Es gibt ein Wesen, das ein Anrecht auf dich hat und das sich schon in seiner armen bestürmten Seele um dich und deinen möglichen Verlust sorgt und härmt und krank macht. Wir, Richard, haben mehr als sie. Sie hat nur dich. Nimm ihr dieses Einzige fort, und sie wird sterben. Wir sind stark, Richard. Aber wir wollen gut bleiben. Wir wollen nicht Gewalt üben. Denn es scheint mir nicht der Sinn des Lebens, ich meine: der reinste und höchste Sinn und Wille, über die Gräber fremden Glückes zum eigenen zu schreiten."

Er schwieg eine Weile.

Dann sagte er mit rauher Stimme:

„Ja, aber auch dies nicht ist der Sinn des Lebens, daß Unvollkommenes Wirklichkeit und Dauer für ein ganzes langes Leben gewinnen soll. So werden Not und Irrtum vertausendfacht."

„Richard!"

„Du weißt, welchem Schicksal ich entgegenschreite."

„Anna wird gesunden."

„Sie wird gesunden? Wer weiß es. Du nicht und ich nicht. Es erbarmt mich Annas im Innersten. Und ich weiß: ich könnte ihr niemals wehetun. Ihr, dem reinsten, besten Wesen, das je die Sonne beschienen hat. Ich werde dieses Leben bestehen. Weil es mir nun so zugemessen ist, und seine ganze furchtbare Schwere ewig und immerdar an dem dünnen Faden eines Daseins hängen muß, das vielleicht nicht zu sterben und nicht zu leben vermag. Du denkst: ich rede nun grausame Worte. Allein, da ich nun einmal rede und du selbst gesprochen hast wie rechte und starke Menschen miteinander reden, die der Feigheit abhold sind, so spreche ich so. Müssen wir voneinander gehn — und dies ist ja wahr, daß wir es müssen —"

„Ja, wir müssen es! Und so lebe denn wohl!"

Er hielt noch ihre Hand in der seinen.

„Es wäre noch viel zu sagen!" sprach er langsam und Ottilie fühlte, daß jedes Wort ihm Schmerz bereite. „Aber es ist vielleicht besser, man verschweigt es. Wie ich so deine Hand halte und dir in die Augen sehe, in dieser Mondnacht, da ist es mir, als stände ich auf einer Höhe, von der ich einstmals nichts gewußt habe, und steige dann wieder in die Niederungen. Oben ist Weite und Größe und es stehen schimmernde Götterbilder eines versagten Glückes um uns herum. Und unten erwartet mich das bißchen Schmerz und das bißchen Glück des Tales."

„Sprich nicht so!"

Sie bedeckte die Augen mit der Hand und stand gesenkten Hauptes.

So blieb sie eine Weile. Dann sagte sie still und wehmütig:

„Wie ist das über uns gekommen? Wie konnte es kommen?"

„Es mußte!" erwiderte Richard. „Es war wohl so bestimmt. Denke daran, wie wir uns zuerst gesehen haben!"

„Ja," sagte sie langsam, „und in allem dem andern lag auch so ein seltsames Geführtwerden. Und das unglückselige liebe Kind hat uns führen müssen. Noch heute. Niemals wäre ich auf den Gedanken gekommen, mit dir hier heraufzugehen. So sehnend mir das Herz nach einem Wort des Abschieds und des Verständnisses war. Aber Anna hat es gewollt. Es ist ein seltsamer und grausamer Hohn darin."

Als er schwieg und sie fühlte, wie es in ihm wogte und kämpfte, nahm sie seine Hand, die sie hatte fallen lassen, aufs neue und drückte sie innig.

„Richard!"

Er sah zu Boden. Lange. Und unwillig fast, mit schwerer Gewalt arbeiteten sich Worte aus seinem Innersten.

„Du mahnst, daß es Zeit ist, hinabzusteigen. Wohl! Es muß ja sein. Und nie, nie, nie mehr wird etwas in meinem Leben wiederkommen wie dieses. Aber — du darfst nicht so gehen. Nicht so.“

„Richard!“

Aber schon hatte es ihn überwältigt. Er hatte sie umschlungen und hielt ihre bebende Gestalt mit starken, verlangenden Armen. Er fühlte die Kraft und die Herrlichkeit dieses Leibes. Das war das Leben, das er da einen seligen schmerzlichen Augenblick lang in Händen hielt, das gesunde, triebstarke, jauchzende Leben, dessen er nie teilhaftig werden durfte. Und das doch so lockend und verwirrend gleich am ersten Tag dem in die Heimat Zurückgekehrten entgegengetreten war. Und nun brach ein Schluchzen aus dieser Hingabe Ottilies hervor, das dieses starke, beherrschte Wesen bis zur Fassungslosigkeit durchrüttelte. Dreifach bestürmte das Weh ihr Herz. Seine Tore, sonst so fest geschlossen, stieß es ein. Und waltete als Herrscher. Um Richard, um Anna, um sich selbst weinte sie.

„Du — du“ — stammelte er. „Du mußt nicht — du mußt nicht weinen!“

„Ach, wenn ich denke“ — sagte sie schluchzend — „du wirst eine Heimat haben, von weichen Händen bereitet. Aber ich — o mein Gott — ich werde einsam sein und einsam bleiben —“

In dem Versunkensein ihres Schmerzes standen sie und es währte lange, bis sie sich voneinander zu lösen vermochten.

Still und ernst lag in der Mondblässe der Friedhof. Mit Lichtern und Schatten. Der Garten des Todes. Die beiden, die sich an seiner Mauer gefunden hatten, um sich nie wieder zu verlieren und die sich doch nicht behalten durften, nahmen Abschied vom Garten des Glückes, den das Leben ihnen spottend zeigte. Das hohe weiße Kreuz mit der dornengekrönten Erlösergestalt sah mitleidig und zürnend zugleich auf sie herab. Entsaget! floß es von dem schmerzverzerrten Antlitz hernieder.

Entsaget!

„Es ist Herbst!“ sagte Ottilie langsam und schmerzlich. „Es ist schnell Herbst geworden. Wir wollen hinunter.“

„Hinunter!“ wiederholte er, das Wort in seinem Wehe auskostend. „Hinunter ins Tal.“

Sie standen noch eine Weile.

Unten im Hohlweg verhallte ein leises, eiliges, ängstliches Geräusch.

„Komm!“ sagte Ottilie zusammenschauernd.

Sie gingen den Hohlweg hinab. Am Ende des Hohlwegs, dort, wo das kleine Haus des Totengräbers stand, etwas weiter zurück unter alten Bäumen, am Hauptweg zum Friedhof, hörten sie eine tiefe Stimme ein Lied singen, das sie seltsam berührte; ja erschütterte. Der Totengräber sang. Der alte Mann saß in der Stube, von einem dürftigen Kerzenlicht beleuchtet, am Tische. Er hielt nach Art alter Leute ein Buch weit von sich, und die beiden, die leise nähertraten, vernahmen deutlich die Worte, die er daraus sang. Sein ganzes Wesen hatte dabei etwas Rührendes und Feierliches zugleich.

Vater in dem Himmel du,
In der Hand hälst du die Sterne.
Wie ein schwebend Sperlingsnest
Alle Nähe, alle Ferne.
Hältst mich und mein kleines Leid,
Hältst der Erde große Schmerzen.
Bringe, Vater, sie zur Ruh
Liebeswarm am Weltenherzen.

Ach, es ist ein Staubgewand,
Das ich schier verzweifelnd trage.
Und im Staub des Wegs erstickt
Meine tränenlose Klage.
Was ich tat, es ist getan,
Ob ich lache, ob ich weine.
Setz' ich's ab, so heb' ich's auf
Neu bei jedem Meilensteine.

Was ich tat, es ist getan ... klang es in Ottilien nach.

In einem bangen, schweren Verstummen setzten sie ihren Weg fort.

* * *

Als Ottilie vor ihrem Zimmer stand, sah sie, daß Anna noch Licht hatte. Aus den Ritzen der Türe rieselte es sparsam, dürftig, wie ein langsam verrinnendes Leben.

Ottilie blieb stehen, die Hand auf die Brust gepreßt.

Sollte sie eintreten bei Anna?

Nun schienen ihr Rausch und Qual der Minuten da oben wie ein schweres, nie zu sühnendes Unrecht.

Sie hatte nicht die Kraft, die Freundin zu sehen.

Sie ging in ihr Zimmer. Sie entkleidete sich mit einer Trostlosigkeit, die sie müde machte, als ob sie sterben könnte.

Und sie wußte doch, daß sie leben wolle und müsse.

* * *

Sie wußte nicht, wie das Schicksal mit ihnen und Anna gespielt hatte.

Daß Josephle in seiner Empörung zu Anna geeilt war, die im Garten gewartet und gewartet hatte, und daß er ihr alles gesagt hatte, wie es geschehen war.

Anna hatte ihn fortgeschickt und ihm geboten zu schweigen.

Sie hatte sich zu Bette gelegt. Und mit geisterhaften, brennenden, starren Augen sah sie ins Licht der Kerze, das ärmlich und kümmerlich herumflackerte.

Sie hatte die Hand am Herzen, das wild wie ein gescheuchter Vogel war. Sie fühlte einen solchen Schmerz, daß sie aufschreien hätte mögen. Sie lag steif, als sei sie schon gestorben. Es hatte sie hingeschmettert. Und sie hatte keine Macht mehr, sich zu bewegen. Dann hörte sie die Freundin heimkommen und vor der Türe stehen. Sie trat nicht herein.

Ein bitteres Lächeln und ein unendlich wehes Lächeln erschien auf Annas Lippen.

Sie wußte, daß Ottilie sich schäme. Und sie dachte daran, daß diese Hohe, Stolze, Kluge, Starke sich vor ihr, der Minderen, nun schämen und beugen müsse. Und doch tat ihr das so weh in ihrem armen jungen Herzen.

Dann, als alles da drüben still wurde, überfiel es sie wie eine Empörung. Es benahm ihr den Atem. Sie setzte sich in die Höhe. Ein seltsames Bohren und Wühlen, Stechen und Zerren war in ihr. Und sie beachtete nicht einmal, daß ein dünner Tropfen Blutes auf ihren Lippen war.

Durch das Fenster sah das Kreuz des Friedhofs herein. Der Gequälten, die da saß, ringend mit der dunkeln Faust, die schon so lange nach ihr tastete und faßte, war es, als wüchse dies Kreuz in ihr Zimmer. Gewaltsam. Unbarmherzig. Unabwendbar.

Dort am Kreuz waren die beiden gestanden: Ottilie, ihre Freundin, und Richard, ihr Bräutigam, die Menschen, die sie vor allen einzig geliebt, denen vor allen einzig sie vertraut hatte. Dort waren sie gestanden und hatten sich ihrer Liebe versichert. Dort hatten sie sich den Kuß gegeben, den sie sich vor Anna nicht hatten geben wollen. Es war vielleicht nur ein Abschiedskuß gewesen — so suchte sie sich einzureden. Aber warum — warum hatten sie sich den Kuß nicht in ihrer Anwesenheit gegeben?

Sie starrte hinaus in die Herbstmondnacht.

In einiger Ferne hörte man das dumpfe Poltern und Brüllen der Farren im Farrenstall. Es war ein brutaler Ton des unbekümmerten Lebens.

Anna dachte und dachte. Und das Stechen und Bohren, das Wühlen und Zerren ward stärker. Der Traum stand zwingender und beklemmender vor ihr. Nein, nun war er nicht mehr Traum. Mit einem Male fühlte sie nun ihr Schicksal in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Der Traum war Wirklichkeit geworden. Breite, häßliche, bleibende Wirklichkeit.

So widerlich und stumpf wie das Stampfen und Brüllen, das zu ihr herübertönte.

Die Gesunden! Die Gesunden! Die haben das Recht!

Das Gärtlein des Lebens blüht nur für sie.

Aber die andern, die sollen sich mit dem stillen Gärtlein genügen lassen.

Nein! Ich will auch mein Recht! Ich will mein Recht! Ich will mein Recht!

So schrie es in ihr.

Und dann dachte sie wieder mit wirrem, schmerzendem Haupte nach.

Ja, das mochte wohl schuld sein, daß man sie einfach so beiseite warf.

Daß alle beide sie so beiseite warfen wie ein ausgebrauchtes Spielzeug.

Die hatten schon lange gemerkt, was sie nicht wußte oder vielleicht nicht wissen wollte.

Weil sie für das Sterben da war und nicht für das Leben.

Und eine neue Empörung erfaßte sie.

„Nein, ich will ihnen den Gefallen nicht tun!" flüsterte sie mit verzerrten Lippen.

Sie sollte das Opfer sein.

Sie sah wie in eine furchtbare, grauenvolle Tiefe, in die unbarmherzige, gleichgültige, hohnvolle Notwendigkeit des Lebens hinein.

Sie schloß die Augen und schauderte.

Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben!

Aber das Kreuz da im monddämmernden Fenster wuchs und wuchs. Es war, als lege es sich ihr gerade auf das Herz. Wie ein Berg.

Sie stöhnte leise.

Und sie dachte an Richard und Ottilie.

Sie griff nach einem Trost. Sie dachte: es ist der Schmerz des Abschieds gewesen. Sie sind gut. Sie können nicht gemein sein.

Sie werden elend sein. Wir sind alle drei elend.

Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie sah die Mutter Gottes an ihr Lager treten. Und der Weber-Donisl lachte sie an mit verblödetem Gesicht. Und dann kam der Hippe-Wendel und sagte kurz und befehlend: „Komm! Es ist Zeit!" Und da stand die Mutter auf der Schwelle, den Finger auf dem Mund, mit den rätselhaften Augen des Traumes. Und sagte langsam: „Dir geht's wie mir. Wir haben nicht leben dürfen alle beid'."

Anna stieß einen erstickten Schrei aus.

Es stürzte eine dunkle, donnernde, gewaltige Flut über sie. Diese Flut warf sie unbarmherzig zurück.

Ihr Lebensblut stürzte von ihren Lippen, als könne es nicht hastig genug den gemarterten Körper verlassen.

* * *

Das Gärtlein des Lebens und das Gärtlein des Todes liegen nahe beieinander. So nahe, daß die Schatten aus dem stillen Garten in den des lauten, fröhlichen Lebens hinüberwachsen.

Anna war nach wenigen Tagen zu Grabe getragen worden. Es war ihr Schicksal gewesen, daß sie an den Menschen zugrunde gehen mußte, die sie am meisten liebte.

Die beiden aber, die wissend-unwissend ihr Schicksal geworden waren, standen an dem frischgeschütteten Grabe und starrten auf den feuchten Grund. Alle, die da geweint hatten, waren gegangen. Scheurer, der Oberlehrer, in sein ödes Heim. Es war ein seltsamer Blick gewesen, mit dem er beim Gehen Richard und Ottilie gemessen hatte. Der über Nacht alt gewordene Mann hatte mit einem Male sehen gelernt.

Die beiden hatten den Blick verstanden. Aber was bedeutete die stumme Klage und Anklage des Vaters gegen die Anklage, die sie selbst gegen sich erhoben. Ihr Abschied war Annas Tod geworden.

Sie wußten nicht den furchtbaren Zusammenhang. Aber sie konnten ihn ahnen. Josephle war am Morgen, da Annas Tod bekannt worden war, verschwunden, und nur ein in Eile gekritzelter Brief hatte den Eltern gesagt, daß er in die Fremde gegangen sei, und daß sie sich keine Mühe geben möchten, ihn zu suchen.

Da standen sie und sahen, wie der alte Totengräber Schaufel um Schaufel über den Sarg schüttete. Wie der Grund sich hob und hob. In ihr dumpfes, qual-

volles Starren fielen die Worte des Totengräbers, dem die Tränen in den grauen Bart flossen:

„Es ist mein letztes Grab. Ich hab' genug. Die Anna ist tot. Und der Josephle ist fort. Zur Hochzeit hat sie mich geladen gehabt. Böse Hochzeit. Nein, von heute ab kann der Bürgermeister dingen, wen er will. Mein Amt ist zu Ende. Lebwohl, Anna! Von allen hast du am meisten verdient, zu leben und glücklich zu sein. Aber du warst zu gut für die Welt. Der Himmel hat dich haben wollen.

Jetzt bist du bei dem lieben Gott
Und speisest dort das ewige Brot.
Uns hast verwaist du hier gelassen,
Wir müssen's dulden und können's nicht fassen."

Ottilie ging. Ein langes Schluchzen schüttelte sie.

Und dann sahen sie sich noch einmal in die Augen. Außen am Tor des Friedhofs.

„Wir müssen's dulden und können's nicht fassen!" sagte Ottilie mit erstickter Stimme.

„Ja!" erwiderte Richard. „Vereint sind wir durch sie und getrennt sind wir durch sie. Das wird unser Los sein fortab. Lebwohl, Ottilie!"

Sie reichten sich noch einmal die Hand. Und dann gingen sie auseinander. Ins Leben. Auf gesonderten Pfaden.

— Ob einmal der schwere Schatten, der von dem einfachen Kreuz des stillen Friedhofsgartens in den Garten ihres Lebens wuchs, weichen und voller reicher Sonne Raum geben würde?

Vielleicht geschah es einmal, daß das Angedenken der Toten in den beiden versöhnt wurde.

Denn nicht der Tod spricht das letzte Wort, sondern das Leben!



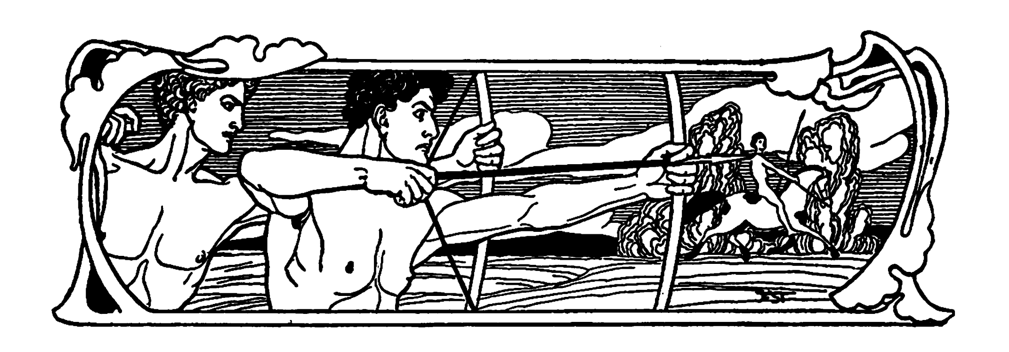
Gewitter überm Kornfeld · Von Paul Zech

Der Himmel hat wilddrohende Fäuste
Weit, weit hinausgestreckt.
Mein Kornfeld ist aus Traum und Stille
Schauernd emporgeschreckt.

Die Halme krallen sich zusammen
Und stehen tief geduckt,
Wenn aus den schwarzen Wetterwolken
Ein Blitzstrahl niederzuckt. —

Ein Glöcklein läuft durch Sturm und Regen
Und ruft in höchster Not:
Herr, der dir Wind und Meer gehorchen,
Schütze das junge Brot!





Der Kampf um die Jugend

Von Otto Corbach

Es ist auch „ein Zeichen der Zeit“, daß der Kulturfortschritt in Europa immer abhängiger von der Sorge der Regierungen wird, den Anforderungen des modernen Wettrüstens zu genügen. Als die Lokomotive erfunden worden war und die ersten Eisenbahnen der Menschheit den damit erreichten riesigen Fortschritt in der Verkehrstechnik vor Augen geführt hatten, erging sich alt und jung in Hoffnungen auf ein Zeitalter der Völkerverbrüderung, dessen Vorbote die großartige, Raum überwindende Erfindung zu sein schien. Wie anders nahm der Kulturmensch des zwanzigsten Jahrhunderts das lenkbare Luftschiff und den Aeroplan auf! Meist als neue Mittel für die Kriege der Zukunft. Damit stimmt es überein, daß der für die Lösung des Flugproblems tätige Erfindungsgeist hauptsächlich im Dienste von Marspriestern stand und immer noch steht. Und die öffentliche Meinung beschäftigte und beschäftigt sich fast gar nicht mit Möglichkeiten, durch lenkbare Flugschiffe und -apparate dem friedlichen Verkehr zu nützen, sondern fast ausschließlich mit deren militärischer Verwendbarkeit.

Ebenso ist, was wenige beachten, bei uns der fortschrittliche Geist im sozialpolitischen Leben ins Joch des Militarismus geraten. Im Jahre 1826 meldete der Generalleutnant von Horn, der damals am Rheine stand, daß die dortigen Provinzen ihr Kontingent an Rekruten nicht zu liefern vermöchten, weil die junge rheinisch-westfälische Industrie mit ihrer ungehemmten Ausbeutung der Arbeitskräfte, mit Frauen- und Kinderarbeit ungünstig auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bewohner einwirke. Diese Anregung, so meint Dr. Heinz Potthoff, habe zu den Arbeiterschutzgesetzen geführt. Allein? Doch wohl nicht. Nach Bismarck wirkte von anderer Seite her die sozialistische Agitation dabei mit. Man wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, das Rekrutenmaterial aufbessern und die Sozialdemokratie „positiv“ bekämpfen. Deshalb ist es jedoch um nichts weniger bezeichnend, daß der eigene Trieb, der bei der sozialpolitischen Mission unserer Regierung mitspielte, nicht ihrem Kulturgewissen, sondern ihrem militärischen Gewissen entsprang, daß sie nicht unmittelbar um der Wohlfahrt des Volkes, sondern an erster Stelle um seiner militärischen Brauchbarkeit willen die soziale Gesetzgebung einleitete.

In jüngster Zeit spielte sich ein ähnlicher Vorgang ab. Schon lange hatten sich die preußischen Ministerien mit der Frage beschäftigt, ob die heutige Art der mangelhaften Weitererziehung der schulentlassenen Jugend nicht eine „wachsende nationale Gefahr“ in sich berge. Den Anstoß zu diesen, inzwischen zu greifbaren Vorschlägen gediehenen Beratungen gab, wie man aus so zuverlässiger Quelle wie der militäroffiziösen „Militärpolitischen Korrespondenz“ erfuhr, die Heeresverwaltung. Diese klagte, es häuften sich vornehmlich in Garnisonen mit Ersatz aus den Industriegebieten, auch Sachsens und Süddeutschlands, die militärischen Beschwerden über die moralische Qualität des Rekrutenmaterials. Schlechter Wille und passive Resistenz erschwerten in nicht mehr vereinzelten, auf zielbewußte Beeinflussung oder sittliche Verwahrlosung zurückzuführenden Fällen die Anfangsstadien der Ausbildung bei einer ganzen Reihe bestimmter Truppenteile in solch steigendem Maße, daß die verschiedenen Kriegsministerien sich zu scharfer Stellungnahme veranlaßt gesehen hätten.

Wieder waren es rein militärische, keine allgemeinen Kultursorgen, die bei den Regierenden den inneren Drang entwickelten, sich um arge Mißstände im sozialen Leben zu kümmern. Und wieder war es die sozialistische Agitation, die sie von außen her auf dieselbe Aufgabe hindrängte. Es ist nämlich auch in diesem Falle bemerkenswert, daß die Vertreter des „Zukunftsstaates“ wieder einmal früher aufstanden als die Vertreter des Gegenwartsstaates. Als in dem „Moabiter Krawallprozeß“ der Pastor Schwebel von der Berliner Reformationskirche sich des langen und breiten über die Verkommenheit der halbwüchsigen Jugend im Moabiter Stadtviertel erging und über die traurige Rolle, die sie bei dem „Aufruhr“ gespielt habe, da konnten die Verteidiger, gegenüber dem Bestreben der Staatsanwaltschaft, das dem Einfluß der Sozialdemokratie zuzuschreiben, mit Recht darauf hinweisen, daß die sozialdemokratischen Organisationen gut fungierende Einrichtungen getroffen haben, um der Jugend an Stelle der Schundliteratur Gelegenheit zu guter Lektüre zu bieten, sie in Turnvereinen zu sammeln, Ausflüge ins Freie zu veranstalten, dem Alkoholgenuß entgegenzuwirken usw., daß aber die Behörden diesen Bestrebungen feindlich gegenüberständen. In der Tat hat die preußische Regierung den sozialdemokratischen Jugendorganisationen bereits das Todesurteil verkündet; sie will die schulentlassene Jugend gewaltsam von der Sozialdemokratie absperren. Um sich aber nicht dem Vorwurf auszusetzen, als wolle sie diese einer sittlichen Verwilderung anheimfallen lassen, greift sie den Vorschlag der Heeresverwaltung, die Pflege der schulentlassenen Jugend in die eigene Hand zu nehmen, auf, um, genau wie bei Einleitung der sozialen Gesetzgebung, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, das Rekrutenmaterial aufzubessern und die Sozialdemokratie „positiv“ zu bekämpfen.

Was mag nun eigentlich eine acht Jahre lang zu religiöser Duckmäuserei und zum Kadavergehorsam gegen alle Obrigkeit erzogene Jugend an der revolutionären Sozialdemokratie reizen, nachdem sie die Schule verlassen hat? Warum zieht die Sozialdemokratie die schulentlassene Jugend von selbst an, und warum ist der moderne Staat mit seinen weit überlegenen Mitteln nicht imstande, im Kampf um die Jugend durch freien Wettbewerb obzusiegen? Warum ist er vielmehr ge-

nötigt, erst die sozialdemokratischen Jugendorganisationen gewaltsam zu vernichten, bevor er damit rechnen kann, daß er für seine eigenen Veranstaltungen zur Pflege der halbwüchsigen Jugend Gegenliebe findet?

Um gleich auf den springenden Punkt zu kommen, so sei zunächst darauf hingewiesen, daß die Vertreter des „Zukunftsstaates" ganz offenbar über mehr Mutterwitz verfügen als die, die derzeitig den Gegenwartsstaat bei uns vertreten. Die Marxschen Lehren mögen großenteils falsch sein, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die modernen Marxisten den sozialen Erscheinungen der Gegenwart immer noch mit mehr ökonomischem Verständnis gegenüberstehen als unsere Regierungsvertreter. Dieselbe Heeresverwaltung, die jetzt nach der obligatorischen Fortbildungsschule schreit, damit der Verwahrlosung der schulentlassenen Jugend in den großen Städten entgegengewirkt werde, verschachert das Tempelhofer Feld an Terrainspekulanten und raubt damit der Berliner Jugend die einzige große freie Fläche, die ihr in erreichbarer Nähe für Spiel- und Sportzwecke zur Verfügung stand. Gleichzeitig läßt der Forstfiskus die schönsten und am bequemsten von Berlin aus zu erreichenden Teile des Grunewaldes „baulich erschließen", so daß der Bevölkerung der Hauptstadt die Gelegenheiten, mit der freien Natur in Berührung zu kommen, frische Luft in ihre mißhandelten Lungen zu pumpen, immer mehr verringert werden. Auf der andern Seite steht man ziemlich gleichgültig dem großstädtischen Wohnungselend gegenüber, in dem die sittliche Verwilderung der Halbwüchsigen großenteils ihre erste Ursache hat. Ist es nicht überhaupt ein Unsinn, solche Übel allein durch pädagogische Mittel heilen zu wollen? Wurden nicht die Brüder Koppius Mörder, trotzdem sie sehr bildungsbeflissene Leute waren? Hätte Karl Koppius nur Gelegenheit gehabt, eine seinen Fähigkeiten und Kenntnissen entsprechende Beschäftigung zu finden, er wäre nie zum Verbrecher geworden.

Im kaufmännischen Leben weiß jedermann, daß im Wettbewerb schließlich das kleinste Mittel zum größten Zweck die Oberhand behält. Das Verfahren, das die Regierenden bei uns anwenden, um der Sozialdemokratie die Jugend streitig zu machen, läuft darauf hinaus, mit Kanonen nach Spatzen zu schießen, mit einem möglichst großen Mittel möglichst wenig zu erzielen. Wenn sich unsere Regierenden nur mehr Geist anschaffen wollten, dann würden sie all die Umständlichkeiten, zu denen sie jetzt ihre Zuflucht nehmen, nicht nötig haben. Wenn sie das nicht tun, dann werden sie trotz aller ihrer machtvollen Anstrengungen die Jugend immer mehr an die Sozialdemokratie verlieren, wie sie unsere Ostmarken trotz aller Anstrengungen immer mehr an die Polen verlieren, deren Ansiedelungsbanken eben mit mehr Geist arbeiten als die preußische Ansiedlungskommission. Wer den überlegenen Geist hat, hat den Zwang nicht nötig und kommt mit der Freiheit aus. Die Freiheit aber ist immer billiger als der Zwang und darum die überlegene Konkurrentin. Wären die europäischen Regierungen nicht so arm an Geist, wie es tatsächlich der Fall ist, so würden sie längst den europäischen Frieden so weit dauernd organisiert haben, als die wirtschaftliche Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts hierfür tatsächlich die Voraussetzungen geschaffen hat. Diese Aufgabe haben die Proletarier in den modernen Kulturstaaten für ihre Kreise geleistet; es bestehen unter ihnen keine Interessengegensätze mehr, die den Ergebnissen der

neuzeitlichen Entwickelung des Weltverkehrs widersprechen. Aber die Regierungen hinken hinter dieser Entwickelung noch weit, recht weit hinterdrein. Nur weil sie von überlebten Streitfragen nicht loskommen können, wachsen ihnen die Anforderungen des internationalen Wettrüstens über den Kopf, so daß sie die wichtigsten Kulturaufgaben vernachlässigen. Und doch wundern sie sich, daß die „Untertanen“ es allmählich müde werden, von ihnen nur noch als Objekte für militärische Zwecke gewertet zu werden, die keine vitalen Volksinteressen berühren; denn man kann alle europäischen diplomatischen Zänkereien der letzten Jahrzehnte durchgehen, man wird keinen einzigen Fall entdecken, wo es sich gelohnt hätte, einen modernen Krieg zu entfesseln, den Erzeugnissen des Gewerbefleißes eines Volkes auf dem großen Gebiete des Weltmarktes in einer nicht bloß exklusiven Interessentenkreisen zugute kommenden Weise die Wettbewerbsfreiheit zu sichern. Meist handelte es sich um alles andere eher als um die wahren Interessen eines nationalen Wirtschaftsorganismus. Wir leben in einem faulen Frieden und könnten uns, wenn nationale Lebensfragen es erheischten, für einen frischen, fröhlichen Krieg nicht rühren, weil alle Rüstungen überlebten Zwecken gelten. Das ist die Grundursache, weshalb die europäischen Nationen in ihren Panzerungen allmählich alle regenerative Kraft zu verlieren und zugrunde zu gehen drohen wie die von der Natur übermäßig gepanzerten Tierungetüme der Vorzeit. Und das ist auch die Grundursache, warum der internationale revolutionäre Sozialismus auf die Jugend eine stärkere Anziehungskraft ausübt als der moderne Staat.



Wildnis · Von Rudolf Leonhard

Wild überwachsne Pfade mühn
Sich fast erstickt durch üppiges Grün;

Die Luft, die warm den Wald umhüllt,
Ist ganz mit Sonne angefüllt;

In Glast und Flirren reckt den Leib
Ein braun verbranntes Bauernweib —

Ein Schauer rinnt — — —
und reich umbreiten
Uns übermächtige Fruchtbarkeiten.





Stephan, der Lügner

Von Max Ludwig-Troll

Nun, mein Sohn," sagte der Mann mit dem Unteroffiziersgesicht und hob mit seinem dicken, kurzen Zeigefinger Stephans Kinn in die Höhe, daß dem Jungen durch den plötzlichen Ruck ordentlich der Nacken schmerzte, „nun geh hinter zu den andern und reihe dich ein in die kleine Kompanie, die bei mir den strammen Schritt der Arbeit lernen soll."

Die Tante fand diese Worte sehr sinnig und beugte sich gerührt zu dem Knaben herab, um ihm einen Kuß zu geben. Sie hatte zwar nie auf einem zärtlichen Fuß mit ihm gestanden, einfach weil Stephan in den zwei Jahren seit ihres Schwagers Tod, in denen er ihr Pflegling war, sich hartnäckig allen ihren Liebkosungen entzogen hatte. Aber, dachte sie, heute in dieser Trennungsstunde würde sie wohl kaum Gefahr laufen, daß er ihr die Zunge rausstreckte, wie so oft schon. Sie küßte ihn also mutig, einmal auf die rechte, dann auf die linke Backe, damit der Herr Lehrer erkannte, daß seine Strenge nicht ohne das Gegengewicht der mütterlichen Liebe war. Auch das Nesteln nach dem Taschentuch und das Betupfen des Auges gelangen ihr gut, so gut, daß selbst Stephan, der die Tante nie hatte leiden mögen weil er mit dem sicheren Instinkte des Kindes den Egoismus der alten Jungfer herausfühlte, jetzt ein wenig Rührung empfand und einen leisen Zweifel fühlte ob es recht gewesen sei, daß er ihr noch am Tag vorher das Lied von der alten Tante, der bösen Frau, vorgesungen hatte.

Aber dieser Zweifel wurde wohl nur in ihm lebendig im Anblick des Zangengesichts dieses bärtigen Mannes, dessen hartes Auge Stephan einen schmerzhaften Druck in der Kehle hervorrief, als sei ihm ein Pfirsichkern drin stecken geblieben. Er gehorchte dem Kommandoton und ging zur Tür hinaus, ohne sich noch einmal nach der Tante umzusehen und ohne Adieu zu sagen.

Auf dem langen Korridor, auf dem er jetzt ratlos stehen blieb, machte sich ein Dienstmädchen zu schaffen. Sie sah den kleinen Jungen und sagte mitleidig:

„Jotteken, schon wieder einer!" Dabei schlug sie die Hände ineinander und wiegte mißbilligend den Kopf hin und her. Aber dann hockte sie sich vor Stephan nieder, kniff ihm fest in seine bestrumpften Waden und preßte sein Körperchen an ihre kräftige Brust.

„Ich bin die Pauline“, sagte sie. „Laß nur gut sein, der Mensch gewöhnt sich an alles, namentlich wenn er noch klein ist, und dann — ich werde dir helfen!“

„Dahinein geht's!“ fügte sie hastig hinzu, denn sie hörte aus dem Vorzimmer die Stimme des Herrn knarren, und als sie den Jungen immer noch zögern sah, klinkte sie ihm rasch die Tür auf, die in das allgemeine Arbeitszimmer führte, und schob ihn hinein.

Ein langer Tisch stand drinnen, und um ihn herum eine ganze Reihe hölzerner Schemel mit niedriger Lehne. Ihr Abstand voneinander war ganz gleichmäßig, und auf jedem von ihnen saß ein Knabe, anscheinend eifrig über seine Schularbeit gebeugt.

Sie blickten alle auf, als Stephan von Paulinens breiter Hand ins Zimmer geschoben wurde, aber die meisten hoben nur ihre Augen. Wer konnte wissen, ob „Schuft“ nicht gleich hinter dem Ankömmling hergeschlichen kam, er trug ja gerne Filzschuhe!

Eine Weile fiel kein Laut, und Stephan empfand diese Stille äußerst peinlich, wie einen schweren Druck, der auf ihm lastete. Er fühlte, daß sich aller Augen auf ihn richteten, wenn er selbst auch nur in ein einziges Paar starrte, — schier endlos lange. Er kam sich furchtbar dumm vor, wie er da stand und die Hände herabhängen ließ, steif wie ein Stock. Er m u ß t e sich rühren, fühlte er. Aber wie? Da hob er unter diesem Zwang den linken Arm hoch und schob seine Fingernägel, was er lange nicht mehr getan hatte, zwischen seine Zähne.

„Knabberkietz!“ zischte einer der Schüler, und jetzt prusteten sie alle los und preßten ihre Köpfe auf den Tisch, um ihr Lachen zu ersticken.

Stephan aber, weil er die Tränen nicht hochkommen lassen wollte, grinste mit...

Wenn es von Anfang an entschieden war, daß er sich nicht, wie ihn der Lehrer ermahnt hatte, einreihte in die kleine Kompanie, die in der gerühmten, strengen Pension lernen sollte zu arbeiten, so kann man das vielleicht auf den unglücklichen Zufall schieben, daß sein Debüt in dem Schulzimmer ein lächerliches gewesen war.

„Knabberkietz!“ — Der Name blieb ihm. Aber das war doch nur eine äußerliche Ursache. Diese anderthalb Dutzend Knaben, denen Stephan sich jetzt zugesellen mußte, waren von ganz anderen Verhältnissen gemodelt worden wie er. Durchweg Sprößlinge vornehmer oder wenigstens reicher Familien, hatte sie zwar auch das erzieherische Unvermögen ihrer Angehörigen in die Dressur des verhaßten Pädagogen gebracht, aber sie alle konnten sich über die Unbilden der Gegenwart in dem Bewußtsein trösten, daß ein Tag kommen würde, wo die Strenge der Schule wieder abgelöst wurde durch einer Mutter verwöhnende Liebe, durch den Überfluß eines reichen Tisches, durch die Ungebundenheit, die ein Junkerssohn auf dem Lande genießt.

Stephan konnte von keinem Glück erzählen, das er verlassen hatte, oder das ihn erwarten würde. Die Tante, die ewig nörgelnde, — hätte er ihr so zärtliche Namen geben können wie jener blonde Junge, dem die Augenbrauen fehlten, seiner „Mammi“, seinem „Mammiling“? Oder hatte er je auf Ponys geritten oder in eines Nachbarn Garten Äpfel gemaust? Gab es am Tisch der Tante Eis aus sieben Farben und so groß wie ein Zuckerhut?

Aber hatte der Zufall der Geburt dem Knaben auch den Vorzug irgendeiner, wenn auch der geringsten, äußerlichen Besonderheit versagt: das Schicksal gab ihm ein Gewicht in die Hand, mit dem er den Einsatz der anderen reichlich aufwog: die Phantasie.

Die andern konnten nichts als das Faktum erzählen und sich seiner rühmen: „Ich hab' das und das zu Hause — mein Vater ist der und der", aber Stephans Einbildung ließ ihn alle Begleiterscheinungen des Besitzes bis in ihre Einzelheiten auskosten, und so wurde er in seiner Armut reicher als die eigentlichen Besitzer.

Dieser Trieb, sich in der Illusion Ersatz für die armselige Wirklichkeit zu schaffen, war die Ursache, daß er ein Lügner wurde.

Ein Landjunker erzählte einmal, wie er seinen Vater zum Krähenschießen begleitet hätte. Die jungen Krähen werden geschossen, wenn sie eben flügge sind und sich noch nicht weit vom Nest zu entfernen wagen. Wenn sie älter sind, genügt ein einziger Schuß, um das ganze Volk zur Flucht ins Weite aufzuscheuchen.

„Ich habe siebzehn Krähen geschossen", erzählte der kleine Junker, seine Phantasie in der Übertreibung der Zahl erschöpfend.

Stephan log: „Ich habe einmal vier gehabt. Auch junge. Hab' sie aus dem Nest geholt."

Warum kann man sie nicht lebendig aus dem Nest holen, wenn sie nicht einmal ein Flintenschuß verjagt? dachte er. Es ist viel schwerer und rühmlicher, auf den Baum hinaufzuklettern, als einen Schrotschuß hinaufzuschicken. Aber auch das war ihm noch nicht Ruhms genug.

Er wies auf eine kleine Narbe in der Stirn. Sie stammte von einer Wunde, die er sich zugezogen hatte, als er einmal die steile Hintertreppe zur Wohnung der Tante runtergeschlagen war.

„Sieh!" sagte er. „Da haben mich die alten Raben gehackt, als ich ihnen ihre Jungen nahm." Und er erzählte anschaulich, wie er in dem glücklichen Gefühl des Besitzes Angst und Schwindel niedergekämpft hätte, damals, als er im Spreewald hoch oben in der schwanken Erle saß. Daß es dort Erlen gibt, wußte er aus der Schule. Aber er war noch niemals da gewesen.

Es gelang Stephan vermittels solcher Gabe, einiges Ansehen unter seinen Kameraden zu erwerben. Wenn aber eine Neckerei anhub und dabei ihm einer das schimpfliche Spitzwort an den Kopf warf, ließ er es sich nicht merken, daß er darunter litt.

Im Gegenteil, er machte sich an den Beleidiger heran und wußte ihm in ungemein geschickter Überleitung eine Schwitte vorzusetzen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und ihn von weiteren Kränkungen abhielt. Dann beflügelte der Haß die Phantasie Stephans, und in dem Bewußtsein, daß ihm der andre, indem er ihm glaubte, unterlegen war, fand er Trost und Genugtuung.

Manches Mal hörten sie ihm alle zu, herab von dem Obertertianer, der von „Schuft" zur Aufsicht bestellt war, bis zum Kleinsten.

Dann blieb die Arbeit liegen, und „Schuft" ließ den Bakel walten, wenn er beim Abhören die Faulenzerei entdeckte.

Anfangs ließ man sich's gefallen, aber schließlich bekannte einer: „Der Stephan hat uns in der Arbeit gestört, er erzählt immer solche Geschichten!"

„Was hat er erzählt?"

In dem ungeschickten Geständnis wurde zur faustdicken Renommisterei, was sich erst so überzeugend und lustig angehört hatte. Der phantasievolle Verführer litt mehr unter dem Hohn, mit dem ihn der Schulmeister als Lügner entlarvte, als unter dem Jagdhieb des Rohrstocks, unter dem er nur wimmerte.

So häufte sich die Verachtung über dem Jungen. Es kam vor, daß er tagelang eingesperrt wurde, weil er das Lügen nicht lassen konnte. Er hätte unter Einsamkeit und Hunger leiden müssen, wenn nicht Pauline, die Dienstmagd, gewesen wäre. Sie riß Mund und Augen auf bei seinen Erzählungen, wenn sie zu ihm geschlichen kam, während die andern vom Lehrer spazieren geführt wurden. Und sie hatte das unklare Gefühl, daß Stephan etwas ganz Eigenes, ein Mordskerl sozusagen sei.

Manche hastig und darum dick geschmierte und belegte Klappstulle wurde dem Jungen von ihr unter das Kopfkissen gesteckt, wenn ihm das pädagogische Prinzip des Schulmeisters zum Abendbrot die zwei vorsichtig gestrichenen Bemmen des allgemeinen Tisches versagt hatte.

Wenn auch das Beiwort „der Lügner" für Stephan lange nicht die demütigende Wirkung hatte wie das andere, mit dem er bewillkommnet war, so war ein Ereignis in der Pension dran schuld, daß in ihm eine gewisse Hochachtung vor der Wahrheit Wurzel faßte und anfing, ihn zu quälen.

Helmut Graf Fink hieß einer der Jungen und war eines Obersten Sohn.

Er trug Wadenstrümpfe und einen Matrosenanzug, der seine Brust freiließ.

Stephan fühlte, daß er ein schönes und edles Gewächs war, und ihn beneidete er heimlich am meisten.

Dieser Helmut, vor dessen vornehmer Abkunft die pädagogischen Grundsätze „Schufts" meistens eine Verbeugung machten, hatte einmal gelogen. Als der Abendbrottisch gedeckt war, hatte es der Zufall gewollt, daß der Knabe für eine Weile allein im Zimmer war. Als die andern gekommen waren und man nach dem Tischgebet zur Verteilung der Rationen schritt, stellte es sich heraus, daß ein Butterbrot zu wenig da war. Pauline versicherte, für jeden Knaben ihrer zwei gestrichen zu haben, eins mit „Ei und Schnittlauch" und eins mit „Käse" belegt. Gerade das mit Ei fehlte. Natürlich hatte es Helmut Graf von Fink gegessen. Es konnte kein andrer sein. Man sah abseits vom Tisch noch die gelben Dotterkrümel am Boden liegen.

Aber Helmut stritt die Tat ab. Daß er dabei über und über errötete, wäre für den Schulmeister sonst ein beredter Schuldbeweis gewesen, genügend, um darauf das Urteil zu fällen. Aber bei solcher edlen Rasse war sich „Schuft" seiner Sache doch nicht ganz sicher. Hier kann Rotwerden auch der Beweis gekränkten Stolzes sein. Er ließ daher den Bakel ruhen und schrieb einen Brief an den Vater Helmuts, des Inhalts, daß sein Sohn in dem Verdacht der Naschhaftigkeit sowohl wie der Lüge stände.

Andern Tages sauste der gräfliche Viererzug um die Straßenecke, den das Pensionat längst kannte, so oft hatte er den kleinen Grafen abgeholt. Siebzehn

Köpfe drängten sich an den Fenstern der Schülerstube und lauschten in wollüstiger Neugier auf das Getrampel der Pferdehufe. Helmut allein blieb an seinem Platz.

Ein großer Mann in der Heldentracht der Kürassiere stieg elastisch aus dem leichten Wagen, und bald klirrten seine Sporen auf der Treppe. Deutlich hörten die Schüler „Schufts“ ehrerbietig gedämpfte Knarrstimme von den kurzen Worten übertönt: „Führen Sie mich, bitte, zu ihm!“

Die Tür ging auf, und der große Mann in dem blinkenden, hellen Mantel, der ihm lose über die breiten Schultern hing, mußte den Helm abnehmen und sich noch tief bücken, als er über die Schwelle trat. Nun stand er vor seinem Sprößling.

„Sieh mich an, Helmut!“ sagte der Oberst ernst. Und dann, als er die Pupille dieses jungen blauen Auges gefaßt hatte, bestimmten Tones: „Hast du es getan oder hast du es nicht getan?“

Helmut Graf Fink blickte zur Erde und — schwieg.

Da streckte der Oberst seine beiden Arme nach dem Jungen aus, faßte ihn in den Hüften, hob ihn, als wäre er ein Seidel, bis in Augenhöhe und ließ ihn krachend zur Erde fallen. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, hinaus.

Stephan hatte alles genau beobachtet: wie die Backenmuskeln in dem braunen Offiziersgesicht arbeiteten, wie eine rote Blutwelle sichtbar unter der wetterfesten Haut anstieg. Und er fühlte sich von einem Krampf des Neides gepackt, daß dieser Mann da nicht sein Vater war. Und in lauernder Eifersucht wartete er darauf, daß Helmut aufschluchzen würde vor Schmerz und Weh, so wie er auf dem Boden lag, hingeworfen wie eine unnütze Scherbe. Aber er hörte keinen Laut; wie tot lag der Junge, nur die Hände hielt er vors Gesicht gepreßt.

Draußen trafen sich wieder die Stimmen des Schulmeisters und des Grafen. Die eine klang weich und schmantig, die andre gelassen: „Es ist erledigt, Herr Oberlehrer. Der Junge lügt nicht wieder.“

Und dann aufs neue Säbelrasseln und Sporenklingen auf knarrender Stiege, verklingender Hufschlag und Wagenrollen auf holprigem Pflaster. Die siebzehn Köpfe drängten sich wieder am Fenster. Aber einer von ihnen, Stephan „der Lügner“, hatte sich gerade noch rechtzeitig umgedreht, um zu sehen, wie sich Helmut Graf Fink aufschluchzend in das angrenzende Schlafzimmer schlich. Und da hatte ein unschönes Lächeln das bleiche, kluge Gesicht Stephans verzerrt. —

Seit jenem Erlebnis quälte ihn das Gefühl seiner Minderwertigkeit solcher Probe adligen Anspruchs und Anstands gegenüber dermaßen, daß er seiner Tage nicht mehr froh wurde.

Er hatte keine Lust mehr an der Lüge, denn er zweifelte, daß er eine Tat würde erdichten können, die gewichtig genug war, um dem Ausdruck jenes Stolzes die Wage zu halten, den er wie kein andrer der Augenzeugen tief in sich aufgenommen und ins Herz geschrieben hatte.

Wie sollte er nun je das Gleichgewicht wieder herstellen, das zu halten ihm die Lüge so zuverlässig gedient hatte? Sollte er „Schuft“, wenn der ihn verprügelte, ins Bein beißen, so daß er der Länge nach hinfiel? Der Gedanke war ihm schon oft gekommen. Aber „Schuft“ pflegte ihn, da er bei ihm besonders nachdrückliche

Exekution übte, meist drüben in seinem Studierzimmer zu züchtigen. Da war die Gefahr, daß die andern von seiner Tat gar nichts sahen und, wenn er sie ihnen erzählte, ihm am Ende nicht glaubten. Sollte er das Haus anzünden und sich dann aus dem Fenster stürzen, wenn er wieder einmal eingesperrt wurde? Gerade wenn sie, „Schuft" voran, heimkehrten, ihre Schritte im Anblick der aufsteigenden Rauchsäule beschleunigend, würde er sich aus dem Fenster schwingen und zerschmettert unmittelbar vor „Schuft" liegen bleiben.

Derartige phantastische Vorstellungen hatten in jenen Tagen zauberischen Reiz für den Jungen.

Da geschah es, daß er beim Schwimmunterricht, den die Zöglinge in der Flußbadeanstalt erhielten, zuerst von seinem Jahrgang vom Schwimmeister zum Freischwimmen zugelassen wurde. Der Triumph war zu klein, um ihm Befriedigung zu schaffen. Aber er ließ einen Plan in ihm aufkeimen, der eines Tages zum Entschluß wurde.

Um zwölf Uhr mittags, als die Schule aus war, ging er vom Gymnasium nicht nach Hause, sondern schlug gerade die entgegengesetzte Richtung ein. Es war ihm gleich, wohin er kam, nur recht weit von der Pension entfernt mußte es sein. Den Ranzen auf dem Rücken und die Hände in den Hosentaschen schlenderte er durch die Straßen, die Augen halb geschlossen und vor sich hinlächelnd in der Ausmalung der kommenden Ereignisse.

Er hätte vor den Schaufenstern stehen bleiben können, in denen so vieles zu sehen war, das eines Knaben Sinn reizt, aber seine Träume umgaben ihn so angenehm, daß er auf die Außenwelt nicht achthatte.

So würde es gewesen sein: Ich bin über die Brücke gegangen, wo am Wiesenufer des Flusses die Sumpfdotterblume wächst, die sie in der Klasse für die botanische Stunde brauchen. Kein Mensch war zu sehen, und es war ganz still. Nur drüben von der Stadt her pfiffen die Fabriken zum Wiederbeginn der Arbeit. Die hohen gelben Schornsteine spiegelten sich in dem schwarzen Wasser.

Da kommt, das ruhige Spiegelbild störend, unter der Brücke vor, auf einmal etwas geschwommen, ein weißes Bündel scheint es, nein, ein Körper ist es, ein zuckender. Ich kriege einen eisigen Schrecken. Die gelben Dotterblumen entfallen meiner Hand. Und da sehe ich deutlich: es ist ein Kind. Und ich werf' meine Jacke ab und springe hinein.

Gott sei Dank trägt mich der Strom rasch in die Mitte. Ich fasse nach dem weißen Bündel, und meine Hand greift in ein Kleidchen. Glücklich zerre ich den Körper hinter mir her ans andre Ufer. Ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen ist es. Es prustet und schnaubt und bricht Wasser aus. Und dann weint es und ruft nach seiner Mutter. Es ist ihm nichts geschehen. Ich will es trösten und es an der Hand nach Hause führen. Aber es macht sich los von mir und rennt spornstreichs quer über das Feld, dahin, wo die hohen schwarzen Häuser stehen, in denen zehntausend Menschen wohnen sollen. Schon will ich ihr nachrennen, um die Eltern aufzuklären, da hör' ich es zwei Uhr von der Stadt her schlagen. Da hab' ich gemacht, daß ich heim komme.

„Hier bin ich, meine Kleider sind pitschenaß ..."

Hier ist er, Stephan, der Knabberkietz, der Lügner! Wer schimpft ihn jetzt noch so, ihn, den jungen Lebensretter?

Vorgestern erst hat er sich freigeschwommen, und heute schon setzt er mit seiner schwachen Kraft sein Leben aufs Spiel.

Helmut Graf Fink! Was bist du gegen ihn, wenn du auch vor deinem Vater mutig die Wahrheit bekennst, und wenn du auch nicht mit der Wimper zuckst, wenn dich der riesenstarke Mann auf die Erde knallt!

Solche Gedanken trugen den Knaben über weite Entfernungen. Bis es ihm einfiel, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Zwar hatte er eine ganz andre Richtung eingeschlagen, als dorthin, wo der Fluß sich durch die Wiesen windet und wo die Sumpfdotterblumen stehen. Und er hätte doch eigentlich zur Inszenierung seiner Lüge in Stiefeln und Hosen ins Wasser gehen müssen! Er wäre auch noch hingegangen, hätte er nicht eine Pumpe an der Straße stehen sehen. Die tat ihm dasselbe. Er legte seine Jacke ab und schwang rührig den Hebel, bis ein starker Strahl aus dem Pumpenmund herausschoß. Dann ließ er den Schwengel los und sprang geschickt unter den Strahl, der ihn bis auf die Haut durchnäßte.

Eine Frau sah ihn, die in der Nähe auf ihrem Wagen rote gekochte Krebse feilhielt. Sie schrie ganz entrüstet über seinen Unfug: „Junge, wenn ick dein Vater wäre!“ und machte mit der Hand die Bewegung des Schlagens.

Aber Stephan kümmerte sich nicht um die Alte. Noch zweimal schwang er seinen Pumpenarm, noch zweimal sprang er geschwind unter den Strahl. Dann lief er, was er konnte, nach Hause. Er wußte, jetzt war die Stunde des Arbeitansagens, „Schuft“ war im Schülerzimmer. Und atemlos, ganz in seiner Rolle, rannte er hinein. Noch hingen ihm die Wassertropfen in den Wimpern, und die Glieder schlotterten ihm unter der nassen Kälte.

Erst stockend, dann immer hastiger kamen ihm die Worte von den Lippen, schamhaft erst, dann jubelnd. Kein Wort wäre anders gefallen, wenn die Tat in Wirklichkeit geschehen wäre. Nur daß er zugleich die Situation beherrschte, daß er alles sah! Wie standen sie und staunten ihn an, die siebzehn jungen Menschenkinder! Wie fühlte er sich über sie emporgehoben! Es war ihm, als sänke der Boden unter seinen Füßen.

Und „Schuft“ stand dabei und strich sich seinen storrigen Bart und biß sich auf die Lippen. Auf ihn aber sah Stephan nicht, als er berichtete. Vor allen war es Helmut Graf Fink, an dessen adlig Herz er appellierte. Und nicht vergebens. „O du!“ kam es von des Knaben Lippen. Er trat ganz dicht an Stephan heran und strich staunend und bewundernd über sein nasses Beinkleid.

„Komm!“ sagte der Schulmeister hart, als Stephans Bericht zu Ende war, und zog den Knaben hinter sich her aus dem Zimmer. Auf dem Korridor langte er Hut und Stock vom Riegel und hieß Stephan ihn dahin führen, wo die Tat passiert sei.

„Ja!“ sagte der. „Wo die Sumpfdotterblumen stehen!“ Und sprach ganz hell und zuversichtlich und zeigte große Eile.

Da zögerte der Schulmeister einen Augenblick. Sollte es am Ende doch wahr sein? Der Junge hatte noch die nassen Kleider an. Wenn er sich nicht umzog,

konnte er sich bis auf den Tod erkälten. Aber die kleine, ewig mißtrauische Seele überwand rasch die Anwandlung von Gläubigkeit. Der Schulmeister ging weiter. Und fest von ihm am Handgelenk gehalten, stolperte Stephan der Lügner hinter ihm drein. Als dritte, fühlbar beinahe in dem eisigen Schweigen, schritt die Angst mit ihnen. Und bald tauchte am Ende einer langen, öden, halbbebauten Straße die schwarze Holzbrücke auf, und als sie näher kamen, leuchteten ihnen am jenseitigen Ufer, rechts vom Geländer, die gelben Flecken in der Wiese entgegen, die Sumpfdotterblumen, die die einzigen stummen Zeugen von Stephans junger Heldentat gewesen sein sollten.

Und ein schöner blauer Maiennachmittag war es, der Tag von Stephans Ruhm.

„Dort ist es gewesen", versicherte er von neuem und stellte mit Genugtuung fest, daß er die Situation richtig beschrieben hatte.

„Kein Mensch war zu sehen. Das Kind hätte ertrinken müssen!" Er war wieder ganz mutig.

Aber der Schulmeister sah auch nach der anderen Seite. Und da bemerkte er, schon halb unter der Brücke, eine Zille, deren Seil der Schiffer eben vom Pfahl lösen wollte. Ein großer braungeteerter Kahn war es, tiefgehend unter einer Last von Bauerde, die er gerade eingeladen haben mußte. Denn links von der Brücke sah man den Wiesenstreif des Ufers durch eine tiefe schwarze Grube unterbrochen, aus der Brettersteige zum Wasser führten.

„Kein Mensch war da?" fragte der Schulmeister, und schon blitzte kalter Hohn aus seinem Auge, als er sich nach dem Knaben zurückwandte.

„Kein Mensch war da!" Ein wenig zitterte die Stimme, aber nur ein wenig.

Schuft war es genug, um seinen Verdacht bestätigt zu sehen. Er vernahm aus dem Zittern nur die Lüge, nicht aber die qualvolle Angst vor der nahenden Demütigung. Eine größere Seele hätte es sich jetzt genug sein lassen und wäre mit dem Knaben umgekehrt. Ein einziges gutes Wort wäre der Schlüssel zu dem Rätsel gewesen, nicht nur zum Rätsel dieser Lüge; dieses ganze, rätselhafte, ehrgeizige, wunde, kranke Knabenherz hätte sich ihm aufgetan.

Der Schulmeister aber sah seine Menschenkenntnis, die nur durch Mißtrauen ihre fragwürdigen Erfolge errang, wieder einmal glänzend triumphieren. Noch fester spannte sich seine Faust um das dünne Handgelenk Stephans, als er den Schiffer, der gelassen sein Seil zusammenrollte, jetzt anrief.

„Heda, Mann, wie lange haben Sie hier vor Anker gelegen?"

„Et is all zwee Dag!" war die Antwort.

„War heute zwischen zwölf und ein Uhr jemand auf dem Kahn?"

„Ja, da hämm wi achter Middag äten!"

„Haben Sie da vielleicht gesehen, daß drüben jenseits der Brücke ein kleines Mädchen aus dem Wasser gezogen wurde?"

„Nä!" sagte der Mann, langsam mit dem Kopf schüttelnd. „Dat is nich hier wäst!"

„So! Danke Ihnen schön!" Der Schulmeister brach Stephan fast den Arm, so eisern war sein Griff, mit dem er ihn jetzt zwang, umzukehren.

In seinen Gedanken schmeichelte er sich ob seines Taktgefühls. Ein anderer hätte diesen Lügenbold vielleicht vor dem Schiffer blamiert. So etwas mußte aber seiner Meinung nach so lange als möglich als interne Angelegenheit seines Instituts behandelt werden. Wie gut, daß es noch möglich wer. Wie, wenn er dem Jungen geglaubt und dem Direktor des Gymnasiums von der Tat Mitteilung gemacht hätte? Vorhin, als sie fortgegangen waren, da war er beinahe so weit gewesen. Da hatte er sich schon ausgemalt, daß der Schulrat, ja daß der Minister zu dem Fall Stellung nehmen müßten, und daß er dann als ein herrlicher Erfolg seines auf Erziehung des Pflichtgefühls gerichteten pädagogischen Prinzips würde gedeutet und anerkannt werden müssen. Der Gedanke an die Möglichkeit dieses Irrtums, die doch, wenn auch nur für Momente, einmal bestanden hatte, und an die peinlichen Folgen brachten den Schulmeister vollends in Harnisch. Er beschleunigte seine Schritte. Strafe und Tat, sagte er sich, dürfen nicht zu weit auseinanderliegen. Seine pädagogischen Grundsätze entsprachen denen des Hundezüchters, der die Hunde nur dadurch zur Stubenreinheit erziehen zu können glaubt, daß er sie sofort verprügelt, sobald sie sich vergessen haben. Und seine Muskeln schwellten im Vorgefühl des Bakelschwungs, den diese ganz unglaubliche, niemals dagewesene, auf tiefste Verrohung schließen lassende Lüge rechtfertigte.

Und Verzweiflung grimmte sich ein in Stephans Herz. Nun würde es so kommen: Schuft führt ihn ins Schülerzimmer und fordert ihn nochmals auf, zu erzählen, wie die Sache vor sich gegangen ist. Er sieht im Geist sein höhnisches Lachen. Und er steht da und muß schweigen — — Eins weiß er: Dann ist es vorbei. Dann bleibt ihm nichts übrig, als aus dem Fenster zu springen. Und dann werden sie schreien und werden die Treppe hinunterjagen und werden sich über ihn beugen, wie er unten liegt, er, Stephan der Lügner.

Diese Vorstellung tröstet ihn etwas.

Aber es sollte anders kommen. Den Schulmeister lechzte es zu sehr nach dem Rausch der wohlverdienten körperlichen Züchtigung, als daß er aus der bleichen, verschlossenen Miene des Knaben hätte lesen können, wieviel mehr er die seelische Züchtigung, die Blamage, fürchtete.

Kaum hatte er, in der Pension angelangt, die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen, da stürzte er schon in die Ecke zum Rohrstock. Ihn zwischen den zuckenden Fäusten biegend, begann er die Exekution.

„Warum hast du das getan?“ fragte er, und der Atem versagte ihm beinahe.

Er liebte es sonst, den Delinquenten vor der eigentlichen Züchtigung durch Fragen in die Enge zu treiben, bis das strafwürdige Vergehen nackt und schuldig dastand. Heute aber geduldete er sich nicht so lange. Als er auf die erste gewichtige Frage ohne Antwort blieb, holte er zum Schlage aus. Und die Hiebe hagelten nur so auf den kleinen Körper nieder. Auf die Hände sausten sie herab, auf den Kopf, quer übers Gesicht, ohne Rücksicht darauf, daß sie bleibenden, niemals zu heilenden Schaden anrichten konnten.

Was aber war das? Kein Laut, nicht einmal ein Wimmern kam aus dem Mund des Gepeinigten. Nur das peitschende, klatschende Geräusch der Hiebe,

das Schurren der bei der wilden Bewegung verschobenen Stühle und das Keuchen aus dem eigenen, wutverzerrten Munde?

Erschöpft hielt der Peiniger endlich inne. Und wie er sich jetzt auf den nächsten Stuhl fallen ließ, sah er beinahe entsetzt in das durch eine übermenschliche Willensanstrengung zusammengeschlossene Knabenantlitz, dessen Stirn von kaltem Schweiß glänzte, dessen Augen groß und dunkel leuchteten.

„Raus mit dir!“ schrie er mit seinem letzten Atem.

Und Stephan ging hinaus. Es war nicht die gewöhnliche Tür, durch die er jetzt ohne jede sichtbare Eile seinen Weg nahm, da er vom Anprall der Hiebe in ihre Nähe getrieben war. Diese hier führte in eine halbdunkle kühle Vorratskammer, von wo aus man in die Küche gelangte.

Stephan verweilte einige Augenblicke in der dämmrigen Kühle. Zwei Bilder hatten ihm vor Augen gestanden, als sein Körper den fürchterlichen Hieben des Schulmeisters standhielt: jene Szene, da Helmut Graf Fink auf der Diele lag und kein Laut von seinen Lippen kam, so sehr ihn auch seine Knochen schmerzen mußten, und dann das Bild, auf dem er selbst unten im Vorgarten lag, tot, mit geborstenem Schädel. Und wie dann die Schläge immer wilder wurden, verblaßte das zweite, und nur das erste blieb. „Das hier ist doch noch mehr!“ zuckte es ihm durch den Sinn. „Schlag doch zu, Schuft! Schlag immer weiter! Du kannst noch eine Stunde schlagen und sollst keinen Laut von mir hören!“ Und immer wohler war ihm geworden. Ein starkes, köstliches Selbstgefühl schwellte seine Knabenbrust. „Du bist doch ein Kerl!“ lachte es in ihm. So daß er fast überrascht war, als er sich jetzt auf einmal ganz allein in dem kühlen Raum fand, wo die großen Schränke stehen und es so weltenfern still war.

Aber jetzt kamen die Schmerzen nach, die sein Wille und Ehrgeiz vorher gebannt hatten. Auf der Stirne fühlte er brennende Streifen, als hätte man ihn mit glühendem Stahl gebrannt, und auf den Händen flammten ihm ebenfalls blutrote Striemen. Was verschlug ihm das? Er hatte nicht geweint und nicht gewimmert! Und wie schallte es sonst herüber ins Schulzimmer, wenn „Schuft“ bei der „Arbeit“ war! Die andren hielten sich dann immer die Ohren zu. Von ihm aber, der so wahnsinnig verprügelt war, wie noch niemals einer, von ihm hatten sie heute keinen Laut gehört.

So stand er und fühlte die Kühle des Raumes angenehm auf seiner brennenden Haut. Da löste sich aus dem Dämmerlicht eine Gestalt, ein leises „Pst!“ zischte. Es war Pauline. Dicke Tränen rollten ihr über das gute breite Gesicht. Sie hatte alles mit angehört. Sie hatte gelauscht. Und da sie keinen Schrei vernommen hatte, war sie jäh erschrocken, in der Meinung, der Wüterich habe den armen kleinen Kerl totgeprügelt.

Jetzt war sie überglücklich. Ja, er lachte wohl gar?!

Sie wandte sich halb zu ihm, den Zeigefinger bedeutsam auf die Lippen legend, halb langte sie hoch hinauf auf den Schrank, wo der Kuchen stand, den sie dem Herrn vor drei Tagen zu seinem Geburtstag hatte backen müssen. Die Pensionäre bekamen davon nichts zu sehen. Zwei dicke, große Stücke lagen abgeschnitten auf dem Teller. Eins davon reichte sie dem Knaben, den Zeigefinger der andern Hand immer noch an ihrer Lippe.

Stephan griff beherzt zu und schlich sich auf den Zehenspitzen aus dem Raum. Dann rannte er, wie gehetzt, den Korridor entlang, hinunter zu den Schülern.

Ein leidenschaftliches Wispern verstummte, als er eintrat. Er schwang, jetzt halb lachend, halb weinend, das riesige Stück Kuchen, setzte sich auf seinen Schemel und schaukelte sich frohlockend hintenüber.

„Seht ihr! Es ist doch wahr!“ jubelte Helmut Graf Fink. Und man umringte ihn staunend und fragte ihn aus. Stephan nickte nur immer, während ihm die Tränen die Backen herabliefen und den Kuchen netzten, in den sich seine Zähne vergruben. —

Am andern Tag kam die Tante, Stephan aus der Pension abzuholen. Schuft hatte ihr noch am selben Abend geschrieben. Er müsse es aufgeben, den durch und durch verlogenen Knaben zu einem ordentlichen Menschen zu erziehen. Da Gefahr sei, daß diese faule Frucht seine ganze Ernte verdürbe, bäte er das Fräulein Tante, Stephan wieder zu sich zu nehmen. Er rate zum Rauhen Haus oder sonst einer strengen Erziehungsanstalt.

In seines Herzens Grunde aber war es ein Gefühl der Beschämung, was ihn zu diesem Brief veranlaßte. Er hätte dem Knaben nie mehr ins Auge sehen können, nachdem er es einmal in so verzweifelter Entschlossenheit glühen sah.

Gut, daß Stephan schon eine Stunde, nachdem er zurückgekehrt war, von einem heftigen Schüttelfrost und Fieber gepackt wurde. Die Kameraden holten Pauline zu Hilfe, da Schuft sich nicht sehen ließ. Sie zog den Kranken aus und brachte ihn sanft zu Bett. Von der Szene, die sie belauscht hatte, erzählte sie kein Wort. So blieb Stephan sein Ruhm, bis er abgereist war.

Wer weiß, ob der Spott seiner Kameraden ihn sonst nicht doch zum Fenster hinausgetrieben hätte …



Im Abendschein auf Erden · Von Heinrich Carstens

Der Sturm hat hart im Korn gerungen
Und alle Ähren tief gebeugt,
Zur Erde tief hinab gezwungen,
Wie glänzen ihre Körner feucht!

Viel tausend Tropfen, Tränensterne,
Gemahnen überstand'ner Not —
Voll Duft und Milde blaut die Ferne,
Und drüben steht das Abendrot …

Wohl muß ich still und stiller werden,
Nun alles atmet Duft und Licht …
Ein Halm im Abendschein auf Erden
Neigt, Herr, vor dir sein Angesicht. — — —





Rom und Sizilien

Die politische Hauptstadt Italiens feiert Feste.

Feste, wie sie in dieser Zahl, in diesem Umfange, ja selbst in dieser Prachtentfaltung kaum jemals irgendwoanders gefeiert worden sind.

Ihren Mittelpunkt bildet die Enthüllung eines Denkmals, dem sich an Größe und hinsichtlich der Herstellungskosten auch kaum ein anderes neuzeitliches Denkmal vergleichen kann. Es ist das Reiterstandbild Victor Emanuels II., des Königs, unter dessen Regierung der Grund zu der Einigkeit Italiens gelegt und diese vollzogen worden ist. Überall gedenkt man mit Dank, mit Stolz und Ehrerbietung der Männer, die an dem großen Werk vor fünfzig Jahren seiner Vorbereitung und Ausgestaltung teilgenommen haben. Und welcher Ort hätte nicht mehr oder weniger solcher Persönlichkeiten aufzuweisen!

In vorderster Reihe stehen da überall die Garibaldianer, und an ihrer Spitze die Überreste jener tausend Männer, die, dem Volkshelden unbedingte Gefolgschaft leistend, ganz besonderes Anrecht auf ein ehrenvolles Gedenken haben, wenn es sich darum handelt, die Begründer der nationalen Einheit Italiens zu feiern.

Garibaldi selbst hat die dankbare Hauptstadt schon seit Jahren ein würdiges Denkmal an hochragender Stelle auf dem Gianicolo errichtet, von wo der Blick nicht nur ganz Rom, sondern auch ein gut Teil seiner Umgebung beherrscht. Zahlreiche andre Denkmäler halten auch in vielen andern Städten des Landes die Erinnerung an Garibaldi wach. Die wenigen Überlebenden der einstigen Volksheere wurden bei den römischen Festen, und vor allem bei der Enthüllung des großen Nationaldenkmals, der Gegenstand besonderer Ehrungen, und allgemein erregte es große Freude, daß die Schüler der römischen Gemeindeschulen, die bei der Enthüllungsfeier in den Feststraßen Spalier bildeten, durchweg in Garibaldianertracht gekleidet waren. Deutlicher konnte wohl nicht die Bedeutung zum Ausdruck gebracht werden, die die jetzige Generation bis in die höchsten leitenden Kreise hinauf gerade den Taten der Freischar Garibaldis beimißt, die von Marsala aus Sizilien eroberte und dann von dort auf das Festland übersetzte, um der Bourbonendynastie und damit dem Königreich Neapel oder beider Sizilien ein Ende zu machen und den Weg für die Einigung Italiens zu ebnen. Das Kriegsglück war Garibaldi weder vorher noch nachher sehr günstig gewesen, daß es ihm aber in Sizilien zur Seite stand, daß er in kurzer Zeit, mit fliegenden Fahnen gewissermaßen, diese Insel eroberte und den Bourbonen entriß, sollte bestimmend für die Geschichte der ganzen Halbinsel werden. Dieser Umstand ist mittelbar auch zu einem Ruhmestitel für Sizilien geworden. Hätten die königlichen Truppen die verwegene kleine Freischar Garibaldis, als sie am 11. Mai 1860 in Marsala landete, überwunden, hätten sie, was bei ihrer Mehrzahl ein leichtes gewesen wäre, Palermo gegen sie verteidigt, die Angreifer zurückgeschlagen und ver-

nichtet, wer weiß, welche Wendung dann die Verhältnisse genommen hätten. Die glänzenden Erfolge in Sizilien fachten aber die Begeisterung der Garibaldianer an und verliehen ihnen die Kraft, dann, unterstützt durch die Sizilianer, auch die großen Heere des Bourbonenkönigs in Apulien und im Neapolitanischen zu besiegen und die Eroberung Neapels beinahe mühelos zu erzielen. Das Königreich Sardinien war der revolutionären agitatorischen Tätigkeit Garibaldis von vornherein keineswegs geneigt, und er hatte wiederholt Gelegenheit, die Gefängnisse des Königreichs Sardinien kennen zu lernen. Die unbestrittenen Erfolge Garibaldis gegenüber den Bourbonen ließen jedoch Victor Emanuel dann keine Wahl; er mußte die von Garibaldi geschaffene neue politische Sachlage anerkennen und benutzen und ihn zu seinem Verbündeten machen. Die Volksabstimmung vom 21. Oktober 1860, durch die die Neapolitaner sich in ihrer überwiegenden Mehrheit für die Vereinigung des bisherigen Königreiches beider Sizilien mit dem Königreich Sardinien erklärten, schuf den Schlußstein für das Gebäude des Königreichs Italien. An der Seite Garibaldis zog Victor Emanuel als erster König dieses neuen Reiches am 7. November 1860 in Neapel ein.

Nicht unberechtigt ist es demnach, wenn die Sizilianer, die getreuen Mitkämpfer Garibaldis und die Förderer seiner Zwecke, für sich die Ehre und das Verdienst in Anspruch nehmen, ganz wesentlich zu der Vollendung des Einigungswerkes beigetragen, ja gewissermaßen unter der Führung ihres vergötterten Befreiers von dem verhaßten Joch der Bourbonen den Boden für das geeinigte Königreich Italien geschaffen zu haben. Dieser Gedanke ist denn auch tausendfältig ausgesprochen worden, und zuletzt wieder, als König Victor Emanuel III. der Feier der Enthüllung des Denkmals seines Großvaters in Catania beiwohnte.

Dieser Einfluß auf die Geschichte des italischen Festlandes ist jedoch nicht der einzige, den die Geschichte und Kulturgeschichte Italiens aufzuweisen hat. Ein genauerer Einblick in letztere läßt vielmehr erkennen, daß die alte Trinakria, die dreieckige Insel Sizilien, schon früher zu wiederholten Malen einen tiefgehenden, gestaltenden Einfluß auf das benachbarte italische Festland und im besonderen auf Rom ausgeübt hat.

Viele griechische Kolonisten, die in Sizilien nicht mehr genügenden Raum für ihre Tatkraft und für die Förderung ihrer Interessen zu finden glaubten, setzten von dort nach Apulien und den fruchtbaren Küstengebieten des tyrrhenischen Meeres über, um dort neue Pflanzstätten zu gründen, deren mächtige Kultureinflüsse wir bis Etrurien und bis in das erst kurz vorher gegründete jugendliche Rom verfolgen können. Der schwere Existenzkampf, den diese kleine Stadtrepublik lange Zeit hindurch dann mit seinen Nachbarn ausfechten mußte, machte ihre Bevölkerung zu einer ausgeprägt kriegerischen und weckte in ihr die Herrschsucht und die Eroberungslust. Als Rom die Kleinstaaten seiner näheren Umgebung, des mittleren Italien, unterworfen, sich volle Bewegungsfreiheit errungen hatte, strebte es dann darnach, sich die ganze Halbinsel zu unterwerfen. Jahrhunderte sollten allerdings hingehen, ehe es dieses Ziel unter steter Verfolgung seiner ehrgeizigen Politik erreichte.

Der Besitzende hat jedoch nie genug: nachdem Rom die Grenzen seines Staatswesens über das italische Festland ausgedehnt hatte, blickte es begehrlich nach der diesem vorgelagerten Insel hinüber, die sich bis auf kleine Teile in den Händen der Karthager befand.

Die große Macht der Stadtrepublik Karthago, ihre ausschließliche Herrschaft über das westliche Mittelmeer, die Beschränkung, die sie dadurch dem aufstrebenden Rom in der Entfaltung seiner Großmachtpolitik auferlegte, waren den leitenden Kreisen der italischen Nebenbuhlerin schon seit lange unbequem geworden, und im Vollgefühl ihrer Stärke suchte diese nach einer Gelegenheit, sich mit Karthago zu messen.

Die steten Wirren in Sizilien sollten den Römern zu Anfang des dritten Jahrhunderts vor Christus endlich diese sehnlichst erwünschte Gelegenheit bieten. Die kampanischen Söldner des Königs Agathokles von Syrakus, die Mamertiner, bemächtigten sich nach dem Tode des letzteren der Stadt Messina und riefen, als sie in ihrem Besitz durch die verbündeten Syrakusaner

und Karthager bedroht wurden, die Römer zu ihrer Hilfe herbei. Trotz des Verrufs, in dem die Mamertiner als gesetzlose, grausame Raufbolde und Banditen standen, zögerte der römische Senat nicht, ihrem Rufe zu folgen, und so entstand im Jahre 264 der erste punische Krieg, der nach den vielen Wechselfällen seiner 23jährigen Dauer mit dem Siege der Römer endete. So wurden sie zu Herren des größten Teils der Insel Sizilien, die sie als erste Provinz ihrem Reiche einverleibten. Der Rest, das syrakusanische Reich, wurde dann 212 seinen griechischen Besitzern ebenfalls entrissen.

Diese Eroberung Siziliens bildet einen überaus wichtigen Abschnitt in der politischen Entwicklung des römischen Reiches. Mit ihr beginnt tatsächlich eine neue Epoche in der Geschichte Roms.

Dieses war bisher eine Landmacht gewesen, der es allerdings schließlich in mühseligem Ringen gelungen war, auf der Apenninenhalbinsel die Vorherrschaft zu erlangen. Seine Bürger, die ihren Unterhalt im wesentlichen durch Ackerbau erwarben, waren auch die Krieger gewesen, die diesen Erfolg erzielt hatten. Wollten die Römer über die Grenzen ihrer Halbinsel hinaus sich Geltung verschaffen, so mußten sie zunächst eine Flotte haben, und dazu bot ihnen der erste Waffengang mit den Karthagern um den Besitz Siziliens die Gelegenheit. Ja, sie wurden vom Glücke so begünstigt, daß sie schon bei dem ersten Zusammenstoß mit ihren Gegnern zur See, in der Schlacht bei Mylä, unter Konsul Duilius einen glänzenden Sieg über ihre seetüchtigen Feinde davontragen konnten, und ein zweiter nicht minder bedeutender Seesieg unter Lutatius Catulus bei den ägatischen Inseln im Jahre 241 zwang die Karthager sogar zum Friedensschluß und zum Verzicht auf Sizilien.

Der Kampf um den Besitz dieser Insel hatte den Römern also auch in überraschend kurzer Zeit zu einer Machtstellung im Mittelmeer verholfen, und sie dadurch erst befähigt, mit Karthago in den Wettbewerb um die Weltherrschaft zu treten. Über diesem schweren Ringkampf sollten zwar noch fast hundert Jahre vergehen, denn erst die gänzliche Zerstörung Karthagos im Jahre 146 v. Chr. bot Rom die nötige Sicherheit, daß sein afrikanischer Nebenbuhler ihm nicht von neuem die Seeherrschaft streitig machen würde.

Die Eroberung Siziliens und seine Einbeziehung in den römischen Besitz als erste Provinz sollte aber auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse Roms und seines Reiches von epochemachender Bedeutung werden. Die Bürger der Stadt konnten bei der Erweiterung der Grenzen ihres Besitzes fernerhin auch nicht mehr allein die Kriege führen. Sie wollten fortan in der Hauptsache die Verwaltung in ihre Hände nehmen, und so mußten sie die Kriegführung den Söldnern, den Provinzialen und Sklaven überlassen. Die agrarischen Verhältnisse erfuhren darüber rasch eine vollständige Umgestaltung. Die römischen Bürger mochten fortan auch nicht mehr ihre freie Zeit dem Ackerbau widmen, sie wollten ihr Herrenrecht zum Wohlleben ausnützen. Die Provinzler sollten diese und allmählich überhaupt alle Arbeit für sie verrichten, und wurde Sizilien nun die Kornkammer Roms, so damit gleichzeitig die Inselbevölkerung in sklavische Abhängigkeit gebracht. Zwar suchten die Sizilianer sich dagegen zu sträuben, die bewaffnete schwere Hand der römischen Regierung wie der römischen Großen, der Latifundienbesitzer und ihrer Pächter beseitigte aber jeden Widerstand, und im Notfall erstickten große Heere die Aufstandsbewegungen, wie die Sklavenkriege der Folgezeit dies bezeugen.

Nicht minder bedeutsam wurde die Besitzergreifung Siziliens für Rom auf andern Gebieten der allgemeinen materiellen wie der geistigen Kultur.

Die Römer kamen als Herren Siziliens zum erstenmal in unmittelbare Berührung mit der griechischen Kultur, die im ganzen östlichen Teil der Insel, namentlich in Syrakus, einen Höhestand der Entwicklung erreicht hatte, der nicht weit hinter dem des griechischen Mutterlandes zurückblieb, ihn in manchen Beziehungen sogar überragte.

Diese griechisch-sizilianische Kultur konnte nicht ohne Einfluß auf die leitenden Kreise der römischen Großen bleiben war man in ihnen doch ohnehin schon seit lange über den Hoch-

stand der geistigen und künstlerischen Leistungen der Griechen unterrichtet. So nahm man die gebildeten Griechen, und im besonderen die Syrakusaner, als Sklaven mit nach Rom, damit sie hier in den Häusern der Großen die griechische Sprache lehrten und sich sonst nach ihren Fähigkeiten betätigten. Griechische Literatur, Kunst und Kunstgewerbe drangen somit zuerst von Sizilien her in breitem Strom in Rom und Italien ein und übten einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Ausgestaltung der römisch-italischen Kultur in allen ihren Zweigen aus. Dieser Einfluß steigerte sich ja dann allerdings noch beträchtlich, nachdem Griechenland, Macedonien, Kleinasien und schließlich Alexandria erobert worden waren.

So wurde die Besitzergreifung Siziliens im dritten Jahrhundert vor Christo für Rom von höchster Bedeutung. Sie wurde der Grundstein für das Gebäude des römischen Weltreiches. Freilich hat die Sache auch ihre Kehrseite, und diese ist für den Kulturhistoriker nicht minder wichtig. Die Besitzergreifung Siziliens trug auch die ersten Keime des sittlichen Verfalls nach Rom hinein. Das Bekanntwerden mit der schon im Sinken begriffenen griechischen Kultur und ihre Aufnahme in Rom wirkten nachteilig auf den römischen Volkscharakter, auf die römische Sittenstrenge, auf die römischen Tugenden, und der sorgfältig forschende Kulturhistoriker findet die ersten Anzeichen des Verfalls des politisch sich von da an erst auf das glänzendste entfaltenden römischen Weltstaats gerade in der Zeit, in der die Einflüsse der Eroberung Siziliens sich im römischen Staatswesen und in der römischen Kultur geltend zu machen begannen.

Anderthalb Jahrtausende später sollte Sizilien von neuem für Rom und Italien nicht nur, sondern in mancher Beziehung für die ganze damalige Welt von Bedeutung werden.

Zwar hatten die Normannen während ihrer hundertjährigen Herrschaft über Sizilien die Sarazenen, die vor ihnen die Insel über 250 Jahre besessen hatten, zum Teil zur Auswanderung bewogen, aber sie hatten nicht daran gedacht, ihre Kultur auszurotten, und als Sizilien dann aus ihrem Besitz in den der Hohenstaufen überging, und der Sohn Kaiser Heinrichs VI., Kaiser Friedrich II., die Regierung übernahm, gelangte vollends die hohe Kultur der sizilianischen Araber wieder in dem Maße zur Geltung, daß der Hof des jungen Kaisers mehr einem orientalischen als einem okzidentalischen glich. Umgeben von arabischen Gelehrten, die aus allen Teilen der mohammedanischen Welt der Einladung des Deutschen Kaisers gefolgt waren, widmete er mit ihnen einen großen Teil seiner Zeit der Pflege und Förderung der Wissenschaften, der Künste und der Poesie. Das arabische Kunstgewerbe gelangte von neuem zur Herrschaft in Sizilien, und seine Erzeugnisse wurden von dort aus in großen Massen in alle christlichen Lande ausgeführt; waren doch die Seiden- und Brokatstoffe, die man in Europa brauchte, wenn nicht aus den arabisch-andalusischen, so aus den sarazenischen Fabriken Siziliens. Die Stoffe der Staatsgewänder der Päpste und Prälaten, wie der Könige und Fürsten waren fast durchweg sizilianischen Ursprungs. Aber auch die meisten andern Luxusartikel, die das christliche Europa brauchte, ja selbst die kostbaren Rüstungen und Waffen wurden aus Sizilien bezogen, und der feine arabische Kunstsinn und Geschmack verbreitete sich von Sizilien aus über Italien und andere Länder Europas.

Nicht minder brach sich die arabische Wissenschaft unter Kaiser Friedrich II. Regierung Bahn in die christliche Welt und trug zur Wiederbelebung wissenschaftlicher Interessen in ihr bei. Friedrich wandte im besonderen seine Aufmerksamkeit der Förderung der medizinischen Hochschule von Salerno und der Universität Neapels zu, aber auch sonst unterstützte er neben denen Siziliens alle Pflegestätten der Wissenschaften. Für den Geist, der ihn beherrschte, ist besonders bezeichnend der Brief, den er an die Universität Bologna richtete, als er ihr einige arabische Übersetzungen aristotelischer und anderer griechischer Werke zum Studium übersandte. Es heißt da im Eingang:

„Um den Glanz des Thrones zu erhöhen, wozu die Tatkraft, die Gesetze und Waffen gleichmäßig beitragen, erachten Wir auch die Würze der Wissenschaften für notwendig, damit

die Kräfte nicht, wenn Unwissenheit sich mit den Reizen der Welt vereint, sich zügellos entfalten und die Gerechtigkeit, über Gebühr vermindert, leide. Deshalb haben Wir, den die göttliche Gnade an die Spitze der Völker stellte, Uns von Jugend auf mit den Wissenschaften beschäftigt, ehe Wir die Last der Regierung übernahmen. Wir haben sie geliebt, indem Wir mit Freude und unermüdlich den Duft ihrer Wohlgerüche einatmeten."

Daß er mit seinen lebhaften Interessen für die arabische Kultur großen Anstoß bei den Päpsten seiner Regierungszeit erregte, ist nur natürlich, um so mehr, als er überhaupt von äußerster religiöser Duldsamkeit beseelt war. Er wurde denn auch als Ketzer betrachtet und exkommuniziert. Die daraus zwischen ihm und Rom entstandenen Kämpfe sollten von nachhaltiger Einwirkung auf die politische Gestaltung der Weltverhältnisse werden, und so sehen wir hier wieder Rom beeinflußt durch Sizilien.

Noch in einer andern Beziehung sollte der Palermitaner Hof Kaiser Friedrichs II. von großer Bedeutung für seine Zeit werden.

Neben den Wissenschaften war es besonders die Dichtkunst, an der der Kaiser Gefallen fand und die er eifrig pflegte. Und hier war es nicht nur die arabische Poesie, die ihn anzog, sondern auch die Volksdichtung, die sich der sizilianischen Sprache bediente, und diese sizilianischen Dichtungen bilden gewissermaßen die Grundlage der italienischen Nationalliteratur. Daneben fand auch die provenzalische Troubadourpoesie, die so stark von der arabischen beeinflußt war und sich großenteils arabischer Versmaße und Gedichtformen bediente, nicht nur Eingang am Hofe Friedrichs II., sondern wurde auch von dort aus über Europa verbreitet, denn das Provenzalische war in jener Zeit eine internationale Verkehrssprache und den hohen Kreisen aller christlichen Völker bekannt, so daß die provenzalischen Lieder auch so rasche und weite Verbreitung fanden.

Wir ersehen hieraus, wie vielseitig und nachhaltig die Einflüsse waren, die von dem Hofe Kaiser Friedrichs II. ausgingen, der übrigens auch als Fürst und Staatsmann sehr hervorragend war, und, seiner Zeit weit vorauseilend, Sizilien eine liberale Verfassung gab, viele fortschrittliche Reformen einführte und seinen Untertanen auf den Provinziallandtagen Gelegenheit gab, ihre politischen Wünsche zu äußern.

Leider wurde sein eigenes Haus bald nach seinem Tode das Opfer der Gegnerschaft, die zwischen ihm und Rom entstanden war. Clemens IV. belehnte Karl von Anjou, den Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, mit Sizilien und übertrug ihm den Vernichtungskampf gegen die Hohenstaufen, deren letzter jugendlicher Sprößling Konradin am 29. Oktober 1266 auf Karls Geheiß hingerichtet wurde.

Die Rache dafür seitens der Sizilianer sollte freilich nicht lange ausbleiben. Sie machten der Herrschaft Karls von Anjou durch das unter dem Namen der Sizilianischen Vesper bekannte Blutbad, das sie unter den Franzosen anrichteten, am 30. März 1282 ein Ende und übertrugen, im Gegensatz zur römischen Kurie, die Krone ihrer Insel Don Pedro von Aragonien, der Sizilien gegen alle Angriffe der Anjous erfolgreich verteidigte und ihm seine Unabhängigkeit bewahrte.

Unter der spanischen und der bourbonischen Herrschaft hat Sizilien, das großenteils mit Neapel zum Königreich beider Sizilien verbunden war, keine weltgeschichtlich bedeutende Rolle gespielt, bis es unter Garibaldis Führung die Herrschaft der Bourbonen abschüttelte und dadurch zur Gründung des Königreichs Italien beitrug.

Wenn Sizilien bei den römischen Festen dieses Jubeljahres in hervorragender Weise Anerkennung findet, so ist das nach der vorstehenden kurzen Skizze seiner Einflüsse auf die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Apenninenhalbinsel und der wieder zu ihrer Hauptstadt gewordenen „ewigen Roma" leicht begreiflich. Dr. Gust. Diercks



Wunder der Chirurgie

Während die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der inneren Medizin nur ganz allmählich und langsam vorwärts schreitet, hat die ehedem so verachtete und lediglich als technischer Hilfszweig behandelte chirurgische Medizin in den letzten Jahrzehnten geradezu erstaunliche und rapide Fortschritte zu verzeichnen. Das Publikum erfährt im allgemeinen wenig von den für die Menschheit so überaus wichtigen Erfolgen, die in den Operationssälen der Chirurgen erzielt werden. Was die Tagespresse in dieser Hinsicht berichtet, gibt kein auch nur einigermaßen zusammenhängendes Bild des Geleisteten. Am ehesten empfiehlt sich noch für den Laien das Studium der alljährlichen Kongreßberichte, die freilich auch sehr stark und nicht immer sinngemäß gekürzt in die Öffentlichkeit gelangen.

Die Grundlagen unserer heutigen chirurgischen Wissenschaft bilden die aseptische Wundbehandlung und die Beseitigung des Schmerzes. Unzähliger Experimente hat es bedurft, um hier brauchbare Resultate zu zeitigen. Es handelte sich in erster Linie darum, die Wunde des Patienten vor Verunreinigung zu schützen, wie sie bei noch so sorgfältiger Desinfektion durch die Berührung mit den Fingern des Operateurs, ja durch die Speichelstäubchen etwa beim Erteilen eines Befehls verursacht werden konnte. Andererseits mußte der Arzt sich selbst vor der Gefahr der Infektion zu bewahren suchen. Beides erreicht man heute durch die Jodmaske und den Gummihandschuh, die wohl in keinem modernen Operationssaal fehlen. Die Jodmaske, die Mund, Nase und Haar bedeckt, hat neuerdings sogar außerhalb des Operationssaals Verwendung gefunden; sie wurde nämlich während der ostasiatischen Pestepidemie von den Europäern getragen und soll sich sehr gut bewährt haben. Auch der Gummihandschuh, der sich unmittelbar an die Ärmel des Operationsmantels anschließt, hat das ihm anfangs in Ärztekreisen vielfach entgegengebrachte Mißtrauen völlig überwunden, nachdem sich der Hauptvorwurf, daß er das Gefühl vergröbere, als nicht stichhaltig herausgestellt hat.

Zu ähnlichen Erfolgen führte der Kampf gegen den Schmerz. In der Erzeugung der Narkose ist man heute zu dem Äther zurückgekehrt, da die allerdings bedeutend einfachere Chloroformnarkose wegen ihrer unberechenbaren Wirkung auf das Herz sich nicht bewährt hat. Die Äthernarkose ist auf das subtilste ausgebildet, und namentlich die leicht durchführbare, ganz kurze Rauschnarkose, die dem unter dem Messer des Chirurgen liegenden Patienten die angenehmsten Träume beschert, ist äußerst beliebt. Hand in Hand damit geht die lokale Schmerzstillung, bei der das Kokain eine hervorragende Rolle spielt.

Auf der Grundlage der aseptischen Wundbehandlung und der Beseitigung des Schmerzes baut sich nun die chirurgische Einzelleistung auf. Der ordentliche Professor der Chirurgie an der Universität Breslau, Dr. Hermann Küttner teilt im Juniheft der „Deutschen Revue“ aus seiner eigenen Praxis eine Reihe von Beispielen mit, die einen kleinen Einblick in den heutigen hohen Stand der chirurgischen Kunst gewähren. Da gibt es kaum eine Partie des menschlichen Körpers, vor der die Instrumente des Chirurgen zurückschrecken. Selbst durch die Windungen des Gehirns, das früher als unberührbar galt, ja bis in die Nähe des eigentlichen Knotenpunktes des Lebens bahnen sie sich den Weg. Küttner führt den äußerst komplizierten Fall einer jungen Frau an, die an einer Gehirngeschwulst litt. „Aus den Symptomen konnte geschlossen werden, daß die Neubildung etwa in der Gegend des Hirnanhanges liegen mußte, aber offenbar nicht von diesem, sondern vom Gehirn selbst ausgegangen war. Das eine Auge war völlig, das andre fast vollkommen erblindet, der Zustand der jungen Frau ein trostloser. Der einfachere Weg von der Nase aus war hier, da die Geschwulst offenbar nicht vom Hirnanhang ihren Ursprung nahm, ungangbar; ich wählte den Weg von der Stirn her, hob, schrittweise von vorn nach hinten vordringend, das Großhirn in die Höhe und konnte ohne Nebenverletzung die über apfelgroße Geschwulst entfernen. Das Resultat ist ein ausgezeichnetes geworden.“

Auch vor der zweiten Quelle des Lebens, dem Herzen, gibt es für den Chirurgen kein Zurück. Es sind vor allem die Herzverletzungen durch Stich oder Schuß, die ein dankbares Objekt für den chirurgischen Eingriff darstellen. „Bei der Operation wird der Brustkorb türflügelartig geöffnet, Rippenfell und Lunge zur Seite gedrängt, der Herzbeutel gespalten und so die Herzwunde zugänglich gemacht. Aus dem stürmisch und unregelmäßig mit außerordentlicher Kraft arbeitenden Herzen des in höchster Lebensgefahr schwebenden Verletzten spritzt bei jeder Zusammenziehung ein schäumender Blutstrahl oft meterweit empor, und es kann sehr schwer sein, die Naht sicher anzubringen. Seit Rehn im Jahre 1896 den ersten Herzstich mit Erfolg genäht hat, sind bereits über achtzig Menschen mit Schüssen und Stichen ins Herz durch die Operation dem sicheren Tode entrissen worden."

Die Chirurgie der Bauchhöhle, die noch vor wenigen Jahren nur von wenigen Auserwählten geübt wurde, ist heute wohl das größte Betätigungsfeld der Ärzte geworden. Namentlich bei den immer häufiger auftretenden Blinddarmentzündungen hat sich die Frühoperation, d. h. die Operation möglichst in den ersten vierundzwanzig Stunden des Anfalls, als eine Taktik erwiesen, die oft von Erfolg begleitet ist. Das wird auch dem Laien klar, wenn er vernimmt, daß die Gesamtsterblichkeit der im akuten Anfall Operierten von 29,4 auf 8,5 % gesunken ist!

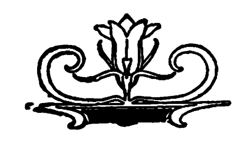
Ein Gebiet, das gleichfalls erst in jüngster Zeit für die operative Heilkunde gewonnen wurde, ist die Chirurgie des Rückenmarks. Über die Methode, wie das überaus qualvolle Leiden der Rückenmarksgeschwulst bekämpft wird, schreibt Küttner: „Die Neubildung trägt in der Mehrzahl der Fälle gutartigen Charakter und führt nur dadurch zum Tode, daß sie in dem engen Rückenmarkskanal mit zunehmendem Wachstum das Rückenmark förmlich abquetscht. Durch das fruchtbare Zusammenarbeiten mit der Nervenheilkunde und inneren Medizin ist es hier der Chirurgie gelungen, völligen Wandel zu schaffen. Wir legen heute ohne besondere Gefahr und Schwierigkeit das Rückenmark an der vorher aus den Symptomen genau bestimmten Stelle frei und entfernen vorsichtig die Geschwulst, ohne die wichtigen Leitungsbahnen des Rückenmarks zu schädigen." Noch origineller ist der Weg, den man zur Beseitigung der angeborenen Gliederstarre einschlägt, die mitunter aus dem Menschen ein völlig hilfloses, an Bett oder Wagen gefesseltes Geschöpf macht. Ein Breslauer Kollege Küttners, der Neurologe Otfried Förster, hat festgestellt, daß „die von der Körperoberfläche ausgehenden Gefühlsreize, die normalerweise das Gehirn regelt, hier durch den sog. Reflexbogen im Rückenmark ungehemmt auf die Bewegungsnerven und die Muskeln übertragen werden und diese zu einer dauernden übermäßigen Spannung anregen. „Er empfahl daraufhin, das Übermaß dieser Gefühlsreize dadurch zu vermindern, daß man das einzig isoliert zugängliche Glied des Reflexbogens, die hintere Rückenmarkswurzel, durchtrennt. Zu diesem Zweck wird der Rückenmarkskanal eröffnet, sodann werden auf Grund genauer anatomischer Kenntnisse die zu den jeweilig starren Gliedmaßen führenden Rückenmarkswurzeln freigelegt und aus jeder ein mehrere Zentimeter langes Stück entfernt. Teilweise, in vielen Fällen völlige Bewegbarkeit des bis dahin klotzartig starren Körpers ist die Folge des Eingriffs.

Am eingehendsten hat in den letzten Jahren die Chirurgen die Transplantation, die Gewebsüberpflanzung, beschäftigt. Als mißlungen müssen die Versuche bezeichnet werden, die darauf ausgingen, die hochorganisierten Gewebe von einem Individuum auf das andere zu übertragen. Die Einheilung vollständiger, hochentwickelter Organe gelingt nur innerhalb des gleichen Individuums und hat natürlich wenig Wert für die Praxis. Allerdings ist soeben erst von einer aufsehenerregenden Entdeckung des jungen amerikanischen Forschers Professor Carrel vom Rockefeller-Institut in Neuyork Mitteilung gemacht worden. Es soll Professor Carrel, wie er vor einem kleinen Kreise von Ärzten in der Berliner Universitätsklinik bekannt gab, geglückt sein, Körpergewebe, das verschiedenen Organen entnommen war, außerhalb des Körpers zum weiteren Wachstum anzuregen dadurch, daß er es auf einen besonderen Nährboden, sogenanntes Blutplasma, brachte. Dabei handelte es sich auch um Gewebe,

das von erwachsenen Lebewesen stammte. Gegenüber dieser Entdeckung wird man sich jedoch vorläufig noch abwartend verhalten müssen. Dagegen ist die Übertragung ganzer Gelenke mit Hilfe amputierter Gliedmaßen gelungen, und Küttner selbst ist nach eingehenden Vorversuchen am Tier noch einen Schritt weiter gegangen und hat die Überpflanzung aus der Leiche in die Wissenschaft eingeführt. Zur Erläuterung diene folgender Fall: „Es handelte sich um eine bösartige Knochengeschwulst am Hüftgelenk, welche vor einem Jahr einem jungen Manne entfernt wurde. Es fielen als erkrankt fort das Hüftgelenk und das ganze obere Drittel des Oberschenkelknochens. In den großen, auf andere Weise nicht zu ersetzenden Defekt wurden sofort die gleichen Teile aus einer Leiche eingepflanzt, welche elf Stunden nach dem Tode unter allen aseptischen Vorsichtsmaßregeln entnommen und bis zu der sechsunddreißig Stunden nach dem Tode erfolgten Transplantation in einer besonderen Salzlösung bei 0 Grad aufgehoben worden waren. Die Einheilung erfolgte ohne Störung, elf Monate nach der Transplantation ist das Leichengelenk nach allen Richtungen beweglich, und der Mann benutzt das Bein wie ein gesundes.“

Sehr interessant sind auch die Fälle, in denen die Chirurgie in Idealkonkurrenz mit der inneren Medizin tritt. Das Feld der Krebserkrankungen bestreitet die Chirurgie vorderhand noch völlig allein. Denn das Serum gegen den Krebs ist noch nicht erfunden, und der operative Eingriff bleibt das einzige Heilmittel. Doch sind, wie Küttner betont, die Resultate der Krebsoperationen besser, als allgemein im Publikum angenommen wird. 50—60 % Heilungen bilden den Durchschnitt. Überhaupt erscheint der chirurgische Eingriff da als letztes Rettungsmittel, wo die innere Medizin der Krankheit machtlos gegenübersteht. Während beispielsweise die Anfangsstadien der Lungentuberkulose der inneren Medizin zur Behandlung überlassen bleiben, kommt die Chirurgie in Betracht bei den vorgeschrittenen, mit der Bildung von Höhlen einhergehenden Formen. In solchen Fällen richtet sich das Bestreben des Chirurgen darauf, „die Lunge gleichsam wie einen Schwamm zusammenzudrücken. Wir gelangen an dieses Ziel, das bei einseitiger Erkrankung erreichbar ist, entweder dadurch, daß wir sterilen Stickstoff durch eine feine Punktionsnadel in den Brustfellraum einströmen lassen und so in einem durch Röntgenstrahlen leicht kontrollierbaren Grade die Lungen zusammenpressen, oder dadurch, daß wir über der erkrankten Lunge sämtliche Rippen entfernen und so die starre Brustwand in eine nachgiebige, für die Ausheilung der Höhlen günstige verwandeln.“

... Man sieht aus diesen wenigen, doch nur wie Streiflichter über das weite Gebiet des chirurgischen Wirkungskreises hinweghuschenden Betrachtungen, welche überraschenden Perspektiven sich in den letzten Jahren dieser wissenschaftlicheu Disziplin eröffnet haben. Und damit ist die Zahl der noch zu erforschenden Möglichkeiten erst zum geringsten Bruchteil erschöpft. Noch harren zahllose Probleme der Lösung





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals „der weiße Tod“

(Vgl. Heft 10, XIII. Jahrg.)

Im Juliheft des Türmers bespricht Dr. Wilhelm Winzer in einem Aufsatze, dem er die Überschrift „Der weiße Tod“ voransetzt, die erschreckenden Zahlen der Todesfälle bei Ausübung des Bergsports und schließt daran Darlegungen, die in eine Warnung vor der Hochtouristik ausklingen.

Ohne Zweifel enthalten seine Ausführungen mancherlei Zutreffendes, aber meiner Ansicht nach finden sich daneben eben so viele Anschauungen, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Zunächst wird jeder ruhige Beobachter zugeben müssen, daß die Hochtouristik stellenweise in falsche Bahnen gelenkt worden ist und in Gefahr steht, zu einem öden, sinnlosen Sport auszuarten, entsprechend etwa den berüchtigten Sechstagerennen oder ähnlichen Auswüchsen anderer Sportarten. Ich denke dabei besonders an Gewalttouren wie die Besteigung einer Anzahl von Gipfeln an einem Tage, die „Lösung alpiner Probleme“, wie man das Ersteigen anscheinend unzugänglicher Felswände in stundenlanger Arbeit unter dauernder Lebensgefahr im alpinen Schrifttum oft zu nennen beliebt, oder ähnliche Erscheinungen des Bergsports, denen gegenüber die Angriffe Dr. Winzers nur zu berechtigt sind. Daß bei derartigen Leistungen jeder Naturgenuß aufhört, ist selbstverständlich, und es wäre dringend zu wünschen, daß die besonneneren Angehörigen alpiner Vereine derartigen Betätigungen ihrer jüngeren Mitglieder, die ja hier vorwiegend in Frage kommen, tatkräftig entgegenträten!

Insoweit stimme ich mit dem Verfasser des erwähnten Aufsatzes überein. Nun aber die weitere Frage: Soll man wegen derartiger Auswüchse gegen die Hochtouristik überhaupt zu Felde ziehen? Gewiß, Gefahren bietet das Hochgebirge genug, und Dr. Winzer hat recht, wenn er das Einsetzen des Lebens für sportliche Ziele für verwerflich hält. Aber sind denn die anderen Sportarten, die er nennt, ungefährlich? Der Unterschied ist nur der, daß die Zahl der Unglücksfälle beim Reiten, beim Fußballspielen usw. nicht so sorgfältig gebucht und statistisch verarbeitet wird und daher nicht in so auffallender Weise zur Kenntnis der Öffentlichkeit kommt wie die Zahlen des „weißen Todes“. Selbst das „Dauerwandern“, übrigens doch eine Betätigung der Beinmuskeln ohne jede Spur höheren Interesses, bringt die Gefahr der Überanstrengung in mindestens demselben Maße mit sich wie eine Hochtour, besonders wenn es in der Form des „Wettgehens“ ausgeführt wird. Bei jedem körperliche Tätigkeit verlangenden Sport handelt es sich doch im letzten Grunde um den Kampf gegen äußere Widerstände, um die Stählung der Kraft durch ihre Überwindung. Daß diese Widerstände unter Umständen auch zu Gefahren werden, weiß z. B. jeder Reiter, der nicht nur „Theaterpferde“ zu reiten pflegt.

Selbstverständlich soll sich nur derjenige einer Gefahr aussetzen, der ihr gewachsen ist, und insofern ist der Hinweis berechtigt, daß nicht jeder Alpenreisende Hochtouren zu machen braucht, daß ihm auch ohne diese das Gebirge eine Fülle von Genüssen bietet. Wenn nur solche an Hochtouren sich heranwagen, die körperlich dazu geeignet sind und die unerläßlich notwendige Übung und Kenntnis der Gefahren besitzen, so wird die Zahl der Unglücksfälle ohne Zweifel erheblich abnehmen.

Dabei sei übrigens noch besonders darauf hingewiesen, daß die einfache Aufführung der Gesamtzahl der Unglücksfälle im Gebirge kein richtiges Bild von den Gefahren des eigentlichen Hochgebirges gibt. Denn ein beträchtlicher Teil der Unglücksfälle spielt sich gar nicht im Hochgebirge ab, sondern im Mittel- und Vorgebirge, dessen Schönheit Dr. Winzer ja auch besonders rühmt. Im „Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs“ ist schon seit langer Zeit eine Einteilung der alpinen Unglücksfälle in diesem Sinne vorgenommen worden, und dabei ergibt sich z. B. in der letzten vorliegenden Zusammenstellung von Dr. Kürsteiner, daß von insgesamt 72 Opfern des Bergsports im Jahre 1909 15 bei Wintertouren verunglückten, 32 im Mittel- und Vorgebirge und 25 im eigentlichen Hochgebirge. Die Opfer des Edelweiß- und Alpenblumenpflückens (im genannten Jahre 19), die ja nicht dem Bergsport zur Last zu legen sind, blieben dabei unberücksichtigt. Die Zahl der im Hochgebirge verunglückten Bergsteiger ist also kleiner als diejenige der Opfer des Mittel- und Vorgebirges!

Weiter glaubt Dr. Winzer, daß die Eindrücke der Hochgebirgswelt überschätzt würden. Es scheint mir zwecklos, über eine derartige Geschmackssache — denn eine solche ist es tatsächlich im letzten Grunde — zu streiten, es sei mir aber doch gestattet, wenigstens auf einzelne der angeführten Beweisgründe einzugehen. Wenn Dr Winzer die Reize unserer winterlichen Natur mit denen des Hochgebirges vergleicht, so vergißt er dabei, daß im Sommer die Schneefelder des Gebirges im funkelndsten Sonnenlicht vor uns liegen, während selbst an völlig klaren Wintertagen nur matte Sonnenstrahlen das Bild unserer Winterlandschaft beleuchten. Gerade die Fülle des Lichtes im Hochgebirgssommer ist mir immer als besondere Schönheit erschienen. Übrigens hat der „vernünftige und gesunde Wintergebirgssport“, den ich ebenso wie Dr. Winzer zu schätzen weiß, eine recht beträchtliche Zahl von schweren, wenn auch nicht tödlichen Verletzungen, besonders von Knochenbrüchen, auch in unserem Mittelgebirge gezeitigt.

Sodann könnte man aus den Darlegungen des Aufsatzes den Eindruck gewinnen, als wenn die Rundsicht von der glücklich erreichten Spitze der einzige Naturgenuß sei, den eine Hochtour bietet. Jeder, der mit offenem Auge für Naturschönheiten Hochgebirgswanderungen gemacht hat, wird mir recht geben, wenn ich diese Auffassung als grundfalsch bezeichnen. Gerade der Aufstieg bietet trotz der Anstrengung bei verständigem Gehen eine Fülle prächtigster Eindrücke, die allmähliche Entwickelung immer weiteren Ausblicks, die wechselnden Tiefblicke, die wunderbaren Farbenstimmungen des Sonnenaufganges usw. Ähnliches kann man ja auch im Mittelgebirge erleben, für meinen persönlichen Geschmack aber nicht in der gleichen Vollendung wie im Hochgebirge. Ich möchte glauben, daß der Verfasser des Aufsatzes noch nicht den Genuß gehabt hat, im Hochgebirge etwa den Widerstreit zwischen dem Lichte des Vollmondes und dem ersten Schimmer der aufsteigenden Sonne zu bewundern, er würde sonst vielleicht seine Anschauung ändern. Mir wenigstens wiegt ein derartiger Morgen viele Enttäuschungen auf, die mir die Unbill der Witterung oder langweilige Strecken einer Wanderung bereitet haben.

Doch genug davon. Nur auf einen Punkt muß ich noch mit aller Schärfe hinweisen. Dr. Winzer hält sich für berufen, die Führer in einer Weise anzugreifen, gegen die ich entschieden Verwahrung einlegen möchte. Er meint, daß auch die besten unter ihnen bei der ganzen Wanderung nur „ihre beiden Lebenszwecke: rasch Geld zu verdienen und es rasch zu vertrinken“ im Sinne haben! Ich weiß nicht, wo Dr. Winzer seine Forschungen über den Führerstand angestellt hat, um sich ein derartiges Urteil bilden zu können. Ich selbst kenne genauer

allerdings nur die Schweizer Führer, und ich muß sagen, daß mir n i e ein Führer begegnet ist, auf den diese Kennzeichnung paßte. Sie trägt schon in sich den Stempel der Unwahrscheinlichkeit. Denn man wird doch wohl kaum behaupten wollen, daß ein Mann, dessen Lebenszweck das rasche Vertrinken des erworbenen Geldes ist, imstande ist, tagelang hintereinander mit schwerem Gepäck anstrengende Besteigungen von zehn, zwölf und mehr Stunden Dauer auszuführen, wie das bei günstiger Witterung gar nicht selten vorkommt. Ein Alkoholiker würde schon am ersten Tage zusammenbrechen!

Auch im Führerstande mag es minderwertige Personen geben, die große Mehrzahl sind aber wackere Männer mit hoch entwickeltem Verantwortlichkeitsgefühl. Ich bin auch mit manchem gewandert, der mit offenen Augen ein gutes Stück Welt gesehen hatte und die Schönheiten seiner heimatlichen Natur besser zu schätzen wußte als mancher gebildete Tourist, der „sich zu seiner Sicherheit in die Abhängigkeit eines solchen Menschen" begeben mußte. Ich glaube, daß mancher Gebirgswanderer ebenso wie ich an seine Führer als an gute Kameraden zurückdenkt und gerne wieder mit ihnen wandert, wenn ihn ein gütiges Geschick ins Hochgebirge zurückführt.

Dr. Hugo Stursberg



Ein drittes Wort zum Kölner Karneval

(Vgl. Heft 8 u. 9, XIII. Jahrg.)

Vor einigen Jahren war ein Freund von mir, ein Nichtkölner, bei einem Kölner Arzte in Behandlung. Gelegentlich kam auch das Gespräch auf den bevorstehenden Karneval. Da äußerte sich der Arzt, ein schon älterer, jovialer Herr, daß kurz nach dem letzten Karneval 18 Personen seine Behandlung aufgesucht hätten, die während des Karnevals augenscheinlich bloß durch Übertragen durch den Mund (Kuß) mit der Syphilis infiziert worden seien. — Hierzu ist zu wissen, daß in Köln während des Karnevals Kußfreiheit herrscht, daß jede weibliche Person während des Karnevalstreibens sich gefallen lassen muß, von jedem beliebigen Mann, dem's beliebt, geküßt zu werden. — Dies war nur e i n Arzt; wie viele mögen zu anderen Ärzten gegangen sein, und wie viele endlich zu Kurpfuschern!

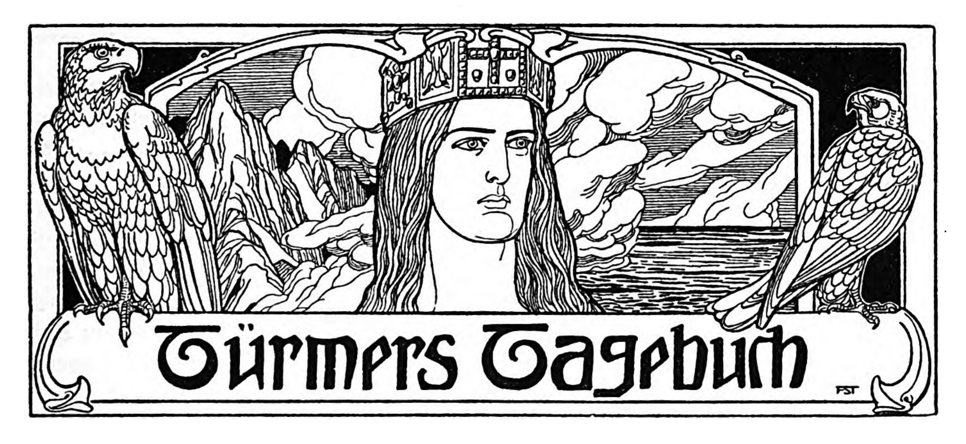
Eine andere Seite: Man spricht am Rhein wie von etwas Selbstverständlichem von den „Karnevalskindern", d. h. den Wesen, die ihr Dasein eben dem Trubel des Karnevals verdanken.

Es scheint demnach dieser doch nicht gar so harmlos zu sein, wie der Verfasser der Entgegnung im Juliheft des Türmers meint.

Was man sonst wohl noch hört, daß es vorgekommen sein soll, davon will ich schweigen, da ich seine Richtigkeit nicht nachprüfen kann, und wohl auch manche Übertreibung und Erfindung mit untergelaufen sein mag

Philister





Um Jatho

Wieder einmal zeigt sich uns, nur in besonders augenfälligem Format, das Bild, das wir im kleinen alle Tage beobachten können: eine kirchliche, eine religiöse, eine Frage des allerpersönlichsten Innenlebens steht zur Entscheidung — und Schafe und Böcke sondern sich je nach der politischen Parteistellung. Wer politisch rechts steht, fühlt sich verpflichtet, auch religiös auf der Rechten Stellung zu nehmen, wer aber politisch links steht, käme sich schier als Verräter an seinen heiligsten Grundsätzen vor, wenn sein Platz in einem religiösen Streite auf der Parteibank leer bliebe. Ja, er würde es nur ganz in der Ordnung finden, wenn ihm seine politischen Freunde dann alle Gesinnungstüchtigkeit absprächen und ihn als fahnenflüchtig verfemten. Politisch konservativ = religiös orthodox, politisch liberal = religiös freisinnig. Da weiß doch jeder, wo er bleibt, und Ordnung muß sein.

Das Spruchkollegium für evangelisch-kirchliche Angelegenheiten hat festgestellt, daß eine weitere Wirksamkeit des Pfarrers Jatho innerhalb der evangelischen Landeskirche mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt, unvereinbar ist. Nach seiner „freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Überzeugung" kraft § 11 des Kirchengesetzes vom 16. März 1910 über das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen.

Und die Folge?

„Ein Orkan", schreibt Artur Brausewetter im „Tag", „von Empörung, Anklagen und Drohungen in einem Teil der Presse. ‚Die Tätigkeit des preußischen Inquisitionsgerichts läuft auf die Vernichtung der bürgerlichen Existenz des Ketzers hinaus. Schlimmer freilich als diese äußeren Nebenwirkungen ist die Unduldsamkeit, die sich aus diesem Anlaß in der preußischen Landeskirche offenbart hat.' In solchen Übertreibungen und Entstellungen gefällt sich das eine Organ. ‚Ob Scheiterhaufen oder Bannstrahl oder Absetzung, es macht einen Unterschied nur dem Grade nach', schreibt ein anderes. ‚Die unduldsame Orthodoxie', das ‚Ketzergericht', der ‚Bannspruch' und dergleichen mehr sind die Schlagwörter, mit denen man kämpft. Aber nicht nur das. Das Urteil des Spruchkollegiums wird als Weckruf für den Protestantismus bezeichnet, man sieht in ihm den sicheren Beweis, daß die Ab-

sicht besteht, in der Landeskirche einen starren Bekenntniszwang einzuführen, eine arge Gefährdung jeder Freiheit. Protesterklärungen seitens der Geistlichen liberaler Richtung, große Versammlungen in Köln, Berlin und anderen Städten ... kurz, die Entrüstung kann sich gar nicht genug tun.

Ist das richtig?

Nein, es ist nicht nur unrichtig, es ist in jeder Beziehung schädlich und hemmend für die Sache, der es dienen will. Kein anderes Ereignis konnte so deutlich wie dieser Jatho-Prozeß den Beweis liefern, daß wir zu einer ruhigen und nüchternen Auffassung in Glaubenssachen nicht mehr fähig sind. Die mit ganz unnötigem Aufwand von Fanatismus geführten Verhandlungen über das Feuerbestattungsgesetz in unseren Parlamenten haben es gezeigt, dieser Jatho-Prozeß illustriert es auf das neue. Vor allem fehlt uns der unbefangen geschichtlich wägende Sinn. Es macht einen traurigen Eindruck, diesem Urteil gegenüber eine solche Verständnislosigkeit zu sehen, die sich lediglich im blinden Wüten zu erschöpfen sucht, anstatt verstehen und begreifen zu wollen. Wem es um eine wirklich innere Entwicklung von Kirche und Glauben zu tun ist, wer eine aus dem Geist und der Wahrheit geborene Freiheit für unsere Kirche fördern will, der kann hier unmöglich mitmachen.

Will man das Urteil im Jatho-Verfahren verstehen, so muß man es ruhig wägend unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten.

Zuerst: der Pfarrer, dem fortan die Kanzeln der evangelischen Landeskirche verschlossen bleiben sollen, ist nach dem übereinstimmenden Urteil von Freund und Feind ein religiös wie ethisch hochstehender Mensch, eine christliche Persönlichkeit im besten Sinne des Wortes, ein tapferer Mann, der nie hinter dem Berge gehalten, sondern unumwunden, was er glaubte, lehrte und bekannte, dessen vornehme, allen blinden Hetzereien und Wühlereien abholde Persönlichkeit sich gerade in den schweren Tagen seiner Vernehmung und Verurteilung in ihrer Größe zeigte. Er ist kein jugendlicher Stürmer und Fanatiker, sondern ein reifer, lebenskundiger Mann, der über zwanzig Jahre in seiner Gemeinde wirkte, und zwar mit einem Erfolge und einem Segen wirkte, wie er nur sehr wenigen Geistlichen vergönnt wurde. Was gerade für die evangelische Kirche ein Ziel erscheint, aufs innigste zu wünschen: die großen Kreise der Gebildeten, die eine moderne Wissenschaft und Weltanschauung vom kirchlichen Leben entfernt hat, diesem wieder zurückzugewinnen, Jatho ist es gelungen. Er brachte diesen Leuten das Brot, nach dem sie lange bewußt oder unbewußt gehungert, die Form, in die er die biblischen Wahrheiten kleidete, die Sprache, in der er sie verkündete, das war es, was ihnen so lange gefehlt, jetzt fingen sie an, Gefallen, Liebe für sie zu empfinden, das religiöse Leben war in ihnen erweckt. Die Frage ist durchaus berechtigt: ob es richtig war, einen solchen Mann in ein Verfahren wegen Irrlehre zu verwickeln, vollends nachdem man ihn so lange Jahre hindurch unbehelligt zum Segen seiner Gemeinde hatte wirken lassen. Durchaus verständlich ist es, wenn man in dem Vorgehen der kirchlichen Behörde einen schweren taktischen Fehler erblicken will.

Dieser Anschauung steht eine zweite gegenüber: der angeschuldigte Geistliche wirkte in einer historisch gewordenen Institution, er war der Diener einer Kirche mit fixierten Normen, Sätzen und Bekenntnissen. Der alles geschichtlich Gewordene

überspringende Subjektivismus zeigt sich nun am deutlichsten, indem er hiergegen geltend macht, daß solch ein Bekenntnis gar nicht festzustellen sei. Das ist unhistorisch und unlogisch argumentiert. Denn die nicht zu leugnende Tatsache, daß sich die einzelnen Geistlichen und Laien verschieden zum Apostolikum stellen, es ihrem modernen Empfinden und Bedürfen anzupassen suchen, ändert doch nichts an dem Faktum, daß das apostolische Glaubensbekenntnis das verpflichtende und bestimmende für die evangelische Landeskirche ist. In jedem Gottesdienste wird es bekannt, die Kinder werden darauf getauft und konfirmiert, die Geistlichen ordiniert. Hier wären nur zwei Fragen zu erörtern: wie weit die Abweichung von seinen einzelnen Sätzen gehen dürfte, und ob ein neues Bekenntnis, das sich unserem heutigen Fühlen mehr anschlösse, nicht unbedingte Notwendigkeit wäre. Vorläufig aber steht es fest als die verbindliche Norm der Kirche.

Was ist nun der Kern und Inhalt des Falles Jatho?

Etwas, was sich Tausende von Malen in der Geschichte und Entwicklung ereignet hat: das Zusammenprallen einer freien Persönlichkeit von Selbständigkeit und ureigener Kraft mit der zähen, geschichtlich gewordenen Institution. Der Fall Jatho enthält nicht das Geringste von Neuem oder Aufwühlendem, er hat höchstens typisches Interesse. Und er ist nur von einem Gesichtspunkte aus zu erfassen: dem eines tragischen Konfliktes zwischen zwei Mächten, einer innerlichen und einer äußerlichen, der um so packender wirkt, als jene beiden Mächte sich völlig gleichberechtigt gegenüberstehen. ... Das ewig gestrige Trauerspiel des Zwiespaltes unserer die Schwingen versuchenden geistigen Sehnsucht und der realen, banalen Schranken, die Institution, Gesellschaft und Geschichte ihr entgegensetzen, hat sich hier aufs neue vollzogen.

Dieser Tragödie der Notwendigkeit gegenüber sind die zorngeschwellten Ergüsse einer aufgeregten, in ihrem Parteiinteresse gekränkten Majorität, die wie immer unrecht hat, nicht am Platze. Sie mißdeuten, sie entweihen den ehernen Vorgang, der sich hier abgespielt, sie haben etwas Unsauberes und Kleinliches im Verhältnis zu seiner reinen Tragik. Und sie sind um so geringer einzuschätzen, weil sie von Kreisen herkommen, denen jedes kirchliche Verständnis und jede historische Einsicht abgeht. Darum gerade schaden sie einer aufwärtsstrebenden kirchlichen Entwicklung, die der Fall Jatho sonst fördern könnte. Keiner könnte ernster als der vornehm mutige Jatho das bekannte Gebet um Schutz vor seinen Freunden zum Himmel senden. Und wenn immer darauf hingewiesen wird, wie ganz anders die evangelische Kirche aufblühen würde, wenn man ihre Lehrer ganz frei in ihr schalten und walten ließe, so ist auch dies ein Irrtum. Daß der eine Jatho eine gewaltige Gemeinde um sich geschart und sie wohl auch an sich fesseln wird, ist nicht zu bestreiten. Das liegt an der geistigen Größe seiner Persönlichkeit. Im ganzen aber fehlt jenen Elementen, die heute absolute Freiheit des Lehrens fordern, zu sehr das ausgeprägt kirchliche Interesse, als daß sie fähig wären, starke Gemeinden zu bilden. Diese werden sich immer aus den einfacheren Elementen zusammensetzen, und für sie ist die philosophische Deutung der biblischen Lehren zu kompliziert. Sie wollen das Schlichte, das wenig Umgedeutete, nur Gedeutete des Evangeliums zum Trost, zur Kraft und zur Erbauung ..."

Auch die „Tägl. Rundschau“ zählt den Fall Jatho „zu den tragischen Kapiteln der neueren Kirchengeschichte“. Das Tragische liege aber nicht allein in dem Kontrast zwischen einer sympathischen pastoralen Persönlichkeit von anerkannt erfolgreichem Wirken und dem Verwerfungsurteil, das die amtliche Stelle ausgesprochen hat, sondern gehe bis in die Wurzeln des protestantischen Kirchenwesens: „Gewiß, wäre Jatho ein Revolutionär, dem das Zerstören Freude machte, so läge die Sache einfach genug. Aber Jatho liebt seine Kirche und wird sie ferner lieben, nachdem sie ihn von sich gewiesen hat. Es scheint außer Zweifel, daß er keine Sezession herbeiführen, keine neue Gemeinde gründen will. Nicht aus Berechnung, weil sich innerhalb der Kirche mehr wirken lasse als außerhalb der Kirche. Denn Jatho ist kein Rechenkünstler. Die Kirche hat es ihm angetan, natürlich so, wie er sie versteht, nach seinen Grundsätzen, seinen Idealen. Sich ihrer Gemeinschaft zu entwinden und ihrem Dienst zu entsagen, bedeutet für ihn ein schweres Opfer. Er würde ihr gern weiter dienen. Hier beginnt denn wirklich das Tragische, soweit es nicht nur Jathos Person, sondern das Kirchenwesen trifft. Dieses protestantische Kirchenwesen, auf breiteste Verhältnisse angelegt, schon darum, weil es Volkskirche sein will, hat nun doch für seine Kinder, wenn sie besonders organisierte Naturen von unbequemer Eigenart sind, keinen Raum im geistlichen Amt, kann ihn nach seiner Überzeugung nicht haben und will ihn darum nicht haben. Ist das nicht sträflicher Eigensinn, so daß die Schuld in der Jathoschen Tragödie ausschließlich auf Rechnung der Kirche käme?

Der Kenner der Geschichte wird leicht die Antwort finden. Als die deutsche Reformation den persönlichen Glauben zum obersten Prinzip erhob, entband sie allerdings damit zugleich den religiösen Individualismus. Er wurde die Quelle ihrer Kraft. Die führenden Geister der Nation haben aus dieser Quelle geschöpft. Der religiöse Individualismus bricht in der Geschichte des Pietismus und der deutschen Aufklärung mächtig hervor. Seine letzte Entfaltung tritt in der starken Reformbewegung der modernen Theologie zutage. Aber derselbe Individualismus kann ein Element der Zersetzung werden, sobald er nebst der nötigen Selbstbeherrschung auch jede objektive Bindung an gegebene Normen grundsätzlich ablehnt.

Die Frage ist dann, ob eine solche Verschiebung von der religiösen Gemeinschaft ertragen werden kann, ohne daß sie zugrunde geht. Es handelt sich nicht so sehr um den einzelnen, auch nicht um kleinere Kreise. Die werden sich zu behelfen wissen. Aber die großen Kirchenkörper, die tief in das Kulturleben eingelassen sind und neben einer Fülle von öffentlichen Rechten auch öffentliche Pflichten haben, denen sie gesetzlichen Ausdruck geben müssen, — können sie vom Individualismus leben? Bedürfen sie nicht neben der Freiheit so gut wie jedes andere Gemeinwesen irgendeines Maßes von Autorität, das sie zusammenhält? Mehr noch. Ist der evangelische Glaube, aus dem der religiöse Individualismus hervorging, wirklich nur die Summe von Einfällen oder Erlebnissen, die dieser und jener einzelne hat? Besitzt der evangelische Glaube keinerlei festen Inhalt, um den sich viele scharen können? Diese Erwägungen werden es gewesen sein, die gegen Jatho Ausschlag gaben. Nicht theologischer Eigensinn hat den

Spruch gegen ihn herbeigeführt, sondern eine ganz bestimmte, gewiß nicht unfehlbare, aber sachlich begründete Überzeugung von der Eigenart der Kirche und des evangelischen Glaubens, im Unterschied von einer Allerweltsreligion, die weder Maß noch Ziel hat.

Soviel auf das Ganze gesehen. Und nun zum einzelnen, insbesondere zu der Frage, die auf vieler Lippen schwebt, ob der Fall Jatho trotz alledem nötig war, ob er nicht vertagt werden konnte, ob nicht Voreiligkeit zugrunde lag, als man sich entschloß, ihn auf die Spitze zu treiben. Von Voreiligkeit im Fall Jatho sollte man nicht reden, so wenig wie von Voreingenommenheit. Er zieht sich durch volle fünf Jahre hindurch. Fast ebensolange haben die redlichen Bemühungen des verstorbenen Generalsuperintendenten D. Umbeck gedauert, die Schwierigkeiten beizulegen. Der Evangelische Oberkirchenrat konnte mit Recht hervorheben, wie er in seinem ersten Schreiben an Jatho getan hat, jene Bemühungen seien geschehen im Vertrauen auf seine ernste Gesinnung und in dem Wunsch, die ihm verliehenen Gaben der Kirche erhalten zu sehen; sie seien aber, abgesehen von der Zusage, keine Predigten mehr drucken zu lassen, ohne erkennbaren Erfolg geblieben. Das ist nicht die Stimmung eines Ketzergerichts, das Eile hat, Exempel zu statuieren. Ebensowenig ist beweisbar, daß das Kirchenregiment gedrängt worden ist. Vielmehr ergibt die genaueste Nachprüfung, daß eine Beschwerde des Barmer Presbyteriums über Jathos Eindringen in die dortige Gemeinde dem Faß den Boden ausgestoßen hat. Weit entfernt von Voreiligkeit hat das Kirchenregiment ein ungewöhnliches Maß von Langmütigkeit bewiesen, während niemals so recht bekannt geworden ist, warum eigentlich Jatho seine herausfordernden Streifzüge in fremde Gemeinden unternahm, da doch in seinem Lager der Respekt vor dem Recht der Einzelgemeinde das A und O der Weisheit ist.

Aber, so sagt man, das Spruchkollegium! Das Spruchkollegium ist schuld. Wäre das unselige Spruchkollegium nicht, so hätte Jatho ungestört blühen, wachsen und gedeihen können. Aus dieser kritischen Stellungnahme erklärt sich der früher gemachte Versuch, das Kirchenregiment zu beeinflussen, daß es den Fall Jatho überhaupt nicht vorlege, erklärt sich der spätere Versuch, das Spruchkollegium nach Kräften zu diskreditieren, weil es nach seiner Zusammensetzung aus kirchenregimentlichen, synodalen und königlich ernannten Mitgliedern, von denen einige sogar Jatho nahestünden, ebenso unberechtigt wie ungeeignet sei, in Glaubenssachen zu urteilen. Auch dieser Gedankengang fällt in sich zusammen, sobald man ihn schärfer betrachtet. Er übersieht, wie der Fall Jatho verlaufen wäre, wenn es kein Spruchkollegium gäbe. Dann blieb nämlich alles beim alten, und das alte Gesetz mit seinem rauhen Disziplinarverfahren trat in Kraft. Da gab es keine Professoren der Theologie, die aus ihrer besonderen Sachkenntnis heraus mitwirkten, keine theologischen oder kirchenrechtlichen Beistände, die für ihn einträten (nur ein Verteidiger war früher vorgesehen), überhaupt keine der Bürgschaften eines weitausgebreiteten Verfahrens, wie es jetzt vorgeschrieben ist, gar nicht zu reden von dem rein tatsächlich gehaltenen, allen Makel ausschaltenden Charakter des Verfahrens und der materiellen Sicherstellung im Fall der Amtsentsetzung. Sind das lauter gleichgültige Dinge? Hat es noch einen erkennbaren Sinn, das Spruchkollegium zum

Sündenbock zu machen, als ob es erst die Lage geschaffen hätte, in der sich der Fall Jatho befindet, während diese Lage schon immer gegeben war, nur daß das Verfahren erheblich gebessert und dem Geist des Protestantismus angepaßt wurde?

Dennoch. Der Geist des Protestantismus scheint gegen jedes Irrlehreverfahren alten oder neuen Stiles zu sprechen. Wir wollen keinen Antimodernisteneid, auch nicht in der geringsten Verdünnung. . . . Nach Lic. Mulerts ausgezeichneter Schrift ‚Antimodernisteneid, freie Forschung und theologische Fakultäten' kann überhaupt von einem Vergleich mit dem Antimodernisteneid nicht mehr die Rede sein. Fromm und frei ist eine gute Losung. Unsere besten Männer haben zu ihr gehalten. Aber die Losung darf sich nicht einfach über feststehende Tatsachen und Verhältnisse hinwegsetzen, deren Bestand gesetzlich verankert ist. Zu diesen feststehenden Tatsachen gehört die grundlegende Bestimmung der Kirchenverfassung, wonach der Bekenntnisstand von allen Weiterungen dieser Verfassung völlig unberührt bleiben muß. Weder Kirchenregiment noch Spruchkollegium können an dieser Bestimmung rütteln. Man mag sie bekämpfen und ihre Beseitigung anstreben, aber doch immer nur auf dem Wege der Gesetzgebung und mit den gesetzlichen Mitteln. Solange sie besteht, ist sie schlechthin verbindlich. Weiter. Jene Losung darf sich nicht selbst widersprechen. Unbedingte Lehrfreiheit wird nirgends gewährleistet. Auch Jathos Freunde gestehen zu, daß jedenfalls die einzelne Gemeinde das Recht des Einspruchs hat. Es trifft sich ja im Falle Jatho günstig, daß die Kölner Gemeinde für ihn eintritt und seine Lehre billigt. Das Gegenteil wäre unbequemer. Aber bequem oder unbequem, günstig oder ungünstig, wie kann man behaupten, im Protestantismus sei alle Lehre frei, wenn doch die Gemeinde berechtigt ist, Widerspruch zu erheben? Wobei noch dahingestellt bleiben mag, ob nicht das Urteil eines Spruchkollegiums gerechter, unparteiischer und sachlicher ausfallen wird, als das Mehrheitsvotum einer von Gunst und Ungunst nicht immer unbeeinflußten Gemeindevertretung . . ."

Aber unbeirrt rollte es durch die Zeitungsspalten: „Gewalt geht vor Recht, und dem Moloch der Rechtgläubigkeit mußte ein Opfer gebracht werden." „Welch schwerer Fehler, welche Intoleranz!" „Dem freien, voraussetzungslosen Forschen (!) ist jetzt eine Kette angelegt worden!" „Der Bekennergeist persönlichen Christentums ist mit dem Bannstrahl getroffen worden." „Der Fundamentalsatz der evangelischen Freiheit ist auf das schwerste erschüttert."

Greuliche Phrasen — ich halte mir die Ohren zu! Und nun gar die liebe „evangelische Freiheit"! Welche Stellung man zu Luther und der Reformationszeit auch einnehmen möge, soviel steht, wie im „Reichsboten" betont wird, unbedingt wahrheitsgemäß fest, daß man sie aus dem Spiele zu lassen hat, wenn man einer unbeschränkten Freiheit des Glaubens und der Ansichten im Rahmen der evangelischen Kirche und auf dem Boden eines vermeintlichen Christentums das Wort reden will. „Ein derartiger Freiheitsbegriff hat mit Luther und den führenden Geistern der Reformation nichts gemein. Es ist durchaus irrig, wenn man einen solchen Freiheitsbegriff als Wesen der Reformation und des Protestantismus gegenüber der katholischen Kirche aufstellen will. Man kann dadurch wohl bei vielen gewisse erwünschte Stimmungen erzeugen, aber vom Boden der

Geschichte weicht man durch eine solche Behauptung entschieden ab. Es entspricht nicht der Wahrheit, wenn man die Verwerfung eines solchen Freiheitsbegriffs als unreformatorisch, als nicht evangelisch, sondern als katholisch kennzeichnen will. Eine Anschauung zum Beispiel, welche die Geschichtlichkeit Christi als belanglos dahingestellt sein lassen will, welcher vielmehr nur die ‚Christusidee' als diejenige eines idealen sittlich hochstehenden Menschentums für das Maßgebende erscheint, welche die ‚Jesus-Jüngerschaft' nur als eine Verkörperung sittlicher Lebensideale ansieht, welche aber für das Christentum nicht das Wesen der einen absoluten Wahrheits- und Offenbarungsreligion in Anspruch nimmt, steht mit Luther und seiner Zeit und Welt im schärfsten Widerspruche."

Wir stehen, bitter stellt's die „Kreuzzeitung" fest, vor der vielleicht gar nicht einmal so „seltsamen" Tatsache, „daß die sozialdemokratischen Zeitungen, die sonst so gut wie keine Notiz von kirchlichen Angelegenheiten zu nehmen pflegen, der deutschen Mitwelt sagen, daß ein Reich, in welchem die Ordnung fehlt, auf die Dauer keinen Bestand haben kann. Was ist geschehen? Mit einer Nachsicht, Langmut und Geduld, welche, eine Frucht der Toleranz, zu den Tugenden echter christlicher Gesinnung gehört, hat die protestantische Kirchenbehörde es ertragen, daß nicht wenige ihrer Prediger öffentlich die freiesten Anschauungen vertreten durften. Man sagte sich wohl, daß dem Protestantismus Weitherzigkeit gut ansteht. Die Geister sollen sich tummeln, Bewegung ist immer besser als Stagnation. Der Freiheit soll kein Zwang auferlegt werden, wenn irgend der biblische Zusammenhang gewahrt und nicht zu sehr außer acht gelassen wird. Man ertrug es, als auf dem Berliner Religionskongreß im Sommer vorigen Jahres ein Redner sein Mütchen kühlte an dieser Toleranz und selbst spöttische Äußerungen darüber sich nicht versagen zu können glaubte. Nunmehr aber lag ein Fall vor, bei welchem längeres Schweigen nicht verstanden worden, ja vielleicht mit Pflichtverletzung und Autoritätsmangel gleichbedeutend gewesen wäre. Es war wahrhaftig nicht ein Akt der Willkür, sondern der Notwendigkeit, wenn das neue Institut des Spruchkollegiums nunmehr in Tätigkeit trat. Niemand wird bestreiten wollen, daß der Fall Jatho ein ganz besonders gearteter war und nicht totgeschwiegen werden konnte.

Jede Kirchengemeinschaft muß für sich das Recht in Anspruch nehmen dürfen, gewisse Grundsätze aufzustellen, an denen unter allen Umständen festzuhalten ist. Eine gewisse Bekenntnisverpflichtung widerspricht so wenig dem Wesen des Protestantismus, daß dieser ohne solche gar nicht gedacht werden, gar kein Dasein führen kann. Die meisten Menschen verwechseln fort und fort die Begriffe Religion und Kirche. Was das einzelne Individuum glaubt oder nicht glaubt, ist ihm vollständig überlassen. Keiner soll der Richter über den andern sein. Aber was auf dem Gebiete der Religion gilt, kann nicht von kurzer Hand auf das Gebiet der Kirche übertragen werden. Die Kirche ist nun einmal ein Verein, eine Gemeinschaft, welche bestimmte Merkmale des Glaubens und der Lehre zur Voraussetzung und zur Grundlage hat. Die Kirche fällt auseinander und löst sich auf, wenn dieses Fundament unterhöhlt wird. Eine Universalkirche, bei welcher der Satz durchgeführt werden soll: ‚Wir glauben all' an einen Gott, Christ, Jud' und Heid' und Hottentott'' ist ein Nonsens, ein Phantom, ein Luftgespinst. Nun hat

man ja darauf hingewiesen, daß es in der evangelischen Kirche kein allgemein gültiges Bekenntnis gebe, die alten Bekenntnisse hätten längst nicht mehr allgemeine Anerkennung, und würden selbst von den Orthodoxen keineswegs mehr voll inhaltlich gebilligt, das Evangelium unterliege der verschiedensten Auslegung, eine auch nur einigermaßen übereinstimmende Ansicht über das, was als evangelischer Glaube zu gelten habe, sei überhaupt nicht vorhanden.

Wenn das zutrifft, dann wäre es das Beste, die Kirche ganz zu schließen. Noch aber ist es nicht an dem. Mögen einzelne Stücke verändert oder ganz gefallen sein, daran läßt sich nichts ändern. Dies ist auch kein Unglück. Allein es ist doch ein Unterschied, ob ich einen und den anderen peripherischen Zug des Bekenntnisses darangebe, oder ob ich mit dem ganzen Bekenntnis breche und mich aus dem gesamten, seit zweitausend Jahren geltenden, in allen christlichen Kirchen als normativ angesehenen religiösen Vorstellungskreis hinausbegebe und mir eine eigene, neue Religion zurechtzimmere und diese der Gemeinde vortrage. Dies aber hat Jatho getan. Er bewegt sich in einem vollständigen und grundsätzlichen Gegensatz zu den Lehren der Kirche. Was er ‚Gott' nennt, hat mit dem persönlichen, überweltlichen Gott der Bibel gar nichts zu tun; sein Jesus, der an seinem Werk verzweifelnde Held, ist ganz unvereinbar mit dem biblischen Bild Jesu und dem apostolischen Bekenntnis zu ihm als dem Sohn Gottes; seiner Auffassung von der Vollkommenheit der menschlichen Natur fehlt nicht minder jede biblische Grundlage.

Man wende nicht ein: Und doch hat Jatho es verstanden, Tausende für die Kirche zu gewinnen, andere bei ihr festzuhalten, segensreich zu wirken. Wir beobachten gar zu häufig, daß so manche Gemeindeglieder ästhetische und ethische Stimmungen und Wirkungen verwechseln. Dazu, wie kommt es denn, daß unter denen, die am lautesten gegen das Spruchkollegium und seinen Entscheid wettern, so viele sind, die jetzt auf einmal ihr kirchliches Herz entdeckt haben, während dieses seit den Tagen der Konfirmation recht passiv sich verhielt? Was sollen wir sagen zu der Verhimmelung des vergötterten Predigers, welchen Gipfel der Geschmacklosigkeit bekunden Ausführungen wie die: ‚Der von dem Bannstrahl getroffene Pfarrer wird mit seinem frommen Gemüt, mit seinem nur in Gott gebundenen Gewissen, mit seinem unerschütterlichen Glauben an Gott und den Sieg der Wahrheit dastehen wie einst Jesus im Sturm auf dem schwankenden Schifflein, und seine Freunde trösten mit dem Zuspruch: ‚Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?'"

Es ist gewiß ein reizvolles Bild, „Kreuzzeitung" und „Vorwärts", „Feudaljunker" und „Arbeitsproletarier" Arm in Arm zu sehen. Da dies aber ganz gewiß nicht von stürmischer gegenseitiger Liebesbrunst verschuldet wird, so müssen wir's hier wohl mit der Logik, der Folgerichtigkeit zu tun haben, die in den Dingen selbst liegt. Nachdem der „Vorwärts" sein obligates Sprüchlein gegen den „staatspolizeilichen" Charakter nebst anderen Lastern der evangelischen Landeskirche hergesagt und sich so den Rücken gegen ein parteigenössisches „Falschverstehen" gedeckt hat, schreibt er: „Prüft man rein formell die Frage: ‚Ist eine religiöse Gemeinschaft (und das ist doch wohl die evangelische preußische Landeskirche) berechtigt, jene

Religionslehrer vom Lehramt auszuschließen, die ihre Grundanschauungen verneinen?' — so läßt sich gegen ein die Ausschließung eines ‚irrlehrenden' Priesters bezweckendes Verfahren absolut nichts einwenden — vorausgesetzt natürlich, daß ein solches Verfahren gültigen Vorschriften entspricht. Das Geschrei über Intoleranz, das die liberale Presse erhebt, beweist nur ihre Inkonsequenz. Was ist denn eine Kirchengemeinde? Eine Gemeinschaft, die eine auf gewissen Glaubensgrundlehren begründete gemeinsame Gottesverehrung (Kultus) bezweckt: eine ‚Gemeinschaft der Gläubigen', wie es in der christlichen Terminologie heißt. Es ist aber ganz selbstverständlich, daß dieser Zweck vereitelt wird, wenn jene, die dazu bestimmt sind, diese Lehren zu verkünden, sie verneinen. Deshalb muß der Gemeinschaft das Recht zustehen, zur Durchführung ihres Zweckes solche ‚Nichtgläubigen' oder ‚Irrlehrer' vom Lehramt auszuschließen.

Ebensowenig, wie einer politischen Partei auferlegt werden kann, ein Mitglied, das die Berechtigung ihrer Grundauffassungen bestreitet, in ihrer Mitte zu dulden oder gar als Agitator und Parteilehrer anzustellen, kann eine Kirchengemeinschaft gezwungen werden, priesterliche Funktionäre zu dulden, die ihre anerkannten Glaubenslehren leugnen oder diesen einen der allgemeinen Auffassung widersprechenden, fremden Sinn unterlegen. In solchem Fall bleibt, will nicht die Kirche jeden festen Inhalt verlieren und zu einem Tummelplatz aller möglichen individuellen Einfälle und Ansichten werden, nur der Ausschluß vom Lehramt übrig, wenn nicht der Ausstoß aus der ganzen Gemeinschaft. Mag auch in allerlei Nebendingen sogenannte Lehrfreiheit zugestanden werden, immer wird es für jede Kirche wie für jede andere öffentliche Zwecke verfolgende Gemeinschaft eine Summe von Grundsätzen und Bekenntnissen geben, die sie nicht antasten lassen kann, wenn sie nicht ihren eigenen Zweck in Frage stellen will.

Freisinnige Blätter haben in den letzten Tagen mit allerlei Ausdrücken wie ‚evangelische Toleranz', ‚persönliches Gotteserlebnis', ‚Persönlichkeitsglauben', ‚freie persönliche religiöse Überzeugung' um sich geworfen und behauptet, der Protestantismus gebe sich selbst auf, wenn er die angeblich seit Luthers Zeiten bestehende und anerkannte ‚evangelische Lehrfreiheit' verkümmere. Nichts als absolut unhistorische leere Phrasen. Eine widerliche Fälschung historischer Tatsachen zugunsten des Protestantismus. Eine solche Lehrfreiheit hat nie bestanden und wird nie bestehen. Immer ist Vorbedingung, daß sich die sog. Lehrfreiheit auf den Boden der Kirche stellt und im Rahmen des von der Kirche als ihre Grundlage betrachteten Glaubensbekenntnisses bleibt, ohne das keine Kirchengemeinschaft möglich ist. Zu verlangen, der Geistliche der evangelischen Landeskirche müsse völlig unbeschränkte Lehrfreiheit haben, heißt nichts anderes, als verlangen, daß ein Geistlicher dieser Kirche auch dann nicht in seiner Lehrtätigkeit gehindert werden darf, wenn er von der [evangelischen] Kanzel herab römisch- oder griechisch-katholische, mormonische oder gar islamitische Glaubenssätze verkündet. Was würden wohl die freisinnigen Blätter sagen, wenn unter Berufung auf die von ihnen geforderte Toleranz und Lehrfreiheit die von freisinnigen Vereinen zur Propagandierung freisinniger Auffassungen angestellten Wanderredner sozialdemokratische oder konservative Lehren vortrügen?

Demnach handelt es sich nur um die Frage: Hat Jatho sich mit seinen Lehren innerhalb des Rahmens jenes Glaubensbekenntnisses gehalten, auf dem das Fundament der evangelischen Landeskirche ruht? Ob dieses Glaubensbekenntnis nach seiner eigenen Ansicht und der irgendwelcher anderen Personen ‚ungeeignet‘, ‚unzeitgemäß‘ oder ‚unsinnig‘ ist, ändert nicht das geringste daran, daß er, solange er bestellter Geistlicher ist, die Lehren seiner Kirche zu lehren hat; genau so wie ein sozialdemokratischer Abgeordneter oder Redakteur nicht deshalb ohne weiteres liberale Ansichten propagieren darf, weil er und seine liberalen Freunde vielleicht die sozialdemokratischen Grundsätze ‚unsinnig‘ und ‚hirnverbrannt‘ finden. Kommt er zu der Ansicht, daß er die Lehren, zu deren Vertretung er bestellt ist, nicht mit gutem Gewissen mehr vertreten kann, so hat er einfach als ehrlicher Mann von seinem Posten zurückzutreten und sich einen anderen, seinen Überzeugungen entsprechenden Wirkungskreis zu suchen, mag ihm das immerhin manches Opfer und die Aufgebung mancher lieben Gewohnheit kosten. Das ist eine der einfachsten Grundregeln proletarisch-sozialistischer Ethik; von der wir zugunsten des Herrn Jatho keine Ausnahme machen können!

Daß aber Herr Jatho nicht mehr auf dem Boden des Glaubensbekenntnisses seiner Kirchengemeinschaft steht, daran ist nach seinen eigenen Ausführungen nicht zu zweifeln. Der Begriff eines persönlichen Gottes ist bei ihm völlig verflüchtigt. Sein Gott ist keine Persönlichkeit, aber er ist auch nicht im Sinne des Pantheismus identisch mit dem Weltall, mit der sogenannten Urkraft oder der Unvernunft des Universums. Ist sein Gott deshalb auch wirksam in der Weltsubstanz, so ist er doch etwas von dieser getrenntes Außerweltliches — so eine Art Mittelding zwischen dem Gott der offenbarungsgläubigen Theisten und dem der Pantheisten, wie denn auch Jatho vor dem kirchlichen Spruchkollegium nach dem Bericht linksliberaler Blätter die Bezeichnungen Monist und Pantheist abgelehnt und sich selbst als ‚Panentheist‘ bezeichnet hat. Eine Halbheit. Allerdings ist auch Jatho selbst nur eine Halbheit, ein Mann ganz Gefühl, ganz Stimmung, der keinen Gedanken logisch zu Ende zu denken vermag.

So faßt Jatho denn auch, wie er selbst in seiner dem kirchlichen Spruchkollegium überreichten Bekenntnisschrift erklärt, Christus nur als ‚Idee, d. h. als die Lebensmacht persönlicher Erlösung zum Zweck sozialer Bindung‘ auf. Aber in anderen Auslassungen Jathos erscheint Christus wieder als historische Figur, und den Konfirmanden hat er, wie er sich rühmt, das ‚Apostolikum in seinem ursprünglichen Sinne‘ erklärt, ihnen von Christi Geburt, Auferstehung und Höllenfahrt gesprochen, obgleich er wußte, daß diese Erzählungen von den meisten Kindern in einem ganz anderen Sinn als dem seinigen aufgefaßt wurden.

Vielleicht werden manche solche christlichen Lehren trotz ihrer Unbestimmtheit immerhin für vernünftiger halten als die seltsame Lehre, daß der christliche Gott aus drei Personen besteht und doch nur ein einziger Gott ist, also $3 \times 1 = 1$ sein soll; aber darauf kommt es hier absolut nicht an. Die Frage ist lediglich: ‚Steht Jatho mit diesen religiösen Ansichten auf dem Boden der preußisch-evangelischen Landeskirche?‘ Und diese Frage muß bei vorurteilsloser Prüfung entschieden verneint werden!

Um Stimmung gegen das Urteil des kirchlichen Spruchkollegiums zu machen, feiert die liberale Presse Jatho als einen Märtyrer seiner Überzeugung, als einen von heißem Wissensdrang getriebenen Wahrheitsucher, der in stolzem Bekennermut für deutsche Geistesfreiheit streitet. Wäre tatsächlich Jatho die Persönlichkeit, als welche er in diesen Apologien geschildert wird, so bewiese auch das nicht das geringste gegen das von dem Spruchkollegium gefällte Urteil; denn dessen Berechtigung oder Nichtberechtigung hängt nicht davon ab, ob Jatho ein mehr oder minder sympathischer Charakter ist. Obendrein ist es aber um das Martyrium recht mäßig bestellt. Jatho erhält, da er bereits 30 Jahre als Pfarrer fungiert hat, ein beträchtliches Ruhegehalt (über 5000 M), einige seiner Freunde haben bedeutende Geldsummen für ihn bei rheinischen Banken hinterlegt, und zudem wird für ihn eine Jatho-Spende gesammelt. Selbst seine Lehrtätigkeit ist ihm nicht genommen. Zwar darf er nicht mehr von der Kanzel herab als Staatsdiener seine religiösen Ansichten verkünden, aber in öffentlichen Versammlungen oder kirchlichen Vereinen Vorträge zu halten, das kann ihm keiner verwehren. Wo bleibt da das große Martyrium? Hunderte, Tausende von sozialdemokratischen Arbeitern, die wegen ihrer politischen Gesinnung von einer Arbeitsstätte zur anderen gehetzt, schließlich arbeitslos und mittellos zugrunde gegangen sind — sie haben weit mehr für ihre Überzeugung gelitten als Jatho, und sie stehen uns auch als Märtyrer, mögen ihre Namen gleich der großen Öffentlichkeit ganz unbekannt geblieben sein, in ethischer Hinsicht weit höher als Jatho.

Besäße Jatho jenen unerschrockenen Bekennermut, der an ihm gerühmt wird, er hätte längst die Amtsfesseln abgeschüttelt und erklärt: ‚Ich kann nicht lehren, was ihr verlangt!‘ Er hätte nicht die von ihm unterrichteten Kinder fromme Lieder von der Krippe in Bethlehems Stall und der Auferstehung des Heilands singen lassen; denn die biblischen Berichte von der Geburt und Auferstehung Christi sind auch seiner Auffassung nach nur fromme Märchen.

Und ebensowenig ist Jatho ein freier Forscher auf religionsgeschichtlichem Gebiet, der der Welt durch emsige Studien errungene neue Forschungsresultate bringt. Er ist überhaupt kein Forscher, auch kein Denker; er ist ein Gefühls-, ein Stimmungsmensch, der nicht die historische Sonde anlegt, sondern die religiösen Lehren nach seinem Gefühl beurteilt — nach dem Eindruck, den sie auf sein Gemüt machen. Sein Kriterium für die Richtigkeit eines Glaubenssatzes ist lediglich sein ‚religiöses Erlebnis‘, das Echo von Empfindungen, das solcher Satz in seinem Innersten weckt. Wie die ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ berichtet und von anderen Blättern bestätigt wird, soll selbst der Verteidiger Jathos vor dem Spruchkollegium, Professor D. Baumgarten, erklärt haben: ‚Jatho sei kein Theologe. Mit Jathos Theologie könne er, Baumgarten, nichts anfangen. Jatho und seine Lehrverhandlungen wären inkommensurabel. Seine Lehrbegriffe seien ganz flüchtig. Bei ihm sei alles Gefühl. Namen seien ihm Schall und Rauch. Diese Gefühlssprache könne er, Baumgarten, sich freilich nicht aneignen. Jatho lege den größten Wert auf seine Erlebnisse. Ein Politiker sei er nicht. Weder habe er sich staats- noch kirchenpolitisch betätigt. Darin sei er das reine Kind.‘ ... Kein Forscher, kein Denker, kein Politiker, sondern ein Schwärmer, dem sein Empfinden als Maßstab aller Dinge dient.

Als Entschuldigung dafür, daß Jatho nicht längst sein pastorales Lehramt niedergelegt hat, mag allerdings dienen, daß sich die evangelische Kirche Preußens in einem Zustand der Zersetzung befindet. Der überwuchernde religiöse Individualismus ist zu einem Element der inneren Auflösung geworden. Was findet noch von den Glaubenssätzen in der evangelisch-kirchlichen Theologie allgemeine Anerkennung; was ist noch nicht strittig geworden? Was ist gesicherter Bekenntnisstand, und wo beginnt die Irrlehre? Selbst die alten Grundlehren haben vielfach ihre Autorität verloren und werden zum Teil selbst von den Orthodoxen nicht mehr ihrem ganzen Inhalt nach als bindend anerkannt. Wären die Theologen, die in dem dreizehnköpfigen Spruchkollegium über Jatho zu Gericht saßen, genötigt gewesen, die Grenzen abzustecken, wo nach ihrer individuellen Auffassung das Falsche und Irrige beginnt, wir würden recht verschiedene Grenzlinien erhalten haben. Unter solchen Umständen mochte auch Jatho, obgleich seine religiösen Ansichten im ganzen weit über die Theologie der liberalen Richtung hinausgehen, in seiner religiösen Naivität glauben, noch immer auf dem Boden der evangelischen Landeskirche zu stehen...."

Der hier herangezogene Professor D. Baumgarten, wohlgemerkt der Verteidiger Jathos, hat sich aber (in der „Kieler Zeitung") noch anders geäußert: „In der persönlich und menschlich so sympathisch berührenden Antwort des Pfarrers Jatho war für jeden, der sich auf dem Boden des geschichtlichen Christentums stehend wußte, ein sehr schwieriges Problem geboten: ob tatsächlich die evangelische Kirche eine Predigt ertragen könne, die von einem überweltlichen, unwandelbar heiligen Gott, von der Betrachtung des Menschen als eines der Erlösung bedürftigen und durch die geschichtliche Person Jesu über sich selbst hinausgeführten Sünders, von der absoluten, bleibenden Gültigkeit des Christentums, von der Hoffnung auf ein ewiges Leben über diese Zeit und Welt hinaus einfach und ohne Einschränkung Abstand nimmt. Man wird einem solchen Standpunkt den Charakter gottinniger Frömmigkeit und sittlicher Idealität nicht bestreiten können; aber eine andere Frage ist doch die, ob derselbe sich noch im Zusammenhang erhält mit der geschichtlichen Überlieferung des evangelischen Christentums..."

Auch Naumann (in der „Hilfe") will „alle etwaigen Mitleidsgesichtspunkte" in diesem Falle „völlig ausgeschaltet" wissen. Es sei auch „kein Rechtsbruch" vorgekommen. Das Gesetz vom Jahre 1908 sei seinem Buchstaben gemäß angewendet worden. Aber — freue dich nicht zu früh, wohllöbliches Spruchkollegium, — —: „So war es übrigens wohl auch, als damals Jesus verurteilt wurde. Die schlechtesten Handlungen der Weltgeschichte sind meist juristisch unanfechtbar gewesen. Wir beklagen uns darum auch vor keinem öffentlichen Gericht und appellieren an keinen Kultusminister (es würde wohl auch sein wie bei Kaiphas und Herodes!), wir nehmen die Tatsache selbst als fertig und unabänderlich und sprechen nur vor Gott und Menschen ein deutliches Wort mit denen, die die Formen des Rechtes benutzt haben, um eine Bosheit zu tun..."

Jatho konnte schon deshalb kein großer Irrlehrer sein, weil er kein großer Dogmatiker ist: „Er ist ein vielseitig gebildeter, reich begabter Redner und Seel-

sorger, aber kein Theoretiker, der etwa der Kirchenlehre eine folgenschwere Gegenlehre gegenüberstellt. Wenn ein solcher Antitheologe einmal unter uns aufstehen und durchaus landeskirchlicher Pfarrer bleiben wollte, so würde man es bis zu einem gewissen Grade verstehen, wenn die Erben der verjährten Bekenntnisse mit ihm einen Kampf auf Tod und Leben beginnen. Das aber trifft bei Jatho gar nicht zu. — Alles, was er sagt, ist schön, innig, tüchtig, aber es ist im Grunde sehr undogmatisch. Er ist mehr Dichter als Schriftgelehrter, mehr Seelenfreund als geistiger Gesetzgeber. Wenn er so spricht wie ein Monist oder Pantheist, so ist das subjektiv wahr, enthält aber keine durchgearbeitete Leugnung entgegenstehender Gedankenreihen. Er redet so, wie es die neutestamentlichen Schriftsteller auch tun, die noch keinen Theologenpanzer tragen. Und welche Güte und Innigkeit ist in seinen Darlegungen, welche herzliche Werbekraft! Der versöhnende, heilende und heiligende Geist des Christentums ist offenbar in Jatho in hohem Maße verkörpert. Das bezeugt seine ganze Gemeinde, das können selbst seine Gegner nicht in Abrede stellen: er ist ein Pastor, wie er sein soll, nur kein Kirchentheologe! An diesem Manne wird also das Exempel statuiert: er ist ungeeignet! Während es hundert tote Strohköpfe gibt, die niemand hindert, ihre Kirchen leer zu predigen, wird er gehindert, die seine zu füllen. Das ist es, was ich die Gottlosigkeit des Oberkirchenrates nenne.

Arthur Bonus hat bei Diederichs in Jena eine Streitschrift ‚Wider die Irrlehre des Oberkirchenrats' erscheinen lassen, in der er dieser oberkirchlichen Gottlosigkeit hart zu Leibe geht. Er hat ganz recht! Bei Bonus lesen wir unter anderem: ‚Jeder, der das Volksleben nur ein wenig kennt, weiß, daß das Vertrauen auf die innere Wahrhaftigkeit der kirchlichen Wahrheitsverkündigung auf ein Minimum herabgesunken ist. Jeder neue Irrlehreprozeß untergräbt ein neues Stück dieses übrig gebliebenen Vertrauens.' Ist es nicht so? Dem Pfarrer Jatho haben die Leute geglaubt, daß er ehrlich sagt, was er denkt. Dieses Zutrauen aber erschien dem Oberkirchenrate unerträglich, da er selber sich dieses Vorzuges nicht rühmen kann. Von ihm weiß auch heute noch keine Seele, was er eigentlich glaubt. Wir fragen öffentlich und mit gutem Bedacht: wenn es im Oberkirchenrat und im Spruchkollegium einen einzigen Mann gibt, der wirklich auf dem Boden der lutherischen oder reformierten Bekenntnisse steht, so mag er sich melden! Er wird sich nicht melden, denn es gibt ihn nicht. Diese Männer als Gesamtheit aber tun so, als hätten sie einen festen, unwandelbaren und fertig formulierten Glauben. Das ist ihre große Heuchelei. Auch sie alle sind von der Irrlehre angefressen, aber sie verdecken ihre angefressenen Stellen mit dem Mantel der Würde und werfen Steine (? D. T.) auf einen ehrlichen Kerl wie Jatho. Mag Jatho gelegentlich Dinge sagen, die keine strenge theologische Nachprüfung vertragen, so ist er uns in seiner offenen Unmittelbarkeit zehnmal lieber als die Verhüllten und Verdeckten, die ihn richten, und sicherlich ist mehr Freude im Himmel über einen Jatho, als über hundert gewöhnliche Konsistorialräte.

Was aber nun?

Es liegt nahe, den Austritt aus der Landeskirche zu organisieren. Für den einzelnen, der sich an der Kirche ärgert, gibt es nichts Leichteres als auszutreten.

Warum tun es trotzdem so wenige Menschen? Daß sie durch äußere Rücksichten in der Kirche gehalten werden, trifft doch nur für ganz wenige zu: für gewisse Beamten- und Offizierskreise. Die meisten Leute sind frei, zu bleiben oder zu gehen. Wenn sie trotzdem nicht gehen, so muß das innerliche Gründe haben. Die tiefste Grund liegt darin, daß wir in Deutschland keine lebensfähigen Sekten haben, mögen sie nun pietistischen oder unitarischen Charakter tragen. Unsre Entwicklung ist anders als die englisch-amerikanische. Wer bei uns aus der Kirche austritt, der vereinzelt sich und verliert den Zusammenhang mit dem innerlichen Leben der andern. Für viele macht das nichts aus, weil sie überhaupt arm an innerlichem Leben sind, aber mit diesen religiös Unempfindlichen kann man keine Glaubensgemeinschaft gründen, die etwas Besseres an Stelle dieser Pharisäerkirche setzt. So entsteht für die Leute vom Schlage und von der Art Jathos die Zwangslage, daß sie in der Kirche rechtlos und außer ihr gemeinschaftslos sind. In dieser Zwangslage entscheiden sie sich dafür, innerhalb der Kirche für ihr Recht zu kämpfen. So ist Jathos eigne Auffassung der Sachlage, und wir unsrerseits stimmen ihm darin bei. Es ist jetzt richtiger, zu bleiben als zu gehen. Der Oberkirchenrat wünscht, daß wir gehen, wir aber tun ihm nicht den Gefallen, sondern benutzen unser innerkirchliches Recht, um gegen seine Gottlosigkeit zu kämpfen. Eine Austrittsbewegung würde, falls sie Erfolg hätte, den deutschen Protestantismus endgültig den Technikern der Bekenntnisheuchelei überlassen. Das ist nicht der richtige Weg. Aber innerhalb der Kirche muß jetzt mehr Gemeinschaft der Wahrhaftigen sein als bisher ..."

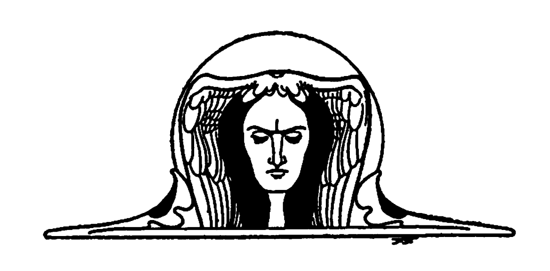
Es sei eine schwere Last vor allem auf die Schultern der evangelischen Geistlichen gelegt. Von ihnen gelte, „daß sie werden reden müssen, damit man sie nicht für mitschuldig hält".

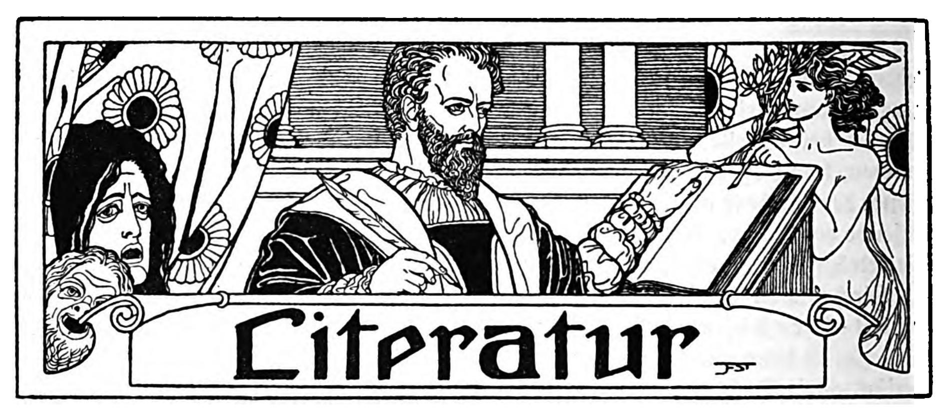
Es ist nun nicht recht abzusehen, was die evangelischen Geistlichen hier noch „reden" sollen, ohne den Begriff einer „evangelischen Landeskirche" vollends zur Schimäre zu machen. Denn im Grunde stützt sich ja auch Naumann auf die von niemand bestrittene, vielmehr allerseits dankbar anerkannte Tatsache, daß Jatho innige religiöse Werbekraft ausgeübt, religiöses Leben geweckt habe. „Hätte das aber", fragt ein „Laie" in der „Kreuzzeitung", „bei der Entscheidung ausschlaggebend sein dürfen? Es ist sicher schwer in die Wagschale gefallen, konnte aber nicht allein entscheiden. Und mit Recht. Denn die evangelische Kirche hat mehr als ‚religiöses Leben' zu verlangen, sie hat ‚evangelisches Leben' zu verlangen. Oder wer wollte behaupten, daß etwa Rabbiner nicht auch ‚religiöses Leben' zu wecken imstande wären? Wir haben z. B. in zionistischen Versammlungen Reden von einer religiösen Kraft gehört, die vorzüglich geeignet war, religiöses Leben zu wecken. Dasselbe ist in der katholischen Kirche der Fall. Es gibt auch katholische Priester, die in volkstümlicher Beredsamkeit religiöses Leben zu wecken wissen. Käme es in der evangelischen Kirche allein und ausschließlich auf ‚religiöses Leben' an: was hinderte uns, einen tüchtigen Rabbiner in unsere Gemeindearbeit zu berufen? Das ‚religiöse Leben' soll in der evangelischen Kirche aber doch einen ganz bestimmten Richtungspunkt haben, soll evangelisch und nicht mosaisch sein. Der oft zutreffende Einwand, daß manche ‚korrekten' Pfarrer ebenso wie viele liberale Prediger nicht selten es gar nicht einmal zum bloßen ‚religiösen'

Leben, geschweige denn zum religiös-evangelischen Leben in ihren Gemeinden bringen, kann diese Tatsachen nicht erschüttern ... Eines sollten ehrliche Menschen sich aber beim Falle Jatho immer vor Augen halten. Kein Ketzergericht hat gesprochen, kein Ketzer ist aus der Kirche ausgestoßen worden. Sondern ein beamteter Diener der Kirche ist aus dem Dienst entlassen worden. Die Kirche erträgt auch weiter tausende von Jathos unter der Kanzel; aber sie erträgt sie nicht auf der Kanzel. Sie erträgt sie nicht als Leiter, Lehrer und Wegweiser. Sie erträgt keine Herren der Kirche, weil sie nur einen Herrn kennt. Sie erträgt keine Sich-selbst-Prediger, sondern nur Botschafter an Christi Statt ..."

Ja, ist denn das so schwer zu begreifen? Nicht die ethische oder rein religiöse Persönlichkeit Jathos, nicht der Wert oder Unwert seiner Lehre an sich, nicht die größere oder geringere „religiöse" Werbekraft dieser Lehre oder Predigt stand auf der Tagesordnung, sondern die ganz begrenzte, man könnte fast sagen juristische Frage: ist eine solche Lehre auch nur noch in ihren Grundanschauungen mit den der engeren Religionsgemeinschaft, genannt „Evangelische Landeskirche", noch identisch oder nicht? Und selbst nicht einmal darum handelt es sich, ob Jatho oder der Oberkirchenrat der bessere „Christ", der Jesu wohlgefälligere ist, sondern ob Jatho noch im Namen und im Auftrage des Instituts „Evangelische Landeskirche" seine Lehre weiter verkünden, dies Institut amtlich vertreten durfte.

Christus würde mit Professor Drews („Hat Jesus gelebt?") wohl auch nicht weniger göttliche Geduld haben als mit dem ungläubigen Thomas, den er ob seines Unglaubens doch nicht aus der Reihe seiner Jünger stieß. Dürfte aber von der Kanzel einer christlichen Kirche herab die Existenz Jesu bestritten werden? Und doch ist für den positiv-kirchlichen Lehrbegriff der Unterschied nicht mehr sehr groß, wenn die Gottessohnschaft, das Erlösertum Christi bestritten wird oder seine historische Existenz überhaupt.





Goethes Weltanschauung und der Okkultismus · Von Elisabeth Zanzinger

„Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigne Wahrheit haben, und ist doch immer dieselbige." In diesem Ausspruch liegt die geklärte Potenz der ganzen Lebensanschauung des deutschen Dichter-Philosophen, dessen Haupt hoch oben in den Wolken thronte, während seine Füße so fest auf Erden gestanden.

Und keines Menschen Geist hat je ehrlicher nach Wahrheit, der höchsten Frucht alles Daseins, geforscht, als gerade Goethe, wenn es ihn auch zu sehr zu praktischer Lebensbetätigung getrieben hat, um sich lange damit aufzuhalten, Probleme, deren Lösung er mit dem Gefühl empfand, in Systeme zu bringen und in leeren Wortklaubereien mit Kritikern zu diskutieren, deren Sinne für die Wahrnehmung geistiger Wahrheiten nicht geschärft, noch unempfänglich waren.

Aber er hat auch seine Weltanschauung nicht in ein geschlossenes System gebracht, so hat er sie doch jedenfalls in einer in sich geschlossenen Persönlichkeit gelebt.

Er, der „Menschlichste aller Menschen", wie er von Wieland genannt wurde, dessen Geistesreichtum wir zum großen Teil die geistige Wiedergeburt der deutschen Nation zu danken haben, zögerte nicht, zu Eckermann zu bekennen, daß es immer sein „einziges Mühen" gewesen, „ein besserer Mensch zu werden", und daß er, „um den Wert seiner Persönlichkeit zu heben, vor allem bestrebt" sei, „sich selbst immer besser zu erkennen". Und als Pflicht galt ihm sodann, das zu bekunden, was er als gut und wahr erkannt hatte.

Von Jugend auf hatte er stets darauf hingearbeitet, sich selbst zu beherrschen; er begann damit, dem Willen über den Körper zum Sieg zu verhelfen, bis es ihm gelang, sein ethisches Arbeitsfeld vom physischen auf den mentalen Plan zu verlegen, um sich auch zum Beherrscher seines Geistes zu machen.

Dazu war er von Kindheit auf von einem stürmischen Verlangen erfüllt, einzudringen in das Geheimnis der uns umgebenden okkulten Geschehnisse, des Waltens der Weltengesetze, das sich in der ganzen Schöpfung widerspiegelt. Unter

stetem Aufblick nach dem Höchsten suchte er darum in heißem Bemühen den Pulsschlag der Natur mit seinem klaren Verstand zu finden und erfassen, und manche Regeln des Werdens und Ersterbens, die der übrigen Menschheit noch verborgen waren, durften seine beglückten Sinne erkennend empfinden.

Allein das Innerste seiner starken Persönlichkeit war zu reich an intuitiven Elementen, um es in greifbare Formen zu bringen, sein aufs äußerste verfeinertes Gefühl schwelgte in Impulsen, die der Menge unverständlich waren, und da er auch nicht durch logische Schlußfolgerungen, sondern durch die vorurteilsfreie Betrachtung des Wesens der Kunst und Natur zu seiner Lebensauffassung gekommen, da er den tief philosophischen Sinn seiner Weltanschauung nicht in die Form bestimmter wissenschaftlicher Thesen schmelzen konnte, sie in dieser Form gar nicht in sein Bewußtsein gelangt waren, zumal er sie nur intuitiv empfand, wandte sich die Philosophie von Goethe ab mit dem Vorwurf, er habe zu wenig wissenschaftlichen Sinn, es fehle ihm die innere Gediegenheit, um seine Auffassung zum Ausgangspunkt und Prinzip einer wissenschaftlichen Richtung zu erheben.

Indes, wenn auch strenge Philosophen in der Folge die Ansicht Goethes über Gott und die Welt nicht zu exakt-wissenschaftlichen Untersuchungen verwandten und seine Aussagen über Erscheinungen, die nur mit Hilfe der Metaphysik oder transzendentalen Psychologie zu lösen möglich, nicht als maßgebend bezeichneten, so benützte man sie doch als Vergleichungspunkte.

Und dabei tritt der ganz besonders merkwürdige Umstand zutage, daß, obwohl die Goethesche Weltanschauung nicht als Ganzes anerkannt wurde, doch die verschiedensten philosophischen Richtungen versuchten, gestützt auf Einzelheiten, die meist völlig aus dem Zusammenhang gerissen, den Dichter-Philosophen mit Stolz als ihren Vertreter hinzustellen.

Ja, die Vertreter der allerentgegengesetztesten Weltanschauungssysteme empfanden das Bedürfnis, zu ihrer Rechtfertigung auf ein Goethesches Zitat, ein Bruchstück hinzudeuten und damit einen Beweis zu liefern für die Richtigkeit und Großzügigkeit ihrer Lehre, für die Übereinstimmung ihrer philosophischen Schlußfolgerung mit der des großen Lebenskünstlers!

So sehen wir beispielsweise Hegel und Schopenhauer, die sich so feindlich Gegenüberstehenden, die von ihrer jeweiligen Höhe mißbilligend aufeinander herabsehen, vereint in dem Glauben, durch die Goetheschen Worte eine Bekräftigung ihrer Ansicht zu finden. Ebenso suchten Haeckel und Hartmann gelegentlich das Zutreffende ihrer Auffassung und Darstellung mit Belegen aus Goetheschen Aussprüchen zu erhärten.

Allein einzig in dem Versuch, sich an einzelne Bruchstücke zu klammern, ist die Möglichkeit gegeben, Goethe für die einander so fern liegenden Richtungen in Anspruch zu nehmen. Denn dessen Weltanschauung ist, richtig erfaßt, völlig widerspruchsfrei, durchaus einheitlich und logisch, und nur dadurch, daß sie zugleich den Kern aller Wahrheit enthält, daß dieses Geisteslicht seine Strahlen nach allen Seiten aussendet, vermögen die so weit auseinandergehenden Strömungen sich mit ihr zu verschmelzen, zu identifizieren.

Der Brennpunkt aller philosophischen Erkenntnis jedoch ist in der richtigen

Auffassung der Metaphysik gelegen, d. h. — nach einer Erklärung Chamberlains — „in der Besinnung über die uns durch die Erfahrung gelieferten Tatsachen und ihre Verknüpfung zu einer bestimmten Weltanschauung". Die Rätsel des Lebens vermag nur die Erkenntnis der metaphysischen Gesetze zu enthüllen; und Religion, Kunst und Wissenschaft sind ihre Offenbarungen.

Aber niemand vermochte der Metaphysik eine größere Bedeutung zuzumessen als der weise Naturforscher Goethe, der als den Schwerpunkt alles Erkenntnisstrebens das gegebene Faktum betrachtete: die Erscheinungen, durch welche die Natur sich im Menschen äußert. Darum muß seine Stellungnahme zur Metaphysik, das Resultat seiner Naturbeobachtungen, sein Empfinden, sein Wahrnehmen der Betätigung des göttlichen Geistes als überaus wichtig und maßgebend angesehen werden. Und mit vollem Recht wird er daher auch zum Schiedsrichter in philosophisch-metaphysischen Streitfragen gemacht.

Aus diesen Gründen ist es auch zu erklären, wenn ein Gebilde der Neuzeit, die Spiritisten, sich an Goethe anlehnen und ihn zum Zeugen ihrer Behauptungen anrufen wollen. Und doch zeigt sich bei näherer Beleuchtung, daß nur ein ganz loser Zusammenhang zwischen dem Geistesheroen und den Geisterbannern besteht.

Zweifellos ist Goethe hingegen Okkultist zu nennen und ein wahrer Theosoph. Nicht nur sah er die Dinge in einem von theosophischer Auffassung erhellten Lichte und suchte instinktiv in echt theosophischem Sinne zu leben; der I. Teil „Faust", das leider nicht ganz vollendete Gedicht: „Die Geheimnisse" zeugen auch davon, daß es ihm in Momenten höchster Schaffenslust gelungen, einzudringen in die allerintimsten Vorgänge einer theosophischen Entwicklung.

Das einzige Gemeinsame der beiden aber, der Spiritisten und der Okkultisten, liegt in der begründeten Überzeugung eines Fortlebens des Menschen nach dem Tode.

Goethe fühlte diese Gewißheit, und das Leben mit seinen Wechselfällen gab ihm immer neue Beweise dafür, da ihn eine sichere Empfindung ihres notwendig-inneren Zusammenhanges nicht verließ. Nur mit einer Fortführung unserer Existenz nach dem irdischen Tode vermochte er sich das Obwalten der göttlichen Gerechtigkeit zu erklären, an die er glaubte. Denn völlig unbegründet und irrtümlich ist die Sage, die dem großen Mystiker Gottlosigkeit, Irreligiosität andichten will. Konnte doch niemand zuversichtlicher zu dem Schöpfer aller Welten aufsehen, von wahrer Frömmigkeit durchdrungen sein als gerade Goethe! Haben ihm auch vorübergehende Stimmungen, deren Wechsel er als äußerst sensible Natur besonders unterworfen gewesen, manchmal Worte in den Mund gelegt, die sich bei oberflächlicher Betrachtung mit anderen seiner Aussagen nicht recht vereinen lassen, so hat er sich doch ebenso treu zu Gott bekannt und in der Umwelt den Ausfluß einer göttlichen Weisheit erblickt, als sich stets über das Weiterleben nach dem Verlassen des irdischen Planes unzweideutig und hoffnungsvollst geäußert.

Als Beleg dafür sei sein Gespräch mit Karoline von Egloffstein vom April 1818 angeführt („Goethes Gespräche", 3. Bd.). Der ebenso logisch gedachte, wie treugläubige Standpunkt des Dichters geht zumal aus den Worten hervor: „Das

Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unseres überirdischen Ursprungs, und wie sehr wir auch durch tausend und aber tausend Erscheinungen dieser Erde angezogen werden, so zwingt uns doch eine innige Sehnsucht, den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares, tiefes Gefühl uns die Überzeugung gibt, daß wir Bürger jener Welten sind, die so geheimnisvoll über uns leuchten, und wir einst dahin zurückkehren werden."

Auch gelegentlich einer Kritik in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" (1804) bekennt er, zu seinen Zunftgenossen gewendet, unbekümmert um das abfällige Urteil all derer, die's besser wissen wollen: „Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allen Guten ein Ganzes bilden, wonach sie in dem Stückwerk der Welt vergebens hinstrebten." Betont sei darum ausdrücklich, daß der Meister durchaus nicht jener „alte Heide", zu dem ihn Unverständige gestempelt haben, sondern daß er von wahrer, tiefster Religiosität durchglüht gewesen; eben deshalb mußte ihm aber auch alle Frömmelei unerträglich sein.

Noch entschiedener spricht er zudem zu Fr. v. Müller (1823) sein Glaubensbekenntnis aus:

„Es ist einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz willkürlich."

Und da kein Zweifel an einem Weiterleben seinen Glauben trübte, da der Dichter bei seiner Annahme nicht nur seinen instinktiven Gefühlen folgte, sondern darin die Erfüllung einer Naturnotwendigkeit erblickte, war ihm auch alle Todesangst unverständlich. Daher konnte Fr. v. Müller auch in seiner zu Ehren des Meisters gehaltenen Gedächtnisrede bezeugen, daß Goethe in einer nächtlichen Stunde aus innerem Bedürfnis den Ausspruch getan: „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponieren? — Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben!"

Unsterblichkeit! Felsenfest stand dieses Bewußtsein in ihm. Als die natürlichste Erwartung dieser Welt empfand er es, daß der Moment kommen müsse, da die Seele den Zweck ihres Erdenwallens erfüllt habe; nunmehr bereit, in ein höheres Stadium vorzurücken, betrachtete er den Eintritt des Todesaktes, von dem er sagt, daß „wir dabei den Vorhang etwas lüften, um darauf auf die andere Seite der Bühne zu treten". Damit sei alles geschehen.

Seine Überzeugung sprach er ebenfalls unter anderem in dem kurzen Gedicht „Vermächtnis" aus, das beginnt:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allem,
Am Sein erhalte dich beglückt!"

Allerdings vermochte er sich das Jenseits nicht als einen passiven Zustand vorzustellen, sondern seine ganze Vernunft wies ihn darauf hin, daß der Mensch

auch nach dem Absterben des irdischen Leibes mit einer Höherentwickelung seines Ichs beschäftigt sein müsse. Aus einem an Knebel gerichteten Schreiben geht dies deutlich hervor, in dem es heißt:

„Ein Artikel meines Glaubens ist es, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand ganz allein der höheren Stufen eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig."

Und nachdem die Lösung metaphysischer Fragen einmal sein ganzes Interesse entflammt hatte, bekannte er auch mutig und ausdrücklich die Möglichkeit des Eintretens verschiedener okkulter Phänomene, deren Zeuge er gewesen. Damit machte er sich zum würdigsten Vertreter des Okkultismus. Für alle Fälle des Lebens galt ihm jedoch der Ausspruch, den er dabei in die Praxis umsetzte:

„Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken!"

Nichts erschien bei aller Großzügigkeit seiner Arbeitsmethode seiner Aufmerksamkeit zu unbedeutend.

Zwar auch der Spiritist ist zugleich Okkultist, d. h. Ergründer der geheimen Kräfte in der Natur, in weiterem Sinne genommen. Indes schreiben die zielbewußten Anhänger des Okkultismus die spiritistischen Beobachtungen anderen Ursachen zu, als dies die Spiritisten zu tun pflegen.

So haben die Forschungen der Okkultisten ergeben, daß es in den unseren immerhin beschränkten Sinnen zugänglichen Daseinssphären eine Reihe von Intelligenzen gibt, von deren Wesenheit wir, die wir an eine gewisse Erfahrungs- und Vorstellungswelt gebunden sind, uns nur sehr schwer einen Begriff machen können. Und gerade so, wie sich's der Okkultist zur Aufgabe gestellt hat, seine vorhandenen, aber ungeübten Organe durch entsprechende Schulung zu schärfen, um dadurch Verborgenes erkennen zu können und zu oft überraschenden Resultaten zu gelangen, haben uns auch die Erfahrungen der Naturwissenschaftler gelehrt, daß neue Instrumente neue Erscheinungswelten vermitteln können, und daß mit der Summe der bis jetzt wissenschaftlich bekannten Erscheinungsformen die Erfahrung durchaus nicht erschöpft ist.

Keinesfalls aber läßt sich die Ursache der spiritistischen Phänomene auf eine einzige Urkraft zurückführen oder mit wenigen Worten wiedergeben, sondern die in Betracht kommenden transzendentalen Verhältnisse sind ganz unbeschreiblich verfeinert und kompliziert, und dies zwar so außerordentlich, daß sogar der wirklich Sachverständige sich in dem Kunterbunt der in den spiritistischen Séancen erzielten Erscheinungsarten nur sehr schwer zurechtzufinden vermag.

Ja, weit entfernt, eine so einfache Lösung zu begründen, wie sie in spiritistischen Kreisen als Tatsache angenommen wird, bietet die Erkenntnis der uns naturgemäß erstaunlich erscheinenden Ergebnisse so übergroße Schwierigkeiten und läßt sich mit unserem auf irdische Umstände zugeschnittenen Wortgefüge so schwer richtig beschreiben, daß nur sehr wenige erfahrene Okkultisten in der Lage sind, wirklich zutreffende Aufschlüsse über das der Menschheit gänzlich verschlossene Gebiet zu geben. Eine große Anzahl Unberufener aber maßt sich den Einblick in die höheren Welten

an und bringt mit den durch ihre Aussagen sich ergebenden Widersprüchen den ganzen Okkultismus in Mißkredit. Wenn je, so heißt es daher hier die Spreu klug von dem Weizen zu unterscheiden.

Wohl aber sind die Wahrnehmungen eines der größten aller Berufenen als wertvolles Forschungsmaterial zu betrachten und ist der gewichtigen Stimme Goethes Gehör zu schenken.

Die Spiritisten gehn bei ihren Schlußfolgerungen von unrichtigen Voraussetzungen aus. Sie leben in dem Glauben, es bei ihren Experimenten mit einer tatsächlichen Äußerung der Seelen Verstorbener zu tun zu haben. Sie materialisieren somit das Geistige und verfallen daher der Kritik, der aller Materialismus unterliegt.

In genau entgegengesetzter Weise verfahren jedoch die Okkultisten, bewegt sich die Goethesche Weltanschauung. Der Meister erkennt hinter allem Materiellen das Geistige, die Idee. Als kristallisierten Geist betrachtet er die Vielheit von Gestalten, von Formen, Farben, Tönen, von Wärme- und Lichteindrücken, die uns als Körper vor Augen stehen. Er übertrug somit das Geistige auf das Materielle, und eine einmal erkannte Wahrheit mußte daher für beides gelten, wollte sie wirklich Wahrheit vorstellen.

Wußte er doch, daß das Geistige unvergänglich und daß der Mensch gleichsam einen Mikrokosmos im großen Makrokosmos darstellt, wovon er mittelst Studiums und Pflege der Metaphysik Einblick gewinnen kann!

Ja, der scharfe Naturbeobachter und Denker Goethe gesteht in den „Sprüchen in Prosa“ über Naturwissenschaft im Gegensatz zu anderer, z. B. der einzig auf Erfahrung basierenden Anschauung Descartes' und Lockes, kurz und bündig: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht richtig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe nimmt.“

In der Metaphysik erblickte er aber nicht nur das notwendige Forschungsmittel, die Erkenntnis dessen, „was uns die Erfahrung lehrt“, (nach Kantscher Definition!) sondern er gab sich auch rückhaltlos deren Wirkungen und Einflüssen hin und empfand metaphysische Äußerungen mit bewußter Ehrfurcht. Und wie er, der es im übrigen keineswegs verschmähte, gegebenen Falles den Weg der Erfahrung im strengsten Sinne des Wortes zu gehen, zu seinen Forschungen und Beobachtungen veranlaßt wurde — wie schon hervorgehoben, dünkte ihm kein Erlebnis, nichts zu unbedeutend, um es nicht vorurteilsfrei zu einer Bereicherung seines Innenlebens zu verwerten! — beschreibt er verschiedentlich:

Einmal befand er sich mit zwei Freunden auf der Landstraße zwischen Weimar und Belvedère, als er plötzlich die Gestalt eines anderen Freundes — Friederich — mit seinem eigenen Hausrock bekleidet, vor sich auftauchen und alsbald wieder verschwinden sah. Er äußerte sich seinen Begleitern gegenüber sofort über diese Erscheinung und glaubte, daß der ihm eben Erschienene unerwartet gestorben sei. Zu seinem größten Erstaunen traf er den schon tot Geglaubten indes bei seinem Nachhausekommen wohlauf in seinem Zimmer, und zwar in demselben Anzuge, in dem er ihn kurz zuvor geistig gesehen hatte. — Der Freund war durchnäßt vom Regen in Goethes Wohnung gekommen, hatte dort dessen Hauskleid angezogen

und auf dessen Heimkehr gewartet. Darüber war er eingeschlafen und im Traum ebenfalls auf die Landstraße von Belvedère versetzt worden.

Das zweite Ereignis, das dazu beigetragen haben mag, dem Dichter die Überzeugung von einem übersinnlichen Zusammenhang aller Dinge zu geben, ist folgender Zwischenfall:

Als der große Olympier einst mehrere Freunde in gemütlichem Gespräch um sich versammelt hatte, fiel plötzlich ohne alle sichtbare Veranlassung eine geschnitzte Verzierung seines Schreibtisches in zwei Teile auseinander. Keine Ursache war ersichtlich. Bald darauf aber entdeckte man, daß in einem Nachbarhause Feuer ausgebrochen war und daß hierbei ein ebensolcher Schreibtisch, den derselbe Tischler aus demselben Holze gefertigt hatte, ein Raub der Flammen geworden war.

„Ein einzelnes Problem ist interessant,“ sagt Goethe, „nicht weil es erklärlich oder wahrscheinlich ist, sondern weil es Tatsache ist.“

Den ihn berührenden Empfindungen, dem Bann des Übernatürlichen, unter dem dieser große Okkultist gestanden, dessen mediale Veranlagung auf die verschiedenste Art zum Durchbruch gekommen, versuchte er auch am 7. Oktober 1827 gegen Eckermann Ausdruck zu verleihen. Zu ihm sagte er bei Gelegenheit:

„Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geist in Verbindung steht. So viel ist wohl bewußt, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seelen über die Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick über die nächste Zukunft gestattet ist.“

Auch seine prophetischen Träume, zu denen er atavistisch die Gabe ererbt, und die ihm oft Kummer verscheuchten, sind wohl auf diese Gabe zurückzuführen.

Ebenso muß seine Empfänglichkeit für telepathische Übertragungen hier erwähnt werden, wie seine außerordentlich feine Empfindsamkeit für alle meteorologischen Veränderungen. Wie setzte er doch eines Nachts seinen treuen Diener in Erstaunen durch die diesem gemachte Mitteilung, daß er ein — zu jener Zeit in Messina stattfindendes — Erdbeben deutlich mitempfinde!

Zweifellos verfügte der Dichter über ein zwar durchaus robustes, dabei jedoch ganz außergewöhnlich sensitives Nervensystem und somit über das Instrument zur Wahrnehmung feinster okkulter Vorgänge.

Allen bekannt ist auch seine Gabe des visionären Schauens. Wiederholt finden wir in seinen Werken Schilderungen derartiger Betrachtungen. So beschreibt er im 11. Buch von „Aus meinem Leben“ ein Erlebnis, das ihm Stoff zu viel Nachdenken gegeben:

Auf seinem Heimritt von Sesenheim nach seinem Abschied von Friederike sieht er sich plötzlich selbst denselben Weg wieder zurückkehren, und zwar in derselben Kleidung, die er nach acht Jahren ganz zufällig getragen, als er seine Freundin dort noch einmal besucht hatte.

Und über welch außerordentlich feines intuitives Gefühl er verfügt, das zeigt besonders sein geistiges Erkennen der symbolischen Urpflanze. Während eines Ge-

spräches mit Schiller bringt er mit wenigen charakteristischen Federstrichen auf ein vorgelegtes Papier eine Konzentration der geistigen Wesenheit, die sich in jeder einzelnen Pflanze zum Ausdruck bringt, sei deren Form noch so verschieden.

Dieses Prinzip, in allem den Geist als das Wichtigste, die Materie nur als dessen Produkt zu betrachten, übertrug er auch auf den Menschen selbst. Unwesentlich war für ihn, was wir von der Außenwelt geliefert bekommen, nur was der Mensch in sich erzeugt ohne Anlehnung an diese Außenwelt war für ihn das Wichtige, das Wesen alles Seins Erschließende. Voll Geringschätzung wendet er sich daher an jene mit Lupe und Seziermesser arbeitenden Wissenschaftler, die „erschaffenen Geister", die vergeblich mit objektiven Versuchen „in das Innere der Natur dringen" wollen, und bekundet, daß der Mensch in sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, der größte und genaueste physikalische Apparat ist, den es geben kann. Als das Unheil der neueren Physik mußte er es darum betrachten und verurteilen, daß man „die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert" hat und „bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will".

Andererseits ist es ihm gänzlich unverständlich gewesen, erfahren zu müssen, daß manch stolze Wissenschaftler gewisse Vorgänge, denen er sein ganzes Interesse zugewendet, einer exakten Untersuchung nicht wert hielten, daß sie eine Erscheinung, weil sie ihnen neu und nicht mit den gangbaren Maßen und Formeln erklärbar zu machen war, kurzweg nicht für möglich halten wollten.

Bei der absoluten Vorurteilslosigkeit, mit der der große Geist allem entgegenzutreten pflegte, was ihm Anlaß zum Denken bot oder ihn in Erstaunen setzte, beschäftigte er sich damals schon mit dem ja wieder aktuell gewordenen Problem der W ü n s c h e l r u t e. Von der Richtigkeit der Beobachtung hatte er sich durch eigne Wahrnehmung zu mehreren Malen überzeugt und schrieb darauf die gemachte Erfahrung der okkulten Veranlagung des Rutengängers zu.

Dazu hatte der Dichter wie kein anderer den inneren Zusammenhang zwischen Natur und Kunst erfaßt. Deutlich fühlte er die Notwendigkeit, welche die Natur zwingt, sich alltäglich aufs neue in der Kunst zu offenbaren. Folgerichtig konnte er daher in der „Italienischen Reise" unterm 6. September 1787 schreiben: „Die hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden."

Ein Künstler muß naiv aus der Geisteswelt, die während des gewöhnlichen Lebens im Unterbewußtsein verschleiert liegt, zu schöpfen verstehen, die Hemmnisse und Hindernisse zu besiegen wissen, die ihn vom Eintritt in diese höhere Bewußtseinssphäre zurückhalten. Dann vermag er das Übernatürliche, das Ursprüngliche zu schauen, und es drängt ihn, sein inneres Erlebnis in eine Form zu bringen, dieses plastisch zu gestalten. Selbst Kant empfindet das Unwillkürliche dieses Vermögens und beschreibt die dem schaffenden Künstler von der Gottheit verliehene Gabe in seiner „Kritik der Urteilskraft": „Genie ist die angeborene Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt, — daher das Genie selbst nicht beschreiben oder wissenschaftlich anzeigen kann, wie es sein Produkt zustande bringt, und daher der Urheber eines Produktes, welches er seinem Genie verdankt, selbst

nicht weiß, wie sich in ihm die Idee dazu herbeifindet, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und anderen solche Vorschriften mitzuteilen, die sie instand setzen, gleichmäßige Produkte hervorzubringen."

Gerade in dem Bewußtsein dieses Vorganges bekannte Goethe in „Wilhelm Meister": „Ich schrieb dieses, wie meine anderen Werke, wie ein Schlafwandler."

Nicht schnell genug gelang es ihm oft, die göttlichen Inspirationen zu Papier zu bringen, und so andachtsvoll gab er sich ihnen hin, daß er zuweilen die Feder fortwarf, deren Kratzen ihn in seinen heiligen Gefühlen gestört hatte, um zum Bleistift seine Zuflucht zu nehmen. Seine Ansicht, daß des Künstlers Schaffen ein transzendentales Moment sei, hat er auch in bestimmter Weise zum Ausdruck gebracht, als er mit Eckermann über den so fälschlich angewandten Begriff „Komposition" sprach, den er als völlig unpassend abwies. Für ihn galt nur die Erkenntnis, daß der künstlerisch Produzierende von dem dämonischen Geiste seines Genies geleitet wird, so daß er ausführen muß, was jener gebietet. Dies alles, was ihm anfangs nur scheues Ahnen, ward ihm bald immer deutlicher und beweisbarer zur Gewißheit.

Besonders stark empfand der Meister auch das Obwalten okkulter Beziehungen im Leben der Menschen untereinander, fühlte er unwiderstehlich — wie auch sein Geistesfreund Schiller! — den Einfluß gewisser Sympathien, die ihn vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an zu bestimmten Persönlichkeiten oder Örtlichkeiten hinzogen und die doch recht häufig aller Vernunftsgründe entbehrten.

Indes mit instinktiver Sicherheit fand er die Lösung dieser scheinbaren Unerklärlichkeit. Denn immer fester bildete sich in ihm die Anschauung heraus, daß die Gebote der Evolution über den ganzen Kosmos verbreitet, diese daher die gesamte Natur, Mensch, Tier und Pflanze einschließt und sie miteinander verbindet.

(Nach seiner philosophischen Überzeugung stellte die ganze Natur eine göttliche Manifestation dar, und muß daher logischerweise die Schöpfung insgesamt teilhaftig sein der Göttlichkeit ihres Schöpfers, muß alles menschliche Glück im Schaffen liegen, wie in der Demonstration dieser Göttlichkeit, und zwar objektiv in unserem Leben und subjektiv in unseren Seelen.)

Zumal e i n Umstand war es, der ihm immer vollere Klarheit seiner so lange bewußt gehegten Empfindungen vermittelte. Und manche Widersprüche vermochte er zu lösen mit dem sich schnell und immer sieghafter durchringenden Glauben an eine fortwährende Reinkarnation des Menschen und seiner unsterblichen Seele, der irdischen Wiederkehr Gleichgesinnter und auf einer bestimmten Entwicklungsstufe Stehender zu gleicher Zweckerfüllung, alle in ihrer Gesamtheit zugleich gerechten und ausgleichenden Gesetzen unterstellt.

So wollte er seine stark ausgeprägte Vorliebe für das römische Altertum nur mit der Vorstellung erklären, daß er selbst schon unter Hadrian in dieser Welt gelebt hatte.

Besonders aber seine Beziehungen zu Charlotte von Stein, dieser merkwürdigen Frau, die ihm geistig doch in keiner Weise ebenbürtig gewesen, und deren Charakter, wie neuere Forscher bestätigen, ihm unmöglich lange Bewunderung oder Verehrung eingeflößt haben konnte, bestärkten ihn in dieser Auffassung, die er sich nur mit Vorgängen in früheren Lebenszeiten verständlich zu machen wußte.

In einem Brief an Wieland bringt er das deutlich in den Worten zum Ausdruck: „Ich kann mir diese Bedeutsamkeit, diese Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Wir wissen von uns, verhüllt in Geistesduft! Ich habe keinen Namen für uns: die Vergangenheit, die Zukunft, das All!"

Und weiter am 14. April 1776 schreibt er an Charlotte:

„... Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!"

Die ganze Intuitivität seiner Empfindung kam auch in einer Unterredung mit Falk zum Durchbruch, mit dem er zuweilen seine Anschauungen über die Rätsel des Lebens auszutauschen pflegte. Einmal beschäftigte sich das Gespräch der beiden Denker gerade mit der Seele Wielands, die sich kurz zuvor von ihrer irdischen Hülle getrennt hatte. Eingehend begründete Goethe nun seinem Gast die ihn zu der Annahme zwingende Logik, daß die edle Seele Wielands zweifellos weiterlebe und sicherlich nichts vornehmen werde, das mit der sittlichen Größe unvereinbar, die der Dichter hier sein ganzes Leben hindurch behauptet hatte. Bei dieser Gelegenheit bekannte der Geistesheld, dessen Überzeugung vom Weiterleben der Seele nach dem physischen Tode u. a. von Giordano Bruno, Spinoza, Wieland, ja selbst von Schiller geteilt wurde, zu Falk in unzweideutigster Weise: „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal da gewesen und hoffe, wohl noch tausendmal wieder zu kommen!" Denn unverrückbar stand der Glaube in ihm fest, daß „wir wiederkehren auf diese Erde, rein gebadet in himmlischem Licht!"

Schrieb der Stolz Deutschlands doch auch in den „Briefen aus der Schweiz": „Daß in den Menschen so viele geistigen Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonischeres Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille [Er meint damit die Reinkarnation!] kann ich auch nicht aufgeben, ob Du mich gleich schon oft für einen Schwärmer gehalten hast ... Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht tun müssen ..." [Dabei dachte er wohl an das Fliegen!]

Seine Denkschärfe und Schaffensfreude hatten ihm vor sein geistiges Auge ein klares Bild unserer künftigen Lebensverhältnisse gezaubert, das überall in den von der Natur gegebenen Rahmen wohl hineinpaßte. So sagte er einmal zu Eckermann:

„Jeder außerordentliche Mensch hat eine Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem."

Diesen Gedanken, die Bestätigung eines alten okkulten Gesetzes, spricht der Dichter auch aus in den Strophen:

„Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.
Gleicherweise sind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefestet, einmal verflüchtigt."

Oder:

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und immer wieder zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.“

Erschien es dem großen Okkultisten doch, abgesehen von den ihn persönlich bestimmenden Gefühlen, als das Gebot eines verständig geleiteten ökonomischen Prinzips im Haushalt der Natur, daß die menschliche Seele nach allen Kämpfen mit dem eignen Selbst nicht wertlos ins Nichts versinke, wenn wir glauben, daß sie den physischen Plan verlassen habe. Eine derartige Verschwendung „wertvoller Kapitalien“, wie sie dadurch getrieben würde, konnte er dem führenden Geiste unmöglich zutrauen.

Auf welchen Grundlagen aber hatte er selbst seine — edle — Saat auszustreuen? Welche Ziele sind schon anderen führenden Geistern, die vor ihm den Menschen zu ihrer Förderung, zu ihrem Heile geschickt, gesteckt gewesen?

Fünfundzwanzig Jahrhunderte waren bereits im Zeitenmaß dahingerauscht, seit der große Buddha, den Pessimismus schaffend, Entsagung gepredigt hatte. Und so durchdrungen war die Welt von der Unzertrennlichkeit dieser Ideenverbindung, daß die erhabenen Lehren Christi, des aus himmlischen Reichen herabgesandten hehren Gott-Menschen, weitere Jahrhunderte hindurch großenteils mißverstanden werden mußten, weil man sich vielfach die Erlangung des Heils einzig durch heroische Durchführung einer strengen und glückraubenden Aszese vorstellen konnte. Zu festen Fuß hatte der Pessimismus gefaßt!

Anders die Weltanschauung des seiner Zeit vorauseilenden Goethe, — wieder anders, doch mit dieser wohl vereinbar, die Lebensauffassung Wagners und dessen spezielles Wirkungsziel!

Einen einzigen großen Hymnus auf die Überwindung, den Sieg, den die vergeistigte, die wahrhaft selbstlose Liebe über die sinnliche Liebe feiert, einen klangvollendeten, von Glücksgefühl überströmenden Weihegesang todesfreudiger Aufopferung bilden dessen sämtliche Musikdramen. Zu neuem Glanze durfte Wagner die alten Mysterienspiele in seinem Bühnenweih-Festspiel „Parsifal“ auferwecken und damit ein Füllhorn voll segensreichster Genüsse auf die lauschende Menschheit ausschütten, wenn auch die ganze gewaltige Größe all der darin verborgen liegenden tiefen okkulten Wahrheiten nur den erfahrenen Okkultisten oder den mit echter Intuitivität gesegneten Auserwählten zugängig ist und heute noch von der großen Menge nur in geheimnisvollem Schauer geahnt, nicht aber voll verstanden werden kann. Das ewig-hohe Lied von der die Welt überwindenden Liebe, — Wagner hat es für alle Zeiten gesungen, und in weiter Ferne wird es widerhallen!

Doch der Töne Meister konnte den lichten Tempel in „Mont-Salwat“ nur erbauen auf den von seinem großen Vorarbeiter Goethe gelegten Grundpfeilern, konnte den Regenbogen, die nach Walhall führende güldene Brücke, die zwei verschiedene Entwickelungsstufen des Menschengeschlechtes verbindet, nur aufschlagen

über den Strömungen, die der große Dichter-Philosoph vor ihm in Fluß gebracht hatte. Goethe sei Dank gesagt, daß er uns das Erklingen dieser hehren Harmonien vermittelte, daß er uns mit seinem Geisteshauch das Verständnis dafür erweckt hat!

Die ganze Fülle seiner reichen Genialität aber hatte der Altmeister in das Bild gelegt, das er uns — im „Faust“ — von den geheimen Regungen, den Wirrnissen der Menschenseele gegeben. In unnachahmlicher Feinheit und Treffsicherheit schildert er uns da den gelehrten Aszetiker — die Verkörperung der noch in geistiger Dunkelheit wandernden engbeschränkten Schulweisheit —, der noch nicht weiß, daß Gelehrsamkeit noch nicht Wahrheit bedeutet, sondern nur deren Symbol vorstellt, der nicht erkennt, daß Gelehrsamkeit ein Produkt des Gehirns, wahres Wissen aber des Geistes Kind ist, daß aller Weisheit Schluß Wahrheit bedeutet und Wahrheit — Gott!

Faust, der nach dem Endlosen, nach dem Absoluten Strebende, fällt der Verzweiflung, dem Pessimismus anheim, als er gewahr wird, daß in dieser bedingtesten aller Welten nichts Bedingungsloses erreichbar, daß einem Vergänglichen nichts Unvergängliches bestimmt ist. Wehrlos sich sträubend, fügt er sich dem unerbittlichen Weltengesetz und verzichtet blutenden Herzens, bis er sich schließlich durchringt zu der Erkenntnis, daß das Glück des Erdenkindes liegt in sieghafter Überwindung, in der freiwillig-freudigen Entsagung, in der frohgemuten Aufgabe des eigenen Selbst und in restloser Hingabe an das All, in dem tatkräftigen Bewußtsein, daß das zeitlich Begrenzte, das Vergängliche sich auflösen muß im Unvergänglichen, daß aller engherzige Egoismus sich verwandele in unbegrenzten Altruismus, damit wir so Vereinigung finden mit der Gottheit und dadurch erlangen die Freiheit, die das Gesetz verheißt.

Denn: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!“



Vom neuen Menschentum im Drama

Man hat wohl gesagt, Romeo und Julia, Lear und Othello usw. könnten niemals aufhören, Stoff zur künstlerischen Wiederverkörperung zu liefern. Das ist leichtsinnig ungenau ausgedrückt. Was ewig alt und ewig neu bleibt, das sind nicht Romeo und Julia, Lear usw., das sind die immer menschlichen Leidenschaften und Instinkte, also der Liebe, Undankbarkeit usw., die um so mächtiger wirken können, je stärker sie gehemmt werden. Hierher gehört nun auch die schon unzählige Male geformte Liebesgeschichte der Francesca da Rimini, die in Gustav Renner einen neuen Gestalter gefunden hat: Francesca. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. (Stuttgart 1909, Ad. Bonz & Co., ℳ 2.40.) Für den vergleichenden Ästhetiker sind verschiedene Behandlungen eines und desselben Stoffes überaus interessant und in ihrer Art wichtig. Aber die Frage nach der Kunstleistung steht auf einem anderen Blatt. Im Grunde ist es mehr technisches Geschick, einen überlieferten Stoff auszuprägen. Es bleibt eine Verkennung des Dramatischen im allgemeinen, der dramatischen Bedürfnisse unserer Zeit im besonderen. Diese Bedenken schmälern auch den Wert der Rennerschen Francesca, trotz mancher Schönheit im gesamten und einzelnen.

Unserm Dichter vertieft sich — im Gegensatz zu Philipps, Crawford, D'Annunzio — das Liebes- und Ehe-Problem zur tiefsittlichen Frage nach dem unverletzlichen Recht des Menschen auf sich selbst. Dieser Auffassung vom Wert des Einzelwesens steht die andere Anschauung gegenüber: der einzelne ist nichts. Recht oder Unrecht, Bruderrecht oder Menschenrecht ... eine Frage drängt die andere. Der Grundton des Werkes ist: „Wir sind des Schicksals Narren". Francesca wächst in ihrem Lieben, wird zur freien, starken, selbständigen Persönlichkeit und stirbt als Siegerin, weil sie ihr Selbst unverlierbar gefunden hat.

Die Vorliebe der Modernen für den Francesca da Rimini-Stoff leite ich von einer tieferen Auffassung der Ehe her, von dem Streben — bewußt und unbewußt — nach einem neuen wieder instinktsicheren Menschentum, das z. B. in Ibsens und Hebbels Gestalten qualvoll nach Luft ringt. Man stößt hiermit an ein wichtiges Kulturereignis. Besinnt sich der Mann wieder auf sich selbst und seine Männlichkeit? Will er wieder der heroischen Lebensführung zum Recht verhelfen oder stimmt er weiter in das allgemeine Seufzen und Weinen der Frau nach einem fragwürdigen „Glück" ein? Ein Recht gibt's nur in unserm eigensten tiefsten Selbst. Sobald wir aus uns heraustreten, beginnt die Pflicht. Und diesem Schicksal entrinnen wir nicht. Hier liegt der Kern der tiefsinnigen „tragischen Kultur" eines Schiller und Nietzsche, der tiefsten Erkenntnisse Gottfried Kellers und Theodor Fontanes. Seit Goethe ist nun unser dramatisches Schrifttum verweiblicht. Zu allen seinen unmännlichen Helden hat Goethe jedoch einen neuen zukunftsvollen Menschheitstypus geschaffen: den des selbstsicheren Kulturmenschen. Das Ideal vom ästhetischen Genußmenschen (von Byrons Manfred bis zu Faust I.) ist überwunden. Der sterbende Faust (II.) tritt ein neues Menschenerbe an: durch die tätige Menschenliebe. Das sittliche Leben des Menschen beginnt an dem Punkt, wo das Leben als eine Schuld gegen die Menschheit aufgefaßt und folglich als eine einzige große Pflicht gelebt wird. Das Kulturgewissen erwacht.

Schütte die Kraft aus, die dir zugeflossen,
Und du wirst frei vom Druck der Schuld!

So Richard Dehmel in seinem herrlichen „Bergpsalm". Das Lebensevangelium der Arbeit will sich verwirklichen. Der Wille zum Leben ist nichts als der Wille zur Selbsterlösung durch die Tat.

Im Kampf um dieses hochmenschliche Lebensideal hat Alexander Zinn einen lebenswahren Konflikt zwischen zwei hochstehenden Menschen, Mann und Weib, zu einem Drama in drei Akten: Kreuzigung (Minden i. W. 1908, J. C. C. Bruns, br. ℳ 2.40) gestaltet. Nach einem wilden Soldatenleben hat Graf Meinolf endlich ein hochsinniges Weib gefunden und ist selbst ein anderer geworden. „Ich fühlte es zum erstenmal: im Weibe sind Seligkeit und Ewigkeit vereint. Es kann uns lösen von der Schuld, die uns kein Priester nimmt. Der gegen die Geschlechter, die nach uns kommen ... Der Weg zu der Vollendung alles Menschtums geht durch das Weib." Aber die Lüge, mit der er bei der Werbung um die Frau umgegangen ist, zerstört ihm das Glück. Um seinem Weibe das Vertrauen zu ihm wiederzugeben, gibt er sich den Tod. Der neue Mann offenbart sich dem neuen Weibe. Er gibt jauchzend seine letzten Kräfte hin, „daß der ew'ge Strom des Lebens sich zu der Höhe reinen Menschtums findet". Ein Großer und in seiner Tiefe Reiner stürzt durch kleine Bosheit: „Ihr schlagt noch heut', wie ehedem, ans Kreuz, ihr reißt die Brüste auf, darin ihr Gott vermutet — nur um eure Seelennot mit einem Lächeln zu betäuben: ‚Nichts als nur ein Mensch!'" Das hohe Lied von der selbsterlösenden Kraft des wahrhaft großen Menschen klingt wie ein Segen aus dem Ganzen. Die blutvolle Verheißung neuen Menschentums gibt besonders dem dritten Akt dieses Dramas einen hinreißenden Rhythmus, der sich in einer gedämpften poetischen Sprache auswirkt. Einige sprachliche Unebenheiten — warum z. B. druckt man wirkliche und schöne Prosa nicht wie Prosa?! — vermögen an dem Gesamteindruck nichts zu ändern: dem eines groß-

gedachten Bühnenwerkes von einer in unserer Zeit gar seltenen Art. Der großen Anlage des Stückes entsprechend sind die Charaktere, schön durch ihre Konsequenz und deshalb auch wahr und lebendig im Handeln.

Gleichfalls von der lebentötenden Lüge handelt ein Drama, dem gegenüber erst Alexander Zinns durchgeistigte Poetengabe klar wird: Der Erbgraf. Schauspiel in drei Aufzügen von Dietrich Eckart (Berlin 1907, Eduard Bloch). Ein talentvoller junger Erbgraf muß erfahren, daß er nur der „natürliche“ Sohn seiner Mutter, der Gräfin ist. Weil ihm der Traum seines Grafentums zerplatzt, tötet er sich. Ich vermag ihm nicht viel Mitleid zu schenken. Man kann doch wirklich leben, ohne „Graf“ zu sein. Wer sein einziges Leben für ein heute mindestens fragwürdiges Ideal vom Adelsmenschentum fortwirft, der ist ebensowenig zu bedauern wie Brachvogels „Narziß“, von dem der männliche Gottfried Keller das bekannte Wort sprach: „Ein oder zwei wegen einer Dame ruinierte Jahre mögen allenfalls angehen; aber ein ganzes Leben darf nicht geschnupft werden und ist weder dramatisch gut noch sonst ersprießlich.“ So auch hier! Der sehr gut gezeichnete Professor Holbach sagt im Schauspiel mit Recht: „Adelig heiß ich nur den, der ein Ideal in sich hat, an das er felsenfest glaubt; denn nur dadurch unterscheidet er sich von der Menge“ und „Der Glaube ist alles auf der Welt, der Glaube an einen Wert in uns; er allein macht den vornehmen Menschen“. Das Drama zeigt in Aufbau und Leben die Hand eines geschickten Bühnentechnikers, der allerdings nicht selten noch mehr Dichter sein könnte, um beachtenswert zu bleiben.

Friedrich Schönemann





Amerikas moderne Kunst

Von A. von Ende

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß Amerika nicht länger als ein Land betrachtet wird, das der Welt ausschließlich unbegrenzte Möglichkeiten materiellen Gewinns zu bieten hat, sondern daß ihm nun auch die Anerkennung wird, künstlerische Werte zu schaffen, die die alte Kulturwelt zu bereichern imstande sind. Fast gleichzeitig mit der Wanderausstellung zeitgenössischer deutscher Kunst, die wir vor zwei Jahren in Amerika gehabt, tauchte der Plan auf, eine Ausstellung zeitgenössischer amerikanischer Kunst nach Deutschland zu bringen. Es ist daher geraten, die eigentümlichen Verhältnisse, die das amerikanische Kunstleben bedingen, und besonders diejenigen, unter denen sich endlich eine Moderne entwickelt hat, ein wenig zu beleuchten.

Es darf vor allem nicht vergessen werden, daß das Volk, welches mit einer Jahrhunderte alten Kultur ausgerüstet nach dem Neuland verpflanzt worden, vom Kampfe mit einer fremden Natur und einem ungewohnten Klima um materielle Existenzbedingungen in Anspruch genommen, erst eine gewisse Stabilität äußerer Verhältnisse erreichen mußte, ehe es sich auf das Erbe seiner Vorfahren besinnen und, seiner selbst als ein selbständiges Ganze bewußt werdend, daran denken konnte, Natur und Leben seiner neuen Heimat in künstlerischen Gebilden festzuhalten. Aber auch dann blieben noch die von Generationen von Ahnen ererbten Anschauungen und Geschmacksrichtungen maßgebend und formten und färbten die schüchternen Anfänge einer bodenständigen Kunst, daß sie wenig mehr als ein Abklatsch einer Kunstperiode des alten Europa war, die dieses längst überwunden hatte. So erklärt es sich, daß die moderne Kunst in Amerika eigentlich erst wenig mehr denn dreißig Jahre alt ist. Genau betrachtet datiert sie vom Frühjahr 1878, als in den Kurtz-Gallerien in New York eine Ausstellung der damals neugegründeten Gesellschaft amerikanischer Künstler stattfand, die, mit der gleichzeitig stattfindenden Ausstellung der ehrwürdigen Akademie verglichen, geeignet war, Kunstbeflissenen wie dem Publikum im allgemeinen die Augen zu öffnen und zu denken zu geben. Die National Academy war nämlich längst in Formalismen erstarrt, erging sich in weichlicher Nachahmung Sir Joshua Reynolds, Davids und Fuselis und hatte

damit begonnen, die Werke jüngerer Künstler, die einen neuen Geist in ihrer Lebensauffassung verrieten oder eine neue Technik des Ausdrucks anwandten, von den Ausstellungen auszuschließen. Diese Jugend, die zum größten Teil eine europäische Ausbildung genossen und mit der überseeischen Kunstentwicklung Schritt gehalten hatte, war gezwungen gewesen, sich von dem älteren Verband zu trennen, um dem Volke zu zeigen, was sie konnte. Während in der Akademie verschiedene Schattierungen der gelben und braunen Sauce vorherrschten, die den goldenen Ton alters- und schmutzgebräunter Antiquitäten nachahmen sollten, gab sich in der Ausstellung der Jugend eine ganz andere Atmosphäre kund. Das Publikum war in der Lage, Vergleiche anzustellen, und der Eindruck, den die Leistungen der Jugend machten, war ein überwältigender. Der Einfluß Bonnats, Bretons, Geromes, Diaz' und Pilotys, der in der Ausstellung in den Kurtz-Gallerien unverkennbar war, war für die amerikanischen Kunstliebhaber damals noch neu. Das Häuflein junger Revolutionäre war fast gleich in zwei Lager geteilt. „Nichts konnte französischer sein als Sargent, Thayer, Conans und Low, nichts deutscher als Shirlaw, Duveneck, Dannat, Groß und Macy", sagte damals ein Kritiker und charakterisierte damit die beiden Richtungen, welche die Jugend eingeschlagen hatte. Eines aber hatten sie alle gemein: ein aufrichtiges Streben nach Natürlichkeit und Wahrheit, nach Darstellung zeitgenössischen Lebens statt pseudoklassischer Gegenstände, und eine freiere und freigebigere Anwendung des Lichts.

Seitdem sind dreißig Jahre verflossen. Jene denkwürdige Ausstellung hatte die Tore der amerikanischen Kunst der Moderne geöffnet. Die neue Gesellschaft blühte; sie zog die jungen Künstler an, während die Akademiker nach und nach hinstarben und die an ihrer Stelle aus den Reihen des Konservatismus gewählten Nachfolger, wie dies in ähnlichen Verbänden überall geschieht, fortfuhren, die Vergangenheit oder die nichtssagenden Phasen der zeitgenössischen Kunst zu kopieren. So fuhr die Akademie in ihren Traditionen fort, bis das Neue von heute das Alte von gestern geworden. Die Sezessionisten von 1878 waren zum Teil Mitglieder beider Vereinigungen gewesen. Der Drang nach individueller Entwicklung ging allmählich in dem Wunsch nach Anpassung an gegebene Verhältnisse unter, und die Jugend, die sich an Whistler, Degas, Monet und Manet begeistert hatte, wurde nun von den Juries der Society of American Artists ebenso mißgünstig betrachtet, wie die Gründer dieser Vereinigung von der einst allmächtigen Akademie. Auch dies ist eine Erscheinung, für die das Kunstleben jedes Landes analoge Beispiele aufweist. Der Spaltungsprozeß hört niemals auf; immer wieder trennt sich von der altgewordenen Jugend eine neue, „die dem Umschwung vorangeht". Die beiden Verbände haben sich unlängst vernünftigerweise vereinigt; die Zeit hatte sie einander allmählich näher gebracht, bis ihre Interessen identisch geworden.

Nichtsdestoweniger ist ihr Einfluß auf das große Publikum keineswegs gebrochen und bedingt in hohem Grade die ökonomische Lage der einer unpopulären Richtung huldigenden Künstler. Obwohl die beiden Vereinigungen ihre Bedeutung als ethische Faktoren der Kunstentwicklung des Landes längst eingebüßt hatten, indem ihre Ausstellungen sich schließlich nur durch ein langweiliges Niveau der Mittelmäßigkeit auszeichneten; obwohl sie sogar als Verkaufsraum

wenig Erfolge aufweisen konnten und auch ihre Schulen der daselbst studierenden Jugend nur als vorübergehende Station auf dem Wege nach Europa gelten, welches das Ziel ihrer Sehnsucht bleibt, ist doch ihre Macht eine unberechenbare. Denn da Mitglieder beider Verbände fast immer zu den Juries der Kunstausstellungen in anderen Städten des Landes zugezogen werden, so geschieht es häufig, daß Künstler, die in New York refüsiert wurden, wenig Aussicht haben, in anderen Ausstellungen angenommen zu werden. Der außerhalb der traditionellen Grenzpfähle wirkende Künstler ist auf diese Weise von vornherein gerichtet. Es bleiben ihm daher nur die Galerien der Kunsthändler und Privatausstellungen. Aber die wichtigeren New Yorker Kunsthändler sind ohne Ausnahme europäische Firmen oder lediglich Händler in europäischen Kunstprodukten. Die wenigen New Yorker Kunsthändler, die sich ausschließlich dem Vertrieb amerikanischer Kunstwerke widmen, haben weder die wohlhabende Kundschaft, noch das kritische Unterscheidungsvermögen, über das der typische europäische Kunsthändler verfügt. Nicht selten sind die Kunsthändler des Landes früher geschickte Bilderrahmenfabrikanten gewesen oder Farbenhändler, die der Ehrgeiz verführt, mit Kunstwerken Handel zu beginnen. Bemüht, den größtmöglichen Vorteil daraus zu ziehen, ist ihr Maßstab identisch mit einem Appell an den ungeschulten Geschmack eines ungeschulten Publikums. So bleibt Künstlern von hervorragender Individualität, die von den offiziellen Kunstvereinigungen abgewiesen worden, die Möglichkeit, vor ein größeres Publikum zu kommen, verschlossen, und sie bleiben auf die heranwachsende Generation des Volkes ohne Einfluß.

Diese Phalanx mißgünstiger Elemente und ungünstiger Verhältnisse zu durchdringen, erfordert einen beharrlichen Kampf, der manche Kraft zermürbt. Gelingt es endlich, durch persönliche Ausdauer oder durch eine glückliche Konstellation der Umstände über alle diese Schwierigkeiten zu siegen, dann sind die meisten Künstler bereits vorgerückt an Jahren und nicht wenige von ihnen verbittert und gebrochen, so daß die endlich auf sie einströmende Sonne der Anerkennung wohl nur die besonders glücklich gearteten Naturen für die vielen trüben Jahre offizieller Nichtbeachtung und allgemeiner Vernachlässigung entschädigt. John La Farge hat sich in diesem Sinne geäußert, als ihm von dem amerikanischen Architektenverband eine öffentliche Ehrung zugedacht worden, und sein Fall ist kein vereinzelter. Viele amerikanische Künstler ziehen es daher vor, in Europa zu wohnen; es trägt sich leichter, in der Fremde obskur zu bleiben, als in der Heimat, und nicht wenigen bot das Ausland die Anerkennung, die das Vaterland ihnen versagt.

Die Geschichte Whistlers ist noch in aller Gedächtnis. Lange nachdem er in Europa Fuß gefaßt hatte, wurde er in Amerika noch immer abgewiesen. Es ist nicht zu leugnen, daß das amerikanische Volk durch die im materiellen Kampfe zugebrachten Jahrhunderte mit der gleichzeitigen künstlerischen Entwicklung Europas außer Fühlung gekommen ist und daß eine nicht nur auf der Höhe der Zeit stehende, sondern in die Zukunft weisende Erscheinung wie Whistler ihm lange unverständlich bleiben mußte. Whistler war nie Mitglied unserer Kunstvereinigungen, überhaupt irgend welcher offizieller Organisationen, und seine Kunst ist heute noch Zielscheibe des Spottes für manche Kritiker, die darauf bestehen, den Maßstab

in Europa längst veralteter Kunstideale an die bahnbrechenden Erscheinungen der Zeit zu legen. Diese beschränken sich keineswegs auf die Jugend. Die hervorragendsten Maler und Bildhauer des Landes, deren Werke von modernem Geiste erfüllt sind, haben fast alle das vierzigste Lebensjahr überschritten, und manche zählen bei weitem mehr. Was sie in den Augen offizieller Kunstrichter vom Mitbewerb in Ausstellungen ausschließt, ist lediglich der alte Vorwurf ästhetischer Ketzerei. Aber gerade von ihnen ist die amerikanische Kunst der Gegenwart um Werke bereichert worden, denen ein durchaus neuer, lebenskräftiger Zug eigen, eine ursprüngliche Auffassung von Natur und Mensch, die von keinen Vorbildern abgeleitet, sondern aus ihrem eigenen Anschauen und Empfinden abstrahiert ist. Eine Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die der eklektische National Arts Club im Dezember 1907 veranstaltete, offenbarte dem New Yorker Publikum, daß es außer der senilen, blutarmen und farblosen, weder im Leben der alten noch in dem der neuen Welt fußenden offiziellen Kunst der Heimat und der vom Puls der modernen Zeit belebten Kunst in den Galerien der europäischen Kunsthändler noch eine dritte Kunst gibt, von der es bisher kaum eine Ahnung gehabt: Eine in keine Schablone zu pressende, moderne amerikanische Kunst.

Denn was die Arbeiten der Bildhauer und der Maler auszeichnete, die sich durch jene Ausstellung die Beachtung des Publikums erzwangen, das ist ihr inniges Verhältnis zu dem ihnen nächstliegenden Leben, zu dem bis dahin arg vernachlässigten und doch so unermeßlich reichen Stoffgebiet dieses Landes. Selbst die wenigen unter ihnen, die Ausländer von Geburt sind, schöpfen aus ihm ihre Inspiration, fassen das Charakteristische der Landschaft und des Großstadtlebens Amerikas durchaus individuell und unbeeinflußt von europäischen Vorbildern analoger Kunstgebiete auf und bringen es sogar häufig durch eine eigene Technik zur Darstellung. Unter den Bildhauern dieser Sezession besonders macht sich das Streben bemerkbar, Typen amerikanischen Volkstums in lebenswahren und lebensvollen Gestalten zu verkörpern. Karl Haags Arbeiter- und Einwanderergruppen, wenn auch unter dem Gesichtspunkt sozialen Klassenbewußtseins geschaut und daher ein wenig düster gefärbt, sind Verkörperungen unserer Werktagswelt, die die plastische Kunst des Landes bisher unbeachtet gelassen. Paul Noquet, obwohl ein Belgier von Geburt, war amerikanischer in seinem Schaffen, als mancher Autochthone, und hatte in seinen letzten Werken schon einen Zug epischer Größe, der an Meunier und Rodin erinnerte, als ihn der Tod bei einem Luftschiffexperiment ereilte. Solon Borglum erschloß der amerikanischen Plastik die kraftvoll rauhe, ursprüngliche Welt des fernen Westens. Abastenia St. Leger Eberle stellt das Kinderleben der amerikanischen Großstadt in Statuetten voll natürlicher Bewegung und frisch pulsierenden Lebens dar.

Bei weitem schärfer trat die neue Richtung in der Malerei zutage, die in dieser Ausstellung vertreten war. Unter den Figurenmalern, die durch ihre Werke Aufsehen erregten, gab sich eine starke Neigung zum Naturalismus kund. William Glackens verdiente fast, ein Daumier amerikanischen Gegenwartslebens genannt zu werden. Seine Cafészene „Chez Mouquin“ zeugte von kraftvoller Eigenart. Lucks gefällt sich in urwüchsiger und ungeschminkter Darstellung der abstoßendsten

Sujets unseres Gegenwartslebens. Kehrichthaufen, Faustkämpfe, die bête humaine der New Yorker Straßen, hat er in einer Reihe von Bildern verewigt, die durch ihre beinahe herausfordernde Kühnheit sich irgendwo Beachtung erzwingen müßten. Die Stadt selbst, als Konglomerat von Häusermassen gedacht, hat die künstlerische Schaffenskraft mancher Künstler mächtig angeregt und ist in verschiedener Weise behandelt worden. Colin Campbell Cooper war wohl der Erste, der die zwanzig- und mehrstöckigen Riesen in der eigenen Wuchtigkeit ihrer Umrisse malerisch reproduziert hat. John Sloane und Paul Cornoyer folgten mit stimmungsvollen, mehr landschaftlich aufgefaßten Bildern einzelner Stadtteile. Dann kam Leon Dabo und entäußerte die Steinkolosse ihrer erdrückenden Massigkeit, indem er sie in matter Dämmerung oder im nächtlichen Schatten darstellte, aus denen die in Tausenden von Fenstern aufflammenden Lichter wie Hexenaugen gespenstisch hervorglühen, während aus Schloten und Schornsteinen Dampf- und Rauchwolken aufsteigen und sie mit geheimnisvollen Schleiern umweben und umwallen.

Am eigenartigsten aber entwickelte sich die reine Landschaftskunst, indem sich die Künstler darauf besannen, daß die Natur ihrer nächsten Umgebung eine andere Physiognomie zeigt, als die des alten Europa, die ihnen von berühmten akademischen Vorbildern her in Erinnerung war, ja eine andere, als die unter dem Einfluß jener entstandene amerikanische Landschaftsmalerei einer vergangenen Periode. Schon Van Deering Perrine deutete dies in dem ganz eigenen breiten Stil an, in welchem er die schroffe monumentale Schönheit der Palisaden des Hudson behandelte. Die stillen Buchten und schläfrigen Sanddünen der New Yorker Wasserkante fanden in Mc Richards, die Hügel und Felsen der Umgebung in winterlicher Schneehülle fanden in Ernest Lawson stimmungsvolle und eigenartige Interpreten. Gustav Wiegand, obwohl Bremer von Geburt, hat sich in die amerikanische Natur so innig hineingelebt, daß seine Hügel Connecticuts und Bergketten der Adirondacks von echtem Gefühl für ihre charakteristischen Sonderzüge zeugen. Die Poesie seiner sturmzerzausten Weiden und die tiefe Stille der Sternennacht, in der ein Hirte mit seiner Herde das einsame Gehöft aufsucht, hinterlassen einen tiefen Eindruck. Albert Groll hat die wie unter einer tropischen Sonne schmachtende Wüstenwelt des fernen Westens in schwülen Stimmungen belauscht, die er einem beinahe fühlbar suggeriert. Von allen diesen Künstlern, die durchaus Bodenständiges und Individuelles geschaffen haben, werden bisher wohl nicht einmal die Namen nach Europa gedrungen sein, wie es überhaupt von dem Vorhandensein einer auf der Höhe der Zeit stehenden modernen Kunst dieses Landes keine Ahnung hat. Es muß schon ein glücklicher Zufall sein, der die Aufmerksamkeit europäischer Kunstautoritäten auf amerikanische Erscheinungen lenkt, die selbst hüben noch in größeren Kreisen unbekannt sind.

Ein solcher Zufall war es, der Prof. Paul Clemen von Bonn während seines amerikanischen Aufenthalts in das Atelier Leon Dabos führte, des hervorragendsten Vertreters der amerikanischen Sezession. Als Sohn französischer Eltern in Amerika geboren und aufgewachsen, aber an der Kunst Frankreichs und Italiens gereift, hat sich dieser Künstler durchaus selbständig entwickelt und ist eine unter den Land-

schaftern Amerikas fast vereinzelt dastehende Persönlichkeit. Seine Sujets sind erstaunlich einfach, die Umrisse großzügig; keine Details stören den Fluß der Linien, in deren Aufbau eine architektonische Gesetzmäßigkeit zu erkennen ist. Aber ob er Himmel und Wasser malt oder ein Stück Strand, eine Wiese oder das Hudsonufer, oder einen Ausblick auf die pyramidenartigen Zyklopenbauten New Yorks, etwas ganz Eigenes ist allen seinen Gemälden gemeinsam: eine geradezu einzige Flüssigkeit und Beweglichkeit des Lichts, eine wunderbare Lebendigkeit und Elastizität der Atmosphäre. Was Whistler angestrebt, hat Dabo erreicht. Was ihn aber zu einem spezifisch amerikanischen Maler macht, das ist sein Gefühl für Raum und Ferne. Er ist der Maler der weiten Horizonte, die diesem Lande eigen. Er ist auch der Maler der dunstgeschwängerten, sonnendurchleuchteten Lufthülle New Yorks, der Maler unserer märchenhaft schönen Morgennebel und feierlich ernsten Sternennächte. Dabo ist der Maler der Natur, wie Whitmans Dichterauge sie gesehen.

Es ist eigentümlich, daß diesem auf tiefes Studium der Licht- und Farbenlehre gegründeten Impressionismus gleichzeitig an den entferntesten Endpunkten des Kontinents zwei Meister erstanden. Denn während Leon Dabo sich in der Umgebung New Yorks mit Luft- und Lichtproblemen beschäftigte und seine ganze eigene, die materiellen Mittel kaum durch einen Pinselstrich verratende Technik entwickelte, tat Bolton Coit Brown, Professor der Ästhetik an einer kalifornischen Universität, weit draußen an der pazifischen Küste genau dasselbe und erzielte ähnliche Wirkungen. Auch ihm ist eine außerordentliche Leuchtkraft eigen, aber sein Temperament ist durchaus verschieden von dem Dabos und bestimmt die Eigenart seiner Werke. Ein aus düsteren Felsenklüften hervorbrechender Gebirgsstrom der Sierras, gespenstische Wolkenschatten auf lichtem Berggipfel, in mystische Dämmerungsschleier gehüllte Menschenkörper: an solchen Beispielen läßt sich die Mannigfaltigkeit seiner Sujets erkennen. Aber der künstlerische Intellekt überwiegt bei Brown das künstlerische Empfinden; seine Bilder sind spröde und herb in der Stimmung und berühren mehr wie malerisch fixierte Probleme. Brown ist mehr Philosoph, Dabo mehr Dichter in seinem Schaffen.

Daß sich trotz der denkbar ungünstigsten ökonomischen Verhältnisse der hiesigen Kunstwelt zwei solche machtvolle Persönlichkeiten wie diese beiden Künstler überhaupt emporringen konnten, gibt viel zu denken und zu hoffen. Daß sowohl Brown wie Dabo sich in ihrer Entwicklung von den Modeströmungen und Geschmacksverirrungen der europäischen Moderne ferngehalten und durchaus selbständig und unabhängig entwickelt haben, ist wohl der stärkste Beweis von dem neuen Leben, das unter der Oberfläche der hiesigen Kunstwelt keimt. Sie sind amerikanische Maler, wie Emerson ein amerikanischer Denker, wie Whitman ein amerikanischer Dichter gewesen. Sie stehen an der Spitze der kleinen Schar modern empfindender Künstler, die leise den Ton einer neuen Zeit angibt. Diese amerikanische Sezession ist bestimmt, das Kunstleben des Landes in neue Bahnen zu lenken. Es geht bereits ein merklicher Einfluß von ihr aus; sie regt die Jugend an und sie bringt selbst die ältere Generation zum Nachdenken über Wesen und Wege der Kunst. Zum Präsidenten der neuen National Academy of Design ist John W. Alexander

gewählt worden. Wer kennt nicht den geistvollen Maler entzückend anmutiger, vornehmer Frauengestalten, die einesteils an Englands präraphaelitische Erscheinungen erinnern, anderenteils die edelste Verkörperung des amerikanischen Frauentypus repräsentieren? Und gehörte nicht auch dieser Künstler, der gleichfalls mit den einfachsten Mitteln die reichste malerische Wirkung und feinste poetische Stimmung zu erzielen weiß, vor kurzem zu den Ketzern, deren Schaffen man mit Nichtbeachtung oder billigem Spott abfertigte? Daß John W. Alexander heute die amerikanische Kunst offiziell repräsentiert, ist vielleicht das bedeutsamste Zeichen der Zeit.



Kasperles Wiederkehr

Ein heißer Junisonntag füllte das Arnotal mit glühendem Glast. Die geblendeten Augen suchten lange der Lichtfülle zu trotzen. Nur wenige Tage noch, und es galt, Abschied zu nehmen von dieser Schönheit. So harrte ich der Mittagssonne zum Trotz auf der Terrasse der Böcklinvilla Bencista unter der immergrünen Eiche aus, und genoß das einzig schöne Bild vom schlanken Turm Santa Croces, am kühnen Turm des Palazzo vecchio vorbei und an der stolz geschwungenen Brunelleschikuppel bis weit hinaus, wo San Miniatos Türmchen herübergrüßt. Die anderen Sonntagsgäste hatte es längst nicht mehr in der Sonnenglut gelitten, nur der Sonnenhunger eines deutschen Südlandreisenden konnte so „grundsätzlich" der verführerischen Lockung ins Kühle trotzen. Da kam atemlos einer der Knaben angesetzt: es sei jetzt höchste Zeit, das Theater gehe gleich an.

Das war doch eine Erholung im ruhigen Licht des großen, kühlen Ateliers! Und richtig, das Theater mußte gleich angehen. Ein halbes Dutzend Kinder und mehr drängten sich in der vordersten Reihe, dahinter saßen die Damen, und acht bis zehn Herren fanden sich langsam mit der Zigarre von der Kaffeetasse oder dem Chiantiglase zur Gruppe zusammen. Dann verschwand Carlo Böcklin, der Hüne, in dem engen Kasten, eine Minute noch, und Kasperls kurze Begrüßung wurde mit lautem Hallo erwidert.

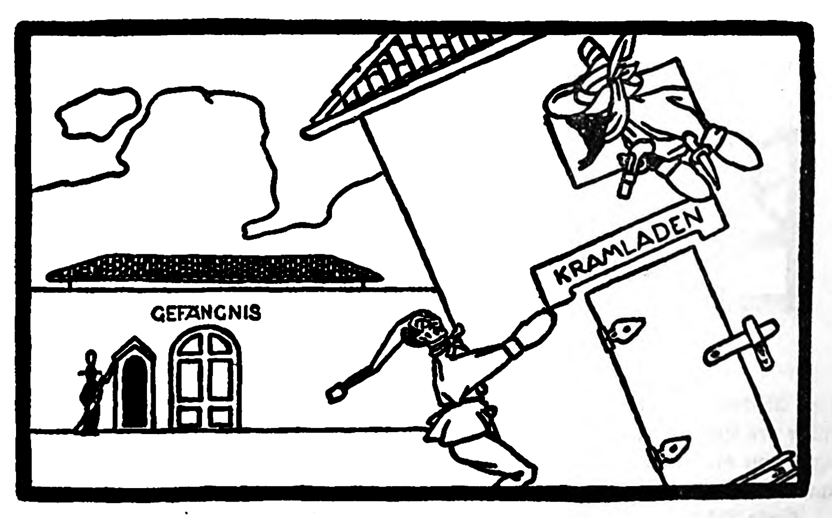
Woran mag es nur liegen, daß das Kasperletheater auf Kinder wie auf Erwachsene eine so ganz eigenartige und unwiderstehliche Wirkung auslöst? Das Historische scheidet doch bei den meisten aus. Selbst wer es weiß, denkt nicht daran, daß diese kleinen Holzfiguren Symbole sind jener ins Übermenschliche gesteigerten Typen, die einst bei den kirchlichen Festspielen des Mittelalters dank der noch unverbrauchten Schaulust des damals noch kindlichen Volkes sich mit typischer Gewalt in das Vorstellungsvermögen eingruben. Ich glaube, es liegt wohl doch daran, daß hier die Urelemente des Spiels unvermischt sich geltend machen können. Die Gestalten sind der zum Typus gemachte Begriff aus unserer gesamten Erfahrung des betreffenden Standes oder die Verkörperung einer ebenso gewonnenen Vorstellung: der Räuber, die Großmutter, der Wilde, das Untier, der Tod. Nichts Individualistisches verbiegt oder verschiebt diesen Grundcharakter. Auf wenige groteske Bewegungen ist die Gestalt beschränkt, es wirkt nur das dargestellte Geschehnis.

In dieser Einengung liegt seltsamerweise eine Erhöhung. Viel stärker, als Eulenspiegel mit seinen lustigen Streichen in der Erzählung, wirkt Kasperl mit seiner Fähigkeit, in jeglicher Lage der Überlegene zu bleiben, jeden Gegner zu besiegen. Wie dort ist es auch hier die elementare Bauernschläue, die die höhere Gewalt und Kraft und auch das stärkere Wissen und Können zunichte macht. Für das Kind, dem noch nicht durch Lebenserfahrung der Grundbegriff einer Vorstellung verändert, d. h. abgeschwächt ist — denn die Bereicherung an individuellen Zügen



Balthasar schleicht ins Haus

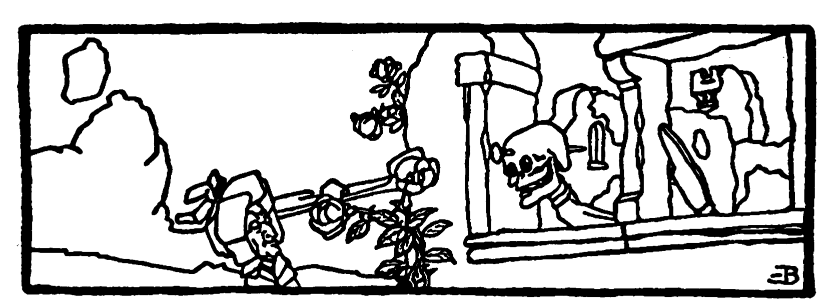
Spiel geübt, das in seinem Hause zur regelrecht wiederkehrenden Unterhaltung für Kinder und Gäste dient. Er hat übrigens im letzten Winter auch in Berlin und Halle mit seinen Vorstellungen die jubelnde Freude größerer Zuschauerkreise geweckt. Im Hause Böcklins war es selbstverständlich, daß der Spieler sich von jeher selber seine Figuren schnitzte oder knetete. Im Laufe der Jahre haben sich daraus Typen entwickelt, die alle wesentlichen Züge mit den von jedem Kasperletheater her bekannten Gestalten gemein haben, aber in der Überzeugungskraft der stark unterstreichenden Charakteristik und der geradezu köstlichen Gewandung ganz für sich stehen.



Der Vogel ist gefangen



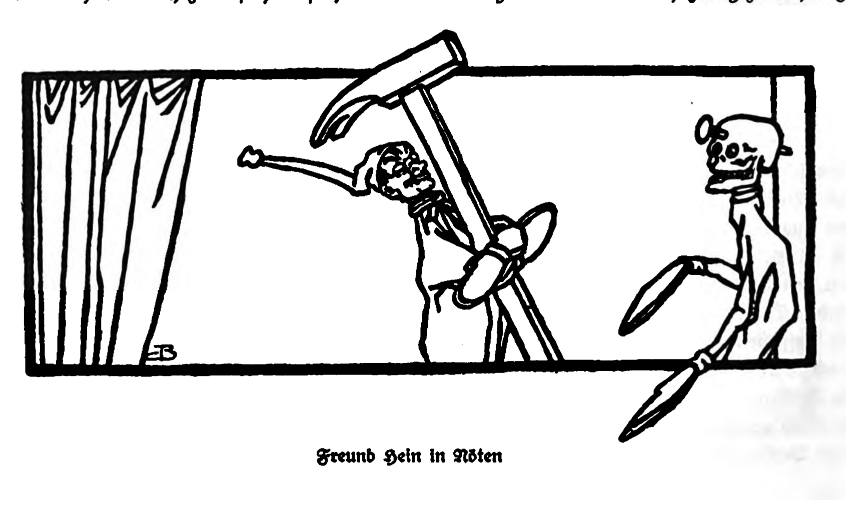
Carlo selbst ist eine in beneidenswerter Weise von allem Literarischen oder gar Literarhistorischen unbelastete Natur. Gerade darum ist es ihm nicht schwergefallen, das italienische und deutsche Kasperlespiel, die ja übrigens beide dieselben Urahnen haben, zu verschmelzen und aus den Elementen der allbekannten Kasperlstücke neue Geschichten zu bilden. Er hält sich da glücklich von aller Zeitsatire fern, nutzt aber in reichem Maße die Elemente des ihm von den Eltern wie von seinem Lebensaufenthalte her vertrauten schweizerischen und italienischen Volkshumors. Er selber spielte seine Stücke damals italienisch. Bei den oben erwähnten Aufführungen in Berlin und Halle zeigte er, daß er es auch in deutscher Sprache vermochte. Doch ist es hier sicher von Vorteil, daß eine langjährige deutsche Besucherin der Kasperlspiele im Böcklinschen Hause, Beate Bonus, die deutsche Fassung endgültig gestaltet hat. Um es gleich vorauszuschicken: die Bearbeitung ist sehr geschickt. Es handelt sich hier um eine wirkliche Verdeutschung, der nirgendwo auch nur das geringste von Übersetzung anzumerken ist.



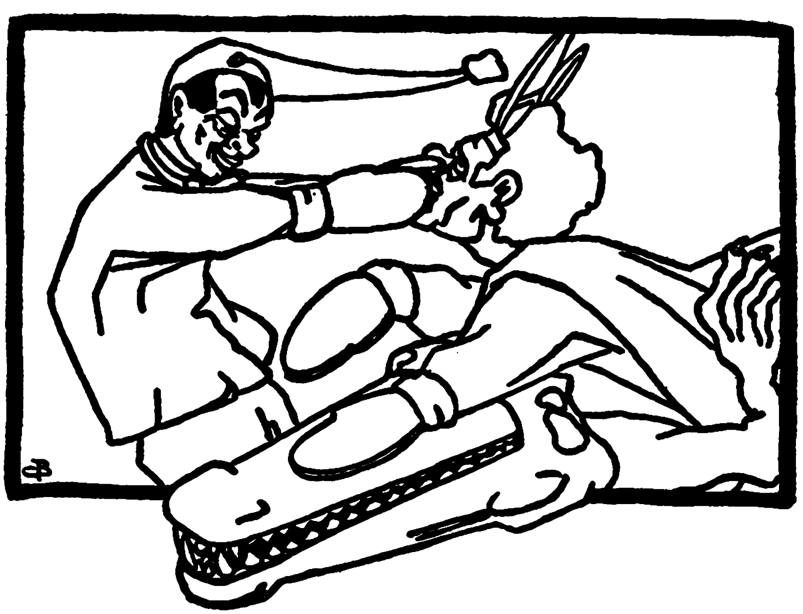
Freund Hein will die Großmutter holen

Wenn nun Kasperl samt seinen Genossen gleich in seiner plastischen Gestalt mit seinem ganzen, zwar nicht großen Theaterhäuschen bei uns angezogen wäre und Einlaß gesucht hätte, würde er wahrscheinlich recht viele verschlossene Türen finden. Aber da er ein rechter Schlauberger ist, hat er sich ein Gewand gewählt, in dem er überall hineinschlüpfen kann. Kasperl kommt als Bilderbuch. Er kennt die Kinder viel zu genau, um nicht zu wissen, daß es für ihn gar kein besseres Mittel gibt, zu seiner körperlichen Gestalt zu gelangen, als wenn er den Kindern aus dem Bilderbuch vertraut wird. Denn der Theaterspieltrieb liegt ja in allen Kindern, und sie stellen mit besonderer Vorliebe das dar, was sie in ihren Bilderbüchern gesehen und gelesen haben. Wenn sie das schon bei den Märchen tun, die so ganz episch sind, wieviel eher dort, wo der Text eigentlich bereits dramatisch ist, wo die auftretenden Gestalten eben Typen sind.

Der Verlag Gebauer-Schwetschke zu Halle a. S. hat zunächst vier dieser Kasperl-Bilderbücher vorgesehen. 1. Der hohle Zahn. 2. Freund Hein. 3. Der Schatz. 4. Der Höllenkasten. Jedes kostet *M* 1.25. — Die drei ersten dieser Bücher liegen mir vor. Es sind große Quarthefte, in Aufmachung, Druck und Papier gleich vortrefflich ausgestattet. Der Umschlag enthält in launigen Versen die Anleitung zum Kasperlspielen, dann kommt ein großes farbiges Deckelblatt und nun mit farbigen Bildern auf jeder Seite der als Drama, aber in ganz eigenartiger typographischer Anordnung gedruckte Text. Unsere Abbildungen sind Verkleinerungen der Umrißzeichnungen der in leuchtenden Farben gehaltenen Bilder. Man sehe zunächst den grimmigen Räuber Balthasar, den leidenden Helden im „Hohlen Zahn", der sich mit geheuchelten Zahnschmerzen erst ins Haus von Kasperls Großmutter einschleicht und die mildherzige Frau, die ihm ein Heilmittel holen will, zu bestehlen sucht. Aber die Großmutter kommt rechtzeitig zurück, riegelt



Freund Hein in Nöten



Kasperle besiegt den Wilden

die Tür von außen zu, und nun hat Kasperl leichtes Spiel. Wie ein Vogel im Käfig sitzt Bathasar gefangen, und der tapfere Kasperl schleppt ihn mitsamt dem Haus in des Königs Gefängnis.

Fast noch schlimmer ergeht es dem Freund Hein, der sich einfallen ließ, Kasperls treffliche Großmutter Kunigunde holen zu wollen. Wozu hat der Tod einen Nagel im Kopf? Kasperl hämmert ihn damit an den Türpfosten und läßt ihn nur wieder frei auf das Versprechen hin, die Großmutter in Ruhe zu lassen.

Ein ganz furchtbarer Geselle ist der grimmige Menschenfresser in Afrika, der den großen Schatz besitzt, den Kasperl sich zu gewinnen strebt. Denn er hat auch ein ganz erschreckliches Krokodil in seinen Diensten, das ihm den Schatz bewacht. Aber Kasperl findet auch dagegen Rat. Das Untier und der Unmensch müssen sterben, und er zieht mit der reichen Beute nach Hause.

Man braucht nun weiter nichts zu tun, als diese Bilderbücher in die Kinderstube zu bringen. Für den Rest sorgen die Kleinen von selbst. Damit sie nun zur Verwirklichung ihrer Spielfreude nicht allzuviel Hindernisse zu überwinden brauchen, hat der genannte Verlag auch die Figuren nach den Modellen Carlo Böcklins hergestellt. Wirklich ganz ausgezeichnete Arbeiten, die leicht handlich sind. Der billige Preis von durchschnittlich ℳ 1.50 ermöglicht überall die Anschaffung, so daß Kasperl mit seinem gesunden, derben Humor und seiner ausgelassenen Lustigkeit in unseren Häusern wieder Einkehr halten kann. Er wird da als guter Lehrmeister wirken für die Kleinen und für die Großen. Denn die Kinder werden sich ja nicht ängstlich an die Texte im Buche halten, und gerade Kasperl wird, wie er es ja schon vor Jahrhunderten getan, bald der Wortführer der heimlichsten Gedanken der Kinder über ihre Umwelt sein. Solch eine Kritik aus Kindermund über die Großen kann nur gut tun. Einst hat sich durch den Mund des Kasperl der Bauer aufgelehnt gegen die Lebensmächte, die ihn bedrängten, die ihn knechten wollten. Auch die Kinder werden von ihren großen Erziehern vielfach bedrängt; und wenn es auch im besten Sinne geschieht, eine Last bleibt's doch. Durch das Spiel zu erfahren, wie das Kind das alles empfindet, bedeutet sicher einen Gewinn. Karl Storck



Der Gegenprotest

Er konnte natürlich nicht ausbleiben: 1. weil der Fall in Deutschland spielt, wo ein jedes Ding, zumal wenn es eine rein praktische Frage ist, theoretisch durchgekäut und wiedergekäut werden muß; 2. nochmals, weil der Fall in Deutschand spielt, allwo kein Hahn danach kräht, wenn das eigene nationale Empfinden aufs schwerste getroffen wird, wo dagegen eine geradezu altjüngferliche Zimperlichkeit jedes Berühren fremdländischer Empfindlichkeit durch verdoppelte Unterwürfigkeit wettmachen möchte; 3. weil jene, die sich besonders stark getroffen fühlten, das nachfühlbare Bedürfnis der Rechtfertigung hatten; 4. endlich weil, wie an dieser Stelle bereits ausgeführt worden, der von Karl Vinnen eingeleitete Künstlerprotest nicht klar und offenherzig genug abgefaßt war.

Es gibt sicher eine starke innere Not des deutschen Künstlers. Sie haben allesamt schwer zu tun gehabt in ihrem Vaterlande mit dem Publikum, der Kunstkritik, den Kunsthändlern und einem großen Teile der Künstlerschaft, — jene deutschen Künstler nämlich, deren Werke uns als die deutschen erscheinen. Gewiß gibt es auch in der bildenden Kunst das Deutsche. Es wäre ein Unglück, es wäre aber auch unbegreiflich, wenn es nicht vorhanden wäre. Aber während der Franzose mit Entzücken alles Gallizistische feststellt, der Italiener — und nicht nur die Prätenziösen um d'Annuncio, sondern auch universal gebildete Männer wie Carducci — mit wahrer Entdeckerfreude jeder Äußerung der klassischen Überlieferung romanischer Kultur nachspürt, während der Brite mit dankbarem Empfinden alle Kundgebungen seiner Nationalität aufnimmt, von den jüngeren slavischen, mehr im Zustande angrifflicher Betonung befindlichen Kulturvölkern ganz zu schweigen, — wird es uns Deutschen zum mindesten als Rückständigkeit, wenn nicht als Boshaftigkeit ausgelegt, wenn wir das Deutsche als besonderen Kulturwert betonen. Diese Leute — und sie bilden offenbar in der Presse wie in der Künstlerschaft fast die Mehrheit — glauben glänzend alle Angriffe abgeschlagen zu haben, wenn sie halbwegs nachweisen, daß sie das Deutsche nicht wesentlich oder doch nicht grundsätzlich für schlechter halten, als das Ausländische. Daß man dann aus Höflichkeit das Ausländische immer noch besser behandeln müsse, ist ihnen selbstverständlich.

Jedem Kenner unserer Entwicklungsgeschichte sind die Ursachen unserer betrüblichen Fremdländerei durchaus klar. Aber unverständlich ist es gerade aus dieser Kenntnis der Fremde heraus, daß es immer noch so viele Leute gibt, die daran glauben, daß wir durch unsere allzu empfängliche Art gegen fremdes Wesen gefördert würden. Unsere gesamte Künstlergeschichte zeigt, wie alle unsere Künstler, die die deutsche Kultur wirklich gefördert haben, unter der Ausländerei gelitten haben: einmal infolge der ihnen dadurch entzogenen Teilnahme, sodann durch die Notwendigkeit, ein wesentliches Teil ihrer Kräfte der Bekämpfung und Überwindung des Fremden zu opfern, das sonst rein positivem Schaffen hätte gewidmet werden können. Auf der andern Seite zeigen gerade die in diesem Falle so viel bewunderten Franzosen, daß sogar eine gewisse nationale Enge künstlerisch noch fruchtbarer ist, als die uns gepredigte Weitherzigkeit. Zur gleichen Zeit, wie dieser Protest, machen Hurets Äußerungen über deutsche Kunst den Rundgang durch die Presse. Gewiß, Huret ist keine Geistesleuchte, aber was er sagt, ist der allgemein gültige Ausdruck der französischen Volks- und Künstlermeinung über deutsche Kunst und Kultur. Gelegentliche huldvolle Höflichkeitsphrasen in Fällen, wo wir wieder einmal etliche französische Gäste zur Eröffnung einer französischen Ausstellung auf deutschem Boden demütig begrüßen dürfen, ändern an dieser Tatsache nichts. Glaubt man nun wirklich im Ernste, daß, wenn Frankreich von unserm Kunstschaffen so durchaus niedrig denkt, jegliche Ahnung eines Verständnisses für unsere Art den Franzosen abgeht, daß dann wir so viel von Frankreich bekommen können? Das ist ja ein hanebüchener Unsinn. Die Wesensart der beiden Völker ist so grundverschieden, daß sie einander in ihrem Besten überhaupt nicht verstehen, geschweige denn da einen Austausch vollziehen können. Wer, wie ich, auf der Grenzscheide der beiden Völker aufgewachsen

ist, hüben und drüben Blutsverwandte hat, dauernden Verkehr in beiden Ländern unterhält, kann da schließlich ein Wort mitreden. Alle Tatsachen kann ich jedenfalls für meine Überzeugung als Beweise nutzen. Wenn unsere Leute wenigstens das Wort „Austausch“ in ihren Ausführungen streichen und dafür „Übernahme“ setzen wollten! Denn was tauschen sie denn aus? Die Franzosen haben ja nie etwas von ihnen gewollt und wollen auch jetzt nichts Deutsches „eintauschen“.

Doch ich wollte mich ja nicht in diese Erörterungen hineindrängen lassen. Diese innere Not des „deutschen“ Künstlers liegt so tief und ist ein so altvererbtes Übel, daß ihr in der Tat so leicht nicht beizukommen ist. Hier stehen die tiefsten Weltanschauungsprobleme in Wirksamkeit; da ist mit Protesten und Gegenschriften nichts auszurichten. Man kann es da sehr gut dem alten Thoma nachfühlen, dessen Ausführungen in den Gegenprotest der „süddeutschen Monatshefte“ hineingeraten sind, während sie ebensogut in Vinnens Schrift hätten stehen können, wenn er sagt: „Ich habe jahrzehntelang in aller Heimlichkeit deutsche Kunst getrieben, tue dies wohl auch jetzt noch heimlich und kann, immer noch ein wenig verschüchtert, mich jetzt nicht entschließen, in diesem Kampf mitzutun; man möchte vielleicht sagen: Was will denn der? Wenn ich jetzt noch die paar Jahre, die mir vielleicht vergönnt sind, heimlich deutsche Kunst weiter treibe, so tue ich vielleicht auch etwas für das Deutschtum. Ich wünsche den Protestlern aufrichtig allen Erfolg. — — — Ferner habe ich ein wenig Angst vor dem Staub, der durch diese Frage aufgewirbelt wird. Staub ist Chaos, und das Chaos der Kunstmeinungen ist schon groß genug, man weiß auch nie, wie solcher Staub bei uns in Deutschland sich kristallisiert.“

Der kluge Alte hat recht behalten: „man weiß nie, wie sich solcher Staub bei uns in Deutschland kristallisiert“. Über einige dieser Kristalle, wie sie um seine Zuschrift herum glänzen, wird er sich baß gewundert haben. So über Trübners ganz seltsam berührenden Kanossagang, am meisten aber über den immer wiederkehrenden Vorwurf, daß Vinnens Schrift nichts Wesentliches enthalte. Ja, wo steckt denn der greifbare Inhalt dieser Gegenproteste? Die Ausdrucksweise ist auf beiden Seiten so unbestimmt und verklausuliert, die Dinge werden so wenig klar benannt, daß, wenn man nach Streichung der polemischen Namensnennungen alle Ausführungen durcheinandermengte wie ein Kartenspiel, es recht schwer fallen sollte, sie nach Protest und Gegenprotest wieder auseinander zu scheiden. Das kommt daher, daß der Mut fehlt, offen zu sagen, daß die Künstler hüben und drüben zu dem ganzen Vorgehen nicht durch ideale, sondern lediglich durch materielle Beweggründe bewogen worden sind. Weil man sich in Künstlerkreisen immer noch „schämt“, diese Dinge ruhig und sachlich zu erörtern, hat man ja auch jetzt in diesem Künstlerprotest die rein materiellen Fragen durch Gerede über die Heiligkeit, die Größe, die Unrealität der Kunst usw. verbrämt und damit das Ganze auf ein falsches Geleise geschoben und also auch am Ziele vorbei gelenkt. Wenn aber die Gegenprotestler nun ihrerseits tun, als ob sie über alles Materielle erhaben seien und es ganz in der Ordnung fänden, daß Deutschland für die Bildereinfuhr so viel mehr ausgebe als für die Ausfuhr, so ist das eitel Spiegelfechterei. Die wenigen, die sich bei der Lage gut stehen, haben ja gut reden. Im allgemeinen klingt, was hier geschrieben steht, wesentlich anders, als was in privatem Gespräch frei von der Leber weg geredet wird.

Auch für die Kunsthändlerfrage gilt dieser Unterschied. Warum getraut sich kein Künstler, hier in verantwortlicher Öffentlichkeit die Behauptungen zu wiederholen, die sonst in diesen Kreisen so gang und gäbe sind: daß nämlich Kunsthändler oder auch Kunsthändlerringe gewisse Bildervorräte systematisch zu Spottpreisen aufkauften und sobald sie sich im Besitze des Materials sähen, dafür sorgten, daß diese Ware in Mode komme. So plump, wie es hier gesagt ist, geht das ja natürlich nicht. Man braucht auch nicht an „Käuflichkeit“ von Kunstschriftstellern oder ähnliches zu glauben. Die Mittel sind viel feiner, die Wege verwickelter, auf denen die Beziehungen zwischen Kunstkaufmann und Kunstschriftsteller zustande kommen. Aber vorhanden sind diese Beziehungen. Und noch ein Merkwürdiges! Während hier von den

schreibenden Künstlern gemahnt wird: „Künstler, arbeite und rede nicht noch schreibe!“ haben in den letzten Jahren so oft Maler für die Ausstellungen fremder Kunst die Feder geführt; wie sehr z. B. für den großen Manet-Umzug vor zwei Jahren, der doch das Gepräge einer kapitalistischen Unternehmung so deutlich an der Stirne trug! Man stelle sich doch jetzt nicht so an, als ob man von diesem Kapitalismus und Börsenwesen in der Kunst nichts wisse! Die El-Greco-Mache ist schon vor fünf Jahren von der „Neuen Freien Presse“ in Wien vorausgesagt worden, und zwar lediglich auf Grund der Tatsache, daß gewisse Kunsthändler auf einmal das damals wertlose Greco-Papier heimlich zusammenkauften. Nun, die Hausse ist richtig eingetroffen und ist doch wesentlich mit Hilfe der Kunstschreiberei zustande gekommen. Und unsere Museumsdirektoren geben sich doch auch alle Mühe, just jetzt, wo das Papier am höchsten steht, es zu kaufen!

Wie es die Museumsdirektoren und gewisse Kunstschriftsteller fertig bringen, sich aus der Tatsache, daß sie mit ihren „Entdeckungen“ hinter den Kunstkaufleuten einherhinken, ein „Verdienst“ herausrechnen, das wäre eine ergötzliche Spiegelfechterei, wenn das Ergebnis nicht so traurig wäre. Aber es ist doch zu gelungen, wenn ein Museumsdirektor gepriesen wird, daß er ein Bild für 50000 Mark kauft, das er zwei, drei Jahre vorher für 5000 Mark hätte haben können, wenn er ebensoviel „Witterung“ für Zukunfswerte gehabt hätte, wie die Kunsthändler. Es gibt doch hier nur zwei Möglichkeiten: entweder sind die Kunsthändler viel bessere Kunstkenner, als die Museumsdirektoren und die „entdeckenden“ Schriftsteller; oder die Kunsthändler verstehen es und haben die Mittel, neue Kunstwertungen hervorzurufen, auf die dann jene „wissenschaftlichen Größen“ hereinfallen.

Ich bin weit davon entfernt, den Kunsthändlern aus alledem einen Vorwurf zu machen; nur mute man einem nachher nicht zu, daß man die Händler gar noch als Tempeldiener feiern soll. Sehr richtig sagt Albert Lang, der auch unter den Gegenprotestlern steht, während seine Ausführungen in Vinnens Schrift durchaus am Platze gewesen wären: „Wenn ein Geschäftsmann mit der Ausländerei als mit einer deutschen Schwäche rechnet, so handelt er eben als kluger Geschäftsmann — und damit kommen wir auf den springenden Punkt: Die Kunsthändler sind und müssen in erster Linie Geschäftsleute sein. Die ganze Sache ist Angelegenheit des Kunsthandels, und nur von ihm könnte vielleicht Wandel geschaffen werden. Wenn ein Teil unserer Kunsthändler mit demselben Eifer tüchtige deutsche Leistungen — und daran haben wir keinen Mangel — ins rechte Licht setzen wollte, mit dem sie manchmal minderwertigen Pariser Atelier-Kehricht als Offenbarungen einer neuen Zeit ausposaunen (wer denkt dabei nicht an Böcklins launiges Wort: ‚Nichts können ist noch keine neue Richtung‘), so geschähe damit nicht nur den deutschen Künstlern ihr Recht, sondern der wirtschaftliche Vorteil käme auch der Allgemeinheit zugut, wenn die gewaltigen Summen, die jetzt ins Ausland wandern, im eigenen Land in Umlauf gesetzt würden.“

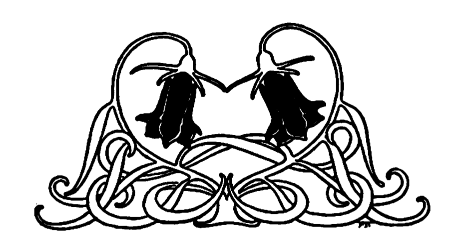
Wenn dagegen Lang dann fortfährt: „Ob aber durch einen Protest der deutschen Künstler sich der Kunsthandel in seinem Gebaren oder gar unser Publikum in seiner Vorliebe für das Ausländische irgend wird beeinflussen lassen, ist mehr als fraglich. Paris gilt nun einmal als der Sitz des guten Geschmacks, und die meisten Menschen halten die Kunst auch nur für Geschmackssache, daher auch der Parallelismus der Erscheinungen zwischen Mode und Kunst“, so ist dem entgegenzuhalten, daß zu einem solchen Pessimismus kein Grund vorhanden ist. Freilich ein Künstlerprotest wird keine Wirkung aufs deutsche Volk ausüben, wenn sofort ein großer Teil der deutschen Künstler und der deutschen Presse der „bedrohten“ Auslandskunst beispringt und im Übereifer diese fremde Kunst dann über den Klee lobt, die Deutschen aber, die für das Nationale kämpfen, als beschränkt hinstellt oder gar in ihren Beweggründen verdächtigt. Da kann aus solchem Künstlergezänk nur Schaden erwachsen. Wenn dagegen alle berufenen Kräfte sich zum Kampfe gegen alle falsche Ausländerei verbinden würden, so läge der Fall gerade auf künstlerischem Gebiete ganz anders. Es sind nur ganz verschwindend kleine Kreise des deutschen Volkes, denen die jetzt schon halbmodisch als „klassisch“ gepriesene moderne

französische Kunst wirklich gefällt. Im allgemeinen weiß der Deutsche mit dieser Kunst nichts anzufangen, weil sie ihm nichts gibt, weil sie fremd ist. Ich weiß, wieviel in allem Kunstleben Getue und Heuchelei ist. Aber die Tatsache, daß es trotz aller Kunstschreiberei nicht gelungen ist und nie gelingen wird, im deutschen Volke ein ähnliches Verhältnis der Liebe für Manet und Genossen zu schaffen, wie es z. B. für Böcklin vorhanden ist, wirkt beredt genug. „Interessant" ist kein Lebenswert!

Gerade in der Kunst schaut unser Volk ganz und gar nicht nach Paris. Das neue deutsche Kunstgewerbe hat sich sogar gegen die französische Mode durchgesetzt und gewinnt immer weitere Kreise, trotzdem die Franzosen als gute Rechner nicht müde werden, seine „Barbarei" zu verhöhnen!

Eins freilich wird dann auch noch durchgesetzt, das heißt geklärt werden müssen, was jetzt, zumeist wegen der Künstlerhändel, verworren ist. Der Begriff deutsche Kunst deckt sich für viele Kreise mit jener Kunst, wie sie — um es kurz zu sagen — unser Kaiser begünstigt. Dabei ist es sehr lehrreich, daß z. B. die Anton Werner und Genossen im Verhältnis zu Feuerbach und Böcklin eigentlich die Französlinge waren.

Es soll gar nicht geleugnet werden, daß der Begriff „deutsch" viel mißbraucht wird, um die Wasser zu trüben, wobei dann Unberufene fischen können. Aber beweist das etwas gegen die Höhe und Schönheit des Deutschtums? Berechtigt es dazu, dieses Deutsche darum zu verketzern? Entbindet es von der Pflicht, alle Kräfte für seine Stärkung aufzubieten? Nein, und tausendmal nein! Es ist unwahr, daß die Kunst in diesem hohen Sinne mit Nationalität nichts zu tun hat. Denn diese Nationalität ist das Wesen des Volkstums; dieses aber ist eine der gewaltigsten Kräfte des Menschentums. Soweit die Kunst Technik ist, mag sie international sein! Wo sie aber die edelste Blüte schönen Menschentums ist, da muß sie mit Volkstum verbunden sein. Das leugnet ja auch niemand. Niemand bestreitet auch, daß in der genannten französischen Kunst starke Kräfte des Franzosentums lebendig geworden sind. Wir können das schätzen und bis zu einem gewissen Grade es uns heranholen. Aber sobald wir dagegen auch nur ein Quentchen unseres Volkstums preisgeben, werden wir die Geschädigten sein. **Karl Storck**





Volkslied und Gassenlied

Von Dr. Karl Storck

Ich lebe nun wieder mitten in einer Bauernlandschaft, die kaum ein größeres Dorf, geschweige denn eine Stadt kennt. Wenige Tage genügen, um mich ganz heimisch zu machen, während es mir nach jahrelangem Aufenthalt nicht gelingt, für die moderne Großstadt Heimatsgefühl zu haben. Sicher spielen da Herkunft und persönliche Anlage mit; aber wenn ich auch bei Alteingesessenen alter Städte oft einen stark ausgebildeten Ortsstolz gefunden habe, wahres Heimatgefühl war auch bei ihnen gebunden an eine enge Gasse, einen winkeligen Platz oder an eine charakteristische Naturerscheinung in der Nähe. In den modernen Großstädten entwickelt sich ein Ähnliches nicht; einmal weil diese charakteristische Sonderart der nur Wenigen gehörigen Einzelheit fehlt — alles liegt möglichst offen und frei für den Verkehr —; sodann weil die Gleichförmigkeit der Inneneinrichtung des modernen Hauses in Verbindung mit der „Zieh"-Luft die erste Vorbedingung alles Heimatgefühls — das Empfinden vom Vaterhaus — unmöglich macht.

Dieses Heimatgefühl ist die Vorbedingung aller echten Volkspoesie und -musik, ist also vor allem die Vorbedingung des Volksliedes. Allenfalls kann noch ein sehr ausgeprägtes und charakteristisches Standesbewußtsein oder ein großes Erleben jene gemeinsame Grundlage des Empfindens und Fühlens, aber auch jene gemeinsame Anschauungsweise der Innen- und Außenwelt schaffen, aus der allein eine nach ihrem ganzen Wesen gemeinsame Empfindungskunst erblühen kann. Dieses Allen-gehören — weil es aus jedem einzelnen heraus gewachsen sein kann — ist das Wesentliche aller Volkskunst. Das Volkslied ist volklich, nicht persönlich. Gewiß ist es oft aus einem persönlichen Erlebnis des Dichters herausgewachsen. Aber der hat aus einer Art Schamgefühl alle nur ihm allein gehörenden Begleitumstände weggelassen und dafür jene allgemeine Redeweise eingeführt, die das Volk überhaupt so liebt. Auch heute noch bewegen sich z. B. die Neckgespräche in solchen allgemeinen Anspielungen, sprichwortartigen Wendungen,

daß der Fremde oft verwundert ist, wenn er plötzlich gewahren muß, wie das in „Redensarten" geführte Gespräch so persönlich zugespitzt war, daß es in Handgreiflichkeiten ausgehen kann. Die Erscheinung des Schnadahüpfls beruht auch auf dieser Tatsache.

Es handelt sich also hierbei nicht um jene Erhöhung ins Typische, die der Kunstdichter in seinen erhabensten Gebilden vollzieht, und die die denkbar stärkste Persönlichkeitsoffenbarung ist, weil sie dieses Persönliche so ins Ungeheure steigert, daß es alles Gleichgeartete in der Gesamtheit umfaßt. Es handelt sich beim Volkslied eher um eine Verminderung des persönlichen Erlebnisses, die eine künstlerische Abschwächung bedeuten würde, träte nicht die Zauberkraft des sozialen Fühlens ein. Dieses Sozialgefühl in der Kunst ist von weitreichendster Kraft, wie jeder beim Choralgesang einer Massenversammlung, bei den oft leierartigen Prozessionsgesängen, bei der Bedeutung an sich schwacher Revolutionslieder usw. erfahren kann. Deshalb wirken auch in dieser Volkskunst formelhafte Elemente, durch die alte Kunstpoesie entstellt wird, als Verstärkung.

Wir brauchen nur unser altes deutsches Volkslied anzusehen, um überall die Bestätigung dieser Behauptungen zu finden. An die ungeheuren Ereignisse der Kreuzzüge und der Geißlerfahrten, bei denen Tausende von Herzen im Gleichtakt derselben überwältigenden Empfindungen schlugen, knüpfen die ersten unserer erhaltenen Volkslieder. Die Art, wie Neithart von Reuenthal der ritterlichen Hofpoesie ein aus den (allerdings parodierten) Elementen der Bauernlyrik genährtes „dörperliches" Singen entgegenstellen konnte, beweist, daß der neben dem Rittertum allein volklich ausgebildete Stand der Bauern damals bereits ein Volkslied besaß. Aber auch später sind die Städte trotz des glänzend ausgebildeten Bürgertums nur verhältnismäßig schwach am Volkslied beteiligt. Denn die Handwerks- und Fuhrmannslieder muß man, wie die Landsknechtslieder, der Standespoesie zurechnen. Den Städten fehlt eben die Urkraft aller wahren Poesie: der Zusammenhang mit der Natur. Den Städtern gelingt darum eher alle gesellige und öffentliche Kunst: in der Poesie der erzählte oder dramatisierte Schwank und die Satire, vor allem aber Architektur und Kunstgewerbe. Jene zarten Volkslieder, deren innige Schönheit uns heute noch ergreift, deren sinnige Bilder uns heute noch überzeugen, deren elementares Empfinden uns heute noch durch seine schlichte Größe überwältigt, sind Landgewächs, Bauerngut.

Das Gedeihen des Volksliedes hängt darum aufs engste mit dem des Bauernstandes zusammen. Dabei ist weniger an soziales oder gar materielles Gedeihen zu denken, als an das geistige und seelische. Das deutsche Bauerntum erlitt, nachdem es in den Bauernkriegen durch das Hinschlachten ungezählter Tausender geschwächt worden, eine fast völlige Vernichtung durch den Dreißigjährigen Krieg. Der kümmerliche Rest der ländlichen Bewohnerschaft sah sich äußerlich in den Zustand von Tieren versetzt; von den ländlichen Bildungsstätten, den Klöstern zumal, waren schier alle verwüstet. Auch die kleinen Kulturzentren, die mit den Ritterburgen überall im Lande herumgestreut waren, lagen verwüstet. Ihre Bewohner waren in die Städte gezogen oder hatten sich Stellungen im Beamtentum der Höfe oder beim neuartig entwickelten Soldatenstand gesucht. Man übersieht zu leicht, welche unschätz-

bare Fülle schöneren und reicheren Lebens das deutsche Landvolk im späteren Mittelalter und noch über die Reformation hinaus mit dem Ritter- und Klosterstande, die beide durchaus im flachen Lande wurzelten, mitgenoß.

Die neuere Kultur ist in allem städtisch. Alle die großen neuen Erfindungen begünstigten diese Entwicklung. Die Buchdruckerkunst setzte städtische Verhältnisse voraus; das Schießpulver machte die bisherige Verteidigung auf den Burgen und in geringer Mannschaft zunichte. Die Kirche machte diese Entwicklung mit: die neu gegründeten Orden der Franziskaner und Dominikaner waren städtisch. Gleichzeitig entwickelte sich das Hofwesen zur Residenz, womit auch der Adel seinen städtischen Mittelpunkt erhielt; das Land war von jetzt ab für diese Kreise nur „Besitz“, die Landbewohner auszunutzende Arbeiter, die einem mit dem „Leib eigen“ waren, und deren seelische Bedürfnisse möglichst hintangehalten wurden, weil durch sie zuerst auch die höheren Ansprüche ans materielle Leben geweckt worden wären.

So ist seit dem Dreißigjährigen Kriege in steigendem Maße die deutsche Lebenskultur städtisch geworden. Die Begriffe der Wohlhabenheit, Vornehmheit, Bildung und der Genußmöglichkeiten des Lebens verbanden sich für das Landvolk immer mehr mit der Stadt. Die Beschränkung der Freizügigkeit der Landbewohner war von jeher ein Mittel gegen die Flucht in die Städte, deren innerste Ursache überall weniger die Hoffnung auf ein besseres materielles Fortkommen ist, als die Erwartung, an der Genußtafel des Lebens einen besseren Platz zu bekommen. Daß daneben auch wieder ein selbstbewußter und stolzer, ja hochmütiger Bauernstand aufkam, sei nicht übersehen. Aber dieser suchte sein Übergewicht gegen die ärmeren Standesgenossen in einem gewissen Herrentum, das gerade für die Schönheitskultur des Lebens sich von den Errungenschaften des städtischen Bürgertums nährte.

Nach meinem Gefühl hat sich das alles im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr nach dieser Richtung weiter entwickelt. Alles, aber auch alles trägt dazu bei, dem städtischen Leben und Empfinden auch auf dem Lande das Übergewicht zu verschaffen.

Wichtiger, als das auf dem steten Anwachsen der Industrie auch auf dem flachen Lande beruhende materielle Übergewicht des Städtetums, ist für unseren Fall das geistige. Es ist naturgemäß, daß alle höheren Schulen an größeren Orten untergebracht sind. Abgesehen von der Bedeutung der Umwelt hängt damit auch zusammen, daß auf diese Weise die Bewohner der Städte viel eher in den Besitz der höheren Bildung gelangen. Für das Landkind ist das Studium, sobald es über die Volksschule hinausgeht, nicht nur viel mühseliger, sondern auch viel kostspieliger. Daher kann das Land bei weitem nicht die seiner Volkszahl entsprechende Beteiligung für die gebildeten Berufe aufbringen. Diese bestehen also zumeist aus Städtern; der Begriff „Stadt“ darf in der Hinsicht ruhig auf die größeren Landflecken, die immer ein gut Teil „Herren“-Bevölkerung haben, ausgedehnt werden. So werden Städter zu den Lehrmeistern, Vorgesetzten und Vorbildern des Landvolks als Lehrer, Pfarrer, Juristen, Ärzte, Beamte. Es ist nicht zu verwundern, daß alle diese Leute in einem gewissen Gegensatz zum Landvolk empfinden. Für den katholischen Pfarrerstand war das bis vor kurzem anders. Der kam vorwiegend

aus dem Bauerntum und hatte eine Vorliebe für dasselbe. Die große sozialdemokratische Bewegung hat aber unter Leo XIII. dahin geführt, daß die Erziehung der katholischen Theologen die Arbeiterfrage so in den Vordergrund rückt, daß heute auch die katholische Geistlichkeit rein ländlicher Gegenden durch die an sich ja gewiß wertvolle soziale Organisation der Bauernschaft dieser immer mehr von ihrem ursprünglichen Charakter wegnimmt. So überwiegt auch in den Lehrbüchern der ländlichen Volksschulen der städtische Geist. Städtisch ist aber auch alles andere, was an Bildungskräften aufs Land kommt: städtisch ist die ganze Presse, selbst die agrarische; städtisch ist die ganze Kunst. Städtischen Geistes voll sind selbst die Organisationen zur Hebung der Kunstpflege auf dem Lande, wo nicht gar manches, wie vielfach die Pflege der Bauernkunst, halbwegs Ästhetenkram ist. Aber aus der Tatsache, daß auch die aus genauester Kenntnis des Landvolks und wärmster Liebe zu ihm entstandenen derartigen Unternehmungen z. B. für Bauernkunst der Rentabilität wegen eine städtische industrielle Einrichtung erhalten mußten, erkennen wir, daß hier ein völliger Wandel aller Grundbedingungen des Daseins eingetreten ist.

Es wäre darum auch töricht, sich in unfruchtbaren Klagen über diese Erscheinungen zu ergehen, die im Volksleben mit derselben Notwendigkeit sich vollziehen, wie der Wandel der Jahreszeiten in der Natur. Töricht wäre es auch, eine Abänderung, die wir wohl Besserung nennen möchten, zu erwarten von mehr platonischen Maßnahmen aus ästhetischen Gründen; töricht, hier einen Konservativismus durchsetzen zu wollen, der auf keinem Lebensgebiete möglich ist; töricht, Haß zu pflanzen zwischen den verschiedenen Volksteilen.

Die Arbeit muß hier viel weitsichtiger einsetzen und mit weitschauender Geduld durchgeführt werden.

Da die Städte bei den gegebenen Verhältnissen die Ausstrahlungspunkte für Kultur und Kunst bleiben werden, muß danach getrachtet werden, den Kunstgehalt dieser Sammelbecken zu verbessern. Wenn die städtische Kunst und Kultur gut sind, so braucht ihre Verbreitung auf das Land nicht beklagt zu werden. Gewiß wird auch dann noch ein gewisser Gegensatz gegen das Ländliche vorhanden sein; oder genauer ein großer Teil des ländlichen Lebens wird in dieser von den Städten ausgestrahlten Kunst nicht zum Ausdruck kommen. Aber einmal dürfen wir auf die sieghafte Kraft aller guten Kunst vertrauen. Wie jetzt die von den Städten bezogene Afterkunst auf dem Lande jeden Trieb zu eigener Kunsttätigkeit ertötet, so wird gute Kunst auf alles ihr Verwandte befruchtend wirken. Dann aber hat in der großen Wellenbewegung der Entwicklung die städtische Selbstgenügsamkeit wieder einmal ihren Berg überstiegen; eine große Sehnsucht nach Natur erfüllt alle Kreise, auch die des für unsere Absichten besonders wichtigen vierten Standes. In ganz anderem Maße, als früher, strebt die städtische Arbeiterbevölkerung in allen freien Stunden nach der Natur draußen; viel mehr, als ehedem, sucht sie die in ihrer Bescheidenheit oft geradezu rührenden Möglichkeiten zu ländlicher, man kann auch sagen landwirtschaftlicher Betätigung. Die um alle Städte sich ausdehnenden Laubenkolonien, für die die Arbeiter verhältnismäßig sehr große Opfer an Geld, Zeit und Mühe aufbringen, sind für mich eine der trostvollsten Erscheinungen unseres sozialen Lebens.

Nicht minder schön und zur besten Zuversicht ermutigend ist die Tatsache, daß die Arbeiterbevölkerung für gute Kunst sehr zugänglich, ja vielfach von einem wahren Hunger danach erfüllt ist. Wenn heute die Arbeiterschaft vielfach als ein Hort der Schundkunst erscheint, so ist das nur die Folge der unleugbaren Tatsache, daß man eben jahrzehntelang hier alles hat gehen lassen, bis die allgemeine Verwilderung einriß. Zielsichere, ruhige und allumfassende Arbeit wird hier reiche Früchte ernten. Und wenn erst die Sozialdemokratie dahin gelangt ist, die Kunst nicht nur in Worten, sondern in der Tat als „frei" zu betrachten, und sie infolgedessen um der ihr innewohnenden Werte pflegen und nicht in tendenziöser Weise zu Parteizwecken mißbrauchen wird, so wird man mit Hilfe ihrer Organisationen auf diesem Gebiete ungeahnte Fortschritte machen.

Im übrigen sehe ich den eigentlichen Hort und Herd des Schundliedes nicht in den städtischen Arbeiterkreisen, die mit dem Mangel eines Besseren entschuldigt werden können, sondern im Bürgertum. Man höre sich einmal die Musik an, die in den „besseren" Restaurants allabendlich dargeboten wird; man vergleiche den Spielvorrat der Grammophone, die in den Bürgerkneipen den sonst für Kunstzwecke so unzugänglichen Spießern so manchen Nickel aus der Tasche locken. Oder glaubt man, daß es „Arbeiter" sind, die die Hunderttausend-Auflagen der „Schlager der Saison" ermöglichen? Die Arbeiter haben ja kein Klavier im Hause. Und aus welchen Kreisen stammt das Publikum der Operettenhäuser, des Metropoltheaters? Diese „Gebildeten" entscheiden die Sensationserfolge dieser Machwerke, sie machen sich zu den Trägern und Verbreitern dieser elenden Musikware, die unser Volk durchseucht. Sie sind um so mehr die Schuldigen, als ihr Beispiel Nachahmung findet, als sie durch ihre Kaufkraft die Fabrikation dieser Schundware zu einer so lohnenden Industrie machen, während die gediegene Hausmusik auf den Regalen der Verleger einstauben muß.

Aus alledem ergibt sich, daß der Begriff des Gassenliedes nicht so eng ist, wie das Wort, wenn auch alle diese Lieder, selbst wenn sie ursprünglich mit Klavier komponiert sind, die Bedingung erfüllen müssen, daß man sie auf der Gasse singen kann, also ohne die Begleitung eines Instrumentes. Lieder, die in Melodie und Rhythmus nicht so gehalten sind, daß man sie vor sich hinpfeifen kann, werden nie zu Gassenliedern, auch nicht im guten Sinne. Das muß man sich vor allem für die Bekämpfung der üblen Gattung merken. Gewiß gibt es auch ein gutes Gassenlied, d. h. dieses nennen wir dann eben Volkslied.

Das Gassenlied ist also ein Volkslied; ja wir müssen sogar gestehen, mag es uns auch noch so schwer fallen, daß seit einigen Jahrzehnten eigentlich überhaupt nur Gassenhauer jene Grundbedingung des Volksliedes erfüllen, daß sie vom g a n z e n Volke aufgenommen wurden. Das ist ein schlimmes Zeichen für den musikalischen Geschmack des Volkes, aber ein noch viel schlimmeres für die innere Unvolkstümlichkeit unserer Komponisten. Denn die Güte ist keineswegs ein Hemmnis für die Verbreitung der Musik. Als Oper und Singspiel Lieder von starkem volkstümlichem Gehalt und edler Singbarkeit enthielten, verbreiteten sich diese mit derselben Schnelligkeit und Allseitigkeit wie die übelsten Gassenhauer. Die Lieder aus Mozarts „Zauberflöte", erst recht die aus Webers „Freischütz", danach die aus

Marschners und Lortzings Opern waren rasch Allgemeingut des Volkes. Die Lieder, die Himmel, Methfessel, Kreutzer, André u. v. a. für Singspiele und als Einlagen beliebter Schauspiele lieferten, lernt man erst so recht schätzen, wenn man sie mit der heutigen Schlagerware vergleicht. Heute ist an die Stelle dieser gewiß nur selten schwungvollen und nicht übermäßig tiefen Kunst die elende Operettenware getreten: gewöhnlich in der Mache, gemein in der Gesinnung, seicht oder gar schmutzig im Text.

Das Gassenlied ist ein Volkslied; die ältere Zeit macht keine sichtbaren Qualitätsunterschiede. Auf den Titeln der Sammlungen stehen die „Gassenhäuerlin" gleichberechtigt neben den andern Gattungen: dagegen liegt im Namen die örtliche Bezeichnung, aus der man wohl noch weitere Schlüsse ziehen kann, als daß diese Lieder sich besonders zum Singen auf den Gassen eigneten. Dieses Gassensingen ist eine Form geselligen Singens: beim Ziehen durch die Gassen. Nach Feierabend oder am Sonntag wandern die Burschen im Tritt singend durch die Gassen. Im Elsaß, das sonst nicht sehr sangeslustig ist, ziehen die nächstjährigen „Conscrits" — also die im nächsten Jahre ihrer Aushebung zum Militär entgegensahen — alle Samstage und Sonntage oft stundenlang singend durchs Dorf, meist mit verschränkten Armen, so daß sie die ganze Straßenbreite einnahmen. Jedenfalls hängt damit, daß sie vorzugsweise in Männerkreisen gesungen wurden, auch der derbere Text dieser Liedgattung zusammen, genau wie bei den Trinkliedern. Aber noch ein anderes kommt hinzu. Diese ganze Art des Singens setzt größere Gemeinwesen voraus; nur solche haben ja auch richtige Gassen. So hätte der Gassenhauer von vornherein etwas mehr Städtisches. Das gesellige Singen auf dem Dorfe vollzieht sich bei der Arbeit auf dem Felde, aber auch im Hause (vgl. die Unmasse der Arbeitslieder bei Bücher: „Arbeit und Rhythmus"), in der abendlichen Spinnstube und beim Tanze. Bei allen diesen Gelegenheiten gibt die Frau, ja eigentlich das unverheiratete Mädchen den Ton an, und darum sind diese Lieder zarter und sinniger.

Diese verschiedenen Vorbedingungen des geselligen Lebens sind von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung des Singens in Stadt und Land, für Gassenlied und Volkslied (das letztere jetzt im engeren Sinn verstanden). Das gemeinsame Singen gaßauf und -ab bedingt die einfachere und schärfere Rhythmik. Die Städte haben dann auch ein ausgiebiges Wirtshausleben mit dem Kneipensingen. Das Studentenlied ist ein vorzugsweise städtisches Gewächs. Auch die Soldaten- und Fuhrmannslieder fristen ihr Dasein hauptsächlich in den Städten. Das Ganze ist wesentlich Männergesang, und schon damit hängt eine geringe Ausbildung der Mehrstimmigkeit zusammen. Diese stellt sich dagegen sofort ein, wo „gemischte" Stimmen zusammenwirken, wie bei fast allen ländlichen Singgelegenheiten. Aber auch die Rhythmik ist, zumal beim Arbeitsliede, viel mannigfaltiger.

Nun kommt für das Land aber noch das einsame Singen dazu. Der Bauer arbeitet sehr viel allein, und dabei stellt sich ihm das Singen als Auslösung des Einsamkeitsgefühls ein. Es kann kaum ein zweites geben, was so das musikalische Empfinden entwickelt, wie das einsame Singen. Ich habe gerade jetzt, wo ich diese Ausführungen niederschreibe, wieder Gelegenheit, das zu beobachten. Hier im

Mattengebiet des Zuger Berglandes wird noch sehr viel gejodelt. Es sind fast immer einsam für sich arbeitende Burschen, die jodeln. Zwei sind hier in der Nähe, die das Thema ihres Jodlers geradezu in Variationen rein instrumental abwandeln. Der eine brachte es das eine Mal auf sieben nur leicht, aber doch charakteristisch sich voneinander abhebende Spielarten des Grundschemas.

Erwägt man alle diese Umstände und nimmt noch dazu die unberechenbare Befruchtung, die das ganze Sinnesleben aus dem steten Beisammensein mit der Natur erfährt, so ergibt sich, daß der Heimatboden für jenes musikalisch und dichterisch gleich reiche Gebilde, das wir als Volkslied lieben, das Land, daß sein natürlicher Pfleger der Bauernstand ist. — In der Stadt gedeiht dagegen eine mehr der gesellschaftlichen Unterhaltung dienende Liedgattung, die nach ihren Vorbedingungen dichterisch nicht besonders tief gehen kann, eher zu einer äußerlichen Mache in Witz, Satire oder anekdotenhafter Zuspitzung neigt. Der gesellschaftliche Charakter ist einer innerlichen Gefühlslyrik feindlich. In musikalischer Hinsicht neigt diese Gattung zu einem scharfen, aber einförmigen Rhythmus und zu wenig ausgebildeter Melodik, weil ihr der Geist der Polyphonie fehlt, aus dem erst die reichere Entwicklungsmöglichkeit der Melodie sich erschließt. Wir können diese Gattung als Gassenlied zusammenfassen, wobei das Wort das ganze Gebiet ebensowenig scharf deckt, wie die Bezeichnung „Volkslied" das zuerst umschriebene.

Hinsichtlich der äußeren Lebensbedingungen genießt das städtische Lied die leichtere Verbreitung durch die Masse der eng zusammen Wohnenden. Sobald ein Lied der „Gesellschaft" zusagt, ist es ohne Schwierigkeit im Munde aller. Auf dem Lande vollzieht sich der Austausch viel langsamer. Dafür bekommt der Besitz etwas Persönliches und erhält dadurch die Kraft der Liebe. Aus Liebe wird man dann konservativ. In der Stadt dagegen hat der Besitz des Liedes, wie dieses selbst, wenig persönlichen Charakter. „Man" singt das Lied, weil es eben gerade allgemein gesungen wird; „man" gibt es mit dieser Allgemeinheit preis. Der Modecharakter mit der raschen Verbreitung und dem oft noch schnelleren Vergessenwerden haftet am städtischen Gassenliede. Beim Austausch zwischen Stadt und Land übernimmt das letztere leicht städtischen Besitz, während die Stadt fast nichts vom Lande überkommt. Das hängt weniger mit den allgemeinen Verkehrsverhältnissen zusammen, die den Ländler der Geschäfte wegen oft in die Stadt führen, es beruht auf dem Charakter der beiden Liedgattungen selbst. Das Gassenlied als gesellschaftliche Unterhaltung ist aufdringlich, das Volkslied als persönlicher Besitz sucht die Heimlichkeit.

Die hier geschilderten Verhältnisse haben immer bestanden. Das Gassenlied auch im übelsten Sinne ist so alt wie das edle Volkslied. Selbst von dem erhaltenen Gute besteht noch lange nicht alles, was die Teilnahme des Historikers und Philologen erweckt, vor dem guten Geschmack und ethischen Ansprüchen. Neben vielen inhaltleeren Liedern sind zahlreiche grob unanständige erhalten. Dabei ist natürlich doch eher das Bessere aufbewahrt worden. Auch die Moden kennt bereits die klassische Zeit des Volksliedes, wie man aus der massenhaften Verwendung mancher recht „gassenhauerischer" Lieder zu Tenören der kunstvollen mehrstimmigen Kirchenmusik ersehen kann. Daneben hat man denn auch, vom 16. Jahr-

hundert ab in steigendem Maße, das modische „beliebte" Lied, wenn beim langsameren Zeitmaß des damaligen Lebens auch die „Saison" länger dauerte, als einen Winter. Aber die aus Italien und zumal aus Frankreich in die häuslichen deutschen Musikliebhaberkreise massenhaft eingeführten „geselligen" und „galanten" Lieder tragen vielfach alle die Fehler, die wir auch heute der Schlagerware aufmerken. Man braucht nur die Schriften der ernsthaften deutschen Musiker des 17. und 18. Jahrhunderts, z. B. Kuhnaus „Musikalischen Quacksalber", nachzulesen, um allen den Klagen über seichte Erfindung, schlechte Mache, Lüsternheit der Texte usw. zu begegnen.

Also nicht das Vorhandensein des Gassenliedes ist Ursache, heute besonders lebhaft darüber Klage zu führen und von besseren alten Zeiten zu rühmen, sondern einerseits die ungeheure Verbreitung dieser Schundliteratur des Liedes, andererseits der schlimme Mangel an gesunden Gegenkräften. Diese traurige Sachlage beruht darauf, daß einerseits das Land aus den oben dargelegten Gründen aufgehört hat, Produzent des Volksliedes zu sein, daß andererseits der städtische Nachwuchs des „Gassenliedes" immer schlechter geworden ist.

Aus oben dargelegten Gründen liefert die Stadt heute fast allein das neue Liedmaterial. Trug dazu schon das stets wachsende Übergewicht der Städte bei, so kommt noch hinzu, daß der Komponist sich mit seinen Schöpfungen naturgemäß an die Stadt wendet, da er hier einmal alle Gelegenheit zur Mitteilung hat, ferner die dichte Bevölkerung ihm die größte Verbreitung verspricht. Theater, Konzert- und Singhallen aller Art, hunderterlei von Gelegenheiten zum Musizieren bis hinein in die Tanzsäle und Winkelkneipen sind in der Stadt. Von hier aus bezieht der Drehorgelspieler seine Rollen, von hier werden alle andern mechanischen Musikapparate bedient.

Über den schmachvollen Tiefstand dieser, unsere Städte und von da aus das ganze Land überflutenden, Schundliteratur herrscht nur eine Meinung. Nicht so, wie über den eigentlichen Gassenhauer, ist dieses Bewußtsein durchgedrungen für die meist sentimentalen „beliebten" Lieder, die das Entzücken unserer klavierspielenden Bürgertöchter, zumeist auch das Repertoire der männlichen Gesangvereinssolisten und das Seitenstück zur sogenannten Salonmusik bilden. Es ist darum eine verdienstvolle Tat des Hamburger Seminarmusiklehrers A n t o n P e n k e r t, wenn er in einer kleinen Schrift „Das Gassenlied" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) diese ganze Literatur nach Dichtung und Musik einer scharfen Kritik unterzieht, die einer völligen Vernichtung gleichkommt. Auf diese Schrift sei jeder verwiesen, den es nach Material über dieses Stoffgebiet gelüstet.

Aber diese Kritik am Bestehenden kann nur dadurch fruchtbar werden, daß sie Anlaß wird zur Besserung.

Da die Vormachtstellung der in den Städten geübten Unterhaltungsmusik für das ganze Volk erwiesen ist, spitzt sich das Problem in die Frage zu: Wie können wir die städtische Unterhaltungsmusik heben? Die Antwort lautet der auf den anderen Kunstgebieten gleich: Kampf gegen die Schundliteratur. Hier ist zu unterscheiden zwischen jenen Kreisen, die nur aus Unverstand der Schundliteratur anheimfallen, und jenen, die aus gemeinen Instinkten diese Gattung von Kunst aufsuchen. Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um eine Frage der gesamten sitt-

lichen Erziehung; das unlautere Verhältnis zur Kunst ist bei ihnen eine Folge moralischer Mängel, denen unter diesen Umständen mit den Mitteln der Kunst nicht beizukommen ist.

Bei der ersten Gruppe sind Geschmacksverbildung und Gedankenlosigkeit die schlimmsten Feinde. Geschmacksverbildung ist ein allgemeines Großstadtleiden gerade hinsichtlich des Liedes. Falsche Empfindsamkeit einerseits, Schnoddrigkeit und blasierte Witzelei andererseits, dazu überall die flache Genußmoral einer nur den Augenblick erfassenden Weltanschauung sind Zeitkrankheiten, die nicht nur im „Gassenliede" zum Ausdruck kommen. Freilich so platt und schamlos, wie hier, erscheinen sie sonst kaum wieder. Wenn irgendwo, kommt man hier zur Anschauung mancher Philosophen, daß die Musik geradezu geistig verdummend wirke.

Der Unterricht in Schule und Haus kann hier segensreiche Kritik üben. Für den Musiklehrer im Hause sollte es ein selbstverständliches Unterrichtsmittel sein, seinem Schüler die ganze Öde und Wertlosigkeit der „beliebten" Musikfabrikware in musikalischer und poetischer Hinsicht aufzuzeigen. So Auge in Auge oder auch noch in ganz engem Kreise halte ich das Vorführen von Beispiel und Gegenbeispiel für ein sehr gutes Erziehungsmittel, während ich es vor der größeren Öffentlichkeit oder gar bloß gedruckt (ohne den lebendigen, charakterisierenden, ja parodierenden Vortrag) für wertlos, wenn nicht gar für schädlich halte.

Hier könnte die Presse eine sehr dankenswerte Arbeit leisten, wenn sie den ihr sonst so reichlich zu Gebote stehenden Spott und Hohn über diese Musikgattung ausschütten wollte. Es würde sicher helfen, wenn in kluger Weise unseren „Gebildeten" öfters an Beispielen klar gemacht würde, welchen Blödsinn sie singen und spielen, welche Unflätigkeiten sie in ihre „künstlerische" Unterhaltung mischen. Die Presse hätte dazu eine vorzügliche Gelegenheit bei der Besprechung der Operetten- und Possenneuheiten. Aber da stehen wir vor der auffallenden Tatsache, daß kein noch so großes Kunstwollen, kein noch so ernstes Kunstarbeiten sich einer so freundlichen und ausgiebigen Behandlung zu erfreuen hat wie diese schmutzige und elend gemachte Kunstindustrie. Die Presse führt sich dabei auf wie ein unreifer Lebejüngling, der mit Kulissenerfahrungen sich in besonderen Glanz setzen zu können glaubt. Unreif, mit einer Art lüsternen Augenzwinkerns und schmatzenden Lippen wird über dieses ganze Getriebe berichtet. Die Operettenstars aber, die in der Regel so geringwertige Künstler sind, daß sie keine einzige ernste Kunstaufgabe erfüllen könnten und lediglich einer gewissen Dicke der Gehirnrinde es verdanken, daß sie bei den hundertmaligen Wiederholungen ihrer Rollen nicht verblöden, werden in der Presse in einer Weise ausgezeichnet, wie kein anderer Künstler. Da kann man sich freilich nicht wundern, wenn auch das Publikum hier vor wirklichen Kunstoffenbarungen zu stehen glaubt.

Aber auch hier wird nicht die Kritik die bedeutsame Änderung herbeiführen, sondern das Schaffen. Wir brauchen eine neue, echt volkstümliche Musik, die die Vorzüge des heute beliebten Gassenliedes — leichte Sangbarkeit und ohrenfällige Rhythmik — in wirklich künstlerischer Form und in wahrhaft künstlerischem Geiste bietet. Dann wird die echte Kunst die heute herrschende Talmiware verdrängen, und unser Volk wird wieder ein echtes Volkslied besitzen; nicht historisch

echt, was belanglos ist, sondern echt in Dichtung und Musik nach Inhalt und Form. Zugleich wird es dann auch wieder zu einem „Besitzstande“ kommen. Jetzt hat es ja immer bloß zwei oder drei Modelieder. Wie alles Modische erscheint auch dieses unausstehlich, sobald seine kurze Zeit vorbei ist. Gute Lieder werden dagegen dem Einzelnen Lebensbesitz, und da sie jeder dem, den er liebt, zu vererben sucht (z. B. die Mutter dem Kinde) allmählich Volksgut. Denn das ist ja nach Goethe ein Kennzeichen aller guten Kunst: „daß sie von Dauer ist“.



Felix Mottl †

Wenige Wochen nach Gustav Mahler ist ganz unerwartet Felix Mottl gestorben, der ein Musikgewaltiger war, mit dessen Stellung sich in Deutschland die keines andern Dirigenten vergleichen ließ. Auch die Berliner Hofoper hat zwei Generalmusikdirektoren, — aber sie sind außer am Dirigentenpulte keine Generale, ja in manchem Betracht haben sie auf die künstlerische Leitung der Hofoper noch nicht einmal den Einfluß eines tüchtigen Adjutanten. Anders Felix Mottl, der seit 1903 in München wirklicher künstlerischer Befehlshaber der Hofoper war und obendrein die letzten sieben Jahre auch noch die Leitung der Königlichen Akademie innehatte.

Ein herrlicher Wirkungskreis!

Ist es dem Verstorbenen gelungen, ihn so auszufüllen, wie es zum Heile unseres Musiklebens nötig gewesen? Nicht um der persönlichen Würdigung Mottls, obwohl er und wir das Anrecht auf diese haben, stelle ich die Frage, sondern der Erkenntnis unsrer allgemeinen Musikverhältnisse wegen.

In München herrscht jetzt bange Sorge um die Zukunft der „Festspiele“ im Prinzregententheater. Seltsam, als der Schöpfer Richard Wagner starb, war seine Schöpfung Bayreuth nicht gefährdet; jetzt sollen es die Münchener Festspiele sein, weil der dirigierende Nachschöpfer vom Dirigentenpulte hat abtreten müssen. Haben wir denn so wenige bedeutende Dirigenten, oder fürchtet man, daß diese Aufgabe nicht genug Lockendes für unsere Pultvirtuosen habe? Die Befürchtung wird sich ja als unbegründet erweisen, wenn nicht das „System“ den ganzen Betrieb schon so schwer geschädigt hat, daß die Maschine den Dienst versagt. Dieses „System“ muß etwas gekennzeichnet werden, weil es für unseren Musikbetrieb charakteristische Züge liefert.

Immer mehr kommt es in Schwung, daß auch unsere berühmten Dirigenten ein Virtuosenleben führen. Sie betrachten ihre feste Anstellung mehr als eine Art Sicherstellung in pekuniärer Hinsicht und für ihren Ruf. Ihre Haupttätigkeit aber suchen sie außerhalb des Amtes. Wer an ruhige und stete Arbeit gewohnt ist, liest, auch wenn er noch so leistungsfähig ist, staunend in unseren Musikzeitungen, wie ein Dirigent, der den verantwortungsvollen Posten eines Opernleiters hat, an Dutzenden von Orten Konzerte dirigiert, Sänger begleitet, Gastverträge für Opernleitung an fremden Bühnen abschließt u. dgl. m. Zugegeben, daß die heutigen Reiseverbindungen allerlei erleichtern, — Reisen kosten Zeit und Kraft. Wann und was arbeiten diese Leute nun eigentlich für ihre so wichtige und verantwortungsvolle Stellung? Die ganz offene, kahl ehrliche Antwort lautet: Fast nie und fast nichts. Das ginge ja nun bloß die Verwaltung der betreffenden Institute und, wo diese Hofbühnen sind — das trifft übrigens fast in allen diesen Fällen zu —, allenfalls die das Budget bewilligenden Landtage an, wenn nicht das öffentliche Musikleben dadurch so schweren Schaden litte.

Es ist mir peinlich, diese Dinge gerade im Zusammenhang mit Mottls Tod zu behandeln, zumal der Verstorbene selbst wohl mehr durch unerquickliche äußere Verhältnisse als durch innere Neigung in diese Bahn hineingetrieben wurde. Aber da alle mir zu Gesicht gekommenen Nekrologe diesen Punkt verschweigen, halte ich es für die Pflicht des unabhängigen Schriftstellers gegen die große Öffentlichkeit, in dem Augenblick zu reden, wo die Aussichten, gehört und verstanden zu werden, am günstigsten sind.

In München wird seit Jahr und Tag Klage geführt über den Rückgang der Hofbühne; ich habe bei den verschiedenen Vorstellungen, die ich im Laufe der letzten Jahre dort gehört habe, diese Klagen berechtigt gefunden. Das waren nun freilich keine „Festspiele", auch keine Premièren, zu denen die Kritik besonders geladen war. Aber nicht diese Ausnahmefälle entscheiden, sondern die Regel. Was bei jenen besonderen Gelegenheiten Hervorragendes geleistet wurde, bestätigt nur, welch hoher Dauerzustand bei richtiger Verwendung der vorhandenen Kräfte hätte erreicht werden können. Aber selbst bei den „Festspielen" konnte man in der Kritik — selbst bei so schwierigen Werken wie „Tristan und Isolde" — immer wieder von Mottls „genialer Improvisation" lesen. Nun ist Improvisation in der Musik etwas Herrliches, aber doch durchaus auf die Persönlichkeit des Einzelnen gestellt. Dagegen ist die Aufführung eines Musikdramas aus so vielen Elementen zusammengesetzt, sein Gelingen setzt das restlose Ineinandergreifen so verschiedener Kräfte voraus, daß hier die Improvisation, mag sie sogar gelegentlich gelingen — ich weiß das Gegenteil von etlichen Festspielaufführungen — eine unverantwortliche Verwegenheit darstellt. Wenn aber nun ganze große Unternehmungen, wie eben jene Festspiele, wie ein Hoftheaterbetrieb, so auf das gute Glück der Stunde und die geniale Fähigkeit des Dirigenten gesetzt werden, so sollte man das schöne Wort Improvisation nicht bemühen, dafür derb und schroff von leichtsinniger Wurstelei sprechen.

Ich glaube, dieses Wort ist in München von ernsten Kunstfreunden in den letzten Jahren oft gebraucht worden, trotz oder vielmehr wegen der Genialität des Dirigenten Mottl. Denn gerade jene ernsten Kunstfreunde fragten sich: Was könnte mit diesem Manne an der Spitze hier geleistet werden, wenn — —? Was durch das volle Einsetzen einer solchen Persönlichkeit auch für die reproduzierende Kunst geleistet werden kann, das zeigt sich schon jetzt nach wenigen, Jahren in den viel kleineren und im Untergrunde ungünstigen Verhältnissen Straßburgs, wo Hans Pfitzner geradezu Vorbildliches erreicht hat. Bei der dem einmal Übernommenen restlos hingegebenen Arbeitsweise dieses Mannes wären heute die Münchener Festspiele nicht eine durch die Person eines Mitwirkenden in Frage zu stellende Veranstaltung, sondern eine Einrichtung, die in sich selber, in ihrer tiefen Volkstümlichkeit, die Kräfte zu dauerndem Bestehen hätte.

Der Name Pfitzners ruft die Erinnerung wach an seinen Streit mit der Münchener Hofbühne, der der Komponist die Aufführung seiner „Rose vom Liebesgarten" vereitelte, weil ihm die Vorbedingungen für eine gute Aufführung nicht erfüllt schienen. Der Fall lag einfach so: Mottl hatte als echter Künstler den Wert der Tondichtung Pfitzners und damit auch die Berechtigung der Wünsche des Komponisten erkannt. Er *wollte* die schöne Aufführung verwirklichen, er *konnte* es nicht, weil er zu viel anderes (außer seinem Amte Liegendes) zu tun hatte; und so sollte, da sich mit Neuheiten nicht „improvisieren" läßt, Durchschnittsersatz geleistet werden. Die meisten Komponisten geben sich auch damit zufrieden, Pfitzner tat es glücklicherweise nicht. Glücklicherweise, denn solche Gewitter reinigen auch dann die Luft, wenn sie zunächst mit Hagelschlag verbunden sind.

In diesen Zusammenhang gehört die auch in den Nekrologen vielfach betonte Tatsache, daß Mottl in seiner einflußreichen Stellung zu wenig für das zeitgenössische musikdramatische Schaffen getan habe. Mottl hat sicher Verständnis und Liebe für dieses Schaffen besessen, — aber es erheischt eine stete, ruhige Arbeit am Orte, solche neuen Werke herauszubringen, und dazu blieb keine Zeit.

Nun könnte man ja einwenden, daß diese Folgeerscheinungen der Tätigkeit unserer heutigen Modedirigenten gewiß bedauerlich seien, daß aber diese glänzenden Begabungen sich eben in anderer Weise betätigten und der Kunst ihre Dienste leisteten.

Ich glaube nun aber, daß diese Dienste eigentlich recht klein sind, jedenfalls in keinem Verhältnis zu der Begabung der betreffenden Künstler stehen und niemals die oben dargelegten Verluste aufwiegen können. Man lacht heute über die Ausschreitungen des Virtuosenkultus — freilich verfällt man ihnen bei jeder Gelegenheit aufs neue —, aber die lächerlichste Abart desselben ist doch der des Dirigiervirtuosen, dem gerade in den Kreisen der sachverständigen Liebhaber heute die lodserndsten Opferfeuer taumelnder Begeisterung abgebrannt werden. Ich erkenne die einzig schöne Stellung, die der Dirigent unter den reproduzierenden Künstlern einnimmt, und hege für den Künstler, der mich die Großtaten unserer Meister durch seine Fähigkeit des Nacherlebens miterleben läßt, die Gefühle des Dankes und der Bewunderung. Aber gerade weil ich diese Tätigkeit so hoch einschätze, sehe ich in dem heute üblichen Gastdirigieren einen Unfug, der wohl nur Schaden anrichtet. Das Orchester ist das am schwersten zu spielende und individuellste aller Instrumente, weil es aus Künstlern besteht. Das Einswerden des Dirigenten mit diesem Orchester ist Vorbedingung für das Gelingen der gemeinsamen Reproduktionsarbeit. Dieses Einswerden bedingt Zeit, und just eben Zeit haben die Dirigiervirtuosen bei ihren Gastreisen nicht. In ein oder zwei Proben soll ein großes Programm mit einem Orchester eingearbeitet werden, das vielleicht in eine ganz andere „Auffassung" eingespielt ist. Da ist doch günstigenfalls nur ein ganz rohes Abbild dessen zu erreichen, was dem Dirigenten vorschwebt. Aber die Sache ist noch schlimmer. Auch der Dirigent ist sozusagen nur ein Mensch. Sein Ruf als Pultvirtuose, damit sein ideeller und materieller Gewinn, hängen davon ab, daß er den Zuhörern als ein „Eigener" erscheint. Der snobistische Kunstmob, der den Saal füllt, wie die das „Referat" mit pikanten Geistreicheleien würzende Kritik müssen die Unterschiede zwischen der Auffassung von A und B wahrnehmen können. Da wird dann entscheidend, wie A das Meistersinger-Vorspiel „macht", oder wie B das Finale der Eroica „hinlegt"; wie C in das Orchester „hineinkniet" und D die letzten Kräfte aus den Instrumenten „herausholt". Der Dirigent weiß, daß, sobald er mit einem fremden Orchester vor einem fremden Publikum spielt, dies die Kriterien seiner Kunst sind und — handelt darnach. Es bilden sich die Virtuosenmätzchen heraus, wie bei den Primadonnen und den Herren vom hohen C. An die Stelle des Dienens am Werke tritt die Eigenmächtigkeit des Reproduzierenden; die „eigene Auffassung" muß ersichtlich gemacht werden; subjektive Willkürlichkeiten stechen hervor. Obendrein werden nur Paradepferde vorgeritten; denn an Werken, die ihm nicht geläufig sind, kann das Publikum die Unterschiede des Gastdirigenten vom einheimischen gar nicht merken.

Ich möchte es laut hervorheben, daß ich diese Erscheinungen unseres Musiklebens nicht deshalb jetzt betone, weil Mottl ein besonders schlimmer Vertreter des Pultvirtuosentums gewesen wäre. Im Gegenteil. Aber weil auch er ein Opfer dieser Verhältnisse wurde, hat dieser geniale Dirigent nicht das leisten können, wozu er durch seine glänzenden Gaben und seine hervorstechende Stellung berufen war. Es ist die getäuschte Liebe, die das am offenen Grabe des Verstorbenen sagt, und der Haß gegen öffentliche Zustände, die wir offen bekämpfen müssen, die durch die aus Rücksicht auf die beteiligten Personen geübte Beschönigung immer schlimmer werden.

Das Liebenswerte der Künstlerpersönlichkeit Mottls soll ebensowenig wie seine Verdienste um unser Musikleben über diesen Folgeerscheinungen allgemeiner Verhältnisse vergessen werden. Der Künstler war geradezu in die Musik hineingewachsen. Am 24. August 1856 zu St. Veit bei Wien geboren, erregte er bereits als siebenjähriger Knabe durch seine schöne Sopranstimme Aufsehen und kam so in die musikalische Laufbahn. Den Konservatoristen ergriff die Begeisterung für den damals gerade in Wien noch arg befehdeten Richard Wagner, und als dieser 1876 nach Bayreuth rief, meldete sich Mottl „für irgendeine Tätigkeit, sei es

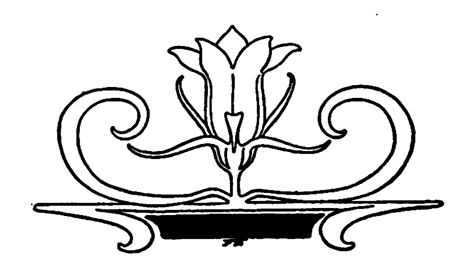
im Orchester als Vertreter eines Schlaginstruments oder hinter der Bühne, oder sonst irgendeiner Eigenschaft.“ Wagner erkannte in dem begeisterten Jüngling „seinen Mann“, und Mottl hat ihm seither bis ans Ende echte Mannestreue gehalten. In seiner beruflichen Tätigkeit stand die Pflege des Wagnerschen Werkes immer im Mittelpunkte, seit 1886 hat er auch oft in Bayreuth gewirkt, und die Münchener „Festspiele“ sollten nicht als Konkurrenz gegen Bayreuth aufgefaßt werden. Daß er seiner Treue auch schwere Opfer bringen konnte, bewies Mottl, indem er bei den Neuyorker „Parsifal“-Aufführungen nach monatelanger Vorarbeit noch im letzten Augenblick zurücktrat, als Bayreuth diese Veranstaltung als Feindschaft auslegte. Mitten in einer Vorstellung des „Tristan“, dessen erste Bayreuther Aufführung Mottl 1886 geleitet hatte, schickte ihm der Tod seinen Vorboten, der der kundigen Hand den Stab entriß.

Mottl war der geborene Theaterdirigent und erkannte als solcher die Theaterwirksamkeit auch solcher Werke, die sonst im Spielplan keinen Platz haben. Unter seiner Führung bewährten Berlioz’ beide „Trojaner“-Opern — der erste Teil, „Die Einnahme von Troja“, erlebte durch Mottl überhaupt erst seine Uraufführung (1890 in Karlsruhe) — und „Beatrix und Benedikt“ eine ganz eigenartige Theaterfähigkeit. Karlsruhe hat Mottls beste Arbeitskraft genossen; seit 1903 war er an der Münchener Hofoper. Große Reisen haben seinen Ruhm weit herumgetragen.

Neben der wuchtigen Musik Wagners hatte Mottl ein feines Empfinden für die feine Komik des geistreichen Lustspiels. Für Mozart hegte er wahre Verehrung, Hermann Goetz’ zu wenig gewürdigte Opern fanden an ihm einen guten Dolmetsch, und der köstliche „Barbier von Bagdad“ des Peter Cornelius ist geraume Zeit nur dank Mottls, allerdings recht gewaltsamer, Bearbeitung auf der Bühne heimisch geblieben. Weniger Glück, denn als Bearbeiter älterer Musik, hat Mottl als Komponist gehabt. Seine Opern „Agnes Bernauer“ und „Fürst und Sänger“ werden wohl vergessen bleiben. Sein hübsches Tanzspiel „Pan im Busch“ sollte man aber wieder einmal beleben.

Des Künstlers Ruhm bleibt seine Dirigententätigkeit. Die Verlangsamung der Zeitmaße war manchmal mehr Eigenheit als Eigenart, aber der große al fresco-Charakter seiner Wiedergabe war besonders verdienstvoll in einer Zeit, die allzu leicht der Kleinlichkeit verfällt.

K. St.





Der Schutzmann-Dolmetscher

Im „Reichsboten" findet sich am 10. Juni 1911 folgende Notiz:

„Der Schutzmann-Dolmetscher. Der Schutzmann-Dolmetscher ist das Neueste in Leipzig. Da während der Messen stets ein ungeheurer Strom von Ausländern in Leipzig weilt, hat, wie der „Konfektionär" mitteilt, der Rat der Stadt Schutzleute in englischer und französischer Sprache ausbilden lassen, sowie Russisch und Polnisch sprechende Unteroffiziere als Schutzleute eingestellt. Die ‚Schutzmann-Dolmetscher' tragen Armbinden in der Farbe des Landes, dessen Sprache sie beherrschen, und werden bereits während der Michaelismesse Dienst tun. In der Reichshauptstadt Berlin ist man noch nicht so weit! Und doch wären hier an den Hauptverkehrspunkten wie z. B. Linden, Ecke Friedrichstraße, Potsdamer Platz, Leipziger Straße sprachenkundige Schutzleute eine Notwendigkeit."

Wenn der Reichsbote bedauernd sagt: „In der Reichshauptstadt ist man noch nicht so weit!" so kann man dahinter aus ganzem Herzen setzen: „Gott sei Dank!" Der Ausländer, der nach Berlin oder Leipzig reist, sei es zu seiner Belustigung, sei es, um Geschäfte zu machen, müßte sich nach meinem Dafürhalten wenigstens so viel von unserer Sprache aneignen, daß er imstande wäre, sich bei Schutzleuten nach einer Straße, einem Hotel u. dgl. zu erkundigen. Viel weiter wird doch wohl der Kreis der Gegenstände, über die sich die englischen, französischen, russischen und polnischen Schutzleute der Stadt Leipzig zu unterhalten wissen, trotz der bekannten sächsischen Helligkeit nicht reichen.

Man sagt immer: „Der erste Eindruck entscheidet." Ob nun Russisch oder Polnisch sprechende Unteroffiziere geeignet sind, den Ausländern erste und daher grundlegende Eindrücke von dem wahren Wesen deutscher Kultur zu vermitteln, kann bestritten werden.

Sechs Tage später bringt der „Reichsbote" die Nachricht, daß nach einer neuen englischen wissenschaftlichen Statistik die deutsche Sprache von rund 100 Millionen Menschen auf der Erde gesprochen wird und damit unter den Kultursprachen, was ihre Verbreitung betrifft, an zweiter Stelle steht. (Englischsprechende gibt es 130 Millionen, Französischsprechende 52 Millionen.) Diese Tatsache erfüllt gewiß jedes deutsche Herz mit stolzer Freude; sie muß aber auch jedem Nichtdeutschen, der Deutschland bereist, ein deutlicher Fingerzeig für das sein, was er zu tun hat. Wer zu uns nach Deutschland zum Besuch kommt, ist uns sehr angenehm — aber er spreche Deutsch!

Sprachenkundige Schutzleute an der Ecke der Friedrichstraße und an ähnlichen belebten Punkten Berlins sind durchaus entbehrlich, nicht aber besonnene und höfliche. Lg.

*

Der evangelische Pfarramtskandidat auf der Bühne

Darf unsere moderne, im Simplizissimus-Geist arbeitende Bühnenliteratur den evangelischen Pfarrer unbeanstandet als Zerrbild auf der Bühne lächerlich machen — während man sich wohl hütet, einen jüdischen Rabbiner oder einen katholischen Geistlichen zur Possenfigur

zu entwürdigen? Es ist die Stuttgarter Hofbühne, die sich eine solche Entgleisung geleistet hat. Das Stück heißt „Sommerspuk“ und ist, nach dem Urteil der Stuttgarter „Reichspost“ und anscheinend auch der übrigen Kritik, „ein Schmarren, künstlerisch vollständig wertlos, eine dilettantische Nachahmung bekannter Vorbilder“.

„Kurz, wo man das Stück anfaßt, versagt es,“ schreibt die konservative „Reichspost“. „Aber es hat eine angreifende Tendenz gegen das Herkommen und die bürgerliche Moral. Eine holprige Simplizissimus-Phraseologie wütet gegen Engherzigkeit und Spießbürgerlichkeit in Liebes- und geschlechtlichen Dingen. Das sind Klänge, die in gewissen Kreisen verstanden werden. Und dann bringt der Autor einen evangelischen Pfarrkandidaten auf die Bühne, der jedesmal das zynische Gelächter des Großstadtpublikums mit seiner Warenhausmoral erregt, wenn er als vollendeter Trottel, teilweise betrunken, und immer im singenden Predigerton mit biblischen Redeformen umherläuft, bald um seine Braut unter widerlichbrünstigen Redensarten abzuküssen oder hinter der Brettl-Tänzerin herzuscharwenzeln, vor der er auf die Kniee fällt und ihr schließlich einen Heiratsantrag macht. Die Figur ist direkt dem ‚Simplizissimus‘ entlehnt; sie erscheint auch in ihrem äußeren Habit genau so wie die Verzerrungen des Münchener Blattes, das für die Ausbreitung der Idiotie in moralischen Dingen so erfolgreich arbeitet.“

Der Verfasser betont sodann, daß die Stuttgarter Presse, „lauter Männer von Geschmack und Erfahrung“, das wertlose Stück „verrissen“ haben: „aber keinem wäre es auch nur im entferntesten eingefallen, an der Possenfigur des evangelischen Pfarramtskandidaten Anstoß zu nehmen. Auch das hiesige katholische Blatt hat den evangelischen Theologen in der Simplizissimus-Beleuchtung ohne ein Wort des Protestes passieren lassen. Dagegen hat es — in völliger ästhetischer Verkennung des rein Stofflichen — gegen den ‚wilden Reiter‘ in ‚Glaube und Heimat‘ als einer Verzerrung und einer Beleidigung katholischen Wesens geeifert, obwohl dieser Reiter eine ernste Figur ist voll tiefinnerlicher Leidenschaft und Idealität. Gegen die schamlose Karrikierung eines evangelischen Pfarramtskandidaten aber hat das Zentrumsblatt nichts einzuwenden.“

Die Verwendung des Geistlichen als Bühnenfigur wird zwar vom Verfasser grundsätzlich nicht beanstandet. „Aber als eine Possenfigur darf der Pfarrer niemals auf der Bühne erscheinen. Das ist gegen den guten Geschmack, der das Kriterium des Künstlerischen ist. Der gute Geschmack ist freilich angeboren; er ist ein aristokratisches Element der Gesinnung.“

„Wenn es ein katholischer Pfarrer wäre,“ folgert der Kritiker weiter, „da hätte sich vielleicht manche Feder gerührt. Und noch mehr hätte sich die Presse entrüstet, hätte es sich um einen jüdischen Rabbinatskandidaten gehandelt. Aber zu diesem Mordskandal wäre es gar nicht gekommen, denn es hätte sich kein Theater in Deutschland gefunden, das dieses Stück mit einer solchen Figur aufgeführt hätte, und das Stuttgarter Hoftheater hätte am allerletzten seinen Abonnenten einen solchen ‚Sommerspuk‘ zugemutet. Sehr fraglich ist auch, ob ein Autor den Mut zu einem derartigen Wagnis gefunden hätte.“ Der Abwehrartikel schließt: „Das ist die Lage: Autoren, Hoftheater-Intendanten, Publikum und Rezensenten halten es für ganz selbstverständlich, daß man den evangelischen Pfarrer ungestraft zu einer von Brunst und Alkoholismus dirigierten Possenfigur macht. Für die Unschicklichkeit eines solchen Vorgehens fehlt den Herrschaften das Organ; es ist nicht einmal böser Wille, der hier waltet, es ist die vollständige Indifferenz gegenüber dem ‚Evangelischen‘ als einer Macht des Religiösen und des öffentlichen Lebens, die zum Ausdruck kommt. Evangelisch? Autor, Intendant, Publikus, Rezensent heben verwundert den Kopf: gibt's denn das?“ —r—

*

Schundliteratur in Frack und Seidenrobe

Wenn sie auf Löschpapier gedruckt ist, pfui! wie gräßlich. Ganz anders schon liegt der Fall, wenn sie als Bibliophilendruck in beschränkter Auflage auf echt Bütten und in echt Leder die Liebhaber „eigenartiger Kulturdokumente" aufsucht. Aber alles das scheint mir nicht so bedenklich wie die Durchseuchung unserer alltäglichen Unterhaltungsliteratur mit einer widerlichen Erotik und einer schamlosen Freigeisterei, die sich als kühne Wahrhaftigkeit aufspielt. Es ist erschrecklich, was man sich in der Hinsicht heute von der „Literatur" bieten läßt; tief bedauerlich, wie verkehrt die zur Aufsicht berufenen Organe ihres Amtes walten.

Eine Berliner Bühne hat es nun schon zu einer ganzen Serie von Aufführungen eines Schwankes „Das Prinzchen" gebracht, über den die doch gewiß nicht prüde „Schaubühne" also urteilt: „Die ältesten Männer dürften dergleichen auf keiner Bühne gesehen haben. Die Vermutung liegt nahe, daß der Schriftstellername Misch ähnlich entstanden ist, wie in einer Komödie von Bahr der Name Jason. Aber der wahre Mikosch ist gegen seine deutsche Abbreviatur noch immer ein Ausbund von Geist und Grazie. Man sollte vor dieses Stück Unrat und unter sein Publikum einen Gorilla setzen und ihn befragen, ob er es bei dem Gewieher seiner Brüder als gerecht empfindet, daß sie nach Gottes unerforschlichem Ratschluß zum Teil menschenähnliche Gesichter bekommen haben. Aber die Wege einer hohen Obrigkeit sind ebenso unerforschlich. Ich brauche nur herzuzählen, was alles man uns und bei uns verbietet. Hier nun wird, mit beispielloser Rüpelhaftigkeit und widerlich breitem Geschmunzel, ein Hürchen in seiner ganzen Vielseitigkeit entfaltet. Warum dieses Hürchen eine Schauspielerin sein muß, mag mit Herrn Misch die Frauenliga der Deutschen Bühnengenossenschaft ausmachen, wenn nicht auch ihr die Sache zu schmierig ist. Ich für mein Teil würde mich vor dem Leser, aber schon vorher vor dem Setzer genieren, durch Einzelheiten zu belegen, wie Fräulein Ada von Geldern lebt, liebt und lügt, wie sie halbflügge Prinzen defloriert, mannbare Schulmeister vergewaltigt und erloschene Herzöge wieder anfacht. Ich frage nur: Wo war die Zensur? Wir wissen freilich, daß sie nicht Augen genug hat, um alle die Kunstwerke zu überwachen, in deren Region sie nichts zu suchen hat, nicht Hände genug, um satirische oder auch ganz friedlich erheiternde Zweideutigkeiten so kahl zu rupfen, bis sie keines überrheinischen Ursprungs mehr zu sein scheinen. Trotzdem: diese eindeutige Unflätigkeit hätte ihr nicht entgehen dürfen. Es ist arg, wie oft die Zensur ihre Rechte mißbraucht. Es ist ärger und höchst ärgerlich, daß sie in diesem Falle ihre primitivste Pflicht zu erfüllen verabsäumt hat."

Es ist fast natürlich, daß im eifrigen Wettbewerb auch auf diesem Gebiete die Frauen den Sieg gewinnen. Es ist jedenfalls eine besonders auffällige und bedenkliche Erscheinung, daß im Geleit der ernsten Frauenbewegung eine Emanzipation von guter Sitte und Schamhaftigkeit einhergeht, die einem Fuhrknecht die Röte ins Gesicht treiben könnte. Daß die betreffenden „Damen", wenn sie auf ihr Verhalten festgenagelt werden, sich auf eine Art theoretischer Schmutzerei berufen und das Gewand der Kunst zur Bedeckung ihrer entblößten Frauenehre mißbrauchen wollen, sind wir ja nachgerade gewohnt. Es sollten sich aber gerade die ernsthaften Vorkämpferinnen der Frauen angelegen sein lassen, diese wilden Weiber gründlich abzuschütteln. Denn Freiheit ist nicht Frechheit, Offenheit ist nicht Entblößung. Ein besonders schlimmes Beispiel nagelt die „Deutsche Tageszeitung" in dem „Begegnungen mit mir" betitelten Buche von Katharina Godwin fest.

„In seiner Einleitung zu der Schwankreihe ‚Die Haarbeutel' schildert Wilhelm Busch den Zustand vor der Geburt: ‚Da hat man noch bei nichts Was bei — Man schwebt herum, ist schuldenfrei, — Hat keine Uhr und keine Eile — Und äußerst selten Langeweile. — Allein man nimmt sich nicht in acht, — Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.' Das ist ein harmloser, oft belachter Scherz, und nie-

mand denkt etwas Arges dabei. Das macht, weil ein echter Humorist daran gegangen ist. Anders verläuft die Sache bei Fräulein Katharina, die ihre Frau Mutter, ‚eine vornehme, soignierte Dame‘, in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Und wie? Der Gegenstand ist heikel, aber um zu zeigen, was in der modernen Literatur möglich geworden ist, kommen wir um einige Zitate, so peinlich sie auch wirken, nicht herum. Fräulein Godwin liebt ihre Mutter sehr: ‚Und doch ist mir die Gewißheit, ein produzierter Teil ihres Körpers zu sein, eine Intimität, die mich bekümmert. Der Gedanke, während neun Monaten in ihrem Leibe gewohnt zu haben, ist mir peinlich. Ich sitze ihr gegenüber, und nach 22 langen Jahren betrachte ich sie mit den Augen eines Mieters.‘ Genug, diese Probe muß genügen, muß, denn was nun folgt, die Bemerkungen von schlechter Luft, von Enge, von Umgebung von allerlei inneren unsympathischen Organen, die, notgedrungen, auf ein keimendes Seelenleben dauernde Schatten werfen‘, sind zu ekelhaft, um wiedergegeben zu werden. Dabei stellt sich diese Schänderin der Mutterschaft das Zeugnis der Feinfühligkeit aus, während sie unmittelbar darauf von einer ‚neunmonatigen unkomfortablen Wohnung‘ spricht. Wenn die Mutter dieses Geschöpfes noch leben sollte, die ‚Wirtin‘, mit welchen Empfindungen muß sie diese Bestialitäten lesen! Und von welchen Gefühlen werden andere Mütter erfüllt werden, daß ein Wesen ihres Geschlechts mit unsauberen Fingern an den Mysterien der Geburt herumtastet! Die gemeinste Fuhrknechtszote wirkt noch immer vornehm, verglichen mit dieser das Heiligste besudelnden Perversität. Möglich, daß in Schwabing bewundernde Verehrerinnen der Verfasserin hausen, die durch ‚Begegnungen mit ihr‘ sich in eine Sphäre geistiger Überlegenheit versetzt fühlen, und es muß wohl solch einen Schlag von Weibern geben, denn sonst würde die Mieterin Katharina ihre Feder nicht derart in Bewegung gesetzt haben. Ein Mann würde allerdings das nicht gewagt haben, so schamlos wird keiner, so befleckt kein Sohn seine Mutter. Und wäre er noch so verworfen, vor der, die ihm das Leben geschenkt hat, macht seine Phantasie halt. Es wird einem übel, wenn man diese Mistpfütze des Godwinschen Buches durchwaten muß, aber wer die Zeichen der Zeit deuten, sich mancherlei Erscheinungen erklären will, darf auch vor solchen Untersuchungen nicht zurückschrecken.“

Im ersten Falle wurde nach der Zensur gerufen; hier möchte man fragen: Wo bleibt der Bund für Mutterschutz? St.

*

Künstler oder Virtuose?

Zu dieser für unser Musikleben entscheidend wichtigen Frage bietet das Urteil einen lehrreichen Beitrag, womit der Prüfungsvorstand des schweizerischen Tonkünstlervereins die Verteilung der von diesem gestifteten Stipendien begleitete. Es lautet:

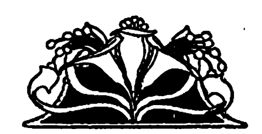
„Die schwachen Punkte in der musikalischen Erziehung der Bewerber sind die gleichen geblieben, wie die im Vorjahre gerügten. Im allgemeinen fehlt es an Fertigkeit im Lesen, und die Prüfungen in Solfege und Diktat haben die mindesterfreulichen Ergebnisse gehabt. Immer ist's die leidige Virtuosität, die wie eine Fata Morgana die jungen Leute blendet. Kann man dies bis zu einem gewissen Grade bei halben Kindern begreiflich finden, denen Erfahrung und Urteil in diesen Dingen fehlen, so muß es doch als tieftraurig empfunden werden, wenn Eltern ihre Kinder vorzeitig den Schulen entziehen und sie der Gelegenheit, allgemeine Bildung zu erwerben, berauben, um sie unter dem Vorwande ausgesprochenen musikalischen Talentes nicht der Musik, sondern — der Virtuosität zu opfern. Welches Schicksal erwartet diese armen Kinder, wenn sie später in auf der Kulturhöhe der Zeit stehende Kreise kommen werden, um sich ihren Lebensweg zu bahnen? Welche Bitternisse, welche Enttäuschungen harren ihrer! Daß der junge Kunstzöglin gsich so bald als möglich das Technische des gewählten Berufes anzueignen trachte, ist gewiß gerechtfertigt; aber nie dürfte dies auf Kosten seiner allgemeinen Bildung geschehen. Im Beruf des Künstlers ist Allgemeinbildung noch wichtiger, als in jedem andern.“

Möchten doch diese Worte auch bei uns in Deutschland Widerhall finden. Einmal bei den Eltern, die allzu leicht dem Drängen ihrer vom Kunstfieber ergriffenen Kinder nachgeben und sie vor Abschluß der Schulbildung dem Sonderstudium der Musik überliefern. Selbst wenn hier das Ziel erreicht wird, sind die Schäden groß, geschweige dann erst, wenn die künstlerische Begabung nicht ausreicht, und nun jede andere Laufbahn durch den Mangel der Schulbildung verschlossen ist. — Aber auch jene immer noch zahlreichen Musiker sollten sich die Worte gesagt sein lassen, die den Reformbestrebungen für den Musikunterricht entgegenhalten: man könne auch ohne „Bildung" ein guter Musiker werden. Die das oben mitgeteilte Urteil fällten, sind keine bloßen Theoretiker oder Schriftsteller, sondern drei als produktive und reproduzierende Künstler hochangesehene Männer: Volkmar Andreae, Josef Lauber und Hermann Suter. St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.



Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Ruhe — Gustav Wiegand

Letzter Schnee




Gustav Wiegand

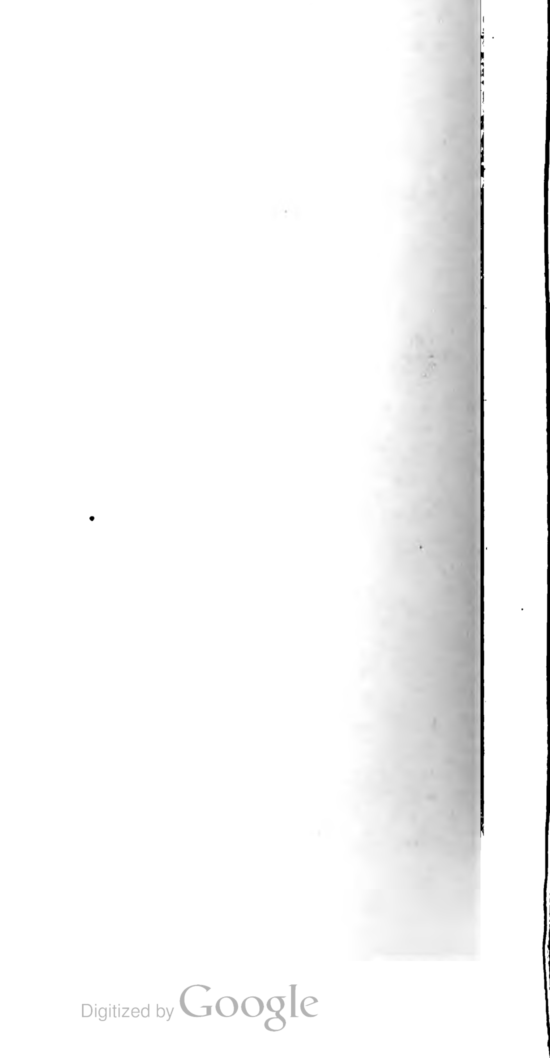




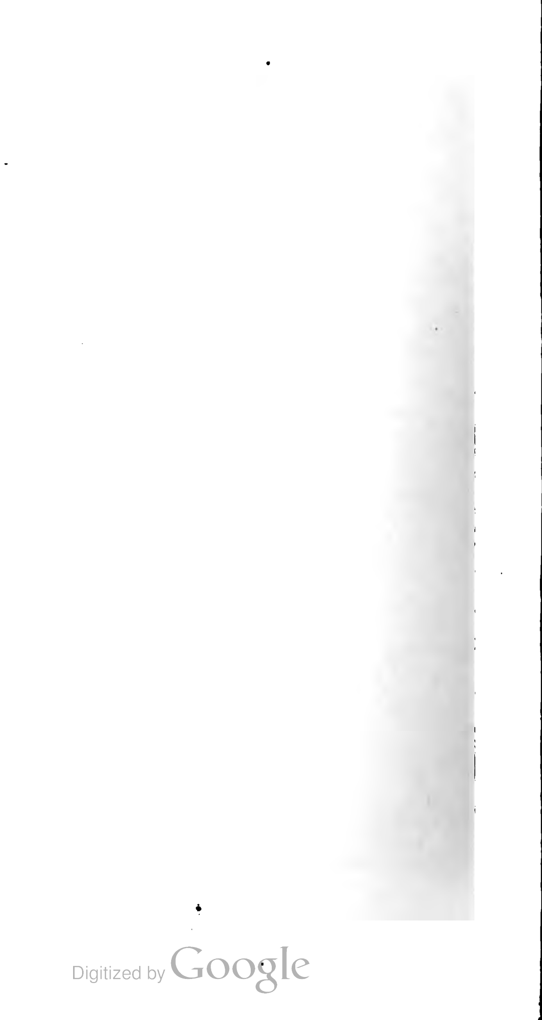
Wintermorgen



Leo Dabo



Gebirgsstrom der Sierras — Bolton Coit Brown



Tropfsteinhöhle



Kurt Jäckel



XIII. Jahrg. September 1911 Heft 12

Gassen-Weisheit

Von Karl Spieß-Bottenhorn

Gassenweisheit und Bücherweisheit sind einander nicht grün. Das beruht vollständig auf Gegenseitigkeit. Der Philosoph, der des Lebens letzte Tiefen zu ergründen sucht, hält die Weisheit der Gasse für trivial und oberflächlich. Der Moralist tadelt an ihr, daß sie die ethische Höhe vermissen lasse; sie sei oft blanke Nützlichkeitsmoral, völlig beherrscht von selbstsüchtigen Beweggründen; er warnt vor ihr und sieht in ihrem weitreichenden Einfluß eine Gefahr für die Sittlichkeit des Volkes. Das Volk rächt sich für diese Behandlung. Es lacht über den unpraktischen Bücherwurm und Stubenhocker, der mit seinen Gedanken stets in unergründlichen Höhen und Tiefen weilt, aber die einfachsten Dinge des praktischen Lebens nicht kennt; der die schwierigsten Probleme mit überlegener Geistesschärfe spielend löst und der hilflos wie ein Kind dasteht, sobald er sein Studierzimmer verläßt. Es spottet des überspannten Idealisten, der um eines Prinzips willen sich in Schaden und Unannehmlichkeiten stürzt, sich selbst und andern das Leben schwer macht.

Wenn man aber näher zusieht, sind diese angenehmen Wahrheiten, mit denen sich Volksweisheit und Buchweisheit gegenseitig bedenken, gar nicht so schlimm gemeint. Es ist doch nur eine Übertreibung, die aber das Wesen der Sache nicht entstellt, nur eine Verzerrung, die aber die wirklichen Verhältnisse noch deut-

Tropfsteinhöhle



Kurt Jäckel



XIII. Jahrg. September 1911 Heft 12

Gassen-Weisheit

Von Karl Spieß-Bottenhorn

Gassenweisheit und Bücherweisheit sind einander nicht grün. Das beruht vollständig auf Gegenseitigkeit. Der Philosoph, der des Lebens letzte Tiefen zu ergründen sucht, hält die Weisheit der Gasse für trivial und oberflächlich. Der Moralist tadelt an ihr, daß sie die ethische Höhe vermissen lasse; sie sei oft blanke Nützlichkeitsmoral, völlig beherrscht von selbstsüchtigen Beweggründen; er warnt vor ihr und sieht in ihrem weitreichenden Einfluß eine Gefahr für die Sittlichkeit des Volkes. Das Volk rächt sich für diese Behandlung. Es lacht über den unpraktischen Bücherwurm und Stubenhocker, der mit seinen Gedanken stets in unergründlichen Höhen und Tiefen weilt, aber die einfachsten Dinge des praktischen Lebens nicht kennt; der die schwierigsten Probleme mit überlegener Geistesschärfe spielend löst und der hilflos wie ein Kind dasteht, sobald er sein Studierzimmer verläßt. Es spottet des überspannten Idealisten, der um eines Prinzips willen sich in Schaden und Unannehmlichkeiten stürzt, sich selbst und andern das Leben schwer macht.

Wenn man aber näher zusieht, sind diese angenehmen Wahrheiten, mit denen sich Volksweisheit und Buchweisheit gegenseitig bedenken, gar nicht so schlimm gemeint. Es ist doch nur eine Übertreibung, die aber das Wesen der Sache nicht entstellt, nur eine Verzerrung, die aber die wirklichen Verhältnisse noch deut-

lich erkennen läßt, wenn man den Vergleich der trocknen Bücherweisheit mit der lebendurchtränkten Gassenweisheit zuungunsten der erstgenannten ausfallen läßt. Niemand wird sie für der Weisheit letzten Schluß halten. Und man mag noch so weit entfernt sein von banausischer Geringschätzung tiefdringender Geistesarbeit, von philiströser Selbstgenügsamkeit und Beschränktheit, — man wird doch nicht verkennen können, daß das Leben selbst die beste Erzieherin ist, und daß das Erlebte kraftvoller wirkt und tiefer sich einprägt wie das Erlesene. Ein jeder muß selbst seinen Weg finden; und was andere gedacht und ergrübelt haben, wird ihm niemals nützen, wenn nicht sein Leben der Text zu dieser Melodie ist. Wir alle machen, so hoch wir auch die Arbeit der Philosophen und Ethiker schätzen, doch unsre starken Einschränkungen. Wie oft verrennt sich da einer in graueste Theorie; er schweift in nebelhafte Fernen und stolpert über die Steine, die dicht vor ihm liegen! Wie oft finden wir eine kunstvolle Konstruktion abgeblaßter Gedanken, überwältigend in ihrer straffen Konsequenz, entzückend in ihrer durchsichtigen Klarheit! Und doch kann uns jeder Tag, wenn wir nur die Augen offenhalten, lehren, daß d a s eben Theorie ist und nicht das Leben, das Leben mit seiner Verworrenheit, seinem Dunkel, seinem Widersinn, wo alles andre herrscht, nur nicht logische Konsequenz und ausgleichende Gerechtigkeit.

Und gerade dieses Leben mit seinem Kreuz und Quer, mit seiner Härte und Unbarmherzigkeit, die den Starken emporhebt und den Schwachen zertritt, die den Schreier an die volle Tafel setzt und den Bescheidenen in der Ecke hungern läßt, — grade dieses Leben finden wir in der Volksweisheit mit überraschender Sicherheit erfaßt. Da ist keine Theorie, keine Spekulation und Deduktion, keine Abstraktion von der Wirklichkeit; es wird nicht darüber diskutiert, wie es sein könnte und sein müßte. Sondern das reale Leben in seiner ganzen Rauheit, Roheit und Schärfe tritt uns entgegen wie in einem Spiegel. Wir sehen, wie die Fäden sich schlingen, wie sie diesem zu einem Netz werden, in das er sich unrettbar verstrickt, und jenem zu einem Alpenseil, an dem er unaufhaltsam in die Höhe klettert. All die Mächte, von denen wir uns täglich umgeben fühlen, die unser Leben fördern oder hemmen, die uns freuen oder ärgern, die uns optimistisch oder pessimistisch denken lehren, mit denen wir kämpfen oder von denen wir uns tragen lassen, sie stehen hier plastisch, von Meisterhand geformt, vor uns. Und was uns selbst zunächst vielleicht nur dämmerte, als nebelhafte, verschwommene Erkenntnis fern am Horizont, das wird nun prächtig klar und fest umrissen, wie wenn in die graue Dämmerung hinein das goldene Sonnenlicht fällt.

Man muß nur, um der Spruchweisheit des Volkes gerecht zu werden, den rechten Standort zur Beurteilung finden. Sieht man in ihr ein Kompendium der Moral, einen Moralkodex, den man in jedem einzelnen Falle nur aufzuschlagen braucht, um zu wissen, wie man sich zu verhalten habe, dann freilich wäre berechtigt, was man gemeinhin gegen sie einwendet. Aber sie will das gar nicht sein. Sie will weder durch ein Aufdecken der letzten Motive uns vor das Wesen der Dinge stellen noch durch Aufstellung sittlicher Normen unserem Willen den Weg weisen. Man tut ihr vollkommen unrecht, wenn man sie von dieser Seite aus beurteilt und dann natürlich auch verurteilt. Sie will weiter nichts sein als ein Spiegelbild

des Lebens. Sie nimmt uns an der Hand und führt uns vor die Bühne, deren Bretter nicht bloß die Welt „bedeuten“, und zeigt auf das bunte und verworrene Treiben: „Seht, so geht es im Leben zu.“ Und überläßt es uns, bei uns selbst den Schluß zu ziehen: „Disce monitus!“ Nicht mit aufdringlicher Überredungskunst, nicht mit pedantisch-galliger Schulmeisterei, nicht mit faustdick unterstrichenem „fabula docet“. Es genügt ihr, den äußeren Weltverlauf, in seinen Grundverhältnissen scharf und sicher umrissen, sich vor uns abspielen zu lassen. Denn darauf beruht die Eindringlichkeit und Nachdrücklichkeit ihrer Sprache, daß sie aus der verwirrenden Fülle des Geschehens mit sicherer Hand das Zusammengehörige herausgreift, daß sie in dem verschlungnen Knäuel von Ursachen, die Folgen sind, und Folgen, die wieder Ursachen werden, mit kundigem Auge den Lauf des Fadens findet. Sie lehrt uns sehen. In dem Labyrinth, in das wir hineingestellt sind, führt sie uns an den Punkt, von wo aus all die verworrenen Gänge klar und übersichtlich zu sehen sind. Und was uns vorher ein sinnloses Durcheinander schien, in dem weder Zweck noch Ziel zu erkennen war, das sehen wir jetzt alles aus seinen Anfängen folgerichtig sich entwickeln. Es sind die Glossen eines objektiven Zuschauers, der von höherer Warte aus sieht, was den unten Wandelnden noch verborgen ist; die Bemerkungen eines väterlichen Freundes, der das Leben kennt und nun aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung mitteilt, wie es im Leben hergeht.

Die Spruchweisheit des Volkes ist also Erfahrungsweisheit, erlebte Weisheit. Nicht nur die Erfahrung eines kurzen Lebens, die nun verallgemeinert würde. Sondern was Geschlechter auf Geschlechter sich immer wiederholen sahen, was sich endlich wie ein unumstößliches Gesetz dem Vater und dem Enkel einprägte, das fand im Sprichwort seinen Niederschlag. Es ist die Weisheit eines alten, erfahrenen Philosophen, der das Leben durch und durch kennt, in seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Schlichen und Plötzlichkeiten, seinem offenen Gesicht und seinem hinterlistigen Lächeln; der sich über nichts mehr wundert, sondern zu allem nur bestätigend nickt: „Ja, so geht's im Leben.“

Natürlich ist es unter diesen Umständen ganz verkehrt, bei der Spruchweisheit eine besondere Tiefe sittlicher Auffassung zu suchen. Man mutet ihr damit etwas zu, wozu sie gar nicht den Beruf in sich fühlt. Sie will gar nicht urteilen, ob dies oder jenes gut oder böse, recht oder unrecht ist. Sie ist weder Sitten- noch Bußpredigerin. Sie begnügt sich damit, Tatsachen festzustellen, und enthält sich jedes Urteils über deren ethischen Wert. Aus Erfahrungen, guten oder bösen, die so und so oft gemacht worden sind, die sich überall wiederholen, zieht sie den einfachen Schluß: „So geht's im Leben.“ Und damit sieht sie ihre Aufgabe erfüllt. Ist's erfreulich, daß es so hergeht, ist's betrübend, daß es nicht anders ist? Sie fragt nicht danach; sie reflektiert nicht, ob es eigentlich anders sein müßte, sie will nicht bessern, nicht erziehen. Dieser Ehrgeiz ist ihr fremd. Sie greift in den Schatz ihrer Erfahrung und holt hervor Altes und Neues. Das „fabula docet“, die „Moral von der Geschicht'“ zu finden, überläßt sie getrost jedem.

Es versteht sich ganz von selbst, daß sie als erlebte Weisheit dann für die, die zu leben anfangen, zu einer Lebensweisheit wird. Wer das Leben noch nicht

kennt, wird sich gern von dem belehren lassen, dem nichts Menschliches fremd ist, der auf allen Höhen gestanden und in alle Tiefen hinabgeblickt hat. So wirkt sie ganz von selbst aufklärend, belehrend, erzieherisch; aber doch nur in demselben Sinn, wie auch das Leben selbst eine Schule ist. Sie ist keine Sammlung sittlicher Vorschriften, auch kein Kompendium der Nützlichkeitsmoral im gewöhnlichen Sinn. Sie gibt keine Verhaltungsmaßregeln; sie sagt nicht: dies und das mußt du tun und dies oder jenes lassen. Sie läßt die Tatsachen reden und die Tatsachen wirken. Sie faßt die Erfahrung vieler Generationen zusammen; und wer überhaupt noch zu denken vermag, wird daraus den Schluß ziehen, daß es ihm in ähnlichen Fällen genau ebenso gehen wird. Und dadurch stellt sich dann die erzieherische Wirkung von selbst ein. Sie ist nicht gewollt, sie liegt in den Tatsachen selbst. Die Lebenskräfte und Lebensmächte, die innig verschlungen das bunte Bild des Lebens malen, treten hier einzeln, plastisch, mit all ihren Folgen vor uns hin: die guten und die bösen, die schädlichen und die hilfreichen, die fördernden und die hemmenden. Der Lebensinstinkt wird einem jeden schon sagen, welche er zu wählen hat; und wenn er nun wählt, wählt er wissend, und die Folgen kommen als sein Werk über sein Haupt. Sie läßt die Klippen sehen, an denen das Leben strandet, sie läßt die Torheiten ahnen, die den besten Willen lahmlegen, sie zeigt die Schleichwege und krummen Pfade, auf denen man zum Ziele gelangt, sie erzählt, wie Klugheit oder verschmitzte Schläue, der jedes Mittel recht ist, sich durchsetzt, wie der ehrliche, offene Wille an Bosheit und Niedertracht scheitert. Und das alles ruhig und objektiv, ohne Parteinahme für oder wider, ohne Empfehlung des einen und Verwerfung des anderen. Aber wer auf ihre Stimme hört, der wird, vom Leben selbst gelehrt, nun wissend seines Weges gehen; er kennt die Mächte, mit denen er zu tun hat, er kann sie benützen, er kann sich vor ihnen hüten; die Entscheidung liegt nun in seiner Hand.

Ist die Spruchweisheit des Volkes ein getreues Spiegelbild des Lebens, dann wird sie auch ebenso widerspruchsvoll sein wie das Leben selbst. Sie systematisiert weder noch gleicht sie aus. Sie stellt Erfahrung neben Erfahrung, und die oft recht schroffen Widersprüche machen ihr keine Sorgen. Im Leben stehen sie ja auch ebenso schroff und unausgeglichen nebeneinander. So wird die Erfahrung es immer wieder bestätigen, was das Sprichwort etwa so ausdrückt:

Wie die Arbeit, so der Lohn,

oder:

Wie die Saat, so die Ernte.

„Aus nichts wird nichts." Der Summe aufgewendeter Arbeit und Mühe entspricht auch der Ertrag. Wo nichts geschieht, kann auch nichts werden:

Wer den Acker nicht will graben,
Wird nichts als Unkraut haben.

Oder konkreter, plastischer:

Ungebauter Acker trägt selten gut Korn,

oder:

Hurwermiel get Hurwerpankah (Hafermehl gibt Haferpfannkuchen),

oder:

Up en'n Kulappelbam, da wasset sin Lewe keine Sommerstelke (Auf einem Kühläpfelbaum [geringe Sorte] wachsen sein Leben keine Sommerstielchen [sehr feines Obst]),

oder:

Schlechtes Leder — schlechte Schuhe.

Dagegen wird der Fleißige auch immer seinen Lohn finden.

Fleißiger Spaten ist immer blank,

oder:

Fleiß bringt Brot,
Faulheit bringt Not.

Nun wird man aber ebensooft die Erfahrung machen, daß Arbeit und Lohn in gar keinem Verhältnis zueinander stehen. Dem einen wirft das Glück in den Schoß, was der andere auch bei größtem Fleiß nie erreicht. Mühelos kommt er voran, er „hat eben Glück“. Und ebenso hartnäckig heftet sich das Unglück dem andern an die Fersen. Was er auch anfängt, mißlingt ihm; er mag sich abplagen und abmühen, es hilft nichts. Dieser schroffe Widerspruch spiegelt sich getreulich im Sprichwort wider. Heißt es hier:

Wie ich spinne, so ich gewinne,

so ist es ebenso wahr, wenn gesagt wird:

Wem Gott wohl will, dem fällt's im Schlafe zu,

oder:

Wem Gott wohl will, dem leihet der Wind Holz,

oder:

Wer Glück hat, dem kälbert der Holzschlegel,

oder:

Wem das Glück will, der fährt auf einem Besenstiel über den Rhein,

oder:

Wem Gott wohl will, der kann auf einem Strohhalm schiffen.

Und das Gegenteil ist ebenso häufig: alle Mühe, alle Arbeit ist umsonst, wenn man kein Glück hat:

Wenn 's Unglück will, fällt sich eine Katze vom Stuhl zu Tode,

oder:

Bann (wann) deß Uglöck sän Welle (Willen) soll ho, so koo me of ebener Arde den Haals gebrech,

oder:

Wer kein Glück hat, verliert 's Brot im Sack,

oder:

Wenn men Unglück sem sal, san breket men den Finger in der Westentaschen af,

oder:

Wenn en Unglück sin sall, so kannst du up den Rüggen fallen und breeken de Näs af,

oder mit bitterer Ironie:

Wenn 's Unglück sein soll, findet man keinen Baum, sich daran zu hängen.

Ein Ausgleich zwischen diesen Widersprüchen wird gar nicht versucht; sie stehen unvermittelt nebeneinander. Er wäre auch gar nicht möglich, weil er stets

wieder an den gegensätzlichen Erfahrungen scheitern würde, die man im Leben macht. Und da das Sprichwort nichts weiter sein will als der Ausdruck dieser Erfahrungen, so bleibt ein jedes wahr, auch wenn sie sich noch so schroff widersprechen. Sie wollen keine allgemein gültigen, unumstößlichen Wahrheiten sein, sondern nur das Leben widerspiegeln mit all seinen Willkürlichkeiten und Widersprüchen.

Die Beispiele hierfür ließen sich mehren. Es wird ein jeder einmal die Erfahrung machen, wie bitter sich unter Umständen ein unüberlegtes Wort rächt. Und er wird aus dieser Erfahrung die Lehre ziehen:

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Denn

Wer schweigt, verredet sich nicht,

und

Schweigen und Denken
Kann niemand kränken.

Nur

Narren reden, was ihnen einfällt.

Vertrauensseligkeit wird oft bitter bereut:

Wer sein Geheimnis offenbart, verkauft seine Freiheit.

Selbst dem Freunde gegenüber erscheint sie übel angebracht:

Wer sein Geheimnis dem Freunde vertraut, wird sein Gefangener.

Auch wird, wer stets das Herz auf der Zunge trägt, wenig Vertrauen finden. Man wird mit Recht denken:

Wer seine eignen Geheimnisse nicht bewahren kann, wird auch fremde ausplaudern.

Und doch wäre es ebenso verkehrt, nun Verschlossenheit und strengste Verschwiegenheit sich zur steten Regel zu setzen:

Schweigen tut nicht allweg gut.

Man kann dadurch ebensoviel verderben wie mit Geschwätzigkeit. Man nimmt das Schweigen als zustimmende Willensäußerung:

Schweigst du stille,
So ist's dein Wille.

Den Freund wird es verdrießen, wenn man sich stets vor ihm verschließt:

Durch Schweigen verdirbt viel Freundschaft.

Auch wird leicht hintangesetzt, wer nie den Mund aufzutun wagt:

Wer nicht spricht, den hört man nicht,

und

Wer sick nich meldt, de kritt nix.

Denn

Schweigendem Mann
Niemand helfen kann,

wogegen

Ein gutes Wort
Findet einen guten Ort.

Die Weisheit des Sprichwortes will stets cum grano salis verstanden sein.

Wagemut und Entschlossenheit bringen oft Großes, Unmögliches zustande:

Dem Mutigen gehört die Welt,

und

Das Glück ist dem Kühnen hold,

und

Tollkühn ergreift das Glück.

Aber soll man deshalb immer alles auf eine Karte setzen? Soll man die bedächtige Klugheit verachten, die sorgsam die Folgen erwägt und die Kräfte überschlägt, ehe sie zu handeln beginnt?

Eile mit Weile

ist doch eine sehr beherzigenswerte Mahnung, denn

Übereilen bringt Verweilen.

Und wer unüberlegt handelt, wird die Folgen am eigenen Leibe spüren:

Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken in die Augen.

Am Ende läßt sich der Erfolg doch nicht erzwingen:

Kommt Zeit, kommt Rat,
Kommt Sack, kommt Saat.
(Sack = Saatzeit, wo der Sack zum Säen hervorgeholt wird.)

Da ist es doch besser, wenn man vorher alles genau erwägt, die Kräfte und Mittel überschlägt, ehe man anfängt:

Man muß kochen, ehe man anrichtet,

oder drastischer:

Erscht a Nos un denn ä Brill.

Sonst kann es einem gehen wie dem, der

Juchhe! schreit, eh' er über den Graben ist,

und man wird merken:

Wenig Vorsorge, viel Nachsorge.

* * *

Es ist leicht erklärlich, daß sich unter dem großen Schatz an Spruchweisheit, den wir besitzen, auch viel unechtes und minderwertiges Gut findet. Auch manches nicht Erlebte, sondern Erdachte und Ausgeklügelte findet sich darunter. Unter uralte Väterweisheit mischt sich altkluges Kindergeschwätz. Und von unkritischem Sinn und ungeschultem Auge wird beides miteinander vermengt und eins dem anderen gleichgesetzt, wenn es auch noch so verschieden ist an Wert und Gehalt. Ein Kennzeichen des wertvolleren älteren Gutes ist der scharfe Blick, mit dem die Verhältnisse beobachtet und durchschaut werden, und nicht zuletzt die konkrete Plastik und Treffsicherheit, mit der sie festgehalten werden. Die verallgemeinernde Abstraktion vom Einzelfall, die wortreiche Umschreibung, die sich allen Einzelerscheinungen anpassen möchte, sind überall Kennzeichen, daß es sich um jüngere Bildungen handelt, die nicht dem ursprünglichen quellenden Leben, sondern grübelndem Nachdenken, das weise die Stirne furcht, entsprossen sind. Die echte Spruch-

weisheit ist ein Erzeugnis des Lebens selbst. Sie ist nicht erdacht und ausgeheckt, sondern erfahren und erlebt. Sie will nicht abstrahierte, verallgemeinerte Lebensweisheit geben, der man keine Spur ihres Ursprungs mehr anmerkt. Sie trägt noch den Geruch des Bodens, dem sie entstammt, und gibt noch heute ein lebendiges Bild der Verhältnisse, unter denen sie entstand und die heute vielleicht längst entschwunden sind. Was in allgemeinen Betrachtungen sich ergeht, was nicht das Kolorit eines bestimmten Ortes oder einer bestimmten Zeit trägt, das ist jüngeres Gut. Ihm fehlt die Prägnanz und Kürze des echten Sprichwortes. So redet das Volk nicht; es kann nicht philosophieren und abstrahieren; es hält sich an das einzelne Vorkommnis und überläßt es jedem, sich die Deutung zu machen.

Man empfindet unwillkürlich, wenn man solch verschiedene Bildungen einander gegenüberstellt, wie unterschiedlich an Wesen und Gehalt sie sind. Wählen wir ein Beispiel. Die Erfahrung lehrt, daß, wer das Kleine nicht zusammenhält, es nie zu was Rechtem bringt; wer aber, mit wenigem zufrieden, auch mit einem kleinen Gewinn, einem kleinen Fortschritt schon sich begnügt, allmählich das Kleine wird wachsen sehen; alles Große entsteht eben aus kleinen Anfängen. Wenn das nun etwa in die Worte gefaßt wird:

Wer das Kleine nicht ehrt,
Ist des Großen nicht wert,

oder:

Wer des Kleinen nicht acht't,
Dem wird 's Große nicht gebracht,

so sieht man auf den ersten Blick, wie entsetzlich lehrhaft sich das ausnimmt. Das ist die Sprache des Schulmeisters, der mit erhobenem Zeigefinger der lauschenden Jugend seine Weisheit predigt. Und diese ganz unvolkstümliche Unbestimmtheit: „das Kleine", „das Große". So redet doch nur der, der in abstrakten Begriffen zu denken gewohnt ist. Das Volk verlangt Konkretes, eine genaue Bestimmung. Im Munde eines Bauern wird ein solches Sprichwort stets wie angelernte Buchweisheit klingen. Da lautet es doch schon viel konkreter und anschaulicher, wenn es heißt:

Wer den Pfennig nicht ehrt,
Ist den Taler nicht wert,

oder:

Wer einen Halm nicht aufhebt, kriegt nie eine Bäusche (Gebund Stroh)

oder:

Wer 's Stückla Braut nit acht't, kreigt kan Lab.

Hier sind die Abstrakta „Kleines" und „Großes" überall durch Konkreta ersetzt: Pfennig und Taler, Halm und Bäusche, Stück Brot und Laib. Und man empfindet unmittelbar, wieviel volkstümlicher, natürlicher das klingt, als die blassen Abstraktionen. Und doch stört auch in diesen Sprüchwörtern noch die Reflexion, die wie ein Ansatz jenes lehrhaften Tones sich anhört. Auch hier begnügt sich das Sprichwort nicht mit der Feststellung der Tatsache, sondern es gibt auch gleich die Deutung. Genau dieselben Gedanken wie diese wortreichen, reflektierenden Sätze enthalten die folgenden kurzen:

Kleine Bäche machen große Flüsse,

oder:

Viele Körnlein geben einen Haufen.

Das ist kurz, prägnant, konkret und anschaulich. Lediglich die Tatsache, die allbekannt ist, wird festgestellt. Keine Spur von Reflexion über ihre Bedeutung und ihren Sinn. Kein Versuch, sie auszudeuten und anzuwenden. Das mag ein jeder selbst besorgen. Und wirken sie in ihrer Prägnanz und konkreten Fassung nicht viel nachhaltiger wie die schulmeisterlich überlegene Weisheit und Abstraktion?

Wir wollen noch an ein paar anderen Beispielen den Unterschied deutlich machen. Mit der Freundschaft und ihrem Wert und Bestand beschäftigen sich eine Menge Sprichwörter. Im Glück stellen sich die Freunde ungebeten ein. Das sagt ganz abstrakt ein Sprichwort, das eigentlich kaum noch so zu nennen ist:

Wem's wohl geht, der hat viele Freunde.

Das wirkliche, echte Sprichwort für diese Wahrheit aber lautet:

Ein reicher Mann hat viele Brüder.

Wieder ist der Unterschied augenfällig. Oder wenn von der Dauer, dem Bestand der Freundschaft die Rede ist, kann es wohl heißen:

Wo Geld kehrt und wend't,
Hat die Freundschaft bald ein End'.

Das ist abstrakt, reflektiert. Konkret-anschaulich dagegen ist es, wenn gesagt wird:

Wann das Faß leer ist, so wischen die Freunde das Maul und gehen.

Es ist zwar immer noch nicht der echt volkstümliche Ton; aber es ist doch wenigstens keine Abstraktion dabei. Es ist lediglich der konkrete Einzelfall festgehalten: Zu einem fröhlichen Feste waren sie alle geladen; und so lange der Wein floß, waren sie des Hausherrn beste Freunde und gelobten ihm ewige Freundschaft. Nun ist das Faß leer, da drückt sich einer nach dem andern. Die Nutzanwendung aber mache du dir selber!

Die Eigenheit des Menschen, was ihn angeht, was er besitzt oder geschaffen hat, für besser, vollkommener und trefflicher zu halten als das der anderen, wird gekennzeichnet durch Worte wie:

Jedem Narren gefällt seine Kappe,

oder:

Jedem Vogel gefällt sein Nest,

oder:

Jedem dünkt seine Eule ein Falk,

oder:

Jeder hält sein Kupfer für Gold.

Und doch nimmt sich das alles kraftlos und gekünstelt aus gegen die kurze, in ihrer anspruchslosen Schlichtheit unfehlbar wirkende Bemerkung:

Seine Eier sollen mehr gelten wie die von andern Leuten.

Das ist unmittelbar aus dem Leben herausgegriffen, voll Farbe, Kraft und Anschaulichkeit.

Es ist bekannt, daß man einen Schaden erst dann ausbessert, wenn das Unglück geschehen ist:

Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu,

oder:

Wenn das Kalb (die Kuh, das Pferd) gestohlen ist, bessert der Bauer den Stall aus.

Gewiß, das ist auch anschaulich und konkret. Und doch, wie kommt die ganze lächerliche Torheit eines solchen Verhaltens überwältigend zum Ausdruck in dem kurzen Wort:

Gesottenem Fisch hilft das Wasser nichts.

Er wird nicht mehr lebendig, alle Mühe nützt nichts, es ist zu spät.

Das Sprichwort hat es überhaupt gern mit der menschlichen Torheit zu tun. Dazu gehört es z. B. auch, wenn einer

mit dem Pfennig knausert und den Taler verschwendet

oder

auf den Pfennig sieht und den Batzen fahren läßt.

Daß das eine große Torheit ist, wird keiner leugnen. Aber wer ist denn auch so töricht? Das Sprichwort ist so abstrakt und abgeblaßt, daß sich keiner getroffen fühlen wird. Man fragt sich, ob es überhaupt möglich ist, so töricht zu handeln. Gewiß!

Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt ein Dreierlicht dabei.

Da sehen wir ihn leibhaftig vor uns, den Toren, der nach dem verlorenen Pfennig das ganze Haus absucht und dabei an Licht das Dreifache verschwendet. Und wir fragen nicht mehr: Ist solche Torheit möglich?; wir schweigen, denn — wir fühlen uns selbst getroffen.

Viele wollen über sich hinaus. Sie hegen große Pläne, die sie nicht ausführen können, und bringen sich selbst in Ungelegenheiten, ohne ihr Ziel zu erreichen. Das Törichte und Zwecklose eines solchen Beginnens kommt uns unmittelbar zum Bewußtsein, wenn wir bedenken:

Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.

Ein anderes desselben Inhalts können wir seiner drastischen Derbheit wegen hier leider nicht wiedergeben.

Immer ist es diese Kürze, Prägnanz und konkrete Anschaulichkeit, die das wirklich volkstümliche Sprichwort vor den lehrhaften, verschwommenen Abstraktionen voraus hat, und die es als aus dem unmittelbaren Leben geschöpft kennzeichnen. Und gerade das ist der Punkt, worin es sich von der Buchweisheit unterscheidet. Nicht seine Tiefe, nicht seine ethische Höhe machen es wertvoll, sondern die Sicherheit, mit der die Verhältnisse und Beziehungen des Geschehens aufgefaßt, und die anschauliche Plastik, mit der sie dargestellt sind. Diese Kraft des Gestaltens ist dem Volke fast ganz entschwunden. Um so mehr Grund, den Schatz, den wir besitzen, mit Sorgfalt zu hüten.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Dritter Teil: Die Königsfrau

(Schluß)

Sechstes Kapitel: Judith Platter hat dunkle Stunden und vollbringt ihre letzte Tat, bevor es wieder Frühling ward

Nun lag über dem Hof unter den Königswänden der weiße Winter. Er erstickte jeden lebensfrohen Erdenlaut, thronte in starrer Majestät, verbreitete in dem großen Schweigen jene eisige Einsamkeit, darin ein Weltherrscher sich hüllt.

Selbst der Schall der Klosterglocken drang nicht mehr empor aus der Tiefe; und nur wenn ein Adler mit schrillem Schrei vorüberschwebte, eine Fichte unter ihrer Schneelast krachend zusammenbrach, belebte sich diese blasse, totenhafte Natur. Gleich darauf versank die glanzvolle Welt wiederum in Lautlosigkeit, Feierlichkeit, Frieden ...

In dem Reiche der Königsfrau herrschte die Arbeit des Winters. Für die Knechte war diese voller Gefahren, für die Mägde voller Behaglichkeit. Die Knechte führten die im Herbst gefällten, in gewaltige Kloben zersägten Bäume zum Hof. Hochbeladen waren die ungefügen Schlitten, die der Mann selbst lenkte: vereiste, steile Lehnen hinab, auf schmalen, schwankenden Stegen über Schlünde hinweg, an Abgründen entlang. Kam das schwere Fahrzeug ins Gleiten, und besaßen die Fäuste, die es gepackt hielten, keine Riesenkraft; oder strauchelte der Mann auf spiegelglatter Bahn, so war er verloren. Judiths junge Knechte wetteiferten in der Kunst, sich mitten im Lauf auf den Schlitten zu schwingen und mit diesem, bei beiden „Hörnern“ ihn regierend, pfeilschnell niederwärts zu sausen. Meister solchen gefahrvollen Spiels blieb Martin.

Abends saß das Gesinde zusammen in der geräumigen Leutestube. Die Mägde spannen, die Burschen schnitzelten. Und alle schwatzten: Dolomitensagen, Alpengeschehnisse, Abenteuer von Waldbauern, Hirten und Jägern, Abstürze und Unglücksfälle, Geistergeschichten — Liebesgeschichten. Letztere wurden von dem jungen Völklein nicht nur berichtet, sondern gelebt. Martin war unter den Burschen der einzige, der keine Liebelei hatte. Und er wußte doch: eine ehrliche Liebelei

zwischen zwei jungen Menschenkindern führte auf dem Hofe der Königsfrau stets zu einer lustigen Hochzeit.

Das wußte dort oben ein jeder und eine jede; und weil sie es wußten, geschah in Judith Platters Hause niemals etwas Unrechtes. Gewannen sich zwei lieb und gestanden sie es sich einander, so sagten sie ihr Sich-Gernhaben alsbald auch der Herrin. Hand in Hand trat das Pärlein im Sonntagsstaat in das mit dem schönen, bereits goldig leuchtenden Zirbenholz ausgetäfelten Zimmer, kündigte schamhaft seine junge Liebe an, sagte schüchtern und zuversichtlich-zugleich:

„Hast du etwas dagegen, wenn wir uns gern haben?"

Beide wußten aus den Erfahrungen anderer, wie es kam. Sinnend ruhten Judiths ernsthafte Augen auf den zwei Jungen und Glücklichen. Dann sagte sie mit leisem und etwas wehmütigem Lächeln:

„Ich will zusehen, wie's mit eurer Liebe steht, und ob ihr brav bleiben könnt. Befinde ich euch, wie es sich für ein rechtes Liebespaar schickt, so richte ich euch hier oben die Hochzeit. Auch die Wohnung, wenn ihr das wollt. Also seht zu, wie's wird."

Die beiden „sahen zu"; und es ward so gut und so tüchtig, wie alles war, was mit der Frau auf dem hohen Hofe zusammenhing. Zur üblichen Jahreszeit, wann in den Dolomiten nach uraltem Brauch aus glücklichen Brautpaaren glückliche Eheleute wurden, ward auf dem Königshof Hochzeit gefeiert; und in der Kapelle zum blutenden Herzen Mariä schlugen zwei zärtliche Herzen dem Segen des Priesters entgegen. In eigener hochwürdiger Person gab der Herr Superior die beiden zusammen im Beisein des ganzen Gesindes und — der Herrin, die dicht hinter dem Paar den Ehrensitz hatte, und die nur bei solcher Gelegenheit das kleine von ihr gestiftete Heiligtum betrat.

Dann war es schier verwunderlich, wie der gestrenge geistliche Herr auch jetzt wiederum nicht zu den Hochzeitsleuten, sondern zu der Hochzeitgeberin sprach. Wenigstens ruhte sein Blick beständig auf Judith; und auch sie — bei dem blutenden Herzen Mariä! — auch sie wandte kein Auge von ihm. Was er bei diesen Traureden sagte; wie er's sagte! Das Völklein der Berge und Wälder hatte bis dahin nicht gewußt, daß einem Menschen solche großen, heißen, machtvollen Worte gegeben waren. Sie priesen mit Engelzungen der Menschen Liebesglück; nannten dieses der Menschen Allerhöchstes und Allerheiligstes, nannten diejenigen allem Glück der Erde und des Himmels verloren, die leben mußten, ohne das höchste Heiligtum der Welt empfangen und der Liebe Seligkeiten empfunden zu haben.

Schier verwunderlich war's! Brautleute und Brautgefolge verstanden nicht des Priesters Rede. Aber sie fühlten dunkel: es sprach zu ihnen ein Mann, der zu jenen gehörte, welche von diesem höchsten Erdenglück ausgeschlossen waren und sich in Sehnsucht nach dem verlorenen Himmel verzehrten. Und diesem war doch ihr ganzes Leben geweiht.

* * *

Seit dem Herbstgang auf die Hochalm und dem Abschied des jungen Venezianers vollzog sich mit Judith mehr und mehr eine wundersame Wandlung. Sie erkannte den Vorgang, wehrte sich dagegen, fühlte das Vergebliche ihres Kampfes.

Was war's mit ihr? Welche geheimnisvolle Macht gewann über ihr freies und starkes Innere allmählich Gewalt?

Wenn sie an ihrem Webstuhl saß, konnte es geschehen, daß ihrer nimmer ruhenden Hand das Webeschifflein entglitt, daß die fleißigste der Frauen müßig dasaß, versunken in tiefes Sinnen, daraus sie jäh aufschreckte, wie aus schweren Träumen erwachend. Wenn in solchen Stunden eine der Mägde mit einem Anliegen die Herrin aufsuchte, so wagte sie keine Anrede, blickte scheu hinüber, schlich wieder hinaus, teilte den anderen flüsternd mit:

„Stört sie nicht. Sie hat wieder ihre dunkle Stunde."

Und „wieder ihre dunkle Stunde" hatte Judith, wenn abends auf die blinkende Weiße die fahle Dämmerung herabsank, allen Glanz auslöschte, Himmel und Erde in Nebelnacht hüllte und die Menschenseele mit Sehnsucht erfüllte. Und gar wenn es eine Frauenseele war, einsam im tiefsten Innern. Um so einsamer, je stolzer sie war, und je stärker sie schien. Dann um so dunkler die Stunde, um so heißer die Sehnsucht.

Wonach?

Judith wußte keinen Namen dafür, suchte auch nicht nach Namen, wußte nicht, daß das, was ihr die dunkle Stunde brachte, in ihrer tiefen Einsamkeit, ihrer heißen Sehnsucht lag. Sie hätte jeden, der es ihr gesagt und gedeutet haben würde, voller Empörung zurückgewiesen; hätte sich selbst geschmäht, wäre sie sich der Ursache ihrer Wandlung bewußt worden.

Sie war nicht mehr jung; und gerade, weil sie nicht mehr jung war —

Sie hatte den Jüngling, der einem anderen glich, auf den Mund geküßt ... Es war, als hätte dieser Kuß jenes mystische Sehnen in ihr geweckt; als hätte ihre unverständliche Wandlung mit diesem Kusse begonnen. Zugleich auch die Zeit ihrer dunklen Stunden.

Er, dessen Mund sie geküßt hatte, liebte sie, die nicht mehr jung war; liebte sie mit verzehrender Leidenschaft.

Konnte das möglich sein? ... Sie wagte nicht, es sich zu gestehen. Als sie dann endlich zu dem Geständnis den Mut fand, schämte sie sich. Mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht, als müßte sie es vor sich selbst verhüllen.

Geliebt wurde sie!

Sie ging hinaus in die Winternacht. Sie wollte ihr Antlitz zur nächtlichen Erde niederneigen; und sie blickte zum Sternenhimmel empor. Belügen wollte sie sich; und sie mußte den Ausruf ersticken, mit dem sie ihre Erkenntnis der Gottheit bekannte:

Geliebt wurde sie!

Was aber bedeutete die Liebe des guten Jünglings gegen die Liebe, mit der sie einstmals von dem anderen geliebt worden war? Dennoch hatte er sie verlassen, sie verraten können. Tot war er für sie; tot mußte er für sie bleiben ... Als ob Tote nur am Jüngsten Tage ein Auferstehen hätten! In ihren dunklen Stunden, die häufiger und häufiger kamen, packte sie Angst, Entsetzen, Grauen: wenn auch *dieser* Gestorbene nicht erst beim letzten Gericht für sie auferstand —

Sollte sie Richterin sein? Sie, die sich selbst schuldig fühlte! Denn es kam für Judith Platter eine Stunde, in der sie erkannte:

„Als du den Scheidenden auf den Mund küßtest, da küßtest du in ihm nicht Barbaro Bossi, sondern Rochus von Enna."

* * *

Seit dieser neuen Erkenntnis, die Judith zugleich ihre Schwäche, ihr Weib-Sein erkennen ließ, fühlte sie die Veränderung, die mit ihr vorging, auch in ihrem Empfinden Pater Paulus gegenüber.

Ihretwillen war er von Rom — denn das wußte sie erst jetzt! — nach Kloster Neustift gekommen; ihretwillen hatte er sich in die Dolomitenwildnis zu der Brüderschaft der Büßer verbannen lassen; ihretwillen war er geblieben; ihretwillen würde er bleiben, bis —

Bis wann?

Wieder und wieder diese Frage! Diese Frage in wachsender Erregung, wachsender Angst vor der Antwort.

Bleiben würde er, bis er müde geworden, den weiten, mühseligen Weg von der durch ihn zum Heiligtum geweihten Klausur sündiger Menschen zu ihrer Höhe hinaufzusteigen: bei dem wildesten Wetter; bei Orkan und Schneetreiben, Nebelnacht und Lawinengefahr! Bleiben würde er, bis er erkannt hätte, daß er sie nicht zwingen konnte: weder zu seinem Gott, noch zu sich selbst im Namen seines Gottes! Bleiben würde er, bis er als Besiegter weichen mußte.

Oder bis s i e weichen mußte als Besiegte ... Der Kampf zwischen ihm und ihr war nicht etwa ein Kampf zwischen Priester und Christin, sondern zwischen Mann und Weib. Der große Kampf der Geschlechter war's; der blutige Kampf zweier Menschen.

Sie hatte sich als stark erwiesen: sie, das Weib! Wie aber, wenn —

Über dieses „Wenn" und darüber, was diesem „Wenn" folgen würde, begann Judith Platter zu sinnen und zu grübeln: durch alle die dunklen Stunden, die mehr und mehr zu ihren Tagen, zu ihren wachen Nächten wurden, die sie müßig und unstet, blaß und elend machten, daß sie umherging wie mit gelähmten Gliedern, mit gelähmtem Geiste; daß ihr treues Gesinde die Köpfe zusammensteckte und einander zuraunte:

„Sie ist krank!"

Krank Judith Platter? Krank die Königsfrau? Krank die Gesunde und Starke? Und zwar krank nicht am Körper, sondern krank am Gemüt ... Und das sollte möglich sein!

„Wenn's wieder Frühling wird, tu ich meine Wallfahrt zum blutenden Herzen Mariä in den Dolomiten am Schlern, wonach unsere Kapelle genannt ward. Ich opfere der guten Himmelskönigin ein silbernes Herz und zwei Wachskerzen. Dann macht sie unsere liebe Herrin gesund."

Martin war's, der für Judith Platter die Wallfahrt tun wollte:

„Wenn's wieder Frühling wird ..."

Bevor es wieder Frühling ward, brach jedoch für den Hof unter den Königswänden eine Nacht an, die dessen Herrin das Letzte brachte. Es sollte zugleich Judith Platters letzte Lebensnacht sein.

* * *

Die halbe Nacht hatten die beiden zusammen geredet — miteinander gekämpft. Im Hause schlief alles. Aus der Gesindestube drang bisweilen das dumpfe Knurren der Hunde, die des geistlichen Gastes wegen eingesperrt waren, zu ihnen herüber; und Judiths Vögel ließen im Schlaf einen leisen zwitschernden Laut hören: sie mochten von dem Frühling träumen, der sein baldiges Nahen durch Föhnsturm, Lawinendonner und die ersten blaßblauen Anemonen angekündigt hatte.

Wie schön war die Welt, wenn es Frühling ward ...

Schön war auch diese Nacht; voll Schweigens und Friedens. Der Mond schien hell durch die Fenster ins Zimmer und auf die Gestalten der beiden, die voneinander nicht lassen konnten. Sie sprachen leise, fast flüsternd, als fürchteten sie, durch einen lauten Ton die Feierlichkeit der Stille zu stören — als fürchteten sie, in ihren Seelen etwas zu wecken, das in tiefem Schlummer verharren mußte: der laute Ton ihrer Stimmen könnte den Bann des Schlafes brechen, darin sie ihre Liebe und ihren Haß versenkt hatten; alles, was ihr Menschlichstes war. Um ihrer Seelen Seligkeit willen mußten sie ihrem Menschlichsten in ihren sehnsüchtigen Seelen das Grab graben und darauf Schollen werfen, darüber den Hügel wölben, den Stein der Vergessenheit wälzen.

Und so totengräberten sie denn gemeinsam, wo doch in ihnen alles nach Auferstehen schrie; nach Sonne, Frühling, Leben ...

Da begann der Priester der Frau zu erzählen: von Rom, von der Capella Sistina. Er schilderte Judith die Wand mit Michelangelos Auferstehung von den Toten und dem Jüngsten Gericht; und er malte den ungeheuerlichen Vorgang fast mit derselben gewaltigen Beredsamkeit, mit welcher ihn der Buonarotti in Umrissen und Farben auf der weißen Mauer des Heiligtums gedichtet hatte, ein Dante seiner Kunst.

Pater Paulus schilderte:

„Dem Schoße der Erde, die bei dem Posaunenschall der niederfahrenden Cherubim aufbarst und ihre Toten hergab, hat sich der Leib eines Weibes entrungen. Es ist von den Heerscharen der Auferstandenen nur eine. Ihre Glieder sind von fahlen Leichentüchern umwickelt, und ein graues Linnen bedeckt Antlitz und Haupt.

Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Aber ich weiß: es ist nicht meiner Mutter Gesicht. Jetzt erst weiß ich's! Sie fährt aus der Grube wie hinaufgerissen, wie gepeitscht von göttlicher Gewalt, als jagte der Orkan, der die Grüfte durchwühlt, sie empor.

Ihr Leib hat noch die Starrheit des Todes. Beide Arme hält sie steif gestreckt und den Kopf wirft sie zurück in den Nacken, daß ihr verhülltes Gesicht aufgehoben ist. Keine Hand rührt sie, um der Grabeshüllen sich zu entwinden, um die Binde von den Augen zu reißen, und des göttlichen Richters und Rächers furchtbare Herrlichkeit zu schauen.

Auferstanden von den Toten, kümmert sich dieses Weib nicht, was mit Erde und Himmel geschieht, was geschieht mit den Verdammten und den selig Gesprochenen.

Keinen Heiland gibt es für sie: sie bedarf keines Heilands, keines Erlösers!

Auch keiner Mittlerin zwischen sich und dem Richtenden. Sie fleht nicht zur Mutter des Menschensohnes, die ein um den Sohn blutendes Herz hat und sich jetzt zitternd an die Knie dessen schmiegt, der ein Gott ist: ein Gott des Grimms, der Strafe, der Rache. Seine emporgehobene Hand segnet nicht, zieht nicht in seine Himmel empor; sondern sie flucht, zerschmettert, schleudert zurück in die Grüfte.

Aber — es kümmert sie nicht! In grauenvoller Einsamkeit treibt sie durch die Unendlichkeiten. Sie irrt und irrt; sucht und sucht. Und es ist nicht meine Mutter, wie ich als Knabe einst glaubte.

Du bist es, Judith! Judith!

Unbekümmert darum, ob du in Ewigkeit verdammt sein wirst, irrt und sucht deine auferstandene Seele nach dem Einen und Einzigen, für den sie geschaffen ward. In Ewigkeit mußt du irren und suchen; denn in Ewigkeit findest du ihn nicht, der von dir sich abgewandt hat, der dich verlassen, verraten hat, und dem jetzt der Richter und Rächer das Urteil spricht:

‚Du bist verflucht! Verflucht und verdammt in alle Ewigkeit, deines Verrates willen!‘

In alle Ewigkeit geschieden von dir, Judith! Judith! Judith!“

* * *

Sie war stark geblieben. Aber nachdem er sie schwankenden Schrittes verlassen hatte, erkannte sie ihre Schwachheit.

Es war vorbei mit ihrer Kraft. Also auch mit ihrem Widerstand. Und nun es mit diesem vorbei, war es vorbei mit allem.

Auch mit ihrem Leben.

Eine unendliche Ruhe überkam sie, eine schier heilige Feierlichkeit. Zugleich eine leuchtende Klarheit. Auch als sie ihren letzten Entschluß gefaßt hatte, bewegte sie nicht das leiseste Erbeben. Sie traf ihre Bestimmungen, als handelte es sich dabei um eine Sache, die eben getan werden mußte.

Es war so leicht, über sein Leben zu beschließen; so — natürlich war's. Und wie eine leichte, natürliche Sache sollte es vollbracht werden:

Gleich diese Nacht!

Sie schrieb nichts auf, ließ nichts von sich zurück. Nichts anderes als die Erinnerung, daß sie einmal gelebt hatte.

Keine Lüge durfte bei ihrem Tode sein. Der Weg, den sie alsbald gehen wollte, würde von allen als ihr Todesweg erkannt werden. Alle sollten erkennen müssen, daß sie ihn freiwillig ging.

So blieb sie sich bis zum letzten Augenblick getreu.

* * *

Judith rief ihre Hunde. Mit leichter Hand fuhr sie jedem ihrer getreusten Freunde über das zottige Haupt, befahl ihnen, zurückzubleiben, verließ das Zimmer, das Haus.

Über die Schwelle ihres Hauses schritt sie, als würde sie noch in derselben Stunde in ihr Haus zurückkehren.

Die Welt leuchtete wie in Verklärung. Aber sie schaute sich nicht um. Sie ging ihren letzten Gang nicht zaudernd, nicht hastig.

Als sie zu den Königswänden gelangte, blieb sie stehen und sprach laut:

„Ich liebe ihn. Ich habe ihn geliebt jede Stunde. Jede Stunde war mein Haß Liebe. So werde ich ihn denn lieben in alle Ewigkeit."

Sie stieg hinauf.

* * *

Am frühen Morgen fand sie Martin auf dem Lager der ersten blaßblauen Anemonen des Jahres. Sie lebte noch; und ihr brechender Blick sprach gebieterisch ihre letzte irdische Bitte aus.

Nur Martin verstand sie.

Zu der Sterbenden rief er den Priester.

* * *

Siebentes Kapitel: Ein armer Sünder schreibt in seinem Kloster auf dem Aventin zu Rom in sein Büchlein

Im Heiligtum Sant Augustins auf dem Aventin zu Rom.

Nun öffne ich doch noch einmal meiner toten Mutter Buch und will darin einiges aufzeichnen. So war es meiner Mutter Wunsch für ihren lieben Sohn Rochus ...

Das Buch hat viele leere Seiten: viele Jahre blieb es verschlossen. Zum letzten Male schlug ich es auf an dem Tage vor dem Begräbnis Judith Platters, welche die Leute die Königsfrau nannten.

Aber ich schrieb an jenem Tage nichts in das Buch.

Das soll jetzt geschehen — zum letzten Male im Leben, denn bald kommt mein allerletztes.

Das wird dann das Ende eines verfehlten Menschenlebens sein. Was bedeutet das? Die Menschen werden geboren; sie leiden und freuen sich; leiden vieles und freuen sich ein Weniges; sind Gläubige und Ungläubige, Satte und Hungrige, Fleißige und Müßige, Herren und Diener. Sie werden geliebt und bleiben Zeit ihres Lebens ungeliebt; sie verraten und werden verraten. Sie erkennen den Trug und die Lüge des Daseins oder bleiben mit glücklicher Blindheit geschlagen. Kommt alsdann ihre letzte Stunde, so legen sie sich nieder zum Sterben, ringen qualvoll mit dem Tode; und von den Millionen und aber Millionen, die geboren werden, können nur wenige sprechen:

„Und seht — mein Leben war ein gesegnetes!"

Das ist nun einmal nicht anders.

* * *

Ich will heute zurückdenken ...

Judith Platter war gestorben und sollte begraben werden. Der Knecht Martin bedrohte mich:

„Die Frau starb als gläubige Christin. Ihr wißt's, denn Ihr versaht sie mit dem letzten Sakrament. Gebt Ihr der Frau kein christliches Begräbnis, geht's Euch schlecht."

Weshalb sollte ich Judith Platter kein christliches Begräbnis geben?

Weil sie keine gute Christin, weil sie eine Selbstmörderin gewesen? Ihretwillen tat ich ganz anderes als lügen. Also konnte ich ihretwillen auch die Lüge ihres bußfertigen Todes auf mich nehmen.

Aber sie hätte die Lüge verschmäht — sie! Es würde ihr Andenken entweiht haben, hätte ich ihr Sterben mit einer Lüge belastet. Die Lüge vernichten, hieß für mich, ihr Andenken heiligen ...

Dieses bedachte ich an dem Tage und in der Nacht vor ihrem Begräbnis. Ich saß in meiner Zelle unter dem Bildnis der heiligen Barbara, das mir der Mann sandte, welcher sie liebte und bis zu seinem letzten Atemzug lieben wird.

In diesem Buche las ich in großer Einsamkeit als Totenfeier für sie von meiner Liebe zu ihr, die ich bis zu meinem letzten Atemzug lieben werde, und die sich aus Liebe zu mir umgebracht hat.

Wenn ich von dem Buch aufblickte, sah ich ihr Antlitz über mir leuchten; und ich sah durch das offene Fenster hinauf zu ihrem Hause unter den Königswänden, darin sie als stille Frau lag, daraus sie am nächsten Tage für immerdar ziehen würde: hinab zu mir.

Also kam sie doch!

* * *

In der Frühe des nächsten Tages wurde sie von ihren Leuten zu Grabe geführt. Jungfrauen trugen die Jungfrau; und die Dolomiten leuchteten ihr im Morgenglühen hinab.

Als sie ihr Haus verließ, gab der Knecht Martin allen Vögeln die Freiheit. Da begab sich ein Wunder.

Etliche von den befreiten Vögeln flogen auf und davon; aber viele setzten sich auf ihren Sarg oder schwebten darüber. Sie zwitscherten fröhlich und sangen ihre ersten Frühlingslieder. Es gab ein Jubeln und Jubilieren.

Und Judiths Hunde geleiteten sie auf ihrem letzten Wege. Ein Trauerzug war's, nicht wie für eine Königsfrau, sondern wie für eine, die durch ihren unchristlichen Tod heilig geworden.

* * *

Ich aber gab der Wahrheit die Ehre, ließ für Judith Platter nicht die Glocken läuten, ließ Judith Platters Grab ungesegnet, ließ sie als Selbstmörderin bestatten.

So war's ihr letzter Wunsch und Wille gewesen; und ich erfüllte ihn. Der Knecht Martin reizte das Volk wider mich auf. Das Volk wollte mich zwingen, Judith Platter ein christliches Begräbnis zu geben. Ich ging hinaus, und die, die mich geehrt hatten, beschimpften mich, nannten mich einen Totschläger und Mörder, hätten mich am liebsten totgeschlagen und gemordet. Ich stand ruhig unter den Wütenden und fühlte eine heiße Liebe zu den Menschen, die aus Liebe zu Judith Platter mich steinigen wollten ... Ich habe seitdem nie wieder Menschenliebe in mir empfunden. Nicht ein Zucken von Menschenliebe!

Meine Mönche schützten mich gegen meinen Willen, denn ich hätte in jener Stunde Judith Platters willen meine Seele mit Wonne ausgehaucht.

Gegen meinen Willen blieb ich am Leben.

* * *

Während ich durch Steinwürfe verwundet, fiebernd in meiner Zelle lag, zwang der Knecht Martin meinen Kaplan, Judith Platter ein christliches Begräbnis zu geben. Ich hörte in meinem Fieber das Glockengeläut und soll bei jedem Schlage laut ausgerufen haben:

„Judith! Judith! Judith!“

Dann empörten sich wider mich meine Mönche, die mich seit langem heimlich haßten und verfolgten. Sie beschuldigten mich bei meinem Oberen einer sündhaften Leidenschaft für ein irdisches Weib und drangen auf meine Abberufung und Absetzung.

Ich wurde zur Verantwortung gezogen.

Das Bildnis Santa Barbara ließ ich im Kloster zu ihrem Gedächtnis; aber Santa Barbaras Ring nahm ich mit mir — trug den schmalen Goldreif mit dem wie einen Blutstropfen funkelnden Edelstein auf meinem Herzen mit mir davon.

Ich meine den Ring Judith Platters, an der ich einen Leichenraub beging.

* * *

Das eine will ich noch in diesem Buche von ihr aufschreiben:

Sie ließ einen rechtskräftigen letzten Willen zurück. In diesem verteilte sie ihr ganzes Hab und Gut unter ihr Gesinde, auf daß ein junges und starkes Geschlecht unter den Königswänden erblühe. Den Hof selbst erhielt der Knecht Martin mit der Bedingung, für sein Haus eine junge, liebe Hausfrau zu suchen.

So lebt sie fort in ihrem freien, stolzen Reiche unter den Königswänden; so wirkt sie fort noch nach ihrem Tode; und sie wird noch nach ihrem Tode gesegnet von Kind und Kindeskind derer, die ihr getreu waren und an denen sie Gutes tat.

Gesegnet sei ihr Gedächtnis, von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

* * *

Als Judith Platter in jener Märznacht das Leben von sich warf, weil es sonst mir gehört hätte, und weil sie sich lieber in die Tiefe stürzen, als sich von mir zum Himmel erheben lassen wollte, da küßte ich sie auf den toten Mund, schrie ihr meine Liebe ins starre Antlitz; ich schied von ihr, wissend, daß ich fürderhin ein Priester nicht länger sein durfte.

Dennoch bin ich das geblieben — obgleich man mich zur Verantwortung zog. Wenigstens dem Worte nach blieb ich ein Priester, und soll ja wohl das Wort aller Welten erster Anfang sein.

Nicht nur, daß ich ein Diener Gottes blieb — ich wurde in seiner Kirche ein Mächtiger und Gewaltiger; wurde das, was ich werden wollte: ein Gebietender.

Es ließ mich nicht wieder los!

Auf stieg ich von Würde zu Würde, von Macht zu Macht.

Ich herrschte!

Ich herrschte über die Gemüter der Menschen, als wäre ich nicht ein Gesalbter, sondern ein Gekrönter: ein Königsmensch, wie sie es gewesen war.

Nicht wieder los ließ es mich ...

Ich wurde Prälat von Kloster Neustift bei Brixen; ich machte den Platterhof zum Klostergut; machte Schloß Enna zum Klostergut.

Ich stieg; wurde Provinzial meines heiligen Ordens ... Und ich stieg und stieg, wurde Generalprior meines Ordens.

Ich stieg und stieg und stieg ...

Aber so hoch mein Adlergeist mich trug, erreicht er doch niemals den Himmel, niemals die Gottheit: nicht in aller Ewigkeit wird meine sündige Seele verweilen in der Gemeinschaft der Seligen — in der Gemeinschaft mit dir, Judith, Judith! Und mit meinem letzten Seufzer werde ich zur Gottheit aufschreien:

„Mein Leben war verfehlt!"

* * *

Mensch hätte ich bleiben müssen; die Erde meiner Väter im Schweiße meines Angesichts bebauen; Judith Platter heiraten; mit Judith Platter Kinder zeugen: Söhne, die mir, Töchter, die ihr gleich waren, ein fleißiges und tüchtiges, ein schönes und starkes Geschlecht von Männern und Frauen, welche ihrer Eltern Gedächtnis hoch hielten.

Dann wäre mein nun verfehltes Leben ein gesegnetes gewesen; dann hätte ich in meiner letzten Stunde sprechen können:

„Siehe, mein Gott und Herr — ein glücklicher Mensch ruht aus von seinem mühevollen, aber gesegneten Tagewerk. Nimm deinen Sohn gnädig auf."

Und der Herr hätte für mich seine beiden Arme geöffnet, hätte mich meinem lieben Weibe zugeführt.

* * *

Nun sind meines Geistes Schwingen gelähmt. Der Aar, der zur Sonne aufrauschen wollte, ist ein flügellahmer, todwunder und todmüder Vogel, der in diesem heiligen Käfig sehnsüchtig seines Endes harrt. Durch das vergitterte Fenster leuchtet die goldene Sommerschönheit von Roms Campagna zu meiner Aventinischen Höhe empor. Ich aber denke an das grüne, grüne Vahrn, und die ganze glanzvolle Herrlichkeit dieses heiligen und ewigen Rom versinkt für mich.

Heimat, Heimat! Mein Vaterland Tirol!

Es könnte mir nichts nützen, wenn ich als Sterbender Gott, dem Allmächtigen, seines falschen, schlechten Priesters sündige Liebe zu einem irdischen Weibe bekennen würde — Gott, der Allgerechte, würde mich nicht anhören.

Und wenn ich zur Buße meiner Schuld mir selbst die Pönitenz auferlegte: auf meinen todmüden Füßen eine Wallfahrt zu Marias blutendem Herzen in den Dolomiten am Schlern zu tun; oder zu dem Grabe der in geweihter Erde ruhenden Königsfrau; oder nur bis zum Ufer des rauschenden Eisack, wo einst zwei junge gute Menschenkinder gestanden sind. — Nichts nützen würde mir's! Meine Seele würde dennoch und dennoch verdammt bleiben. Trotz deiner Fürbitte, selige Mutter!

* * *

Zu lange! Mein Leben währt viel zu lange!

Ich führe das Dasein eines Asketen, Fanatikers, Verrückten. Ich faste und kasteie mich. Ich töte mein Fleisch. Dennoch lebe ich! Mein Leben ist ein so heiliges, daß ich das Wunder des Klosters bin, und nur zu wollen brauchte, um Wunder zu tun.

Ein Ende machen will ich, sterben will ich. Sterben den Tod, den du starbst, Judith, Judith!

* * *

Als junger Mönch stieg ich hinab in die Stadt der Grüfte, zu der es in unserer Kirche gleich hinter dem Hochaltar hinunterführt.

Ich gieße Öl auf das Lämplein, zünde es an, steige mit dem matten Licht in den Schoß von Mutter Erde hinab, zu den tausendjährigen Toten. Ich wandere, wandere, wandere —

Sie nehmen kein Ende, die Grüfte ...

Sollte ich mich verlieren in dem endlosen Labyrinth; sollte mein Lämplein erlöschen —

* * *

Das Ende, das Ende!

Heute will ich mein Lämplein nicht wieder mit frischem Öl füllen.

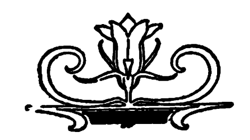
Ende.



Diese bebende warme Septembernacht

Von Rudolf Leonhard

Diese bebende warme Septembernacht
Mit ihrer atmend lebendigen Macht!
Wie mit sehnsüchtigem Verlangen
Die zitternden Lüfte die Bäume umfangen!
Dies stammelnde Jauchzen in leisen Winden!
Dieses ruhlos tastende Suchen und Finden!
Diese bebende warme Septembernacht —
Zwei Laute sind in ihr aufgewacht:
Ich sage sie immer so vor mich hin,
Umtaumelt, gedankenlos, ohne Sinn,
Den Kopf weit, weit zurückgebogen,
Die Lippen fest zusammengezogen,
Weit auf die nachtgeküßten Lider —
Ich sage sie immer und immer wieder:
„— — O du! — — O du! — —“





Theodor Fontane und die Politik

Randglossen zu seinen Briefen

Von Theodor v. Sosnosky

Wer Theodor Fontane bloß aus seinen poetischen und kulturhistorischen Werken kennt, der wird hinsichtlich seines Verhältnisses zur Politik höchstwahrscheinlich der Überzeugung sein, er sei ein stockkonservativer Alt-Preuße gewesen. Was sollte „der Mann der märkischen Gedichte und Geschichte, der Mann der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow“ denn auch sonst gewesen sein?! Doch nicht ein Liberaler oder Sozialdemokrat? ... Er kann gar nicht anders, er muß konservativ gedacht und gefühlt haben! ...

Geht man aber in seinen hinterlassenen, an seine Intimen gerichteten Briefen und in seiner Selbstbiographie den Äußerungen nach, die er über politische Vorgänge des Tags gemacht hat, so stößt man neben solchen, die seine konservativen Sympathien bekunden, auch auf solche, die das Gegenteil zu besagen scheinen; ein Widerspruch, der flüchtige Leser leicht verwirren und ihr Urteil über den Dichter ungünstig beeinflussen könnte, weil dieser hierdurch den Anschein politischen Wankelmuts hervorruft. Wer aber nicht an der Oberfläche haften bleibt, wird gerade hierin wertvolle Fingerzeige für die richtige Erkenntnis der Individualität Fontanes erblicken, Fingerzeige, die um so gelegener kommen, als seine dichterischen Werke allein — mit Ausnahme der lyrischen oder besser: nicht epischen Gedichte — kein vollständig richtiges Bild seines Wesens ergeben.

Im folgenden sei nun eine Reihe solcher Äußerungen wiedergegeben, die diesen vermeintlichen Widerspruch illustrieren sollen:

Da schreibt er einmal an seine Frau (9. VI. 1884):

„Schließlich gehör' ich doch diesen Leuten (gemeint sind die Konservativen) zu, und trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Pastoren meine Ideale, meine stille Liebe; aber wie wenig geschieht, um diese wundervollen Elemente geistig standesgemäß zu vertreten! Es ist mir das immer ein wirklicher Schmerz. Das konservative Fühlen unserer alten Provinzen wäre von unwiderstehlicher Kraft, wenn die Leute da wären, diesem Gefühl zu einem richtigen Ausdrucke zu verhelfen.“

Mit diesen Worten bekennt Fontane in unzweideutiger Weise seine Zugehörigkeit zu den Konservativen; zugleich aber macht er, für seine Objektivität be-

zeichnend, kein Hehl daraus, daß er die „enormen“ Fehler seiner Gesinnungsgenossen sehr wohl erkannt hat.

Noch konservativer, ja geradezu aristokratisch klingt eine aus früherer Zeit stammende Stelle in einem Brief an seine Mutter (28. V. 1860). Es heißt da:

„Es verlohnt sich doch eigentlich nur noch, ‚von Familie‘ zu sein. Zehn Generationen von 500 Schultzes und Lehmanns sind noch lange nicht so interessant wie drei Generationen eines einzigen Marwitzzweiges. Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt.“

Im Einklange mit dieser Sympathie für das konservative Element steht auch seine große Vorliebe für alles Militärische. Ein größeres Kompliment ist den Offizieren von zivilistischer Seite wohl noch nicht gemacht worden als durch folgende an seinen Sohn Theodor gerichteten Worte (6. V. 1875):

„... weil höhere militärische Gesellschaft so ziemlich das Beste bedeutet, was man von Gesellschaft haben kann.“

Diese Vorliebe hat sich schon zu einer Zeit gezeigt, da der junge Fontane noch weit von der zu höchster Einsicht gereiften Lebensanschauung des alten entfernt war und noch unter dem Banne des liberal-demokratischen Trubels von 1848 stand: als in den Berliner Märztagen die Truppen auf Befehl des Königs zurückgezogen worden waren und die Bürgerschaft ihren „Sieg“ feierte, da teilte er, obwohl für die Revolution gesinnt, keineswegs den allgemeinen Jubel, sondern fühlte sich, wie er in seiner Selbstbiographie bekennt, „überaus elend“; so erbärmlich kam ihm das zuerst feige, dann prahlerische Gehaben der Bürger vor, so sehr imponierte ihm die feste Ruhe und Disziplin der Truppen, die im schärfsten Gegensatze zu dem planlosen tollen Treiben der Revolutionäre stand.

Über diese liberale Velleität seiner Jugendzeit macht er sich später mit der ihm eigenen Ironie lustig:

„In Arkadien wurd' auch ich geboren,
Auch ich habe mal auf Freiheit geschworen.
Ich haßte Schranzen und Fürstenschmeichler,
Glaubte beinahe an Held und Eichler,
Und Herwegh, Karl Beck und Dingelstedten
Erhob ich zu meinen Leibpoeten. —
‚... Auf dem offenen Meere der Freiheit schwimmen ...
Ein Volk muß immer sich selbst bestimmen,
Ein Volk geht immer die rechten Wege,
Nieder die Polizeigehege,
Nieder die possidentes beati —‘
So dacht' auch ich. Oh tempi passati!
Freiheit freilich. Aber zum Schlimmen
Fährt der Masse sich selbst Bestimmen,
Und das Klügste, das Beste, Bequemste,
Das auch freien Seelen weitaus Genehmste
Heißt doch schließlich, ich hab's nicht Hehl,
Festes Gesetz und fester Befehl.“

Wie er später über die Politik der „Liberalen" gedacht hat, das bezeugen folgende Stellen aus einem Brief an seine Tochter Mete (15. III.. 1888):

„... mein Entsetzen über die grenzenlose Blindheit der Fortschrittler ist in einem beständigen Wachsen ...ein Fortschrittler, dem immer das Prinzip und der Wunsch die einfachen Tatsachen verdunkelt. Ewig Vogel Strauß mit dem in den Sand gesteckten Kopf."

Aus demselben Anlaß — Kaiser Wilhelms Tod — schreibt er an dieselbe (11. III. 1888):

„Die Fortschrittspartei operiert wieder mit gewohnter Geschicklichkeit. Ich will niemanden herausfordern, aber daß die Fortschrittler schlechte Politiker, weil schlechte Diplomaten und womöglich noch schlechtere Menschen- und Preußenkenner sind, das steht mir fest, das haben sie zu oft bewiesen."

Im Zusammenhang mit Fontanes geringer Meinung vom Liberalismus steht wohl auch die Abneigung, die er gegen dessen hauptsächliche Vertreter hegt, gegen die „Bourgeois". Er macht ihr in seinen Briefen manchmal mit einer an ihm ganz ungewohnten Heftigkeit Luft, die am deutlichsten beweist, wie stark diese Antipathie bei ihm gewesen ist. So schreibt er einmal seiner Tochter (25. VIII. 1891):

„... Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingefleischter Sozialdemokrat wäre ... ‚Er ist ein Schafskopf, aber er hat ein Eckhaus.' Mit dieser Bewunderungsform kann ich nicht mehr mit."

Ein andermal schreibt er an dieselbe (18. VI. 1884):

„... das überhandnehmende Bourgeoistum, gegen das ich jetzt eine mindestens so tiefe Abneigung empfinde wie in frühern Jahrzehnten gegen Professorenweisheit, Professorendünkel und Professorenliberalismus ... der Bourgeois ärgert mich in seiner Kleinstietzigkeit und seinem unausgesetzten Verlangen, auf nichts hin bewundert zu werden."

Als einen Reflex seiner konservativen Lebensanschauung darf man auch folgende Äußerungen deuten:

„Je älter ich werde, je mehr bin ich für reinliche Scheidungen; Haar apart und Kotelette apart. Jude zu Jude, Christ zu Christ und natürlich auch Protestant zu Protestant. Geschieht das nicht, so heißt es immer einmal: richtiger alter Jude, richtiger alter Katholik usw." (Brief an seine Frau vom 12. VIII. 1883.)

Ferner:

„Das Richtige ist: verbleib innerhalb der eigenen Sphäre, dieselbe Nationalität, dieselbe Religion, dieselbe Lebensstellung. Nur aus dieser Gleichheit ergibt sich auch die Gleichheit der Anschauungen, die Übereinstimmung in den entscheidenden Dingen, ohne die kein rechtes Glück und keine rechte Freude möglich ist (Brief an seinen Sohn Theodor vom 15. III. 1886).

Was Fontanes Stellung zum Judentum im besondern anlangt, so finden sich in seinen Briefen manche Stellen, die sie scharf beleuchten. So veranlaßt ihn das Verhalten der Juden beim Tode Kaiser Friedrichs seiner Tochter Mete gegenüber zu folgenden Worten:

„Nur die Juden sitzen an den Wassern von Babylon und weinen, wenn sie an Zion denken. Sie sind und bleiben einem politisch unverständlich; sonst so praktisch,

verfallen sie politisch sofort der Phrase; sie sind Phantomanbeter, Anbeter eines Gottes, den sie sich erst machen. Wie in ältester Zeit immer Rückfälle in den Götzendienst. Aber es hilft ihnen nichts; sie schreiben Zeitungen, aber nicht Geschichte." (17. VI. 1888.)

An dieselbe Adresse und über dasselbe Thema schreibt er aus Karlsbad (17. VIII. 1893):

„In tausend Lichtern strahlend, wirkte es (das Etablissement Pupp) am Abend feenhaft oder doch orientalisch, welche Wirkung durch den Stammescharakter seiner Gäste gesteigert wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß es so viele Israeliten in der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. Und dabei soll es in Heringsdorf noch mehr geben! ‚Nicht zu denken gedacht zu werden', hieß es früher im Kladderadatsch. Ich halte viel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld noch nicht mal in Rechnung stelle. Aber was zu toll ist, ist zu toll; es hat etwas — auch vom Judenstandpunkt aus gesehen — geradezu Ängstliches."

Schon in einem der nächsten Briefe (21. VIII.) kommt er abermals auf die Massenversammlung des „auserwählten Volkes" in Karlsbad zu sprechen:

„Liest man die Badeliste durch, so findet man, daß bis auf Australien, Uruguay, Buenos Aires und Kapstadt alle Länder und Nationen hier vertreten sind; bei näherer Untersuchung (glücklicherweise nur der Namen) findet man aber freilich, daß sie alle gleichmäßig aus Jerusalem stammen und sich God save the Queen und Yankee doodle nur vorspielen lassen, um auf diese Weise fremde Nationalität zu heucheln. Die Juden können froh sein, daß Leute wie Ahlwardt und Paasche den Antisemitismus in die Hand genommen haben. Die eigentlichen antisemitischen Prediger sind sie selbst. Die Phrase vom unterdrückten Volk existiert immer noch. Dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen, und selbst die Kaftan-Juden mit den Hängelocken, die hier Weg und Steg unsicher machen, tragen etwas von Trotz und Übermut zur Schau. Sie sind auch berechtigt dazu."

Zwei Jahre später schreibt er ebenfalls an seine Tochter über dasselbe Thema:

„Die ‚Verjüdelung' wächst rapid; von dem Augenblick, wo man sich's klar gemacht haben wird, ‚ja, hier wohnen eigentlich lauter Juden' — von dem Augenblick an wird sich das christliche Gemüt beruhigt haben; der Spieß hat sich dann bloß umgedreht und wir sind nur noch Gäste." (17. IX. 1895.)

* * *

Im Gegensatze zu diesen Äußerungen seines Konservatismus stehen folgende nichts weniger als konservativ klingende Betrachtungen und Randglossen des Dichters:

„So ein regierender Bredow oder Rochow, der einen nach Spandau schickte, wenn man ihm andeutete, er sei ein Schafskopf, war auch kein Glück für Staat und Menschheit. Der absolute Staat mag noch so viele Vorzüge haben, er ist für ein feinfühlendes Herz doch eine Unertraglichkeit; er hat die Annahme zur Voraussetzung, daß Wissen, Macht, Herrscherbeschäftigung in Schichten steckt, während es doch einfach in den Individuen lebt." (Brief an seine Frau vom 20. VI. 1884.)

Während sich bei andern Menschen der Konservatismus im höhern Alter zu verdichten pflegt, falls er schon vorhanden ist, oder, wenn er bis dahin gefehlt hat, sich erst einstellt — man denke nur an die liberalen Kronprinzen, aus denen später konservative Herrscher geworden sind —, ist bei Fontane gerade das Umgekehrte der Fall gewesen: im reifen Mannesalter durchaus konservativ gesinnt, hat er als Greis ganz überraschend demokratische, ja radikale Anwandlungen. Er sagt es selber in seinem 75. Lebensjahre:

„Ich werde immer demokratischer und lasse höchstens noch einen richtigen Adel gelten" (Brief an seine Tochter vom 29. I. 1894):

Auch in seiner Selbstbiographie „Von zwanzig bis dreißig" zeigt er das, wenn auch nicht so geradezu. Als er auf den Kampf zwischen Militär und Bürgertum vom 18. März 1848 zu sprechen kommt, bekennt er, daß er sich 40 Jahre hindurch im Irrtum über die damalige politische Lage in Berlin befunden habe.

„Mich verließ das Gefühl nicht, daß alles, was sich da Sieg (der Bürger) nannte, nichts war als ein mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung zustande gekommenes Etwas, dem man, ganz ohne Not, diesen volkstriumphlichen Ausgang gegeben, und lebte meinerseits mehr denn je der Überzeugung von der absolutesten Unbesiegbarkeit einer wohldisziplinierten Truppe jedem Volkshaufen, auch dem tapfersten, gegenüber. Volkswille war nichts, königliche Macht war alles. Und in dieser Anschauung habe ich vierzig Jahre verbracht. Vierzig Jahre! Jetzt aber denke ich anders... Die Dinge — vorausgesetzt, daß ein großes und allgemeines Fühlen in dem Aufstande zum Ausdruck kommt — müssen jedesmal mit dem Siege der Revolution enden, weil ein aufständiges Volk, und wenn es nichts hat als seine nackten Hände, schließlich doch notwendig stärker ist als die wehrhafteste geordnete Macht ... Und auch in dem Ausnahmefall hat es nicht Dauer. Auflehnungen, ich muß es wiederholen, die mehr sind als ein Putsch, mehr als ein frech vom Zaun gebrochenes Spiel, tragen die Gewähr des Sieges in sich, wenn nicht heute, so morgen ..."

Noch kräftiger äußert er sich seiner Tochter gegenüber:

„Bewußt wird, von Kaiser und König an bis zum Bettler hinunter, gelogen, vor allem eine beständige Gefühls- und Scheinheiligkeitskomödie aufgeführt. Was wir Glauben nennen, ist Lug und Trug oder Täuschung oder Stupidität; was wir Loyalität nennen, ist Vorteilberechnung, was wir Liebe nennen, ist alles mögliche, nur meist nicht Liebe; was wir Bekenntnistreue nennen, ist Rechthaberei. ‚Das ist sein Fleisch und Blut' — auf diesen Unterschied hin wird verbrannt und geköpft, werden Hunderttausende in Schlachten hingeopfert, und eigentlich — eine Handvoll verrückt-fanatischer Pfaffen ausgenommen — ist es jedem gleichgültig. Ich habe noch keinen kennen gelernt, dem es nicht gleichgültig gewesen wäre ... Alles Höchste und Heiligste kommt ja im Leben wirklich einmal vor; oder richtiger, es gibt ernste, tiefe Überzeugungen (die darum noch lange nicht die Wahrheit zu sein brauchen), für die gelegentlich ein einzelner ehrlich stirbt. Aber dieser einzelne ist der Tropfen Urtinktur im Ozean. Der Ozean ist nichtiges, indifferentes Wasser. Und die Menschheit ist noch lange nicht Wasser, sondern bloß Sumpf mit Infusorien in jedem Tropfen, vor denen man, wenn man sie sieht, ein Grauen und Schaudern

empfindet. Der alte Wilhelm, als vor Jahr und Tag das Volksversammeln vor seinem Fenster Mode wurde, sagte: ‚Dieselben Menschen, wenn ein politischer Umschlag eintritt, zerreißen mich.‘ Nur zu wahr. Wir haben nur das bißchen Kunst und Wissenschaft, das uns in ehrlicher Arbeit über uns erhebt, und haben als Bestes — die Natur. Alles andere ist Mumpitz, und je mehr Lärm und patriotische Reden, desto mehr. Es hat alles gar keinen Wert. Aber man muß es gehen lassen und auch schließlich noch so tun, als freue man sich darüber. Denn um es zu wiederholen, das andere ist bloß langweiliger, aber nicht besser. Wir stecken schlimm drin; das heißt Mensch sein.“ (13. III. 1888):

Wohlgemerkt: das hat derselbe Mann geschrieben, der den „Archibald Douglas“ gedichtet, der die Geschichte der märkischen Junker verewigt, die Kriege Alt-Preußens verherrlicht hat! Klafft da nicht ein unüberbrückbarer Gegensatz? Klingen solche Worte aus diesem Munde nicht wie krasse Ketzerei? Kann man da noch an seinen Konservatismus glauben? ... Alle diese Fragen liegen nahe und sind auch berechtigt, denn es kann nicht geleugnet werden, daß hier ein bedenklicher, auf den ersten Augenblick unbegreiflicher Widerspruch vorliegt, der auf den Charakter Fontanes einen häßlichen Schatten zu werfen scheint.

Aber auch nur scheint! Vor allem muß man, bevor man ein Urteil fällt, in Betracht ziehen, daß für die Charakterisierung eines Menschen entschieden das maßgebender ist, was dieser ein ganzes langes Leben hindurch betätigt, als was er in einer Stunde der Depression oder des Ärgers zu Papier gebracht hat. So „unentwegt“ ist wohl kein Mensch, auch der überzeugungstreueste nicht, daß er nicht Momente hätte, in denen er sich in scharfem Widerspruch mit allem befindet, was er sonst gut heißt und von dessen Wert er durchdrungen ist. Kein Offizier, dem in gewissen Stunden nicht der militärische Dienst als Farce, der Krieg als Schlächterei vorkäme; kein Richter, dem sein Beruf zuzeiten nicht wie bitterer Hohn auf die Gerechtigkeit erschiene; kein Arzt, den die ganze medizinische Wissenschaft und Kunst manchmal nicht klägliche Afterweisheit dünken würde ...

Aber selbst wenn diese an allem zweifelnde und verzweifelnde Kritik nicht nur der Ausfluß einer momentanen Verstimmung des Dichters, sondern eine bleibende innerste Überzeugung gewesen sein sollte, so würde das noch immer nicht die Unwahrheit seiner konservativen, loyalen, ja aristokratischen Kundgebungen beweisen, sondern bloß: daß ihn die bittern Erfahrungen eines damals neunundsechzigjährigen Lebens nach und nach zur Erkenntnis der Nichtigkeit alles menschlichen Strebens und Tuns geführt haben, also auch des konservativen, loyalen, patriotischen; und nicht minder zur Erkenntnis der allgemeinen Erbärmlichkeit, Hohlheit und Falschheit der Menschen. Diese Erkenntnis schließt aber keineswegs aus, daß er selber die negierten Gefühle trotzdem wirklich und ehrlich empfunden hat. Das mag widersinnig klingen, aber solche Widersprüche gibt es eben in der menschlichen Natur, und je feiner diese organisiert ist, desto zahlreicher und stärker pflegen sie zu sein. Ein Beispiel wird diesen scheinbaren Widersinn besser erklären als lange Erörterungen: man kann einen Menschen sehr schätzen, alle seine Vorzüge erkennen und anerkennen, für ihn aber dennoch keine Sympathie empfinden; und ebenso kann man, umgekehrt, einen Menschen sehr gern haben und dabei

doch seine großen Fehler sehen. Sympathie und Bewertung sind eben zwei grundverschiedene Dinge, die bei klar und objektiv denkenden Menschen vollständig getrennt sein können. So hat sich auch Fontane subjektiv, seiner Sympathie folgend, zum Konservatismus hingezogen gefühlt, aber objektiv, mit seinem skeptischen Verstande, dessen Schwächen erkannt, ohne sich doch durch diese Erkenntnis in seiner Neigung beirren zu lassen. Er hat eben ein zu stark entwickeltes Freiheitsgefühl besessen, um seine Weltanschauung in das Prokrustesbett irgendeiner Parteiauffassung hineinzwängen zu lassen, auch nicht der konservativen, zu der's ihn sonst mächtig hingezogen hat; sein Geist ist zu vielseitig gewesen, als daß er sich damit zufrieden gegeben hätte, die Welt immer nur von einer einzigen Seite zu betrachten und zu beurteilen; seine Skepsis zu tief, um blind auf ein politisches Dogma zu schwören; sein Gerechtigkeitsgefühl zu lebendig, um nicht auch die Schwächen der eigenen, die Vorzüge der andern Parteiprogramme zu erkennen. Fontane war eben kein „Unentwegter", war in seinen Ansichten nie „voll und ganz" und darum auch kein echter und rechter Parteimann, der mit seiner Partei durch dick und dünn ging. *Praktisch* ist er ein Konservativer gewesen, *theoretisch* ein Freigeist. Freilich keiner im herkömmlichen Sinne des Wortes. Den Adel, das Militär, die Monarchen, ja den lieben Gott abzuschaffen, stets das Wort „Freiheit" im Munde zu führen, davon ist er himmelweit entfernt gewesen. Nein, ein „Freisinniger" ist er nicht gewesen, wohl aber ein freier Geist, der auf kein politisches und soziales Dogma eingeschworen war, also auch auf das „freisinnige" nicht, und der eben darum so frei war — konservativ zu sein.

* * *

Einer besondern Erwähnung bedarf Fontanes Urteil über Bismarck, denn es steht außerhalb der eben erörterten Frage, ob konservativ oder freisinnig. Er kommt in seinen Briefen wiederholt ausführlich auf ihn zu sprechen. Seiner Tochter Mete, die offenbar sein Liebling gewesen ist und der gegenüber er sich merkwürdigerweise gerade über politische Fragen ausführlicher äußert als seinen Söhnen gegenüber, schreibt er über den Fürsten:

„Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vorteilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch ... Ein bißchen (d. h. ganz gehörig) mogeln ist ihm immer als das Schönste erschienen. Und wer diese Tugend hat, der darf sich nicht wundern, wenn er wieder bemogelt wird, oder wenn ein Stärkerer ihm sagt: ‚Du, auf die Brücke trete ich nicht; ich kenne meine Pappenheimer, du bist ein Mogelant und willst mich wieder bemogeln; aber ich spiele nicht mehr mit und sage einfach: mein königlicher Wille ist Trumpf.' — Bismarck ist der größte Prinzipienverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein ‚Prinzip' hat ihn schließlich besiegt — dasselbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er nie gehandelt hat ... Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weiter geht, Klage und Undank und norddeutsche Sentimentalitätsträne." (29. I. 1894.)

Ein anderes Mal äußert er sich über Bismarck, ebenfalls der Tochter gegenüber, wie folgt:

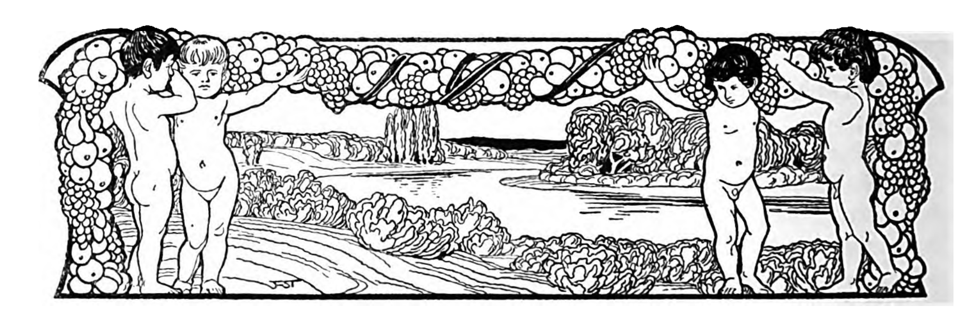
„Diese Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Staatsgründer und Pferdestall-Steuerverweigerer, von Herostrat und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen. Etwas fehlt ihm, und gerade das, was recht eigentlich die Größe leiht." (1. IV. 1895.)

Daß Fontane trotz dieses sehr temperamentvollen Urteils gegen den Begründer des Deutschen Reichs aber keineswegs ungerecht gewesen ist, zeigt die tiefe Empörung, die ihn überkam, als die liberale Presse beim Regierungsantritt Kaiser Friedrichs über Bismarck herfiel. Er gibt ihr seiner Tochter gegenüber in scharfen Worten Ausdruck:

„Was ich zwei Stunden vorher in der ‚Vossin' in einer verhältnismäßig reservierten Sprache gelesen hatte, das tritt nun hier [im „Berliner Tageblatt"] in aller Roheit, in aller Schabernackfreude hervor. Falstaff tritt an den toten Percy heran, und nachdem er sich überzeugt, daß er tot sei, pickt er mit seinem Säbel in ihm herum. Und hat nun Heldenblut an seinem Krötenspieß. Der Eindruck ist geradezu widerlich. Gestern noch der Mann, der den Erdball in Händen hielt, heute nur noch dazu da — nach dem Größten, das politisch in einem Jahrtausend geleistet worden ist (denn das friderizianische ist kleiner, das napoleonische flüchtiger gewesen) —, sich sagen lassen zu müssen, ‚er sei nur ein Diener gewesen und könne, wenn er hübsch artig sein wolle, in seinem Dienstverhältnis bleiben'. Unerhört. Furchtbar! ... Und das sind dann die Blätter, wonach ‚Geschichte' geschrieben wird. Diener und wieder Diener. Niederträchtiger Undank, Undank — und das ist das Schlimmste — mit hochpolizeilicher Erlaubnis! Nun werden sie wohl alle aus ihren Sümpfen und Höhlen herauskriechen, ihm Mätzchen machen und ihn ausätschen. Nach meinem Gefühle kann und darf er das nicht aushalten. Über den Hohn der Presse kann er hinweg; er hat die Presse nie geschont, sie immer nur verächtlich behandelt und kann sich nicht wundern, wenn sie's ihm heimzahlt. Aber was sind denn die Preßstimmen anderes als das Echo dessen, was vom Thron her gesprochen wurde, leiser aber richtender. Travailler pour le roi de Prusse. Immer kehrt es wieder. Aber s o doch selten. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Aber noch hat er nicht ausgespielt." (14. III. 1888.)

Auch darin zeigt sich wieder Fontanes unbeirrbare Objektivität, die auch dort, wo sie Schatten sah, das Licht nicht leugnete.





Der Weltraunzer

Eine Ameisentragödie

Von Walter Harlan

Zehnmal, zwanzigmal zog der junge Naturforscher die Walze über die vier quadratischen Beete, die er in seinem Garten angelegt hatte, und immer wieder stellte er seine Wasserwage auf den mit solcher leidenschaftlichen Sorgfalt geglätteten Boden. Denn hierauf eben würde ja alles ankommen, daß man die Keime und Schößlinge später genau messen könnte, millimetergenau!

Die Einwirkung der verschiedenen Bestandteile des Tageslichtes auf das Wachstum der Pflanzen wollte er feststellen. Warum sollte sich nicht zum Beispiel die Erkenntnis ergeben, daß Erbsen oder vielleicht der Blumenkohl unter vorwiegend roten Strahlen zweimal im Jahre reif würden? Und welche wirtschaftlichen Folgen konnte das haben! Unabsehbare Folgen!

Nun mußte der Klempner die vier rostförmigen Röhrennetze aufsetzen, die eine Bodenbewässerung von annähernd absoluter Gleichmäßigkeit zu bewirken hatten; der Anschluß an die Wasserleitung wurde hergestellt, von vier Uhr nachmittags bis sechs Uhr wurde probiert, dann endlich fielen die Tropfen in den gewollten Zeitabständen, mal hier einer, mal dort einer. Endlich, etwa in einer Höhe von zwanzig Zentimetern über den Beeten, von denen jedes einen genauen Quadratmeter einnahm, wurden die noch etwas größeren Glasscheiben befestigt, eine weiße, eine grüne, eine blaue und eine rote.

Als der Klempner gegangen war, kam eine wunderschöne Viertelstunde im Leben des jungen Naturforschers, Oberlehrers und Professors. Denn wohlbegründet nach seiner allerheiligsten Überzeugung waren die Hoffnungen, die er auf diese farbigen Scheiben setzte. Auch an die Tierwelt dachte er selbstverständlich. Fast unausbleiblich ist es, daß beispielsweise die Seidenraupe in vorwiegend roten Strahlen besser gedeihen würde ... Irrt er sich aber, — ah, auch die experimentelle Feststellung eines Irrtums — ist Wissenschaft!

Und endlich wandte der Gelehrte seinen Beeten den Rücken, er ging ins Haus, — er muß ja seine Koffer packen! Ja doch, es wäre kindisch, etwa die ganzen großen Ferien vor diesen Beeten hier zu stehen! Genau so schnell werden die Keime wachsen, wenn er auf seinem Fahrrad durch Sizilien gleitet, und einmal

nur im Jahr sind große Ferien! Die Wirtschafterin hat ihre einfache Instruktion, sie hat nichts anzurühren, das wird wohl einfach genug sein, auch für den ... Putenverstand dieser Braven! Sollte etwa an der Bewässerung eine Unregelmäßigkeit sich einstellen, holt sie den Klempner! Und man wird wiederkommen, morgen über fünf Wochen! Und wird messen!!! —

Am nächsten Vormittag, als der Professor schon seit vier oder fünf Stunden im Schnellzuge nach München fröhlich rollte, wanderte durch das schlichte Holzgatter, das den Garten vom Stadtforst abtrennte, eine einsame Ameise. Flügellos war sie, geschlechtslos, ein „Arbeiter", wie die Ameisenkenner sagen. Doch dieser Arbeiter arbeitete nur noch in einem sehr vornehmen und bequemen Sinne: er war erst Architekt gewesen, hatte den ganzen kunstvollen Nadelbau seiner Heimatspyramide mit überragender Intelligenz geleitet, dann hatte jener empörende, unheilbare Rheumatismus das Kneifzeug an seinem Haupte befallen. Und seitdem war er ein grilliger Grübler, mit Menschenworten würde man sagen: ein Philosoph der pessimistischen Richtung, ein Weltraunzer. Dies aber war das Dogma, darin all seine Ameisengedanken gipfelten: Die Unlustsumme im Ganzen des Weltwerdens überwiegt eben die Lustsumme.

Als dieser Denker mit dem rheumatischen Kneifzeug in des Professors Garten hereinwanderte, ordnete er seine drei großen Vorträge, die er daheim in Grünschatten demnächst zu halten gedachte. Grünschatten nämlich hieß — übersetzt in die Menschensprache — der stattliche Nadelbau an der Waldschneise, wo der Weltraunzer seinen Wohnsitz hatte. Irgendwo auf der Materie muß man ja wohnen, leider. Das Ganze seines umfassenden Wissens wollte der Ameisendenker in diesen Vorträgen ausbreiten, ja eigentlich das Ganze des Wissens überhaupt, das endgültige Weltbild. Über die unbewußte Natur, also über Sand, Steine, Erde und über die sonstigen eigentlichen Dinge wollte er sich am ersten Abend äußern; am zweiten über die halbbewußte oder instinktbegabte Natur, vor allem über die höchstentwickelten Tiere, also über die Raupen, die Regenwürmer, vor allem über die Blattläuse; der dritte und selbstverständlich wichtigste Vortrag sollte dann von der erst eigentlich bewußten, vernunfterleuchteten Natur handeln, von den Ameisen.

Da machte der Wanderer eine gar wunderliche Beobachtung. Er ging auf einem Boden ohne jedwede Hindernisse! Der eine rötliche, mildwarme Farbe hatte! Und nun, als der Weltraunzer das hängende Grüblerhaupt erst ganz und kräftig emporhob, sah er in einen purpurnen Himmel!

Doch der Scharfdenkende stellte fest, daß dieser Himmel begrenzt und also kein Himmel war, auch daß vier senkrechte, baumstammförmige, durchaus bequeme Wege an den Ecken hinaufführten, und alsbald war er oben an einer dieser Ecken. Wird ihn dies Durchsichtige auch tragen? Ob's überhaupt ein Ding ist? — Er probierte vorsichtig, erst mit zwei Beinen, dann mit vieren, und endlich lief er mit sechsen quer über den ganzen „Himmel", den er nun furchtlos als einen flachen Stein definierte. Jetzt aber hatte er einen Einfall, bei dem ihm das Herz klopfte. Rasch lief er wieder hinunter, er untersuchte den Boden, ein leicht lehmhaltiges, recht gutes Baumaterial war es! Nicht allzu trocken und nicht allzu feucht!

Durch ein hochinteressantes Naturspiel, das wahrlich das genaueste Studium verdiente, fand hier ein langsames, doch sichtlich unerschöpfliches Tropfen statt, während die schauderhafte Naturroheit der Regengüsse mit ihrem ewigen Gefolge von Neubauten und schweren Unglücksfällen hier durch das natürliche, feste Schutzdach des roten Steines vereitelt war auf ewige Zeiten! Auch das geisttötende fortwährende Eierschleppen von unten nach oben, von oben nach unten kam hier in Wegfall. Ah, welch ein Land des ewigen Frühlings für eine Kolonie von Ameisen! Welche enorme Zeitersparnis! ... Welche Kultur konnte hier aufblühen, — mußte!

Vergessen war in diesen Minuten das rheumatische Kneifzeug. Und fast vergessen war auch das Überwiegen der Unlustsumme im Ganzen des Weltwerdens über die Lustsumme. Mit dem Herwege hatte der Weltraunzer etwa vier Menschenstunden verbracht, in weniger als drei Stunden aber kam nun der stolze Entdecker nach Hause.

Am selben Abend noch ernannte der Senat von Grünschatten eine fünfköpfige Kommission, die gleich am nächsten Tage das geschilderte Paradies begutachten sollte: einen Geologen, einen Maurermeister und drei Juristen.

Doch wohl nur sehr selten sieht eine Kommission mehr als ein einzelner, auch nur leidlich Kluger. Nachdem die Fünfe mit eigenen Füßen auf dem tiefroten Boden gestanden, auch mit eigenen Fühlern den roten Himmel betrillert hatten, konnten sie sämtliche Angaben des Architekten und Philosophen nur ganz nachdrücklichst bestätigen.

Und als der nächste Morgentau von all den trockenen Fichtennadeln um den Staat Grünschatten empordampfte, da zog sich aus dem alten, stattlichen Kegel ein langes, langes, schwarzglänzendes Band, zwölftausendundneunundneunzig Ameisen. Ein reichliches Viertel seiner ganzen, längst lästiggroßen Bevölkerung hatte das Ameisenreich an der Waldschneise nach dem gelobten Lande geschickt, die Tüchtigsten von den Jungen. In schöner Ordnung marschierten sie, der Denker an der Spitze, ehrengeleitet von zwei jüngeren Vertretern der pessimistischen Schule, alsdann zwölftausend aufs beste disziplinierte Arbeiter, immer zu neunen oder zu zwölfen, neunzig Soldaten begleiteten und verteidigten die Kolonne an beiden Seiten, und mitten im langen Bande, in etwa gleichen Abständen, wurden drei große, dicke, wohlbefruchtete Königinnen mitgezogen und mitgestoßen.

Das gab nun in den nächsten Tagen ein gar herrliches Minieren und Mauern, Schanzen und Schuften! Von vornherein auf breitester Basis wurde der Kegel unter dem roten Himmel umrissen und angelegt, wuchs und wuchs, bald überragte er das Röhrennetz, das der Professor und sein Klempner hier angelegt hatten, so daß nun auch die höheren Stockwerke der Pyramide in einer schlechthin idealen Weise von innen befeuchtet wurden. Und richtig, richtig! Wenn es nun regnete, wenn andere Völker die Arbeit von Stunden und Tagen von vorn anfangen mußten, — blieb man im Trocknen! Es war kein Wunder, daß die Bewohner eines derartig neunfach gesegneten Landes von ganz derselben übergroßen Arbeitsfreude erfüllt wurden, die in den Herzen der Turmerbauer von Babylon einst jauchzte.

Die drei benachbarten, gleichbegünstigten Ebenen waren alsbald entdeckt und von den Geographen benannt worden. Doch leider klingen diese Namen in unserer Menschensprache längst nicht so stolz und zukunftsfroh wie in der Ameisensprache — die auf dem Rücken gesprochen wird, mit einem Häkchen auf einer Feile —; so hießen die Nachbarebenen: „Mooshimmel", „Ewiges Blau" und „Unsichtbarer Stein". Ein sauberes, wohldurchdachtes Straßennetz zog sich nun schon durch diese Ebenen. Dörfer und Vorstädte waren im Werden. Um einen Namen für die Hauptstadt aber wurde in sieben abendlichen Volksversammlungen gekämpft, und über die Zurückhaltenden siegten die Dränger, der hitzigste Name wurde schließlich angenommen: Rekordland. Mit Grünschatten, dem Mutterstaate, wurde Rekordland durch eine breite, fast umweglose Chaussee verbunden, auf der ein Schnellbotendienst dann eingerichtet wurde. Zwanzig Standquartiere von je zehn Boten wurden in gleichen Abständen begründet, wobei ein jeder Abstand so lang bemessen war, als ein Ameisenschnelläufer bei gutem Atem bleibt. Nun strömten die Ereignisse der Zivilisation und Kultur in unermüdlichem Laufschritt hin und her. „Die ewige Lunge" hieß diese Straße.

Am Tage ihrer Vollendung aber kehrte der Weltraunzer nach Grünschatten zurück. Er hatte alsbald scharfäugigen Geistes bemerkt, daß in Rekordland ein Volk von ganz neuem Charakter entstehen mußte, ein Menschendenker würde gesagt haben: von einem amerikanisierenden Charakter, und — unanständig schien dem Weltraunzer dieses Hasten, das letzten Endes ja doch eben keinen Sinn hatte. Weil — die Welt keinen Sinn hat, die Welt als Ganzes. Also in seiner höflich-sarkastischen Form hatte er nun erklärt, daß ein so alter Pilz sich doch eben nicht mehr verpflanzen lasse, und ohne besonderes Leidwesen hatten ihm die Rekordländer die sinnige Ehre zugesprochen, daß er als erster über die ewige Lunge hinkrabbeln solle. Auch die zwei Jünger krabbelten wieder an seiner Seite, als er nun heimkehrte. —

In diesen Tagen war es, auf offenem Meere, an einem Frühmorgen vor Sonnenaufgang, als der Menschengelehrte und Sizilienfahrer jene tiefe Erschütterung und wahrhaftige Offenbarung erlebte, die den exakten, meßfreudigen und nüchternen Forscher zu einem Propheten gemacht hat auf Lebenszeit, zu einem fröhlichen Propheten von tausend und abertausend Göttern.

An Bord eines kleinen italienischen Dampfers saß er, die notdürftige Deckscheuerung war soeben vorgenommen worden. Als eine weithingestreckte Küstensilhouette lag nun Sizilien, das Reiseziel, vor seinen Augen, gleichmäßig grau, köstlich grotesk, — und siehe: da hob sich aus dem Meere die Landsichel, die schiffeschützende, um deretwillen Messina entstanden ist! Hier hat man vor vier Jahren die dreikantige Insel verlassen, an einem Frühlingsabend!

Aber nur sehr langsam veränderte sich das Bild, in das der Reisende hineinfuhr, und wieder mal, ganz gegen seinen Willen, wie nun so oft schon seit der Abfahrt von Genua, richtete sich sein Sinn nach rückwärts: er war mit seinem Geist zu Hause im deutschen Städtchen, er dachte an seine Beete. Ganz ohne Zweifel sind schon die Bohnen sichtbar, dann muß der Weizen keimen! Auf eine saubere Tabelle blickte das innere Auge des Forschers, in der er die genauen Maße seiner

viermal fünfundzwanzig fünfwöchigen Pflänzchen veröffentlichen würde. Und jetzt, in der freieren, höher bauenden Reisestimmung, schien ihm die volkswirtschaftliche Wichtigkeit seines Versuchs beinahe gleichgültig, gemessen am einzig reinen Hochzweck aller Wissenschaft, der Findung der Naturgesetze. Trotzdem und freilich: die Wissenschaft bleibt doch wohl eingeordnet in den Gesamtzweck, das Himmelreich der Menschheit: Kultur! Wer mag auch wissen, wozu dann wieder — die Menschheit dient! Und plötzlich — jetzt auf dem offenen Meere — konnte der Nüchterne sich vorstellen, daß dieser „Erdball", daß ... Mutter Erde — einen bewußten Willen hätte, eine Seele. Führt sie nicht Pflanzen, Tiere, Menschen, der feinsten, unbegreiflich vollkommenen Blüte zu? Droben auf ihrer Haut? — Und es flüsterte in dem Nüchternen, dem Philosophen wider Willen: „Sie kann auch — kosmische und wer weiß was für Zwecke haben! Die meinen Menschenhorizont ja übersteigen könnten! Vielleicht um so viel übersteigen könnten, als ihr Leib größer ist als meiner? Eine — überbewußte Erdseele müßte man dann eben annehmen, eine wohl teilweise studierbare, doch unausschöpfliche Gottheit! Die ihrerseits wieder innerhalb einer höher geordneten Seele lebte, ein einziger Binnenwille im Gesamtwillen eines Planetenreigens, der nun zum Beispiel ... seinen eigenen Rhythmus wollte! Und wieder ein Binnenwille wäre in einem wiederum höher geordneten Rhythmus und — Sonnenreigen!" — Hier aber wurde das Flüstern im Herzen des Reisenden ein Singen und sang über dem Wasser: „Jeden übergeordneten, überbewußten Willen kann man ja als einen — Gott fühlen. Muß man!! Und alle Götter kreisen in einem Gotte! Und Allfrucht ist sein Wille! — Alle Taten der Menschenwissenschaft beispielsweise sind ein Dienst Gottes, — auch — meine — Beete!" — —

Ein Morgenwind fing an zu blasen, von Reggio her, den leichten Nebel fortfegend in der Richtung nach Spanien, und aus der grauen Küstensilhouette entstand eine bunte Landschaft.

Da sah der Reisende das ineinandergestürzte Messina. Wo die Palastsäulen der Hafenstraße langhin gestanden und geprunkt hatten, wo die Kontore des Handels und der Schiffahrt eins neben dem andern gelegen hatten, wo von den Zitronen- und Orangenfässern am Kai der Wind geduftet hatte, lag eine öde, tief ins Land reichende Schuttwüste — hie und da noch ragten aus den Trümmern und Steinen sinnlose Mauerreste. Grau war alles, noch nicht ein Pflänzchen schien sich eingestellt zu haben, um die ... die Schandtat der ... Göttin Erde zu übergrünen!

Da klang eine Stimme in der Seele des Zornigen, eine harte und wunderreine, eine übergewaltige Stimme, die Stimme der Mutter Erde: „Was eigentlich ist zugrunde gegangen? Und wer? Mit einem Schulterzucken mußte ich diese Stadt vernichten, übrigens eine Stadt, die vor den allerdümmsten Pfaffen die Knie beugte, übrigens eine Stadt, die seit Jahrhunderten den Willen zur Kultur verloren hatte, den heiligen Geist! Und wär's Berlin gewesen! Nichts ist mir unersetzlich! — Mir!" Noch einen Gedanken sprach Mutter Erde in des Professors Seele, mit einem herzgütigen Götterlachen: „Fragt ihr die Biene, ob sie eure Zwecke auch einsieht? Wie aber die Biene baut und speichert um euretwillen, so ihr um meinetwillen! Auch wenn ihr meine Zwecke nicht einseht." —

Am Abend dieses Tages trat der Professor seine Radreise an, die Gluten bebten in der Luft und wogten. Die Felsenküste entlang fuhr er nun an den nächsten Vormittagen und Abenden bis nach der Inselstadt Syrakus. Nach dreizehn Tagen sah er die dorischen, herrlichen Tempel von Agrigentum, die dachlos ragen seit mehr als tausend Jahren, graublau strahlte der afrikanische Himmel.

Da aber wurde das Rad in einen Bahnwagen verladen, und mit einigen Aufenthalten, die nicht zur Sache dieser Ameisentragödie gehören, fuhr der Ferienreisende wieder nordwärts, bis über die Alpen, bis Innsbruck, wo er sich nun zwei Wochen lang abkühlte. Gleichwie nach einem römischen Bade. Und in der köstlichsten Geistesklarheit. Ein einziges Widerwärtiges erlebte er. Einen scheußlichen Traum träumte er eines Morgens auf der Seegrasmatratze seines Gasthofes. Seine Wirtschafterin sah er vom Markte heimkommen, mit rotem Gesicht. Und — natürlich! — wieder ließ sie die Gattertür offen! Da kam Hüpfenstich, ein ungewöhnlich rüder Sextaner, des Weges. Und in den Garten des verreisten Lehrers trat er, an die Glasscheiben. Und legte die blaue auf die rote! Und schlenderte auf allen Wegen. Aus der Nelkenrabatte zog er ein Stäbchen, und als er wieder bei den Versuchsbeeten vorbeikam, schrieb er nun in die saubere Fläche: „Wer dies liest, ist ein Esel."

Und man konnte kein Glied rühren! Im Grase lag man, irgendwo auf der Welt! Man hatte einen Kerl auf der Brust, der einen die Arme festhielt. Und lächelnd schlenderte Hüpfenstich aus dem Garten, und auf der blauen Scheibe lag die rote. —

Um diese Zeit, als der Professor in Innsbruck sich abkühlte, entfaltete sich bei den Rekordländern unter all den vorzüglichen Bodenzuständen und Feuchtigkeitsverhältnissen ihrer neuen Heimat und Welt eine seit Ameisengedenken nicht dagewesene, unerhörte Kulturblüte. Siebenundsiebzig Musterställe zu je zwölf Blattläusen waren eingerichtet. Von den drei Königinnen waren zwei infolge des Umzuges gestorben, die einzige übrige aber hatte schon über achthundert Nachkommen, darunter sieben Königinnen. Bis dicht unter den roten Himmel ragte nun schon die Hauptpyramide, beinahe das ganze Beet mit ihrem runden Fuß bedeckend. Ein Antrag wurde jubelnd angenommen, daß jede Woche drei Sonntage haben sollte. Freilich sind Sonntage bei einem Ameisenvolke keine Faultage und keine Radautage, sondern eben die Tage, die den Kampfspielen gehören, den Streitfragen der Wissenschaft und allen Festen des Geistes. Nun trugen und hoben die Rekordländer viel stolzer ihr Häuptlein als andere, gewöhnliche Ameisen, zierlicher setzten sie ihre Füße, runder und edler bewegten sie ihre Fühler — woraus ein junger, leidenschaftlicher Grübler und Jasager die Idee der Überameise herleitete, die zwar in Ewigkeit nie könnte erzüchtet werden, der man sich aber täglich und stündlich annähere. Auch der Sklavenfang wurde nun abgeschafft, infolge einer sprungweise aufgetretenen Emporentwicklung des sittlichen Bewußtseins. Es war eine herrliche Zeit. —

Am Gattertürchen stand die Wirtschafterin und wartete auf die Droschke, die den Hausherrn und seinen Koffer jeden Augenblick heimbringen mußte. Ganz kurz vor Sonnenuntergang war es. Eine einzige, kleine Beklommenheit preßte

das gute Herz: „Hätt' ich nicht doch den letzten Postsachen nach Innsbruck einen Zettel beilegen sollen, daß in die neuen Glasbeete so viel Ameisen gekommen sind? Aber das hätte ja keinen Sinn gehabt! Hätte ihn bloß geärgert. Kann ein Mensch aus Italien nach Hause kommen, um einen Ameisenhaufen wegzumachen?" — Dann glitten wieder die etwas vorgequollenen Augen über die Stirnseite des Häuschens: „Lauter frische Gardinen! Steif und leuchtend! Es ist eben doch eine Wonne!" — Und ein beständiges Drosselsingen und ein wehender Duft von Lindenblüten wollten den heimkehrenden Sizilienfahrer an seiner Gattertür umarmen. Ein rechter deutscher Sommerabend war es, die halbe Himmelsglocke war ein rotes Glühen.

Was auch die Rekordländer gemerkt hatten. Heute sollte der erste große, für alle Männer und für die sieben jungen Königinnen gemeinsame Hochzeitsflug stattfinden! Schon seit drei oder vier Tagen war es ein ganz und gar unnötiges, übertriebenes Kribbeln und Flügelprobieren und Gelauf und Gehabe bei ihnen, ein Rausch und ein Taumel. Zweihundertundvierunddreißig Männer waren bis heute flügge. Am Gipfel der Pyramide, vor allem aber an den vier Ecken der roten Glasscheibe liefen sie durcheinander und übereinander, nicht anders als Menschenkinder vor der Christbescherung aus einer Stube in die andere laufen und wieder in eine andere, ohne Ziel. Ein lebendiges, graues und silbernes Flimmern war es.

Über die Ebene „Ewiges Blau" lief ein vornehmlich dummer und besessener Jüngling, gradaus in die Welt. Und rannte einen Grashalm hinan und schaukelte auf der Spitze und reckte und spreizte seine Flügel. Aber wie Schäferhunde umkreisten die klugen Arbeiter den Staat Rekordland, fürsorglich brachten sie diesen Trunkenen heim, gaben ihm auch ein Tröpflein Honig aus ihrem Vormagen und streichelten seine Flügel. Und es könne ja jeden Augenblick losgehen, und er solle sich nur gedulden und er solle sich nur beruhigen! Und was er denn in der Luft wollte! Wenn doch die Königinnen noch keine Zeit hätten!

O freilich, auch in den Arbeitern drängte und zitterte der Wille zur Arterhaltung. Wenn sie auch selbst vom Hochzeitsfluge nichts hatten, in Ewigkeit gar nichts! Sie freuten sich für das Volk Rekordland! Und für die ganze, ganze Ameisenheit auf Erden! Ganz rein von Eigensucht war die Freude der Arbeiter, es war die Freude von kleinwinzigen Göttern. —

Braungebrannt und elastisch sprang der Professor aus seiner Droschke, und jenes Gefühl erwärmte ihn, daß doch die Heimkehr an den Ort der Lebensarbeit das Allerschönste an einer Reise wäre. Alsbald wusch er sich heftig in seiner Gummibadewanne mit dem fünf Wochen lang entbehrten, hinreichende Wassermengen fassenden Schwamme und zog einen Anzug an, den er nicht im Koffer gehabt hatte. Dann ging er in den Garten. Noch reichlich hell ist es! Man wird sein Abendbrot im Freien essen, an einem frischen Tischtuch!

Als er an seine Beete trat, wollte das Blut ihm stocken. Was? Ist sein ganzes Experiment nun wertlos? Durch dieses widerliche, furchtbare Ungeziefer?! Mit hartklopfenden Pulsen nahm er die Scheiben von den Pflöcken. An eine erschöpfende Tabelle nach diesem Befunde ist nicht mehr zu denken. Andererseits . . .

Da kam ein Leuchten in die Augen des Forschers. Zwei Ecken des Beetes nämlich, das unter den roten Strahlen gelegen hatte, waren am Fuße des empörenden Berges notdürftig eben geblieben, und sieh doch, sieh doch! Die acht braven Schößlinge, die trotz aller überirdischen und unterirdischen Störung hier emporstreben, sind sämtlich länger als die Schößlinge, die unter der weißen Scheibe sich ungestörter entwickeln konnten! Länger!!! Mit bloßen Augen ist es zu sehen! Und auch die Pflänzchen, die in den blauen Strahlen gewachsen sind, werden in zehn bis zwölf Tagen wohl unbestreitbar die Überlegenheit des farbigen Lichtes bekunden, — im Durchschnitte! Die grünen Strahlen wirken erkennbar ungünstig. Da fuhr der Meßfreudige mit seinem Handballen über die Augen, zwei salzige Hoffnungstränen mußte er wegwischen, fast Freudentränen.

Nur erst das Ungeziefer muß vertilgt werden, noch heute abend! Wie vernichtet man Ameisen? ...

Die Stieläugige kam in den Garten, sie trug die kleine Gießkanne für die Blumen, aber das war nur Vorwand. Sie hatte es in der Küche nicht ausgehalten, eine Bitternis murmelte in ihrer Seele: „Wird er nun schimpfen? Weil sie nicht wegen der Ameisen eine lange Beschreibung nach Innsbruck geschickt hat? Weiß Gott, keine leichte Stelle hat sie! ... Ein Gelehrter! ... Briefschreiben! Als ob man sich nur so hinsetzte und nun schriebe man eben!" ...

Der Professor bemerkte sie wohl, aber er kam gar nicht auf den Gedanken, der dummen Pute irgendwelche Schuld beizumessen. Er stand, er sann, und seine Stirne lag in Runzeln. Es ist ja scheußlich, eine solche Unmasse von ... von immerhin ... von verhältnismäßig hochentwickelten Tierchen ... töten zu müssen. Oder gar ... halb töten zu müssen, — scheußlich! Man hat gebadet, man fühlt sich höchlichst wohl, man will an einem frischen Tischtuch zu Abend essen, und ... man begeht noch einen Massenmord in aller Eile ... Scheußlich! —

... Unsinn! Es gibt Milliarden Ameisenvölker! Ist es schade um dieses eine? Wo es sich um einen menschheitwichtigen Versuch handelt? ... Sentimentaler Unsinn! ...

Plötzlich rieb der Professor seine Nase; ein sehr beachtlicher Einfall kam ihm.

... Wenn diese Tiere nun unter den roten Strahlen — an Gewicht zugenommen hätten? Oder sonst eine physiologische Veränderung durchgemacht hätten? Wenn man das Experiment mit den Seidenraupen vielleicht erspart hätte?

Möglich, möglich! ... Aber dann müßte man wissen, an welchem Tage die Ameisen hier einzogen! Man müßte sie an diesem Tage vor allem gewogen haben ... Jedes einzelne Exemplar! ...

Er stand und sann; gar keine Augen hatte er für das Abendrot, das immerfort seine Strahlen hinaufschoß.

Und in der kleineren Welt vor seinen Füßen standen inzwischen die jungen Königinnen, in einem regelrechten Halbkreis standen sie in der geräumigen, kunstvoll geglätteten Höhle, die mitten unter dem Kegel sich wölbte. Die lebendigen Brautschleier bebten. Die alte Königin stand vor den jungen Königinnen, die Entflügelte, die Mutter der Achthundert. Von ihrer eigenen einstigen Hochzeit erzählte sie aus einem weichen, gerührten Herzen, wohl kundig des glückseligen Tau-

mels, nun aber nüchtern und längst verständig. Hoch in den Lüften war ihre Seele wieder, schwirrend um einen ragenden, ganz goldenen Körper, — es war das Kirchturmkreuz gewesen, das in den letzten Strahlen der Sonne allein gefunkelt hatte in unsäglicher Herrlichkeit, — und so erzählte sie weiter: „Auf diesem Golde ließ ich mich nieder, ich wartete. Und eine fremde Königin setzte sich zu mir und gleich noch eine, und wir haßten uns nicht. Da sahen wir eine steigende Säule, viel tausend Männer, viel Königinnen aus vielen Völkern, die hüllten uns in ihr graues, schwirrendes Dunkel.

Und eine Macht war in uns, daß wir die Flügel ausbreiteten, und in der Säule mußten wir tanzen. Nun mit uns folgte die Säule dem leisen Winde. Noch einmal sanken wir in das Graue und Kühle, wohin die Strahlen nicht mehr gelangten, ins Helle stiegen wir eilig wieder, niemand war müde. Und alle Länder versanken, ich sah nicht mehr den goldenen Körper, über uns war der Himmel und unter uns, wir tanzten wieder im Roten und Warmen. — Und — wurden — Mütter."

Doch in der Menschenwelt oben zeigte nun der Professor auf die Gießkanne, die seine Wirtschafterin in der Hand hielt, und sagte mit ruhigem Ernste: „Füllen Sie diese Gießkanne mit Petroleum."

Alsbald und während der ganzen Nacht krabbelte über die Ewige Lunge die Botschaft von einer entsetzlichen Katastrophe.

Des Morgens aber — der mit dem rheumatischen Kneifzeug lag noch zu Grünschatten in seiner Zelle —, da kam der Honigträger, der ihm alltäglich das Frühstück nebst den neuesten Nachrichten brachte, und mit einem lästig umschweifenden Barbiergeschnatter berichtete er von dem furchtbaren Wolkenbruch, der ganz Rekordland in einen stinkenden Sumpf verwandelt hätte. Und alle acht Königinnen wären elendiglich gestorben, und nur die Männchen wären zum großen Teile gerettet, unnützerweise. Alle Honoratioren aber seien erstickt oder ertrunken, alle Gelehrten und Baumeister und alle Ärzte und alle Künstler ... ertrunken und erstickt! In dem furchtbaren Gestanke! ...

Indessen hatte der Weltraunzer die verschlafenen Beine hinreichend gereckt, auch das rheumatische Kneifzeug. Säuerlich sprach er: „Die Unlustsumme im Ganzen des Weltwerdens überwiegt eben die Lustsumme." Und in ein längeres Schweigen versank er. Sollte er dieses widerliche Naturspiel ... tragisch nehmen? Er ließ sich aus dem Munde des Honigträgers den allmorgendlichen Tropfen einflößen, dann schritt er aus seiner Zelle. Ansehen wollte er sich doch wenigstens, wie diese Sensation auf die allgemeine Gemeinheit seiner lieben Grünschattner nun wirke. Und selbstverständlich: an allen Ecken und Wegkreuzen standen die Ausrufer und schrien sich heiser: „Furchtbare Katastrophe in Rekordland!" „Acht Königinnen in den Stinkfluten ertrunken!" „Das Ende eines Volkes!" „Hochzeit und Untergang!" Und vor den Ausrufern drängte sich, balgte sich der Pöbel, denn auch die Einzelheiten des fremden Gräßlichen will die Ameisenseele genießen, alle Einzelheiten.

Vor die Tore begab sich der Weltraunzer, in den Graswald. Und lief, bis er ringsum niemanden mehr sah. Nun blieb er stehen, seine vertrautesten und

liebsten Gedanken erweckte dieses Tagesereignis: Ah, welchen — „höheren Zweck" soll nun wohl diese Stinkflut erfüllen? Blinde Naturkräfte! Die eben — sinnlos wüten! Es gibt keine zwecksetzenden Wesen überhalb der Ameise, es gibt keine — „Götter"! Es gibt auch keinen Welturheber, sondern es gibt nur einen Weltgrund: den Drang in den Dingen, das Unbewußte!

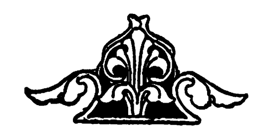
Und einen neuen Gipfel erklomm der Weltraunzer, ah ... einen Gipfel, höher als eine Tanne! Den Gipfel seines ganzen Systems, den eigentlichen, den bisher ungeahnten, den Gipfel über allen Ameisengipfeln: Erst im Gehirn der Ameise erkennt der Weltgrund sich selbst. Wodurch er auch nicht — „Gott" wird. Denn an sich bleibt er das Unbewußte, die absolute Dummheit. Soll ich ihn mit mir selbst beschenken?

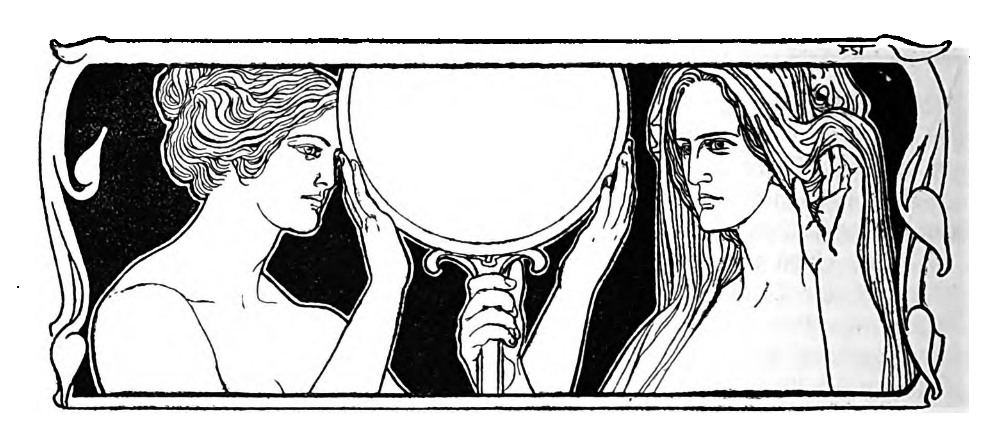


Habe Dank, liebe Bank! · Von Wilhelm Wolters

Dem Menschen fließt gleich Honigseim
Das Wörtchen „bitte!" vom Munde,
Aber das „danke!" sitzt fest wie mit Leim
Geklebt im hintersten Schlunde.
Selbst auf der Straße der kleine Wicht,
Der dich bittend fragt um die Stunde,
Findet zum „danke!" die Zeit schon nicht,
Wenn ihm ward die gewünschte Kunde.
Ist dir erhört, was du dir erfleht,
Wird deines Dankes Richtschnur:
So dir dein Bruder hilft und rät,
Tut er ja seine Pflicht nur.
Du bist der Wandrer, dort steht die Bank —
Ermattet auf ihr zu sitzen,
Fordert wahrhaftig so wenig Dank,
Wie die Welt für sich zu nützen.
Für dich allein ist das Ganze rundum,
Unnütz wär's zu sagen und dumm:
„Habe Dank,
Liebe Bank!"

Ich wünschte, daß jedem Wandersmann
Auf unsrer lieben Erde
Zum Wanderspruch und Talisman
Dies eine Sprüchlein werde.
Ich wünschte, er sollte weiter nichts
In bösen und guten Tagen,
Als diese vier Worte frohen Gesichts
In seinem Herzen tragen.
Ich wünschte, daß er's dem Knirpsgeschlecht
Auf der Straße fröhlich lehre,
Ich wünschte, daß es der Herr dem Knecht,
Der die Schuhe ihm putzte, beschere.
Ich wünschte, wenn Valet du mußt
Zu dieser Welt einst sagen,
Sollen dir klingen leis in der Brust
Wie sanfter Glocken Schlagen
Die vier kleinen Worte, dem Wandersmann
Der Wanderspruch und Talisman:
„Habe Dank,
Liebe Bank!"





Schweizer Briefkästen

Von Fritz Müller (Zürich)

Woanders ist die Post was Öffentliches. In der Schweiz gehört sie zu den Geheimwissenschaften. Die Briefkästen wenigstens.

Ich weiß zum Beispiel heute noch nicht, wo der nächste Briefkasten ist. Ich weiß ja, es gibt solche. So gut ich weiß, daß es Goldadern gibt. Aber Goldadern und Briefkästen in der Schweiz sind seltene und verborgene Dinge. Gewiß, es gibt glückliche Menschen, die entdecken eine goldene Ader. Aber dann halten sie's geheim.

Auch mein Freund Huggenberger hat einmal einen Briefkasten entdeckt in der Schweiz. Das kam so. Als kleiner Junge schoß er mit Pfeilen gegen eine glatte Mauer. Husch! weg war der Pfeil. Als hätte ihn die Mauer verschluckt. Er schoß einen zweiten. Weg war er. Diesmal aber sah er's. Der Pfeil war in das Maul eines geheimen Briefkastens geflogen, der verstohlen in die Mauer eingelassen war. Alle Briefkästen in der Schweiz sind in unscheinbare Mauern eingelassen, wo sie niemand sieht.

Mein Freund Huggenberger war klug genug, seine Entdeckung für sich zu behalten. Nur seinem Sohn hinterließ er das Geheimnis auf einer Zeichnung im Testament: „Mein Sohn," hieß es darin, „du wirst einen Briefkasten entdecken, so du vom großen Torflügel der Peterskirche ostwärts gehst, 63 Schritte weit, dann im rechten Winkel gegen Norden biegst, eine graue Mauer entlang, bis . . ." Weiter weiß ich's nicht, denn hier hat der Sohn die Hand auf das Familienbriefkastengeheimrezept gelegt, als ich es las. Mit Recht natürlich, denn ich bin kein Schweizer Bürger.

Wozu überhaupt braucht ein Fremder die Lage der Schweizer Briefkästen zu wissen? Es ist ja doch nur Ausspioniererei von Staatsgeheimnissen. Denn die Post ist eine Staatsanstalt. Genug, daß sich solche Geheimnisse in Schweizer Familien vererben. Die Fremden sollen auf den Bahnhof gehen, wenn sie Briefe aufzugeben haben. Auch wenn sie draußen in der Vorstadt wohnen. Bewegung ist immer gesund. Zumal für Fremde. Am gesündesten in der Richtung von der

Innenschweiz nach der Grenze und darüber hinaus, sagen die Chauvinisten hier, soweit sie keine Hotelaktien haben.

Einmal aber hatte ich einen feinen Plan ausgeheckt zur Entdeckung eines Briefkastens in der Schweiz. Das war damals, als mich in einer schlaflosen Nacht die Erleuchtung überfiel: Wie, wenn ich jenen Postbeamten nachginge, die die Briefkästen entleeren?!

Gedacht — getan. Stundenlang stand ich auf der Lauer an den Straßenecken. Aber sonderbar: ich entdeckte keinen einzigen schweizerischen Briefkastenentleerer. Endlich, als ich schon verzweifelte, verriet es mir meine Milchfrau, die Mitleid mit mir hatte: Die Briefkastenentleerer in der Schweiz, sagte sie, haben keine Uniform. Das macht, sie sind der geheimen Kriminalpolizei angegliedert. Sie tragen Filzhüte, Strohhüte, Hosen und Röcke wie jeder Ixbeliebige. Und immer hätten sie einen großen Havelock, unter dem sie den Briefbeutel versteckten.

Aha, dachte ich, wie schlau: damit man sie nicht erkennt und ihnen nicht nachgehen kann. Bevor sie einen Geheimkasten entleeren — es ist meistens gegen die Dämmerung zu —, sehen sie sich blitzschnell um nach links und nach rechts — ein Druck auf einen geheimen Knopf in der eidgenössischen Mauer — ein schwaches Gepolter fallender Briefe — und schon schlendern sie wieder weiter mit einer meisterhaft unbeteiligten Miene, pfeifen ein wenig dazu und haben die rechte Hand in der Hosentasche. Sagte meine Milchfrau.

Aber halt! — Rechte Hand in der Hosentasche: auf dieses Signalement hin ließ sich weiter forschen. Ich gab also fein acht auf der Straße, ob einer die rechte Hand in der Hosentasche hätte. Aber schon nach einer halben Stunde sah ich, daß das Signalement gänzlich hoffnungslos war. Denn danach allein zu urteilen, hätten alle Leute in der Schweiz Briefkastenentleerer sein müssen.



Reifer Tag · Von Rudolf Leonhard

Die Grillen zirpen nah und fern
Ihr eigensinnig grelles Lied;
Hoch oben zieht
Ein weißes Schiff im blauen Meer.
Kopftücher leuchten, blitzend loht
Der Sensen-Schwung dem Korne Tod:
Das Korn ist reif, das Korn stirbt gern.

Aus gelben Feldern ringt ein Streif
Von nacktem Erdenschwarz sich los.
Wir schreiten auf dem Mutterschoß —
Ein fernes Dengeln läutet her,
Die Schwaden sinken Strich auf Strich;
Und unsre Glieder straffen sich —
Wir sind zu allem Leben reif.





Gesellschaftskultur

Ein Kampfbuch gegen die Geselligkeit und Gesellschaft dieser Zeit — die immer gewöhnlicher wird, je beflissener sie an äußerer Geziemlichkeit und Würde zunimmt — verdanken wir dem regen Fleiße A. v. Gleichen-Rußwurms unter dem Titel „Geselligkeit, Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789—1900.“ (Stuttgart, Julius Hoffmann, 1910. 473 Seiten.) Man hat von der Lektüre das angenehme Gefühl der Bundesgenossenschaft, nicht wegen des letzten Kapitels allein, das recht deutlich und pragmatisch wird, — fast überraschend nach der unpersönlichen Kühle des Vorhergehenden. Sondern gerade wirkt auch dieser vorhergehende Hauptinhalt so. Es ist das vollkommenste Ergebnis des Buches, Sehnsucht zu wecken nach Menschen, die anmutiger oder gebildeter oder beides sind, sie durch die zu wecken, die es waren.

Weniger faßbar ist das kulturgeschichtliche Ergebnis. Ich bringe diesen Punkt sogleich vor, um ihn zu erledigen. Es ist kein Architekturwerk in der Weise des Historikers entstanden, das sich zusammenwölbt über den tragenden Pfeilern der sichtbar gemachten Entwicklung. Aber, wie dem Kundigen von vornherein bewußt ist, das wäre auch nicht in einem solchen Bande möglich gewesen. Fünf, sechs von diesem Format wären erforderlich gewesen, oder aber, es wäre nur ein Aufriß, ein leeres Modell herausgekommen, ohne gefügtes Steinwerk, ohne die profilierende Rippung an Pfeiler, Pilaster, Gewölbe, ohne belebendes Ornament und Parament.

Es wurde nun statt dessen ein farbenreiches und farbenfeines Bukett. Aus einem erstaunlichen Schatz von Belesenheit, Erlebnis, Beobachtung und leicht bewahrendem Gedächtnis sind eine Unmenge guter und klarer, fertiger Einzelheiten ausgewählt und wie geöffnete Blumen auf heraushebendem Stengel richtig gestimmt an die richtige Stelle nebeneinander gebracht. Der Leser ist beständig lebhaft angezogen, angeregt, beschäftigt. Er sieht ins deutliche Bild, so wechselvoll es sich verändert, und hat dazu ein sicherndes Einverständnis mit dem Autor, auch da, wo die bunten Steinchen dieses unermüdlichen Kaleidoskops in bisher noch nicht gezeigten Figuren zueinander fallen. Bei jeder verweilt man gerne und mit Nutzen. Aber in dem Ganzen ist kein Verweilen, nicht die festhaltende, zwingende Struktur, die etwas geschlossen Historisches daraus gestalten würde. Auch der Stil trägt hierzu bei, der so gut, so glatt, so leichtverständlich ist, daß man auf seiner gleichartigen, gleitenden Ebene mit einer gewissen Atemlosigkeit dahingetragen wird. — Der Verfasser selber spricht von „Beiträgen“ zur Kulturgeschichte, Studien zu einer Geschichte der „Welt“ im Sinne des Weltmännischen; er betont die neuen Einsichten, die ungeahnten Fernblicke, die bei seinem Augenpunkt erschlossen werden. Mit Recht und Verdienst.

Über Einzelheiten zu rechten, ist selten ein Anlaß. Nicht der Ritter der staufischen Zeit fütterte auf seinem Teller mit liebevollen Worten und guten Bissen (S. 410) die Minnedame, sondern es verhielt sich umgekehrt. Bis vor nicht lange damals hatte das Frauengeschlecht den Männern dienend aufgewartet oder war im Frauenzimmer, der Kemenate, geblieben, hatte allenfalls neugierig an der Tür gestanden und es dankbar angenommen, wenn einmal einer, sich umdrehend, dem minderen Geschlecht seinen Krug hinüberreichte. Seitdem setzte man die Damen — diejenigen, die es durch die höfische neue Zeit wurden — selber mit an den Tisch, aber die Hausfrau mußte noch beständig aufspringen, zu den Mägden und in die Küche sehen, was die Anstandsbücher ausdrücklich von ihr verlangen, und die anderen züchtigen Damen bedienten den courtoisen Herrn aus der Schüssel von seinem Teller oder Eßbricken, und wenn er gegessen hatte, mochten sie dann selbst diesen Teller benutzen. Erst verblassende Erinnerung hat dieses Bild naiv natürlich verschoben und jüngeren Zeiten angepaßt, so daß im Märchen vom Froschkönig und eisernen Heinrich der verwunschene Frosch vom Teller der Königstochter essen will. — Von sonstigen Einwänden möchte ich, was schon wichtiger ist, der so durchaus berechtigten Betonung der internationalen Egalisierung durch ausgetauschte Kultur ergänzend gegenüberstellen, daß nichtsdestoweniger gleichfalls auf der Linie der zeitgenössischen Entwicklung die internationale Verselbstverständlichung der nationalen Bewußtheit liegt. Das hat nicht so primär mit der Kultur zu tun, sondern mit den Interessen und mit der zunehmend überall sich durchsetzenden Selbstbestimmung der Völker, die einmal nicht anders als national wollen kann. Die Vereinbarung von politischer Einsicht und weltmännischer Freiheit kann nur in den Einzelnen, Gebildeten stattfinden.

v. Gleichen-Rußwurm schreibt Hafiz, oder Musik. So geben die Franzosen diese etwas entlegenen Wörter nach ihrer Lautschreibung; nach der unseren muß es heißen Hafis und Muschik. Zwar hat uns unsere alte deutsche Fremdbeflissenheit ganz und gar an solche Transponierungen russischer, arabischer, persischer, chinesischer usw. Wörter ins Französische oder Englische gewöhnt, insbesondere an das z anstatt s, und die meisten wissen gar nicht, was sie damit Verdachtes tun; sie leisten ihr Mögliches, wenn sie nur eben korrekt nachbuchstabieren, was sie irgendwo gedruckt vorfanden. Das ist eine Sinnlosigkeit oder eine einfache Unwissenheit im Sprachlichen, wofür dieser Autor bei weitem zu hoch steht und die nicht der Grund sein kann. Ihm könnte doch auch nicht passieren, wodurch mich ein vielgenannter Berliner Schriftsteller mit starkem Zitatenschatz häufig belustigt; wenn er z. B. durch ein elegantes französisches Bonmot des Königs Clovis seinen Lesern in die Augen sticht, ohne zu ahnen, daß in dem Roi Clovis seiner höchst mittelbaren Quelle der noch gar nicht elegante Merowinge Chlodowig unkenntlich für rasche Entlehner geworden ist.

Da wir einmal dabei sind: Gleichen-Rußwurm stellt in seinen Text viele und lange Zitate, seien sie Prosa oder Vers, im ursprünglichen Französisch, Englisch, Italienisch. Va bene, dies entspricht dem Buche, das, von einem universaleren Manne geschrieben, mit entsprechenden, d. h. rezeptiv entsprechenden Lesern rechnet. Auf der Stufe dieses Buches sind Originalzitate das minder Gezwungene, das Unentstellte, gar nicht Auffallende. Da ist es nun furchtbar komisch, was einem beim Nachschlagen der auf den Anhang verweisenden Zahlen das erste Mal passiert. In diesem Anhang stehen nicht etwa die erhofften Belege, woher die Zitate entnommen sind, sondern — die deutsche Übersetzung. Wem zuliebe, ist ja klar. Das ist ein Kapitel neueste deutsche Bildungs-Premièrengesellschaft, dessen Satire leider nirgends im Buche behandelt ist.

Die Quellen des Verfassers sind die unmittelbaren und seinem Zwecke dienlichsten, in erster Linie Memoiren, Briefwechsel, charakteristische Dichtungen. Sie photographieren das Zeitbild direkt, haben also stets die Chronologie ihrer relativen Gegenwart, nicht die Zentimetermessung der Geschichtsdaten. Das überträgt sich auch in die Darstellung, sie gruppiert, aber bringt sehr selten eine Jahreszahl. Und das ist auch unnötig, brächte hier etwas



Störendes, Lästiges, Schwieriges hinein. Gewisse Namen enthalten vollkommen die Zeitbezeichnung und auch schon die Tönung des Milieus.

So reihen sich diese in sich gerundeten Milieus örtlich und zeitlich aneinander. Am interessantesten die, die dem Leser minder oft vorgeführt und geläufig sind, wie Madrid, Petersburg und — man sollte es eigentlich nicht meinen, aber es ist so — London. Auch Rom. Nicht das Rom der Herren Italienfahrer, über das sie dann ein Kapitel dem Baedeker nacherzählen, sondern das der römischen Gesellschaft und der Fremdengesellschaft in Rom. Selbstverständlich kommen das alte Wien, das werdende Berlin, das noch münchnerische München, das unverwüstliche Paris, aber auch Baden-Baden, Frankfurt usw. periodisch zu ihrem Recht. Es ist da alles schlechthin intim und ausgezeichnet, was und wie es gesehen und gesagt ist. Nur versagt sich jede Inhaltsandeutung, auch bloß solche, die zum Lesen anzureizen bestimmt ist. Man kann nur dringend bitten, das Buch zu lesen, und seine Gerechtigkeit, Unabhängigkeit, seine Feinheit im ruhigen Urteil versichern. Ein treffliches Beispiel hierfür: Richard Wagner, wo dann ausnahmsweise auch Entwicklung mit sicheren Strichen gezeichnet und erläutert wird, nämlich die vom germanischen und demokratischen Idealismus zum kosmopolitisch von aristokratischer Kameraderie überglänzten posthumen Bayreuth. Denn Bayreuth gehört so gut wie Oberammergau in das hundertfältige Oszillieren der modernen Internationalität und Gesellschaft und ihrer mehr oder minder konventionellen Interessen. Ich sehe, daß ich etwas viel Fremdwörter gebrauche, aber mit der Sprache Luthers kommt man gegenüber diesen Vorgängen nun einmal nicht aus.

Die Empfehlung des Buches soll keine Heraushebung sein, sondern möchte sich erlauben, der ganzen Tätigkeit seines Verfassers bei dem vorliegenden Anlaß zu gelten. Man soll die Fruchtbarkeit eines Schriftstellers rühmen, wenn sie der Ausweg lebensvoller Selbständigkeit und Überlegenheit ist, die vieles erworben hat und übersieht und vieles zu sagen, zeigen, wirken, nützen hat. Der schwächliche und mühsame Mensch kann sich da nicht hineinversetzen. Geistige Kraft, bei genügender Kapazität des Nervensystems, ist immer auch innerlich am ergiebigsten, wenn ihr Schwungrad nicht rastet. Nebenbei kommt es auf Methoden an. Es ist ein Unterschied, ob man aus der Präsenz von Feinheit und Geschmack nach dem hier vorhin gebrauchten Vergleich die lebendigen Blumen leicht und sicher zueinander ordnet, oder ob ein anderer sie nach Linné bestimmt und mit aller gebührenden Umständlichkeit sein Herbarium in Ordnung hält. Ich meine gewiß nicht, daß es in der kulturgeschichtlichen Tätigkeit nur das Eine oder das Andere geben möge. Ich brauchte hier nur eine Gegenüberstellung; es kommt auf beide Arten etwas und, je nachdem, sehr viel heraus. Denn immer handelt es sich im letzten um die persönliche Qualität. Von den rasch sich folgenden Büchern und Feuilletons Gleichen-Rußwurms gehen Nutzen, Erziehung, Klarheit und Antrieb zu vornehmen Auffassungen aus, und das Gute dabei ist, daß dieser Schriftsteller Sicherheiten bietet, auch von denjenigen Kreisen gelesen zu werden, die es am nötigsten haben. Prof. Dr. Ed. Heyck



Die neue Verfassung für Elsaß-Lothringen

Von seiner Einverleibung in das neue Deutsche Reich an war Elsaß-Lothringen eigentlich das Stiefkind und das Aschenbrödel seiner neuen mächtigen Mutter, des Deutschen Reichs. Während alle übrigen Glieder unseres Vaterlandes eigene Staaten mit weitgehender Selbständigkeit waren, ihren eigenen Staatswillen hatten, ihre eigenen Landesgesetze erließen und die zahlreichen ihnen verbliebenen Angelegenheiten durchaus selbständig regelten, war das Reichsland, wie schon sein Name andeutet, eine Provinz

des Reichs, alle elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten konnten durch Reichsgesetz, also durch einen übereinstimmenden Mehrheitsbeschluß von Bundesrat und Reichstag unter gänzlicher Ausschaltung des dortigen Landesausschusses geregelt werden. Nichts war begreiflicher als der brennende Wunsch der Elsaß-Lothringer, die ihnen gebührende staatliche Selbständigkeit, eben so gut wie alle anderen deutschen Volksstämme, zu erlangen. Einen schönen Schritt zur Erreichung dieses Zieles bedeuten die beiden unlängst veröffentlichten deutschen Reichsgesetze vom 31. Mai 1911, das neue Verfassungsgesetz und das Wahlgesetz für Elsaß-Lothringen. Nachdem so unendlich viel in den Tageszeitungen der verschiedensten Parteirichtungen von den verschiedensten Parteistandpunkten aus über die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der einzelnen Bestimmungen geschrieben worden ist, ist es wohl angebracht, ganz kurz und objektiv nach all dem betäubenden Wirrwarr der mündlichen und schriftlichen Debatten die wichtigsten Neuerungen gegenüber dem bisherigen Rechtszustand hier mitzuteilen.

Während bisher das Reichsland im Bundesrat nur durch nicht stimmberechtigte Kommissare vertreten war, führt es jetzt, ebenso wie die deutschen Mittelstaaten, drei Stimmen, die aber bei einer Veränderung der Reichsverfassung nicht gezählt werden, und ebensowenig, wenn Preußen durch sie die Mehrheit im Bundesrat erlangen würde. Elsaß-lothringische Landesgesetze können in Zukunft nur noch vom Kaiser mit Zustimmung des aus zwei Kammern bestehenden Landtags erlassen werden. Der Bundesrat ist also vollständig ausgeschaltet. Die Erste Kammer setzt sich aus drei verschiedenen Klassen von Mitgliedern zusammen. Einmal gehören ihr kraft ihres Amtes ohne weiteres an: Die Bischöfe zu Straßburg und Metz, der Präsident des Oberkonsistoriums, der Präsident des Synodalvorstandes der reformierten Kirche und der Oberlandesgerichtspräsident. 14 Mitglieder wählen gewisse Körperschaften des Landes aus ihrer Mitte, nämlich einen Vertreter das Plenum der Universität Straßburg, aus der Mitte der ordentlichen Universitätsprofessoren, ein Mitglied die israelitischen Konsistorien, je einen Vertreter die Gemeinderäte der Städte Straßburg, Metz, Mülhausen und Kolmar, je einen die Handelskammern dieser vier Städte, 2 Mitglieder der Landwirtschaftsrat und 2 die Handwerkskammer zu Straßburg. Endlich sind Mitglieder 19 im Reichsland wohnhafte Reichsangehörige, die der Kaiser auf Vorschlag des Bundesrats ernennt. Sobald durch ein Reichs- oder Landesgesetz eine Arbeitervertretung geschaffen sein wird, wie dies der Gesetzentwurf des Deutschen Reichs über die Arbeitskammern bezweckt, wählt diese offizielle Arbeitervertretung noch drei Arbeiter in die Erste Kammer als Vertreter des Arbeiterstandes hinzu. Damit wird zum ersten Male im deutschen Staatsleben dem Arbeiterstand als solchem Sitz und Stimme in den sonst so feudalen Ersten Kammern der Landtage eingeräumt. Die Bildung der Zweiten Kammer beruht auf durchaus modernen, demokratischen Grundsätzen. Sie geht aus gleichen, allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. Nur insofern ist der Kreis der Wahlberechtigten enger gezogen als der der Reichstagswähler, als ein Wohnsitz von mindestens drei Jahren in Elsaß-Lothringen gefordert wird; nur für Beamte, Lehrer und Kirchendiener genügt ein einjähriger Wohnsitz. Die Zahl der Mitglieder beträgt 60, von denen jedes in einem besonderen Wahlkreise gewählt wird.

Gewählt ist derjenige Kandidat, der die meisten Stimmen und zugleich mehr als die Hälfte sämtlicher abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt hat. Stichwahlen kennt das Wahlgesetz nicht. Ergibt sich eine solche Stimmenmehrheit nicht, so findet am siebenten Tag nach der Hauptwahl eine Nachwahl statt. An ihr nehmen wiederum sämtliche Kandidaten der ersten Wahl teil. Damit ist der in vielfacher Hinsicht bedenkliche, ja geradezu korrumpierende Stichwahlschacher der Parteien glücklich vermieden. Gewählt ist bei der Nachwahl, wer die meisten Stimmen auf sich vereinigt. Die Wahlperiode dauert wie im Reich und in Preußen fünf Jahre. Die staatsrechtlichen Befugnisse der beiden Kammern und ihrer Mitglieder sind genau die gleichen wie in Preußen und im Reiche. Über die Gültigkeit der Wahlen entscheidet nicht die betreffende Kammer selbst, sondern bis zur Errichtung eines — zurzeit noch fehlenden — obersten



Verwaltungsgerichtshofes ein Senat des Oberlandesgerichts in Kolmar. Im Interesse der politischen Moral und Reinlichkeit ein großer Fortschritt gegenüber den Zuständen im Reich und in Preußen, wo diese Prüfung bekanntlich dem Reichstag und dem Abgeordnetenhause selbst zusteht. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß bei den Prüfungen dort nicht Erwägungen der Gerechtigkeit, das Bestreben, die reine Wahrheit, und nichts als die reine Wahrheit, zu ermitteln, maßgebend sind, sondern kraß parteipolitische Erwägungen und Zweckmäßigkeitsgründe. Vielfach ist dort die Prüfung der Mandate zur Komödie geworden. Beide Kammern, die Erste wie die Zweite, können vom Kaiser aufgelöst werden.

Die Stellung des Statthalters ist im wesentlichen unverändert geblieben. Jedoch ist jetzt zu seiner Ernennung durch den Kaiser die Gegenzeichnung des Reichskanzlers unbedingt erforderlich. Seine Abberufung steht im pflichtgemäßen Ermessen des Kaisers.

Man sieht hieraus, das Ziel, Elsaß-Lothringen zu einem den andern deutschen Gliedstaaten völlig gleichberechtigten selbständigen Bundesstaat zu machen, ist noch keineswegs erreicht. Eine eigene, gegen Reich und Kaiser selbständige Landesgewalt und Landeshoheit gibt es, streng genommen, auch in Zukunft nicht. Es steht staatsrechtlich nicht das geringste Hindernis im Wege, daß der Kaiser den Statthalter abberuft, wenn er mit der Haltung der elsaß-lothringischen Bundesratsbevollmächtigten nicht zufrieden ist. Die oberste Regierungsgewalt liegt nach wie vor nicht in Straßburg, sondern in Berlin beim Kaiser.

Dr. jur. et phil. Bovensiepen



Naturgeschichtliche Streitfragen

Das Mammut, der charakteristische Eiszeitelefant, der Zeitgenosse des prähistorischen Menschen, ist, obwohl ein längst ausgestorbenes Wesen, doch zu einer gewissen Popularität gelangt. Das hat besonders die wiederholte Kunde von der Auffindung der Reste dieser vorweltlichen Riesen in Spalten und Höhlungen des Polareises gemacht, die uns zu melden wußte, daß diese Kadaver sich in der Eisumhüllung vollständig samt Haut, Haar, Fleisch, Eingeweiden so gut erhalten haben, als wären sie erst unlängst in diese Eisklüfte gestürzt. Wir haben es da mit einem Tier zu tun, das seit vielen, vielen tausend Jahren nicht mehr der Tierwelt der Erde angehört, und von dem wir uns doch ein klares Bild machen können, weil wir heute noch nicht nur, wie von anderen ausgestorbenen Tieren, die guterhaltenen Skelette, sondern auch den ganzen übrigen Körper dieser einstigen Riesenelefanten kennen.

Es war im Jahre 1806, als sich in Petersburg die Kunde verbreitete, man habe im sibirischen Eise ein ganzes Mammut aufgefunden, noch so gut erhalten, daß die Hunde sofort über das Fleisch des Kadavers hergefallen seien. Aber dieser Fund war schon sieben Jahre früher gemacht worden. Im Jahre 1799 war dem Tungusen Schumachoff, der an der Mündung der Lena in das Eismeer nach Mammutzähnen suchte, ein mächtiger Tierkörper aufgefallen, der zwischen Blöcken des Steineises eingeschlossen war. Erst nach Verlauf eines Jahres war die Eisumhüllung so weit aufgetaut, daß die Stoßzähne sichtbar zu werden anfingen. Und erst nach weiteren fünf Jahren war der Kadaver so weit aus dem Eise herausgetaut, daß er von den Eisschollen herab zur sandigen Küste rollte und Schumachoff nun die beiden Stoßzähne absägen und verwerten konnte. Über die Kadaverteile aber fielen die Hunde der Tungusen, Eisbären, Wölfe, Schneefüchse her, so daß der Reisende Adams, der dann von dem Funde gehört hatte und zu dessen Bergung sofort nach der Lenamündung aufgebrochen war, begreiflicherweise den Kadaver nicht mehr in unversehrtem Zustande vorfand. Es fehlten ganze Fleischpartien, es fehlte Rüssel und Schwanz, es hatten sich die Haare von der Haut losgerissen.

Immerhin aber war noch die Haut zu zwei Dritteln vorhanden, und es gelang auch, die um 50 Rubel nach Irkutsk verkauften Stoßzähne wieder zu beschaffen. Auch konnten die herumliegenden, von den Raubtieren verschleppten Haare, im ganzen etwa 30 Pfund, gesammelt werden. Diese ganzen Überreste wurden nach Petersburg gebracht, wo das wohlerhaltene Skelett im naturhistorischen Museum zur Aufstellung gelangte. Nach den erhalten gebliebenen Überresten, den eigenen Wahrnehmungen Adams, den Schilderungen des Tungusen Schumachoff und des Kaufmannes Boltunoff, die den Kadaver vor Adams gesehen hatten, hat dann Tilesius eine Zeichnung angefertigt, auf Grund deren uns seinerzeit Cuvier eine Rekonstruktion des Mammuts gab, die bis heute als allgemein gültige in allen unseren zoologischen Lehrbüchern und naturgeschichtlichen Schriften kursierte. Nach dieser Rekonstruktion hatten wir uns das Mammut als riesigen Elefanten vorzustellen mit langem rötlichen Haar, mit mächtigen, halbkreisförmig nach oben, mit den Spitzen gegen die Schultern gerichteten Stoßzähnen, mit langem Schwanz und Rüssel.

Dieses übliche Bild vom Mammut soll nun nicht richtig sein. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kam nämlich aus dem äußersten Nordosten Sibiriens die Kunde, daß in einer Eisspalte der Beresowka, eines Nebenflusses der Kolyma, wieder ein völlig erhaltener Mammutkadaver aufgefunden worden sei. Es wurde zu dessen Bergung in den Jahren 1901—1902 unter Leitung des Konservators Dr. Otto Herz und des Präparators E. Pfizenmeyer eine Expedition ausgerüstet. Das Mammut war vom Kosaken Jawlowski im Tundraeis, etwa 320 Kilometer von der sibirischen Stadt Stredni-Kolymsk entfernt, aufgefunden worden. Erst nach Überwindung großer Schwierigkeiten langte die Expedition an Ort und Stelle an, und noch schwieriger war es, das Mammut durch die unwegsame Taiga und Tundra 6000 Werst Schlittenweg weit fortzubringen. Der Kadaver mußte in Stücke zerlegt werden, da die einzelnen Schlitten mit nicht mehr als 100 Kilo belastet werden konnten. Da eine solche Zerstückelung bei der grimmigen Kälte im Freien nicht möglich war, mußte über dem Kadaver eine Hütte mit Kamin erbaut und Tag und Nacht geheizt werden. Leider hatte man auch diesen Kadaver nicht mehr ganz unversehrt vorgefunden, weil mittlerweile Raubtiere an ihm gefressen hatten. Es fehlte ein Teil der Kopf- und Rückenhaut und ein Teil der Haare. Es verging ein Jahr, bis der Fund geborgen und nach St. Petersburg gebracht war. Das Beresowka-Mammut war kleiner als das von der Lena-Mündung, aber ungleich besser erhalten. Vor allem fehlten ihm Schwanz und Rüssel nicht. Dieses Beresowka-Mammut nun ist von Pfizenmeyer anders als das Adamssche Mammut rekonstruiert worden. Es trägt keine Halsmähne, hat einen kurzen Schwanz und trägt die Stoßzähne nicht im Halbkreise, sondern hakenförmig nach unten und innen verlaufend. Pfizenmeyer ist von der Richtigkeit dieser seiner Mammutrekonstruktion so überzeugt, daß er auch das alte Adamssche Exemplar in seinem Sinne umrekonstruierte. Ganz abgesehen davon, daß an dieses historische Exemplar nicht hätte Hand angelegt werden dürfen, war er zu einer solchen Änderung überhaupt nicht berechtigt.

Wir sind bezüglich des Aussehens des Mammuts nicht lediglich auf diese beiden Kadaverfunde und andere Mammutüberreste angewiesen. Es stehen uns die Überlieferungen von Augenzeugen zur Verfügung. Wir haben nämlich, erst kürzlich wieder, bildliche Darstellungen des Mammuts aufgefunden, wie sie die Mammutjäger der Eiszeit auf den Wänden verschiedener, von ihnen bewohnter Höhlen zurückgelassen haben. Diese Bilder auf den Wänden der la Madelaine-Höhle, der Höhle von Combarelles und anderer Fundorte stellen Wildpferde, Renntiere, Mammuts, Bisons dar, und zwar, wie wir aus verschiedenen Details erkennen, in wirklicher Naturtreue. Diese Zeichner der Vorzeit, denen z. B. nicht einmal die Afterklappe des Mammuts, eine in Anpassung an die Kälte erworbene Verdickung an der Schwanzwurzel, entgangen ist, kannten gewiß auch die Zahn-, Rüssel- und Schwanzform, die Art der Behaarung des Mammuts ganz gut. Sie stellen uns auf ihren Wandbildern das Mammut als großen Elefanten mit reichlicher Behaarung, starker Halsmähne, mächtigen, im Halbkreise nach oben

gekrümmten Stoßzähnen, langem Rüssel und kurzem Schwanz dar, also, den Schwanz ausgenommen, ganz so, wie wir uns das Mammut nach dem Adamsschen Exemplar in Petersburg und der Rekonstruktion von Tilesius-Cuvier bisher vorstellten. Das Beresowka-Mammut mag ja als jüngeres Tier der Halsmähne entbehrt haben, hat gewiß auch die abweichende Form der Stoßzähne, wie sie die Pfizenmeyersche Rekonstruktion zeigt, gehabt, wie sich ja auch bei unseren heutigen Elefanten mehrfache Abweichung der Zahnform von der üblichen Form vorfindet. Es wird auch verschiedene Rassen des Mammuts gegeben haben. Das typische Mammut aber hat jedenfalls so ausgesehen, wie es die Steinzeitjäger abkonterfeiten, wie es die Rekonstruktion des Mammuts von der Lena-Mündung zeigte, nur daß bei diesem der fehlende Schwanz lang ersetzt wurde, während er in Wirklichkeit kurz ist. Für die Form der Stoßzähne besitzen wir übrigens weitere Beweise in den guterhaltenen Mammutstoßzähnen verschiedener Museen, deren überwiegende Mehrzahl die Stoßzähne im Halbkreise nach oben, mit den Spitzen gegen die Schultern gerichtet zeigen.

Bei dem Beresowka-Mammut, das ersichtlich bei seinem Sturze in die Tiefe sofort den Tod gefunden hatte und genau in der Stellung aufgefunden wurde, in der es verendet war, fand man noch unverdautes Futter im Magen, frische Futterreste zwischen den Zähnen und auf der Zunge, so daß man heute weiß, daß das Mammut nicht, wie man bisher geglaubt hatte, lediglich von den Trieben verschiedener Nadelhölzer, sondern auch von Gräsern, Seggen, Blütenpflanzen, so von der Quendel, dem Alpenmohn, dem scharfen Hahnenfuß, also von Pflanzen, die heute noch im hohen Norden wachsen, lebte.

* * *

Ein noch lebhafterer Streit ist bezüglich der Rekonstruktion anderer vorweltlicher Tiere entstanden. Seit Jahren erregen die Riesenungetüme ausgestorbener Dinosaurier, wie sie in Amerika zur Ausgrabung und Aufstellung gelangt sind, Aufsehen. Nicht weniger als 25 Meter Länge und 4 Meter Höhe weist der Diplodocus Carnegii, 22 Meter Länge und 5 Meter Höhe der Brontosaurus excelsus auf. Dieses Interesse hat weitere Nahrung gefunden, seit auf Veranlassung von A. Carnegie der deutsche Kaiser einen Abguß des im Carnegie-Museum in Pittsburg aufgestellten Originalskeletts von Diplodocus Carnegii erhalten hat, der im Museum für Naturkunde in Berlin zu sehen ist, und solche Abgüsse auch verschiedenen anderen Museen zugegangen sind. Über die Rekonstruktion dieser Riesenechsen von einst, die in der heutigen Tierwelt keinen nahen Verwandten haben, hat sich nun eine lebhafte Diskussion entwickelt. Schon Ende 1908 hat O. Hay im „American Naturalist" der Anschauung Ausdruck gegeben, daß die für Diplodocus und Brontosaurus gewählte Aufstellung viel mehr krokodilartig sein müßte. Und bald darauf brachte Prof. Tornier in Berlin die anatomischen Beweise dafür, daß die diesen vorweltlichen Riesen zuerst von Marsh und auf dessen Autorität hin von den späteren amerikanischen Paläontologen gegebene „Attitüde" eine viel zu säugetierähnliche sei. Bei den Reptilien stehen Oberarm und Oberschenkel nicht knapp am Körper in einer zur Symmetrieebene parallelen Ebene und tragen die Beine den Körper nicht wie vier Säulen, sondern stehen Oberarm und Oberschenkel zur Symmetrieebene senkrecht, zum Boden parallel und erscheinen die Gliedmaßen mehr als Weiterschieber des dem Boden direkt aufliegenden, schlängelnd sich bewegenden Körpers. Selbst im Laufe erheben die Reptilien den Bauch nur ganz wenig hoch vom Boden, so daß er wie in Gurten zwischen den weit von ihm abstehenden Gliedmaßen hängt. Daß aber die vorweltlichen Dinosaurier echte Reptilien waren, darüber kann nach ihrem ganzen anatomischen Bau kein Zweifel bestehen. So zeigt, um nur ein Merkmal hervorzuheben, welches für die Körperhaltung ganz besonders wichtig ist, das Becken des Diplodocus ganz den Bau eines echten Kriechtierbeckens und sitzen seine Hintergliedmaßen deshalb sehr hoch dem Rumpfe an, während bei den Säugetieren die Hintergliedmaßen tief unten am Rumpfe ansitzen und ihn deshalb viel höher vom Boden abheben. Die gewählte „Elefantenstellung" des Diplodocus läßt diesen Vorweltriesen wohl

viel stattlicher erscheinen, aber sie ist keinesfalls richtig. In Wirklichkeit hat sich der Diplodocus ganz wie unsere großen Echsen, etwa wie die großen Leguane, fortbewegt, er lag mit dem Bauche dem Boden auf, trug den langen Hals in S-Form aufgerichtet, bewegte den Kopf leicht nach allen Seiten und benutzte den Schwanz bei der Bewegung als Verankerung auf dem Boden. Und so ist auch die Rekonstruktion anderer Dinosaurier, der Stegosaurus-, Triceratops-Arten, wie sie bisher gewählt worden ist, viel zu säugetierähnlich. Man wird mit all diesen Phantasiegestalten, Kombinationen von Elefanten, Kamelen, Nashörnern und Drachen nach und nach aufräumen müssen.

* * *

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade im heißen Gebiete Asiens eine Reihe von Tieren, denen ein „Fliegen" nach ihrer Veranlagung ganz ferne liegen sollte, sich finden, bei denen sich Anfänge des Fliegens herausgebildet haben. Da gibt es die Flattermakis (Galeopithecus), Flugfrösche (Rhacophorus), Geckos mit Fallschirmhaut (Ptychozoon). Ganz besonders verdienen da aber die fliegenden Drachen (Draco) Ostindiens und der Sundainseln unser Interesse. Wallace hat uns in seiner „Tropenwelt" geschildert, wie diese prächtig gefärbten, harmlosen, kleinen Agamen mit Hilfe flügelartiger Häute, die sich beiderseits am Körper befinden und durch dünne Knochenfortsätze der vordersten sechs falschen Rippen aufgespannt werden, die Luft durchflattern. Auch wenn man in Brehms „Tierleben" die Farbentafel betrachtet, die eine der Echsen in die Luft hin einem Schmetterling nachjagend darstellt, müssen wir an eine solche flügelartige Funktion der fallschirmartig ausgebreiteten Rippen glauben. Nun liegen aber Beobachtungen von Dr. K. Deninger vor, denen zufolge die Fortbewegung dieser Echsen ganz anders vor sich geht. Vor dem Ausfluge blähen diese Drachen durch Aufnahme einer beträchtlichen Luftmenge den Leib zu einem flachen, länglichen Ballon auf und erscheint so die Bauch- und Kehlhaut straff gespannt. Die Rippen haben dabei diesem Ballon lediglich eine breite Stütze zu bieten. So erscheint ein solcher schwebender Drache als ein kleines Luftschiff halbstarren Systems. Und auf ähnlichem Prinzip fußt wohl auch das In-der-Luft-schweben der Flugfrösche und anderer Fallschirmtiere.

* * *

Daß die Naturgeschichte eines so lange bekannten Tieres, wie es der Maulwurf ist, auch nicht frei von Irrtümern sei, würde man wohl nicht glauben. Es zeigt sich da wieder, wie so manche Irrtümer auf die Autorität eines Gewährsmannes hin lange von einem naturgeschichtlichen Buche in die anderen übergehen und stereotyp immer wieder auftauchen. So ist es mit der Beschreibung und Abbildung des Maulwurfsbaues. Unter allen einheimischen, unterirdischen Tieren, heißt es nach Blasius, bereitet sich der Maulwurf am mühsamsten seine kunstreichen Wohnungen und Gänge. Er hat nicht allein für die Befriedigung seiner lebhaften Freßlust, sondern auch für die Einrichtung seiner Wohnung und Gänge, für Sicherheit gegen Gefahr mancherlei Art zu sorgen. Am kunstreichsten und sorgsamsten ist die eigentliche Wohnung, sein Lager, eingerichtet. Gewöhnlich befindet es sich an einer Stelle, welche von außen schwer zugänglich ist, unter Baumwurzeln, unter Mauern und dergleichen, und meist weit entfernt von dem täglichen Jagdgebiete. Mit letzterem, in welchem die täglich sich vermehrenden Nahrungsröhren mannigfaltig sich verzweigen und kreuzen, ist die Wohnung durch eine lange, meist ziemlich gerade Laufröhre verbunden. Außer diesen Röhren werden noch eigentümliche Gänge in der Fortpflanzungszeit angelegt. Die eigentliche Behausung zeichnet sich an der Oberfläche meist durch einen gewölbten Erdhaufen von auffallender Größe aus. Sie besteht im Innern aus einer rundlichen, reichlich 8 Zentimeter weiten Kammer, welche zum Lagerplatze dient, und aus zwei kreisförmigen Gängen, von denen der größere, in gleicher Höhe mit der Kammer, diese ringsum in einer Entfernung von ungefähr 16—25 Zentimeter einschließt und der kleinere, etwas oberhalb der Kammer, mit dem größeren ziemlich gleichartig verläuft. Aus der Kammer gehen gewöhnlich drei Röhren schräg nach oben in die kleinere

Kreisröhre, und aus dieser, ohne Ausnahme abwechselnd mit den vorhergehenden Verbindungsröhren, 5—6 Röhren schräg abwärts in die größere Kreisröhre. Von letzterer aus erstrecken sich strahlenförmige und ziemlich wagrechte nach außen und ebenfalls wieder abwechselnd mit den zuletzt genannten Verbindungsröhren etwa 8—10 einfache oder verzweigte Gänge nach allen Richtungen, die aber in einiger Entfernung meist bogenförmig nach der gemeinsamen Laufröhre umbiegen. Auch aus der Kammer abwärts führt eine Sicherheitsröhre in einem wieder aufsteigenden Bogen in diese Laufröhre. Die Wände der Kammer und der zu der Wohnung gehörigen Röhren sind sehr dicht, fest zusammengestampft und glatt gedrückt. So lautet die landläufige Beschreibung des Maulwurfsbaues, und auch die bildliche Darstellung ist immer wieder dieselbe. Erst in jüngster Zeit sind verschiedene Forscher der Richtigkeit dieser Angaben auf den Grund gegangen und haben gefunden, daß die Maulwurfsbaue in ihrer Anlage wesentliche, durch die äußeren Verhältnisse bedingte Abweichungen zeigen. Auf einer Wiese liegt die Wohnung nicht an einem vom täglichen Jagdgebiete entfernten, geschützten Orte, da ja ein solcher gar nicht vorhanden ist, wenn, wie dies zumeist der Fall ist, die Wiese flach und ringsum von Wassergräben umschlossen ist. Sie befindet sich vielmehr unter einem leicht in die Augen fallenden großen Haufen mitten im Jagdgebiete selbst. Der eigentliche Wohnraum, eine kesselartige Höhlung, liegt mitten unter dem Haufen, aber nicht so tief, wie Blasius angibt, in welchem Falle der Boden schon viel zu naß wäre, sondern nur so tief, daß der obere Rand unmittelbar mit der Rasenfläche abschneidet. Um die Höhlung verlaufen mitunter zwei Gänge; doch liegt der kleinere, kreisförmige Gang in diesem Falle nicht höher als die Höhlung, sondern unmittelbar unter der Rasenfläche, mit dem oberen Teile in gleicher Höhe. Diese Kreisröhre ist durchschnittlich 8—10 Zentimeter vom mittleren Kessel entfernt und mit ihm durch einige Röhren verbunden. Die äußere Röhre befindet sich in gleicher Höhe mit der inneren, steht mit ihr durch Quergänge in Verbindung, ist aber in der Regel nicht kreisförmig. Von hier aus verlaufen strahlenförmig die Gänge nach den verschiedenen Teilen des Jagdgebietes. Sehr häufig fehlt aber der äußere Gang ganz. Ja, Dahl fand einen Maulwurfsbau, dem auch der innere Gang fehlte und bei dem die Strahlengänge direkt nach dem Jagdgebiete gingen. Meist, aber nicht immer, ist auch ein senkrecht nach unten verlaufender und dann nach einer Seite umbiegender Gang zur Flucht, wenn Gefahr von oben droht, vorhanden. Unter 300 Maulwurfsbauen, die L. E. Adams selbst aufgegraben und an Ort und Stelle aufgezeichnet hat, waren nicht zwei einander vollkommen gleich, und nicht ein einziger entsprach den landläufigen Abbildungen. Dahls Nachforschungen in dieser Richtung haben ergeben, daß die bisherigen Beschreibungen und bildlichen Darstellungen einer kleinen Schrift de la Failles aus dem achtzehnten Jahrhundert entstammen und dann durch Geoffroy Saint Hilaire und Rudolf Blasius in unsere naturgeschichtlichen Lehrbücher ungeprüft übernommen worden sind.

* * *

In Arabien, Kleinasien und Afrika lebt auf wüsten Felswänden, verfallenen Schloßruinen der Schopf- oder Mähnenibis (Geronticus eremita), der in seinem Äußeren und in seiner Lebensweise viel an die Raben, besonders an die Alpenkrähe erinnert. Es stellt sich nun heraus, daß der Waldrapp, den Gesner in seinem Vogelbuch beschreibt und unter den heimischen Vögeln anführt, mit diesem noch lebenden Ibis identisch ist. Während einzelne Vogelkundige der Meinung sind, daß Gesner auf Grund eines einzigen Exemplares, vielleicht einer abnormen, großen oder entsprechend kahlköpfigen Alpenkrähe seinen Waldrapp beschrieben hat, und daher das einstige Vorkommen dieses Ibis in Europa in Abrede stellen, scheint anderen Ornithologen mit Recht aus der eingehenden Beschreibung und verschiedenen Angaben über seine Lebensweise hervorzugehen, daß Gesner diesen Vogel ganz gut gekannt haben müsse, und dieser seither wie manche andere Vogelart aus der europäischen Fauna verschwundene Ibis tatsächlich einst in unserer europäischen Vogelwelt vertreten war.

* * *

Seit einigen Jahren werden gewisse Vogelarten im Dienste der Erforschung des Vogelzuges in der Weise gezeichnet, daß man halbflüggen Nestjungen leichte Aluminiumringe entsprechender Größe oberhalb der Zehen um den Fuß legt. Vereinzelt sind solche Beringungsversuche auch von Privaten vorgenommen worden. So hatte am 27. Juli des Jahres 1880 der Postvorsteher Dette von Berka a. d. W. im seichten Wasser der Werra einen seinem Neste zu früh entflogenen jungen Storch vor Gänsen gerettet, mit nach Hause genommen, aber, nachdem er ihm ein Messingtäfelchen mit der Aufschrift: „Reichspost Berka a. W., Germania, den 27. 7. 1880, Dette" umgehängt hatte, ihn wieder auf sein Nest bringen lassen. Am 20. August waren die Störche der Gegend abgezogen. Im September brachten dann mehrere Blätter die Nachricht, daß am 24. August der gezeichnete Storch von der Werra in der katalonischen Ortschaft Fornells vom Kirchturm herabgeschossen worden sei. Im Sommer 1909 hatte der Orgelbaumeister Joseph Brandl aus Marburg a. d. Drau aus einem Neste zwei junge flügge Störche erhalten. Er ließ sie auf seinem Hofe frei sich herumtreiben. Einen der Störche hatte er mit einem Zinkblättchen am Fuß markiert. Im Herbste waren beide Störche fortgezogen. Gegen Ende September erhielt die Vogelwarte Rossitten die Nr. 271 der italienischen Zeitung „Il Giornale d'Italia" vom 28. September 1909 zugeschickt, in der eine aus Roccella in Kalabrien stammende Notiz mitteilte, daß dort ein „großer, seltener" Vogel geschossen worden sei, der am Fuß einen Metallring mit der Aufschrift: „Jos. Brandl, Orgelbauer, in Marburg, Steier Mark" getragen habe. Planmäßig sind solche Vogelmarkierungen seit längerem seitens des dänischen Gymnasiallehrers Mortensen in Viborg, im großen Maßstabe seitens der Vogelwarte Rossitten an der kurischen Nehrung, der Ungarischen Ornithologischen Zentrale in Budapest, der Biologischen Anstalt auf Helgoland, der Universität Aberdeen in Schottland im Gange. Gegen diese Beringungsversuche, für deren wissenschaftliche Bedeutung alle unsere bekannten Ornithologen eingetreten sind, wird nun neuestens von einigen Vogelschützlern Stellung genommen. Diese Versuche werden als grausam, als den Vogelmassenmord fördernd, als wissenschaftlich wertlos bezeichnet.

Die berüchtigten „Schießer", die alles erlegen, was ihnen an Tieren vor Augen kommt und die nicht eifrig genug bekämpft werden können, hat es gegeben, ehe man diese Beringungsversuche in Szene setzte, und wird es leider wohl noch lange geben. Sie bedürfen nicht erst dieser Ringvögel, um für ihre Schießerei eine Ausrede zu haben. Es ist daher eine ganz willkürliche Behauptung, daß durch diese Ringversuche der Massenmord der Zugvögel gefördert werde. Es bleibt immer nur ein seltener Zufall, wenn ein markierter Vogel wirklich erlegt wird und über ihn an die betreffende Station Kunde eintrifft. Es kann sich da im besten Falle um wenige Prozente erlegter Ringvögel gegenüber der Gesamtzahl der gezeichneten Vögel handeln. Nicht minder unberechtigt ist der Vorwurf, daß dieses Beringungsverfahren eine Grausamkeit sei. Die ganze Art, wie die leichten, in ihrer Größe den Vögeln angepaßten Aluminiumringe lose am Fuße befestigt werden, schließt eine Belästigung für den Vogel aus. Tauben- und Hühnerzüchter verwenden die Fußberingung ja schon seit langem, ohne daß sich da nachteilige Folgen für die gezeichneten Tiere bemerkbar gemacht hätten. Dr. Thienemann fing am 19. Juli 1909 eine Mehlschwalbe, die von ihm am 15. Juli 1906 in demselben Brutgebiete markiert worden war; sie hat also den Fußring durch drei Jahre und vier Monate getragen, ohne an ihrer Gesundheit zu leiden und in der normalen Betätigung ihres Bruttriebes sich beirren zu lassen.

Ganz haltlos aber sind die Vorwürfe, daß diese Beringungsversuche wissenschaftlich wertlos seien. Man blickt da erst auf wenige Jahre zurück und hat doch schon sehr wertvolle Erfolge zu verzeichnen. Schon die beiden oben erwähnten Fälle, der Ringstorch von der Werra und der südsteierische Ringstorch, sind da von Bedeutung, indem sie den Beweis erbringen, daß die Störche des westlichen Deutschlands in südwestlicher Richtung ihren afrikanischen Winterquartieren zufliegen, die Störche des südlicheren Mitteleuropas direkt dem Süden zu-

wandern. Verschiedene Ringstörche des östlichen Deutschlands und Oberungarns sind im südöstlichen Siebenbürgen erlegt worden. Dieser Winkel stellt sich als eine förmliche Einfallspforte der ungarischen Störche heraus. Ein am 10. Juli 1908 in Hidvég (Ungarn) gezeichneter Storch wurde am 30. Januar des nächsten Jahres in Seaforth in Natal (Südafrika) erlegt, ostpreußische Ringstörche haben in der Kalahari-Wüste, in Rhodesien, im Basutolande, im letzteren Falle über 9500 Kilometer von der Heimat entfernt, ihren Tod gefunden. Damit ist bewiesen, daß die europäischen Störche weit über den Äquator hinaus nach dem Süden Afrikas ziehen. Von Bela von Szeöts, Verwalter der gräflich Hadikschen Herrschaft Tavarna in Ungarn, im Jahre 1908 mit Ring 334 und 335 gezeichnete Rauchschwalben bezogen im Jahre 1909 ihre alten Nester. Es ist damit die Nesttreue der Rauchschwalbe erwiesen. Beringte Vögel wurden aus der Schar ihrer Genossen heraus erlegt, wandern also in ganz normaler Weise mit ihren nicht markierten Artgenossen. Dr. Friedrich Knauer



Der Kinderhort

Kürzlich fand in Dresden eine Konferenz der Vertreter und Freunde des Kinderhorts statt, welche die Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin einberufen hatte, um neue Wege und Richtlinien für diese so überaus wichtige Arbeit zu suchen. Bei dem Worte Kinderhort wird es uns schon warm ums Herz. Weder Ehrgeiz noch Eigennutz sind bei seiner Gründung im Spiele gewesen, sondern reine, warme Menschenliebe hat hier für die ärmsten aller Kleinen, für die Witwenkinder, die weder die Zucht des Vaters, noch die Fürsorge und Erziehung der mit Arbeit überlasteten Mutter genießen können, eine Zufluchtsstätte geschaffen, wo sie, behütet vor der Unbill der Witterung und den Versuchungen der Straße, sich unter der Leitung einsichtiger Erzieher fröhlich und tüchtig entwickeln können. Es ist neuerdings so viel von der Kriminalität der Jugendlichen die Rede. Mit Recht beunruhigt sich unser ganzes Volk über die wachsende Zahl der jugendlichen Verbrecher. Durch Jugendgerichte und eine planvoll ausgestaltete Fürsorgeerziehung sucht man die unsere Zukunft bedrohende Gefahr zu bekämpfen, und vergißt über den Neueinrichtungen oft das wirksamste Hilfsmittel, welches wir auf diesem Gebiete besitzen, den Kinderhort mit seiner vorbeugenden Wirkung. Gerade die gefährdetsten Kinder, die vaterlosen, aus denen sich, wenn sie unbehütet aufwachsen, zum großen Teil das jugendliche Verbrechertum rekrutiert, sucht er auf dem Wege des Rechten zu erhalten und zu arbeitstüchtigen Menschen heranzubilden.

Was arbeiten die Kinder? In den Räumen des Hortes sieht man eine Menge von ganz wertlosem Material: alte Stroh- und Filzhüte, Zigarrenkistchen, leere Zündholzschachteln, Glühstrümpfchenbehälter usw. Eine Anzahl mehr oder minder hübscher und nützlicher Gegenstände werden daraus gefertigt. Aber nicht diese Dinge an und für sich sind das Wertvolle, sondern die Bedeutung dieser Tätigkeit liegt darin, daß hier im Hort zwei menschliche Naturgaben ausgebildet werden, die bei unserer modernen technischen Entwicklung in Gefahr sind, zu verkümmern: Die menschliche Hand und die Phantasie. Die Hand verkümmert, weil selbst in der Hauswirtschaft sich mehr und mehr das Fertigfabrikat einbürgert, und die Phantasie ist in ihrer Entwicklung gehemmt, weil die Arbeit von Millionen Menschen unserer Tage keine frei schaffende mehr ist, sondern aus einer Zahl gleichmäßig wiederholter Handgriffe besteht. Diese Verkümmerung der schaffenden Kräfte aber ist um so verhängnisvoller, als die deutsche Industrie ihrer nicht mehr entbehren kann, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen und Brot für die wachsenden Millionen unseres Volkes schaffen will. Deutschland ist verhältnismäßig arm an Rohstoffen. Millionen unseres Nationalvermögens gehen jedes Jahr für den

Import der uns fehlenden Rohstoffe über die Grenze. Findige Köpfe sind deshalb auf den Gedanken gekommen, aus scheinbar wertlosem, fortgeworfenem Material noch Stoffe und Gegenstände herzustellen. Was für eine gewaltige Bereicherung unserer Volkswirtschaft jene Industrien sind, wird uns klar, wenn wir uns all das vergegenwärtigen, was aus der Kohlenschlacke, den Knochen. Lumpen, leeren Konservenbüchsen usw. noch gemacht wird. Die Hortkinder, die in ihrer Jugend lernten, ein Stückchen Draht, ein abgebranntes Schwefelholz noch zu verwerten, sie werden schöpferisch auf dem Gebiete dieser Industrie sein.

Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit, welche der moderne Arbeiter bei dem ewigen Einerlei seiner seelenlosen Arbeit gar nicht mehr kennt, durch deren Mangel er geistig und seelisch geschädigt wird — das Arbeiterkind lernt sie in seiner Jugend noch im Hort kennen und wird dadurch zu einer oft vielleicht nur ahnungsvollen Wertschätzung dessen geführt, was die Arbeit für die menschliche Kultur bedeutet.

Berühmte Erzieher, von Stein und Fichte bis zum Schulrat Kerschensteiner sehen die große Schwierigkeit zu echter Nationalerziehung darin, daß die Familie keine Arbeitsgemeinschaft mehr ist: der Vater arbeitet in der Fabrik, die Mutter, die Brüder gehen außerhalb des Hauses auf Arbeit; das Kind lernt die Bedeutung der Arbeit nicht mehr erkennen und wird auch nicht mehr innerhalb der Familienarbeitsgemeinschaft zu den Tugenden der Hingabe, der Aufopferung, der Rücksichtnahme des Starken auf den Schwachen erzogen. Üppig wuchert der Egoismus, das Selbstinteresse. Jene großen Erzieher schlagen deshalb vor, Arbeitsgemeinschaften, Werkstätten an die Schulen anzuschließen.

Was ist der Hort anders als eine dieser vorbildlichen Arbeitsgemeinschaften, in welchen der künftige Staatsbürger für die Pflichten des Gemeinschaftslebens erzogen wird?

Durch das tatkräftige Eintreten des preußischen Kultusministers ist das Interesse für die Jugendpflege auf der ganzen Linie erwacht. Möchte man dabei auch der Förderung des Kinderhorts nicht vergessen, der in aller Stille und Unscheinbarkeit an der sittlichen, wirtschaftlichen und nationalen Erziehung des Volkes arbeitet. Pauline Gruß



Hippolyte Taine und die Deutschen

Großenteils schon längst vorliegend, aber über zahlreiche Essais und Abhandlungen verstreut, haben H. Taines Urteile über Deutschland und die Deutschen noch durch die Veröffentlichung des Werkes „H. Taine. Sa vie et sa correspondance. Paris, Hachette, 1903—1907“ wichtige Ergänzungen erfahren. Eine deutsche Übersetzung dieses Werkes ist, obwohl sie im Buchhandel angekündigt war („H. Taine. Sein Leben in Briefen. Mendelssohn-Bartholdy, eingeleitet von Th. Ziegler. Verlag W. Rothschild, Berlin“) meines Wissens noch nicht erschienen.

Angeregt durch den Unterricht seines Lehrers Ed. Adler-Mesnard, eines gebürtigen Berliners, suchte H. Taine, der spätere bedeutende Kritiker, Geschichtsschreiber und Philosoph, seine Kenntnisse der deutschen Sprache und des deutschen Volkscharakters schon während des Besuches der Normalschule zu vervollkommnen. So las er damals die Nibelungen, die Schriften Luthers, dieses „moine-docteur avec ses gros livres de doctrine à fermoires solides“, eine große Anzahl Klassiker, l'Allemagne der Frau v. Staël. Die Studien zu seiner Doktorarbeit brachten ihn 1852 mit Lessings Schriften in Berührung. Später las er wohl den Faust und Wilhelm Meister, war aber dann durch andere Arbeiten derart in Anspruch genommen, daß

er im November 1855 seinen Freund Suckau fragte: „Gibt es eine lesenswerte deutsche Romanliteratur? Wenn ja, welcher Art?“

Im März 1863 wurde Taine zum Examinator in Deutsch und Geschichte an der Militärschule zu Saint-Cyr ernannt, und seine eifrigen Bemühungen, das Deutsche besser beherrschen zu lernen, ermöglichten ihm bald, Mommsen fließend zu lesen. Sein Vertrauen in die deutsche Wissenschaft war unerschöpflich; als Philosoph verabscheute er politische Voreingenommenheiten. So sagt er in einem Briefe an G. Monod, den späteren Gründer der Revue Historique, der ihn wegen Besuches einer deutschen Universität um Rat gefragt hatte: „Die meisten der großen Geschichtsstudien haben ihren Mittelpunkt in Deutschland. Zweifellos ist dies für die Studien des Sanskrit und des Persischen, für die gesamte Bibelauslegung, für die ganze neuere Geschichte und für die griechische und lateinische Philologie. Jedes Volk, England, Frankreich, hat seine eigenen Geschichtschreiber, und trotzdem leisten die Deutschen, selbst in der Geschichte weit entlegener Länder, wie Italiens, der Provençe und Spaniens, soviel wie die nationalen. Ihre Überlegenheit hat zwei Gründe: 1. Sie sind Philologen; sie gehen auf den Urtext zurück, sie lesen die Handschriften, die ungedruckten Urkunden; sie reisen nach Paris, nach Oxford, nach Dublin, um die verschiedenen Lesarten zu vergleichen. Ihre Studien sind an der Quelle selbst gemacht. 2. Sie sind Philosophen. Sie haben fast alle ein bis zwei Semester Philosophie studiert und so sich gewöhnt, zu verallgemeinern und die Dinge gewissermaßen im ganzen zu sehen; daher ihre Anschauungen über die Allgemeinheit und über die Entwicklung einer bestimmten Kulturperiode, und Sie wissen ja, nur eben diese Betrachtungen ermöglichen es, Denkmäler aus entfernt liegenden Zeiträumen einzureihen.“ Nach dem Kriege 1870/71 ergänzt Taine seine Anschauungen über die Deutschen in einem Briefe an den großen dänischen Kollegen, den Kritiker Georg Brandes, allerdings dahin: „Sie können, glaube ich, als allgemeine Regel annehmen, daß bis jetzt die Franzosen nichts aus Deutschland entlehnt haben. Der Unterschied der geistigen Richtung ist zu groß, besonders in Literatur, Kunst, Religion und in allem, was die moralische Seite berührt. In der Technik und in dem, was greifbar ist, ist es etwas anderes. Unsere Sprachforscher, Physiologen, Ärzte, Naturwissenschaftler usw. haben die Deutschen studiert und sie sich zunutze gemacht; über einen Text, ein Experiment kann man sich verständigen; für den Rest, wie Auslegungen, allgemeine Lebensanschauungen, in Gefühlssachen leben die zwei Völker auf entgegengesetzten Polen. Ich glaube selbst, daß die Deutschen schwieriger in unsere Geistesart eindringen, als wir in die ihrige.“ —

Über Hegel, zu dessen Andenken er in Deutschland vor Ausbruch des großen Krieges ein Standbild aus französischen Geldern errichten wollte, äußert sich Taine während seiner Amtszeit in Nevers, 1851: „Ich habe Hegel während eines ganzen Jahres täglich gelesen. Es ist möglich, daß ich niemals dieselben Anregungen wieder finde, die er mir verschafft hat. Von all den Philosophen kenne ich keinen, der sich zu ähnlicher Höhe aufgeschwungen hätte oder dessen Genie sich dieser wunderbaren Unermeßlichkeit näherte.“

Das Jahr 1858 brachte Taine seine erste Reise nach Deutschland. Es war allerdings nur ein Besuch von wenig Wochen, und den unterwegs gemachten Notizen, die er im September desselben Jahres unter dem Titel „Notes sur l'Allemagne“ zusammenfaßte, fügte er die Bemerkung zu: „Hier folgen meine Beobachtungen über Deutschland, aber ich habe nichts als den nordwestlichen Winkel gesehen, und das auf der Durchreise.“ Taine findet, „daß der Deutsche ganz ursprünglich sei; er gibt sich auf den ersten Augenblick völlig hin. Keine angenommene Gewohnheit, keine Leidenschaft ändert diesen Trieb; sein Charakter steht in vollem Widerspruch zu dem englischen Hochmut und zu der französischen Eitelkeit. Auch in Augenblicken der höchsten Begeisterung denkt der Engländer an das, was er sich selbst schuldig ist; der Franzose, was die andern davon sagen; der Deutsche durchaus nicht; daher viel von seiner Gutmütigkeit und Natürlichkeit, von seinem Reiz und von seiner Einfalt usw. Die Gefühle hier sind rein; im

Ungestüm und in der Sanftmut, in der Großherzigkeit, wie in der Dummheit. Die Liebe ist unendlich viel offener und unschuldiger als bei uns; lieben, sich hingeben, weinen, träumen, leiden und sterben, das ist es, was in allen deutschen Köpfen vorwaltet." — Bei allen Leuten, mit denen Taine sich unterhält, trifft er auf teilnehmendes Mitempfinden; „ihr Herz spricht offener, sie sind gewissenhafter in der Erfüllung ihrer Pflichten, wie die Franzosen."

Ein Aufenthalt in München im Jahre 1869 und eine mehrmonatige Reise durch verschiedene Teile Norddeutschlands im folgenden Jahre sollten den Schriftsteller in den Stand setzen, seine Beobachtungen zu vertiefen. Vielleicht gedachte er, in der Art seiner „Notes sur l'Angleterre" auch seine Anschauungen über Deutschland in geschlossener Buchform zur Veröffentlichung zu bringen.

In einem Briefe, den er im Dezember 1869 an einen Freund schrieb, lesen wir von den Erfahrungen, die er in Süddeutschland gemacht. „Der Deutsche verändert sich und wechselt seinen Charakter. Er wird hochmütig, verächtlich, ungerecht gegen die Fremden. Er verliert völlig die geistige Höhe des Weltbürgertums, die Duldsamkeit, die Seelenverwandtschaft, die er zu Goethes Zeiten hatte. Die Deutschen äußern sich ganz anders wie ehedem: 1. Wir sind es, die Europa erneuert, die Welt von dem romanischen Verfall, von der antiken Fäulnis befreit haben durch den Einfall im 4. und im 5. Jahrhundert; unser Blut hat das alte, abgenützte Blut aufgefrischt. 2. Im 16. Jahrhundert ist von uns der Protestantismus, die moralische Erneuerung ausgegangen. Betrachtet euch die Völker, die heut in der Fülle ihrer Kraft stehen: Preußen, England, die Vereinigten Staaten; alle diejenigen, die sich frei gemacht haben vom römischen Joch, und Frankreich, das auf indirektem Wege sich die Gedankenfreiheit bewahrt hat, die in Spanien, in Italien erstickt worden ist. 3. Wir sind tugendhafter, aufrichtiger, anhänglicher an unsere Familie, an unsere Fürsten; fleißiger, keuscher, unserem Gewissen, und nur diesem gegenüber, verantwortlicher. — Seit sechzig Jahren wiederholen ihre Bücher, ihre geschichtlichen, ihre philosophischen und ethnographischen Forschungen immer wieder, daß sie das auserwählte Volk sind. Die Verwandlung ist eine ungeheure; bis jetzt hatte Deutschland geträumt, nichts als geträumt; jetzt handelt es. Man findet bei ihm zwei Typen, zwei Arten Fähigkeiten: 1. Regungen des Herzens hören, Forschungen über das unbedingt Notwendige anstellen, in Begriffen leben als Philosoph oder gefühlvoll, Bücher, Verse schreibend oder Musik machend. 2. Kaufmann, Bankier, Industrieller oder Landwirt sein, einen Staat, Gesellschaften bilden, arbeiten, verdienen. Kurz, ein englischer, amerikanischer, holländischer, hamburgischer Unterton, lange unter Träumereien vergraben, der sich nun Bahn bricht. Dem Franzosen in der Achtung vor dem mündlich gegebenen Wort überlegen, genießt der deutsche Großhandel einen guten Ruf und einen guten Kredit. Die Kehrseite ist freilich ein Mangel an Höflichkeit. Man tritt in der Unterhaltung sozusagen immer auf die Hühneraugen seines Nächsten. — Einesteils trifft man eine außerordentliche Schamhaftigkeit an, und dann wieder umarmen und küssen sich Ehepaare in aller Öffentlichkeit. Nach zweitägiger Bekanntschaft entwirft Ihnen der Deutsche das Seelenbild seiner Schwester und seiner Frau. — Der große politische Aufschwung Deutschlands nach seinem Siege über Österreich hat einen Wiederausbruch des völkischen Hochmuts zur Folge gehabt; ich werde mich aber hüten, sie einer übertriebenen Vaterlandsliebe anzuklagen."

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland im Jahre 1869 beschäftigte sich Taine weiterhin eingehend mit unseren Geschichtschreibern und Dichtern; er las die Romane Kleists, G. Freytags, verweilt aber mit Vorliebe, wie viele Franzosen, bei den Werken Heines und Goethes. Er bewundert die Kraft der Heineschen Lieder, die Kühnheit seines Urteils und seinen angeborenen Geschmack für die schöne Form. Den französischen Leser kümmere wenig das Vorurteil des deutschen Bürgersmannes gegen diesen deutschen Juden, der niemals Achtung empfunden für das Land, das ihn geboren. — Einer seiner höchsten Genüsse war Taine die Goethesche „Iphigenie"; Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften ließen ihn kalt.



Es sei alles zu sehr gewollt, zu sehr studiert. Goethes Poesie gleiche einem mit Früchten und Blüten überladenen Orangenbaum, der unter großem Aufwand von Dünger, Heizmaterialien und Strohmatten in einem Weimarer Warmhaus getrieben sei.“ Auch auf anderem Gebiet findet Taine alles zu sehr gewollt und erworben bei den Deutschen; „man müsse die Anstrengungen von Lessing und Winkelmann betrachten, um eine Theorie zu bilden, und dagegen die Praxis auf dem Theater, in der Kunst. Die Deutschen sagen sich: Wir sind nicht gebildet; bilden wir uns; laßt uns Künstler schaffen, Schriftsteller, Dichter, einen Einheitsstaat. Und durch Nachdenken und unendliche Systeme haben sie in diesem Sinne zuweilen Erfolg; aber wenig Nennenswertes in bezug auf Kunst und Künstler. Man kann von Tannenbäumen keine Apfelsinen ernten wollen.“ —

Taine reiste 1870 ganz behaglich in Sachsen, als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland schon vor der Türe stand. „Glaubt mir,“ schreibt er noch am 9. Juli an seine Mutter, „Ihr seht Gespenster; in England war ich 1860 mitten drin im Anwerben von Freiwilligen und in Kriegsdrohungen gegen Frankreich. Die Deutschen, welche ich sehe und spreche, sind alle viel höflicher wie ihre Zeitungen.“ Das Gewitter am politischen Horizont brach aber plötzlich und mit kaum dagewesener Heftigkeit los, so daß Taine in aller Hast nach Paris zurückeilte. Nach dem Kriege hat Taine sich nie entschließen können, seine früheren freundschaftlichen Beziehungen auf dem rechten Ufer des Rheins wieder aufzunehmen. Er widmete sich der großen Aufgabe, die Ursachen des Zusammenbruches zu prüfen, den Frankreich soeben durchgemacht hatte. Er glaubt um sich herum nur Männer zu sehen, die keine Ahnung von der auf ihnen lastenden Verantwortung haben. „Unser großer Fehler ist, daß alles vergnüglich sein soll. Die Kunst und das Talent, sich zu langweilen, haben die Kraft der Deutschen ausgemacht; sie haben all die Fronarbeiten auf sich genommen, die längsten und eintönigsten Aufgaben, die bei uns niemand würde ertragen wollen.“ —

Die „Daily Mail“ vom 8. August 1908 schloß ihre Besprechung der englischen Übersetzung von „H. Taine. Sa vie et sa correspondance“ mit dem gesperrt gedruckten, für unsere Gegenwart so bezeichnenden Satze: Da ist eine Tatsache, bei der Taine immer und immer wieder verweilt und welche in gewisser Beziehung bestätigt worden ist durch die Erfahrung, die Europa in der Folge gemacht hat. „Deutschland“, sagt er, „trachtet danach, die Rolle Napoleons I. zu spielen, und seine Stärke ist derart, daß allein eine Koalition ihm Widerstand leisten kann.“ Immer kehrt dieser Gedanke wieder: „Nichts als eine Koalition kann ihm widerstehen; all die Unterdrückten in Europa werden gemeinsame Sache machen gegen eine Monarchie und ein Volk, die die Rolle Spaniens unter Karl V. zu spielen versuchen.“

G. Fritsch





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Schriftfrage

Die vom „Allgemeinen Verein für Altschrift (Antiqua, sog. Lateinschrift)" an den Reichstag gerichtete Eingabe, die von der Petitionskommission einstimmig befürwortet worden ist, in der Vollsitzung 82 Anhänger und 85 Gegner fand, infolge Beschlußunfähigkeit jedoch nochmals zur Abstimmung kommen muß, bezweckt lediglich die amtliche Gleichberechtigung beider Schriftarten, vor allem der runden (lateinischen) Handschrift, da der Antiquadruck heute schon teilweise amtlich anerkannt wird, so bei der Eisenbahn, für Patentschriften, Typendrucktelegraphen, Münzen, Briefmarken, behördliche Stempel u. dgl. Es kann also auch in Zukunft jedermann nach Belieben die eine oder andere Schriftart für Handschrift oder Druck anwenden und von einem Zwang kann mithin keine Rede sein. Ferner verlangt die Eingabe Berücksichtigung des unterrichtlichen Hauptgrundsatzes „Vom Leichteren zum Schwereren" durch Beginn des Schreiblese-Unterrichts mit der infolge organischer Übereinstimmung von Druck und Schreibschrift und wegen ihrer einfachen Formen leichter zu erlernenden Altschrift. Der deutsche Buchverlag, das Druckereigewerbe und die Schriftgießerei wird durch die Eingabe eigentlich nicht berührt, auf alle Fälle würde aber der allmähliche Übergang zur Vorherrschaft der Antiqua ein ganzes Menschenalter dauern und wirtschaftliche Schädigungen würden dadurch ganz vermieden werden. Die Bruchschrift (Fraktur), d. h. nur die gotischen Typen und neuere Eckenschriften, soweit sie in den Grundlinien mit der Antiqua übereinstimmen, so daß sie Schülern und Ausländern keine Schwierigkeiten bieten, mögen für Zierdruck, lyrische Gedichte, Werke altertümelnder Art, Titelüberschriften u. dgl. beibehalten werden, während diese Schriftarten durch den Alltagsgebrauch entwertet werden. Indem wir berücksichtigen, daß die Bruchschrift für den Verkehr innerhalb der deutschen Sprachgrenze entbehrlich und für den Weltverkehr unbrauchbar ist, die Altschrift dagegen international und unentbehrlich ist, wollen wir in nachstehendem die Hauptgründe anführen, die für die Bevorzugung der letzteren Schriftart sprechen.

Durch Fortfall des Schreibunterrichts in der spitzen (sog. deutschen) Schrift würde sich eine ungeheure Entlastung unseres ohnehin schwer überbürdeten und besonders in Rechtschreibung, Handschrift und richtigem Sprachgebrauch durchschnittlich wenig befriedigende Ergebnisse erzielenden Volksschulunterrichtes ermöglichen lassen; jedem Kinde würden über 300 Schulstunden außer den häuslichen Arbeiten erspart werden, die für dringend notwendige und nützlichere Dinge, z. B. körperliche Übungen, Hand-

fertigkeitsunterricht sowie Gesundheitslehre, Bürger- und Lebenskunde usw. in den Fortbildungsschulen, für Gemüts- und Charakterbildung verwendet werden können. Die durch den Alleingebrauch einer einzigen Schriftart erzielbare größere Schreibfertigkeit würde den anderen Unterrichtsfächern zugute kommen. Zweierlei Schreibschrift ist der Ausbildung einer guten, festen und flotten Handschrift hinderlich.

Die Altschrift ist um drei Handbewegungen auf vier Silben kürzer und vor allem leichter erlernbar, weil ihre Züge einfacher sind und Druck- und Schreibschrift miteinander übereinstimmen, während die eckige Druckschrift und die spitze Schreibschrift zweierlei grundverschiedene Schriftformen darstellen. Ferner ist mehr als die Hälfte der großen und kleinen Buchstaben des Antiqua-Abc einander gleich. Infolge des Umstandes, daß die Formen der runden Schreibschrift eine vereinfachte, für die Federführung geeignete, folgerichtige und naturgemäße Umformung der Antiqua-Druckbuchstaben und umgekehrt die mit der Antiqua in den Grundzügen übereinstimmenden eckigen Zierdrucktypen eine ornamentale Umformung der einfachen Schreibformen der Antiqua darstellen, so ergibt sich eine günstigere, nicht hoch genug anzuschlagende Einwirkung auf Formensinn und folgerichtiges Denken der Kinder.

Die Altschrift verdient den Vorzug vom gesundheitlichen Standpunkt aus, besonders für den Anfangsunterricht. Die im scharfen Winkel die Linien berührenden Züge der spitzen Schreibschrift erfordern eine sorgfältige Genauigkeit in der Ausführung und eine Annäherung der Augen und wirken dadurch schädlich auf die Sehkraft und die Haltung und damit auf die inneren Organe des Kindes, während bei der Antiqua infolge der runden Form der Buchstaben ein so genaues Visieren beim Schreiben zwischen den Linien nicht erforderlich ist. Aus jenem Grunde ist vor allem die spitze Schreibschrift und schlechter Frakturdruck die Hauptursache der besonders bei den Deutschen vorkommenden Kurzsichtigkeit. Die Antiqua ist lesbarer; ihre Zeichen können noch auf eine Entfernung entziffert werden, bei der die Eckenbuchstaben vollständig undeutlich bleiben und nur ein unangenehmes Flimmern vor den Augen hervorrufen. Sie ist für das Auge wohltuender, wenn auch bei manchem hier die Gewöhnung eine Rolle spielt. Eine Überlegenheit der einen oder anderen Schriftart hinsichtlich des indirekten (seitlichen) Sehens ist vollkommen unwesentlich und kommt vor allem für den Anfangsunterricht überhaupt nicht in Betracht. Durch Beseitigung der Schreibübungen in der spitzen Schrift würden, wie oben erwähnt, mehrere hundert Stunden gesundheitsschädlicher, obendrein öder und unfruchtbarer Naharbeit in Fortfall kommen. Auch fördern die geraden, scharfkantigen Züge der Spitzschrift den Schreibkrampf.

Die runde Schreibschrift verdient mit ihren durchweg edlen, harmonischen Formen den Vorzug vor der eckigen, steifleinenen Spitzschrift, die nachteilig auf den Schönheitssinn und Geschmack des Volkes einwirkt. Aus demselben Grunde ist besonders die Renaissance-Druck-Antiqua mit ihrem, bis ins kleinste genau systematischen Einzelteilen der aus systemlosen Formen bestehenden zopfigen und verschnörkelten Fraktur überlegen, deren Groß- und Kleinbuchstaben zudem zweierlei Stil aufweisen. Aus diesen Gründen wird die runde Schreibschrift für Lithographie und Stahlstich bevorzugt.

Die Altschrift gestattet die Verwendung *liegender Typen* (kursiv) sowie HERVORHEBUNG durch Großbuchstaben, was bei der Fraktur nicht angängig ist. Auch sonst gestattet sie die vielseitigste Anwendung als ornamentale und Monumentalschrift, wie auch als Gebrauchsschrift. Die Zweischriftigkeit ist eine doppelte Belastung der Druckereien.

Durch Wiederaufnahme des langen ſ, wie sie bereits vielfach erfolgt ist und durch das amtlich eingeführte ß ist die Antiqua in der Wiedergabe unserer Sprache der Bruchschrift

überlegen, denn diese kennt keinen Unterschied zwischen I und J, und viele Buchstaben derselben werden häufig miteinander verwechselt, so z. B. B V, C E, N R, n u, f s. Sie hat beigetragen zur verkehrten Schreibung der Sauselaute: hassen — Hass (folgerichtig Haß), statt hassen — Hass, wie fallen — Fall, bannen — Bann. Ein doppeltes Kurrentschrift-ss würde nicht schreibflüchtig und unschön sein. ß kann nur nach einem langen Vokal stehen, und das lange s sollte nur den sanften Sauselaut bezeichnen.

Die Bruchschrift ist, da die meisten Frakturbuchstaben und vor allem die Schreibbuchstaben dem Ausländer unverständlich, im Weltpostverkehr unbrauchbar, Schreibmaschinen mit Frakturtypen sind für den Auslandsverkehr ebenfalls nicht verwendbar. Hunderte von Briefen mit Aufschrift in spitzen (deutschen) Buchstaben gehen jährlich verloren.

Die Bruchschrift ist eine Erschwerung für die Ausbreitung unserer Sprache, Literatur und unseres politischen und kulturellen Einflusses im Ausland und für die Erhaltung und Ausbreitung des Deutschtums in den Grenzgebieten und im Auslande, weil sie dem deutschen Unterricht hinderlich und allen Fremden widerwärtig ist. Die deutschen Auswanderer gehen infolge der Schwierigkeiten der besonderen Schrift dem Deutschtum in der zweiten und dritten Generation meist verloren. Die gleichen Schwierigkeiten gelten für unsere Kolonien.

Mit völkischer Eigenart und Nationalstolz hat die Schrift nichts zu tun, denn das altdeutsche Zeitalter hat nur die runde Schrift gekannt, an deren Schaffung, soweit die Kleinbuchstaben in Betracht kommen, besonders karolingische Schreiber mitgewirkt haben, so daß sie mit größerem Rechte deutsch bzw. karolingische Schrift genannt werden kann, während die Eckenschrift westeuropäisches Gemeingut gewesen und jahrhundertelang geblieben ist, bis schließlich nur die Deutschen sie hauptsächlich infolge der politischen Zerrissenheit und der damit verbundenen kulturellen Rückständigkeit des 17. Jahrhunderts bis heute beibehalten haben. Andere sich der Antiqua gemeinsam bedienende Völker betätigen ihre kulturelle, völkische und politische Eigenart auf eine glücklichere und natürlichere Weise als die Deutschen.

Für den Übergang zur Altschrift haben sich ausgesprochen: die amtliche Berliner Rechtschreibungskonferenz von 1876, der Deutsch-Amerikanische Nationalbund, der Nationale Deutsch-Amerikanische Lehrerbund, der Allgemeine Deutsche Verein für Schulgesundheitspflege, der Vorstand des Deutschen Fröbelverbandes, der Zentralausschuß der Volks- und Jugendspiele in Deutschland des Vereins für Knaben-Handarbeit, Zentralstelle der Akademischen Arbeiter-Unterrichtskurse Deutschlands, die Vorstände der Volksschulen in München, der Verband katholischer Anstalten Deutschlands für Geistesschwache, die weitaus größte Mehrzahl aller beauftragten Augenärzte, deutsche Missionen im Auslande, bedeutende Druckereien und graphische Kunstanstalten, Verleger von Zeitschriften, Schriftsteller-Vereine, Handwerkskammern und hervorragende Handels- und Industriefirmen. Anhänger der Altschrift waren: Leibniz, Klopstock, W. v. Humboldt, Hufeland, Körner, Viktor v. Scheffel, Felix Dahn, Jakob Grimm, Richard Wagner, Esmarch, Virchow; Goethe bediente sich bis ins höchste Alter vielfach der runden Handschrift.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß die Bruchschrift keinen Anspruch darauf hat, als deutsche Eigenart beibehalten zu werden, aber selbst wenn es anders wäre, müßte sie wegen der vielen sonstigen wesentlichen Nachteile abgeschafft werden. Die deutsche Sprache ist das Band, das die deutschen Stämme gemeinsam umschlingt, und ihr richtiger Gebrauch allein ist die wahre Betätigung des Deutschtums, die besondere Schrift dagegen, die zudem ebensowenig wie die Gotik deutschen Ursprungs ist, und die nicht einmal ausschließlich und überall, amtlich und im allgemeinen Verkehr, wie die türkische, russische und griechische angewandt wird, ist eine völlig zwecklose Äußerlichkeit, eine unwirtschaftliche Kraft- und

Zeitverschwendung und eine Scheidewand gegenüber den anderen germanischen Stämmen. Ihr Aufgeben würde also einen bedeutsamen Kulturfortschritt darstellen, dessen segensreiche Wirkungen unserm gesamten Volkstum zugutekommen würden.

Albert Windeck, Köln



Die evangelische Kirche unpopulär?

(Vgl. Heft 10, XIII. Jahrg.)

Auf ihrem Acker wächst Gleichgültigkeit und sogar Haß? Es ist etwas Wahres daran. Es ließe sich aber auch leicht das Gegenteil beweisen.

Auch die Schule wird gehaßt! Wie wird sie gering geschätzt! Kein Wunder; eine Anstalt, die immerfort das Schlechte und Gemeine zu bekämpfen hat, muß von den Bösewichtern und dem Unverstand gehaßt werden. Genau so wie die Kirche hat auch die Schule unter der Bureaukratie zu leiden. Der Heilige Geist wird befohlen, statt daß man ihn im gesunden Gärtlein der Freiheit wachsen läßt.

Aber der Bureaukratismus hat nicht alles auf dem Gewissen. In vielen außerpreußischen Gegenden weht ein durchaus gesunder liberaler Wind. Und unser evangelischer Pfarrer ist wahrlich Manns genug, es sich zu verbitten, wenn man von ihm Unmögliches verlangt. Die Reformation hat uns ja frei gemacht von einer menschlichen Wahrheitszentrale. Wir sind wieder unmittelbare Schüler Jesu. Die allmächtige Liebe mit ihren Schwestern Barmherzigkeit, Verzeihung, Duldung stehen vor unserer Türe. Laßt nur den Christus herein. Aber da bringen sie so einen merkwürdigen Christus, der nie gelebt hat; sie haben ihm einen so wunderlichen heiligen Mantel umgehüllt und ihn dadurch entheiligt. Bringt uns den lebendigen Christus! Das Herz muß jauchzen! Die Träne quellen! Aber ein Feuer kann nur durch ein Feuer entflammt werden. Die Theologie kann für manchen ein Hemmschuh zu wirklichem geistigen Wirken werden. Sehen wir hin, wie der katholische Pfarrherr an seinen Leuten hängt und sie an ihm. Wie er ihr Freund in guten und bösen Tagen ist. In allem ist er ihr Vertrauter. Kommt ein fremder Arbeiter in seine Gemeinde, so ruht er eher nicht, bis er ihm Verdienst geschafft hat. „Dienet einander", sagt die Schrift. Oder: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tut, wie ich euch getan habe."

Der katholische Priester ist im allgemeinen ein echter Volksmann. —

Dem Volke entgeht es nicht, daß der Pfarrer da und dort *nur* mit gewissen Kreisen verkehrt. Nicht alle. Wer will es ihm verwehren, wenn er sich einen geistigen Umgang sucht, wie er seinem Empfinden entspricht? Es berührt den Volksmann eigentümlich, wenn der Reiche vor dem Armen scheinbar bevorzugt wird. Muß auch heute noch der Pfarrer mit den „Zöllnern und Sündern" essen?

Ob die Universität eine Saat streut, die ganz bestimmte Früchte tragen muß, soll ununtersucht bleiben. Es ist Tatsache, daß mancherorts der Arme sich zurückgesetzt fühlt. Er fühlt sich verachtet. Ich sage nicht, der Arme *wird* zurückgesetzt und verachtet. Nun gibt er die Antwort: er wird gleichgültig gegen religiöse Dinge und unkirchlich; er meint: Wie du mir, so ich dir.

Ein anderer Faktor in dem ungemein schwierigen Gebiet ist das äußere Festhalten an veralteten Begriffen nach Ansicht der bösen Liberalen und der Gebildeten. Was formell für eine vergangene Zeit richtig war, will man heute nicht mehr hören. Die christlichen Forderungen sind in der Idee nicht mehr zu steigern. Denn, was ist größer als Liebe? — Sie ist wahr und ewig. Aber der alte Schlauch paßt für diesen Wein nicht mehr. Wache auf, du deutsches Volk! Unsere Zeit, die ganz andere Gedankensysteme schafft und schaffen muß, soll

inspiriert werden mit der alten, ewigen Kraft! Kannst du das? — Dann wirst du auch rechte Pfarrer hervorbringen. Willst du das? Dann kann es anders werden. Aber die Liebe ist das Größte in allem und von allem.

Wenn unserem evangelischen Volke Männer erstehen, die uns alle für das Ewig-Menschliche und Ewig-Göttliche begeistern werden, dann kommt Jesus Christus wieder zu uns und macht uns selig.

Aber wir alle, wohlverstanden — alle — müssen anders und besser werden.

Wenn nicht, dann werden wir die Peitsche jahrhundertelanger Irrungen und Wirrungen dulden müssen, um geläutert hervorzugehen.

Deutscher Michel



„Verfehlte Opfer"

(Vgl. Heft 10, XIII. Jahrg.)

Unter dieser Kopfnote steht im Juliheft des Türmers eine Betrachtung, die in mancher Beziehung zum Widerspruch reizt. Es wird dort von einem Heldentum der Flieger gesprochen, das dann wieder kein Heldentum ist. Der Verfasser wirft dort, wie es manchmal in langweiligen Gesellschaftsabenden sein soll, ein Thema auf, um dann nachher eine darin enthaltene Behauptung zu bestreiten.

„Der Geist, aus dem dies alles (das kühne Draufgehen der Flieger) geschieht, ist nicht der Geist wahren Heldentums."

Ja! Das hat aber doch auch niemand behauptet, nicht einmal die Sportpresse! Und es ist auch gar nicht einzusehen, warum denn um jeden Preis gerade die Flugkünstler das Material für moderne Helden abgeben sollen. Sie selbst wollen nichts weiter als nur fliegen — nicht für ein edles Ziel abstürzen. Die Voraussetzungen für ein dramatisches Heldentum gehen der Fliegerei vollkommen ab (mit einer einzigen Ausnahme vielleicht, dem erschütternden Tode des Simplonüberfliegers Chavez). Herr K. St. hat selbst das Gefühl, daß man die Flieger besser unter der Rubrik Abenteurer aufzählt. Na also! Warum denn nicht? Abenteurer hat es zu allen Zeiten gegeben, und zu allen Zeiten mehr als Helden. Freuen wir uns doch, daß unsere modernen Abenteurer wenigstens etwas nütze sind und, anstatt blutige Raufhändel zu suchen, der Technik Erfahrung und Material zusammentragen für ihr herrlichstes Wunderwerk, in dem sich unsere Kinder tummeln können.

Daß der S p o r t heute der Flugtechnik seinen Stempel aufdrückt, kann ich wirklich nicht bedauern. Es muß eine materielle Förderung da sein, denn allein von der Sympathie der Mitmenschen kann eine Sache, die noch in den Kinderschuhen steckt und deren weitere Ausbildung enorme Geldmittel verschlingt, nicht existieren. Was wäre aus unserem Auto geworden, wenn sich nicht dazumal, als die ersten, grotesken und zerbrechlichen Karren an die Öffentlichkeit kamen, der Sport dieses Beförderungsmittels bemächtigt hätte? Auch damals hat sich Publikum und Presse energisch (allzu energisch) gegen die Auswüchse und Schäden dieses Treibens gewehrt. Die Nachwehen dieses Kampfes sind heute noch nicht ganz überwunden und haben in der Gesetzgebung ihre Spuren zurückgelassen. Aber wäre der Sport nicht gekommen, wir hätten zwar keine Autounfälle und keine Autosteuer, aber wir hätten auch kein Beförderungsmittel von solcher Vollkommenheit und solchen Verwendungsmöglichkeiten wie den modernen Kraftwagen.

Der Kapitalismus hat sich der Bestrebungen bemächtigt. Ja, der Kapitalismus. Das ist ein fürchterliches Gespenst, seitdem er Schlagwort der Sozialisten geworden ist. Ich will

einmal versuchen, ob denn nicht auch hier der schreckliche Kapitalismus, genau wie anderswo, eine sehr notwendige und nützliche Wirtschaftserscheinung ist.

Also: Zur Weiterbildung der Flugtechnik brauchen wir Geld. Wer gibt das Geld? Der Staat? Nein! Reiche Gönner? Erstlich haben wir deren zu wenig, und zweitens können sie den Geldbedarf bei weitem nicht decken. Also auch nein!

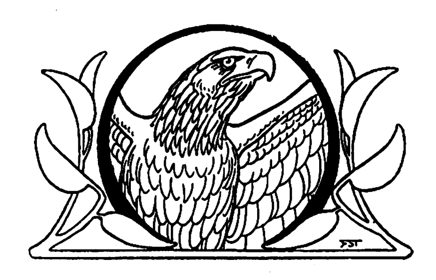
Bleibt das große Publikum. Wenn das große Publikum aber Geld geben soll, so will es auch etwas dafür haben. Das ist nun leider so. Ergo machen wir ein Flug„meeting". Das Unternehmen einer solchen Veranstaltung ist aber ein kolossales Risiko, und die Vorbereitungen dazu kosten Geld, Geld und nochmals Geld. Da kommt der „Kapitalismus" und hilft. Daß er nicht aus reiner Begeisterung hilft, liegt nun einmal in seinem Wesen. Aber er ist der Einzige, der überhaupt hilft.

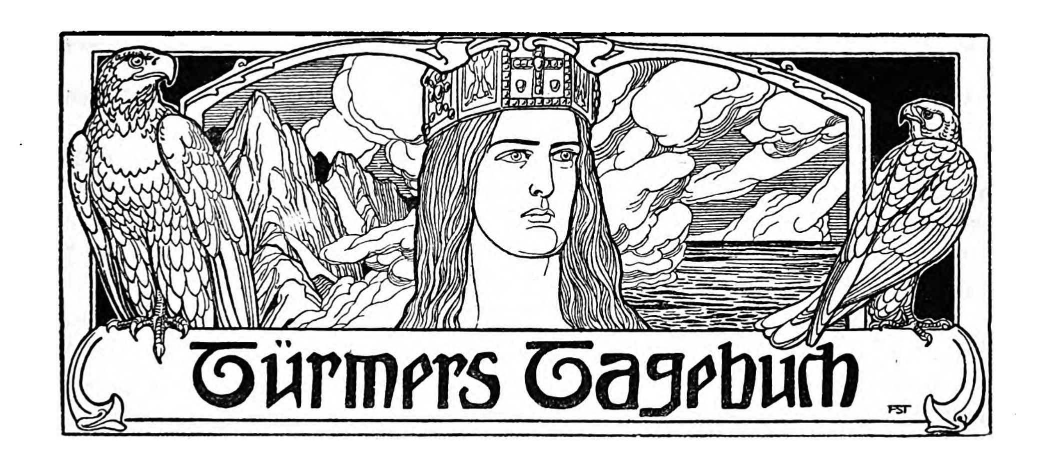
Es ist ja sehr schön, wenn man überall als Triebkraft Ideale haben kann, und die Technik ist gewiß die allerletzte, die auf sie verzichtet. Nur sind ihre Ideale vielfach etwas anders geartet, als man gewöhnt ist. Man darf nicht die Mittel zu ihrer Erreichung mit den Idealen selbst verwechseln. Nicht der um 10 m gedrückte Rekord ist ihr Ideal, sondern sie fühlt, daß sie durch jeden noch so kleinen Fortschritt ihrem Ideale, der absoluten technischen Vollkommenheit, näher kommt. Solche Vollkommenheit soll aber nicht nur in den Konstruktionszeichnungen zum Ausdruck kommen, sondern durch die Tat bewiesen werden.

Es ist leicht, die Gegenfrage zu stellen: Was für einen Fortschritt bedeutet denn das, wenn gestern X 2000 m hoch flog und heute Y 2010 m? Da möge man sich einmal die Rekordlisten eines Zeitraums von ein paar Jahren nehmen und nachblättern. Zwischen jedem vorhergehenden und folgenden Rekord sind allerdings keine nennenswerten Unterschiede. Wenn man aber den ersten mit etwa 20 m und den letzten mit 3000 m vergleicht, wird doch wohl selbst ein ganz Hartnäckiger zugeben müssen, daß sich dort ein gewaltiger Fortschritt dokumentiert.

Lassen wir also unsere Flieger ruhig und ohne allzu vieles Dreinreden weiterarbeiten. Es wird noch mancher seinen Hals brechen, der darum nicht zum Helden wird, ebensowenig wie alle gebliebenen Seeleute Helden waren. Wenn wir unsere Flieger schützen könnten vor den Begierden eines rohen Pöbels, der einen Nobl in den Tod hetzte, dann hätten wir ihnen und ihrer Sache den größten Dienst erwiesen.

Paul Dieckmann





Fanfaren und Schamaden

Wie sieht es in dem Lande aus, das jetzt die Blicke Europas mit fieberhafter Spannung auf sich haften läßt? Weite Strecken Marokkos erscheinen auch auf den neuesten Karten noch vollständig „weiß“, sie sind also noch terra incognita. Es wird wohl auch seine Schwierigkeiten haben, diese Gebiete zu durchforschen, da die eingeborenen Stämme der Berber, Araber, Mauren der Rifgebiete, mehrerer Provinzen Mittel- und Südmarokkos, von einem Haß gegen die Fremden erfüllt sind, bei dem vielleicht geheime Furcht vor Auferlegung neuer Lasten oder gar der Vertreibung aus ihren Heimstätten den Ausschlag gibt.

Das Sultanat Marokko, so wird es in der „Berl. Volksztg.“ geschildert, „das Maghreb' der Araber, die Mauritania der Römer und ‚der Garten der Hesperiden' der Fabel, ist ein ungeheures Gebiet, das sich von der Sahara zum Mittelländischen Meer, vom Atlantischen Ozean bis zur Grenze von Oran ausdehnt. Es hat nach allgemeiner Anschauung einen Gebietsumfang von 812 332 Quadratkilometern und zählt etwa 9 Millionen Einwohner; ist also anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich, hat aber nur ein Siebentel der Bevölkerung Deutschlands. Von gebirgigen Plateaus und ungeheuren Ebenen gebildet, im Besitz der höchsten Gebirge des Atlas, von zwei Meeren bespült und von den größten Strömen Nordafrikas, mit Ausnahme des Nils, bewässert, hat Marokko kräftige und kriegerische Rassen hervorgebracht.

Etwa zwei Drittel der Bevölkerung machen die Berber aus, die wiederum in verschiedene Stämme zerfallen. Sie sind die Ureinwohner und hausen in dem hohen Gebirge und dessen südlichen Abhängen. Die Herrschaft des Sultans besteht hier nur noch dem Namen nach. Wie alle Anhänger des Korans sind sie fanatisch und intolerant. Die vier Gruppen unterscheiden sich zum Teil sehr wesentlich untereinander durch ihre äußere Erscheinung, durch ihre Sitten, Lebensgewohnheiten und Beschäftigung und selbst durch ihre Sprachen. Sie sind überwiegend Ackerbauer, betreiben aber nebenbei manche Gewerbe. Ihre Sitten und

Lebensgewohnheiten sind sehr einfach; fast durchweg sind sie seßhaft und wohnen in festen, gemauerten Häusern.

Der Zahl nach am stärksten sind alsdann die Araber, ein Nomadenvolk, in sogenannten Duars (Hütten oder Zeltlagern) lebend und je nach Bedürfnis ihrer Herden den Platz wechselnd. Diese Araber haben sich bis heute möglichst rein von der Vermischung mit den anderen Landesbewohnern gehalten. Berber und Araber, obwohl Religionsgenossen, hassen einander glühend.

Die Mauren, ein Mischvolk der verschiedensten Rassen und Stämme, die auf südeuropäischem und nordafrikanischem Boden gelebt haben, wohnen in den Städten und sind, wenn ein solcher Ausspruch überhaupt erlaubt ist, am meisten der Zivilisation zugänglich. Sie bilden den Handwerkerstand, und sie waren es hauptsächlich, die in Spanien jene großartige Kultur schufen, die noch heute unsere Bewunderung herausfordert.

Einen wichtigen Bestandteil der Bevölkerung bilden ferner die Israeliten, unter denen die aus Spanien vertriebenen als die vornehmsten gelten. Über ihre Gesamtzahl schwanken die Angaben, zwischen 45 000 und 50 000; Rolfs berechnet ihre Zahl auf annähernd 62 800, glaubt jedoch selbst, daß man davon eine Summe von 15 000 noch streichen könnte. Sie bilden die Vermittler zwischen den Mohammedanern und den Europäern, zwischen Marokko und der Außenwelt; der Handelsverkehr und ein großer Teil des Gewerbebetriebes liegen in ihren Händen. Sie werden von den Mohammedanern auf das äußerste bedrückt. Dennoch sind sie den Maghrebinern unentbehrlich, und ihre Auswanderungen ins Ausland sind streng verboten.

Endlich sind die Neger zu erwähnen (etwa vier- bis fünfhunderttausend), die größtenteils Sklaven sind und sich so stark mit den Berbern und Arabern Südmarokkos vermischen, daß die Hautfarbe der Marokkaner stets dunkler wird.

Marokko ist nicht allein ein vollständig despotischer Staat, sondern der Sultan ist auch Herr über alles, was seine Untertanen besitzen, die selbst die Berechtigung zum Leben nur bedingungsweise haben. Der Sultan, der außerdem ‚Prinz der Gläubigen und Stellvertreter Gottes auf Erden' ist, vereinigt die höchste irdische und göttliche Gewalt in sich. Er nennt sich im Gegensatz zu dem wenig angesehenen Sultan in Stambul den Sultan des Westens und hält sich als direkter Nachkomme des Propheten weit über jenen erhaben. Im allgemeinen verfolgen die marokkanischen Sultane das Prinzip, daß, je ärmer und miserabler ein Volk ist, es desto weniger an Rebellion denkt, und ganz ebenso denken alle unter ihm Stehenden. Von diesem Grundsatz beherrscht, besteht Marokko nur aus Spitzbuben und Bestohlenen.

Und doch, wie reich könnte dieses Volk sein! Marokko ist ein herrliches Land, im unermeßlichen Afrika vielleicht das schönste, mannigfaltigste und reichste. Sein mildes und gesundes Klima ist bei den Arabern sprichwörtlich. Seine Fruchtbarkeit ist unvergleichlich. Die in der gemäßigten Zone liegende, von zwei großen Meeren bespülte und durch reichen Regen des Atlantischen Ozeans und Mittelmeers bewässerte Gegend könnte die Kornkammer Nordafrikas werden. . ."

Selbst in den Monaten des hohen Sommers trifft man dort, wie der nationalliberale Abgeordnete Arning nach einer längeren Studienreise durch Marokko in

den Mitteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft erzählt, klimatische Daseinsbedingungen an, die denen Südfrankreichs mindestens gleichkommen. Von Malaria hat er nichts wahrgenommen, nach seinen Bekundungen soll auf der atlantischen Seite nur Rabat, das von den Franzosen besetzte, diese Plage aufweisen. Auch von anderen tropisch-afrikanischen Belästigungen höre man nichts. So würden denn auch beim Reisen keine besonderen Vorsichtsmaßregeln beobachtet:

„Hier liegt also ein grundlegender Unterschied gegenüber den Landgebieten, die wir zu unseren Kolonien rechnen, Südwestafrika vielleicht ausgenommen.

Südwest aber ist doch wieder nicht vergleichbar. Denn Marokko hat zwar eine ganz außerordentlich ausgedehnte Viehzucht — Rinder, Wollschafe, Ziegen, Kamele, Pferde — aber daneben, oder man kann fast sagen in der Hauptsache, ist es ein ausgesprochenes Land des Ackerbaues. Ausgebeutet seit mindestens zwei Jahrtausenden, nie gedüngt (!), noch heute in der allerursprünglichsten Weise bearbeitet, gibt das Land Ernten, die erstaunlich sind . . .

. . . In diesen ganz allgemein fast unbekannten klimatischen und landwirtschaftlichen Voraussetzungen liegt die gar nicht zu ermessende Bedeutung Marokkos. Sagt man doch auch mit vollem Recht von den neu erworbenen Teilen des englischen Südafrika, daß trotz allem Gold und trotz allen Diamanten die Landwirtschaft der Kolonie Lebensnerv darstellt. Nun, wer die Vorbedingungen von Ackerbau und Viehzucht dort unten sah und auch Marokko kennt, wird ohne jedes Bedenken dem Lande der Mauren die Krone reichen. Die sicher bevorstehende moderne Entwicklung der Landwirtschaft in Marokko wird Folgen zeitigen, die unabsehbar sind.

Daneben der Erzreichtum des Landes. Auch von ihm muß man mit einigermaßen kundigem Auge wenigstens etwas gesehen haben, um sich davon ein Bild machen zu können. Kaum irgend etwas von dem, was die Industrie nötig hat, fehlt. Eisenerzlagerstätten im Norden wie im Süden, von gewaltigem Umfang und hohem Gehalt, ganz nahe der Meeresküste gelegen, fordern zum Nachdenken heraus. Man erinnert sich, wie scharf und rücksichtslos sich Kirdorf mehrfach geäußert hat, wenn er auf unseren Erzbedarf und die Reichtümer Marokkos zu sprechen kam. Und er muß es wissen, was der deutschen Eisenindustrie nottut.

Wir stehen in nicht zu ferner Zukunft — ein Menschenalter rechnen manche, die noch nicht einmal als Pessimisten gelten wollen — vor einer Erschöpfung der besseren deutschen Erzlagerstätten. Schon heute stellen wir annähernd die Hälfte unseres ungeheueren Roheisenbedarfs (12,8 Millionen Metertonnen jährlich) aus ausländischen, hauptsächlich schwedischen Erzen her, und schon erzwingt Schweden für uns ungünstige Handelsverträge mit der Andeutung, die Eisenerze mit Ausfuhrzoll belasten zu wollen. Wohl haben wir in unseren jetzigen Kolonien — in Togo und Ostafrika — Eisenmineral, aber viele hundert Seemeilen liegen zwischen dem Nordseestrand und jenen; Marokko dagegen liegt vor der Tür, und an seinem Uferrand erheben sich die Berge von Erz. — Nach Verlauf eines Menschenalters wird von Marokkos Besitz es abhängen, wer unter den großen Kulturvölkern Herr sein wird auf dem Wirtschaftsmarkt der Welt.

Auch die Fragen der allgemeinen Politik können nicht ganz unberührt bleiben:

Tunis, Algier, Marokko, geschlossen in Frankreichs Hand, bedingen eine Änderung in Frankreichs militärischer Stellung. Seine militärischen Berater haben das längst erkannt, und sicher nicht wird es unserem Großen Generalstab, der unablässig, still und ruhig von seinem Standpunkt aus die Vorgänge auf dem Welttheater verfolgt, verborgen geblieben sein.

Marokko war bis in die jüngste Zeit hinein der Rückhalt aller unzufriedenen Algerier; seine fernere Unabhängigkeit allein würde im Falle eines europäischen Krieges Frankreichs fechtende Truppenzahl stark ungünstig beeinflussen. Positiv aber gibt der Besitz Marokkos den Franzosen Machtmittel in die Hand, die den fortglimmenden Gedanken an die endliche Revanche gar leicht zum lohenden Brand anfachen könnten.

Lassen wir die Gedanken weiter schweifen. Als ein Freund der islamitischen Welt hat das Deutsche Reich gegolten, auch wohl gelten wollen, als unser Kaiser in Stambul den Padischah begrüßte. Mit atemloser Spannung schaut der Islam nach seiner am weitesten gen Westen vorgeschobenen Vorhut. Nicht allein durch Marokko ging — noch erzählen von jenem Ereignis Araber und Berber, Pascha und Bauer — aufatmender Jubel, als an einem stürmischen Frühlingstage 1904 ein deutscher Kaiser durch die Straßen Tangers ritt.

Wird Deutschland endlich halten, was der Besuch seines Kaisers versprach? So lautete seit jenem Tage die Frage. Wird sie endgültig verneint, so wird nicht nur die alljährliche Schar der Mekkapilger die Verbreitung dieses Ereignisses durch die Lande Mohammeds tragen. Auch die reichen Beziehungen des Franzosen zu den Gebieten des Islam werden dafür sorgen, daß lawinengleich wachsend eine Fama deutscher Niederlage durch die Zonen rollt. Schon heute könnte man Beweise dafür bringen, wie rücksichtslos verwegen französische Taktik das Ansehen deutschen Namens über die Straße zieht. ... Auf des Machsen Kosten, mit des Landes eigenem Geld Marokko erobernd, glaubt Frankreich — mühelos — sich am Ziele seiner Wünsche. Vor den Hilfsmitteln moderner Armeen, wie Frankreich sie in Anwendung bringt, versinkt der Kampfesmut, die uralte Reitertaktik, zerbricht die mittelalterliche Kriegerorganisation der Mauren.

... Nur die Hoffnungen, die sich noch heute an den Kaiserbesuch in Tanger knüpfen, vermögen noch den Glauben an eine nicht-französische Zukunft Marokkos zu beleben. Das ist der große Zauber, der heute in dem Worte Agadir liegt. Zwei kleine Kriegsschiffe sind es ja nur, die dort erschienen, aber was diese Tat bedeutet, das kann man nur begreifen, wenn man an Ort und Stelle davon den Eindruck erlebt hat ...

.... Jetzt heißt es, daß um Kompensationen verhandelt wird; der französische Kongo soll von der deutschen Regierung als Entschädigung verlangt sein für das Aufgeben unserer marokkanischen Stellung. Pariser Blätter haben es aufgebracht, daß dem so sei. Das ist kaum wahrscheinlich, und es ist eher anzunehmen, daß die ganze Nachricht ein ballon d'essai ist, um von jener Seite uns ein solches Angebot mundgerecht zu machen.

Marokko und Congo français sind zwei inkommensurable Größen, gar nicht

miteinander zu vergleichen. Was kann uns der französische Kongo nutzen? Den freien schiffbaren Zugang in das Stromgebiet des Kongo sichert uns die Kongo-Akte und unser letztes Grenzabkommen mit Frankreich. Das Gebiet jener französischen Kolonie ist in weitem Umfange — ebenso und schlimmer als es früher im freien Kongostaate war — an französische Monopolgesellschaften vergeben, die den Nutzen des Landes auch unter deutscher Flagge für französische Rechnung ziehen würden.

Drum nichts von Konzessionen und Kompensationen! Wenn Frankreich marokkanische Striche in Besitz nehmen will, so kann das Deutsche Reich ebenfalls nur in Marokko Gebietsentschädigungen erhalten."

Die maßgebenden Persönlichkeiten der Deutschen Kolonialgesellschaft, so läßt diese in ihrem Organ an anderer Stelle erklären, sind sich darüber einig, „daß es für das Deutsche Reich eine Ehrensache ist, sich nicht aus seiner auf dem Boden des Rechts und aus eigener Kraft errungenen Stellung in Marokko herausdrängen zu lassen:

„Uns gelüstet nicht nach einer Aufteilung des Landes; wir wünschen im Gegenteil die Selbständigkeit des Sultans und widersprechen jeder Maßnahme zur Beseitigung der Handelsfreiheit in seinen Ländern. Damit stehen wir auf dem Boden des Rechts und der Verträge, von den frühesten Abmachungen aus der Bismarckschen Zeit bis zu denen des Jahres 1909.

Sollen aber alle Vereinbarungen aus früheren Tagen hinfällig sein, will hier Frankreich und dort Spanien sich einen Bissen aus dem marokkanischen Kuchen herausnehmen, so beanspruchen wir für uns das gleiche. Wir werden uns nicht mit einigen tausend Geviertkilometern Landes in den aufruhrdurchtobten Tschadsee-Strichen abspeisen lassen, sondern verlangen gleichfalls wie jene Mächte die Kompensationen in Marokko selber, und halten für den gegebenen Ausgleich das Hinterland von Agadir, das Sus, zumal hier in erster Reihe deutsche Kolonialpioniere die Flagge deutschen Fleißes aufrechthalten. Wir suchen eine Zerstücklung des Landes nicht, aber wir wollen uns auch nicht aus der durch die Tüchtigkeit und Rührigkeit unserer Landsleute errungenen Stellung herausdrängen lassen.

Einmal, weil wir die Grundlagen des Völkerrechtes nicht mißachtet sehen wollen. Sodann wegen unserer Stellung in der mohammedanischen Welt, der wir nicht als länderhungerige Okkupatoren bekannt geworden sind, sondern als friedliche Kulturträger. Der leicht empfänglichen orientalischen Phantasie soll man die Deutschen nicht als ein Volk vormalen können, das schüchtern und zaghaft und in märchenhafter Selbstlosigkeit beiseite steht, wo die anderen herzhaft zugreifen. Solche Uneigennützigkeit möchte schließlich auch unserer Stellung im Rate der Völker schaden und den Spott der Neider wecken, die einem Staate mit so machtvoller Eigenentwicklung ebensowenig erspart bleiben wie dem Einzelnen, der sich durch Tüchtigkeit aus der Masse heraushebt ..."

Wie liegt die Frage völkerrechtlich? — „Vom objektiven Standpunkte der politischen Entwicklungsgeschichte betrachtet", schreibt Prof. Dr. Niemeyer (Kiel) in der „Deutschen Juristenzeitung", „stellen sich die neuesten Ereignisse der Marokko-

angelegenheit als die naturgemäße Fortsetzung der mit dem Jahre 1880 begonnenen europäischen Afrikapolitik dar. Nicht etwa die Madrider Konvention von 1880 (sie regelte ja nur eine Spezialfrage — die Rechtsverhältnisse der Schutzbefohlenen in Marokko — und wurde erst 1906 durch Algeciras berühmt) ist gemeint, wenn jenes Jahr hervorgehoben wird; vielmehr ist es der nationale ägyptische Aufstand Arabi Paschas und die an die Beschießung Alexandriens sich anschließende Besitznahme Ägyptens durch England, wodurch damals die große afrikanische Frage aufgerollt wurde. Und um diese handelt es sich in Wahrheit auch jetzt; die Marokkofrage ist nur ein Ausschnitt jener Weltangelegenheit. Durch den Aufstand Arabi Paschas und Englands Eingreifen in Ägypten war das Signal zu jenem kolonialpolitischen Wettlauf gegeben, welcher England nach Ägypten und dem Sudan, Frankreich nach Tunis, Madagaskar und Marokko, Italien nach Eritrea, Deutschland nach Südwest- und Ostafrika führte, in dessen Folge England und Frankreich bei Faschoda aufeinander prallten, dann die Herrschaft Englands in Südafrika durch den Burenkrieg und die jüngst erfolgte südafrikanische Union gerettet, durch die neueste Phase der britischen Reichskonferenzen aber wiederum ernstlich beschränkt worden ist. Nur eine Phase in dieser Gesamtentwicklung ist die englisch-französische Abmachung vom 8. April 1904, durch welche Marokko den Franzosen, Ägypten den Engländern überantwortet werden sollte. Die Landung des Kaisers in Tanger und die Einsprache Deutschlands gegen jenes Sonderabkommen lagen in derselben Richtung wie die Bemühungen der Berliner Kongokonferenz im Jahre 1885, deren ausgleichende Tendenz und Wirkung in Algeciras 1906 ihre Fortsetzung in Anwendung auf Marokko fand. Auch heute, und zwar heute erst recht, bleibt es dabei, daß es in Algeciras weder Sieger noch Besiegte gegeben hat, sondern daß das wohlverstandene Interesse aller an der Afrikapolitik beteiligten und interessierten Staaten gefördert wurde, indem die Diagonale im Parallelogramm der Interessen gesucht und im wesentlichen gefunden wurde. Es muß zugegeben werden, daß weder die Polizeiorganisation noch die Marokkobank, weder die Zollverhältnisse noch das Fremdenrecht der Algecirasakte alle Wünsche befriedigt haben und daß die internationale Organisation in Marokko sehr der Vervollkommnung bedarf. Die Regierung und die Bevölkerung Marokkos haben durch den Bruderkrieg, Aufstände und Fremdenverfolgungen aufs neue die Intervention der Kulturstaaten herausgefordert. Nachdem die französische Aktion und deren verkleinerte spanische Nachbildung diese Intervention eingeleitet haben, hat mit der Entsendung des ‚Panther' das Deutsche Reich den Zeigefinger erhoben und mit ruhiger, aber deutlicher Gebärde auf die europäische Interessensolidarität und die Notwendigkeit völkerrechtsgemäßer Behandlung der Marokkofrage als eines Ausschnittes der gesamten Afrikafrage hingewiesen. Daß dies in lediglich platonischem Sinne geschehe, wird niemand glauben oder fordern; nur wer Karten in der Hand hat, kann mitspielen; wer keine Realbeglaubigung beibringt, dem fehlt hier die Sachlegitimation. Selbstverständlich fordert das Deutsche Reich nicht nur theoretische Anerkennung der offenen Tür, sondern in irgend einer Form deren praktische Gewährleistung. Deutschland darf aber nach seiner Mitwirkung bei der Kongo- und Algecirasakte

für sich die Präsumption beanspruchen, daß es auch seine besonderen Interessen lediglich im Zusammenhang der internationalen Kultur- und Rechtsgemeinschaft zur Geltung bringen will, welche mit gesamter Hand die Afrikafrage zu regeln berufen ist. Die Völkerrechtsfrage macht dabei, trotz ihrer Verwickeltheit im Verhältnis der Kulturstaaten, weniger Schwierigkeit, größere Schwierigkeiten in dem Verhältnis zu der mohammedanischen Welt, deren innere Solidarität, von Kamerun bis Indien, nicht nur Energie, sondern gleichzeitig allergrößte Vorsicht gebietet, auch wo ihre fanatische Haltung gegenüber der abendländischen Kultur zweifellos den völkerrechtlichen Titel der Intervention in jedem Sinne des Wortes begründet. Es darf nicht vergessen werden, daß nur diejenige Intervention erfolgreich und darum berechtigt ist, welche an die Stelle der bestehenden Staats- und Rechtsformen wirklich Besseres setzt und den Bestand rechtlicher Ordnung gewährleistet. Ordnung und Gerechtigkeit sind die ewig gültigen Kennzeichen wie alles Rechts, so auch des Völkerrechts."

„In Casablanca", rekapituliert die „Köln. Ztg.", „werden französische Staatsangehörige erschlagen; ein französisches Landungskorps besetzt die Stadt und bleibt dort, auch noch, als das Hinterland dauernd befriedet ist. Aus Fez kommen Hilferufe französischer Staatsangehöriger; eine französische Truppenabteilung bricht von der See bis zur Hauptstadt Marokkos sich Bahn, befreit die Landsleute und durchzieht noch andere Landesteile. Die Pariser Presse sieht in beiden Zügen nur die Wahrung berechtigter Interessen. Spanien schiebt zur Sicherung seiner Presidios an der marokkanischen Küste die Linie seiner Vorpostenstellungen hinaus und landet Truppen, die in Alkassar für die Sicherheit spanischer Staatsangehöriger sorgen wollen. Die Pariser Presse erklärt das Vorgehen für unstatthaft und völkerrechtswidrig. Das Deutsche Reich schickt ein Kriegsschiff nach Agadir, um den Schutz von Deutschen wahrzunehmen, die in Sus wirtschaftlichen Unternehmungen nachgehen. Die Pariser Presse gerät in wahren Paroxismus, erklärt die Akte von Algeciras für gebrochen, und der ganze internationale Preßzusammenhang verarbeitet das Leitmotiv von dem friedenstörenden ländergierigen Deutschland. Es werden Verhandlungen zwischen Berlin und Frankreich angeknüpft, von deren Einzelheiten amtlich nicht das geringste verlautet, und auf einem Festmahl im Mansion House hält der britische Schatzkanzler eine Rede, die von den Londoner Blättern als eine unmittelbar an das Deutsche Reich gerichtete Warnung und Drohung ausgelegt wird. Das sind die Tatsachen, auf denen sich die augenblickliche Lage aufbaut. Wir haben uns zuerst an den Text der Rede des Herrn Lloyd George gehalten und ihn, wie er war, auszulegen versucht.... Doch wir sind eines anderen belehrt worden. Die Londoner Blätter erläuterten mit langen Artikeln den wahren Sinn der Rede, und damit wir nicht etwa glauben sollten, es handle sich um eine Entgleisung eines Ministers inter pocula, wofür es in England auch Beispiele gibt, betonten sie, Herr Lloyd George habe seine Ansprache abgelesen, und sie sei eine Auslassung im Namen und in der Fassung des britischen Kabinetts. Daß diese Auslegung in Paris von den Blättern der Marokkopolitiker und Geschäftsleute mit ungemeinem Beifall aufgenommen werden würde, stand von vornherein fest.

und der tönende Widerhall ist sofort erfolgt, unterstützt von militärischen Chauvinisten, wie sie in der ‚France Militaire' ihr Wesen treiben. Tag für Tag predigt dies Fachblatt, dem Beziehungen zum französischen Kriegsministerium zugeschrieben werden, seinen Lesern, die Niederlage Deutschlands gegenüber der Entente Cordiale sei sicher, und ergeht sich in wüsten Drohungen. Kurz, alle Schleusen sind geöffnet, um der Welt die Überzeugung beizubringen, nur Deutschland verletze in grenzenlosem Eigennutz die wohlbegründeten Rechte friedlicher Völker und müsse deshalb auf die Knie gezwungen werden. Es wäre, wie die Dinge liegen, eine müßige Arbeit, nachzuweisen, daß Deutschland von Anfang an in der marokkanischen Frage seinen eigenen Vorteil nicht in den Vordergrund gestellt hat. Sehr weite Kreise im deutschen Volke sind seit Jahren der Ansicht, die Politik unseres Auswärtigen Amtes habe sogar durchaus nicht in genügendem Maße sich für deutsche Rechte in Marokko eingesetzt. Wir stellen dies nur fest, ohne ein Urteil fällen zu wollen, da darüber keine Einstimmigkeit herrscht. Aber das letzte Vorgehen Deutschlands, die Entsendung der Kriegsschiffe nach Agadir, ist von der öffentlichen Meinung in Deutschland, soweit sie nicht von politischem Haß gegen unsere Staats- und Gesellschaftsordnung völlig verblendet ist, mit rückhaltloser Zustimmung begrüßt worden. Abgeordnete aller Parteien wie Zeitungen haben diesen Schritt als durchaus gerechtfertigt, als Erlösung von einem Bann sogar, verteidigt, und um so peinlicher wird das plötzliche Hervortreten Englands empfunden. Man erinnert an das berüchtigte hands off, das Gladstone 1878 gegen Österreich-Ungarn schleuderte, als es Bosnien und die Herzegowina besetzte, und meint, die Zeiten seien vorüber, wo ein britischer Staatsmann einem andern Lande dergleichen sagen durfte."

Der hier erwähnte Artikel der „France Militaire" stellt wohl das Närrischste und Frechste dar, was einem Publikum geboten werden kann. Es sei eine — kurz und schlicht — „Lebensfrage" für England und Frankreich, der deutschen Ausdehnung und der von Bismarck ins Leben gerufenen „Brutalität", die von seinen Nachfolgern aufrecht erhalten werde, Halt zu gebieten. Die Welt ersticke unter der Last des „preußischen Freibeutertums", und es gäbe kein Land, das nicht von dem weltumspannenden Ehrgeiz des „Vaterlands" bedroht werde:

„Um mit unserem großen Verbündeten Rußland zu beginnen, so kann man sagen, daß kein Land seit dreißig Jahren mehr als Ziel der deutschen Feindseligkeit gedient hat. Preußen beansprucht fast offen die baltischen Provinzen. (!) Das Gebiet von Warschau, wo unsere Verbündeten die Ansiedlung großer deutscher Geschäftshäuser gestattet haben, wird als Belohnung für diese Tätigkeit angesehen. Vor dreißig Jahren entriß Bismarck Rußland den Preis blutiger Siege. Die Wilhelmstraße wacht eifrig darüber, daß das Werk des eisernen Kanzlers nicht zerstört werde, der darauf ausging, im Orient den deutschen Einfluß an die Stelle des russischen zu setzen. Berlin hat Petersburg in ein Netz eingesponnen, das mit Geduld aus schwedischen, rumänischen und türkischen Feindseligkeiten und Begehrlichkeiten gewoben wurde. Der Kaiserliche Admiralstab nimmt sich heraus, nach seinem Gutdünken die russischen Flotten in der Ostsee und im Schwarzen Meer einzusperren. Die Diplomatie des Kaisers leistet das Unmögliche, selbst oder

durch Österreich-Ungarn, um die natürlichen Bande der Interessen, des Blutes und der Dankbarkeit zwischen Rußland und den slawischen Balkanstaaten Bulgarien, Serbien, bis nach Montenegro zu zerstören. Kurz, Deutschland geht darauf aus, Rußland auszuschalten, in der Hoffnung, ihm eines Tages gewaltige Stücke zu entreißen.

Derartig kühne Pläne gegen den russischen Koloß erklären auch die entschlossene Haltung Deutschlands gegen seine kleinen Nachbarn an der Küste der Nordsee. Sie gehören von Rechts wegen dem Deutschtum. Nicht nur die Kolonien Dänemarks, Hollands und Belgiens sind bestimmt, dem überseeischen Besitz der Hohenzollern einverleibt zu werden, sondern auch Kopenhagen, Amsterdam, Antwerpen, ebenso wie Lille, Rheims und Dijon sind als Präfekturen für ‚das größere Deutschland' in Aussicht genommen.

Ist das alles? Nein, denn wir haben nur einen Teil der Welt behandelt, und alles, was in der Welt erstrebenswert erscheint und schlecht geschützt ist, übt eine unüberwindliche Anziehungskraft auf die Wilhelmstraße aus. Man erinnert sich an den Raub der spanischen Karolinen durch Bismarck. Beim Spanisch-amerikanischen Krieg kam Admiral Dewey vor Cavite gerade rechtzeitig an, um eine deutsche Flotte am Landen von Truppen auf den Philippinen zu verhindern. Bei der letzten Revolution in Lissabon traf man zugestandenerweise in Deutschland Vorbereitungen, um sich der besten portugiesischen Kolonien zu bemächtigen, besonders der Kanarischen Inseln (!), die der deutschen Flotte den begehrten Stützpunkt im Atlantischen Ozean geliefert hätten. Und noch weiter hinaus blickt Deutschland und hat in der Neuen Welt drei Punkte im Auge, die ihm gestatten würden, die Vereinigten Staaten im Schach zu halten, den zukünftigen Panamakanal zu überwachen und endlich ein neues Deutschland über See anzubahnen. Es hat die dänischen Antillen erwerben und in Argentinien und Chile eine Vormachtstellung einnehmen wollen. Man kennt seine Absichten auf China, besonders auf Schantung und Petschili."

Die Fanfaronade schließt:

„Die zivilisierte Welt ist in dieser Krise eng mit England, Rußland und Frankreich verbunden. Neben dem Einsatz dieser drei Mächte gibt es noch einen anderen, noch wichtigeren, nämlich die Ehre, den Frieden und die Unabhängigkeit Europas und der zivilisierten Welt. Die Stunde naht sich, wo eine allgemeine Erhebung dem deutschen Alp ein Ende machen wird."

Dies schreibt das verbreitetste militärische Fachblatt Frankreichs, und in der bürgerlichen Presse sieht's nach den Leistungen des „Matin" nicht besser aus. Deshalb möchte der Pariser Korrespondent der „Kreuzzeitung" vor nichts so sehr warnen, wie vor einer phantasievollen und gutgläubigen Bewertung der neuen Abmachungen für die allgemeinen deutsch-französischen Beziehungen: „Mit Staunen und Kopfschütteln liest man hier die mit hochmütiger Selbstgefälligkeit von der Pariser Presse wiedergegebenen deutschen Pressestimmen, die von der deutsch-französischen Annäherung zu erzählen wissen und von dem moralischen Wert, den die neue marokkanische Vereinbarung für die beiden Völker haben müsse und der die Enttäuschung über den sonstigen deutschen

Mißerfolg wieder ausgleichen werde. Das klingt wie ein schlechter Witz, wenn man an das denkt, was sich hier in Frankreich seit dem mit so überschwenglichen Hoffnungen begrüßten deutsch-französischen Abkommen vom Februar 1909 ereignet hat. Wir sprechen hier nicht von den amtlichen Beziehungen zwischen Paris und Berlin, die immer kalt-korrekt geblieben sind. Wir sprechen nur von der öffentlichen Meinung, soweit sie einen äußerlich sichtbaren Ausdruck annimmt. Die große Masse des französischen Volkes ist trotz ihrer erklärlichen politischen Abneigung gegen den einstigen ‚Verwüster des Landes', den Räuber französischer Provinzen, französischen Geldes und französischen Unbesiegbarkeitsruhmes, den Deutschen rein menschlich nicht mehr feindselig gestimmt und überdies durchaus allen Kriegsabenteuern abgeneigt, die sich in Europa selbst abspielen könnten. Aber diese ruhigen Citoyens schweigen und überlassen in Presse, Volksversammlung, Caféhaus und überall, wo sonst Politik gemacht wird, den Schreihälsen und Sensationsmachern und finanzpolitischen Spekulanten das Wort. Was diese sich laut vordrängenden Äußerungen der öffentlichen Meinung aber anlangt, muß man sagen, daß seit fast zwei Jahrzehnten die Haltung Frankreichs uns gegenüber nicht so haßerfüllt und herausfordernd gewesen ist, wie seit zwei Jahren. Die Schuld an dieser bedauerlichen Entwicklung liegt ganz gewiß nicht an den amtlichen Kreisen und ebensowenig am französischen Volk im allgemeinen. Die Neuauflage des Revanchechauvinismus ist ein Werk jener Boulevarddemagogen, die nur zum Teil wirklich französischer Abstammung sind, die aber sich als Herren und Meister Frankreichs gebärden, und mit deren skrupellosen Wühlereien wir leider zu rechnen haben. Diese Sippschaft wird aber, wenn das neue deutsch-französische Afrikaabkommen wirklich so aussieht, wie man es sich im ‚Matin' ausgedacht hat, ihre Hetzereien gegen Deutschland nicht einstellen, sondern nur mit noch wüsterem Geschrei fortsetzen.

Daher, wie man auch an maßgebenden deutschen Stellen sich in der diplomatischen Erledigung der marokkanischen Angelegenheit entscheiden mag: der Gesichtspunkt einer moralischen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich hat von vornherein ganz auszuscheiden. Solange die Wutausbrüche und die Faseleien und die verlogenen Klatschgeschichten und die albernen Drohungen der Pariser Deutschenfresser anhielten, hat sich die deutsche öffentliche Meinung tadellos gehalten und das Gekläff der den Mond anbellenden paar Preßköter, die von jedem anständigen und nüchtern denkenden Franzosen übrigens ganz richtig eingeschätzt werden, mit der gebührenden ‚Wurstigkeit' hingenommen. Es wäre bedauerlich, wenn wir jetzt auf das süßliche Geschwätz von dem, was die beiden großen Völker sich und der Kulturmenschheit usw. schulden, hineinfallen sollten und der Phantasterei von einer etwaigen Annäherung Frankreichs an uns auch nur das kleinste Opfer bringen wollten. Gerade weil wir eine wirkliche Annäherung zwischen den beiden führenden Nationen des europäischen Festlandes für so erstrebenswert halten, müssen wir uns nur um so strenger vor allen Illusionen hüten."

Für Sentimentalitäten wäre der Augenblick in der Tat schlecht gewählt. Die wir im Ernstfalle von den Franzosen zu schmecken bekommen würden, lassen sich ahnen,

wenn wir uns der im Jahre 1870 uns zugedachten erinnern. Damals schrieb die „Indépendence Algérienne“, und es wurde von der gesamten französischen Presse ohne einen Laut der Mißbilligung nachgedruckt:

„In zwei oder drei Gruppen geteilt, unter denen jeder einige deutschsprechende Offiziere und Unteroffiziere beigegeben sein werden, werden diese tapferen Kinder der Wüste (die Turkos!) sich auf das Großherzogtum Baden werfen, wo sie alle Dörfer niederbrennen und alle Wälder anzünden werden — was in diesen Augenblicke, wo die dürren Blätter den Boden bedecken, leicht ist. Der Schwarzwald wird mit seinen Flammen das Tal des Rheins erleuchten. Die Gums (afrikanische Truppenkörper) werden sodann in Württemberg eindringen, wo sie alles verwüsten werden. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird ohne Zweifel die Niederlage und den Sturz des ersteren zur Folge haben. Die Gums führen nichts mit sich als Patronen. Überall finden sie, was sie zum Leben bedürfen. Haben sie für einige Tage Nahrung und Notdurft, so verbrennen sie Städte und Dörfer. Wir werden zu diesen tapferen Söhnen des Propheten sagen: ‚Wir kennen euch, wir schätzen euren Mut, wir wissen, daß ihr energisch, unternehmend, ungestüm seid. Geht hin und schneidet Köpfe ab, je mehr ihr abschneiden werdet, desto höher wird unsere Achtung vor euch steigen.‘ Auf die Nachricht vom Einbruche dieser Afrikaner in das feindliche Gebiet wird sich allgemeiner Schrecken über Deutschland verbreiten, und die preußischen Armeen werden bereuen, ihr Land verlassen zu haben, wo ihre Frauen und Kinder die Schuld ihrer Männer und Väter zu bezahlen haben werden. Lassen wir hinter uns das Erbarmen! Weder Gnade noch Mitleid mit diesen modernen Hunnen! Nur der Einbruch in Deutschland kann rasch die Aufhebung der Belagerung von Paris herbeiführen. Die Gums werden auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Es genügt, wenn wir ihnen den Zügel locker lassen und zu ihnen sagen: ‚Morden, plündern, niederbrennen!‘“

Im gesetzgebenden Körper verlangte, wie Generalmajor Keim im „Tag“ erzählt, Graf Kerady, man solle auf den Tagesbefehl der Armee setzen, daß die badischen Städte der Plünderung preiszugeben seien, und als sich doch einiger Widerspruch erhob gegen diesen „humanen“ Vorschlag, sagte der Graf: „Ich spreche als Mann der Praxis und nicht als Philosoph.“ Das Stillschweigen der Regierung hierbei meint Keim nur so erklären zu können, daß man bei diesem Verfahren die Greuel schon im voraus rechtfertigen wollte, die seitens der Turkos, wenn sie nach Deutschland kämen, unvermeidlich waren. Ein Teil der französischen Presse, der „Gaulois“ an der Spitze, verkündete das auch ganz offen: „Unsere Turkos lecken sich schon die Schnauze ab, da sie jetzt auf das Wild losgelassen sind und man ihnen diesmal keine Schonung anbefohlen hat. Sie werden die Männer niedermetzeln und Wagen voll Frauen nach Frankreich bringen.“ Und das marschierte angeblich „an der Spitze der Zivilisation“ und behauptete, die französische Nation sei die ritterlichste von allen!

„Warum auf diese Dinge zurückkommen? Mit voller Absicht. Erstens, weil Humanitätsdusel, Kulturgeschwätz und ästhetisierende Wohlanständigkeit schon seit Jahren an der Arbeit sind, das deutsche Volk innerlich zu verweichlichen und es

auch mit falschen Vorstellungen darüber zu erfüllen, was wir von unseren Feinden zu erwarten haben. Soweit Frankreich in Betracht kommt, jedenfalls eine Kriegführung, die allgemein von Haß und vielfach von Brutalität erfüllt sein wird ... Dazu die infamen Unwahrheiten über die deutsche Kriegführung 1870/71, die bis auf den heutigen Tag in Frankreich im Schwange sind, trotzdem die Verantwortlichen ganz gut wissen, daß noch niemals ein Krieg humaner geführt worden ist als der von 1870/71 seitens der Deutschen ...

In dieses Kapitel gehört auch das Märchen von der angeblichen militärischen Minderwertigkeit der afrikanischen Truppen, und das ist der zweite Grund für die Erinnerungen an 1870 ... Die Grimassen der Turkos hätten damals auf die deutschen Truppen gar keinen Eindruck gemacht? — Siehe dagegen Major Kreuz: ‚Die Schlacht von Wörth'. Diese Turkos haben sich wie die Löwen geschlagen unter enormen Verlusten und wiederholt den Rücken der deutschen Truppen gesehen. Es muß deshalb immer wieder darauf hingewiesen werden, daß Deutschland unter keinen Umständen ein Verschieben der militärischen Machtverhältnisse Frankreichs durch die Einverleibung oder auch nur durch die militärische Nutzbarmachung Marokkos zugeben darf Ganz abgesehen davon, daß die französische Kriegführung dann einen Charakter erhalten müßte, der aller Kultur Hohn spräche."

Regelmäßig, erinnert der „Reichsbote" im Anschluß an die Zeitschrift „Deutsch-Übersee" — wenn Frankreich irgend welche Veränderungen auf seiner kolonialen Landkarte vorzunehmen wünscht, taucht auch der Plan auf, das französische Kongogebiet gegen anderes Land auszutauschen: „So wurde vor Jahren schon der Versuch gemacht, es den Engländern gegen das Mündungsgebiet des Gambia auf den Hals zu hängen; die haben dafür gedankt. So wird jetzt der Versuch gemacht, unsere Kompensationen für Frankreichs ungeheure Machtvermehrung im französischen Kongo zu decken. Daß Frankreich so überaus bereit ist, dieses ihm zum größten Teil durch einen Italiener, den Grafen Brazzo, erworbene Land wieder fortzugeben, könnte an sich wundernehmen; wenn man aber weiß, wie es um jenes große Gebiet steht, so wird die französische Bereitwilligkeit durchaus verständlich.

Der Umfang des französischen Kongo wird verschieden angegeben; am zuverlässigsten scheint die Angabe, daß er etwa dreimal so groß ist wie das Deutsche Reich; hiervon soll also ein Fetzen für uns abgetrennt werden. Wie schlecht das Land ist, beweist schon seine geringe Bewohnerzahl. Brazzo hatte sie auf 8—10 Millionen angegeben; selbst das ist noch viel zu hoch; die genaue Zählung vom Jahre 1908 hat eine Bevölkerung von nur 3 652 018 ergeben. Diese geringe Einwohnerzahl erklärt sich daraus, daß fast das ganze Gebiet aus unbewohnbaren Waldungen und Flußsümpfen besteht. Das ganze Land ist als ein Fieberland im eigentlichsten Sinne zu bezeichnen; das Temperaturjahrmittel wird für 1906 für eine Station am Scharifluſſe auf 28,4 Grad Celsius angegeben. In den heißesten Monaten April und März wurden 48,5 und 47,5 Grad Celsius gemessen. Zum Vergleich sei angefügt, daß die mittlere Jahrestemperatur auf dem sogenannten thermischen Äquator, der bei 10 Grad nördlicher Breite verläuft, nur 26,4 Grad Celsius beträgt! Sogar an der Küste ist

das Klima äußerst ungesund, selbst für die Eingeborenen, was sich aus der ständigen feuchten Hitze ohne weiteres erklärt ...

Das ganze Kongogebiet ist weiter, wie bekannt, recht eigentlich die Heimat der Schlafkrankheit. Sie wird übertragen von einer Tsetsefliege, die in den heißen Flußsümpfen vorzugsweise lebt. Sie findet sich außer im ganzen Kongo auch an dessen Grenzen; so ist das spanische Fernando Po verseucht, und von Fernando Po wurde sie nach Duala eingeschleppt. Sonst ist Kamerun bis auf die Grenzdistrikte gegen den französischen Kongo von der Seuche frei; und auch in Togo ist nur ein kleiner Bezirk Verbreitungsgebiet der Krankheit, gegen die es einen wirksamen Schutz überhaupt noch nicht gibt und die, wenn keine Behandlung erfolgt, tödlich verläuft. Nach Petermanns Mitteilungen 1910 sind die Hauptflüsse des französischen Kongos, Ogowe und Schari, sehr verseucht; ebenso die Küste bei Libreville — also gerade das Gebiet, das uns in erster Linie von Frankreich zugedacht ist.

Wo die Tsetsefliege schwärmt, ist die Rindviehhaltung unmöglich. Und in der Tat gibt es im ganzen französischen Kongo nur an zwei, drei geschützten Stellen Großvieh. Die Fleischnahrung der Eingeborenen setzt sich zusammen aus den überall in Afrika heimischen Hühnern und aus — gemästeten Hunden, was für eine deutsche Schutztruppe dort keine besonders wünschenswerte Nahrung bedeuten dürfte. Die paar Schafe, die sich in der Kolonie finden, sind jämmerliche Exemplare; die Existenzbedingungen für sie sind so schlecht, daß sie gar keine Wolle mehr haben, sondern — Haare! Auch sonst läßt sich sehr wenig aus diesem Gebiet ziehen. Sein Hauptreichtum ist Kautschuk; doch sind die Bestände an Gummipflanzen durch wüsten Raubbau so ziemlich erschöpft; abgesehen davon, daß bekanntlich der Kautschukmarkt infolge Überangebots ganz daniederliegt und eine Besserung für lange Zeit nicht abzusehen ist. Der früher bedeutende Elfenbeintransport ist fast verschwunden; was noch ausgeführt wird, sind zudem alte Bestände; der Elefant ist so gut wie ausgerottet. Von sonstigen wichtigen Tropenprodukten wird nur noch etwas Zuckerrohr erzeugt, das aber nicht genügt, um den Eigenbedarf der Kolonie zu decken. Die paar Stellen, wo Kaffee- und Kakaoplantagen möglich sind, sind selbstverständlich längst in den Händen französischer Gesellschaften.

Überhaupt ist im französischen Kongo alles, was für jetzt oder später einigermaßen Ertrag verspricht, längst Privateigentum französischer Handelsgesellschaften. Natürlich haben sie nicht das mindeste für die Aufschließung des Landes getan; und der französische Staat ist, was man ihm weiter nicht verdenken kann, ihrem Beispiel gefolgt. Im ganzen französischen Kongo liegt noch kein Meter Schiene; es gibt ein paar Telegraphenlinien, ein paar Postämter und schmale Saumpfade durch den Urwald, Pisten, von Station zu Station. Trotz dieser absoluten Wertlosigkeit des Gebietes — die es nur zu verständlich macht, daß im offiziellen Bulletin du Comité de l'Afrique français 1908 das Land als ‚notre enfant de douleur', unser Schmerzenskind, bezeichnet wird — hat es dem französischen Staat schon außerordentlich viel gekostet. Wir möchten nur eine ständig fließende Ausgabequelle hervorheben: das Land ist noch längst nicht befriedet. Während die Soldatenzahl anfangs sehr gering war, hat man sie nacheinander bis 1910 auf 2330 und 1911 auf 5600 Köpfe vermehren

müssen. Auch diese Zahl reicht aber noch nicht aus; nach amtlicher Auffassung sind mindestens 8000 Mann erforderlich.

Dieses Gebiet, und natürlich nicht etwa das ganze, sondern seine schlechtesten Teile, wollen uns die Franzosen freundlichst überlassen. Eine höchst begreifliche Bereitwilligkeit. Was wir damit sollen, ist absolut unerfindlich. Frankreich von den Kosten der Verwaltung entbürden; einen Truppenbestand von 8000 Mann dort halten, die sich in Schafhaare kleiden und fette Hunde essen könnten; die überaus kostspieligen Erschließungsarbeiten durch Fiebersumpf und Urwald vornehmen, damit die Privateigentümer aller irgend ausbaufähigen Gebiete, die französischen Gesellschaften mit ihren riesigen Vorrechten, von ihren ständigen Unterbilanzen geheilt werden — wer das als die Aufgabe einer großzügigen deutschen Kolonialpolitik empfinden kann, mit dem haben wir aufrichtiges Mitleid."

Nun ist gar noch angedeutet worden, daß wir selbst eine *solche* „Kompensation" nicht etwa als „Gegenwert" für die politische Preisgabe Marokkos erhalten, sondern dafür noch von unserem eigenen Kolonialbesitz abtreten sollten. Und zwar, wie bezeichnenderweise der französische „Temps" *unwidersprochen* zu melden wußte, neben einigen Strecken in Kamerun die Kolonie *Togo*. „Wir haben", bemerkt dazu das Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft, „dieser Mitteilung des französischen Blattes keine Bedeutung beigemessen, weil wir es für *ausgeschlossen* hielten, daß unsere Regierung *auch nur einen derartigen Gedanken* fassen könne. Nachdem indes ein deutsches Blatt von dem Ansehen und den Beziehungen der ‚Kölnischen Zeitung' die Angabe des ‚Temps' als *im Bereiche der Möglichkeit liegend* erachtet, halten wir uns für verpflichtet, mit aller Entschiedenheit Stellung zu nehmen gegen den bloßen Gedanken einer solchen Abtretung.

Togo ist eine Kolonie, die, wenn auch klein, uns ans Herz gewachsen ist wie kaum eine andere. Sie ist in mühevoller zäher Arbeit und dank ihrer reichen Hilfsmittel ohne erhebliche Kosten von uns entwickelt worden. Wir haben Eisenbahnen an der Küste gebaut und im Innern. Die Verwaltung hat sich unter der vorbildlichen Leitung des Grafen Zech zu einer geradezu musterhaften ausgebildet. Wir haben Schulen gegründet, in denen von Regierungslehrern wie von den Missionen beider Konfessionen christliche und deutsche Gesinnung und Gesittung verbreitet werden. Handwerkerschulen sind entstanden. Eine Landwirtschaftsschule, von dem wirtschaftlichen Ausschusse der Deutschen Kolonialgesellschaft begründet und von der Regierung übernommen, hat als erste in Westafrika dem Baumwollenbau feste Grundlagen gegeben. Die Eingeborenen gehören zu den intelligentesten Westafrikas. Sie haben sich für unsere Bestrebungen empfänglich gezeigt. Sie haben uns schätzen gelernt und sind stolz, unter unserer Flagge zu leben und zu gedeihen ..."

Über eine Woche, stellen die „Berliner Neuesten Nachrichten" fest, sind nun die Kaufleute, Pflanzer und Missionare von Togo und darüber hinaus nicht nur die Kolonialfreunde, sondern alle Deutschen von Verständnis für nationale Imponderabilien in vielleicht nutzlose Aufregung versetzt worden. „Die Regierung hat die Meldung nicht bestritten, sie hat auch die besorgten Anfragen der Kreise, deren Lebenswerk in Frage gestellt wird, *keiner Antwort wert befunden.*

.'. . Wir haben das Spiel um Togo durch den ‚Temps‘ erfahren. Jetzt dürfen die Togoleute (vielleicht) aufatmen. Der ‚Matin‘ erfährt über London, daß von der Preisgabe Togos nicht mehr die Rede sei. Am Eingang ‚Temps‘, am Ausgang ‚Matin‘: fühlt man in der Wilhelmstraße nicht das Würdelose dieser Episode? ... Glaubt sich die Regierung im Besitze eines so großen Kapitals an nationalem Vertrauen, um so vergeuderisch damit umzugehen?“

Aber Frankreich wird uns ja „wirtschaftliche Rechte“ in Marokko „zusichern“? „Was heißt denn das?“ fragen rauh die „Leipz. Neuesten Nachr.“ „Es heißt doch nichts anderes, als daß man die Zirkusrolle des dummen August als angeborenes deutsches Recht für immer in Anspruch nimmt. Alle Berichte zeigen uns, daß wir schon jetzt in Marokko in jeder Weise von den Franzosen schikaniert werden, nicht nur an den Zollstationen, sondern auch bei jedem Versuch, Land zu erwerben; sie zeigen uns, wie es den Franzosen immer wieder gelingt, die deutsche Konkurrenz völlig auszuschalten, unseren Kulturpionieren den Weg zu verlegen, uns selbst das bescheidenste Plätzchen an der Sonne zu rauben. Wo liegt denn in aller Welt das Land, das unter französischer Herrschaft, oder doch unter dem entscheidenden Einfluß Frankreichs stehend, die graue Theorie von der offenen Tür in die goldene Praxis überträgt? Verloren ist unserer Industrie und unserem Handel für ewige Zeiten jeder Fußbreit Landes, auf das Frankreich seine Hand gelegt hat. Wir sind aber ein Volk von sechzig Millionen, die sich in jedem Jahre um eine Million vermehren, wir können in Europa selbst uns nicht mehr ausdehnen, wir müssen hinausgehen, schon weil, wie ein kluger Engländer jüngst schrieb, der innere Druck sonst eine gefährliche politische Überhitzung herbeiführen würde ... Es mag paradox klingen, aber es ist doch unzweifelhaft richtig, daß der gepriesene und vielersehnte Weltfrieden eher gesichert wird, wenn man für die überschäumende Kraft des in den Kessel eingeengten deutschen Volkes ein Ventil schafft, als wenn man diese Kraft dazu zwingt, sich gewaltsam einen Ausweg zu öffnen und zu zerstören, was sie auf ihrem Wege zur Befreiung findet. Jeder anderen Nation ist solch ein Ventil gegeben, ob wir nach Frankreich oder England oder nach dem Osten blicken; überall findet auch der nationale Wille, der immer vorwärts schreitet, niemals aber stille steht, Raum zur schöpferischen Entfaltung. Uns aber läßt man gerade noch das Recht, auf dem Felde fremder Völker als Kulturdünger zu dienen, unsere Söhne hinauszuschicken, damit ihre Kraft unsere jetzigen und künftigen Gegner verstärke, und ihnen dienstbar sei. Das Volk, das uns auf unserem Wege immer und ewig, und auch jetzt, zu hindern sucht, ist das englische Volk — ist dieses sonst so kluge Volk wirklich kurzsichtig genug, nicht zu erkennen, daß die Fortsetzung solches Handelns einen Tag der Abrechnung herbeiführen muß, einen Tag, an dem alles Singen und Klingen verstummen und ungeheure Blutwellen sich in das Meer ergießen werden? Ist es töricht genug, zu meinen, daß Naturgesetze sich meistern, mächtige Völker sich dauernd in die Rolle von Schulbuben drängen lassen? ...

Es wird jetzt viel hin und her gereist, damit die Menschen sich verständigen und der Friede, der liebliche, am Ufer des Baches ruhende Knabe, in seinem Schlummer nicht gestört wird. Wir liefern Austauschprofessoren nach Amerika,

freuen uns des Besuches studierender junger Yankees, senden Arbeiter nach England, Gymnasiasten nach Rom und Paris, laden die Fremden, vor allem die Söhne Old Englands, zu Autofahrten nach Homburg ein und sind an jedem Morgen erstaunt, daß man die Deutschen in der Welt noch immer nicht lieb gewinnt, daß man in uns bald listige Intriganten, bald renommistische Schlagedodrons, bald rücksichtslose Räuber erblickt, die auch jetzt wieder den armen Franzosen einen Teil ihrer wohlverdienten Beute aus den Fingern reißen wollen. Sogar Herr Conan Doyle ist gastlich bei uns aufgenommen worden, und wenn er auch den Frieden nicht völlig gesichert hat, so wird es doch immer Leute geben, die es für den Gipfel aller Staatsweisheit halten, Professoren auszutauschen, Toaste auszubringen, Herrn Conan Doyles Sympathien zu gewinnen, das Denkmal des alten Fritz über den Ozean zu senden, den Römern das Standbild Goethes zu schenken und den Weg der Geschichte mit Rosen zu bestreuen. Solchen historischen Irrtum hat die Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte für Deutschland dauernd bestimmt. Bürgermeister, Journalisten, Arbeiter speisten in England Hammelkoteletts und Roastbeef, Franzosen wurden auf dem deutschen Kaiserschiff empfangen, und wenn ein französischer General oder Staatsmann starb, dann trauerte unsere Seele, wie weiland die Seele Davids um seinen Sohn Absalom. Wenn aber unsere werbende und ach so selbstlose Liebe grob zurückgewiesen wurde, wenn wir für unsere Zärtlichkeiten nur Hohn und Bitterkeit tauschten, dann hielten wir es mit Philine, die zu Wilhelm Meister, als er sie zurückweist, also spricht: ‚Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?‘ Jetzt weilt Prinz Heinrich von Preußen in England. Auf dem Bankett des Automobil Racing Club hielt er eine Rede, um den erfreuten Hörern mitzuteilen, daß die englische Mannschaft den von ihm gestifteten Pokal gewann. Und da rühmte er denn, wie er befriedigt feststellen könne, daß die Fahrt von Homburg die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Völkern in hohem Maße gestärkt habe ... Man hat nicht vernommen, daß ein *englischer* Redner in ähnlichem Sinne geantwortet hat. Man vernahm es auch früher nicht ...

Deutschland braucht Kohlenstationen wie das tägliche Brot: immer steht uns England im Wege. Deutschland braucht bei dem ungeheuren Wachstum seiner Bevölkerung Kolonialland, es braucht für seine hochentwickelte Industrie eine gesicherte Menge von Rohstoff: stets finden wir England als hindernden Block auf unserem Wege ... Jetzt lärmt der Teil der englischen Presse, der die Volksstimmung zugleich darstellt und entscheidend beeinflußt, über Deutschlands heimtückischen Plan, in Agadir zu bleiben und Südmarokko zu schlucken, und indem sie die Pose des selbstlosen Warners annimmt, fordert sie die Entsendung englischer Panzerkreuzer dorthin, wo ein kleines deutsches Schiff die Sicherung deutscher Interessen bewachen soll. Und während wir ... in Philinens selbstloser Liebe erglühen, wird vom Minister bis zum letzten Hausknecht die unlösliche Festigkeit der Entente mit Frankreich betont, wird unseren Gegnern diplomatische Hilfestellung geleistet und durch die Verheißung, daß England im Falle kriegerischer Konflikte nicht untätig zuschauen werde, der Widerstand der Franzosen geweckt und gestärkt.“

Auch Dr. von Schwerin-Obersteinbach weist in der „Kreuzzeitung" nachdrücklich darauf hin, daß die Franzosen schon heute „trotz aller Abmachungen bestrebt sind, durch kleine Schikanen allen anderen Handel, außer dem französischen, im Lande lahm zu legen. Es ist dies auch keineswegs schwierig, und, wenn es geschickt gemacht wird, gar nicht einmal vertragswidrig. Wer die Macht hat, hat auch das Recht. Um den braven Marokkanern zu Gemüte zu führen, wie vorteilhaft es ist, sich mit allem, was Frankreich ist, gut zu stellen, braucht man nur die überall vorkommenden kleinen Übertretungen verschieden zu behandeln. Läßt ein französischer Freund sich etwas zuschulden kommen, so ist es leicht, über dieses Versehen hier und da ohne erhebliche Bestrafung hinwegzukommen. Ist der Verbrecher aber ein Freund der Deutschen oder der Engländer oder sonstiger anderer Handel treibender Völker, so wird auch seine Freundschaft für andere Völker mit bestraft werden, die nicht Franzosen sind. Der Marokkaner wird sehr bald merken, daß er sich besser steht, wenn er den Franzosen freundlich ist, als wenn er ein Freund der Deutschen, Engländer oder Spanier bleibt. Der schönste Handelsvertrag und die schönsten internationalen Akte werden solche Schikanen nicht beseitigen können.

Die mit den Vereinigten Staaten handeltreibenden Kaufleute wissen, daß nicht so sehr die hohen amerikanischen Zölle, als vielmehr die Zollschikanen in den Hafenstädten den Handel erschweren und unmöglich machen.

Wenn wir den Franzosen ganz Marokko als Einflußgebiet überlassen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß wir damit auch Handel- und Gewerbe-, Erz- und Minenkonzessionen aufgeben. Wenn wir Kompensationen verlangen und erhalten, so müssen dieselben schon sehr bedeutend sein, um uns für einen sicheren Verlust Marokkos zu entscheiden. Alle Rechte, die uns etwa für unsern Handel in Marokko gewährt werden sollen, dürften nicht das Stück Papier wert sein, auf welchem sie geschrieben werden.

Wir werden uns auch darüber klar sein müssen, daß, wenn wir Marokko den Franzosen allein oder den Franzosen und Spaniern zusammen überlassen, eine nicht unerhebliche Einbuße an Ansehen in der Welt uns sicher sein wird. Der Verlust der Stellung, die wir uns nicht nur in Marokko, sondern auch in der ganzen islamitischen Welt durch den Besuch des Kaisers in Tanger gemacht haben, wäre die Folge. Auch die bedeutendsten Kompensationen werden sowohl bei den national Denkenden in Deutschland wie bei unseren Feinden im Auslande das Gefühl kaum verwischen, daß wir, wenn auch in verhüllter Form, eine Niederlage erleiden."

Seit der Ankündigung der Rückkehr des Kaisers von seiner Nordlandsreise macht sich in der französischen Presse eine ebenso unheimliche wie aufdringliche Zuversicht auf baldige Beilegung des Marokkohandels breit. Wie sich am Rande versteht und überhaupt und immer in solchen Fällen selbstverständlich und gar nicht anders zu denken ist: auf unsere Kosten. Generalleutnant v. Wrochem (im „Tag") spürt hierin Verbindungen der Geschäftswelt hüben und drüben, deren einflußreiche Finanzgrößen gewiß ein einfaches und naheliegendes Exempel für das Ohr des friedliebenden Herrschers bereit haben: „Unser Nationalvermögen wächst

jährlich um vier Milliarden, d. h. um so viel, als uns der französische Krieg eingebracht hat; das Volk amüsiert sich und wird reich; wozu diesen idyllischen Zustand durch einen rauhen Krieg unterbrechen oder gar aufs Spiel setzen?"

Dieses Exempel aber habe drei Fehler:

„Erstens ist Reichtum ein ganz relativer Begriff, der sich mit Frankreichs Besitznahme von Marokko sofort stark zu unsern Ungunsten verschiebt. Zweitens verschiebt diese Besitznahme noch viel mehr das politische Machtverhältnis zu unsern Ungunsten, und die politische Macht ist für die Weltstellung eines Volkes wichtiger als der Reichtum. Drittens aber, und das ist entscheidend, gibt es noch *Imponderabilien, ideale Begriffe*, ohne deren Hochhaltung ein großes Volk nicht groß bleiben kann. Hierzu gehört vor allem der *Ehrenstandpunkt*. Nach dem Appell an die Furcht, der in der Rede Lloyd Georges in London lag, ist es für Deutschland schlechterdings unmöglich, aus Marokko sich zurückzuziehen, bevor entweder Frankreich und Spanien dasselbe getan haben, oder bevor Deutschland seine dortigen, den französischen vollkommen gleichberechtigten Interessen sichergestellt hat.

Außerdem handelt es sich bei unsern Ansprüchen auf Marokko, welche durch keine Kompensationen außerhalb dieses Landes ersetzt werden können, *lediglich um ein ruhiges Standhalten gegenüber großen Worten, mit denen man uns in London und Paris einschüchtern möchte*. Was wäre denn das Ende eines durch fortgesetzte Drohungen und Beleidigungen unseres Volkes erzwungenen Krieges? Während desselben sähe England den Aufstand und Abfall von Indien, Südafrika und Ägypten. Beim Friedensschluß, den wir in Paris diktieren würden, hätte es durch die bei Niederzwingung unserer Kriegsflotte erlittenen Verluste die Weltherrschaft zur See verloren und hätte diese auf Jahrzehnte an Amerika abzutreten, dem Kanada, Australien u. a. m. willkommene Beute sein würde. Frankreich aber würde nicht nur ganz Marokko und noch einige andere Kolonien verlieren, sondern uns auch das Geld für eine neue Flotte und die Entschädigungen für die während eines Krieges zu befahrenden industriellen und Handelsverluste bezahlen.

Weder Frankreich noch England denken daran, es auf eine Entscheidung durch das Schwert ankommen zu lassen. Sie wissen, daß das ihr Verderben wäre und werden sich davor hüten. *Es kommt nur darauf an, daß wir unverrückt unser Teil an Marokko wollen.* Indem wir nur einfach dort bleiben und möglichst viel Ansiedler dorthin schicken, setzen wir die Franzosen matt. Nur keine Nerven und kein Nachgeben! Es ist deshalb dringend erforderlich, daß sich keine unverantwortlichen Stimmen reicher Geschäftsleute an unsern Kaiser herandrängen, daß vielmehr nur den verantwortlichen Ratgebern das Wort bleibe!"

Wie aber, wenn man drüben mit einer *absoluten*, einer *unbedingten* Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit an „maßgebender Stelle" glaubte rechnen zu dürfen? Wenn man einfach darauf baute, daß Kaiser Wilhelm II. sich lieber zu *allen* nur irgend honetten Zugeständnissen bereit finden ließe, als zum Schwerte griffe?

„Mein Neffe führt keinen Krieg," sagte Onkel Eduard. „Sagt's noch", schreibt Harden in der „Zukunft", „als der Kaiser in Tanger gewesen ist. Er wollte ja gar nicht landen; fragte den Kommandanten des Du Chayla, ob die Landung nicht schwierig sein werde, dann den Geschäftsträger Grafen Chérisey, ob er nichts aus Paris erhalten habe, kein höfliches Wörtchen, das die Möglichkeit schüfe, stumm von der Scherifenküste zu scheiden. Der Mund eines zärtlichen Verwandten spricht das freche Wort: ‚Un valeureux poltron!' Herr Delcassé, der verärgert ist, seit Deutschland sich ihm in den Faschodatagen nicht gegen England gesellen wollte, glaubt solchen Worten und erzählt den Getreusten, der King habe über Hündchen gespöttelt, die zwar bellen, aber nicht beißen und von denen ein Mensch mit gesunden Nerven sich deshalb nicht schrecken lasse. Der Botschafter bleibt mißtrauisch. Noch am achtundzwanzigsten April 1905 schreibt er nach Paris, er könne auf seine Frage, ob zwischen Deutschland und Frankreich ein Mißverständnis schwebe, von der Berliner Regierung, trotz allem Drängen, keine Antwort erhalten. ‚In der Umgebung des Kaisers fehlt es sicher nicht an kriegslustigen Ratgebern, die betonen, daß der Zweibund in der Mandschurei schwer verwundet worden und deshalb die Stunde zum Krieg gegen Frankreich gekommen sei.'

Diesem Glauben hat der Kaiser selbst widersprochen. Zuerst, nach Delcassés Sturz, auf dem Döberitzer Feld zu dem General de Lacroix gesagt, er werde die Republik nicht mehr genieren; dann, im Dezember 1905, zu Frankreichs Militärbevollmächtigtem: ‚In meiner Nähe gibt's keine Kriegspartei. Und wenn's eine gäbe, wäre sie ohnmächtig: denn ich allein entscheide und ich will keinen Krieg. Ich bin dem Herrgott und meinem Volk verpflichtet und würde meinen, diese Pflichten zu verletzen, wenn ich einen Krieg führte. Von mir werden keine Schwierigkeiten kommen. Ich habe auch dem Grafen Tattenbach (Deutschlands Zweitem Delegierten zu der Konferenz von Algeciras) die versöhnlichste Haltung empfohlen.' Der Offizier berichtet's dem General Grafen Gallifet. Der ruft Herrn Tardieu, Botschaftssekretär und Redakteur des ‚Temps', zu sich, gibt ihm den Bericht und bittet, ihn zu veröffentlichen, ‚damit der Kaiser festgelegt sei.' Im ‚Temps', später in Tardieus Buch La conférence d'Algésiras wird der Wortlaut veröffentlicht. In diesem Buch wird auch erwähnt, wie oft der Kaiser gestöhnt habe, daß er der ganzen marokkanischen Sache überdrüssig sei. Er zwingt den Radowitz und Tattenbach die Pflicht zur Nachgiebigkeit auf. Er hilft den Franzosen aus zwei Engpässen bei Casablanca. Er läßt die Herren Etienne und Menier, läßt Herrn Albert Honorius, Fürsten von Monaco und Agenten der Republik, nur Worte friedlicher Freundschaft hören und beteuert in jeder Rede, daß seiner Regentenarbeit höchstes Ziel die Wahrnehmung des Friedens sei. Als im März 1907, im Kasino des sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes (Nancy), Oberst Goepp und General Bailloud (der in Tientsin die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) die Hoffnung auf einen nahen Krieg gegen Deutschland geschürt und die Minister Clemenceau und Piquart den General zwar nach Montpellier versetzt, in der Kammer aber als echten Patrioten gepriesen haben, bleibt Deutschland stumm. Ein französischer General hat in einer durch Korpsbefehl verbreiteten Rede die Zuversicht ausgesprochen, daß Frankreich

die verlorenen Provinzen bald zurückerobern werde; der Ministerpräsident hat in der Kammer erklärt: ‚Mein Herz empfindet ebenso wie das des Generals Bailloud und ich habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich zu einem bestimmten Zweck gegen ein bestimmtes Land Krieg führen werde.‘ Und das Reich Wilhelms des Zweiten nimmt diesen Streich ruhig hin. Als der Herzog von Gramont die Drohrede gegen die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, fand er noch nötig, der Weisheit des deutschen Volkes ein Kompliment zu drechseln. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeschieren, bis zur öffentlichen Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. ‚Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff‘, hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König in Ems dennoch mit Benedetti verhandle, ‚ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen‘, und daß der Hohenzollernprinz der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. ‚Ich hielt die Demütigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen konnten.‘ Die Emser Depesche gab dem Ministerpräsidenten die Möglichkeit, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Siebenunddreißig Jahre danach läßt das Deutsche Reich sich von den Goepp und Bailloud, Picquart und Clemenceau geduldig ohrfeigen. Mit einer Regierung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so deutlich, ohne jede Schonung des Nachbars ausgesprochen hat, verkehrt dieser Nachbar, wenn Selbstachtung ihm Bedürfnis ist, nicht länger freundlich. Wir tun's. Fordern weder Erklärung noch gar Deprekation. Denn wir sind friedliche Leute und erstreben (an der Riviera di Livante sagt's der Kanzler einem römischen Zeitungsschreiber), wir wünschen und wollen nichts anderes als den Frieden. Nützt diese Devotion dem Reich? Staunend sieht Europa, was das Land Bismarcks heute einsteckt; daß es in dem Augenblick, wo öffentliche Bedrohung mit einem Rachekrieg gewagt wird, im Haag seinen Vertreter neben dem Frankreichs sitzen läßt. An diesem Land kann jeder sein Unmütchen kühlen; selbst Italien braucht ihm Drohung nicht zu ersparen. Dem Reich, das so oft zurückgewichen ist, so laut die Nächsten und Fernsten seines friedsamen Sinnes versichert hat, wird von allen Seiten her fromme Nachgiebigkeit zugemutet. In allen Zungen aber sein Kaiser gepriesen. Der trachte nicht nach Eroberung; sei weise und sanften Sinnes. Eduard: ‚Wilhelm befiehlt niemals die Mobilmachung des Heeres.‘ Clemenceau: ‚Guillaume est un pacifiste.‘ Herr Jules Huret erzählt im Figaro, er habe in Potsdam gehört, das wahre Wesen des Kaisers sei ängstliche Schüchternheit und er wünsche, als Wilhelm der Friedliche in der Geschichte zu leben; wer ihn für einen gierig nach Lorbeer ausspähenden Soldaten halte, habe ihn nie erkannt.

Wir spüren die Wirkung solcher Rede am Leib des Reiches. Vor sieben Jahren wurde die Rückkehr des Kaisers von Deutschlands Feinden gefürchtet; jetzt ward sie von ihnen ersehnt. Wilhelm, hieß es in den größten Pariser Blättern, ‚ist unser Freund. Will keinen Konflikt, keinen Hader mit Frankreich. Hat, auch vor Franzosen, gesagt, daß er die marokkanische Sache satt habe, und den Reisegefährten verboten, vor seinem Ohr das Thema zu berühren. Warum verlegen sie drüben ihre paar kümmerlichen Aktionen denn immer in die Zeit seiner Seereisen? Weil sie wissen, daß er Händel nicht will, unangenehme Dinge gern abwehrt und, wie seine Leute zu flüstern pflegen, Sonne braucht. Deshalb mußte die bosnische, muß jetzt die marokkanische Geschichte im Hochsommer erledigt werden. Wenn er den Bluff des Herrn von Kiderlen unterstützen wollte, wäre er zu Haus geblieben; hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, einen franko-britischen Angriff in Norwegens Fjorden zu erfahren. Er ist gereist, um der Welt zu zeigen, daß ihn der ganze Handel nicht wichtig dünke. Und wird nach der Rückkehr bald Ruhe stiften. Daß mit seiner Zustimmung uns schroff begegnet, dreiste Forderung zugemutet werde, ist undenkbar.‘ Im Temps beklagt Tardieu, daß der als friedlich erwiesene Wille des Kaisers sich gegen die Zanksucht der Wilhelmstraße nicht immer durchsetzen könne und, nach dreiundzwanzigjähriger Regierung, deshalb kein rechtes Behagen aufkomme. Im Matin wird erzählt, Wilhelm sehe die Panther-Politik aus unfrohem Auge. In der Opinion, einer sonst ernsthaften, klug geleiteten Wochenzeitung, wird Wilhelm als Raubtierbändiger vorgeführt, der auf den Brettern der music-hall zuerst zwar die Peitsche laut knallen, rasch aber den Vorhang fallen läßt, als die franko-britische Truppe die Bühne betritt. In der Oper, ruft er, habe ich mehr Erfolg; und Herr Leoncavallo fragt ihn, ob man nicht wieder den Bajazzo aufs Repertoire setzen solle. So weit sind wir.

Aus den Fjordstädten kam nur die Meldung, daß der Kaiser Spaziergänge gemacht, gepredigt, Damen und Herren eingeladen habe und an Bord alles wohl sei. Kein Wort über Politik, nicht eins, das ahnen ließ, wie die Agadirias mit ihren Folgen auf Wilhelms Gemüt wirke. Keins? Als bekannt geworden war, daß die Firma Bethmann-Kiderlen von der Forderung marokkanischen Gebietes gewichen sei und sich mit irgendwelchen papiernen ‚Kompensationen‘ begnügen wolle, lasen wir eine Depesche, die der Kaiser aus Bergen an den Generaldirektor Ballin geschickt hatte. ‚Dampfer Cincinnati der Hamburg-Amerika-Linie, Kapitän Schilke, verließ soeben Hafen von Bergen, indem er um die vor Anker liegende Yacht Hohenzollern herumdampfte. Zwischen beiden Schiffen war nur ein Abstand von hundertfünfzig Metern; eben so viel zwischen Cincinnati und Land. Das Schiff drehte tadellos; fast auf der Stelle. Ich habe dem Kapitän durch Signal ‚Bravo! Vorzügliches Manöver!‘ meine Bewunderung und Anerkennung ausgesprochen. Durch dieses hervorragende Manöver hat Kapitän Schilke bei allen Zuschauern, bei uns an Bord und vor allem bei den Norwegern an Land, das Ansehen der Hamburg-Amerika-Linie in das hellste Licht gesetzt. Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen dies mitzuteilen. Wilhelm. I. R.‘ Hunderttausend Köpfe wurden geschüttelt. Während das Deutsche Reich in einen Ehrenhandel

verwickelt ist, dessen Ausgang über seine nächste Zukunft entscheiden muß, während es von englischen Ministern und französischen Schreibern beschimpft und der Schlaf mancher deutschen Mutter durch die Bangnis gestört wird, ihren Jungen aufs Schlachtfeld schicken zu müssen, hat der Imperator und Rex, der Kriegsherr, Zeit und Lust zu solchem Hymnus über ein gelungenes Schiffsmanöver?.. Daß die Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie ‚tadellos' drehen können, darf man doch wohl verlangen. An allen Biergartentischen kam solcher Ausdruck ärgerlichen Staunens von schwitzenden Lippen ...

Vierundzwanzig Stunden nach der Veröffentlichung der Depesche landet der Kaiser in Swinemünde. Seit die Panther-Note den Mächten überreicht ward, hat er seinen Kanzler nicht gesehen; vier Wochen lang. Sieht ihn auch nach der Heimkehr auf deutschen Boden noch nicht. Erst am nächsten Mittag darf Herr von Bethmann hinfahren; und den Leiter des Auswärtigen Amtes mitbringen. Auf dem Bahnhof heißt's, wie einst im Haus des Oberstkämmerers Polonius: An Bord! An Bord! S. M. hat sich bei Frau Staudt, der Witwe des Handelskönigs von Argentinien, in Heringsdorf zum Tee angesagt, und Ihr dürft ihn begleiten. Ankunft auf der Hohenzollern: 4[45]. Abfahrt nach Heringsdorf: 5[5]. Fahrtdauer: achtzehn Minuten. Rückkehr: 7[50]. Dann Diner mit Gästen und Gefolge. Ob morgens die Exzellenzen vor oder nach der Sonntagspredigt zu gemeinsamem Vortrag empfangen wurden, erfuhren wir nicht; nur, ‚daß sich in allen Punkten volle Übereinstimmung ergab.' Die festzustellen, war's immer noch früh genug. Und an die ambulatorische Behandlung der Reichsgeschäfte sind wir längst ja gewöhnt. Ein Kriegsminister, der solchen Reisevortrag, weil's seinem Allerhöchsten Herrn just an Muße fehle, unterbrechen sollte, hat an die Tatsache zu erinnern gewagt, daß die Hohenzollern für die Angelegenheiten ihres Heeres stets Zeit gefunden haben; er durfte den Vortrag beenden; bald aber, procul negotiis, sich auf seinem Gut ausruhen. ‚Wat sall Einer dorbi daun?' Wer den Wandel des Kanzleramtes noch nicht erkannt hat, stelle sich vor, Bismarck sei, in einer Zeit internationaler Hochspannung, an die Ostsee gerufen, vom Bahnhof recta in die Teegesellschaft einer reichen Kaufmannsfrau, von dort an die Hoftafel spediert und erst zwanzig Stunden nach der Ankunft zum Vortrag zugelassen worden. Johannens Ottochen wäre explodiert; oder hätte noch in der Kabine sein Abschiedsgesuch geschrieben. Die frommen Fridoline von heute bitten den lieben Gott, sie recht lange dem Amt zu erhalten, dem sie sich unentbehrlich dünken, und sind selig, wenn ihr Auge die Sonne anblinzeln darf. Den Franzosen und Briten aber scheint der Gestus von Swinemünde weislich vorbedacht. Wird die Teewirtin zur Allegorie milder Friedensliebe. Der Kaiser, denken (und sprechen) sie, will der Welt zeigen, daß Agadir dem Brennpunkt seines Willens so fern ist wie dem Fallreep seiner Yacht; daß er die Sache unbeträchtlich, ihre Erörterung nicht eilig findet; daß er nicht daran denkt, daraus eine Haupt- und Staatsaktion zu machen, die in kriegerische Abrechnung mit den Westmächten drängen könnte.

Wollte Wilhelm so verstanden sein? Dann wär's besser gewesen, seines Willens Meinung früher zu offenbaren. Viel besser, schon in der Panther-Note zu sagen: Das Kriegsschiff soll gefährdete deutsche Menschen und Güter schützen,

nicht etwa unserem Wunsch, ein franko-deutsches Kolonialabkommen zu ermöglichen, schnelle Erfüllung sichern. Dann wäre dem Reich neuer Schimpf, dem Kaiser ein Lob, das ihn anekeln muß, erspart geblieben. Jetzt ist's zu spät. Der Feldherr, der die Fahne des Vaterlandes über die Mauer einer feindlichen Festung werfen hieß, hat nicht mehr die Freiheit zur Wahl..."

Und in dem selben Hefte der „Zukunft" schreibt der Graf von Preysing auf Schloß Moos, Erblicher Reichsrat der bayrischen Krone, einen Artikel „Ems-Agadir":

„Das deutsche Volk, dessen Urteil durch diplomatische Subtilitäten nicht beengt wird, weiß, daß wir nicht nach Agadir gegangen sind, um angeblich durch Berber bedrohte Interessen zu schützen. Weiß, daß die Entsendung des an sich gänzlich unwirksamen Schiffes nichts anderes sein soll als das weithin verständliche Zeichen, daß die Großmacht Deutschland mit der Entwicklung der Dinge in Marokko unzufrieden ist und für sich einen reichlich bemessenen Platz an der Sonne, in Marokko oder anderswo, beansprucht. In diesem Sinn ist in der deutschen Presse Herrn von Kiderlen das Vertrauen ausgesprochen worden, daß er die Angelegenheit zu gutem Ende führen werde; ein Vertrauen, das den Staatssekretär ehrt, ihn aber ungebührlich belastet, denn diese Frage ist letzten Endes eine Machtfrage; und Herr von Kiderlen kann ein zweiter Bismarck sein: über Krieg und Frieden gebietet er nicht.

Das muß in diesem ernsten Moment festgestellt werden; es handelt sich nicht darum, ob Herr von Kiderlen Herrn Cambon, ob Herr von Schoen Herrn de Selves gewachsen ist, sondern in erster Linie um die Frage: ‚Hat das Vorgehen Kiderlens die volle und rückhaltlose Zustimmung des Kaisers und ist der Kaiser eventuell bereit, die Ansprüche Deutschlands mit dem Schwert zu verfechten, wenn auf dem Wege der Verhandlungen ein voller Erfolg nicht zu erzielen wäre?'

In der durch traditionelle Beziehungen dem französischen Auswärtigen Amt nahestehenden ‚Indépendance Belge' wurde schon am neunten Juli Herr v. Kiderlen daran erinnert, daß er, der sich auf die bismärckischen Traditionen berufe, nicht in der selben Lage sei wie Bismarck. Agadir sei nicht Ems. Bismarck, der den Krieg wollte, habe die Mittel gehabt, das deutsche Volk und seinen König in einen Krieg hineinzuziehen. Für Herrn von Kiderlen sei die Lage lange nicht so günstig. (M. Kiderlen-Waechter se réclame des théories bismarckiennes. Soit. Mais Agadir n'est pas Ems. Bismarck voulait la guerre, il avait les moyens nécessaires pour y entrainer et son roi et le peuple allemand. Pour M. Kiderlen, la situation est loin d'être la même.)

Warum soll die Situation für Herrn Kiderlen nicht dieselbe sein? Das deutsche Volk? Ein Wink des Kaisers genügt, damit in eiserner Ruhe die Mobilmachung vollzogen wird und acht Tage darauf die französischen Sperrforts durchbrochen sind.

Der Greis, der uns 66 und 70 zum Sieg führte, war kein Draufgänger. Ihm stand das Wägen näher als das Wagen. Aber er hatte eine Eigenschaft, die die wesentlichste Vorbedingung für Bismarcks Erfolge war und blieb. War er einmal, sehr gegen seinen Willen, durch Bismarck in eine Situation gebracht, die einen ehrenhaften Rückzug nicht mehr ermöglichte (Emser Depesche), dann wich und wankte er nicht und faßte die Angelegenheit als einen vom Schicksal

gegebenen militärischen Dienstauftrag auf, den er, komme was da wolle, durchzuführen habe. Er fühlte sich am preußischen Portepee gefaßt.

Wilhelm der Zweite? In Frankreich glaubt man, insbesondere seit den Tagen von Algeciras und Casablanca, daß man uns alles bieten könne und daß, nach den Worten der Deutschen Tageszeitung, deren royalistisch-loyale Gesinnung wohl nicht angezweifelt wird, ‚insbesondere der Deutsche Kaiser es zu einem kriegerischen Konflikt unter keinen Umständen kommen lassen werde; ja, daß er, wo er auch nur entfernt an seine Möglichkeit glaube, keine andere Rücksicht kenne als die, diese Möglichkeit auszuschalten.“

Das Verhalten des Kaisers in den letzten vier Wochen habe einer solchen Auffassung leider kein Dementi gegeben. Der Ernst der Situation gebiete, es zu sagen.

Während die deutsche Geste vor Agadir die Staatskanzleien Europas ernstlich beschäftigte und man sich in England, Frankreich und Deutschland mit der Möglichkeit eines bewaffneten Konfliktes vertraut machte, habe sich der Deutsche Kaiser im Dienst des Sports und Vergnügens in fremden Gewässern aufgehalten: „Die Nachricht, daß der König von England, im Hinblick auf die internationale Lage, in London (33 Grad Celsius) bleibe, daß das nach Norwegen bestimmte Geschwader in Plymouth konzentriert werde, hat ihn in einem norwegischen Fjord getroffen. Der große Wendepunkt in der Haltung Englands, der mit der Rede Lloyd Georges einsetzte, wurde in zeitlichem Zusammenhang mit der Meldung, das von Seiner Majestät bei einem Matrosen-Wettrudern gesteuerte Boot habe mit drei Längen gesiegt, in der Presse erörtert.

So ist es vielleicht kein Wunder, wenn man wagt, in der ‚Indépendance Belge‘ die unter anderen Umständen aufreizende Frage an Herrn von Kiderlen zu richten: ‚Wenn Agadir uns in keinem Fall in einen Krieg verwickeln kann, muß man dann nicht für den deutschen Minister fürchten, daß Agadir lediglich eine neue Reise nach Tanger bleibt?‘

Als Cambon zur ersten Verhandlung das Kabinett Kiderlens betrat, wußte er nichts von den Forderungen des deutschen Ministers; aber er wußte: der Deutsche Kaiser hat sich zwei Tage nach der Notifizierung der Abfahrt des ‚Panther‘ an die Mächte zu einer Vergnügungsreise ins Ausland begeben. Und er folgerte vielleicht daraus, daß Seine Majestät das nur gewagt haben könne, wenn sie über die Tragweite des deutschen Vorgehens nicht unterrichtet oder entschlossen sei, jede ernste Schwierigkeit, sobald sie einen bewaffneten Konflikt herbeiführen könnte, aus dem Weg zu räumen. Denn in der Zeit des Angriffes vor erfolgter Kriegserklärung (Port Arthur) kann ein Monarch eine Reise in fremde Gewässer nur wagen, wenn er die Bedeutung einer Angelegenheit wie der von Agadir gering schätzt oder entschlossen ist, es unter gar keinen Umständen zum Äußersten kommen zu lassen.

So war von vornherein der französische Botschafter in einer günstigen Position. Selbst für den schlimmsten Fall hatte er die Gewißheit, daß kein entscheidender Schritt Deutschlands vor der Rückkehr des Kaisers getan werde, ihm also Zeit bleibe, den diplomatischen Widerstand zu organisieren und das englische Kabinett in die Bahnen Eduards des Siebenten zurückzulenken. (So ist's ja auch gekommen.)

für den schlimmsten Fall. Ist er Optimist, so hat er sich vielleicht gesagt: ‚Die Kaiserreise beweist den Mangel tiefer Übereinstimmung zwischen Kaiser und Staatssekretär, und wie sich einst der Fall Casablanca in Wohlgefallen auflöste, nachdem der Kaiser von der Hirschjagd in Eckhartsau zurückgekehrt war, so wird sich auch Agadir nach einigem Hin und Her zu unseren Gunsten erledigen, wenn erst die Beendung der Nordlandreise dem Kaiser die nötige Muße gibt, sich mit dieser Frage gründlicher zu beschäftigen.‘

Das ist, leider, die Situation, in der Herr Cambon bisher Herrn von Kiderlen gegenüber war.

Wird Herrn von Kiderlen möglich sein, Herrn Cambon und der ganzen Welt glaubhaft zu machen, daß, wie der Großvater, der Enkel sich am preußischen Portepee fassen ließ? Diese Möglichkeit hatte er bisher nicht.

Wie dumpfer Druck lasten auf der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches und hängen wie ein Bleigewicht an den Unternehmungen unserer Diplomatie die traurigen Verhältnisse, die den Fürsten Bülow zwangen, sich vor dem Deutschen Reichstag (man kann sich da viel erlauben) mit den unglückseligen Worten zu salvieren: ‚Soll ich etwa Marokkos wegen Krieg anfangen?‘ Die europäischen Kabinette sagen sich seitdem: ‚Wenn ein Nachfolger des Mannes, der nach den nicht verharschten Wunden des Jahres 66 bereit war, wegen einer Lappalie (nach heutigen Begriffen), der Luxemburger Frage, das Schwert zu ziehen, wegen Marokkos, dieses zweiten Ägyptens, nicht nur keinen Krieg führt, sondern schon den Gedanken daran als lächerlichste Torheit hinstellt, dann führt Deutschland überhaupt keinen Krieg; denn solange es auf jede Erweiterung seines Besitzstandes verzichtet, wird es von keiner Seite angegriffen.‘

In der deutschen Presse sieht man den Ereignissen mit anerkennenswertem Mut entgegen; man erklärt mit Recht, daß Kompensationen am Tschad-See und in ähnlichen Gebieten, wo Längs- und Breitegrade noch als Demarkationslinien dienen und einige hundert Quadratmeilen Besitz mehr oder weniger keine Bedeutung haben, dem deutschen Drang an die Sonne nicht genügen können. Sehr schön. Agadir ist aber keine Frage, oder darf wenigstens keine sein, deren Beantwortung nur von der Geschicklichkeit unserer Diplomatie abhängt. Frankreich und England werden der deutschen Geschicklichkeit nichts konzedieren; sollte es zu einer Konferenz kommen, auch keine andere Macht (Österreich eingeschlossen); alle werden nur die eine Frage stellen: ‚Führt Deutschland für Marokko einen Krieg?‘ Diese Frage beantworten, heißt, auch der anderen Antwort finden: ‚Ist Agadir eine neue Reise nach Tanger?‘

Führt Deutschland Marokkos wegen einen Krieg? Ob diese Frage in bejahendem (wenn auch bedingtem) Sinn beantwortet wird: das wird von der Haltung der deutschen Presse und der deutschen Regierung, an deren Spitze der Kaiser steht, abhängen. Österreich konnte die Annexion Bosniens (ein Nichts im Vergleich zu dem, was das deutsche Volk jetzt erwartet) England und Rußland erst akzeptabel machen, als Tausende von Reservisten zu den Fahnen eingezogen waren.

Sollte Agadir eine neue Reise nach Tanger werden, so wird die Stimmung der deutschen Patrioten sich dumpfer Resignation so sehr nähern, daß selbst der an-

gekündete Sturm der Entrüstung ausbleiben wird, und daß ein anderer Bismarck in die Lage kommen würde, dem Kaiser die Worte zu zitieren:

‚Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte.
Hier fiel ein König, — aber nicht im Streit.'"

Das ist eine Sprache, wie wir sie — und dazu aus solchem Munde — noch nicht gewohnt sind. Aber auch sie wurde übertönt von dem vielbesprochenen Artikel der „Post", der schon als kulturpolitisches Dokument nicht übergangen werden darf. Da heißt es u. a.: „O wäre uns dieser Augenblick erspart geblieben, dieser Augenblick unsäglicher Schande, tiefer nationaler Schmach, viel schlimmer als die von Olmütz! ...

Die Gerüchte einer inneren Krise bei uns werden heute dementiert oder wenigstens abgeschwächt. ... Kiderlen hat halbamtlich erklären lassen, daß die verantwortliche Leitung der Reichsregierung die Frage der französischen Machterweiterung durch die Besitznahme Marokkos als eine europäische Frage betrachte, als eine Frage, entscheidend für das europäische Mächteverhältnis und somit als eine Machtfrage, die in Europa zur Entscheidung kommt, heute so gut wie in Zukunft, wenn erst die Franzosen die unendlichen wirtschaftlichen und militärischen Hilfskräfte Nordafrikas organisiert haben, und er hat damit die Taktik der Reichsregierung auf einer Tatsache festgelegt, an der kein Mensch mit gesundem Verstand zweifeln kann, und der gegenüber man nur die Wahl hat, den Kopf in den Sand zu stecken oder der harten Wirklichkeit hart ins Auge zu sehen. Er hat wiederholt erklärt, daß die Kompensationen politischen Charakters sein müßten, und daß sie imstande sein müßten, jener ungeheuren politischen Machtsteigerung ein Gegengewicht gegenüberzustellen. Wir brauchen nicht zu wiederholen, daß man in nationalen Kreisen bereits die Bewegung der Kompensationen außerhalb Marokkos als Schwäche und Rückzug angesehen hat. Das ist eine Frage, die heute nicht zur Erörterung steht. Heute handelt es sich darum, festzustellen, daß Kiderlen ... als anständiger und seiner Verantwortung bewußter Mann in einer entscheidenden europäischen Machtfrage als Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes nicht zurückweichen kann, ohne seine eigene Person zu opfern. Ebenso der Reichskanzler. Auf einen Rücktritt ist also mit absoluter Sicherheit zu rechnen, wenn nicht heute oder morgen, so nach Abschluß der Verhandlungen.

Wir sind also völlig auf dem Rückzuge. Unsere schärfsten Gegner, ‚Matin', ‚Times', sind mit uns höchst zufrieden, was immer ein sicherer Beweis ist, daß wir eine ungeheure Dummheit begangen oder einer ungeheuren Schwäche uns schuldig gemacht haben. ... Die Franzosen geben nicht nach, also haben wir nachgegeben. Einfache Logik, nicht wahr? Und eine neue Strophe im alten Lied. Von Kompensationen, von Abtretung größerer Stücke des französischen Kolonialgebietes ist keine Rede mehr. Höchstens kleine Grenzberechtigungen an den Grenzen Kameruns, hinten fern im Tschadseegebiet, will man vorläufig gewähren. Vorläufig! Und ganz unverbindlich. Die deutschen Forderungen gelten heute noch als unannehmbar, und die ‚Agence Havas' glaubt vor allzu großem Optimismus warnen zu müssen, da die ‚deutschen Ansprüche noch immer

übermäßig' seien. Das ist natürlich nur ein Schreckschuß, d. h. eine zweifellos richtige Spekulation auf unsere Tapferkeit. Man weiß ja, daß wir auch hier nachgeben, wenn Frankreich nur festbleibt, und daß wir nachgeben werden unter allen Umständen. Wir fordern heute vielleicht noch ein großes Trinkgeld, wir werden, wenn man uns das nicht gibt, ein kleines Trinkgeld fordern, und wenn wir das nicht bekommen, dann werden wir schließlich auch so zufrieden sein. Das weiß man, und danach behandelt man uns....

Man braucht nicht einmal dreißig Silbergroschen, damit wir unsere nationale Sicherheit und unsere Zukunft verkaufen, denn unser Wesen ist Furcht und Charakterschwäche, ist Feigheit. ... Und so wird die Agadirfahrt so kläglich enden, daß man ihr höchstens ein Ereignis der preußischen Geschichte gegenüberstellt, nämlich das Verhalten Preußens im Jahre 1805. ... Was ist mit den Hohenzollern geschehen, aus denen einst ein Großer Kurfürst, ein Friedrich Wilhelm I., ein Friedrich der Große, ein Kaiser Wilhelm I. hervorgegangen ist? Der Kaiser soll die stärkste Stütze der englischen und französischen Politik sein, eine Stütze, viel stärker als fünfzig französische Divisionen? Er soll die Hoffnung Frankreichs sein? Noch vermögen wir es nicht, wollen wir es nicht glauben. Noch wollen wir es nicht glauben, was die französischen und englischen Zeitungen schon seit Wochen erzählen: wartet nur ab, bis euer Kaiser zurückkommt, dann wird zum Rückzug geblasen, dann wird Deutschland nachgeben. Brandenburg starb am gebrochenen Herzen. Wir trösten uns mit ästhetischen Teekränzchen, Diners, Soupers, Reisen, Besichtigungen, Feiern aller möglichen Art über die Schmach des Vaterlandes."

Leider, klagt der „Reichsbote", lauten die Auslassungen der gesamten alldeutschen Presse ähnlich, wenn sie auch maßvoller im Tone seien: „Wenn man dann die Sensationsmeldung der Nationalzeitung vom Tage zuvor dagegenhält, die auch den Staatssekretär von Kiderlen zum Mittelpunkte hatte, ‚der lieber seine eigene Person opfern werde als die Interessen Deutschlands', so wird man einen gewissen Zusammenhang in allen diesen Kundgebungen erkennen, der zu denken gibt. Es müssen doch hinter den Kulissen wieder allerhand Quertreibereien und Intrigen am Werke sein, die allerdings nach den Interessen des Vaterlandes nicht das mindeste fragen, sondern nur rein persönliche Ziele verfolgen."

Schon möglich, sogar sehr wahrscheinlich. Aber ein noch so energisches Dementi — es gab welche, die von einem „Fußtritt" sprachen — in der „Norddeutschen Allgemeinen" kann die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Stimmung in weitesten Kreisen eine tief pessimistische ist. „Bismarck", schreibt die „Tägl. Rundschau", „hat sich auch nicht gern in die Karten sehen lassen von jedem Zeitungsschreiberlein und hat, was man so öffentliche Meinung nennt, in seines Herzens Tiefen mehr verachtet als geschätzt, genau wie jeder ganze Kerl. Aber er hat gewußt, daß ein Staatsmann, der die öffentliche Meinung nicht sorgfältig bedenkt, ein Segler wäre, der sich nicht um den Wind kümmern will. Und er hat es ausgezeichnet verstanden und sich sehr angelegen sein lassen, die öffentliche Meinung durch die einzigen, die an sie herankommen, durch die verdammten Zeitungsschreiber, zu beeinflussen, zu lenken, zu orientieren, ihre Erwartungen nach gewissen Zielen zu richten und Enttäuschungen bedenklicher Art vorzubeugen. Von all diesen wichtigen

Künsten der Behandlung von Presse und öffentlicher Meinung hat die Regierung seit Wochen und Monaten nicht das Leiseste spüren lassen. Selten hat sie beide bis zu diesem Grade im Dunkeln über ihre Absichten tappen lassen. Nur dem Namen Kiderlen-Wächters hatte sie es zu verdanken, daß man ihr trotzdem einen so starken moralischen Kredit für ihre äußere Politik gewährte, wie es fast von allen Seiten geschah. Heute — das muß gesagt werden — ist dieser Kredit so gut wie aufgebraucht. Wenn die Regierung nicht bald ein greifbares Ergebnis ihrer Marokkopolitik, ein Ergebnis von wesentlichem Gewicht wird aufweisen können, so wird ein ganz bösartiger Fehlbetrag entstehen. Solche Schärfen, wie sie in dem von der ‚Norddeutschen' heute niedergedonnerten ‚Post'-Artikel enthalten sind, mögen bedauerlich und zu verurteilen sein. Aber zweifellos hat die Schweigetaktik der Regierung die Stimmung eines geradezu verzweifelten Mißtrauens vieler geschaffen, aus der solches Bedauerliche entsteht. Auch die neueste, nach langer Weile erste Mitteilung über den Stand der Dinge, die ‚Annäherungsmeldung', die Erzählung von der ‚grundsätzlichen' Einigung gibt für ein Urteil nicht den leisesten Anhalt, für eine beruhigende Einwirkung auf die beunruhigte Öffentlichkeit nicht die leiseste Möglichkeit. ... Kann die Regierung wirklich verlangen, daß die öffentliche Meinung des nationalen Deutschland von etwas anderem als vom tiefsten Mißtrauen, von der höchsten Beunruhigung erfüllt sein soll, wenn von der deutschen Seite durch viele Wochen ein starres Schweigen über die Verhandlungen gewahrt wird, während die feindliche Presse täglich und stündlich neue, oft ungeheuerlich klingende, aber niemals widersprochene Mitteilungen über deren Verlauf und Inhalt in die Welt setzen darf? — Kann man sich da wirklich noch über irgendeinen noch so krassen Ausdruck des verzweifeltsten Pessimismus wundern? Was soll man davon denken, wenn jetzt, in der Stunde nach der Meldung über die ‚Annäherung', abermals die Londoner und Pariser Presse, abermals unwidersprochen, meldet, daß diese Annäherung darin bestehe, daß die deutsche Regierung selbst von Forderungen, welche durch das übereinstimmende Urteil der nationalen Presse, der nationalen Organisationen, aller derer und alles dessen, wodurch sich Wunsch und Wille der Nation äußert, schon als ungenügend und demütigend gebrandmarkt waren, — daß unsere Regierung selbst von diesen allzu geringen Forderungen noch zurückgewichen sei. ...

Die Nation hat die Fühlung mit der Regierung verloren. Nur die Regierung kann sie wieder herstellen, nur durch eines: durch die klare Mitteilung über das, was sie im geheimen erwirkt hat. Offenbar will sie mit dieser Mitteilung erst hervortreten, wenn eine unabänderliche Tatsache geschaffen ist. Es wird eine Stunde sein von einer Schicksalsschwere, wie sie in Zeiträumen von Jahrzehnten nur wiederkehrt."

Die „Deutsche Tageszeitung" hat schon recht, wenn sie als den stürmischen Wunsch und Willen des deutschen Volkes den ausspricht, „daß das Deutsche Reich endlich einmal in einer auswärtigen großen Frage den Erfolg erreiche, der seiner Kraft, seinen Bedürfnissen und seiner Stellung unter den Völkern entspricht. Man muß weit zurückdenken, um sich eines

solchen Erfolges zu erinnern, und der größte Teil der jetzt lebenden Generation kennt wirkliche Erfolge des Deutschen Reiches nach außen nur aus Büchern, während die persönliche Erinnerung voll ist von mattem Wollen und halbem Vollbringen. Das einzige Mal, wo ein Erfolg in neuerer Zeit vorhanden war, da hat Deutschland ihn nicht für sich, sondern für Österreich-Ungarn errungen. Daß es auch für uns ein solcher sei, ist ohne Unterlaß verkündet worden; aber wir haben noch nichts davon bemerkt (Sehr richtig! D. T.). Hat man fortdauernd behauptet, die Stellung des Deutschen Reichs sei durch sein Verhalten in der bosnischen Frage auf einmal ganz gewaltig in der Welt gewachsen, denn man habe gesehen, daß es nicht zögerte, sein Schwert in die Wagschale zu werfen — so bemerken wir heute wahrhaftig nichts von dieser Mehrung des Ansehens. Im Gegenteil: es kann sich wohl niemand dem Eindruck entziehen, daß das gesamte Ausland, insonderheit England und Frankreich, mit voller Sicherheit auf deutsches Zurückweichen und Nachgeben rechnet. Läge dieser Gedanke nicht allem zugrunde, so wäre ein Hinziehen der Verhandlung ohne Ergebnis, jetzt bereits bis in die fünfte Woche hinein, ausgeschlossen. Die maßgebenden Personen in Deutschland mögen bedenken, daß sie den größten und besten Teil des deutschen Volkes diesmal geschlossen für eine energische und vor keinen durch die Frage gegebenen Konsequenzen zurückschreckende Politik hinter sich haben."

Während Frankreich sich ein großes nordafrikanisches Kolonialreich ausbauen darf, soll uns der Gedanke an ein äquatoriales fest verrammelt werden! „Was nützen uns also", fragt die „Rhein.-Westf. Ztg.", „die schönen papiernen Freundschaftsversicherungen des österreichischen Thronfolgers in der Wiener ‚Reichspost', zumal im Vergleich zu unserer ‚Nibelungentreue' gegen Österreich? Wie es aber auch in Zukunft selbst um die Achtung unserer wirtschaftlichen Interessen in Marokko bestellt sein wird, darauf läßt dessen bisherige Willkür gegen die deutschen Interessen wie auch die neuesten Ränke des französischen Konsuls in Mogador schließen, der den Kaids von Agadir französische Orden verspricht, falls sie dem deutschen Vorgehen entgegenarbeiten, obgleich der ganze Sus dem in französischem Auftrag handelnden Kaid Mtuggi, als er seinen Besuch im Namen des Sultans ankündigte, melden ließ, weder er noch die Franzosen würden ohne Kampf den Sus betreten. Ganz begreiflich, daß bei solchen Aussichten in Marokko interessierte Hamburger und Remscheider Großhandelshäuser bei der Reichsregierung eindringliche Vorstellungen gegen eine Preisgabe Marokkos und gegen einen Verzicht des Deutschen Reiches auf Besetzung eines Hafens an der marokkanischen Küste erhoben haben. Diese gegensätzliche Haltung des Hamburger Großhandels zu der der ‚Hamburger Nachrichten' stellt den Einfluß dieses Pseudo-‚Bismarck-Organs' an seinem Platze übrigens in ein klägliches Licht.

Vergebens werden diese Vorstellungen sein. Ist doch die deutsch-französische Verständigung bereits so weit im Gange, daß sowohl der französische Ministerpräsident Caillaux eine Ferienreise als auch der Leiter der britischen auswärtigen Politik, Sir Edward Grey und seine rechte Hand, Nicolson, einen sechswöchigen Urlaub antreten können. Das deutsche Volk aber bleibt weiter im unklaren, obgleich in diesen Tagen um seine Zukunft für lange Zeit hinaus verhandelt wird."

Es ist der „Schrei nach dem Reichstag“ laut geworden. „Die Ewig-Träumenden!“ bemerken dazu die „Leipz. Neuesten Nachr.“: „Sie haben nichts gelernt in den Tagen von Samoa, damals, als man den temperamentvollen Lehr im Stiche ließ und der lange Möller die Stimme des Volkes aus heiserer Kehle ertönen ließ, sie haben aus dem chinesischen Abenteuer nichts gelernt, wie vorher nicht in all den Zeiten, als wir, nach Bismarcks Ausdruck, ‚die Begehrlichkeit unserer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigerten‘. Wir haben Tanger, Casablanca, Algeciras, die Einkreisung Deutschlands, den Abschluß der gegen uns geschlossenen Ententen und Bündnisse durchlebt, haben aus dem Munde französischer Generale und Minister die schwersten Herausforderungen vernommen, sind gedemütigt und beleidigt worden, wo immer wir uns regten, und der Reichstag hat nur die müde Rolle des antiken Chors gespielt, der den Ereignissen auf der Bühne der Welt mit philosophischer Betrachtung folgt. Was der Chor in der ‚Braut von Messina‘ in demütiger Resignation ausspricht, das hat stets für den Deutschen Reichstag gepaßt, dieses Wort, das er den streitenden Fürsten zuruft: ‚Laßt es genug sein und endet die Fehde, oder gefällt's euch, so setzet sie fort. Was euch genehm ist, das ist mir gerecht, ihr seid die Herrscher, und ich bin der Knecht.‘“

Ist es wohl denkbar, daß in unserem deutschen „Militär-Wochenblatt“ Artikel erscheinen könnten wie der folgende aus der „France militaire“, dem Blatte des Kriegsministers Messimy, das die Erlasse des französischen Kriegsministeriums als regelmäßige Beilage („Bulletin militaire“) bringt und eine Verbindung von „Militär-Wochenblatt“ und „Armee-Verordnungsblatt“ darstellt? Man höre:

„Mit dem ihm eigenen Mangel an Finesse glaubte Deutschland einen Meisterzug zu tun, indem es den ‚Panther‘ seine Krallen auf Agadir richten ließ. Es hat sich schwer getäuscht, und wir sehen jetzt das erbärmliche Schauspiel (spectacle piteux) des Maulhelden (matamore), dem die Illusionen entfliegen, wie die Blätter dem Baume im Herbstwind. Ja, man muß hoffen, daß der grämliche Herbst für dieses Kaisertum der unverschämten Gewalt (force insolente) begonnen hat! ... Seine brutale Kraft macht keinen Eindruck mehr; man hat ihren Wert gewogen und sie in Wirklichkeit als jämmerliche Schwäche (lamentable infirmité) erkannt. Man fürchtet sie nicht mehr; man fängt an, sich über sie lustig zu machen (s'en gausser). Nach den Schlappen von 1905 und 1909, nach Tanger und Casablanca, war Agadir zu viel: nun wird man nur noch vom deutschen Bluff, nicht mehr von deutscher Stärke reden. Deutschland selbst verliert sein treuherziges Selbstgefühl; die ‚Germania‘ wünscht, daß man den Streit nicht zu weit treibe, weil der Ausgang eines Krieges immerhin zweifelhaft sei. Uns erscheint er nicht mehr zweifelhaft, o Germania! ... Den früheren Bluffs gegenüber haben wir unsere Haltung bewahrt, ebenso diesem letzten. Aber nun ist dringend zu fordern — und die ganze Armee verlangt es, da ist kein Zweifel —, daß wir einen Schritt weitergehen. Wir müssen ein für allemal aufräumen mit dem Alpdruck, der auf der Welt lastet und, je länger je mehr, auf ihr lasten wird, solange noch das Gespenst

‚Deutschland‘ auf der Lauer liegt, um Gelegenheiten zum Raube zu erspähen! Es ist notwendig, daß Deutschland zurückweicht, und wenn es dazu der Gewalt bedarf, warum sie nicht anwenden?“

Das sind wirklich nicht die Augenblicke, der eigenen Nation in den Rücken zu fallen und internationale Verbrüderungsfeste in Szene zu setzen, wie das unsere deutsche Sozialdemokratie für gut befunden hat. „Der Zweck der Übung“ — dies die Ansicht der „Chemnitzer Allgemeinen Zeitung“ — „ist ja klar. Er ist rein agitatorischer Natur. Die sozialdemokratischen Führer sind ebenso wie das ganze deutsche Volk davon überzeugt, daß die deutsche Regierung ohne Not niemals mobil machen lassen wird. Wenn trotzdem die Sozialdemokratie sich zum Hüter des Friedens aufwirft und Regierung wie gewisse Volkskreise der Kriegsgelüste verdächtigt, dann sollen wir uns nicht wundern und nicht empfindlich sein, wenn man im Auslande unserer bis zum Überdruß betonten Friedensliebe nicht traut. Das ist die erste nachteilige Folge des verräterischen Treibens der Sozialdemokratie. Die andere aber erweist sich noch unmittelbarer als schädigend. Derartige Kundgebungen aber, wie sie von der Sozialdemokratie aus parteitaktischen Gründen veranstaltet werden, machen das deutsche Schwert im Urteil unserer Gegner stumpf und schartig. Die Folgen hat unsere Regierung zu tragen, sie sind die erhöhte Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit der gegnerischen Mächte. Dabei ist wieder gerade für die deutschen Industriearbeiter die Marokkofrage von großer Wichtigkeit. Denn da drüben finden sich — wie schon oft dargelegt — Rohprodukte, deren wir sehr dringend bedürfen, und ohne welche der deutsche Arbeitgeber Dampfhämmer und Spindeln ruhen lassen muß. Was scheren solche Wahrheiten aber die Führer der deutschen Sozialdemokratie?“

Diese, meinen die „Dresdener Nachrichten“, „glauben natürlich selbst nicht, daß sie, falls sich Deutschland schlagen müßte, um seine Ehre zu wahren und seine Lebensinteressen zu verteidigen, imstande wären, eine wirksame Gegenagitation zustande zu bringen. Darum ist es ihnen auch gar nicht zu tun. Was sie befürchten, das sind einzig und allein die Nachwirkungen, die ein spontanes Betätigen des Nationalgefühls auf die Reichstagswahlen haben müßte. Daß nur das verhindert werden möchte, ist ihr tägliches Stoßgebet, und sie scheuen sich nicht, den deutschen Arbeitern dieselbe Melodie aufzuspielen, nach der in der demokratischen Republik Frankreich die Kreaturen eines Jaurès und Hervé tanzen müssen. Die internationale Solidarität, von der der ‚Vorwärts‘ im Sinne des ausgewiesenen französischen Sozialisten Yvetot mit nicht mißzuverstehenden Drohungen spricht, wird bereits durch Besuche und Gegenbesuche vor den Augen der Arbeiterbevölkerung beider Länder betätigt. So sehr entäußert sich die deutsche Sozialdemokratie jedes nationalen Ehrgefühls und Pflichtbewußtseins, nachdem soeben die Arbeiterpartei im englischen Unterhause das Bekenntnis abgelegt hat, daß die englischen Arbeiter Schulter an Schulter mit den übrigen Gliedern der Volksgemeinschaft für des Vaterlandes Schutz und Ehre einstehen werden!“

Umgekehrt erklärt das Organ der deutschen Sozialdemokratie das Vorgehen der Regierung für einen Bluff, ein frivoles Wahlmanöver. Daß es als solches von interessierter Seite ausgebeutet werden möchte, wird man dem „Vorwärts“ nicht

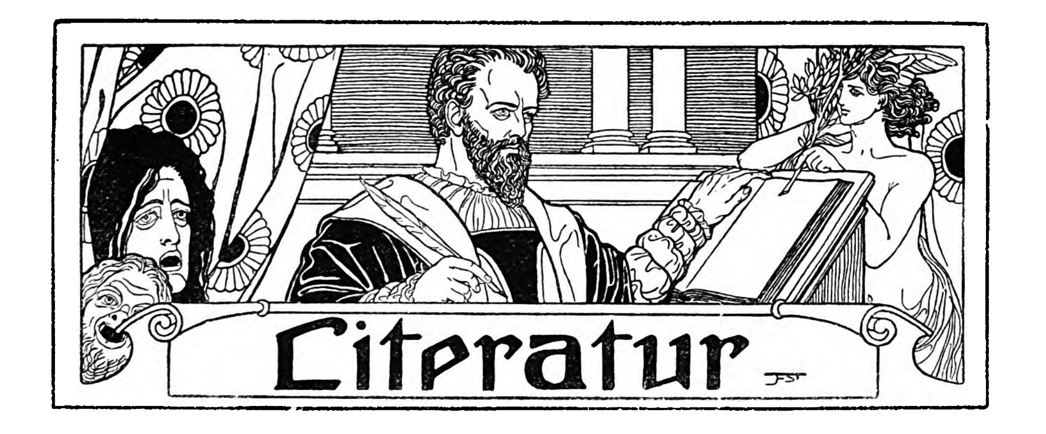


bestreiten können. Vor solchem Wahlpatriotismus behüte uns aber der liebe Herrgott ebenso, wie vor dem der Panzerplatte! ...

Und die Moral von der Geschichte? Sie ist alt und einfach genug. Sie besteht, wie der „Hannov. Courier“ sie auffrischt, in der Lehre, „daß, wie überhaupt, so gerade bei den Gegnern, deren sich Deutschland erfreut, eine allzu sichtbare Geflissentlichkeit, den Frieden zu wahren, nicht nur leicht, sondern mit logischem Zwange in Situationen führen würde, wo die Aufrechterhaltung des Friedens schließlich zur Unmöglichkeit wird. Den Frieden durch den Respekt vor seiner starken Kriegsrüstung bewahren wird stets nur der Mächtige, von dem auch der übermütigste Gegner die Überzeugung hat, daß er jederzeit bereit ist, einen ehrenvollen Frieden zu erzwingen.“

Bei uns muß auch Derartiges noch besonders geschrieben und gedruckt werden. Und mit gesperrter Schrift.





Unzüchtige Schriften

Von Dr. Karl Storck

Ich glaube, noch vor drei bis vier Jahren wäre ein Ergebnis, wie das des Münchener Prozesses Semerau unmöglich gewesen. Daß die sämtlichen „liberalen" Sachverständigen mit der „bäuerlichen" Geschworenenbank und dem Staatsanwalt in der Verurteilung von Werken, die Kunst und Wissenschaft als Schutzmantel sich umgebunden hatten, einig gehn und daß nachher schier die ganze Presse das in gleichem Sinne erlassene Urteil des Gerichts gutheißt, ist eine ganz überraschende Erscheinung, die man sich — wie gesagt — wenige Jahre früher nicht vorstellen kann. Dr. Semerau hatte nichts anderes getan als viele vor ihm, wenn er aus den in den „Giftschränken" der Bibliotheken verschlossenen Kulturgeschichtlichen Kuriositäten einer „ausgewählten Schar von Bibliophilen" einige besonders saftige Kosthappen zugänglich machte. Auch früher schon konnten diese „Forscher" bei ihren Kultur-Liebhaberkreisen die Kenntnis des Französischen nicht voraussetzen; auch früher schon wurden Zeichner zu Hilfe gerufen, die auch dem Stumpfesten noch das „Verständnis" für den Text beibrachten. Auch die phrasenhaften Prospekte, die großmäuligen Ankündigungen, die Art des Schleichwege gehenden Vertriebes sind dieselben, wie früher. Aber wann wäre es früher zu einer Verurteilung auf acht Monate Gefängnis gekommen?! Da waren doch immer einige Sachverständige, für die schon das Getue mit Wissenschaft und Kunst ausreichte, die sogar in der geschickten Mache (Technik) ein Schutzmittel für die so geschickt gemachte Schweinerei erblickten. Und hätte sich trotzdem ein Gerichtshof zur strengeren Verurteilung gefunden, welch Gezeter hätte sich dann in einem großen Teil der Presse gegen diese Dunkelmänner erhoben?!

Der auffallende Umschwung ist ein Seitenstück zum allgemeinen Verhalten im Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Wie viel Spott mußte noch ein Otto von Leixner für sein Vorgehen erdulden! Heute ist der Kampf gegen die Schundliteratur Mode. Man gewahrt eben überall mit Grauen die Verrohung

aller erotischen Instinkte und kann den großen Anteil, den eine als Kunst und Wissenschaft auftretende Spekulation daran hat, nicht mehr verkennen. Aus der Schuldseite unseres Lebensbuches muß man nun lernen, daß der l'art pour l'art und der la science pour la science-Standpunkt für Kunst und Wissenschaft kein Vorteil, für unser Gesamtleben aber geradezu einen Fluch bedeutet. Man hat ferner die Relativität der Begriffe des Unzüchtigen in Kunst und Wissenschaft erkannt. Was als großes Gemälde im Museum, als feine Radierung in der Mappe des Kupferstichkabinetts ein Kunstwerk ist, ist als Ansichtspostkarte eine Schweinerei — und soll ehrlich als solche gebrandmarkt werden. Was dem Gelehrten beim Studium der Sitten vergangener Zeiten wichtigstes Aufschlußmaterial sein kann, ist als fein präparierter Neudruck für Bibliophilen in neun von zehn Fällen pornographische Spekulation, mit der eine Anzahl gewissenloser Verleger und „Gelehrter" eine einträgliche geistige Bordellwirtschaft treiben. Wenn zuzugeben ist, daß in manchen Fällen über den unzüchtigen Charakter eines Werkes Zweifel bestehen können, über die wirklichen Absichten der Verbreiter dieser Veröffentlichungen kann man sich rasch klar sein. Wo wirklich die Absicht der Belehrung besteht, da kann eine so gewerbsmäßige Spekulation in Preisberechnung und Vertriebsart nicht vorhanden sein.

Fast gleichzeitig mit dem Fall Semerau erfolgte die Verurteilung der Berliner Zeitschrift „Pan" wegen der Veröffentlichung von Reisetagebüchern Flauberts. Das Urteil lautete auf eine geringe Geldstrafe, und seine Begründung wahrte die Ehre der Veranstalter der Veröffentlichung. Sicher liegt der Fall anders, als im Fall Semerau, und wir fühlen keine Veranlassung, strenger zu urteilen als das Gericht. Aber das wollen wir auch nicht leugnen, daß wir uns darüber freuen, daß das Gericht auch in diesem Falle zu einer Verurteilung gelangte. Mag man immerhin Dehmels Sachverständigen-Urteil gelten lassen, daß es „für Künstler und Literaturhistoriker etwas Ungeheuerliches und Absurdes sei, einen Mann wie Flaubert unter die Frage der Schlüpfrigkeit zu stellen". Dehmel hat, wie so oft Künstler als Sachverständige, den Sehpunkt verschoben, und der Staatsanwalt war im Recht, als er entgegnete: „Nicht Flaubert stehe auf der Anklagebank, sondern diejenigen, die ein von ihm herrührendes Tagebuch der Öffentlichkeit übergeben hätten, das, wie sich auf den ersten Blick erkennen lasse, in ganz diskreter und intimer Form geschrieben sei, die gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen sei".

Es ist hier das Urteil gesprochen über ein Schnüffelsystem, das dadurch um nichts besser und anständiger wird, daß es immer in die strenge Toga philologischer Literaturforschung gehüllt wird. Daß die Art, wie ein Künstler sein Material sammelt und das Gesammelte nachher verarbeitet, wertvolle Einblicke in die Werkstatt der Kunst gewähren kann, sei nicht bestritten. Aber heute ist diese Werkstattbesucherei längst zu einem Schaden der wahren Kunstbetrachtung geworden. Auch das Werden des Kunstwerkes ist, wie alles Schöpfen, ein heimlicher Vorgang; ohne heilige Scheu vor dem Mysterium empfängt keiner dessen Weihe. Diese ganze Art, alles zu entschleiern, hat dahin geführt, daß heute in weitesten Kreisen die Freude am wirklich ausgereiften Kunstwerk schier erloschen ist vor der zumeist

doch etwas sensationell erregten Teilnahme am Skizzenhaften, Problematischen und Fragmentarischen.

Das nur für jene, die hier von einer Schädigung der Kunst sprechen. Der heilige, hingebungsvolle, scheue Kunstgenuß ist durch diese philologische Ausgraberei sicher viel mehr geschädigt als gefördert worden. Es sind eben nur vereinzelte — jene, die selber künstlerisch veranlagt sind —, die überhaupt imstande sind, das Herauswachsen des Kunstwerks aus dem Rohmaterial fruchtbar mitzuerleben. Ein Blick in die Goethephilologie und die ganze philologische Quellenforschung zeigt, daß die meisten dieser Literarhistoriker das Kunstwerk nur wieder materialisieren, also entweihen.

Und nun soll gar eine Zeitschrift der rechte Ort sein, um solches Material zu veröffentlichen? Dabei ein Material, das stofflich vielfach so verfänglich war, daß auch die Herausgeber bereits vieles daraus wegstrichen (wodurch, nebenbei bemerkt, doch der „literarhistorische" Wert stark vermindert wurde)! Und wiederum war es nötig, einen französischen Text zu übersetzen, als ob die Kenntnis des Französischen in den wirklich interessierten Kreisen nicht allgemein verbreitet wäre.

Ach, nein! Das wissenschaftliche Gewissen der Herren Herausgeber in allen Ehren; aber die Überzeugung, einen sensationellen Beitrag für die Zeitschrift zu haben, war sicher für die Veröffentlichung dieses Tagebuches entscheidend. Die Freude über diesen „redaktionell günstigen Fund" mag das Gefühl dafür getrübt haben, daß es im Leben Dinge gibt, die an sich nicht unzüchtig sind, die es aber werden, wenn sie in der Öffentlichkeit vor sich gehn. Das hat Flaubert als echter Künstler sehr genau gefühlt und deshalb sein Tagebuch vor der Welt geheim gehalten. Man mag zugeben, daß diese Welt Anspruch auf alles hat, was ihre Großen geschaffen haben. Aber dann hat diese Welt auch Verpflichtungen gegen die Großen. Zu den obersten dieser Pflichten aber gehört, daß diese Großen nicht im Grabe ein Ärgernis geben, das sie im Leben bewußt gemieden haben. Dann wird es auch nicht durch die Schuld falsch empfindender Herausgeber geschehen, daß ein Mann wie Flaubert der Öffentlichkeit „unter der Frage der Schlüpfrigkeit" erscheinen kann.



Aus Frauenfeder

Man sagt den Frauen nach, daß in ihren Büchern mehr Tendenz liege, als in denen der Männer, daß sie mehr als diese die Kunst zum Mantel ihrer Herzenswünsche machten. Es wäre zweierlei damit gesagt: daß die Frau der absoluten Kunst, die nichts von Tendenzen irgend welcher Art wissen will, ferner steht — und dann: daß sie mehr persönliches Temperament hat, das sie nach der Seite des eigenen Empfindens, Wünschens oder Sichempörens über die strenge Grenze der reinen Kunst fortreißt.

Diese Behauptung aber von der subjektiven Frau und dem objektiven Mann läßt sich ohne gewaltsames Konstruieren immer weniger aufrecht halten, ebensowenig wie alle die andern sehr subjektiven Klügeleien, die zwischen Mensch und Mensch ihre berühmten Kreidestriche

ziehen, über die immer noch das lebendige Leben lacht. Ist nicht eine Ricarda Huch, oder die monumentale Erscheinung einer Handel-Mazzetti objektiver als die eines Wildenbruch in seinem berauschenden Subjektivismus? Die wahrhaften Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Kunst sind nicht mit ein paar Schlagwörtern festzulegen. Die sitzen gottlob so tief, sind so fein, oft so subtil, so schalthaft versteckt, so intim, so individuell und so lächerlich einfach, daß sie von den großen Wortemachern, den Rubrizierern und Katechismusschülern zum Spaß aller lustigen Schelme nie gefunden werden.

Die Tendenz nun, die ein Buch umwittert, ist eine Gefahr — nicht aber ein absoluter Sturz für seinen Wert. Sowie sie sich vordrängt, wird es natürlich ledern und schulmeisterlich, wenn sie aber, den Lesern kaum bewußt, als verborgenes Feuer glüht, kann sie oft der Puls im Körper, der lebendige Blick in der toten Form des Auges sein. Faust ist von Tendenzen getragen, Iphigenie, Tasso, alle Schillerschen Dramen ebenso. Auch des größesten und tendenzfreiesten Meisters und Schöpfers aller Zeiten: Shakespeares Hamlet ist von einer geistigen Tendenz durchzittert.

Die Unkunst kann sowohl auf dem Gebiet der Tendenzlosigkeit als der Tendenz ihr Wesen treiben. Tendenzlos kann die schlechteste Unterhaltungslektüre, die morallose, ethiklose Posse sein. Und wie es eine Tendenz der Unmoral gibt, die, aus Gegensätzlichkeit entstanden, ebenso ledern und unkünstlerisch ist, wie die Tendenz der Moral, so hat die Tendenzlosigkeit genau dieselben Möglichkeiten, nach rechts oder nach links der Kunst säuberlich aus dem Wege zu gehen.

Aber die Tendenz als Gefahr für den künstlerischen Geschmack bleibt bestehen. Da haben uns herzensgute Menschen dringend einen Notstand in sittlicher oder gesellschaftlicher Beziehung vorzutragen, einen edlen Zweck uns ans Herz zu legen, und sie glauben dies am besten und wirksamsten tun zu können, indem sie es in das Gewand eines Romans kleiden. Am wirksamsten ist es auch! Man denke nur an Gabriele Reuters: „Aus guter Familie", an Luise Algenstädts: „Frei zum Dienst", an „Zapfenstreich", „Rosenmontag" usw. Wenn alle diese Fragen in Aufsatzform vorgeführt wären, hätte kein Hahn danach gekräht, während sie jetzt die weitesten Kreise stürmisch bewegt haben.

Die Kunst hat hier also dienen müssen, ist eingespannt worden zu einem Zweck, der außerhalb ihrer Grenzen lag. Dies ist gewiß nicht ihre eigentliche Bestimmung, aber wenn ein starker Künstler dahinter steht, geht das Ganze auch ohne Schaden für den guten Geschmack ab. Das Schlimme ist nur die Versuchung für minder starke Künstler, es nachzumachen. Was in dieser Beziehung z. B. die tendenziös christliche Literatur an Zudringlichkeit und Geschmacklosigkeit geleistet hat, steht leider obenan und hat der Sache viel geschadet. Der Hauptvorwurf trifft die sog. christlichen Verleger und Verbreiter, die diesen Mißgeburten das Feld bereiteten, denn die Schriftsteller selbst glaubten natürlich ihr Bestes zu tun.

Um so erfreulicher ist es, wenn sich der künstlerische Geschmack auf diesem Felde, das es bisher seinen Bebauern allzu leicht machte, läppisches Kraut zu ziehen, kräftig regt, sich klärt und selbst erzieht. Ein gutes Beispiel hierfür bietet die Gräfin Adeline zu Rantzau in ihrem neuesten Roman: „Der Dritte" (Verlag Warneck, Berlin). Diese Schriftstellerin ist sehr von den Gefahren einer nicht engherzigen, aber tendenziös stark betonten christlich-ethischen Schreibweise bedroht worden. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie ihnen erlegen wäre. Demnach ist „Der Dritte" eine Überraschung im guten Sinn. Was dem Roman fehlt, sei gleich vorweg gesagt: es ist die künstlerische Prägnanz, die überlegene Führung. Vieles bleibt in Einzelheiten, in Breiten und willkürlich geleiteten Gesprächen stecken. Auch schleicht sich ein ganz grober Romantrick ältesten Genres ein, ein sog. Zufall, den ich schon mit Sorge für den Gehalt des Buches vorausahnte und der auch leider eintraf: ein wertvolles Manuskript geht durch die Schuld des Helden, der es dem Autor beneidet, bei einer Feuersbrunst zugrunde, des Helden Leben wird dadurch vergiftet, aber zum Schlusse zeigt es sich zu allgemeinem Jubel,

daß nicht dieses Manuskript, sondern sein eigenes, wertloses verbrannt ist. Es wäre für die ganze Darstellung besser gewesen, wenn es bei dem Verbranntsein geblieben wäre.

Der Roman selbst will zweierlei: gegen den „Dritten“ vorgehen, jenes Phantom, das der Mensch immer vorschiebt und dem er alle möglichen Gesichter und Gestalten gibt, während es doch immer nur seine eigene Schuld und Schwäche ist, die sich zwischen ihn und das Rechte schiebt, — und zweitens beschäftigt er sich mit dem lieblosen und verurteilenden Verhalten der höheren Gesellschaftskreise gegen das Edelmenschentum des freien Künstlers, auch da, wo es sich in der Bohème zeigt. Eine mutige Frau tritt den Vorurteilen ihrer Standesgenossen stark und doch nicht verletzend, fein und doch nicht matt oder zaghaft entgegen. Im Gegensatz zu ihren früheren Büchern macht sich ein starkes Ringen nach wirklicher Kunstform bemerklich. Die Verfasserin zeigt eine Selbsterziehung, eine Klarheit über sich und ihre bisherigen Mängel, die noch manches von ihr erhoffen läßt, wenn man die Schwierigkeiten grade ihres Weges an ihren sichtbaren Fortschritten mißt.

Von der Gräfin zur Bauerntochter ist ein weiter Weg, und doch auch hier vielleicht nur dieselbe geistige und künstlerische Hemmung in umgekehrter Form. Der einen wird es zu leicht, der andern zu schwer gemacht, und seine Gefahren hat beides. Augusta Bender in ihrem vollkommenen Tendenzbuch: „Die Macht des Mitleids“, einem Tierschutzroman (Verlag Suevia, Ingenheim, 3 ℳ), ihrem wie eine Selbstbiographie erscheinenden Buche: „Der Kampf ums höhere Dasein“, Jugendgeschichte einer Kleinbauerntochter (V. Hofbuchh. Gutsch, Karlsruhe, 3 ℳ) und ihrer längst vergriffenen „Reiterkäthe“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) stellt sich uns als eine starke und bemerkenswerte Eigenart vor. Was ihr bisher die Erfolge versagte, war ihr Mangel an eigentlichen literarischen Qualitäten. Ihre Werke sind keine Romane, wie wir sie gewöhnt sind, sondern aus ihnen heraus schreit eine selbständige und eingesperrte Seele nach Freiheit. Daß aber nicht nur eine ungewöhnlich starke Persönlichkeit, daß auch Künstlertum in ihr steckt, zeigen viele Stellen in ihrem bittren Buche: „Der Kampf ums höhere Dasein“. Es sind Stimmungen darin aus dem Dorfleben, wie sie in dieser unmittelbaren Art noch selten geschaffen sind. Man steht mitten darin, man sieht die trostlose Landschaft, den verkommenen Pachthof, man sieht die abgearbeitete Frau sich um den untüchtigen Mann mühen. Die Roheit, die Plattheit, die Zoterei, alles bedrängt einen aus nächster Nähe. Man sieht erbebend, wie Schule und Kirche versagen. Und das alles erfährt man aus erster Hand, ja vielleicht aus allzu erster Hand. — In einer ganz erstaunlichen Selbsteinschätzung läßt die Verfasserin einen Redakteur auf S. 171 zu der sich vorwärts mühenden Regine sagen: „Sie lassen Ihre Personen nicht einfach genug reden — Sie haben sich innerlich schon zu weit von Ihrer Umgebung entfernt, um noch ein Ohr für die Urwüchsigkeit ihrer Sprechweise zu haben.“ Und vorher: „Autodidakten hat es zu allen Zeiten gegeben. Das Schlimme ist nur, daß sie keine Fühlung miteinander haben, noch mit der Literatur im allgemeinen. Und das hat ihre Laufbahn in der Regel so hilflos, wo nicht tragisch gestaltet. Denn was Sie und Ihre Schicksalsgenossen sich unter den größten Mühsalen erst suchen und erkämpfen müssen, haben andre auf dem Präsentierteller erhalten. Dazu eine bereits geformte Sprache, während Sie noch mit dem Ausdruck ringen.“

Das deutsche Volk sollte nicht an Erscheinungen, wie Augusta Bender eine ist, vorübergehen. Fällt uns auch der Mangel an abgeschliffener Kunstform notwendig auf, so hat dafür dies in den Tiefen des Lebens ringende Bauernkind eine Stärke des Empfindens und eine Gesundheit des Denkens, wie sie manche glänzende Erscheinung unsrer Tageskünstler mit Gold aufwiegen würde, wenn sie dafür zu haben wäre.

Es wäre gut, wenn sich auch für die Reiterkäthe, ein etwas phantastisch wildes Gemälde aus dem 30jährigen Krieg, ein neuer Verleger fände und es den Volksbibliotheken erhielte. Für ihre badische Heimat hat die Dichterin einen Schatz von Volksliedern gesammelt, um

sie vor der zotenhaften Entstellung (auch durch die „Herrn Studenten") zu retten, unter Beihilfe von Dr. Pommer in dem Büchlein: „Oberschefflenzer Volkslieder, mit Text und Melodie." (Verlag Pillmeyer, Karlsruhe.)

Auch mit dem Landvolk, aber über ihm stehend, beschäftigt sich Martha Renate Fischer in ihrem vortrefflichen Thüringer Roman: „Die aus dem Drachenhaus." (Verlag Bonz & Co., Stuttgart.) Auch hier sind Tücken, Unarten und vor allem schwere Torheiten des Volkes in starker, herber Art erfaßt und niedergelegt. Wie ein Bann lastet der dumpfe Aberglaube in den Tälern. Menschenglück wird darunter zertreten, fröhliche Sorglosigkeit verwelkt und verdorrt, Angst tritt an Stelle des kecken Jugendmutes, und selbst die Klügsten beugen sich in jähem, schreckhaftem Erschauern unter die im Finstern schleichende Macht. Die Verfasserin hat mit ungewöhnlicher Kraft das Grauen und seine Gewalt zu schildern vermocht. Es wächst in einer Steigerung, die den Atem stocken, den Nacken sich scheu beugen läßt: Jetzt kommt's, jetzt bricht's herein. Gegen das Unheimliche hilft kein Sprüchlein und keine Verstandeskritik. Das Buch ist mehr als eine bloße Erzählung zufälliger Geschehnisse. Es webt darin das uralt ewige Menschheitsgrauen vor den dunklen Mächten, die über allem Leben walten, dies Naturgrauen, das eine eifrige Kultur wohl überlecken, verändern, zeitweilig ganz ausschalten kann, und das doch seinen Sitz in der Menschenseele nie ganz aufgeben wird, das mit jedem Kinde wieder neu geboren wird und aufwacht zu gleicher Zeit mit Verstand und Weltbewußtsein.

Von „Allerlei Volk" plaudert Gerhardine Schulze-Schmidt (Verlag Karl Reißner, Dresden) voller Anmut und Klugheit. „Il Bazza", eine Florentiner Idylle, und „Zwei Vögelchen" (Dhio pulakia), eine Dorfgeschichte vom Bosporus, sind Stücke aus der Meisterwerkstatt dieser Schriftstellerin. Die erste ein heitrer Sieg der Liebe und des Jugendtrotzes über Wildheit und Basentum, die zweite eine düster schwüle Geschichte voll Blut und Leidenschaft, in die des Glückes Sonnenlichter nur zuletzt flimmernd hineinspielen. Dagegen ist die mittlere der Novellen: „Ruth", ein gar triviales Geschichtlein, in dem erzählt wird, wie ein verbitterter und menschenscheuer Witwer für sich selbst und seine verschüchterten Kinder neues Leben und neue Liebe gewinnt aus der Anwesenheit des „Mühmchens" Ruth, die dann auch seine Frau wird. Ländliche Stimmungsreize putzen dies anspruchslose kleine Gebilde ein wenig auf.

Aus der modernen Gesellschaft schöpfen die beiden nächsten Schriftstellerinnen ihre Stoffe.

„Frauenseelen" von Gabriele Reuter (Fischer, Berlin). Ein solcher Wurf, wie mit „Aus guter Familie" ist der Verfasserin seitdem nicht wieder gelungen. Es ist, als habe sich ihre wundervolle Stimmungskraft, die in diesem Anklagebuch toste, an ihm erschöpft. Dort fühlte man auf jeder Seite den schäumenden Renner, der kaum zu halten war, man fühlte die Lust mit, unter der es geschaffen wurde. Bei allem später Entstandenen waltet merkbar eine Mühsal, ein Nachhelfen, beabsichtigtes Stimmungmachen, das peinlich berührt. In diesem Novellenbande wird man davon nicht mehr gestört, es ist aber auch keine brausende Kraft darin, es sind Stimmungsbilder von verschiedenem Reiz und Wert. Die erste Novelle „Treue" ist viel zu lang und breit. Sie handelt von einer Frau, die ihre Treue zu dem Treulosen nicht überwinden kann. Wir haben neuerdings viel Erzählerinnen, die mit peinlicher Selbsterniedrigung eine haltlose, weibliche Abhängigkeit schildern. Ob es sich dabei um Bekenntnisse handelt oder nicht, geht die künstlerische Bewertung nichts an, in jedem Fall aber fühlt man eine leise Abwehr gegen so viel Gefühlsschwelgerei, besonders, wenn es sich um Sklavengefühle handelt. — Auch in anderen Novellen zeigen sich Sentimentalitäten, und in des „Toten Wiederkehr" wird eine ganz unnütze Sensation des Schrecklichen getrieben. Der seit 15 Jahren in einer Irrenanstalt lebende Ehemann kehrt „geheilt" zurück und muß von seiner Frau in ihr Heim aufgenommen werden, trotzdem er dadurch ihre Er-

werbsmöglichkeiten und außerdem das zarte Nervenleben seiner jungen Tochter zerstört. Er ist natürlich in Wahrheit nicht geheilt. Es geht aber durchaus nicht, daß er irgendwo anders untergebracht wird. Die Tochter ertränkt sich dann auch grade in derselben Stunde, in der er am Schlage stirbt und somit seine Familie von sich erlöst hätte. — Vorzüglich aber sind die beiden Stücke „Five o'clock“ und „Die Frau mit den Ziegenfüßen“. In der ersten Novelle ist eine schöne, vielbegehrte Frau zur Witwe und damit also „frei“ geworden. Bisher hat sie allen Versuchungen und Sensationen gegenüber immer gefühlt: „Ich darf nicht, es ist geschmacklos, es ist nicht vornehm“. Nun ist sie frei, nun darf sie alles — und nun kommt das Abwägen, die Unschlüssigkeit, der Überdruß. „Ach, lebte er noch, und alles könnte so bleiben, wie es gewesen zu der Zeit, als sie noch nicht frei war.“ — „Die Frau mit den Ziegenfüßen“ ist ein entzückend feines, keckes und wehmutiges Geschichtlein von einem italienischen Bildhauer, der keine Treue, keinen Edelsinn, keine schwerfälligen Erwägungen in der Liebe wünscht, der sich eine Frau träumt, so wild, naturhaft und verantwortungslos, wie sein Gebilde mit den Ziegenfüßen. Und der dann an einer tüchtigen, liebenden, rechtschaffenen Frau als Künstler zugrunde geht. „Sie war zu stark für meine Nerven.“

Ein Buch voll traumhafter, klingender, schwersüßer Reize ist: Lisbeth Dill: „Unverbrannte Briefe“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein traurig schweres Geschick streicht wie in Nebeln an uns vorüber. Wir lesen nur die Briefe und Zettel von ihr, einer Dame der Gesellschaft, die durch ein Eheband gebunden scheint. Doch auch das ist nicht klar. Nicht einmal die Umstände des Todes sind klar, und man erfährt nicht, ob sie „ihn“ überlebt. Diese Unklarheit der äußeren Geschehnisse wird dem Buch zum Vorwurf gemacht, aber sehr mit Unrecht. Es kommt gar nicht darauf an, wieviel und wie genau wir von allen Begleitumständen wissen, wir sind vor ein Nebelgewoge gestellt, in dem nur hier und da einzelne Stellen aufblitzen, in dem hier und da die schweren Schleier reißen, um sich gleich wieder zusammenzuballen. Ehre einer Künstlerin, die dies Gebilde schuf! Es ist darin nicht eine Schwäche, nicht eine Unehrlichkeit, nicht ein dilettantischer Zug von der ersten bis zur letzten Seite.

Lisbeth Dill ist keine von den Großen, die ihre Werke aus den Felsblöcken heraushauen. Sie ist die Dichterin der guten Gesellschaft. Sie erhebt dies Genre, das so jämmerlich verschludert ist, in die Höhen der Kunst. In ihrem Buch glüht echtes Temperament, ein feiner Hochmut weht kühl drüber hin, und eine eminente Schilderungskraft malt Menschen und Ereignisse vor uns auf, daß sie sich in unser Gedächtnis einprägen, als wären wir selbst darunter gewesen und hätten alles miterlebt.

Marie Diers



Pestalozzis Liebe

Von Karl Engelhard, dem Verfasser der im Türmer besprochenen Balladensammlung „Nornengast“, erschien im Kaufungen-Verlag (Rostock) eine dramatische Idylle, die uns das Werden unseres größten deutschen Pädagogen, J. H. Pestalozzis, in vier Akten vorführt.

In einem Prolog setzt der Dichter auseinander, wie er zur Abfassung dieses Schauspiels gekommen. In einer stillen Dämmerstunde las er in den so wenig bekannten Liebesbriefen Pestalozzis und seiner Braut Nannette. Da riefen ihm aus den Zeilen zwei Stimmen zu: „Hör' unsrer Liebe gerechten Wunsch; denn groß war sie und rein! Wenn sie den Menschen je vergessen bliebe, wär's wert, zu lieben und geliebt zu sein?“

Und nun werden wir im ersten Akt nach Zürich, dem Geburts- und ersten Wirkungsort Pestalozzis, geführt. Mit einigen kräftigen Strichen zeichnet Engelhard die Verhältnisse

der damaligen Schweiz (1767—1780); wir sind Zeugen von der Not und Zerrissenheit des von der Stadt Zürich abhängigen Landvolkes, wir hören, wie mit Abgaben unerhörtester Art das Volk zertreten wird, wie die Landvögte auf immer größere Martern sinnen, um die Schweizer Bauern zu demütigen. Und alles das erfahren wir am Sterbebette des Kaspar Bluntschli, genannt Menalk, des besten Freundes Pestalozzis. Diese beiden mit noch anderen Studenten des „Collegium Carolinum“ in Zürich — Lavater, Füßli, Tobler, Vögeli usw. — ersehnten schon lange eine Befreiung des armen Landvolkes von dem Joche der Züricher Stadtherrschaft. Sie nannten sich „Patrioten“ und vereinigten sich im „Haus der Gerwe“ zu Zürich unter dem Vorsitz ihres Lehrers Bodmer, um in geheimen Versammlungen das Wohl ihres Vaterlandes zu beraten. Diese aber wurden entdeckt, Bodmer, der achtzigjährige Greis, ins Gefängnis geworfen, andere der „Patrioten“ des Landes verwiesen. Der sterbende Bluntschli rät ab von einem offenen Kampf gegen die Züricher Obrigkeit, vielmehr sieht er das Heil einzig und allein darin, daß jeder der „Patrioten“ in seinem künftigen Amt und Beruf (als Pfarrer oder Landrichter) für sich im stillen am Volke wirke.

An dem Sterbebette Bluntschlis erhält Pestalozzi die Taufe für seinen künftigen Beruf als Volkserzieher, aber auch noch etwas anderes, das ihn zu immer deutlicher werdender Klarheit seiner wahren Bestimmung führt: nämlich die Freundschaft der Braut Bluntschlis, Nannettens, der Tochter des Kaufmanns Schultheß zu Zürich. Sie ist es, die ihn in seinem Glauben, er könne der Erretter seines Volkes aus den Fesseln der Tyrannei, der geistigen Verblödung, in die es bereits gesunken, und der äußeren Armut werden, stärkt und keinen Augenblick verläßt.

In den nun folgenden Akten sehen wir sie im Kampf um ihr Wesen und um ihren Willen.

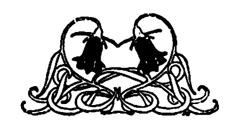
Zuletzt stehen sie mit sieghaftem Leuchten über allen Widerwärtigkeiten: sie haben die Zukunft in Händen, denn sie haben sich die Herzen der armen Kinder erobert.

Die Kinderszenen des vierten Aktes bilden den Höhepunkt der dramatischen Idylle. Hier entfaltet Engelhard seine Liebe zu den Armen und Allerärmsten in gewaltig zu Herzen gehender Darstellung; man denkt unwillkürlich an seine Kindergedichte „Kinderland“ (Verlag Fredebeul & Koenen, Essen), die eine so weite Verbreitung gefunden. Aber auch sonst sind von diesen neuesten Werken Engelhards leicht Pfade zu seinen früheren zurückzufinden. Die ergreifende Sterbeszene des ersten Aktes weckt die Erinnerung an seine Traumballade im „Nornengast“, die in der Besprechung durch den Türmer mit Recht eine seiner hervorragendsten Dichtungen genannt wurde.

Das Thema der heroischen Liebe klang bezaubernd schön in seinem deutschen Sagenspiel „Kuno und Else“ an, dem vor drei Jahren seine aus allen Städten und Dörfern des Hessenlandes herbeigeströmten Landsleute in der schönen urhessischen Stadt Spangenberg in feierlicher Andacht lauschten und das Tausenden ein unvergeßlich Erlebnis geworden.

„Pestalozzis Liebe“, dieses neueste Werk Engelhards, ist vor allem ein Geschenk an die deutschen Jugendbildner, die sich mit Stolz die Jünger Pestalozzis nennen. In ihren Herzen besonders wird es sich für alle Zeiten einen dauernden Ehrenplatz sichern! Von ihnen aus müßte es auch nicht schwer zu erreichen sein, daß ein solch echt deutsches Stück Leben zur Aufführung käme. Es würde dadurch auch fürs Volk ein großer Segen von dem Werke ausgehen, da es wie kein anderes Schauspiel unserer Tage den Kern aller sozialen Bestrebungen trifft.

B. Moriton-von Mellenthin





Wie wir uns von der Kunst erholen mußten · Von O. Hör

Um allen despektierlichen Gedanken von vornherein vorzubeugen: Kunst war von altersher nicht fremd in unserem Hause; selbst zu einer Zeit, als der „Kunstwart" noch nicht geboren war. Welch stiller Kenner und feiner Vorleser der guten alten Autoren war nur mein Großvater gewesen! Sobald es anging, schon in frühen Jugendjahren, hat er den Enkeln seinen Liebling Johann Peter Hebel nahegebracht. Von seinem Sofaeck aus las er ihn so wahr und treu, so fröhlich vor, daß wir weit über sonstige Bubenart dafür begeistert waren und ich dem Achtzigjährigen einmal zu seinem gelinden Entsetzen am hellen Mittag ein Rudel Buben von der Straße weg zuführte, um ihnen auch den Genuß einer solchen Stunde zu verschaffen. Und die Großmutter mit ihrem weißen Häubchen hätte wahrscheinlich einen bekannten Namen als Kunststickerin, wenn sie nicht in einer namenloseren Zeit zu sticken begonnen hätte. Denn sie stickte bis ins Alter nach eigenen Entwürfen. Noch heute besitze ich ein umfangreiches, von ihr gesticktes Bild ihres Elternhauses samt Gärten und Nachbarschaft, das als Schmuck eines Pfeifenbretts für ihren Vater entstanden war. So konnten die Kinder und Enkel nicht wohl ganz kunst- und stillos heranwachsen. Als ich mich verlobte, da war ich längst in nahen Beziehungen zu Gottfried Keller und genoß jeden Satz von ihm, wie ein Feinschmecker guten Wein; da hatte ich in Mörike und Vischer und Kierkegaard und Giotto und Rethel Hausfreunde, mit denen ich Monate und Jahre in vertrautem Umgang gelebt hatte, und meine Braut brachte als ihre besondere Mitgift Adalbert Stifter und Jeremias Gotthelf hinzu. Und es schien ganz hübsch und gemütlich werden zu wollen.

Da geschah etwas Merkwürdiges, etwas Unheimliches und Wunderbares. Man liest wohl in alten Legenden, wie die Madonna zu besonders Begnadeten von ihrem hohen Throne herabgestiegen sei und ihnen allerlei übermenschlich Freundliches erwiesen habe. Etwas Ähnliches passierte uns; allerdings nicht mit der Madonna. Zu uns hat sich die Kunst herabgelassen. Die hohe Gestalt der Kunst, die wir seither scheu bewundert hatten? Ich weiß es nicht. Jedenfalls

nannte sie sich ähnlich: „Moderne" Kunst. Wir hatten uns vorher nichts Besonderes darunter denken können. Aber sie war uns näher und näher auf den Leib gerückt und war jetzt da. Ein bißchen exotisch gekleidet und ein wenig laut schien sie uns zu sein, von sicherem Auftreten. Sie schickte sich an, sich's bequem zu machen. Wir wußten kaum, wie uns geschah. Ähnlich wohl, wie einer Familie zumute ist, die ein hochzuverehrender Gast mit unbezwinglicher Liebenswürdigkeit auf längere Zeit beglückt, auf dessen intime Freundschaft man bisher nicht zu rechnen gewagt hatte. Unser hoher Gast hatte abgelegt und sah sich um, durchdringend, sieghaft. Er sah alles! Und wir waren gezwungen, alles mit seinen Augen neu und anders zu sehen.

Unsern Freunden und Nachbarn blieb das nicht lange verborgen. Die einen bemerkten's mit Neid, manchen wurde unbehaglich dabei, die Zurückgebliebensten sprachen's mit etwas wie Schadenfreude weiter: wir hätten die Kunst im Hause.

Wir waren bis dahin und von Hause aus schlecht und recht mit guten und weniger guten Möbeln eingerichtet, auch leidlich angezogen gewesen. Wir hatten unsere Freude an einem hübschen Zimmer, an bequemen Sofas und schönen Kästen gehabt. Aber — offen gestanden — an ernsthaft kunstfrohen Abenden oder Tagen hatten wir daran zuletzt gedacht. Der Geist, hatten wir gemeint, der Geist — —. Und das reine, frohe Gefühl werde die rechte Form schon selbst zu finden wissen. Unsere Großeltern hatten ja auch — aber davon hüten wir uns jetzt, weiter zu reden. Moderne Kunst! Wo hatten wir seither unsre Augen gehabt? Kam der Kunst nicht alles, aber geradezu alles, auf die äußere Form und Erscheinung an?! Von den Tapeten an mußte gründlich umgestaltet und geändert werden. Dann kamen die Rahmen der Bilder an die Reihe. Die Rahmen — nicht lieber die Bilder? Wirklich nicht. Die Bilder an sich verlieren an Schätzung, sie bedeuten ja nur einen Ton im ganzen Akkord, mögen sie platt sein, wie ein Plakat, wenn sie nur dekorativ zu wirken vermögen. Aber der Rahmen, der schwarze, schmale, mit seinem einsilbigen Ernst, oder der breite, getönte, mit seinem Behagen, der schmückt das Zimmer! Drauf ging's an den Einband der Bücher. Auch hier hatte sich der Inhalt seither ungebührlich vorgedrängt. Wer sah denn den? Die paar spärlichen Leser! Aber der Einband; der stand vor aller Augen auf dem Bücherbrett. Es waren schwierige Aufgaben. Mit den vom Verlag gelieferten Einbänden ging's nicht. Man hatte selbst binden zu lassen. Die Buchbinder gaben aber auch nichts Besseres. Wir hatten infolgedessen schöne, werte Bücher jahrelang in zerflatterndem Zustand im Hause. Lieber sollte das Buch zugrunde gehen! Ein schlechter Einband kam nicht mehr über unsere Schwelle. — Doch das war nur Eines. Das ganze Zimmer war voll von Dingen, in denen Kunst, Kunst, unmißverständliche Kunst sich offenbaren wollte; hatten wir denn seither nicht gewußt, wie sehr der Stuhl zum Sitzen, der eine zum Sitzen von Herren, der andere zum Sitzen von Damen, bestimmt und geboren war; der Tisch zum Tragen, zum Tragen von Geschirr — natürlich fein differenziertem Geschirr — oder von Schreibmaterial; ja hatten wir eine Ahnung von einem wirklich großzügigen, monumentalen Schreibzeug besessen? Und von Farbe; wer hatte vor der jetzigen Annäherung unseres Gastes von Farbe einen bloßen Schimmer? Wie die

Blinden waren wir umhergegangen. Das erste, was nötig war, war ein Farbentopf. Es war rätlich, die Lamperien rot und die Schränke grün oder umgekehrt zu bestreichen. Am Ende war auch Weiß zugelassen. „Farbe bekennen“, wir hatten keine Idee gehabt, welch blutiger Ernst und welche Arbeit dahinter stecke! Ich weiß, wie ein befreundeter Hausvater unter ähnlichen Eindrücken wie wir ein Zimmer rot tapezieren ließ, weil die Fenster ins Grüne sahen und eine Komplementärfarbe brauchten.

Wir selbst standen als werdende Eheleute gleich mitten im Kampf. Kein Möbelgeschäft — in jenen ersten Zeiten des Aufschwungs — konnte uns genügen. Wir brauchten künstlerische Entwürfe und erlebten den Triumph, daß uns unter Anleitung eines gefeierten Professors unsere Leibstühle richtig angemessen wurden. Für die unpraktische graue Beize, die nachher pünktlich auf jeden Wassertropfen durch einen unverwischbaren Flecken und auf jede heiße Berührung mit einer Brandblase reagierte, hätten wir unser Leben geopfert. Und den teuren Anverwandten, die uns der Sitte gemäß mit Haushaltungsgegenständen aller Art zu beglücken dachten, wurde ohne Scham angedeutet, wie sehr wir durch höhere Rücksichten gezwungen seien, jedem geschenkten Gaul ins Maul zu sehen. War ein Geber dennoch so undelikat, uns nach eigenem Geschmack beschenken zu wollen, so wurden solche Angebinde — nach einigem Gewissenskampf — später wieder weiter verschenkt. Ich habe seitdem die stille Vermutung, daß das sauersüße Gesicht mancher obligater Vergnügungsgegenstände nicht von Anfang an vorhanden gewesen, sondern erst durch dieses mehrfache Wandern entstanden sei. —

Wurde so alles im Haus von Grund aus neu gestaltet, so konnte man damit am allerwenigsten beim Menschen selbst halt machen. Beim Menschen? Es kam also doch darauf an, was er sah und las und wie weit er davon durchdrungen war? Doch nicht! Auch beim Menschen selbst war der Inhalt seither ungebührlich über die Erscheinung hinaus betont und gewürdigt worden. Mochte er am Ende sein wie er wollte. Wenn er künstlerisch auf der Höhe stand, so mußte das an seiner künstlerischen Haartracht und künstlerischen Kleidern und, nicht zu vergessen, an künstlerischen Schuhen und Zehen deutlich zu sehen sein. Wir kommen damit zu den Tiefen menschlichen Erziehungsvermögens. Man ist im allgemeinen geneigt, die militärische Ausbildung als besonders durchgreifend und rücksichtslos anzusehen. Wer so urteilt, hat sicher eine sachgemäße, tiefergehende Kunsterziehung nie genossen. Der erste Befehl heißt da: Zehen gerade. Nämlich die großen Zehen. Die waren bisher bei allen Menschen — abgesehen von den griechischen Bildsäulen und kleinsten Wickelkindern — heillos verbogen und verkümmert. Gustav Jäger, der „Wollejäger“, und ähnliche Gesundheitsfanatiker hatten wohl auch früher davon geredet. Aber wer hätte darauf gehört? Jetzt wurde im Namen der Kunst davon gesprochen, und so deutlich gesprochen, daß man sich frug, wie man seither überhaupt habe gehen können? Das war kein Gehen, höchstens eine Art Watscheln gewesen! Schultze-Naumburg machte die ersten künstlerischen Versuche mit Begründung neuer Stiefeln, die ganz dem griechischen Ideal angemessen waren. Selbstverständlich ließ ich mir die allerersten Versuchsstiefel kommen. Sie waren überlebensgroß. Das war nicht zu verwundern. Und breit,

so daß die Zehe, die vorher eingezwängt wie in einem Gefängnis gelegen war, nun förmlich in einem embarras de richesse von Raum schwamm. Wie bei jedem neueren Kunstwerk sah man außen ganz deutlich den Zweck der Neuerung: Sanatorium für gekrümmte Zehen. Manche Leute lachten. Manche ganz fremde Leute — ich erinnere mich z. B. an ein Erlebnis in der Eisenbahn — lachten laut und unmißverständlich. Hätten sie eine Ahnung davon besessen, was künstlerisch leben und wandeln heißt, sie hätten nicht gewagt, die Augen aufzuschlagen! — Auch meine Braut und Frau hatte ihr Teil zu tragen. Es waren die ersten Tage des Reformkostüms. Die Arme war schon vorher gesund und ordentlich gekleidet gewesen. Aber künstlerisch gekleidet sein! Niemand wußte so recht, wie das war. Nur daß es sein mußte. Sieben lange Jahre hatte sie niemand, der ihr richtige Kleider machte. Entweder waren sie vorzeitlichen Bildsäulen mehr als ihr selbst angepaßt, oder sie saßen und waren dann für den künstlerisch geschulten Blick ein Greuel. Hier galt es still zu tragen und das Rechte zu suchen, und eigenen Geschmack und persönliches Wohlbehagen der großen Sache unterzuordnen.

So ganz von ungefähr war es nicht gekommen, daß die Kunst in unsern Häuslichkeiten zu schalten begann. Zu einem Teil hatten ihr der „Kunstwart“ und ähnliche Vorkämpfer die Tür geöffnet. In manchen Häusern war das nicht ohne starken Stoß und Druck geschehen. Noch sehe ich die heranwachsenden Kinder eines befreundeten Hauses vor mir, wie sie im Schweiße des Angesichts ihre Mutter auf die Beispiele und Gegenbeispiele Schultze-Naumburgs trainierten. Das Wort „Gegenbeispiel“ wurde zugedeckt, und die Teure hatte zu raten und war selbst unglücklich, daß sie immer und immer wieder das Gegenbeispiel für das Wahre hielt. Schließlich hat sie es doch gelernt. Es war ja am Ende nicht so schlimm; sie brauchte nur das, was ihr weniger gefiel, für das Schönere zu erklären, dann war's gewonnen. — Bei uns aber halfen nicht die Blätter allein. Wir hatten das besondere Glück, einen jungen Architekten unter unsern Verwandten zu haben, der eben die Häuser von Grund aus neu und eigenartig bauen lernte und sich der geringsten weiblichen Handarbeit nicht schämte, wenn es galt, sie mit dem Geist der neuen Zeit zu beseelen. Er war ein Idealist, der es ernst nahm mit dem, was er tat, und neben manchem Barocken — unsere Küchenstühle waren z. B. unter seiner Leitung dermaßen als weite, breite Sitzgelegenheiten ausgebildet, daß sie nicht mehr als „Mobilien“ anzusprechen sind, sie lassen sich nimmer von der Stelle rücken —, neben manchen solchen Kühnheiten hatte er viel Hübsches und Feines in die Familie gebracht. Wie ein Moralist auf Reinheit der Sitten, so drang er in seinem Kreise mit puritanischer Strenge auf Reinheit in Dingen der Kunst. Das Alte war überwunden, überall sollte der Geist des Heute in neuen Formen zum Ausdruck kommen. Ob die Zeit Geist genug besaß, um eine nagelneue Welt zu schaffen, darüber hielten wir uns nicht auf. Wir hatten auf dem Weg zur neuen Welt einfach dem jeweils besten Professor zu folgen, in dessen unbedingter Verehrung er uns voranging. Es war nicht immer ein leichter Weg. Die Professoren wechselten. Heute war alles künstlich Gemachte verdammt, morgen hatte man gefärbte Kränze mit Papierblumen in die Stube zu hängen. Was war zu tun? In unsicheren Zeitläuften ist man froh, irgendwie einen Halt zu haben!

Wer die Kunst einmal richtig im Hause hat, bei dem bleibt sie auch, wenn er dem Haus den Rücken kehrt. Man kann sie doch nicht in die vier Wände bannen! Bald war sie unser unvermeidlicher Begleiter auch auf unseren Gängen in Wald und Feld geworden. Man kann kaum sagen, daß das dem Naturgenuß besonders zu statten gekommen wäre. Wie jubelnd hatte Gottfried Keller Kraft und Saft der Wälder und Berge und Blütengärten mitgenossen — obgleich er früher das Malen gelernt hatte. Bei uns geförderteren Menschen ging das so nicht mehr an. Wir hatten das Malen allerdings nicht gelernt. Um so nötiger wurde es für uns, unsere Augen unter der Anleitung der Kunst im malerischen Sehen zu üben. Wir hatten Farben zu sehen und weiter nichts. Und natürlich nicht die simpeln Farben, die jedes sieht. Es machte sich gut, von violetten Wäldern und von grünen Schatten zu reden. Und winters war es eine Errungenschaft, statt dem üblichen weißen etwa blauen Schnee zu bewundern. Die Neuerung ging bis ins kleine. Hatte man früher harmlos einen Blumenstrauß gepflückt, einen richtigen frohen Feldblumenstrauß, in dem man die oder jene Lieblingsblume wiedergefunden hatte, so war das nun ziemlich vorbei. Auch in der einzelnen Blume galt nur noch der Farbenwert. Bei Familienspaziergängen war das eine nach Gelb, das andere nach Rot ausgesandt. Und bei der Heimkehr trug man sich mit dem angenehmen Bewußtsein, auf dem sozusagen harmlosen Gang doch einer höheren Pflicht genügt zu haben. — Auf einem nächtlichen Weg im Schwarzwald, bei dem uns wenige helle Sterne am Himmel leuchteten, hörte ich einmal einen Begleiter die hochgradig gebildete Bemerkung machen, daß der Sternhimmel heute sehr schön, so gar nicht überladen sei.

Wir hatten es weit gebracht und sahen mit Befriedigung, daß auch andere um uns her auf demselben Wege waren. Am schwersten hatten es überall die Alten, die seither sicher und einfach ihre Straße gezogen waren. Sie wußten nicht mehr aus und ein. Sie konnten und konnten bei dem besten Willen nicht die Farben oder sonstigen Herrlichkeiten finden, die ihre Sprößlinge scheinbar mühelos mit Geschrei als „fein“ und „wundervoll“ begrüßten. Ein Glück, daß sie von der Jugend erzogen wurden. Von ihr ließen sie sich mit blutendem Herzen die lieben alten Photographien von den Wänden nehmen und neue Möbel in die Rumpelkammer und wurmstichige in die Zimmer schaffen. Man mußte die Jugend und die Kunst gewähren lassen! Auch auf den heikelsten Gebieten. Wie hatte man früher die Unschuld der Kinder noch weit über das Kindesalter hinaus gehütet und dafür gesorgt, daß nichts irgendwie Anstößiges in ihre Hände kam. Jetzt lagen „Jugend“ und „Simplicissimus“, die doch nicht durchaus für die Kleinen geschrieben und gezeichnet sind, für jedermann offen auf dem Tisch, und die Eltern wagten auch bei den kühnsten Bildern keinen Einwand mehr, aus Furcht, sich vor der höheren künstlerischen Einsicht ihrer grünen Jungen eine Blöße zu geben.

Freilich, die höchste Höhe hatten wir nie erklommen. So weit kam es nie, daß die Kunst das Ein und alles im Hause, und die Bewohner sozusagen nur um der Kunst willen dagewesen wären. Ich denke dabei etwa an ein verwandtes Haus, in dem eine Diele, eine wirklich feine, künstlerische Diele eingebaut wurde;

ein freier Wohnraum, mit Tischen, Bänken und Sofas bequem ausgestattet, für heiße Sommertage ein kühler Sitz. Beati possidentes? Nur ist es seit dieser Errungenschaft nicht rätlich, jene Familie zu andern als in den heißesten Zeiten zu besuchen. Man verstehe: die Diele ist ihr künstlerischster Raum. Ein einigermaßen gebildeter Mensch hält sich nirgends lieber auf, als in wahrhaft schönen Räumen; und um eine gebildete Familie handelt sich's! Sie pflegt deshalb auch in kälteren und kältesten Jahreszeiten auf der wirklich schönen — aber unheizbaren, offenen, zugigen Diele zu wohnen. Ein Familienglied ums andere erkrankt deswegen an leichteren oder schwereren Erkältungen; am raschesten natürlich die Gäste, die in diesem künstlerischen Wohnen keine Übung haben. Die Familie trägt das kleine Übel, großdenkend, wie sie ist! Das ist mir immer als ein edelstes Beispiel der Liebe zur Kunst erschienen, die kein Opfer scheut. Ich glaube, daß sich hier auch für Ärzte ein völlig neues Gebiet eröffnet, da sie Kunstkrankheiten hier wirklich physisch beobachten können. — Und noch eine andere Höhe haben wir nicht erreicht. Wir konnten es rings um uns her wahrnehmen, wie Jungfräulein und Jünglinge, auch älteren Datums, die den Einzug dieser anspruchsvollen neuen Zeit miterlebt hatten, nun auch ihr ganzes Ich, Ton und Art ihrer Persönlichkeit im Geist der Kunst zu wandeln begannen. Wie ihre englischen Anzüge einen knappen und gemessenen oder einen weitherzigeren glockenförmigen Schnitt bekammen, so gaben die jungen und schon etwas älteren Herren ihrem Sein und Innenleben (soweit es nach außen sichtbar sein sollte) einen strafferen, gemesseneren, oder einen saloppéren, weitherzigeren Stil. Und mit den Frauen und Jungfrauen, die plötzlich alle — nicht der Mode halber, sondern weil es ihnen so angenehmer war — im Winter ausgeschnitten und im Sommer später mit Stehkragen gingen, mit ihnen geschah's ähnlich. Vor dieser Durchbildung bis ins Innere haben wir nie den richtigen Respekt bekommen.

Überhaupt ging's mit uns abwärts. Das mußten Menschen, die die Kunst und uns genauer kannten, mit Bedauern und Achselzucken und schließlich mit offenem Mißfallen konstatieren. Zwei Gäste verschiedener Natur ertragen sich schwer in einem Hause. Und wir hatten einen Gast ganz irdischer Natur bekommen, einen kleinen Buben, der ohne jede Kenntnis von Kunst und was drum und dran ist, auf der Welt erschienen war. Er lag rotbackig in einer lustigen blaugestrichenen, blumengeschmückten Wiege mit roten Knäufen, die wir von einem Bauern erstanden hatten. Unser architektonischer Kunstberater hatte allerdings über diesem Gehäuse den Kopf geschüttelt. Wo blieb der Geist der heutigen Zeit?! Er war eben bei der Schönheit des eisernen Zeitalters angelangt und hätte das Kind am liebsten in eine zeitgemäße Eisenkonstruktion gebettet.

Bald begann der kleine Mann selbst mitzureden. Natürlich nicht mit wohlgesetzten Worten. Nicht einmal seine Laute waren wohlgesetzt. Er selbst stak ja noch tief in den „barbarischen Sitten der Windelvölker“, wie Gottfried Keller einmal sagt. Was er sagte, war um so weniger zu überhören. Die Wiege behagte ihm gut. Aber mit unserem übrigen Möblement konnte er sich nicht vertragen. Das Zeug vertrug keinen Kinderspaß. Seine kühle, bewußte Art schien dem Buben gegenüber noch einen Grad kühler und bewußter zu werden. Wir mußten eine

andere Stube haben, mit ordentlichem Spielraum, im wörtlichen Sinn, deren Kisten und Kasten mehr von Großmüttern und alten Zeiten als von Kunst redeten. Was wirklich von Kunstgegenständen drin war, spielte eine untergeordnete Rolle. Wir fühlten keine Gewissensbisse.

Der Bube lehrte uns eine andere Kunst. Die Kunst, Tag um Tag mit immer neuer Lust seine eigene Welt zu erobern. Goethe rühmt einmal den Dichter gegenüber dem Weltmenschen, da er erst recht den „Genuß der Welt, das Mitgefühl seiner selbst in andern, ein harmonisches Zusammensein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen“ erreiche. Mag es vom Dichter gelten. Gilt's nicht noch weit mehr vom Kinde? Wer meistert genialer und urwüchsiger als das Kind mit seinem leuchtenden Humor „eine Welt von vielen oft unvereinbaren Dingen“? Das vermag jedes zu ahnen, das einmal mit liebendem Blick die Hosentasche eines kleinen Burschen geleert hat. Kunsterziehung wollen wir unserem Sohn vom Leibe halten; ihm und uns. Wir sind allmählich so frei geworden. — Wir sahen neulich ein kleines Mädchen mit seiner Puppe vor dem Hause sitzen und erkundigten uns teilnehmend nach ihr. „'s ist eine Charakterpuppe,“ erklärte sie sachverständig; „sie hat auch einen eingedrückten Kopf.“ — Kunsterziehung. — Wir hoffen, unser Bübchen soll in der Freiheit helle Augen und kräftige Fäuste bekommen. Vor allen tugend- und lehrreichen Tanten wollen wir ihn wohl bewahren; auch vor der guten lehr- und tugendreichen Tante Kunst.



Eine Neuerung bei Denkmal-Konkurrenzen

Die Erfahrungen der letzten Zeit, zumal beim großen Bismarckdenkmal, haben aufs neue auch die breitere Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht, wieviel Kapital und Arbeit bei diesen Wettbewerben unnütz vergeudet wird. Als besonders schwierig ergab sich bei diesen Monumentalaufgaben das Verhältnis von Architektur und Plastik. Gerade in dieser Hinsicht ist nun in neuester Zeit eine bedeutsame Änderung getroffen worden. „Am 20. März fand“, so lesen wir in der „Frankf. Ztg.“, „im Rathaus zu Wien eine Sitzung des Lueger-Denkmal-Komitees statt, der auch der Vorstand der Wiener Künstlergenossenschaft, Bildhauer Professor Weyr, Regierungsrat Professor Sturm und der Kustos der städtischen Sammlungen Dr. Engelmann beiwohnten. Nach eingehender Debatte wurde der Beschluß gefaßt, zwei voneinander getrennte Konkurrenzen auszuschreiben, und zwar die eine für Architekten in der Frage der architektonischen Ausgestaltung des Platzes und die zweite für Bildhauer zur Erlangung von Entwürfen für den figuralen Teil des Monuments. Die zweite Konkurrenz wird erst nach Durchführung der ersten zur Ausschreibung gelangen. Die Idee der zweiteiligen Konkurrenz ist neu und wird wie jede Neuerung zahlreiche prinzipielle Widersacher finden, auch unter den Bildhauern, die eine Beschränkung in ihrem eigenen Gebiete fürchten. Dagegen muß aber vorweg bemerkt werden, daß die alte Schaffensfreiheit durchaus nicht beeinträchtigt wird, denn nach wie vor steht es selbstverständlich jedem Architekten frei, sich mit einem Bildhauer seiner Wahl auseinanderzusetzen und sich mit ihm zu beraten, ebenso wie es einem Bildhauer freisteht, den Architekturentwurf selbständig zu schaffen oder mit einem technisch erfahre-

nen Architekten sich zusammenzutun. Bei den großen Bildhauer-Konkurrenzen der letzten Jahre zeigte sich wiederholt, daß bei oft vorzüglicher Einzelleistung eine große Disharmonie zwischen Architektur und Plastik bestand, denn was den Bildhauer und Architekten zusammenführt, ist nicht immer innige, sich ergänzende Wesensgleichheit. Oft, besonders bei jungen Künstlern, sind es praktische technische Gründe, welche sie veranlassen, sich an einen älteren, erfahreneren, oft kapitalkräftigeren Kollegen anzuschließen, und statt einer gegenseitigen Förderung ergibt die gemeinschaftliche Arbeit häufig gegenseitige Hemmung, und wenn der fertige gemeinschaftliche Entwurf sich dem Endziel nähert, wird trotz beiderseitiger Begabung das Werk nur selten den Meister loben, die Jury aber sieht sich durch den Zwiespalt zwischen Plastik und Architektur vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Dagegen bieten die getrennten Konkurrenzen dem Architekten, dem Plastiker, der Jury, dem Publikum entscheidende Vorteile. Der Architekt hat jetzt die Möglichkeit, seiner künstlerischen Phantasie frei von jeglichen Hemmungen zu folgen, und kann einen ungebrochenen, einheitlichen Entwurf der Jury vorführen. Nicht behindert durch die Rücksichtnahme auf eine mehr oder minder vollendete Bildhauerarbeit, kann der Entwurf in seiner Totalität, als Architekturwerk in seinen eurhythmischen Verhältnissen beurteilt werden, und so ist auf der Basis der getrennten Konkurrenz bei geeigneter Jury die Gewähr gegeben, daß das zu errichtende Monument dem Platz, der Gegend, dem Zweck entspricht und dem Erbauer zur Ehre gereicht. Ist die Architekturfrage gelöst, so beginnt für den Bildhauer die köstliche Zeit der schöpferischen Tätigkeit: ist doch der begrenzte Raum sein ureigenstes Schaffensfeld. Hier muß bemerkt werden, daß es sich empfehlen würde, die Resultate der ersten Konkurrenz wenn möglich dem großen Publikum fernzuhalten. Die preisgekrönten Entwürfe müßten jedoch den bildenden Künstlern in Reproduktion, Schnitt und Grundriß unentgeltlich, und im Abguß gegen Vergütung der Selbstkosten zugänglich sein. So muß das Werk selber seine Mitarbeiterauswahl treffen, denn gerade nur jene Bildhauer, die sich dem Geist des preisgekrönten Werkes verwandt fühlen, werden mit Begeisterung an die Arbeit herantreten, eine Arbeit, die keine Konzessionen, sondern vielmehr den Einsatz einer ganzen Persönlichkeit fordert. So wird das preisgekrönte Werk selbstwerbend seine Auslese treffen und sich vor Zwiespalt zu schützen wissen; die Zahl der mitkonkurrierenden Bildhauer wird bedeutend beschränkt, und die dem Künstler erwachsenden Unkosten für Modelle und dergleichen werden um einen ansehnlichen Prozentsatz verringert werden; schließlich kann der Jury für die letzte wichtige Entscheidung ein Werk vorgelegt werden, das aus einer wirklichen Wahlverwandtschaft entstanden ist."



Alfred Messel

Eine Buchanzeige

Alfred Messel behandeln Karl Scheffler und Walter Kurt Behrendt in einer bei Bruno Cassirer (Berlin) erschienenen Monographie, so daß dem ersteren eine einleitende Betrachtung, dem letzteren die genetische Entwicklung des Künstlers zufällt. Schefflers Urteil über Messel ist bereits bekannt, so daß das Buch in dieser Beziehung nichts Neues bringt. Immerhin verdienen die feinsinnigen und durchschnittlich treffenden Ausführungen nochmals Beachtung. Beide Autoren, sei allgemein bemerkt, begegnen sich in einer warmherzigen, sehr anerkennenden, aber maßvoll bleibenden Kritik der Tätigkeit wie Bedeutung Messels; beide weichen jedoch von dieser als richtig erkannten Grenze hin und wieder, ich möchte sagen, wider Wissen und Willen, ab, um etwas zu hoch nach oben zu tendieren.

Scheffler meint, daß Messel die Kraft besessen habe, den Eklektizismus bis zur Ursprünglichkeit wieder zu vertiefen. Das ist meines Erachtens zuviel gesagt. Messel ist bis zum letzten Augenblick in formaler Hinsicht ein Eklektiker geblieben, der sich nur mit großer Geschicklichkeit der erwählten Formensprache anzuschmiegen gewußt hat; wohl aber ist es richtig zu bemerken, daß Messels Stil ein Teil des modernen Zeitstils sei. Und zwar des Zeitstils, der die Geschäftshausarchitektur schuf. Innerhalb dieser Begrenzung ist es sicher berechtigt zu sagen, Messel sei ein Neuschöpfer der berlinischen Bautradition geworden. Denn Messel hat noch sicherer als Schwechten in der Beuthstraße die Großstadtstimmung erfaßt. Aber es ist unstreitig zuviel behauptet, wenn Scheffler meint, Messel habe seine Sehnsucht, aristokratisch zu werden, erfüllt gesehen, sei zu einer abgeklärten Ruhe gekommen, nachdem er in der Zweckarchitektur alle seine Bauformen erneuert, nachdem er seinen Eklektizismus zur lebendigen Tradition vertieft habe und in seinen Museumsplänen zu einer neuen lebendig repräsentativen Monumentalität reif geworden sei. Mit dieser hohen Wertschätzung stimmt es meines Erachtens nicht überein, wenn Scheffler schreibt, Messel habe zu Schinkel sich verhalten wie ein Musiker, der ein wenig Kapellmeistermusik mache zu einem melodienreichen Musiker. Ein Mann, der nur Kapellmeistermusik zu geben vermag, ist auch nicht imstande, verstandesmäßig Erlerntes mit lebendigem Gefühl in dem Maße zu durchdringen, daß er über die Monumentalität des Zwecknaturalismus zur repräsentativen Monumentalität emporsteigt. Wohl aber hat Scheffler recht, wenn er den Geschäftshausbau, wie ihn Messel errichtet hat, als einen Eckstein moderner Bauentwicklung betrachtet. Messel ist ganz vorwiegend ein Baumeister gewesen, der mit einem klaren Verstande ausgestattet war, und der mit feinfühligem Auge alle architektonischen Kulturen überblicken, sie mit geschickter Hand und oft geschmackvoll verbinden konnte. Diese Eigenschaften setzten ihn in den Stand, seiner Zeit in einem Punkte, der Zweckarchitektur für das geschäftliche Leben, einen adäquaten starken Ausdruck zu verleihen mit Formen, die einer oberflächlichen Internationalität gewisser Kreise entsprechen. Scheffler wie Behrendt möchte ich bei der Erfassung der meines Erachtens ganz und gar nicht aristokratischen, d. h. in sich beruhenden Persönlichkeit Messels einen Ausspruch des ersteren in die Erinnerung zurückführen, den er in seiner sehr beachtenswerten Monographie Liebermanns geschrieben hat. „Ein Talent vermag nur die Regel, die das Genie gesetzt hat, zu bereichern, zu variieren und vor allem zu erweitern, aber nicht zu schaffen. Zu solcher urschöpferischen Arbeit fehlt es ihm an seelischer Vitalität, sein Gefühlsleben kann sich nur anlehnend manifestieren; bei ihm überwiegt die Rezeptivität im Gegensatz zur leidenschaftlichen Spontaneität des Genies.“ Ebenso wie Liebermann wird auch Messel in einer anderen Hinsicht limitiert. Hier wie dort finden sich die charakteristischen Merkmale der jüdischen Begabung, die Scheffler sehr treffend heraushebt. „Diese streng determinierte Rassenbegabung, die sich mit jäher Kraft nach der Emanzipation am Anfang des vorigen Jahrhunderts entfaltet und sich fast aller Hebel der öffentlichen Bildung bemächtigt hat, sucht in allem, was mit Anpassung, Einsicht und energischer Vitalität, mit Konsequenz und Temperament, mit Wirklichkeitsinstinkt und sinnlicher Abstraktionskraft zugleich, was vor allem durch eine tendenzvolle Hingabe an Zeitideen getan werden kann, ihresgleichen. Durch diese Eigenschaften erreicht der jüdische Geist eine bewunderungswürdige (?) mittlere Höhe, aber es fehlen ihm dafür die großen Höhen und Tiefen.“ Diese durchaus richtige Charakteristik jüdischen Geistes faßt auch Messel in der Tiefe seiner Persönlichkeit, d. h. derjenigen, auf die das Wort „Blut ist dicker als Wasser“ zutrifft. Damit ist für mich auch Behrendts Untersuchung über Messels Persönlichkeit erledigt wie seine Bemerkung, in Messel stecke der als nüchtern verschriene, in Wahrheit stets das Wesentliche erkennende Sachsinn der Märker.

Die Entwicklung des Künstlers Messel, der am 22. Juli 1853 in Darmstadt als der Sohn eines Bankiers geboren ist, gibt Behrendt in vorzüglicher Weise. Er zeigt sehr klar, wie Messel von überallher, in Wahrheit aus der Architektur der ganzen alten und modernen Zeit Anregungen aufnimmt, in sich verarbeitet, um endlich alle seine geistigen (und seelischen) Kräfte an dem

Geschäftshause für Wertheim erwachen, wachsen und reif werden zu sehen. Dieser Abschnitt des Buches zeugt von eindringender wie gerechter und maßvoller Kritik, nur bezweifle ich, daß Messel sich gleichsam erst selbst überwinden mußte, als er das Wertheimhaus baute. Behrendt nimmt dies an, da Messel 1886—1896 noch tief in der Romantik gesteckt habe. Im Gegenteil, Messel wurde durch den Wertheimbau zu sich selbst geführt. Unmittelbar fand der Künstler hier Vorläufer in Schwechtens und Schäfers Bauten. Messel nutzte klug, urteilt Behrendt, die Prämissen früherer Arbeiten, und indem er ihre Fehler vermied, war er so glücklich, als Erster das endgültige typenbildende Resultat zu finden. Solche und ähnliche historische Fragen werden im engeren und weiteren Sinne von Behrendt vortrefflich erörtert. Auch die Bemerkungen über die Verwendung des Dekors sind nur zu billigen, wie die wertvollen Auseinandersetzungen über die Gesamtwirkung dieses „typenbildenden Resultats". Weniger fraglos erscheinen mir die Urteile über Gebäude wie das Schultehaus, das in seiner Fassadenbildung doch recht bedenklich erscheint, oder über ein Wohnhaus in der Tauentzienstraße. Behrendts allgemeine Wertschätzung Messels als Wohnhausbauarchitekten tritt meines Erachtens anderen wie Wagner bedenklich zu nahe. Von allen Bauten, die Messel außer dem Wertheimbau errichtet hat, erscheint mir das Rathaus in Ballenstedt als der am meisten künstlerische, insoweit als er hier die Kleinstadtstimmung in demselben Maße, wie in dem ersteren Bau die Großstadtstimmung getroffen hat. Dann möchte ich das Darmstädter Museum anreihen, während mir alle übrigen Häuser wie Villen entweder wie Wiederholungen des Grundgedankens im Wertheimbau erscheinen, denen der Dekor der Häuser von zirka 1780—1800 hinzugefügt ist, oder die im wesentlichen nur als Bauten dieser zwanzig Jahre, mit einem modernen Mantel sehr geschickt und einsichtig drapiert, erscheinen. Vielfach kann ich auch bei der Behandlung dieser Bauwerke den Auseinandersetzungen Behrendts folgen, aber nicht der meiner Ansicht nach im Grunde trotz mancher Einwendungen zu hohen Bewertung, vor allem nicht in der Einschätzung der Selbständigkeit dieser Architekturen. Wenn Behrendt abschließend sagt, daß die Quintessenz Messelscher Kunst zu finden sei in dem lebendigen Sinn für das Urwesentliche baukünstlerischer Wirkungen, für die primären Prinzipien einer streng organischen Kompositionsweise und in dem sicher ausgebildeten Gefühl für die Kunst der Proportionen und für die tektonische Behandlung des Raumes, so, finde ich, bewertet der Verfasser Messel zu hoch, und stellt sich, bei der oftmaligen Betonung des Verstandesmäßigen in des Künstlers Art und Wesen, mit sich selbst in einen gewissen Widerspruch.

Hinsichtlich der Ausstattung des Buches ist der Mangel an Grundrissen und Querschnitten, wie die häufiger unbequeme zerstreute Anordnung der Abbildungen zu rügen.

Prof. Dr. B. Haendcke



Zu unseren Bildern

Die sechs Bilder, die das vorliegende Heft schmücken, sind in technischer und geistiger Hinsicht vollgültige Talentproben eines jungen Künstlers, auf den ich die Aufmerksamkeit unserer Leser um so lieber lenke, als er auch eine große Zahl kleiner Aquarelle geschaffen hat, die für den Schmuck der Hauswände sehr geeignet sind. Diese Aquarelle bringen kleine Landschaftsausschnitte und bekunden ein sorgfältiges Studium der Natur in ihren Formen und Farben. Mir will oft scheinen, daß die „moderne" Malerei über der Farbe die reiche Formengebung der Natur vernachlässige. Und doch ist es letzterdings die Form, die die Phantasie zu ihren lebhaftesten Bildungen von jeher angeregt hat. Von unseren Bildern sind die Blätter „Tropfsteinhöhle" und „Waldspuk" ein lebendiges Zeugnis dafür. Ist es ein vorzeitlicher Saurier, der drüben an der Wand starrt? War's ein böser Kobold, der eben mit

gellem Aufschrei den kecken Felsenkletterer schreckte? Es liegt in diesen Bildern ein starkes Naturerleben, wie es freilich nur dem einsamen Wanderer zuteil wird. Es ist dann eben die Einsamkeit, die sich beklemmend aufs Herz legt und schließlich in diesen Gesichten sich die sinnliche Auslösung schafft. Wer einmal in solchen einsamen Stunden an Eifel-Maren gestanden hat und im Gedenken der unendlichen Zeitfolgen, deren lebendige Erdwirkung er vor sich sieht, der Gegenwart völlig entrückt war, den mochte es wohl auch plötzlich unheimlich kalt überlaufen, als griffe unversehens ein Stück dieses Lebens undenkbarer Vergangenheit in unser eigenes Dasein. Oder aber du wandeltest in glühender Mittagssonne die heiße Straße entlang sehnsüchtig der schattigen Unterkunft zu. Die Augen sind wie wund vom vielen Schauen und der sengenden Hitze. Da lockt dich eine Anhöhe in der Nähe; angestrengt blickt das Auge hinüber, und der glühende Glast des in der Luft lastenden Lichtes zeigt dir den „Sonnenzauber“ exotischer Welten.

Der bedeutsame Schritt in dieser Natursymbolik liegt dann für den Künstler dort, wo der erlebende Mensch ganz zurücktritt, so daß die Natur gewissermaßen unbelauscht ihr eigenes Sein auslebt. Das ist die Welt, die uns Böcklin erschlossen hat. Blätter wie „Hinab“ und „Der Feuerreiter“ zeigen auch unsern Künstler auf dem Wege in diese Geheimreiche der Welt.

Kurt Jäckel, der Schöpfer dieser Bilder, ist 1883 in Frankfurt am Main geboren, also noch so jung, daß die in unsern Bildern bekundete Fähigkeit, die Landschaft zu erleben und in ihren typischen Eigentümlichkeiten als Erlebnis zu gestalten, eine schöne Erfüllung, aber ein noch viel schöneres Versprechen ist. Daß er dieses Versprechen einlösen wird, hoffen wir zuversichtlich von dem Künstler, der sich in strenger Selbstzucht von dem lärmenden Kunstgetriebe fernhält und einem arbeitsreichen Berufe die Muße zum freien Künstlerschaffen abzuzwingen vermag. K. St.





Farbige Musik und Farbenhören

Von Dr. Richard Hennig

Die heutige Psychologie teilt die Menschen unter anderem in drei verschiedene Typen ein, von denen der eine sich alle abstrakten Begriffe, um sie vollständig klar zu erfassen, visuell vorstellt, das heißt, er sieht das jeweilige Wort, die Zahl, den Begriff geschrieben oder gedruckt oder in andrer Weise sichtbar gemacht vor sich. Der zweite Typus muß sich alle Dinge gesprochen vorstellen, um ihre Bedeutung recht zu verstehen; er kann sich zum Beispiel eine Zahl nur merken, wenn er zuvor den Klang des Zahlwortes gehört hat, und er spricht oft genug dies Zahlwort erst selbst laut oder halblaut aus, um es hörbar zu machen. Noch ein andrer Typus muß sich die Begriffe irgendwie in die Gefühlssphäre übersetzt denken: er stellt sich vor, wie ein Gegenstand sich anfaßt (ähnlich wie es die Blinden oftmals tun), oder, wenn dies nicht möglich ist, muß er das betreffende Wort selber, mindestens in Gedanken, einmal gesprochen oder mit der Hand in die Luft gezeichnet haben, bevor er es sich zu eigen machen kann. Dieser Typus wird als der „motorische“ bezeichnet. — Selten treten alle drei Typen vollständig rein auf, meist sind sie gemischt, aber dennoch überwiegt wohl bei jedem Menschen das Streben nach Verdeutlichung durch Gesichts-, Gehörs- oder motorische Vorstellungen in so sinnfälliger Weise, daß danach die Einordnung der Persönlichkeit in einen jener drei Typen keine wesentlichen Schwierigkeiten macht.

Bei dem visuellen Typ gibt es nun eine bestimmte Untergruppe, die in ihrer Art ganz besonders eigenartig und auffällig ist. Die betreffenden Menschen müssen sich alle Dinge farbig vorstellen, und sie legen daher auch allen möglichen abstrakten Begriffen, insbesondere solchen, mit denen sie häufiger zu tun haben, wie z. B. Zahlen, Monaten, Wochentagen, ja selbst Krankheiten, Tugenden, Tönen, Harmonien, Tonarten usw. ganz bestimmte, immer wiederkehrende Farben bei, und während ihres ganzen Lebens ist es ihnen unmöglich, sich jenen abstrakten Begriff ohne die von ihnen hinzugedichtete Farbe vorzustellen. Obwohl Fälle dieser Art

ziemlich häufig sind, obwohl die Verknüpfung von Farbe und Begriff absolut zwangsmäßig und unentbehrlich ist, werden sich die jeweiligen Individuen ihrer Eigentümlichkeit meist so wenig bewußt, daß sie die Sache erst wirklich bemerken, wenn sie von andrer Seite ausdrücklich darauf hingewiesen werden. Manchmal ist ihnen die Sache auch so selbstverständlich, daß sie irrigerweise den Schluß ziehen, jedermann müsse dieselben Farbenempfindungen haben wie sie selber. So pflegte zum Beispiel Franz Liszt, nach einem Bericht der „Allgemeinen Musikzeitung" vom 29. August 1895, die Farben, in denen er die Orchesterklänge empfand, ohne weiteres auch bei seinen Musikern vorauszusetzen, und er sagte beim Dirigieren zu seinen Künstlern unter anderem: „Bitte, meine Herren, ein bißchen blauer, wenn es gefällt! Diese Tonart erfordert es", oder: „Das ist ein tiefes Violett, — ich bitte, sich danach zu richten. Nicht so rosa!" Ähnlich wollte zum Beispiel vor einigen Jahren die bekannte „Serpentintänzerin" Loïe Fuller die Klänge der Musik, welche ihre Tänze begleitete, durch das jeweilige Farbenspiel ihrer Gewandung illustrieren, doch scheint sie damit beim Publikum begreiflicherweise auf ein nur recht mangelhaftes Verständnis gestoßen zu sein.

Personen, welche derartige Farbenvorstellungen nicht kennen und andere Menschen gelegentlich davon sprechen hören, sehen nicht ganz selten darin ein erstes Anzeichen von geistiger Zerrüttung, ja selbst die „Farbenhörenden" betrachten zuweilen die bei ihnen auftretenden Symptome, von denen ihre Umgebung nichts wahrnimmt, mit einer gewissen Besorgnis und stellen sie wohl auf eine Stufe mit den Halluzinationen Geisteskranker. Dazu liegt nun nicht die mindeste Veranlassung vor. Das Farbenhören ist die harmloseste Sache von der Welt und nebenbei viel verbreiteter, als man zunächst glauben wird. Nach einer allerdings unverbindlichen Statistik von Bleuler und Lehmann darf man annehmen, daß im Durchschnitt unter den Gebildeten etwa jeder sechste Mensch bald mehr, bald weniger deutlich solche farbigen „Synopsien" sein eigen nennt.

Der ausgezeichnete Schweizer Psychologe Flournoy, der ein umfangreiches Werk über die Synopsien geschrieben hat, unterscheidet drei verschiedene Entstehungsursachen für das Farbenhören, die übrigens fast stets bis auf Eindrücke der frühen Kindheit zurückzuführen sind. Die erste verknüpft Gehörs- und Farbeneindrücke gemäß einer allgemeinen Übereinstimmung ihres besonderen Charakters. So werden die „dumpfen", obertonarmen Vokale o und u gern als schwarz, grau oder violett, die „hellen", obertonreichen e und i häufig als rot oder gelb, also mit den „lebhaftesten" Farben bezeichnet. Ähnlich heißt der Trompetenton fast ausnahmslos rot oder gelb, das Fagott grau oder violett, die „sanfte" Flöte häufig blau usw. Überhaupt scheint ja die Allgemeinverständlichkeit und Treffsicherheit der Bezeichnung „helle" Töne, „dunkle" Vokale, „Orchesterfarben", „Klangfarben" usw. darauf schließen zu lassen, daß mindestens Ansätze zur Verbindung von akustischen und visuellen Reizen bei jedem Menschen vorhanden sind. Die nach solchen Gesichtspunkten erfolgende Übereinstimmung von Gehörs- und Gesichtseindrücken bezeichnet Flournoy als „Gefühlsideenassoziation".

Ihr gegenüber steht die „habituelle" Assoziation, welche zwei Begriffe miteinander verknüpft, weil zufällig eine und dieselbe Farbe immer mit dem Gegen-



stand verbunden ist. Wenn zum Beispiel der Klang der Violine gelegentlich als holzbraun, der des Klavieres als schwarz und weiß bezeichnet wird, wenn oftmals die Tonart C-Dur als weiß von Klavierspielern empfunden wird oder das Rheingold-Vorspiel (infolge von Bühneneindrücken) als dunkelgrün, der Feuerzauber als rot und gelb bezeichnet wird, wenn man nicht selten Personen trifft, die den Sonntag als rot empfinden, weil dieser Tag auf den Abreißkalendern stets durch rote Farbe bezeichnet zu sein pflegt, so liegen jedesmal habituelle Assoziationen vor, die gewohnheitsmäßig einen Klang oder abstrakten Begriff mit der ihm zufällig verbundenen Farbe assoziieren. Hierher gehören auch die nicht seltenen Angaben, daß der Buchstabe o rot sei, e und die Zahl sechs gelb, der Diphthong ei und die Zahlen zwei und drei weiß usw. Dann färben also gewissermaßen die Namen der Farben auf die in ihnen enthaltenen Vokale und Diphthongen ab. Selbstverständlich müssen durch solche Einflüsse die Vokale in jeder Sprache verschieden gefärbt werden. Wenn entsprechend veranlagte Deutsche meinetwegen e als gelb empfinden, werden Engländer aus ähnlichen Gesichtspunkten heraus denselben Buchstaben vielleicht rot (red) nennen, die Franzosen grün (vert) usw. Oder der Diphthong au erscheint manchen Deutschen braun, manchen Franzosen gelb (jaune) und so weiter.

Die dritte der Flournoyschen Assoziationen wird als die „privilegierte" bezeichnet. Sie verknüpft einen Klang oder einen Begriff auf Grund eines einmaligen bemerkenswerten Zusammentreffens mit einer bestimmten Farbe. Ein Mann hält zum Beispiel den Mittwoch zeitlebens für weiß, weil er als Knabe einst an einem weißen Hause vorbeifuhr, als seine Mutter gerade sagte, es sei Mittwoch; oder der Sonntag wurde von ihm als blau empfunden, weil er als Kind an diesen Tagen des öfteren einen blauen Anzug trug.

In sehr vielen, vielleicht sogar in den meisten Fällen werden die mit Farbenhören begabten Personen freilich für die Ursache ihrer Empfindungen keine bestimmte Erklärung zu geben wissen, und es wird dann in der Regel eine privilegierte Assoziation vorliegen, an welche aber jede Erinnerung seit langer Zeit geschwunden ist, da, wie gesagt, fast alle solche Farbenverknüpfungen etwa auf die ersten zehn Lebensjahre zurückgehen. Nur vereinzelt bilden sich solche Assoziationen noch in späteren Lebensaltern heraus und können dann die Folge eines längeren Gedankenprozesses sein. Als Beispiel sei ein Fall zitiert, in dem ein Freund von mir angab, er empfinde Schuberts unvollendete H-Moll-Sinfonie als blau, weil er beim ersten Anhören durch die im Beginn hoch über allen andren Instrumenten schwebende Klarinette an den blauen Himmel erinnert wurde, der sich über die weite Erde ausspannt.

Seltsam ist es, wie jeder Farbenhörende seine farbigen Assoziationen mit solcher Bestimmtheit als einzig natürliche und selbstverständliche empfindet, daß ihm jede abweichende Farbenempfindung bei andren Menschen fast wie eine Unbegreiflichkeit erscheint: Jemand, für den die Zahl sieben grün ist, hat kein Verständnis dafür, wie ein andrer sie als schwarz bezeichnen kann usw. Besonders kräftige Gefühlsempfindungen können sogar, wenn sie in Farben übersetzt werden, vereinzelt so deutlich sein, daß sie nicht nur vorgestellt, sondern gradezu wahrgenom-

men werden. Ein Professor aus Lausanne, der C-Dur als weiß empfand, gab mir an, daß er beim Anhören von Tonstücken in C-Dur, die ihm musikalisch besonders viel zu sagen hätten, zum Beispiel während des letzten Satzes der Beethovenschen „Fünften“ oder während der Freischütz-Ouvertüre, ein so intensives Weiß tatsächlich wahrnehme, daß er unwillkürlich geblendet die Augen schließen müsse. Hierher gehört auch der Fall eines von Flournoy zitierten Engländers, der beim Hören eines akustisch besonders wirkungsvollen Wortes, three, so deutlich eine rote Farbe vor sich sah, daß ein tatsächlich vorhandenes gelbes Gesichtsfeld sich für ihn orange färbte! Diese Farben treten vereinzelt mit solcher Bestimmtheit auf, daß sie gradezu einen Fingerzeig zur Deutung sonst nicht erkennbarer Eindrücke abgeben können. So vermochte ein Frankfurter Herr, von dem eine Gießener Dissertation von Moritz Katz kürzlich berichtete, aus seinen Farbenvorstellungen zu erkennen, in welcher Tonart ein jeweilig gehörtes Musikstück stand, obwohl er kein absolutes Gehör besaß. Zuweilen komplizieren sich die Empfindungen bei gewissen Tonarten noch sehr viel mehr. Ein Student, der E-Dur als rot, F-Dur als blau empfand, schrieb mir zum Beispiel, er liebe es, sich die Tonarten männlich oder weiblich vorzustellen (auch bei Zahlen findet man öfters eine Unterscheidung nach dem Geschlecht), und bemerkte dazu: „F-Dur ist meine Lieblingstonart von je gewesen, so sehr, daß ich bei mir unbekannten Werken mit fast ängstlicher Spannung nach einem Stück F-Dur ausschaue. Das führt manchmal zur Überschätzung solcher Stellen. E-Dur ist aber eine starke Konkurrentin; ich bekomme, wenn ich diese Tonart höre, eine unbestimmte Angst, ich erliege einfach ihrer Schönheit, sie ist mir wie ein geliebtes schönes Weib, während F-Dur ich selbst sein könnte ... Bei gewissen Tonarten habe ich die Vorstellung des Dunklen, wie Es-Moll, H-Dur, As-Dur (daher mir das Adagio der Pathetique-Sonate als Kind immer unheimlich war), hingegen als sehr hell empfinde ich Fis-Dur (auch als eigentliche Loge-Tonart im „Ring“) ... Schneidend hell und kalt ist Fis-Moll für mich.“

Die mit musikalischen Eindrücken verbundenen Farbenempfindungen verdienen ein ganz besonders lebhaftes Interesse, weil sie gradezu auch zur Beurteilung mancher musikgeschichtlich bedeutsamen Produkte Fingerzeige geben. Eine ganze Reihe von berühmten Komponisten neigte nachweislich sehr stark zum musikalischen Farbenhören, so insbesondere, neben dem schon genannten Franz Liszt, Robert Schumann, E. T. A. Hoffmann, Meyerbeer, Joachim Raff, Hans von Bülow, wahrscheinlich übrigens auch Beethoven und Richard Wagner. Das gleiche gilt für einige unsrer größten und „empfindsamsten“ Dichter, so für Heine, Tieck, Mörike, Ganghofer und andere. — Bei Robert Schumann waren Farbenempfindungen so lebhaft, daß er sie sogar in seine musikalischen Kritiken mit übernahm; so äußerte er sich zum Beispiel in einem Brief über eine Sammlung von Lickl'schen Musikstücken: „Die hervorstechende Farbe der ganzen Sammlung ist überhaupt ein gemütliches Blau; nur selten nimmt er grellere, grauere zu seinen Schilderungen“, und in einer Besprechung von Szymanowskaschen Etüden schrieb er: „Zarte blaue Schwingen sind's, die die Wagschale weder drücken noch heben.“ Ebenso lebhaft und oft identifiziert Tieck in seinen Schriften musikalische Eindrücke mit Farben. Einmal heißt es zum Beispiel bei ihm: „Der Geist der Flöte ist himmel-

blau und führt dich in die blaue Ferne, die Violine zeigt funkelnde Lichter und durchschimmernde Farben, die in Regenbogen durch die Luft ziehen. Die roten Scheine zucken und spielen hinauf und hinab." In der schönen Literatur trifft man gar nicht selten auf ähnliche, zum Teil sehr detaillierte Schilderungen, die zunächst ganz unverständlich anmuten, wenn man nicht mit den Tatsachen des Farbenhörens leidlich vertraut ist. Im „Landvogt von Greifensee", einer der „Züricher Novellen" Gottfried Kellers, ist dies Farbenhören sogar ausschlaggebend in den Mittelpunkt der Handlung gerückt, denn die Braut eines Malers, der durch musikalische Klänge die Farbenstimmungen vor seinem Auge erzeugte, die er grade für seine Gemälde suchte (wie das bei Malern in Wirklichkeit zuweilen vorkommt), wird durch diese von ihr für krankhaft gehaltene Eigentümlichkeit ihres Verlobten so erschreckt, daß sie die Verlobung aufhebt. — Ja es ist wohl kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, daß auch die musikalische Literatur gelegentlich Werke aufweist, die nur vom Standpunkt des Farbenhörens sich ganz in ihrer vom Komponisten gewollten Bedeutung erkennen lassen. Ist es doch fast eine Selbstverständlichkeit, daß etwa ein Mann, der so lebhaft wie Robert Schumann Instrumente, Töne und Tonarten farbig empfindet, auch in seinen Tondichtungen bei Textillustrationen darauf achten wird, die etwa darin vorkommenden Farben durch seine subjektiven kolorierten Tonempfindungen angemessen zu erläutern. Sollte nicht zum Beispiel unter diesem Gesichtspunkt die sonst geradezu unverständliche eintönige Sechzehntelbegleitung zu verstehen sein, die Schubert für sein Lied „Die liebe Farbe" aus den „Müllerliedern" gewählt hat? Die in dem Lied besungene „liebe Farbe" ist das Grün. Schubert hat nun dazu eine Begleitung geschrieben, in der unaufhörlich in gleichmäßig hämmernden Sechzehnteln die Dominante Fis der Originaltonart H-Moll zweihundertmal hintereinander während jedes Verses erklingt. Wir wissen zwar nichts von Synopsien Schuberts; dennoch ist es nach dem Gesagten, im Hinblick auf die Häufigkeit des Farbenhörens bei Musikern, mehr als wahrscheinlich, daß Schubert den Ton Fis als grün empfunden hat — andernfalls wäre die seltsame, in der gesamten musikalischen Literatur meines Wissens einzig dastehende Begleitung geradezu unbegreiflich. Die Vermutung gewinnt an Boden, wenn man bedenkt, daß auch im nachfolgenden Liede „Die böse Farbe", womit wieder das Grün gemeint ist, acht Takte lang hintereinander abermals das Fis, als Dominante der Tonart H-Dur, erklingt, während die Worte „mich armen, armen weißen Mann" zwei Takte lang von Sechzehnteln auf Cis begleitet werden.

Schon bevor die psychologische Wissenschaft zum ersten Male auf diese seltsamen Erscheinungen aufmerksam wurde (1873), hatte die schöne Literatur sich dieser Eigentümlichkeiten bemächtigt. So erzählt Friedrich Gerstäcker in seinem Roman „Der Kunstreiter" von einem alten Mann, der den Gesang der Vögel farbig empfindet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die nachstehend wiedergegebene Beschreibung Gerstäckers der Wirklichkeit entnommen ist. Er läßt jenen Mann unter anderem sprechen:

„Die Grasmücke singt rot, aber kein brennend schmerzendes Rot, wie der Kanarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem

Leben am nördlichen gestirnten Himmel habe Strahlen aufschießen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau — dunkelblau wie der Nachthimmel selber, daß man die beiden kaum voneinander unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle Korngelb der reifen Ähren, das Rotschwänzchen ein allerliebstes bläuliches Grau, die Schwalbe weiß, der Nußhäher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz, ich mag den geschwätzigen hirnlosen Burschen auch deshalb nicht besonders leiden; die Drossel singt dunkelgrün, und fast alle Farben finden sich unter den Sängern des Waldes, alle, mit ihren leisesten Schattierungen, nur nicht hellblau. Kein Vogel, und das ist etwas, worüber ich schon oft und lange nachgedacht, singt hellblau, und nur ein einziges Mal, und zwar eine einzige Nacht, habe ich eine Nachtigall gehört, die hellblau sang, und das war das schönste Himmelblau, das man sich nur denken kann."

Nicht ganz selten greifen die lebhaften Farbenempfindungen, bald fördernd, bald hemmend, in die Alltagsbeschäftigung und die Berufspflichten der Menschen ein. Daß manche Maler sich mit Hilfe von Tönen die jeweilig benötigten Farbenstimmungen für ihre Gemälde schaffen, wurde schon erwähnt. Gruber erzählt von einem Sänger, der auf Grund seiner Synopsien die Reinheit seiner Intonation beurteilen und nötigenfalls verbessern konnte. Ebenso wird von einem Musiker gesprochen, der beim Stimmen seiner Geige kein anderes Hilfsmittel anwandte, als die in ihm auftauchenden Farbenempfindungen. Galton und Colman erzählen von Personen, die ihre Orthographie mit Hilfe von Farbenvorstellungen kontrollieren und berichtigen. Der berühmte Ägyptologe Lepsius verband philologische Begriffe mit Farben und bediente sich dieser mit Vorteil, da beim Konjugieren zwar die Wortendungen ihre Farben wechselten, während der Stamm des Verbums seine Grundfarben beibehielt. Ein andrer Kenner des Ägyptischen gab an, das Studium der Sprache sei ihm durch die schönen Farben bedeutend erleichtert worden, die griechische Sprache hingegen rufe so häßliche Farben in ihm hervor, daß er für sie wenig Neigung habe. — Umgekehrt können die Farben auch störend wirken. Flournoy berichtet von einer Dame, die beim Lesen sehr gestört und rasch ermüdet wurde, weil sie alle Buchstaben farbig empfand. Ebenso erzählt Wallaschek von einem Gesanglehrer, der seinen Beruf aufgeben mußte, weil ihm die mit unreinem Intonieren verbundenen Farben geradezu unerträglich wurden.

Sokolow beschreibt den Fall einer Dame, welche mit jeder männlichen Person eine bestimmte Farbe verbindet, die ihr in Gestalt einer Wolke von der ungefähren Form Afrikas in 1 m Entfernung und in ½ m Höhe über dem Erdboden sichtbar wurde. Mir selbst wurde von einem Herrn berichtet, der ebenfalls mit jeder Person, selbst wenn nur ihr Name genannt wurde, eine bestimmte Farbe verband. — Originell und in der Literatur bisher nirgends bekannt ist eine Äußerung von Leon Gozlan, der alle möglichen Gemütsstimmungen des Menschen in Farben übersetzte: „Da ich etwas närrisch bin, habe ich — ich weiß selbst nicht warum — die verschiedenen Empfindungen, die ich habe, mit einer Farbe oder einer Farbennuance in Verbindung gebracht. So ist für mich das Mitleid blaßblau. Die Resignation ist perlgrau, die Freude apfelgrün, der Überdruß ist wie Kaffee mit Milch, das Vergnügen wie rosenfarbener Samt, der Schlaf hat die Farbe von

Tabakrauch, die Reflexion ist orangefarben, der Schmerz rußfarben, die Langeweile schokoladefarben. Der unangenehme Gedanke, eine Rechnung bezahlen zu müssen, ist bleifarben, der Gedanke an das Geld, das man zu bekommen hat, hingegen schillerndrot. Der Tag der Mietezahlung ist erdfarben — eine häßliche Farbe! Zu dem ersten Rendezvous gehen — die Farbe starken Tees. Was das Glück betrifft, so ist das eine Farbe, die ich nicht kenne ..." — Ob nicht mit derartigen Vorstellungen auch ursprünglich der Umstand zusammenhängt, daß man ganz landläufig die verschiedenen Tugenden usw. mit Farben bezeichnet, wie die „Farbe der Unschuld", „Farbe der Hoffnung" usw.?

Wie verbreitet die Verknüpfung von Farbenvorstellungen mit den verschiedenartigen Begriffen und Worten ist, geht vielleicht besonders deutlich aus folgendem, mir aus Ostpreußen gemeldeten Falle hervor: In der Unterhaltung eines kleinen Kreises von Gebildeten waren Zweifel entstanden, ob der Hoangho oder der Jangtsekiang der berühmte „Gelbe Fluß" Chinas sei. Durch Nachschlagen im Konversationslexikon überzeugte man sich davon, daß der Name Hoangho die chinesische Übersetzung von „Gelber Fluß" ist, aber alle Teilnehmer des Gesprächs stimmten darin überein, daß eigentlich Jangtsekiang „viel gelber klinge"!

Alle diese Dinge sind in den letzten Jahrzehnten schon oftmals bearbeitet, aber noch niemals systematisch in ganzem Umfange behandelt worden. Zweifellos ist auf diesem Gebiete noch sehr viel wertvolles Material, das der Psychologie bedeutsame Schlüsse gewährt, zu finden, und jeder Farbenhörende kann durch Selbstbeobachtung zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis ein Scherflein beitragen. Es bedarf im allgemeinen nur eines Hinweises auf das interessante Thema, um massenhaft neues Beobachtungsmaterial zu erlangen. Manche Menschen betrachten ihre Eigentümlichkeit, wie der eben zitierte Gozlan, als eine Narretei, andre sind wieder so fest von der Naturnotwendigkeit ihrer Erscheinungen überzeugt, daß sie ohne weiteres bei andren Menschen dieselben Empfindungen voraussetzen, wie es Franz Liszt und Schumann taten, wenn sie von blauer, violetter und roter Musik wie von einer Selbstverständlichkeit sprachen. Flournoy berichtet von einer Dame, die höchst erstaunt war, als sie im Alter von fünfundfünfzig Jahren eines Tages hörte, daß es auch Menschen ohne solche Farbenempfindungen gebe!

Um den ganzen Vorgang des Farbenhörens richtig zu verstehen, muß daher darauf hingewiesen werden, wie schließlich jeder Mensch genötigt ist, sich rein abstrakte, theoretische und Kollektiv-Begriffe irgendwie sinnlich wahrnehmbar vorzustellen. Ohne sinnliche Anschaulichkeit, und sei es in bescheidenster Form, ist eben auch für den geschultesten abstrakten Denker und Mathematiker eine Vorstellung nicht wohl möglich. Auch für die kompliziertesten mathematischen Dinge ist eine Anschaulichmachung erforderlich, sei es durch Vorstellen von gesprochenen Worten, sei es durch eine Verdeutlichung in geschriebener oder auch in geometrischer Form. Die visuell veranlagten Menschen stellen sich meinetwegen den Begriff Afrika in sehr mannigfacher Form vor: der eine sieht das geschriebene Wort, der zweite erblickt eine Landkarte vor sich, der dritte den allgemeinen charakteristischen Umriß des Erdteils, der vierte ein tropisches Landschaftsbild, der fünfte ein Stück vom Globus und

der sechste eben eine Farbe, die ihrerseits wieder ebensogut durch Eindrücke des Atlas (privilegierte Assoziation) veranlaßt sein kann, wie durch Farbenvorstellungen, die an den hervorstechenden Buchstaben A geknüpft werden, usw. Jeder Mensch schafft sich dabei, gänzlich unbewußt, eigne Arten der Verdeutlichung, die zuweilen sehr wunderlicher Natur sein können. So wurde gelegentlich der Begriff „Zweck“ als Bindfaden, „Erhaltung der Kraft“ als Küchenuhr vorgestellt, weil an den Gewichten einer solchen Uhr das Gesetz zuerst klar wurde; unter „Gott“ stellt sich der eine einen alten Mann vor, wie ihn etwa Dorés Bibel beim Bilde von der Welterschaffung vorführt, ein andrer ein freundliches Vollmondsgesicht, der dritte eine rötliche Wolke usw. Flournoy berichtet von sich selbst, er habe sich stets den Begriff „Seele“ als Dreieck vorgestellt, das, mit der Spitze vorauf, in den Raum emporfliegt. Sehr lange sann er vergeblich darüber nach, worauf diese Assoziation zurückzuführen sei, bis er schließlich bemerkte, daß der accent circonflexe des französischen Wortes âme die Veranlassung geboten habe. Auch erwähnte mir gegenüber ein Herr, daß er beim Hören des Namens Fontane sich stets einen Postwagen vorstelle, der im Sonnenschein am Fuße der alten Uchtenhagenburg bei Freienwalde dahinfahre. So ließen sich die Beispiele in außerordentlicher Menge mehren.

Niemandem wird es einfallen, derartige Verdeutlichungen und Versinnlichungen abstrakter Begriffe für abnorm oder gar krankhaft zu erklären. — Nun, das Farbenhören stellt eine genau ebensolche Form der sinnlichen Verdeutlichung dar, wie sie eben von Personen, die gern farbig empfinden, bevorzugt wird. Da die Farbenvorstellungen sich naturgemäß durch besondere Intensität auszuzeichnen pflegen, sind vielleicht auch die farbigen Synopsien ein wenig kräftiger als andre sichtbar vorgestellte Gebilde, aber krankhaft sind sie selbstverständlich in keinem Falle.



Beethovens „unsterbliche“ Geliebte

Beethovens trefflicher Jugendfreund J. G. Wegeler sagt in seinen Erinnerungen: „Beethoven war nie ohne Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen.“ Er bestätigt damit die Empfindung eines jeden, der in den Adagiosätzen der Sonaten lyrische Ergüsse eines leidenschaftlichen Herzens hört, mit denen nur Goethes elegische Lyrika zu vergleichen sind. Inzwischen haben die Briefe Beethovens und etliche andere seiner Aufzeichnungen Wegelers Worte noch ausdrücklich bestätigt und wir wissen sicher, daß der große Einsame und Störrische für echte Fraulichkeit und edle Frauenschönheit stark empfand, daß er sich nach dem Weibe sehnte, aber aus höheren Gründen einsam blieb. Groß und edel steht Beethoven auch in dieser Hinsicht da, unantastbar in der Reinheit seines Fühlens und der Lauterkeit seiner Gesinnung. Daß auch edle Frauen für den „häßlichen“ und „wilden“ Beethoven empfanden, bestätigt ebenfalls Wegeler, der sagt, daß Beethoven manche Eroberungen gemacht habe, „die manchem Adonis, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer geworden wären“.

Die Beethovenbiographien zählen denn auch eine ganze Reihe von Frauen auf, denen

Beethoven näher getreten sei; angefangen mit der ihm von Bonn her bekannten Sängerin Magdalene Willmann, der er einer Überlieferung zufolge 1795 einen Heiratsantrag gemacht haben soll, über die schöne italienische Komtesse Giulietta Giucciardi zur Gräfin Therese Brunswick. Dann folgen Bettina Brentano, Therese Malfatti und Amalie Sebald.

Nur für Giulietta Guicciardi, die in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts Beethovens Klavierschülerin war, haben wir von ihm selbst die klare Bestätigung seiner Liebe, und zwar, was besonders wichtig ist, aus seinen alten Tagen. In einem der „Konversationshefte", mit Hilfe derer sich der taube Meister mit seinen Freunden unterhielt, findet sich aus dem Jahre 1823 eine Unterhaltung mit Schindler, die sich um die Gräfin Gallenberg — zu dieser wurde Giulietta 1803 — dreht. Da die Unterhaltung im Wirtshaus stattfand, wurde sie französisch geführt. Die merkwürdigen Sätze lauten:

„j'étois bien aimé d'elle et plus que jamais son époux.

il étoit pourtant plutot son amant que moi, mais par elle j'en apprinois de son misère et je trouvais un homme de bien qui me donnoit la somme de 500 fl. pour le soulager . . .

elle est née Giucciardi

Ell' étoit prise [?] qu'épousse de lui avant [son voyage (ergänzt Schindler)] de l'Italie — [arrivé à Vienne (ergänzt Schindler)] elle cherchait moi pleurante, mais je la meprisois. —

Schindler: „Herkules am Scheidewege! —"

Außerdem aber besitzen wir unter Beethovens Briefen ein seltsames Schriftstück, das in der monumentalen Ungefügtheit des Ausdrucks wie der Ausbruch eines Vulkans wirkt. Es war bislang der einzige Liebesbrief, den wir aus Beethovens Feder besaßen, und die Frau, an die er gerichtet war, heißt in Beethovens Lebensgeschichte nach einem Ausdruck des Briefes „die unsterbliche Geliebte". Man findet den herrlichen Brief in meiner Ausgabe der Briefe (2. Aufl. S. 217).

Wer war diese „unsterbliche Geliebte"? Der Brief war eher dazu angetan, Rätsel aufzugeben, als sie zu lösen. Jede genaue Namensangabe fehlt, ebenso die Ortsbestimmung und die Jahreszahl. Die anderen näheren Umstände, die der Brief erwähnt, sind romantisch: eine Reise durch wüste Wälder, Wagenbruch u. dgl. Das einzige, woran man sich zunächst halten konnte, waren die Zeitangaben der drei Abschnitte, in denen der Brief geschrieben ist: „am 6. Juli morgens", „abends Montags am 6. Juli", „guten Morgen am 7. Juli". Wollte man nicht annehmen, daß sich Beethoven in der Datierung geirrt habe, so mußte man also nach Jahren suchen, in denen der 6. Juli ein Montag war. So kam man auf die Jahre 1795, 1801, 1807, 1812, 1818.

Es gibt eine umfangreiche Literatur über diese Frage. Schindler, Marx und A. Chr. Kalischer hatten die Gräfin Guicciardi als Empfängerin des Briefes bezeichnet. Sie mußten dann, da die Genannte 1801 Gräfin Gallenberg wurde, den Brief ins Jahr 1801 verlegen. Dagegen erhob der große Beethovenbiograph Thayer Einspruch, der mit ausführlicher Begründung das Schreiben nach 1806 verlegte und die Gräfin Therese Brunswick als Empfängerin ansprach. Neuerdings noch sucht La Mara aus den „Memoiren der Gräfin Brunswick" neue Gründe für diese Meinung beizubringen. Andere Forscher brachten jede der übrigen oben genannten Frauen in Vorschlag. Irgend einen zwingenden Grund vermochte aber keiner beizubringen, und es blieb also jedem Einzelnen überlassen, wen er sich unter der „unsterblichen Geliebten" denken wollte.

Jetzt scheint der Zufall die Lösung gebracht zu haben. Der treffliche Paul Bekker, von dem wir zum Herbst eine neue Beethoven-Biographie zu erwarten haben, ist in der Lage, einen neu entdeckten Brief Beethovens zu veröffentlichen, der — wenn er, was kaum zu bezweifeln, als echt befunden wird — das Dunkel lichtet. Wir geben im folgenden diesen Brief und auszugsweise die Erläuterungen, die Paul Bekker dazu im ersten Augustheft der „Musik" veröffentlicht.

Herzliebstes! 8. Juli Nachmittags.

Mein Brief ist fort — — ich gab ihn noch gestern zur post, u. schon Reue erfaßt mich — — grimmigste b i t t e r st e Reue!! — — Daß ich Dir so geschrieben, daß ich die Kümmernisse des Entferntseyns, die innere Zerrissenheit meiner seele — — hervorgerufen durch die leidige Trennung von Dir, dem Vieltheueren Wesen — — so kläglich zu Papier gebracht, das reut (?) mich über die Maaßen. — — Kleinmüthig will ich in Deinen mir (ein Wort schwer leserlich) Augen zu allerletzt erscheinen — — Ich weiß, doch vielmehr ich hoffe, daß ferne von mir, Deine Blicke nur auf weniger Dich als sich liebenden Menschen fallen können — — Doch in Deinen Augen will ich groß dastehen — Göttlich begnadet u. deshalb groß, so unverdient auch das Gnadengeschenk Deiner Zuneigung mag sein. — Von anderem stande, umgeben von stolzen Angehörigen, die etwa (?) herabsehen auf mich, drängt es mich Zwiefach zu erweisen, was ich kann und bedeute im Reiche der Kunst — Ein Generalissimus ist Dein Ludwig — ebenbürtig jedwedem — — Ach könnt ich Dir in Tönen sagen, wie sehr Du mein Alles bist — mir wäre leichter — — Ein nicht übles thema fiel mir ein u. fangt so an.



Aber die Worte darüber muß ich verschweigen, wenn ich sie auch hinausjubeln möchte — — Ich habe Dir mein Portrait gegeben, u. Du siehst die garstige Hülle meiner Dir angehörenden seele in einsamen stunden — — Ich besitze Dein Bild nicht, u. dennoch — ich sehe Dich — — mein Ohr läßt Deine stimme erklingen, und oft (m) als frage ich mich, es ist ein Traum — oder ist es Wirklichkeit? — —

Ach wäre es bald wahr, so wahr als Dich treuehrlichst liebt

Dein Göttinverlassener

Ludwig.

Die erste Frage, die sich wohl jedem nach der Durchlesung dieses ergreifenden Schriftstückes aufdrängt, lautet: Steht dieser neue Liebesbrief in irgend einem Zusammenhang mit dem bekannten an die „unsterbliche Geliebte"? Äußerlich sind keine Ähnlichkeiten vorhanden. Der erste Brief ist mit Blei auf dünnem, gelbem Postpapier in Oktavformat geschrieben. Der neue Brief ist mit Tinte auf derberem, augenscheinlich unliniiertem Notenpapier von grauweißer Farbe geschrieben und weist größeres und breiteres Format auf. Aber das Datum! Der erste Brief ist datiert vom 6. und 7. Juli — der neue trägt die Überschrift 8. Juli. Am Schluß des ersten schreibt Beethoven: „Eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht — und ich muß daher schließen, damit Du den Brief gleich erhältst." Und jetzt beginnt Beethoven: „Mein Brief ist fort — ich gab ihn noch gestern zur Post." Mehr noch: der ältere Brief ist augenscheinlich im ersten, übermäßig leidenschaftlichen Bewußtwerden der Trennung geschrieben. Und nun reut Beethoven diese unverhüllte Aussprache seines Schmerzes. Die Besonnenheit und männliche Festigkeit kehrt zurück. „Daß ich Dir so geschrieben, ... das reut mich über die Maßen."

Wenn diese beiden Briefe nicht zusammengehören, nicht an drei aufeinanderfolgenden Tagen (6., 7., 8. Juli) geschrieben worden sind, so müßte Beethoven in demselben Jahre, dem der zweite Brief entstammt, einen dem ersten fast gleichlautenden abgesandt haben. Denn der Inhalt des neuen Briefes setzt den des älteren unbedingt voraus, und es wäre wohl ein mehr als seltsamer Zufall, wenn zwei einander so ähnliche Liebesaffären jedesmal in den ersten Julitagen gespielt hätten. Auch ist der Ton des neuen Briefes dem des älteren so ähnlich, daß ihre zeitliche Nachbarschaft so lange als sicher gelten muß, bis etwa ein noch unbekannter

Liebesbrief vom 7. Juli eines anderen Jahres zutage kommt, der sich als Vorgänger des jetzt aufgefundenen erweist. Bis dahin sind wir berechtigt, die beiden Briefe als zu einander gehörig zu betrachten. Es werden im weiteren Verlaufe der Untersuchung noch mehrere Momente erkennbar werden, die für die unmittelbare zeitliche Aufeinanderfolge beider Schriftstücke sprechen.

Aber was ist durch diese Entdeckung für die Klärung der Frage nach der „unsterblichen Geliebten" gewonnen? Auch der neue Brief nennt keinen Namen, verschweigt Ort und Jahreszahl der Entstehung! Immerhin gibt er den wichtigen, im ersten Brief nicht enthaltenen Hinweis, daß die Geliebte höheren Standes ist als der Briefschreiber. Damit scheidet zunächst Magdalene Willmann aus dem Kreise der in Betracht kommenden Frauen aus. Daraus wieder ergibt sich die Folgerung, daß der Brief nicht 1795, sondern — da die mutmaßliche Geliebte von 1795 bürgerlichen Herkommens war — frühestens in dem nächsten der zur Auswahl stehenden Jahre geschrieben sein kann. Demnach wäre zunächst durch den Hinweis auf den Stand des Mädchens die Zeitgrenze nach unten festgestellt: der Brief kann nicht vor 1801 geschrieben sein.

Nicht nur Magdalene Willmann, auch Therese Malfatti und Amalie Sebald waren bürgerlicher Herkunft. Ihre Kandidaturen sind daher gleichfalls durch den neuen Brief erledigt. Auch auf Bettina von Arnims mit Beethoven eng befreundete Verwandte würden die Worte schlecht passen, die Beethoven über die stolzen Angehörigen seiner Geliebten schreibt. Es bleiben also nur noch zwei Namen übrig, allerdings gerade diejenigen, um die bisher am meisten gestritten wurde: Komtesse Giulietta Guicciardi und Gräfin Therese Brunswick. Beethovens Liebesverhältnis zu Therese Brunswick — für das direkte oder indirekte Zeugnisse überhaupt nicht vorhanden sind — wird von den Verteidigern der Brunswick-Hypothese frühestens in das Jahr 1806 verlegt. Es ist überflüssig, hier die Gründe zu erwägen, die für oder gegen dieses Jahr sprechen. Wichtig ist nur, daß die Liebesbriefe, wenn sie an Therese Brunswick gerichtet sind, nicht vor 1806, sondern möglicherweise noch später geschrieben sein müssen. Es ist nicht einmal nötig, die Zeitgrenze nach unten auf 1806 festzusetzen. Es genügt, zu wissen, daß Therese Brunswick vor 1802 Beethovens Zuneigung nicht besessen haben kann, da Beethovens Herz bis zu diesem Jahr Giulietta Guicciardi gehörte.

Die Guicciardi-Episode, über deren Wahrheit Beethovens eigenes Zeugnis vorhanden ist, kann nur vor dem Jahre 1803 gespielt haben, da Komtesse Giulietta sich in diesem Jahr mit dem Grafen Gallenberg vermählte und Wien verließ. Von den Jahren vor 1803 kommen, entsprechend der Datierung im ersten Brief „Montags am 6ten Juli", nur 1795 und 1801 in Frage. 1795 war die Familie Guicciardi noch in Laibach. Selbst wenn Giulietta schon vor ihren Angehörigen zur Erziehung nach Wien gekommen wäre, hätte sie jedoch 1795 Beethovens Liebe noch nicht erwecken können, denn sie zählte damals erst elf Jahre. Das einzige Jahr, das also — die Richtigkeit der Beethovenschen Tagesangabe im ersten Brief immer vorausgesetzt — für ein näheres Verhältnis zwischen Beethoven und Giulietta in Betracht kommen kann, ist 1801. Damals zählte die schöne Italienerin 17 Jahre, Beethoven annähernd 31 Jahre. Es verdient jedenfalls Beachtung, daß Beethoven im November 1801 an seinen Freund Wegeler schreibt: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht... Diese Veränderung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit 2 Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande — und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heirathen; — Ich muß mich nun noch wacker herumtummeln."

Diese Äußerung in Verbindung mit den schon erwähnten Sätzen im Konversationsheft von 1823 beseitigt jeden Zweifel an dem 1801 bestehenden Liebesverhältnis mit Giulietta. Aber ist sie die Adressatin des Briefes, vielmehr der beiden Briefe? Sie müßten dann 1801

geschrieben sein, also in dem Jahre, das als frühester Termin für die Entstehung der Briefe erkannt wurde. Der erste Brief enthält keine darauf bezügliche Angabe. Bietet der zweite Brief Anhaltspunkte, die eine spätere Entstehung ausschließen?

Wieder stoßen wir auf den Kern des Problems: In welchem Jahre wurden die Briefe geschrieben? Eine direkte Antwort auf diese Frage gibt auch der neue Brief nicht. Fast scheint es, als habe der Zufall, der uns nach Jahrzehnten mühevollen Forschens den so inhaltsreichen zweiten Liebesbrief in die Hände spielte, uns gleichzeitig zum Besten haben wollen, indem er auch hier das Wichtigste, die Angabe der Jahreszahl, fehlen ließ. Aber diese Bosheit des Zufalls soll zuschanden werden: der neue Brief enthält doch eine genauere Zeitangabe als der altbekannte. Nicht in Ziffern, nicht in Worten, sondern — in Noten. Beethoven zitiert ein „nicht übles Thema", das ihm einfiel, und dessen Anfang er der Geliebten mitteilt. Woher stammt das Thema? Kann es uns auf die rechte Spur helfen? — —

Das Thema findet sich Note für Note, Takt für Takt, in Rhythmus und Tonart genau mit dem Brief übereinstimmend: im Finale des Streichquintetts op. 29. Daß Beethoven seiner Liebsten, die zweifellos wie die meisten der musikliebenden Wiener Adligen in seinen bis dahin erschienenen Werken gut Bescheid wußte, ein Thema aus einer bereits bekannten Komposition mitgeteilt haben würde, darf als ausgeschlossen gelten. Nicht nur innere Gründe sprechen dagegen, sondern auch der Satz, mit dem Beethoven die Mitteilung begleitet: „Ein nicht übles Thema fiel mir ein und fangt so an." Höchstwahrscheinlich hat Beethoven also den Brief während der Arbeit am Quintett geschrieben, auf jeden Fall aber vor der Fertigstellung resp. Bekanntmachung des Werkes. Das Quintett wurde laut Beethovens eigenhändiger Bemerkung auf dem Autograph der Partitur im Jahre 1801 komponiert.

Das Geheimnis der Liebesbriefe klärt sich auf ungeahnte Weise. Beiden müssen nicht nur — wie bereits festgestellt wurde — frühestens, sondern auch, wie das Notenzitat aufweist, spätestens im Jahre 1801 geschrieben worden sein. Damit ist die Frage, ob sie an Therese Brunswick oder Giulietta Guicciardi gerichtet waren, endgültig zugunsten der Guicciardi entschieden. Auf das Jahr 1801 passen auch alle sonstigen Hinweise: Beethovens Datierung „Montags am 6ten Juli", sowie im Novemberbrief an Wegeler die Erwähnung des „lieben zauberischen Mädchens", das leider nicht von Beethovens Stande sei. Mag Beethoven Therese Brunswick, Therese Malfatti, Bettina v. Arnim, Amalie Sebald und noch andere geliebt haben oder nicht — die Adressatin der Liebesbriefe kann keine von ihnen gewesen sein. Sofern nicht erwiesen wird, daß der neu aufgefundene Liebesbrief vom 8. Juli außer Zusammenhang mit dem vom 6. und 7. Juli datierten älteren Brief steht, wird hiermit zum erstenmal auf Grund unumstößlicher Tatsachen festgestellt, daß die junge, musikalisch reich begabte Giulietta Guicciardi in Wahrheit Beethovens „unsterbliche Geliebte" war. — —

Merkwürdig bleibt die Tatsache, daß der erste Brief in Beethovens Nachlaß aufgefunden wurde, der zweite dagegen nicht. Wenn Beethoven die ganze Korrespondenz nach der Auflösung des Liebesverhältnisses zurückgefordert hat — anders ist es wohl kaum zu erklären, daß der erste Brief wieder in seinen Besitz gelangte —, so ist die Sammlung augenscheinlich später durch irgendeinen Zufall zerstreut worden. Ich spreche mit Vorbedacht von einer Sammlung, denn nachdem der Brief vom 8. Juli sich wiedergefunden hat, müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß vielleicht noch andere Liebesbriefe aus derselben Zeit auftauchen. Es ist kaum anzunehmen, daß der schriftliche Verkehr zwischen den Liebenden sich auf die beiden bisher entdeckten Briefe Beethovens beschränkt haben sollte. Wahrscheinlich sind sie die beiden einzigen bisher bekannt gewordenen Trümmer einer ganzen Briefgruppe.

Vielleicht wird durch spätere Funde nicht nur der Ort, von dem aus Beethoven schrieb, bekannt, sondern auch der Anlaß, aus dem das Liebesverhältnis wieder gelöst wurde. Das vorhandene Material berechtigt nur zu Vermutungen, und diese lassen zwei Erklärungen möglich erscheinen. Die erste ergibt sich aus Beethovens Bemerkungen über den Adelsstolz der

Familie des Mädchens. Auch in dem Brief an Wegeler vom November 1801 wird der Standesunterschied mit einem Seufzer erwähnt. Doch setzt Beethoven hinzu: „Jetzt könnte ich nun freilich nicht heiraten — ich muß mich nun noch wacker herumtummeln.“ Wenige Zeilen weiter heißt es: „Für mich gibt es kein größeres Vergnügen, als meine Kunst zu treiben und zu zeigen.“ Augenscheinlich waren es also nicht nur Schwierigkeiten seitens der Familie Giuliettas, die eine Heirat verhinderten, sondern es war auch der Selbsterhaltungstrieb des Künstlers Beethoven, der ihn vor den Pflichten und Sorgen einer Ehe zurückschrecken ließ. Diese Auffassung wird bestätigt durch die Worte, die Beethoven 1823 zu Schindler am Schluß jener Unterhaltung über die Guicciardi sprach: „Wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das edle, bessere geblieben?“

Es war also kaum eine Katastrophe, die Beethovens Liebesglück beendete, sondern ein teils aus äußeren Gründen erzwungener, teils aus Liebe zur Kunst veranlaßter freiwilliger Verzicht. Das ganze Erlebnis mag Beethoven aufs tiefste erschüttert und zur Vorbereitung der pessimistischen Stimmung, die aus dem Oktober 1802 geschriebenen Heiligenstädter Testament klingt, wesentlich beigetragen haben. Aber die Bedeutung eines tragischen Verhängnisses, die man früher diesem Vorkommnis zuzumessen pflegte, gebührt ihm keinesfalls. Beethoven war eine selbstherrliche Natur, in deren Leben die Frau nur zu episodischer Bedeutung gelangen konnte. Gab er sich auch im Augenblick mit aller Glut seines Empfindens der Leidenschaft hin, so wußte er ihr doch bald wieder Zügel anzulegen. Der Kampf mag nicht leicht gewesen sein — aber Beethoven war stark genug, die schwersten Stürme zu überstehen. Gerade der Novemberbrief an Wegeler, der die Heiratsidee verwirft, strotzt von Äußerungen urkräftigen Selbstgefühls, die von C moll nach C dur leiten. „So glücklich, als es mir hienieden beschieden ist, sollt Ihr mich sehen, nicht unglücklich, — nein, das könnte ich nicht ertragen, ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. O es ist so schön, das Leben, tausendmal leben.“

Karl Storck





Falsche Klänge auf der Friedensschalmei

Die Oxforder Universität richtet von Zeit zu Zeit Ferienklassen ein, Veranstaltungen, wie sie auch unsere deutschen Universitäten in den Ferienkursen besitzen. Zum ersten Male sind in diesem Jahre einige deutsche Professoren, darunter auch Professor Dr. Alois Brandl von der Universität in Berlin, eingeladen worden, sich als Lehrer an diesen Kursen zu beteiligen. Der genannte Gelehrte hat dem „Berliner Tageblatt" Einzelheiten über diesen Kursus mitgeteilt, von denen hier einige wiedergegeben werden sollen.

„Die Seele der ganzen Veranstaltungen ist der englische Kriegsminister Haldane, bekanntlich ein großer Freund Deutschlands und des deutschen Kaisers, der ja auch bei ihm zu Gast war. Viscount Haldane ist ein Schüler des Göttinger Philosophen Lotze, und in einem sehr bemerkenswerten Buch entwirft Haldane interessante Schilderungen seiner Göttinger Zeit und der Studien überhaupt, die auf deutschen Universitäten betrieben werden. Den englischen Kriegsminister zieht es immer wieder nach Deutschland. Er weilt häufig zu seiner Erholung in Ilmenau und hält sich dann acht Tage auf dem Gickelhahn auf. — Ich spreche am 5. August über den „Gemeinsamen Ursprung der Deutschen und Engländer" und am 7. August über „Shakespeare und Deutschland".

Es wäre nicht nötig, über die privaten Äußerungen eines Einzelnen viel Worte zu verlieren, wenn sie nicht charakteristisch für die heute leider so weitverbreitete Methode wären, zwischen rivalisierenden Völkern versöhnliche und friedliche Gesinnungen dadurch herbeiführen zu wollen, daß man ihnen in politischer Beziehung ab und zu ein X für ein U macht.

Näher betrachtet können die zitierten Worte nur folgenden Sinn haben: Kriegsminister Haldane steht dem deutschen Volke nicht nur sympathisch gegenüber, er ist sein Freund. Zeichen dieser Hinneigung sind die intime Freundschaft des Deutschen Kaisers, ein bemerkenswertes Buch über deutsche Studienverhältnisse aus seiner Feder und die häufigen Reisen nach Deutschland.

Was folgt daraus? Als Freund des Deutschen Reiches muß ihm dessen Wohlergehen sehr am Herzen liegen; Mißhelligkeiten, die dies Land betreffen, dürfen ihn nicht anders als schmerzlich berühren. Als Mann von Charakter müssen diese Gefühle auch die starken Triebfedern seines Handelns bilden. — Welcher Art dieses Handeln nur sein kann, das braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Entspräche die Charakteristik des englischen Kriegsministers der Wirklichkeit, so müßten ihn die Engländer noch heute zum Kuckuck jagen, — es sei denn, daß sie insgesamt Trottel wären, was man aber nach ihrer Vergangenheit nicht wird behaupten wollen.

In Wahrheit liegt die Sache ganz anders. Kriegsminister Haldane ist von seinem Staate dazu angestellt und wird dafür besoldet, daß er alle diejenigen Einrichtungen trifft, die notwendig sind, eventuell jeden, auch den

stärksten Gegner, mit Waffengewalt niederzuwerfen; und da augenblicklich Deutschland der gefährlichste Widersacher Englands ist, so muß seine Tätigkeit unbedingt ihre rauhe Seite gegen Deutschland kehren. Andernfalls würde er vor sich selbst und vor seinem Volke zum Betrüger. Deutschlands Macht und vor allem auch seine Schwäche zu ergründen, muß eine seiner vornehmsten Aufgaben sein. Wenn er also öfter nach Deutschland kommt, so wird er höchst wahrscheinlich die Zeit, während welcher er sich bei uns aufhält, nicht nur dazu benützen, um sich an Goethes resigniertem: „Über allen Wipfeln ist Ruh" zu ergötzen, womit natürlich durchaus nicht behauptet werden soll, daß, wenn Herr Haldane nach Deutschland kommt, er nur in Geschäften Englands reist.

Nun das Freundschaftsverhältnis zwischen dem englischen Kriegsminister und dem Deutschen Kaiser. Da sei nur kurz auf ein Wort Bismarcks hingewiesen: „Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an andern: es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder gegen das Land, dem man dient." (Bismarck an General v. Gerlach.) Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß sich Herr Haldane nicht ebenso dem englischen Volke innerlich verpflichtet fühlt, wie Bismarck seinerzeit dem deutschen Volke gegenüber. —

Der englische Kriegsminister als Freund Deutschlands! Es gehört ein nicht unbedeutendes Maß von Naivität dazu, solche Mitteilungen für bare Münze entgegenzunehmen. Die Zeiten sind aber auch nicht dazu angetan, daß unser Volk fortgesetzt in politische Narkose versetzt werde. Die Ereignisse unserer Tage reden immer deutlicher eine nicht mißzuverstehende Sprache. Lg.

*

Ein Gewesener

Seit ein paar Wochen weilt Fürst Bülow wieder auf deutschem Boden. Als er vorm Jahr desselbigen Weges kam, um vor der sengenden römischen Sommerglut am heimischen Meere Schutz zu suchen, fanden immerhin noch einige liberale und unabhängige Zeitungen den Mut, sich des vierten Kanzlers in Dankbarkeit zu erinnern. Diesmal regte sich auch keine einzige der ehedem so beflissenen Federn. Aus dem Leitartikel (erst hinterher am Jahrestag der Entlassung hat sich das geändert) war der einstige Beherrscher der deutschen Geschicke in die faits divers, den vermischten Teil, verbannt, wo drei-, viermal hintereinander in zwei Kleinzeilen die Etappen verzeichnet standen, über die das Fürstenpaar seinen Weg nach dem gewohnten Norderney genommen hatte. Fürst Bülow, der nie ein Freund ungeschickter Arrangements gewesen ist, mochte dergleichen erwartet haben; denn er mied Berlin, wo der Abstand zwischen dem Früher und dem Heute ihm — aber auch anderen — besonders fühlbar hätte werden müssen. Auch so — und nicht erst jetzt — wird er den Wandel der Zeiten vermutlich bitter genug empfunden haben. Wie hatten ihn, da er im Zenith der Macht sich befand, die Rechte, und bis zur letzten Reichstagsauflösung auch das Zentrum, umjubelt und in schwülstiger Rhetorik seine Verdienste gern ins Gigantische gereckt! Nun aber, seit die kaiserliche Gnadensonne ihn nicht mehr bestrahlt, lassen sie keine Gelegenheit ungenützt, ohne dem Fürsten Bülow zu bescheinigen, daß er alle Dinge nur scherzando behandelt und bei aller Munterkeit je und je der Tiefe, des Ernstes und der rechten Erfassung der Materie ermangelt habe. Wobei natürlich nie unterlassen wird, demgegenüber den neuen Kanzler als ein Muster eindringender Klarheit gebührend herauszustreichen. Wenn aber in früheren Jahren liberale Blätter zuweilen ähnliche Bedenken gegen die Bülowsche Beredsamkeit hervorzukehren wagten, fauchten die nämlichen Leutchen aus allen Poren sittliche Entrüstung. Das ist das Unmoralische an diesem Treiben; das recht eigentlich Unwürdige. Zugleich auch das, woraus der im Moment gebietende Herr beizeiten sich eine Lehre entnehmen mag. Im schwarzen Afrika soll es Fetischisten geben, die ihren

Götzen liebkosend streicheln und sich im Staube vor ihm wälzen, wenn sie glauben, daß er ihnen zu Willen gewesen ist. Und dieselbe arme Holzpuppe ohne Spur von Pietät und sentimentalem Erinnern jämmerlich verprügeln, wenn die Dinge wider ihr Erwarten ausgingen. Unsere Konservativen und Zentrumsmannen sind gewiß von unbestrittener Christlichkeit. Aber in ihrem Verkehr mit Staatsmännern haben sie allerhand mit diesen Fetischisten in the darkest Afrika gemein. Darum — wenn schon nicht darum allein — gibt es auch kein melancholischeres Erdenlos, als in Deutschland ein gewesener Minister zu sein. Bisweilen kann es sogar zu einer echten und großen Tragödie sich auswachsen. R. B.

*

„Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege"

In Bayern haben die Liberalen kürzlich einen Landtagskandidaten durch ein Zeitungsinserat gesucht und, wie hier gleich hinzugefügt sein mag, auch glücklich gefunden. Darüber hat man sich aufgehalten (Choleriker haben sich sogar entrüstet), und es wird zuzugeben sein: auf diesem Terrain ist der sonst „nicht mehr ungewöhnliche Weg" einstweilen noch nicht beschritten worden. Aber liegt er nicht eigentlich im Zuge unserer Entwicklung? Stellen unsere Parlamentarier (was sie der Idee nach sein sollten) denn noch die Auslese der Besten, Tüchtigsten, zum politischen Werke Fähigsten dar? Oder wurde es nicht vielmehr längst Brauch, von den Kandidaten, wenn nicht als einzige, so doch wesentlichste Qualität zu verlangen, daß sie „bodenständig" seien und einer bevorzugten Schicht, wie etwa der Landwirtschaft oder dem Arbeiterstande angehörten? Wozu natürlich noch die Gabe kommen muß, jederzeit allen alles versprechen zu können. Es geht eben bei der Kandidatenauswahl von heute zumeist sehr menschlich, sehr geschäftsmäßig und gelegentlich wohl auch sehr kleinlich zu, und die für gewöhnlich beliebte Methode unterscheidet sich von der in Bayern eingeschlagenen kaum erheblicher als Verlobungen, die nach gebührender Erforschung der schwiegerväterlichen Scheckbücher im Ballsaale zustande kommen, von den Ehebünden, deren zarte Ursprünge auf bedrucktes Zeitungspapier zurückgehen. R. B.

*

Rechtsprechung und öffentliche Meinung

Es ist in Deutschland fast unmöglich, sich in Dingen, die mit der Justiz oder Medizin zusammenhängen, als Gegner allgemein verbreiteter Vorurteile Gehör zu verschaffen, wenn man sich nicht auf eine fachmännische Autorität stützen kann. Das ist nun in dieser Frage möglich. Im Heft vom 15. Juni 1911 der Deutschen Juristenzeitung tritt Landgerichtsrat Kulemann-Bremen ganz energisch für eine uneingeschränkte Mitwirkung der öffentlichen Meinung bei der Rechtsprechung ein. „Hat man nicht die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gerade deswegen eingeführt," fragt er, „weil man deren Unterstellung unter die allgemeine Kritik als das wichtigste Mittel ansah, dem Einfluß von Einseitigkeiten und subjektiven Auffassungen nach Kräften entgegenzuwirken?" Und er meint daraufhin, es sei doch widersinnig, die von der Öffentlichkeit geübte Kritik erst dann zu ihrem Recht kommen zu lassen, „wenn das Urteil endgültig gesprochen und deshalb an der getroffenen Entscheidung nichts mehr zu ändern ist." Das entspreche „dem Zudecken des Brunnens, nachdem das Kind hineingefallen ist".

Kulemann weist auf die unsinnigen Folgerungen hin, die eigentlich aus dem Verlangen, in ein schwebendes Verfahren dürfe durch Erörterungen nicht eingegriffen werden, gezogen werden müßten. Wenn der Richter bei Bildung seiner Ansicht ausschließlich auf sich selbst angewiesen sein solle, dann sei es schon unlogisch, den Parteien zur Ausführung ihrer Auffassung das Wort zu geben; denn sie wollen ja gerade das Urteil der Richter beeinflussen. Ebenso dürfte dann nicht eine Beratung mit gegenseitigem Austausch der Ansichten, sondern nur eine Abstimmung stattfinden. „Solange das Urteil nicht rechts-

kräftig ist," fährt er fort, „ist jeder auf dessen Bildung geübte Einfluß nicht allein berechtigt, sondern im höchsten Grade erwünscht. Der Richter soll solchen Einflüssen nicht entzogen sein, sondern er soll im Gegenteil ihnen im weitesten Umfange ausgesetzt werden. Erst dann, wenn er durch das Läuterungsfeuer aller denkbaren sich bekämpfenden Ansichten hindurchgegangen ist, besteht die höchste erreichbare Gewähr dafür, daß das Urteil die logische Diagonale aller verständigerweise zu vertretenden Standpunkte bilden wird." O. E.

*

Ja Bauer, das ist ganz was anderes!

Der Krankenpfleger Edmund Griehl ist nach dem Zeugnis des „Deutschen Krankenpflegerbundes" ein Mann, der dreißig Jahre lang in seinem Berufe aufs treueste eine Pflicht erfüllt hat, zudem ein liebevoller Ehemann, ein fürsorglicher Familienvater, ein vornehm denkender und handelnder Mensch. Und doch brachte die Kriminalpolizei in Berlin es fertig, ihn, nachdem sie sich schon in einem Rollfuhrkutscher zwei Monate lang deswegen getäuscht hatte, für den Mörder der Witwe Hoffmann in der Blumenthalstraße anzusehen und mit Hilfe der gleichgesinnten Staatsanwaltschaft drei Monate und eine Woche in Untersuchungshaft sitzen zu lassen. Weshalb? Weil eine Frau gesehen haben wollte, daß Griehl zur Zeit der Mordtat die Treppe des Hauses in der Blumenthalstraße herunterkam und weil man drei Wochen später ein anderes, lächerlich geringfügiges Verdachtszeichen aufspürte.

Gesetzt, jene Frau, die der Kriminalpolizei auf die Spur des braven Griehl verhalf, wäre auf der Redaktion einer Berliner Zeitung erschienen, hätte dort — was freilich ein praktisch undenkbarer Fall ist — ebenso empfängliche Ohren für ihre Denunziation gefunden, und der betreffende verantwortliche Redakteur hätte, getrieben von dem Gefühl, einen gemeingefährlichen Verbrecher zu entlarven, den Krankenpfleger Edmund Griehl einer der entsetzlichsten Mordtaten beschuldigt. Wie würde sich die Behörde dazu verhalten, die die fast dreieinhalbmonatige Untersuchungshaft des Krankenpflegers Griehl auf dem Gewissen hat: die Staatsanwaltschaft? Es würde dafür gesorgt werden, daß die Beleidigungsparagraphen des Strafgesetzbuches gegen den verantwortlichen Redakteur in Kraft treten könnten. Und da es diesem gewiß nicht gelänge, glaubhaft zu machen, er habe in gutem Glauben gehandelt, so würde verleumderische Beleidigung angenommen werden. Das Ergebnis müßte eine mehrjährige Gefängnisstrafe, außer einer an den Beleidigten zu erlegenden Buße sein, die nach einem Reichstagsbeschluß vom 11. Januar d. J. 20 000 ℳ betragen darf.

Die Geschichte aller Kulturvölker lehrt, daß die amtliche Rechtspflege um so schlechter ist, in je engeren Schranken das gesprochene und geschriebene Wort sich bewegen müssen. In einem Lande wie Rußland, wo die Zensur noch am schärfsten geübt wird, ist der friedlichste Staatsbürger vor nichts weniger sicher als vor der amtlichen Rechtspflege, während in England Vereine und Gesellschaften befugt sind, strafbare Handlungen zu verfolgen — z. B. leitet die National Society for the prevention of cruelty to children jedes Jahr Tausende von Strafverfolgungen ein und erzielt dabei durchschnittlich 96 Hundertstel Verurteilungen —, ohne daß sich je eine Bewegung in der Öffentlichkeit dagegen geregt hätte. In Amerika hat der Staatsanwalt nur das Anklagematerial herbeizuschaffen; die sogenannten Großgeschworenen prüfen es und entscheiden, ob eine Anklage erhoben werden soll. Bei uns jedoch ist der Staatsanwalt so etwas wie ein Stellvertreter Gottes, ein unfehlbarer Papst, der als unfehlbar also auch denen, die durch ihn bei der Ausübung seines Amtes unrechtmäßig beschädigt werden, keinerlei Rechenschaft schuldig ist.

Der Deutsche Krankenpflegerbund, der — unter der Adresse: Latzke, Berlin, Lutherstraße 50 — eine Sammlung für Griehl veranstaltet, schreibt in seinem Aufruf: „Wenn unser Griehl nun auch nach außen hin rehabilitiert sein mag, die schweren Erschütterungen, die sein Gemüt, Geist und Körper durch das

unverschuldete Geschick erfahren mußten, werden von bleibender Wirkung sein. Sein Lebensmut ist gebrochen, seine Lebenskraft geschwächt. Auch ist er durch die unfreiwillige Aufgabe seiner Berufstätigkeit in arge finanzielle Bedrängnis geraten. Zur gerichtlichen Geltendmachung von Entschädigungsansprüchen fehlt es an einer gesetzlichen Unterlage."

O. E.

*

Ein Festdichter

Ein Herr Dr. Rudolf Franz hat im Verlag von A. Gerisch in Dortmund eine Gedichtsammlung erscheinen lassen, die er „Abrechnung, Politische Versfußtritte" benamset hat. In ihr „rechnet" er mit den Mitgliedern des preußischen Herrenhauses wie folgt ab:

„Hätt' einer wenigstens die Schnauze — Und sagt es frei: Macht geht vor Recht! — Doch dies Gegirre und Gegauze ... — Pfui, Kerls! Wird euch denn gar nicht schlecht? Wie nur die edlen Mägen trotzen — So ekelhaftem Redebrei! — Normale Menschen müssen k....,' — So würde ihnen schlecht dabei."

Streikexzesse aber, die auf alle Fälle ein beklagenswertes Unglück darstellen, begeistern den Verskünstler zu diesem „Fußtritt":

„Hast Du den Patron, — Der da lumpig lockgespitzelt — Für den k. Achtgroschenlohn — An der Nase 'rum gekitzelt, — Haust Du dem zivilen Schuft — Gar eins in die Spitzelfresse, — Ach dann schrein die Vetteln: Luft: Polizei, wenn sie doch schösse! — Roheit! Rote Hetzerei! — Hört man es verzweifelt meckern, — Und die ganze Volkspartei — Sieht man in die Hose kleckern."

Ich bin im ersten Augenblick versucht gewesen, an eine Mystifikation zu glauben. Aber der Verlag ist echt; sein Leiter gehört sogar zu den Rechtgläubigsten unter den Genossen. So bleibt nur die Deutung, daß hier ein aus der bürgerlichen Welt Verschlagener versucht hat (auch diese Art des Strebertums kommt vor, ist nicht einmal selten) durch eine bis zur Siedehitze gesteigerte „proletarische Gesinnung" Vergangenheit und Abstammung abzubüßen und sich nach Kräften zu „schustern". Ist, wie es hier und da in den Tagesblättern geschehen ist, die Sozialdemokratie wirklich für diese Sünden an der Sprache Goethes verantwortlich zu machen? Man soll es nicht unbedingt bejahen: denn schließlich gibt es in der deutschen Sozialdemokratie erwiesenermaßen allerhand Leute von Geschmack, von denen durchaus anzunehmen ist, daß sie dieser Bund von Talentlosigkeit und Roheit anwidern wird wie uns andere auch. Aber man wird es leider doch auch nicht uneingeschränkt verneinen dürfen. Die Amusischen sind in unserem in manchem Belang viel zu stark politisierten Volk ohnehin im Wachsen, und in der Handarbeiterschaft werden sie, was kein Vorwurf sein soll, weil es nur natürlich wäre, wohl die Mehrheit sein. Und nun hat man ihnen jahraus jahrein das Märchen von der proletarischen Kunst vorerzählt, an der das Volk noch einst genesen würde wie an der neuen proletarischen Sittlichkeit, die mit dem Zusammenbruch der bürgerlichen Welt plötzlich über diese irrenden, bresthaften Menschen kommen werde. Hat wahrhaft abscheuliche Kinderbücher geschrieben und eine Jugendliteratur zu schaffen sich gequält, in der aller jugendliche Sinn von grober Tendenz ersäuft wurde. Das hat doch erst den Boden bereiten helfen, auf dem Sumpfpflänzchen wie dieser Doktor und magister liberalium artium erwachsen konnten. Herr Franz soll übrigens seine Fußtritte der Arbeiterschaft als Vortragsmaterial bei „festlichen Veranstaltungen" zugedacht haben. Mir scheint: die sozialdemokratischen Führer hätten Anlaß, sich darum zu kümmern, ob der menschenfreundlichen Absicht irgendwo Erfüllung wird.

R. B.

*

Börsenmanöver

Schon seit Jahren bleiben die Urheber falscher Börsennachrichten zu Spekulationszwecken unermittelt und unbestraft, und selbst den Verbreitern solcher Nachrichten geschieht nichts. Als die Entsendung des „Panther" nach Agadir bekannt wurde, kolportierte man an der Londoner und Pariser Börse ein Gerücht, wonach vor der marokkanischen Küste bereits acht deutsche

Kriegsschiffe eingetroffen wären. Offiziös wurde dieses Gerücht von Berlin aus dementiert, weil es in Paris und Berlin aufreizend wirken konnte. Zunächst hatte aber der Erfinder ohne Zweifel Spekulationszwecke im Auge.

Ehedem, da die Börse noch nicht so mächtig war wie heute, verfolgte man die Urheber solcher Börsenmanöver mit größter Strenge und belegte sie mit harten Strafen. Einen merkwürdigen Fall dieser Art hat die „Nemesis", eine deutsche Zeitschrift für Politik und Geschichte, in ihrem Jahrgang 1814 der Nachwelt überliefert.

Der englische Admiral Lord Cochrane hatte im Jahre 1814 durch Aussprengung der Unwahrheit, daß Napoleon tot sei, die englischen Staatspapiere in die Höhe getrieben. Würde ihn das Wetter begünstigt haben, so hätte er durch diesen Betrug vielleicht 100 000 Pfund Sterling gewonnen; er gewann aber nur 10 000 Pfund Sterling. In andern Ländern würde man vielleicht nicht die ruhmvollen Dienste, die der Admiral der Marine geleistet hatte, aber doch gewiß seinen Stand als einen Grund angesehen haben, solch eine niederträchtige Schwachheit zu bemänteln. In England aber wurde Lord Cochrane mit seinen Genossen verurteilt, eine Stunde am Schandpfahle vor der Börse zu stehen, hierauf ein Jahr im Gefängnisse zu bleiben und 1000 Pfund Sterling zu bezahlen. Der Verlust seines Amts und seiner Würden verstand sich von selbst.

Heute [illegible]zt die öffentliche Meinung unter dem [illegible]nfluß des aufgeklärten Börsenliber[illegible]mus und würde eine solche Strafe als eine „mittelalterliche Barbarei" empfinden. An der Börse aber, wo derartige Manöver, wenn auch vielleicht in verfeinerter Form, zu den Alltäglichkeiten gehören und als unvermeidliche Auswüchse der schrankenlosen Börsenfreiheit hingenommen werden, würde man ein gewaltiges internationales Geschrei erheben und alle zivilisierten Staaten anrufen, um die Wiederholung solcher „Kulturwidrigkeiten" unmöglich zu machen.

*

Ein jüdischer Fall Jatho

Von einem solchen weiß die „Staatsb.-Ztg." zu erzählen: „Jatho war Prediger, Dr. Jakob Fromer nur Bibliothekar einer jüdischen Gemeinde. Als Wissenschafter kam er zu den Ergebnissen, daß manches an der jüdischen Überlieferung überholt und veraltet sei, daß das Judentum — als Religionsgemeinschaft, nicht als Rasse — nicht für alle Ewigkeit auf Kosten der Kultur erhalten werden könne. Fromer näherte sich mit solchen Anschauungen denen der nichtjüdischen Menschheit. Es wäre daher zu verstehen gewesen, wenn sich diese für Fromer ins Zeug gelegt hätte. Nichts derartiges geschah. Aber Fromer legte nur als Wissenschafter die Ergebnisse seines Forschens nieder. Er agitierte nicht öffentlich damit, wie es Jatho tat. Gleichwohl brach seitens des orthodoxen Judentums eine wüste Hetze gegen Fromer los — und selbst die sich liberal gebärdenden Juden taten nichts für den Verfemten. Der größte Schimpf, der einen Juden treffen kann, traf ihn: der Vorwurf, daß er getauft sei. Liebenswürdiger waren die Bezeichnungen für ihn. Er sei ein Ignorant, ein Analphabet, ein Gauner, ein Hochstapler. Das war die Zugabe zu der sofortigen Amtsentlassung. Aber damit nicht genug. Dr. Jakob Fromer bekam den ganzen Haß seines Volkes zu kosten. . . Wo Fromer sich um Brot und Stellung bewarb, seine Rasse- und Glaubensbrüder wußten seine Anstellung sowie jeglichen Erwerb zu hintertreiben. . . Manchen gemeinsamen Zug haben der Fall Fromer und der Fall Jatho. Aber während der eine verfolgt, geächtet und geschmäht wurde, erkannte man die Lauterkeit des Charakters und der Gesinnung des andern an. Während der eine mit 6000 M in den Ruhestand versetzt wird und sich ihm tausend hilfreiche Hände entgegenstrecken, ging der andre leer und hungrig vom vollen Tisch . . ."

*

Verwandelte Fürstengefühle

Auf einer Photographie „zum Beginn der Prinz-Heinrich-Fahrt", Anfang Juli, sieht man einige Herren; in der Mitte den Prinzen Heinrich, der einen Hund in einer Art von Präsentierhaltung in den Händen trägt. Den Kronprinzen sah man früher, in seiner Verlobtenzeit, mit dem Dackel im Arm dem bilderbegehrenden Volke der Deutschen klischiert.

Auch im Mittelalter gab es das Hundetragen der Edlen. Aber damals geschah es noch nicht freiwillig. Ed. H.

*

„An Damen vermiete ich nicht"

In der guten und (noch nicht lange) ehrsamen Stadt Rixdorf, die gen Südosten der Capitale Berlin vorgelagert ist und seit einiger Zeit um einen neuen und vornehmeren Namen sich bewirbt, hat vor kurzem sich etwas Seltsames begeben. Ihr war ein Legat von 100 000 ℳ zugefallen, und die verehrten Stadtväter sträubten sich — Wunder über Wunder! — ernstlich, es anzunehmen. Grund: für diese 100 000 ℳ sollte ein Heim für erwerbstätige ledige Frauen errichtet werden, und die Herren befürchteten daraus eine Beeinträchtigung der allerdings nicht allzu fest eingewurzelten Rixdorfischen Sittsamkeit. Nur ein paar von den Argumenten dieser Kommunaloberen: Die Frauen würden sich in dem Hause „nicht vertragen, so daß man dort eine eigene Polizeiwache würde einrichten müssen". Und: es würden nur „Berliner Geschäftsdamen und Halbwelt" einziehen und „sonstige sittlich fragwürdige Elemente". Eines muß man den Rixdorfer Stadtvätern lassen: sie sind von einer schier ergötzlichen Weltfremdheit. Sonst würden sie wissen, daß Halbweltdamen sich nicht gerade in Ledigenheime drängen werden, deren Hausordnung ihres Lebens nicht immer ernstem Führen nun einmal grundsätzlich widerstreiten muß. Unverdorbenen Gemütes sind die Männer von Rixdorf leider trotzdem nicht; vielmehr spricht aus der Art, wie sie die erwerbstätige ledige Frau ohne weiteres den „sittlich fragwürdigen Elementen" zurechneten, eine naive Verderbtheit, wie sie in diesem Zeitalter stetig wachsender Frauenerwerbsarbeit denn doch nicht mehr ganz alltäglich ist. Es mag sein, daß ein starker Prozentsatz der „Berliner Geschäftsdamen", worunter hier wohl Verkäuferinnen verstanden sein sollen, sich nicht gerade zur Präsentation für die Tugendrose eignet. Aber ebenso sicher ist, daß — gewiß nicht in allen, aber in vielen, sehr vielen Fällen — die Wohnungsverhältnisse da mit die Schuld tragen. Diese Schwierigkeit für die alleinstehende Frau, die nicht in ein Pensionat ziehen will und aus sehr zwingenden pekuniären Gründen auch gar nicht dahin ziehen kann, eine passende und preiswürdige Wohnung zu finden, weil ihr allenthalben der gleiche Verdacht begegnet wie im Rixdorfer Stadtparlament und (wenn es nicht Blutsauger sind, bei denen sie verkäme) der Anfragenden so und so oft mit einem schnippischen „An Damen vermiete ich überhaupt nicht" die Tür vor der Nase zugeschlagen wird. Vermutlich haben gerade derlei Beobachtungen den Rixdorfer Erblasser zu seiner Stiftung bewogen. Daß er dabei den Intellekt und den sozialen Sinn der Rixdorfer Stadtväter, die genau wie die Berliner Wirtinnen „nicht an Damen zu vermieten" wünschten, beinahe überschätzt hätte, darf man ihm nicht zum Vorwurf machen. R. B.

*

Noch mehr Herzensroheit?

Die „Staatsbürgerzeitung", aus der das Berliner antisemitische Kleinbürgertum — also immerhin ein paar tausend Leute — die politische Atzung zu beziehen pflegt, brachte vor einiger Frist folgenden Erguß: „Ungezählte Millionen Mark gehen jährlich dem deutschen Volksvermögen verloren. Fleischklumpen, die nichts Menschenähnliches haben, von denen man nicht einmal aus Gefühlsäußerungen auf eine Seele schließen kann, werden mühselig erhalten. Statt Werte schaffen zu helfen, glauben ehrenwerte Leute sich ein Verdienst zu erringen, wenn sie in Krüppelheimen und Idiotenanstalten Werte verzehren lassen. Einsichtige Sozialpolitiker,

Männer und Frauen mit Herz und Gemüt fordern ein Verbot der Heirat zwischen Kranken. Die proletarische Weltanschauung aber sucht uns immer weiter in den Sumpf des Verderbens hineinzuziehen, an dessen Rond uns ein falsch verstandenes Mitleid geführt hat. Demgegenüber muß dringend der Ruf erschallen: Mehr Herzensroheit! Für den, dessen Familie nun ein solches krankes Glied aufzuweisen hat, mag es hart erscheinen und roh, dessen Vernichtung zu fordern. Man prüfe aber nach, ob der Allgemeinheit, ja, ob selbst der Familie ein Schaden bei dem Nichtvorhandensein erwachsen würde; ob ein Nutzen. Niemand, weder Eltern noch Geschwister, haben ein Recht, das niedersteigende Leben zu schützen, sie haben vielmehr die Pflicht, das aufsteigende zu fördern. Staat, Gesetz, Recht und Sitte müssen sich wandeln, dem Arzt ausmerzende Befugnisse eingeräumt werden, sonst verkommt die Menschheit in den Folgen der Kultur und des übelangebrachten Mitleids."

Ob eine Zeit, in der ein unsauberer Geselle dergleichen ungescheut an die Öffentlichkeit zu tragen wagt, wirklich noch Grund hat, sich über einen Mangel an Herzensroheit zu beklagen? Vor hundert und einigen Jahren gab es selbst in Preußen ganz angesehene und leidlich unterrichtete Männer, wie z. B. Wilhelm v. Humboldt, die an den Beruf der Deutschen zur Kultur- und Menschheitsnation glaubten. Und Friedrich v. Schiller behauptete in einem leider unvollendet gebliebenen Gedicht von ihnen: sie verkehrten mit dem Geist der Welten, und: „der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." Kein Mensch, der mit wachen Sinnen beobachtet, wie die Grimasse des Sportfexes und des Realpolitikers bei uns heute von Tag zu Tage an Terrain gewinnt, wird ähnliches mehr versichern mögen. Aber (wie wir als Studenten in nicht immer alkoholfreier Begeisterung zu singen pflegten): „Herrlich auferstanden ist das neue Reich"... R. B.

*

Hellseherei

Schopenhauer weist in seiner Abhandlung über die Freiheit des Willens auf jene Erscheinungen hin zum Beweis der „strengen Notwendigkeit alles Geschehenden". Dieser Vertreter einer pessimistischen Lebensanschauung meint wörtlich (Kleinere Schriften, Bd. III, S. 451; Leipzig, Inselverlag): „Wenn wir die strenge Notwendigkeit alles Geschehenden, vermöge einer alle Vorgänge ohne Unterschied verknüpfenden Kausalkette nicht annehmen, sondern diese letztere an unzähligen Stellen durch eine absolute Freiheit unterbrochen werden lassen, so wird alles Vorhersehen des Zukünftigen, im Traume, im hellsehenden Somnambulismus und im zweiten Gesicht (second sight), selbst objektiv, folglich absolut unmöglich, mithin undenkbar; weil es dann gar keine objektiv wirkliche Zukunft gibt, die auch möglicherweise vorhergesehen werden könnte: statt daß wir jetzt doch nur die subjektiven Bedingungen hiezu, also die subjektive Möglichkeit, bezweifeln. Und selbst dieser Zweifel kann bei den Wohlunterrichteten heutzutage nicht mehr Raum gewinnen, nachdem unzählige Zeugnisse, von glaubwürdigster Seite, jene Antizipationen der Zukunft festgestellt haben."

Diese Feststellung scheint neuerdings um einen Fall vermehrt worden zu sein. Vor dem Schöffengericht in Bielefeld stand ein als Hellseher bekannter Magnetopath Theodor Petzold aus Bielefeld unter der Anklage des Betrugs. Die Beweisaufnahme ergab indessen, daß der Angeklagte tatsächlich einer ganzen Anzahl von Zeugen aus den verschiedensten Ständen sehr überraschende Zukunftsenthüllungen gegeben habe. So hatte er einem Manne monatelang zuvor die Geburtsstunde, das Geschlecht und besondere Begleitumstände bei der Geburt des Kindes vorausgesagt; einem andern hatte er genau die Stelle bezeichnet, wo ein verloren gegangener Ring lag. Der als Psychiater hinzugezogene Arzt Dr. Liebe von Bielefeld gab seine Ansicht dahin ab, daß die Wissenschaft

keine Erklärung für das Hellsehen kenne, diese Gabe vielmehr in das Gebiet des Übersinnlichen verweise. Auf Antrag des Vertreters der Staatsanwaltschaft erfolgte sodann die kostenlose Freisprechung des Angeklagten.

A. L.

*

Schmücke dein Heim!

wird heute dem Volk in allen Variationen zugerufen. Schmücke dein Heim mit stilgerechten Möbeln, schmücke es mit guten Bildern und Büchern und, last not least, schmücke es mit lebenden Blumen und Zweigen, vermeide künstliche Blumen! Der Ruf ist so stark und eindringlich, daß er überall gehört und — sehr häufig auch befolgt wird. Während aber der Erfolg des Rufes nach allen andern Richtungen mit großer Befriedigung zu begrüßen ist, sieht der Naturfreund eine Wirkung dieser Massensuggestion mit geteilter Freude. Schon früher hatte er gar manche Mißhandlung der Natur zu beklagen; ganze Scharen von Ausflüglern zogen Sonntags mit großen Bündeln Zweigen und Blumen nach Hause, überall fand er bei seinen Wanderungen abgerupfte Blumen und Zweige verwelkend am Wege liegen. Seit der Ruf nach dem Heimschmuck mit natürlichen Blumen erschallt, sind diese Scharen noch bedauerlich gestärkt worden, hat doch der Schein der Berechtigung, der dem Tun durch das „Schmücke dein Heim“ gegeben wird, auch manchen früher dem Treiben mit Bedauern Zusehenden auf die Seite der Naturplünderer geführt.

Schon lange muß der Naturfreund aus der Großstadt, wenn er sich an blumengeschmückten Wiesen und bunten Abhängen erfreuen will, weit, weit aus der Stadt hinaus wandern. In der Nähe der Stadt sind längst alle Blumen der dem öffentlicheu Verkehr zugänglichen Wiesen dem Vandalismus der Städter zum Opfer gefallen. Mit Recht würden die in allen Städtewaldungen zu findenden Aufforderungen: „Bürger, schützet eure Wälder!“ ergänzt: „Schützet sie vor allem vor den Schmücke-dein-Heim-Fanatikern.“ Darum fort mit dem Ruf nach dem Heimschmuck mit natürlichen Blumen und Zweigen, wie er jetzt erschallt. Selbstgezogene Blumen sollen das Heim schmücken! Baumzweige gehören überhaupt nicht hinein, sie stellen im Gegenteil dem Bewohner ein recht trauriges Zeugnis aus.

Bi.

*

Preußen und die moderne Baukunst

Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten hat zur modernen Baukunst Stellung genommen in einem Erlaß, dessen Hauptstelle also lautet:

„Gegenüber der in neuerer Zeit aufgetretenen Bewegung, in der kirchlichen wie in der bürgerlichen Baukunst unter Abwendung von allem Herkömmlichen neue Ausdrucksmittel für die Baugedanken der Gegenwart zu suchen, glaubt die Staatsbauverwaltung Zurückhaltung üben zu müssen in der Überzeugung, daß es als ein baukünstlerischer Verlust anzusehen ist, wenn der Boden der geschichtlichen Überlieferung verlassen und damit auf die Verwertung des Reichtums der Gestaltungskraft verzichtet wird, den die Kultur früherer Jahrhunderte hinterlassen hat.“

Es ist kaum glaublich, daß eine zur künstlerischen Volkserziehung eingesetzte Behörde eine so äußerliche Auffassung künstlerischer Probleme haben kann. Es ist doch der Geist, der lebt und belebt, der also die Form sich schaffen muß, nicht aber darf eine überkommene alte Form den neuen Geist in sich hineinzwängen. Aber davon abgesehen liegt doch „der Reichtum der Gestaltungskraft“ unserer Vorfahren nicht in einer größeren oder kleineren Zahl von Schnörkeln, Bogen und Zierstücken, die äußerlich angeklebt werden, sondern eben in der Fähigkeit, aus der jeweiligen Bauaufgabe heraus die Lösung ihrer Gestaltung zu gewinnen. Es ist der größte Fortschritt der modernen Architektur, daß sie zu dieser geistigen Treue gegen die Vergangenheit gelangt ist. Freilich erheischt diese Treue innere Versenkung in die geschichtliche Überlieferung; mit einigen architektonischen Musterbüchern ist da nicht auszukommen.

St.

Schlechtes (Gegen-) Beispiel

Ob wohl jemand meint, daß die in Panoptiken und Jahrmarktsmuseen gezeigten „Schreckenskammern“ die Besucher zu einer humanen Rechtsauffassung und zu mildem Gerechtigkeitssinn erziehen können? Ich glaube kaum. Jedenfalls ist von ernsten Erziehern immer vor dem Besuch solcher Veranstaltungen gewarnt worden. Alle weise Erziehung hat die fördernde Kraft immer im guten Beispiel gesehen. Das schlechte Beispiel hat nur dann Wert, wenn man die üblen Folgen zeigen kann. Das ist in moralischen Dingen möglich, ob aber in ästhetischen? Was heißt hier üble Folge? Wie oft habe ich es beobachtet, daß bei den Zeitschriften, die den reichlich pedantischen Gedanken des Gegenübers von Beispiel und Gegenbeispiel systematisch ausbeuten, das Gegenbeispiel den Leuten zunächst besser gefiel, als das Beispiel! Wer hätte nicht Ähnliches im gesellschaftlichen Gespräch erlebt. Schon Hauff mußte es erleben, daß er mit einer von aller Welt ernst aufgenommenen Parodie Claurens (dem „Mann im Monde“) den stärksten Erfolg gewann. Jetzt hat man in der Pfalz einmal rechnerisch klar das Exempel belegt erhalten, was man mit den „Gegenbeispielen“ erreicht. In der „Ausstellung zur Bekämpfung der Schundliteratur“, die zuvor ja schon an vielen andern Orten gezeigt worden ist, findet sich auch eine große Sammlung der schlimmsten Schundliteratur. Nun war laut Zeitungsberichten zu beobachten, wie die halbwüchsigen Burschen gerade dieser Bücherschau ihre lebhafte Teilnahme zuwandten und sich gerade die Titel der saftigsten Werke aufschrieben, um sie sich erwerben zu können. Bequemer konnte man es ihnen nicht machen. Das heißt, doch! Denn die begehrtesten Sammelobjekte sind aus den Schaukästen gestohlen worden.

Mit Lachen oder einem Kopfschütteln kommt man über diese „bedauerlichen Begleiterscheinungen“ nicht weg. Man sollte sich vielmehr ernstlich fragen, was man eigentlich mit der A u s s t e l l u n g dieses Schundes bezweckt. Ich begreife, daß wer die Schundliteratur bekämpfen will, seinen Feind kennen muß. Aber das gilt doch nur für die Feldherren in diesem Kampfe. Mit dieser lebensfremden Art, wie sie aus solchen Veranstaltungen spricht, wird man nie etwas ausrichten. Das habe ich schon lange gemerkt, daß die theoretischen Ästhetiker an einem nicht minder graugrünen Tischlein sitzen, als die andern Bureaukraten. Vielleicht kommen sie auch noch auf den Gedanken, zur Bekämpfung des Schmutzes im Bilde eine Ausstellung dieser bildlichen Schmutzware zu veranstalten. Der sicher riesige Besuch, den eine solche Ausstellung finden würde, wird dann als großer Erfolg gebucht werden. St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.,** beide **Berlin-Schöneberg, Bozener** Straße 8, zu richten. **Für** u n v e r l a n g t e Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“ des „Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes P o r t o verpflichtet die Redaktion w e d e r z u b r i e f l i c h e r Ä u ß e r u n g n o c h z u r R ü c k s e n d u n g solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht** vor frühestens **sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung **ist nur ausnahmsweise** und nach **vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. **Alle** auf den **Versand und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt** an diesen richten: **Greiner und Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß * Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Waldspuk



Kurt Jäckel

Eifelkrater  Kurt Jäckel

Sonnenzauber



Kurt Jäckel

Hinab



Kurt Jäckel



Der Feuerreiter

Kurt Jäckel

